

Zeitschrift für Ethnologie

Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, ...

ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redactions-Commission:

A. Bastian, R. Hartmann, R. Virchow, A. Voss.



Zwanzigster Band.

1888.

Mit 10 Tafeln.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & CO.

1888.

Inhalt.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte mit besonderer Paginirung.

Ein chronologisches Inhalts-Verzeichniss der Sitzungen, sowie ein alphabetisches Namens- und Sach-Register befindet sich am Schlusse der Verhandlungen.

Verzeichniss der Tafeln.

Verzeichniss der Zinkographien und Holzschnitte im Text.

(H. = Holzschnitt.)

Zeitschrift für Ethnologie, 1888.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1888.

I.

Der Charakter der aztekischen und der Maya-Handschriften.

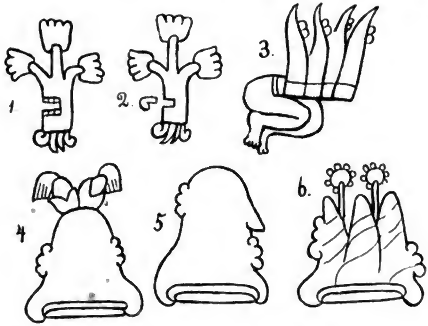
Vorgetragen in der Sitzung vom 16. Juli 1887 der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

von

Dr. **E. SELER**
in Berlin.

Die Art und Weise, wie in mexikanischen Handschriften einem Gedanken Ausdruck gegeben wird, hat man in neuerer Zeit nicht unpassend einem Rebus verglichen. In der That, die Bilder, mit welchen im Codex Mendoza die Namen von Personen und Orten wiedergegeben werden, sind Rebus im eigentlichen Sinne, Wortrebus oder Silbenrebus. Für die einzelnen Worte oder Silben, aus denen der Name des Orts oder der Person besteht, treten die Bilder von Gegenständen gleicher Benennung oder gleichen Klanges ein, unter Nichtberücksichtigung, bezw. absichtlicher Hintenansetzung der Vorstellung, welche das betreffende Wort oder die betreffende Silbe repräsentirt. Ich führe als Beispiele die Ortsnamen Quauhtikan, Quauhnahuac, Tollantzinco, Xilotepec, Tepeyacac und Texcoco (Figur 1—6) an. Die beiden ersten Namen bedeuten „am Walde“ und sind zusammengesetzt aus den Silben quauh (Wurzel des Wortes quahuitl, „Baum“, „Wald“) und aus den Postpositionen tlan und nahuac, die beide „in, an, bei“ bedeuten. Dem entsprechend zeigen die Bilder uns auch einen Baum. Aber die Silbe tlan ist ausgedrückt durch zwei Zahnreihen, denn tlan-tli heisst der „Zahn“. Und die Silbe nahuac ist ausgedrückt durch eine Mundöffnung mit dem Züngelchen davor, das allgemein als Zeichen der Rede fungirt; denn nahuatl heisst „die deutliche Rede“. Tollantzinco bedeutet „Klein-Tollan“, und Tollan selbst bedeutet „Ort, wo Binsen wachsen“. Demgemäss zeigt uns das Bild (Fig. 3) ein Bündel Binsen, aber die Endung tzinco, „klein“, ist durch den Hintern eines Menschen ausgedrückt, denn tzintli heisst „der Hintere“. Xilotepec heisst „Ort des jungen Maiskolbens“ und ist entsprechend ausgedrückt durch eine (mit grüner Farbe gemalte) Figur, die überall als Zeichen des Berges (tepetl) fungirt, und durch zwei junge Maiskolben (xilotl) mit den grossen heraushängenden Narbenbüscheln. Tepeyacac heisst „an dem Bergvorsprung“ oder „an der Bergspitze“, zusammengesetzt aus dem Worte

tepetl „Berg“ und yacatli „Nase“, und ist dem entsprechend dargestellt durch das Zeichen des Berges (grün gemalt) mit einer (braun gemalten) Nase daran. Texcoco heisst: „wo die Felsenblume (texcotl) wächst“. Das Bild zeigt uns einen in drei Spitzen getheilten und mit der doppelten



Farbe des Steins gemalten Berg und darauf zwei Blumen. Die Silbe c, co, welche „in, an“ bedeutet, ist in der ganzen Reihe nicht ausgedrückt. Sie versteht sich von selbst, da der Leser der Handschrift aus dem ganzen Bilde ersicht, dass es sich um Ortsnamen handelt.

Unter den Begriff des Rebus fällt in gewisser Weise auch die Art, wie die alten Mexikaner ihre Götter mit Symbolen und Attributen ausstaffirten und umgaben. Es heisst das religiöse Denken und Fühlen dieser alten Götzenanbeter doch zu gering anschlagen, wenn die spanischen Eroberer und die mönchischen Apostel annahmen, dass die göttliche Macht, die unter diesem oder jenem Namen verehrt wurde, auch in der scheusslichen oder bizarren Form gedacht wurde, in welcher der Gott in Stein gehauen oder in den Handschriften dargestellt wurde. Im Gegentheil: Gesichtsbildung, Bemalung, Schmuck, Waffen, Geräthe, die dem Gott gegeben oder die neben ihm angebracht wurden, — sind alles nur Mittel, um den Gott zu charakterisiren, um in der unbehülflichen Weise einer symbolischen Schrift die Eigenschaften und die besondere Natur des Gottes zum Ausdruck zu bringen. Es ist das, wie gesagt, in gewisser Weise auch ein Rebus, aber kein Wortrebus mehr, sondern ein Gedankenrebus.

Was nun die ganzen Handschriften und die Darstellungen der Monumente angeht, so muss ich, im Gegensatz zu einer jüngst ausgesprochenen Ansicht, entschieden behaupten, dass die Sprache derselben, wenigstens in ihrer überwiegenden Mehrheit, entschieden unter den letzteren Begriff, den des Gedankenrebus, fällt. Wenn wir auf den ersten Blättern des Cod. Mendoza eine Anzahl von Jahren mit ihren Zeichen angegeben finden, daneben das Bild eines Königs mit seiner Namenshieroglyphe, und ihm

gegenüber die Hieroglyphen einer Anzahl von Städten und Ortschaften, und vor jeder das Bild des brennenden Tempels, das Symbol der Unterwerfung oder Zerstörung, so lässt sich dies kaum mehr in einen sprachlichen Satz zusammenbringen. Es ist Sprache in Bildern und Symbolen, ein Gedankenrebus, bedeutend, dass der König dieses Namens so und so lange regierte und die und die Städte unterwarf. Noch deutlicher tragen den Charakter des Gedankenrebus die hinteren Blätter des Codex Mendoza, wo wir neben den Hieroglyphen der Städte die Zahl und den Charakter der von ihnen zu leistenden Tribute in deutlichen Bildern oder verständlichen Symbolen angegeben finden. Und ebenso die anderen. Die einzelnen Hieroglyphen (Orts- und Personennamen) repräsentiren eine Art von Silbenschrift in Bildern, — vielleicht, in manchen Handschriften (Codex Viennensis und die verwandten), auch die einzelnen Symbole, — aber der Gesammtinhalt erhebt sich nicht über den Charakter einer bildlichen und symbolischen Darstellung; zusammenhängende Sätze sind in der oben erläuterten Weise nicht geschrieben worden.

Hinsichtlich der Maya-Handschriften hat VALENTINI schon im Jahre 1880 die Ansicht ausgesprochen, dass das hieroglyphische Alphabet, welches in dem Geschichtswerk des Bischofs LANDA überliefert ist, spanisches Machwerk sei. Thatsache ist, dass die Versuche, mit Hülfe dieses Alphabets die Maya-Handschriften zu entziffern, vollständig missglückt sind. Einen andern Weg hat Professor CYRUS THOMAS und in neuerer Zeit Dr. SCHELLHAS eingeschlagen, nehmlich den des unabhängigen Studiums der Handschriften selbst, und der Letztere hat als seine Ansicht ausgesprochen, dass die Maya-Schrift im Princip ideographisch sei und sich nur zur Vervollständigung der ideographischen Hieroglyphenbilder vielleicht einer Anzahl feststehender phonetischer Zeichen bediene. Auch ich habe die Ueberzeugung gewonnen und sie in einem früheren Vortrage ausgesprochen, dass die Maya-Hieroglyphen wesentlich ideographischer Natur sind. Wie wir indes eben an den aztekischen Handschriften gesehen haben, verträgt sich eine im Allgemeinen ideographische Schreibweise sehr wohl mit phonetischer Constitution der einzelnen Hieroglyphen, und es wäre zuvörderst noch erst zu prüfen, was man in dieser Beziehung von den Maya-Hieroglyphen zu urtheilen hat.

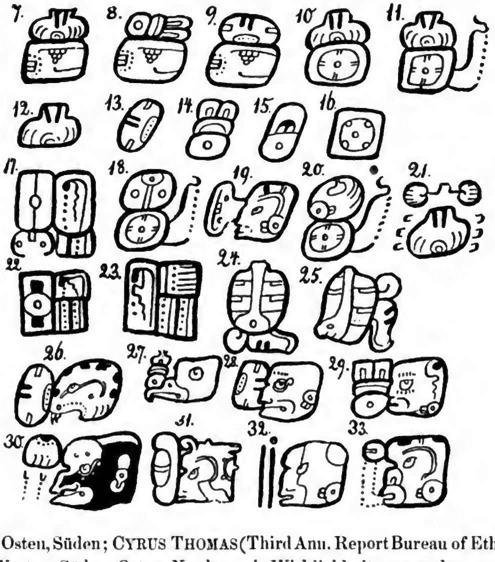
Hier möchte ich nun, ohne im Princip zu negiren, dass phonetisch constituirte Hieroglyphen möglich sind und auch vorkommen, — ich würde solche zu allererst auf den Steininschriften suchen, wo vermuthlich Namen von Personen und Ortschaften eine gewisse Rolle spielen werden, — doch als meine Ansicht aussprechen, dass in den üblichen Hieroglyphen der Handschriften phonetische Elemente fehlen und nur sporadisch vertreten sind.

Es liegt das gewissermaassen in der Natur der Sache. Da in der Maya-Sprache die meisten Dingwörter Monosyllaba sind oder durch eine beschränkte kleine Zahl von Suffixen von Monosyllabis sich ableiten, so

boten für die schriftliche Unterscheidung die in einem Worte enthaltenen Vorstellungselemente entschieden mehr passende und leichter zu verwerthende Mittel, als sie der Klang der Worte darbieten konnte.

Wir kennen eine Anzahl von Hieroglyphen, deren Lautwerth mit Sicherheit festgestellt gelten darf, und bei denen wir auch über die Bedeutung der Worte im Allgemeinen nicht im Unklaren sind. Das sind die von Landa uns überlieferten Hieroglyphen der Monatsnamen. Hier zeigt sich nun, dass einsilbige Worte durch, aus mehreren Elementen bestehende Hieroglyphen, mehrsilbige durch einheitliche Zeichen wiedergegeben sind. Die drei Monate yax, zac, ceh werden durch die Hieroglyphen Fig. 7, 8, 9 ausgedrückt. Der untere Theil der Hieroglyphe ist in allen drei derselbe und identisch mit dem Tageszeichen cauac. Der obere Theil der ersten Hieroglyphe kommt auch in der Hieroglyphe des Monatsnamens yaxkin (Fig. 10, 11) vor, und da der untere Theil dieser Hieroglyphe, wie es scheint, kin, „den Tag“ oder „die Sonne“, bezeichnet, so möchte man schliessen, dass das Element Fig. 12 in der That mit yax übersetzt werden muss, ein Wort, welches „grün“ oder „blau“, aber auch „das erste, ursprüngliche“ bedeutet. Die oberen Theile der beiden anderen Hieroglyphen kehren in einer Reihe von vier Elementen (Fig. 13—16) wieder, welche (wie schon Schellhas erkannte) mit den vier Himmelsrichtungen, die durch die Hieroglyphen Fig. 18—21 bezeichnet werden, in der Weise zusammengeordnet sind, dass sie den wechselnden Bestandtheil sonst gleichartiger Hieroglyphen bilden, welche in der Begleitung der genannten Hieroglyphen der vier Himmelsrichtungen auftreten, während das Element, welches ich eben als vermuthlich den Lautwerth yax habend bezeichnet habe, in ganz gleicher Weise einer fünften Himmelsrichtung entspricht, die auf den einander ergänzenden Tafeln des Cod. Tro 36 und des Cod. Cortez 22 in der Reihe der Hieroglyphen der Himmelsrichtungen zu sehen ist und die Gestalt der Figur 17 hat. Da diejenigen Gegenstände, welche mit einer der vier Haupthimmelsrichtungen in Verbindung gebracht wurden, von den Maya durch eine bestimmte Farbe ausgezeichnet wurden, — und zwar dergestalt, dass den, durch die Tageszeichen ix, muluc, kan, cauac bezeichneten Himmelsrichtungen, die allgemein mit den Himmelsrichtungen chikin Westen, xaman Norden, lakin Osten, nohol Süden identificirt werden, die Farben zac „weiss“, chac „roth“, kan „gelb“, ek „schwarz“ entsprechen —, so liegt die Vermuthung nahe, dass die Elemente Fig. 13—16 eben diese vier Farben bezeichnen. Da weiter von diesen vier Elementen die Fig. 14 in der Hieroglyphe des Monatsnamens zac „weiss“, die Fig. 13 in der des Monatsnamens ceh „Hirsch“, d. i. des rothen Thieres, ausserdem Fig. 13 als auszeichnendes Merkmal in der Hieroglyphe einer Göttin vorkommt (Fig. 28), einer Begleiterin des Chac, die im Codex Dresden 67a und 74 mit rother Farbe und mit Tigertatzen dargestellt wird, so liegt die weitere Vermuthung nahe, dass eben das Element Fig. 14 den

Lautwerth zac „weiss“, das Element Fig. 13 den Lautwerth chac „roth“ und dementsprechend die Figg. 16 und 15 bezw. den Lautwerth kan „gelb“ und ek „schwarz“ haben. Dann würde aber weiter folgen, dass die Hieroglyphen Fig. 18—21, von denen man, nach der ganzen Art ihres Vorkommens, mit Bestimmtheit annehmen kann, dass sie die vier Haupthimmelsrichtungen bezeichnen, über deren Identificirung im Einzelnen aber man noch immer im Unklaren ist, — DE ROSNY (Vocab. hiérat.) liest 18—21 Osten, Norden, Westen, Süden; CYRUS THOMAS (Shedy Manuscr. Troano) und nach ihm FÖRSTEMANN und SCHELLHAS, bezw. Westen,



Norden, Osten, Süden; CYRUS THOMAS (Third Ann. Report Bureau of Ethnology p. 61): Westen, Süden, Osten, Norden — in Wirklichkeit ganz anders, nehmlich Fig. 18 mit xaman „Norden“, Fig. 19 mit chikin „Westen“, Fig. 20 mit nohol „Süden“ und Fig. 21 mit lakin „Osten“ gleichgesetzt werden müssen. Die fünfte Himmelsrichtung Fig. 17, von der im Cod. Cortez 22 die Varianten Fig. 22, 23 vorkommen, bezeichnet dann ohne Zweifel die Senkrechte, die Bewegung von oben nach unten oder von unten nach oben. Ihr ist, wie aus Codex Tro 30—31d und 14bc hervorgeht, entsprechend das Element Fig. 12 coordinirt, welchem wir den Lautwerth yax, d. h. die Farbe „grün“ oder „blau“ zuschreiben, — die Farbe des Himmels und des Himmelsbaumes, des yaxché oder der Ceiba (Bombax Ceiba).

In den besprochenen Fällen haben wir also, wie es scheint, hieroglyphische Elemente mit bestimmtem Lautwerth, und in der Figur 10, 11 sogar eine phonetisch constituirte Hieroglyphe vor uns. Daraus folgt aber keineswegs, dass die genannten Elemente nur in dieser phonetischen Bedeutung gebraucht werden können, noch weniger, dass, wo hiernach durch den Wortlaut eine phonetische Constitution indicirt erschiene, eine solche auch nothwendig eintreten muss. Im Allgemeinen stehen in der Schrift die Vorstellungselemente durchaus an erster Stelle. Und selbst, wo phonetische Constitution nahe zu liegen scheint, sehen wir dieselbe in der Regel vermieden. So folgt in der Reihe der Monatsnamen hinter dem yaxkin (der grünen oder ersten Sonne) sechs Monat später der kankin (die gelbe oder reife Sonne). In der Hieroglyphe dieses Namens ist aber weder das Element kan „gelb“, noch das Element kin „Sonne“ enthalten, sondern zwei andere (Fig. 24, 25), von denen das eine, das Hauptelement, bloss noch in der Hieroglyphe des Hundes (Cod. Dresden 7a, 13c, 21b) vorkommt.

Das Gleiche ergiebt sich aus der Betrachtung der Hieroglyphen, mit welchen in den Handschriften die dargestellten göttlichen oder mythischen Personen bezeichnet sind. In der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle zeigen dieselben den Kopf der betreffenden Figur, nur in der Regel versehen mit einem oder dem anderen auszeichnenden Merkmal, das aber an keiner Stelle eine Beziehung auf eine bestimmte Namensform vermuthen lässt. So zeigt die Hieroglyphe des Tigers (Fig. 26) den Kopf des Tigers und davor das Element chak „roth“, — vermuthlich, weil der Tiger als der rothe gedacht ist, als welcher er auch im Cod. Dresden 47 rechts unten abgebildet ist. Die Hieroglyphe des Vogels im Cod. Dresden 8a (3) (Fig. 27) zeigt denselben kahlen Vogelkopf der Figur, mit einer Art Schleife auf dem Schnabelfirst, die auch der Kopf der Figur zeigt. Die oben erwähnte, in der Gesellschaft des Regengottes erscheinende, Wasser aus einem Kruge ausgiessende, rothgemalte und mit Tigerkrallen versehene alte Göttin ist hieroglyphisch (vergl. Fig. 28) durch den Kopf einer alten Frau ausgedrückt, mit dem mehrfach erwähnten auszeichnenden Merkmal Fig 13, welchem wir oben den Lautwerth chak „roth“ beilegten. Die Hieroglyphen einer anderen, im Codex Tro ebenfalls als Greisin, in der Dresdener Handschrift, wie es scheint, jugendlicher dargestellten Göttin (Fig. 29) zeigt einen ähnlichen Frauenkopf und davor als auszeichnendes Merkmal das Element Fig. 14, dem wir oben den Lautwerth zak „weiss“ beilegten. Ein schwarzer Gott, dem meiner Ansicht nach der Name Ekchuah beizulegen ist, weil er im Codex Tro mit einem Skorpionschwanz gezeichnet ist und ekchuh im Maya der grosse schwarze Skorpion heisst, — ist hieroglyphisch durch denselben prägnanten Kopf des Gottes mit dem Zeichen imix davor (Fig. 30) bezeichnet. Ekchuah ist der Gott der Cacaopflanzer, der Kaufleute und Reisenden und, nach dem Priester Hernandez, der heilige

Geist, der die Erde mit dem anfüllte, was sie nöthig hatte, — d. h. der Gott des Wachsthums, des Gedeihens, des Reichthums; und imix ist, wie ich unten erweisen werde, gleich seinem mexikanischen Aequivalente cipactli, das Symbol der Fruchtbarkeit. Den Gott mit dem kan-Zeichen, der als Assistent des Licht- und Himmelsgottes Itzamná erscheint und dessen Hieroglyphe (Fig. 31) das jugendliche Gesicht dieses Gottes und davor das Symbol des Wassers zeigt, und den Gott mit dem Brandstreifen über dem Gesicht, dessen Hieroglyphe (Fig. 32) vor dem Kopf des Gottes anscheinend die Zahl 11 zeigt, habe ich schon in meinem früheren Vortrage erwähnt. Ich kann diesen auch den eigenthümlichen Gott anreihen, dessen Gesichtszüge wie von den Windungen einer Schlange gebildet erscheinen, und der in gewisser Weise den Assistenten des Regengottes Chac bildet. Auch die Hieroglyphe dieses Gottes (Fig. 33) zeigt den Kopf des Gottes und davor als auszeichnendes Merkmal eine Figur, wie ein ausgerissenes Auge. — Es ist, soweit ich augenblicklich die Sache zu übersehen im Stande bin, durchaus nicht immer möglich, festzustellen, worin denn die Natur dieses auszeichnenden Merkmals besteht, welches in der Hieroglyphe dem Kopf des Gottes beigegeben ist. Dass es aber im Wesentlichen auf Vorstellungselemente, auf Eigenschaften und Beziehungen des Gottes zurückgeht, das unterliegt, meine ich, nach dem Angeführten keinem Zweifel.

Für die wesentlich ideographische Natur der Maya-Hieroglyphen spricht ferner die Verwendung gewisser gleichartiger Hieroglyphen zum Ausdruck sehr verschiedener Verhältnisse. So giebt es eine Hieroglyphe, auf die wir später noch zu sprechen kommen werden (Fig. 34—36), deren constituirende Elemente von einer Matte und dem, aus der Figur einer stützenden Hand hervorgegangenen Bilde eines Trägers gebildet werden, die aber einerseits (Cod. Tro 20*, 19*c) das in einer Rückentrage Tragen, bezw. Getragenwerden, andererseits (Cod. Tro 22*, 21*d) das Sitzen auf einer Matte, endlich noch (Cod. Tro 16*a, 5*b) einen Tempel mit seinem, aus einer Matte oder aus Rohrgeflecht bestehendem Dach zur Anschauung bringt.

Auf den Blättern 65—69b der Dresdener Handschrift wird eine Reihe von Hieroglyphen, welche Namen und Attribute des Regengottes Chac geben, jedesmal eingeleitet durch die Hieroglyphe Fig. 37. Und ebenso werden auf dem unteren Drittel der Blätter 29—41 derselben Handschrift die verwandten Hieroglyphengruppen, welche dort die Reihe der Chac-Darstellungen begleiten, jedesmal eingeleitet durch eine Hieroglyphe, die, in den secundären Elementen variirend, die Gestalt der Figuren 38—43 zeigt. Endlich wird im Codex Perez 2—3 und 6—7 eine der eben erwähnten ähnliche Reihe von Darstellungen, — in welchen nur statt des Chac der auch sonst als Seitenspiel des letzteren auftretende Gott mit dem, aus den Windungen einer Schlange gebildeten Gesicht (vgl. die Hieroglyphe Fig. 33) eine Rolle spielt, — jedesmal eingeleitet durch die Hiero-

glyphe Fig. 44. Das Hauptelement dieser Hieroglyphen stellt ohne Zweifel eine geschlossene Faust dar. Auf die secundären Elemente werde ich gleich noch zu sprechen kommen. Es sind theils Synonyme des Mannes, theils solche des Vogels. Durch die Faust könnte das Packen, Greifen zur Anschauung gebracht sein, und die ganze Hieroglyphe demgemäss den Fänger, Krieger, Jäger bedeuten. Das scheint auch aus den Anfangsdarstellungen des sogenannten Jagdkalenders des Codex Tro (18—19a)



hervorzugehn, wo die Darstellungen des Jägers, der mit Spiess und Wurfbrett zur Jagd auszieht oder das Wild gebunden auf dem Rücken heimbringt, von Hieroglyphengruppen begleitet sind, die am Kopf die Hieroglyphe Fig. 45 zeigen, — eine den vorigen (z. B. der Figur 39) vollkommen homolog constituirte Hieroglyphe. Aber gleiche, homolog constituirte Hieroglyphen (Fig. 48—50) sehen wir auch im Cod. Tro 26—29*c verwendet, wo, wie es scheint, Eroberung und Krieg dargestellt ist durch die Figur des Todesgottes und seines Assistenten, des Gottes mit dem Brandstreifen, die mit dem Speer und der brennenden Fackel dem (durch Steinunterlage,

Säule oder Wand mit Verbindungsstück und Mattendach bezeichneten) Tempel nahen. Endlich sehen wir im Cod. Tro 17c die ganz gleiche Hieroglyphe Fig. 47 verwendet, um die Kasteiung mittels Durchziehens von Rohr durch die durchlöcherte blutende Zunge zu bezeichnen, — ein Vorgang, der an einer weit entfernten Stelle, Codex Tro 17*b, durch die dasselbe Hauptelement, aber allerdings ein anderes secundäres Element enthaltende Hieroglyphe Figur 46 gekennzeichnet ist. — Solche Vorkommnisse lassen sich vereinigen, wenn man annimmt, wie ich es aussprach, dass die Maya-Hieroglyphen zu Lettern abbreviirte Bilder sind. In einem Bilde haben verschiedene Vorstellungen Raum. Das Wort, das fertige Wort wenigstens, hat seine eng begrenzte Sphäre.

Noch eindringlicher spricht für das Vorherrschen des ideographischen Elements die ungemeine Fülle von Varianten. Es kommt direkte Ersetzung einer Hieroglyphe durch eine andere, ganz anders geartete vor. Ein schönes Beispiel dafür liefern die Bezeichnungen des Monats Moan auf den Blättern 46—50 der Dresdener Handschrift. Hier finden wir einmal die Figuren 51, 52, welche den Kopf dieses mythischen Vogels zeigen, so wie er z. B. an der vollen Figur im Cod. Dresden 10a (Fig. 53) zu sehen ist, — nur verbunden mit einem Element, welches wir schon in der Hieroglyphe der Himmelsrichtung von oben nach unten oder von unten nach oben vorfanden (Fig. 17, 22, 23). Das andere Mal finden wir dafür die Hieroglyphe Fig. 54, deren Elemente — jedes einzelne, wie es scheint — nichts anderes bedeuten, als den Vogel oder den sich Bewegenden, Fliegenden. Noch häufiger ist die Variation secundärer Elemente in homologen Reihen sonst gleichartiger Hieroglyphen. Ich habe schon in meinem vorigen Vortrage hervorgehoben, dass ganz allgemein die Elemente Fig. 55, Fig. 56, und Fig. 57—59 synonym auftreten. Es erklärte sich uns das sehr einfach dadurch, dass Fig. 55 — eine Abbreviatur der Fig. 60 — und Fig. 56 Symbole des Mannes sind, und dass auch die beiden Augen (Fig. 57—59) als Symbole des Mannes gebraucht werden. Ich wies dort nach, dass die beiden Elemente, Fig. 60 und die Figur 57, 58, für die Zahl 20 gebraucht werden, weil 20 die Zahl der Finger und Zehen des Menschen ist. Ich machte dort aber schon darauf aufmerksam, dass auch die Figuren 62—64 den vorigen (insbesondere der Figur 55 und 57) synonym gebraucht werden, und ich kann diesen noch die Elemente Fig. 61, 65 und 65a hinzufügen. Die Zeichnung, wie sie die Elemente Fig. 61, 62, 63, 65a darbieten, erscheint ganz gewöhnlich an dem Halse von Töpfen und Krügen, die Gegend der Mündung markirend. Die Figur 64 scheint sich naturgemäss als eine Zahnreihe zu geben. Die ganze Reihe dieser homologen und den Ausdrücken für „Mann, Mensch“ synonym gebrauchten Elemente scheint demnach ursprünglich Mund, Schlund, Rachen zu bedeuten. Dafür spricht auch, dass die Hieroglyphe einer Gottheit, der, wie ich meine, der Name Uac mitun ahau zukommt, einmal (Codex Dresden 28) durch einen Kopf

mit offenem Rachen dargestellt ist, das andere Mal (Codex Dresden 5b) durch einen Kopf, der statt des Mundes das Element Figur 61 enthält. Dafür spricht ferner, dass das Element Fig. 61 dem Element Fig. 23 synonym auftritt. Vergleiche z. B. die in derselben Reihe (Codex Dresden 19—20b) homolog gebrauchten Hieroglyphen Fig. 77, 78. Das Element Fig. 73 habe ich schon früher als Symbol des Messers erkannt, und ich habe damals schon auf die mexikanischen Darstellungen des Messers verwiesen, welche die Schärfe oder Schneide desselben durch eine an seiner Kante angebrachte Zahnreihe zum Ausdruck bringen. Den obigen Reihen ist aber nun noch, wie z. B. der Vergleich der in derselben Reihe homolog gebrauchten Hieroglyphen Fig. 38—43 zeigt, eine weitere Reihe von Elementen, welche dem Ausdruck für „Mann, Mensch" gelegentlich synonym gebraucht werden, beizugesellen, nehmlich die Reihe Fig. 66—72 und Fig. 74. Hier zeigt die Figur 66 eine Zeichnung, die in ganz gleicher Weise auf dem Schnabel eines merkwürdigen, im Cod. Dresden 6—7b und mit menschlichem Leibe im Cod. Cortez 20—21d abgebildeten Vogels wiederkehrt. Fig. 74 bildet den Haupttheil der Hieroglyphe, durch welche im Cod. Dresden 16—17c, 17—18b und Codex Tro 19—20c die auf den Frauengestalten hockenden Vögel bezeichnet werden. Das Element tritt in den Attributen des Todesgottes und verwandter Gestalten vollständig äquivalent dem Eulenkopf auf; wir haben es eben in der Hieroglyphe Fig. 54, einem Synonym des mythischen Vogels moan, angetroffen. Auch die anderen Figuren der Reihe dürften sich wohl am richtigsten als Kopf und Flügel oder Flügelpaar eines Vogels deuten lassen. Wie wäre aber ein solches Vorstellungselement in Zusammenhang mit den Begriffen Mann und Mensch zu bringen? Ich glaube, der Zusammenhang liegt in der Verbindung der Begriffe Vogel und Gesicht, des Sonnenvogels und des Sonnengesichts. Man vergleiche die Figur über der Göttergestalt auf der Cedernholzplatte von Tikal. — Wie dem auch sei, die Synonymität dieser verschiedenartigen Elemente lässt sich nur durch eine ideographische Constitution der Maya-Hieroglyphen begreifen und ist meines Erachtens der stärkste und ausschlaggebende Beweis für die oben aufgestellte Theorie.

Aehnlich geartete Vorkommnisse lassen sich, bei einem sorgfältigen Durchmustern der Handschriften, zu Dutzenden ausfindig machen. Sie zeigen uns den Weg, auf welchem man versuchen muss, zu einem Verständniss der Maya-Handschriften vorzudringen.

Die Tageszeichen der aztekischen und der Maya-Handschriften und ihre Gottheiten.

„Wie in Europa", sagt P. Sahagun in der Einleitung zu dem vierten Buch seiner Historia de las cosas de la Nueva España, „die Astrologen dem neugeborenen Kinde das Horoskop stellen, so gab es auch unter den Eingeborenen Neuspaniens Leute, tonalpouhquê genannt, welche

über Leben und Tod und die Lebensschicksale der neugeborenen Kinder Aufschluss gaben". Dieselben gründeten aber ihre Wissenschaft nicht auf die Beobachtung der Gestirne, sondern sie bedienten sich zu ihren Vorhersagungen einer Anzahl von 20 Zeichen, deren Erfindung Quetzalcoatl zugeschrieben würde. Ihre Vorhersagungskunst wäre daher keine ernsthafte Wissenschaft, sondern Lug und Trug und abergläubisches Wesen, gegen welches die Diener der Kirche die Pflicht hätten, mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu Felde zu ziehen.

Der Name tonalpouhquê bedeutet „Sonnenzähler", und die 20 Zeichen, die SAHAGUN nennt, sind die bekannten 20 Tageszeichen, welche die Grundlage des aztekischen Kalenders bilden. Der Ursprung dieser Zeichen ist unbekannt, ihre Erfindung aber jedenfalls uralt, da sich die Namen derselben genau in der gleichen Weise, nur dialektisch variirt, bei den, weit entfernt von der Hauptmasse der Nation an dem grossen Süsswassersee von Nicaragua wohnenden, aztekisch redenden Nicaragua im Gebrauch fanden, die ohne Zweifel schon lange Zeit von ihren Brüdern getrennt lebten. Der Gebrauch dieser Zeichen war aber auch keine Besonderheit der Nahua-Stämme, sondern in gleicher Weise auch den Maya-Stämmen von Guatemala, Chiapas und Yucatan, den Mixteca und Zapoteca, den Torasca von Michoacan, also den hauptsächlichsten Kulturnationen von Centralamerika, bekannt.

Die üblichen mexikanischen Aufzählungen der 20 Zeichen beginnen mit dem Zeichen cipactli. Dagegen zeigt die Liste der 20 Zeichen, welche die Bewohner des Dorfes Teoca in Nicaragua dem katechisirenden FRANCISCO DE BOBADILLA als die Namen der Gottheiten nannten, die sie an den Anfangstagen ihrer Wochen verehrten, an erster Stelle das Zeichen acatl, das in der üblichen Aufzählung den dreizehnten Platz einnimmt. Ebenso beginnt die Liste der Tageszeichen, welche in der alten Relation über die Landschaft Meztitlan — ein kleiner, von aztekisch redenden Leuten bewohnter Gebirgsdistrict an den Grenzen der Huaxteca — gegeben ist, mit dem Zeichen acatl. Ich führe in dem Folgenden alle drei Listen in der üblichen Reihenfolge auf.

	(México):	Nicaragua:	Meztitlan:
1.	cipactli	çipat	tetechi hueauls
2.	ehecatl	acat	ecatl
3.	calli	cali	calli
4.	cuetzpalin	quespal	ailotl
5.	coatl	coat	coatl
6.	miquiztli	misiste	tzontecomatl
7.	maçatl	maçat	mazatl
8.	tochtli	toste	tochtli
9.	atl	at	atl
10.	itzcuintli	izquindi	izcuin

	(México):	Nicaragua:	Meztitlan:
11.	oçomatli	oçomate	oçoma
12.	malinalli	malinal	itlan
13.	acatl	agat	acatl
14.	ocelotl	oçelot	ozelotl
15.	quauhtli	oate	cuixtli
16.	cozcaquauhtli	coscagoate	teotl i tonal
17.	ollin	olin	nahüs olli
18.	tec patl	tapecat	tec patl
19.	quiahuitl	quiaüit	quisa hütl
20.	xochitl	sochit	ome xoch i tonal

1. **cipactli** wird verschieden erklärt, bald als Schwertfisch (Sahagun), bald als Schlangenkopf (Duran — „cabeza de sierpe, pues la pintan así y la etimologia del vocablo lo declara"). Der Codex Fuenleal nennt ihn „un pexe grande, que es como cayman". Fig. 80 (Codex Land), 81 (Cod. Vat. A.) und 82 (Cod. Borgia 30) zeigt einige der hauptsächlichsten Formen. Die Farbe ist grün oder schwarz, z. Th. mit anders gefärbten kreisrunden Flecken. Auffällig ist das Fehlen des Unterkiefers. Mitunter sieht man das Ungeheuer in den Handschriften auch in ganzer Figur dargestellt. Dann zeigt es einen langgestreckten Reptilkörper, den Rückenfirst mit Stacheln besetzt, vier Füsse mit Krallen und Eidechsenschwanz, dazu mitunter Ohren. Vom Kopf ist auch hier gewöhnlich nur der Oberkiefer gezeichnet. In andern Darstellungen sieht man ein Thier in Fischgestalt, mit haifischartigem heterocerkem Schwanz.

Nach dem Codex Fuenleal wäre aus dem cipactli die Erde erschaffen. Dem Zeichen präsidirt im Cod. Borgia 30 und im Cod. Vatican. B. 10 u. 76 der Gott Tonacatecutli, „der Herr unsers Fleisches", der mit dem Ometecutli, „dem Herrn der Zeugung" identisch ist, und dessen Gattin Tonacacihuatl, „die Herrin unsers Fleisches", in Tracht und Attributen mit der Xosbiquetzal, der Göttin der blumigen Erde, übereinstimmt. Ohne Zweifel ist das Zeichen Symbol der Erde als des Sitzes der Fruchtbarkeit. Auch den Astrologen galt das Zeichen als glückverheissendes Symbol der Fruchtbarkeit. Die nach ihm benannten Tage sind glückliche ersten Ranges, sie bringen Kindersegen und mehren Reichthum, Glück und Macht.

Der Patron dieses Zeichens, Tonacatecutli, ist im Cod. Vatic. A und Telleriano Remensis in rosiger Farbe (als Himmelsgott), reich gekleidet, auf einem Bett von Maiskolben zu sehen. Und über ihm ist ein copilli, eine Königskrone, zu sehen, mit Maiskolben gefüllt. Nach den Interpreten trugen nur die drei Götter Tonacatecutli, Xiuhtecutli, der Feuergott, und Mictlantecutli, der König der Unterwelt, eine Krone — als Ausdruck des Wortes tecutli „Herr", oder als die Herrscher in den drei Reichen Himmel, Erde und Hölle. In den anderen Handschriften ist ein


80.
81.
82.
83.
84.
85.
86
87.
88.
89
90.
91.
92.
93.
94.
95.
96.
97.
98.
99.
100.
101.
102.
103.
104.

in lichten (gelben) Farben gemalter Gott zu sehen, zum Theil mit Attributen Quetzalcoatl's versehen, der im Cod. Borgia unter der Oberlippe eine Art von Ring zu hängen hat, welcher, wie es scheint, eine missverstandene Bildung darstellt, nehmlich den eingekniffenen Mundwinkel, wodurch in anderen Handschriften dieser Gott als der uralte, ursprüngliche, der Vater von Göttern und Menschen bezeichnet wird. Im Codex Telleriano-Remensis und Vaticanus A ist ihm gegenüber seine Gemahlin Tonacacihuatl oder Xosbiquetzal gezeichnet, die in den anderen Handschriften fehlt. In allen Handschriften aber ist über, bezw. neben ihm ein Menschenpaar zu sehen, unter einer gemeinschaftlichen Decke einander gegenüber sitzend oder sich verstrickend, oder sich an den Händen haltend und das aus dem Munde strömende Leben vereinigend, — ohne Zweifel alles Symbole geschlechtlicher Vereinigung.

Unklar ist der Name, der für das Zeichen in der Liste von Meztitlan angegeben wird. Das Wort ist offenbar verderbt, ich vermag auch durch Conjectur keinen Sinn hineinzubringen.

2. **ehecatl** bedeutet „Wind". Sein Patron ist der Windgott „Quetzalcoatl". Dargestellt wird das Zeichen durch den Kopf dieses Gottes, — verschieden, je nach der verschiedenen Darstellungsweise des Gottes selbst. Meist sieht man die rothe Vogelschnabelmaske des Idols von Cholula. Vgl. Fig. 83.

Den Astrologen galt das Zeichen als Symbol der Unbeständigkeit und Veränderlichkeit. Die unter ihm geborenen sind leichtsinnig, unbeständig, veränderlich, ruhelos (Duran). Nach anderer Auffassung ist ehecatl das Zeichen der Ruhelosen, der Umherirrenden, der verschiedene Gestalten Annehmenden, der Wehrwölfe, der Zauberer (Sahagun).

Patron dieses Zeichens ist Quetzalcoatl, der Windgott. Der Name wird verschieden erklärt. Quetzalli ist die grüne Schwanzfeder des Vogels Pharomacrus mocinno, das Wort wird aber auch allgemeiner im Sinne von „Schatz, Kostbarkeit" gebraucht. coatl oder cohuatl ist die „Schlange", bedeutet aber auch „Zwilling". Mendieta (II. 19) sagt: — en su lengua llamaban cocoua „culebras", porque dicen que la prima mujer que parió dos, se llamaba coatl, y de aqui es que nombraban culebras á los mellizos, y decian que habran de comér á su padre y madre, si no matasen al uno de los dos. Der Name Quetzalcoatl wird demnach theils als „grüne Federschlange", theils als „el admirable mellizo", „der wunderbare Zwilling", erklärt.

Quetzalcoatl war der Gott von Cholula, des Hauptsitzes priesterlicher Weisheit und priesterlicher Kultur, darum wird der Gott stets mit priesterlichen Attributen ausgestattet: dem spitzen Knochen, der zu Blutentziehungen diente, den abgeschnittenen Spitzen der stachligen Agave-Blätter, auf denen man das herausströmende Blut sammelte, und dem Kopalbeutel. Ihm gegenüber ist im Codex Telleriano-Remensis und

Vaticanus ein junger Priester zu sehen, der Ruthen oder Rohre durch die durchlöcherte blutende Zunge zieht; Cod. Borgia 53 und Vatican. B 47 dagegen ein Tempel und ein betender Mensch. Im Uebrigen ist der Gott theils mit der rothen Vogelschnabelmaske des Idols von Cholula (vgl. Fig. 83), theils mit menschlichen Zügen dargestellt. Besondere Attribute von ihm sind ein eigenthümlich geformtes Ohrgehänge und eine als Brustplatte getragene Muschel. Das ist, wie aus der Zeichnung in dem SAHAGUN-Manuscript der Biblioteca Laurentiana zu Florenz deutlich hervorgeht, das „yoël del viento“, das „Geschmeide des Windgottes“, und nicht, wie BRINTON (Hero Myths p. 121) annimmt, ein Windrad (yahualli ehecatl) in Gestalt eines Pentagramms. Im Cod. Borgia 30 und an den entsprechenden Stellen des Vaticanus B. ist über dem Gott noch eine, vom Pfeil durchbohrte, Rauch aus den Nüstern schnaubende Feuerschlange zu sehen (Ideogramm des Wortes quetzalcoatl?).

3. **calli** „Haus“ Fig. 84. Sein Patron ist der Gott Tepeyollotl, das „Herz der Berge“, dargestellt als Tiger, über der Berghöhle sitzend. Ihm gegenüber ist im Codex Telleriano Remensis und Vatic. A. der Gott Quetzalcoatl dargestellt, einen Gefangenen am Schopf haltend. Im Cod. Borgia 52 und Cod. Vat. B. 46 dagegen steht ihm die Göttin Tlaçolteotl gegenüber, ebenfalls einen Gefangenen am Schopf haltend. Und im Cod. Borgia 29 und Cod. Vatic. B. 10 und 77 ist neben ihm dieselbe Göttin, die bekanntlich auch den Namen Tlaolquani, die „Kothfresserin“, führt, durch einen Excremente fressenden Menschen und das Symbol der Nacht (des Mondes) dargestellt.

Den Astrologen ist das Zeichen ein Symbol der Ruhe. So werden auch die unter diesem Zeichen Geborenen ruhige, häusliche Leute (DURAN). Kaufleute betrachten dieses Zeichen als besonders günstig zur Heimkehr. — Das Haus ist aber auch das Zeichen des Westens, der Gegend, wo die Sonne zu den Todten hinabgeht, des Abends. Daher ist es die Zeit, wo die Dämmerungsgestalten, die Gespenster, die Cihuateteó zur Erde hinabsteigen, den Kindern Krankheiten bringend, die Männer zur Sünde und zum Verbrechen reizend. Darum ist das Zeichen ein unheimliches, Verbrechen, Kriegsgefangenschaft und Tod auf dem Opferaltar verbürgend.

4. **cuetz palin** Fig. 85 (Cod. Vat. A.) und 86 (Cod. Borgia, Cod. Laud), mit blauer Farbe (Fig. 85) oder die vordere Hälfte blau, die hintere roth gemalt. Wird allgmein mit „lagartija“, „Eidechse“, übersetzt.

Den Astrologen gilt das Zeichen als Symbol des Ueberflusses und des sorglosen Genusses. Denn (wie DURAN angiebt) die Eidechse klebt an der Wand und es fehlen ihr nie die Fliegen und kleinen Mücken, die ihr gerade in den Mund fliegen. Der Interpret des Cod. Vatic. A. sagt geradezu, die Eidechse „significa l'abbondanza dell' acqua“. Das wird man verstehen, wenn man sich erinnert, dass dem Mexikaner Ueberfluss und Gedeihen und reichlich Wasser sich deckende Begriffe sind. Die genannte symbolische

Bedeutung des Thieres spricht sich auch in dem, von dem Worte cuetz palin gebildeten Zeitworte cuetz palti, onicuetz paltic aus, für welches in dem Wörterbuche MOLINA's die Bedeutung „glotoneár", d. i. „prassen, schlemmen" angegeben ist.

Die Liste von Meztitlan nennt das vierte Zeichen anders, nehmlich ailotl, soll heissen xilotl, d. i. der junge, noch weiche Maiskolben, — ebenfalls ein bekanntes Symbol des Ueberflusses.

Der Patron dieses Zeichens ist der Gott Huehuecoyotl, d. h. „der alte Coyote", — im Cod. Borgia und Vaticanus B. in Gestalt eines Coyote oder mit Coyotekopf abgebildet, im Cod. Telleriano Remensis und Vaticanus A. mit rother Farbe gemalt und in weissen Coyotepelz gehüllt. Die Interpreten identificiren ihn mit Tatacoada, dem Gott der Otomí. Man ist versucht, an den Coyotlinahuatl, den „Coyote-Geist" zu denken, der nach SAHAGUN von den Amanteca, den Federarbeitern des Quartiers Amantlan, verehrt ward. Die Amanteca wollen die ersten chichimekischen Einwanderer in Mexico gewesen sein und aus ihrer ursprünglichen Heimath die Verehrung Coyotlinahuatl's mitgebracht haben.

Vor dem Gotte wird ein Mensch in liegender Stellung und ihm gegenüber eine weinende Frau in knieender, halb zurückgewandter Stellung dargestellt. Die Interpreten nennen die letztere Ixnextli (Asche in den Augen"?).

5. **coatl** „Schlange" Fig. 87 (Cod. Telleriano Remensis) und 88 (Cod. Borgia). Die Färbung ist grün oder braun (gelb). Die Schlange der Tageszeichen-Liste unterscheidet sich dadurch bestimmt von der in den Abbildungen vielfach und auch auf den Monumenten vorkommenden Schlange, der gewöhnlich die Färbung der rothen Corallenotter gegeben wird.

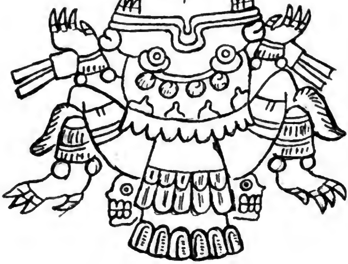
Die Schlange lebt nackt, ohne eigenes Haus, heute sich hier in einem Loche bergend, morgen in einem andern. Darum hat auch der nach der Schlange benannte Tag Nacktheit, Armuth, Heimathlosigkeit im Gefolge. Es ist das Zeichen der Reisenden und der Krieger und ward von denjenigen erwählt, die ihr Haus verlassen und zu Handel oder Krieg in die Ferne ziehen wollten.

Die Patronin dieses Zeichens ist die Göttin Chalchihuitlicue, die Göttin der Quellen und Bäche, des fliessenden, bewegten Wassers, — daher Symbol der Unruhe und des Wanderns, die in dem Wasserstrom, welcher von ihren Schultern fliesst, Männer, Weiber und die mit Reichthümern gefüllten Kisten fortschwemmt.

6. **miquiztli** „Tod" oder **tzontecomatl** „Schädel" Fig. 89 und 90. Die Farbe des Knochens ist vielfach durch gelbe, roth punktirte Flecke imitirt; der Unterkiefer mitunter durch besondere Farbe markirt. In herkömmlicher Weise sind an der Basis der Zähne das Zahnfleisch durch rothe Farbe und über den Augenhöhlen die die Augenbrauen tragenden Wülste mit blauer Farbe bezeichnet. Ziemlich regelmässig ist auf der Wölbung oder an der

sieht man denselben Topf, in welchem menschliche Gliedmaassen kochen. Im Cod. Borgia 50 ist ein zähnefletschendes Ungeheuer gezeichnet, mit Tigerpranken, das mit Attributen Quetzalcoatl's ausgestattet ist und einen

159



160.



zerbrochenen Knochen in der Hand hält. Aehnlich in der entsprechenden Stelle des Cod. Vat. B. 33 und ähnlich auch im Cod. Telleriano Remensis und Vaticanus A. Aber im Cod. Borgia 50 und im Vaticanus B. 33 sind dem Ungeheuer gegenüber eine in Stücke gerissene Schlange, ein mit Blutstreifen versehenes Gefäss, Opfergaben und das Sonnenzeichen nahui ollin „vier

ollin" über vierfachen Farbenstreifen (grün, gelb, blau, roth) zu sehen. Im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A. dagegen ist der Figur gegenüber ein anderes Ungeheuer gezeichnet (Fig. 159), genau entsprechend den Ungeheuern, die auf der Unterseite der kleinen Steinnäpfe zu sehen sind, von denen Jesus Sanclaz im Band III der Anales del Museo Nacional de México mehrere abgebildet hat, (ein ganz gleiches Gefäss befindet sich auch im Königl. Museum für Völkerkunde zu Berlin) und die auf der Innenseite das Zeichen der Sonne (ollin) zeigen. Das Ungeheuer auf der Unterseite der Steinnäpfe (Fig. 160) verschluckt ein Feuersteinmesser oder speit ein Feuersteinmesser aus. Das an den entsprechenden Stellen des Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A. gezeichnete entlässt dagegen aus seinem Rachen eine Figur, welche die Attribute Tlâloc's und Quetzalcoatl's vereinigt, ähnlich, wie der Nahuiehecatl des Cod. Telleriano-Remensis II. 12 und Vaticanus A. 28, — welche aber auf ihrem Rücken eine helle Sonnenscheibe trägt, von der, wie es scheint, eine Feuerschlange ausgeht.

Die Interpreten nennen die Hauptfigur Xolotl und erklären ihn als Herrn der Zwillinge. Das dieser Hauptfigur im Cod. Telleriano-Remensis gegenüberstehende, eben beschriebene Ungeheuer (Fig. 159) mit der seinem Rachen entsteigenden Figur nennen sie Tlalchitonatiuh und erklären es als die Wärme, die von der Erde der Sonne mitgetheilt wird, oder auch als die Sonne, die hinabsteigt, um den Todten zu leuchten.

In dieser sehr eigenthümlichen Figur verknüpfen sich verschiedene Darstellungen. Der Name Xolotl bedeutet „Zwilling": nach Sahagun im engeren Sinne: eine Zwillingsbildung der Maispflanze; me xolotl eine doppelte Agavepflanze, axolotl die im Wasser lebende Larve des Amblystoma mexicanum. Die Azteken betrachteten eine Zwillingsgeburt als ein Portentum, als etwas Widernatürliches, Unheimliches, Unglückbringendes. Sie hatten den Glauben, dass, wenn beide Zwillinge am Leben blieben, der eine davon unfehlbar seine Eltern tödten und verzehren würde. Darum tödteten die Eltern gleich bei der Geburt den einen von den Zwillingen.

Der Zwilling ist also der, der getödtet werden muss. Und darum wird Xolotl zum Repräsentanten des Menschenopfers. Als solcher erscheint er in den Mythen. Als die eben geschaffenen Lichtgestirne, Sonne und Mond, am Himmel nicht weiter gehen wollten, beschlossen die Götter, sich zu opfern, um durch ihren Opfertod den Gestirnen Leben und Bewegung zu verleihen. Nach Sahagun ist Quetzalcoatl derjenige, der das Opfer vollzieht, und Xolotl der, welcher sich weigert, sich tödten zu lassen, so weint, dass seine Augen aus den Höhlen treten, und flieht, schliesslich aber doch erwischt und getödtet wird. Nach Mendieta ist Xolotl derjenige, der das Opfer an seinen Brüdern vollzieht und darnach sich selber opfert. Y así aplacado el sol hizo su curso.

Nach einem andern Mythus ist Xolotl derjenige, der zu den Todten

hinabsteigt und von dort den Todtenknochen holt, aus dessen Stücken die Menschen entstehen.

Die hier vorliegenden, oben beschriebenen Abbildungen zeigen den Bezug auf das Menschenopfer in klarster Weise: der Topf, in welchem die Menschengebeine sieden, — mit dem Menschenopfer verband sich Menschenfresserei, — die aus den Höhlen tretenden Augen, das Gefäss mit den Blutstreifen, die in Stücke gerissene Feuerschlange, endlich die Beziehung zur Sonne und zum Zeichen der Sonne, — denn der Sonne wurden die ausgerissenen Herzen dargebracht. Auch dass der Gott mit Attributen Quetzalcoatl's ausgestattet wird, — Quetzalcoatl, der Gott von Cholula, ist der Gott der Priester, der Priester *κατ' ἐξοχήν*. Endlich der sogenannte Tlalchitonatiuh, die zu den Todten hinabgehende, von dem Ungeheuer verschluckte Sonne. Auch die oben beschriebenen, übrigens höchst sorgfältig gearbeiteten Steinnäpfe, die auf der Unterseite dasselbe Ungeheuer zeigen, sind von jeher als Kultusgegenstände, als Behälter für das Blut der Opfer, gedeutet worden.

18. **tecpatl** „Feuerstein". Es ist dies der Stein, aus welchem die Opfermesser gefertigt wurden, wie MOTOLINIA (c. 6 p. 40) ausdrücklich hervorhebt, — und nicht Obsidian (itztli), wie man häufig angegeben findet und wie sogar im SAHAGUN zu lesen ist. Die Abbildungen zeigen auch stets einen hellen Stein, in Form einer Lanzenspitze, die eine Hälfte (Fig. 133) oder auch beide Enden blutroth gefärbt. Mitunter ist die zackige Kante des Steines und der muschelige Bruch der Schlagfläche deutlich markirt (Fig. 134); die schneidenden Eigenschaften sind durch eine Zahnreihe am Rande markirt (Fig. 135, Cod. Vaticanus A.). Oder es ist das ganze Steinmesser metamorphosirt in ein Gesicht mit langen Schneidezähnen (Fig. 136 Cod. Vat. B.) oder in einen Todtenschädel mit klaffendem Gebiss (Fig. 137 Cod. Borgia). Im Cod. Bologna ist statt des einfachen Steinmessers häufig eine schwarze menschliche Figur, die einen tecpatl als Kopf trägt, gezeichnet.

Der Stein ist das Zeichen der Dürre und Unfruchtbarkeit, darum bleiben, nach DURAN, die unter seinem Zeichen Geborenen, seien es Männer oder Weiber, unfruchtbar, ohne Nachkommenschaft. Der Stein ist aber auch der schneidige, er liefert das Material für Waffen jeder Art. Darum sind, nach SAHAGUN, die unter seinem Zeichen geborenen Männer schneidig und tapfer, ansehnlich und reich, die Weiber männlichen Charakters, klug und reich. Nach dem Interpreten des Cod. Vaticanus A. werden die unter diesem Zeichen Geborenen gute Jäger und Edelleute.

Als Patron dieses Zeichens ist in allen Handschriften die bald mehr, bald minder deutlich erkennbare, d. h. bald mehr, bald minder realistisch gezeichnete Figur des Truthahns angegeben. Die Interpreten nennen ihn Chalchiuhtotolin, „das Smaragdhuhn", oder vielleicht einfach das „blaue Huhn", — die Farben grün und blau werden in centralamerikanischen

Sprachen confundirt, — und identificiren ihn mit Tezcatlipoca. In der That trägt der Vogel im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A. an der Schläfe den rauchenden Spiegel, das Attribut Tezcatlipoca's. Und im Cod. Borgia 29 ist über dem Vogel der Spiegel und daneben ein Wasserstrom zu sehen, — entweder ebenfalls Symbol des rauchenden Spiegels oder Hieroglyphe von Chalco Atenco, der Stadt Tezcatlipoca's. Dem Vogel gegenüber ist im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A. ein Jüngling gezeichnet, mit Kopal und Kopalbeutel (Xiquipilli) in der Hand, der mittelst eines spitzen Vogelschnabels (oder eines vogelschnabelartigen Instrumentes) sich Blut aus dem Ohre entzieht. Im Cod. Borgia 29 und entsprechend im Cod. Vat. B. 4 und 77 ist eine ähnliche Kasteiung, — das Opfer des eigenen Blutes, die Selbstopferung, — ausgedrückt durch einen Jüngling, der mit einem spitzen Knochen sich das Auge ausbohrt (das Auge aus seiner Höhlung treibt, vgl. Xolotl!). Ringsum ein Kranz von blutbesprengtem Grase. Endlich im Cod. Borgia 51 und entsprechend im Cod. Vaticanus B. 32 ist dem Gotte gegenüber die blutbefleckte, dornige Spitze eines Agave-Blattes, in einem Bündel blutbefleckten Grases steckend, zu sehen. Bekanntlich wurde das Blut, das man sich durch Einschnitte in die Zunge, die Ohren oder andere Körpertheile entzog, auf den Spitzen von Agave-Blättern (sogenannten Maguey-Dornen) gesammelt, diese dann in Grasballen gesteckt und diese Ballen, als Beweis der vollzogenen Kasteiung, dem Gotte dargebracht, bezw. in Haufen auf den Mauern der Mönchsklöster und der Erziehungshäuser aufgestellt.

Tezcatlipoca ist der Patron der telpochcalli, der Junggesellenhäuser, einer Art von Klubhäusern, in welchen die unverheiratheten jungen Leute die Nacht zubrachten und die jüngeren Leute von den älteren Kriegern im Waffenhandwerk unterrichtet wurden. Diese Häuser hatten den genannten socialen Zweck und gleichzeitig eine eminente militärische Bedeutung. Denn bei plötzlichem Allarm war hier gleich eine Schaar waffenfähiger Männer beisammen. Die jungen Leute wurden hier unter strenger Zucht gehalten, denn es war eine religiöse Institution, und insbesondere waren Kasteiungen und Blutentziehungen in der genannten Art, als Stählungen der Mannheit und Uebungen in der Selbstüberwindung, durchaus im Schwunge.

So wird denn auch das Zeichen tecpatl den andern Kriegs- und Jagdgöttern, Huitzilopochtli, dem aztekischen, und Camaxtli, dem tlaxkaltekischen Kriegsgott) zugeschrieben. — Und weil man bei dem Zeichen an Kasteiungen und Blutentziehungen dachte, darum brachten (nach Sahagun 4, 21) die Pulquefabrikanten den ersten Pulque von diesem Tage, der huitztli, „Dorn“, (d. i. der beissende, prickelnde?) genannt wurde, dem Gotte Huitzilopochtli als Opfer dar.

19. **quiahuitl** „Regen“ wird im Cod. Mendoza mehrfach durch fallende Wassertropfen ausgedrückt. Vergl. Cod. Mendoza 42, 21 s. v. Quiyauh-

teopan. Als Kalenderzeichen erscheint stets der Kopf Tlāloc's, des Regengottes, ausgeführt oder in abbreviirter Form. Vergl. die Figuren 138 (Cod. Telleriano-Remensis), 139 (Cod. Laud) und 140 (Cod. Borgia).

Das Zeichen ist, wie das verwandte 9. Zeichen, ein unglückliches. Blindheit, Lahmheit, Contractur, Aussatz, Krätze, Mondsucht und Narrheit, — das sind die Gaben, welche (nach P. DURAN) dieses Zeichen den unter ihm Geborenen verheisst. Denn der von den Bergen strömende Regen, wie das fliessende Wasser, sind nach mexikanischem Glauben die Krankheitserzeuger. Nach SAHAGUN werden die unter diesem Zeichen Geborenen (ähnlich, wie die unter dem zweiten Zeichen, dem des Windes, Geborenen) Zauberer, Wehrwölfe, übelwirkende Hexenmeister. Die Kaufleute blieben an diesem Tage zu Hause, denn Unheil und Krankheit lauert an ihm auf allen Wegen.

Patron dieses Zeichens ist nach den Interpreten Chantico oder Quaxolotl (der „doppelköpfige“), die Gottheit des chile oder der rothen Capsicum-Pfefferschote. Der Capsicum-Pfeffer war das beliebteste und alltäglichste Gewürz in alter Zeit, wie heute noch, in México. Er gehörte so zur täglichen Nahrung, dass die Enthaltung von ihm denselben Werth hatte, wie in der christlichen Welt die Enthaltung von Butter- und Fleischspeisen. Mit anderen Worten, die ohne Pfeffersauce genossenen Tortillas sind Fastenspeise. Die Gottheit des Capsicum-Pfeffers ward deshalb zum Sinnbild des Fastenbruchs. Nach dem Interpreten ist Chantico der erste Fastenbrecher, der, weil er vor dem Opfer, — in dieser Zeit war das Fasten allgemeine Vorschrift, — einen gebratenen Fisch ass, von den Göttern zur Strafe in einen Hund verwandelt ward.

Dass es sich bei der Patronage dieses Zeichens um Fasten handelt, ist aus den Abbildungen deutlich zu sehen. Nicht überall indess ist der Fastenbrecher, die Gottheit des Capsicum, dargestellt. Im Cod. Borgia 30 und entsprechend im Cod. Vat. B. 3 u. 73 ist ein Gott gemalt, der nicht anders, als der Sonnengott, Tonatiuh, gedeutet werden kann. Die besonderen Kennzeichen, die anderwärts diesen Gott bezeichnen, sind hier absolut nicht zu verkennen. Darüber, bezw. davor sitzt im Kranz von blutbesprengtem Grase ein Jüngling, der einen Krug auf der Schulter hält und in die Muscheltrompete bläst. Unter den Fasten, die allgemein und von allen zu halten sind, zählt SAHAGUN in erster Linie das netonatiuhçahualo oder netonatiuhçahualiztli, das „Fasten zu Ehren des Sonnengottes“, auf. Dasselbe fand, wie wir aus SAHAGUN wissen, alle 203 Tage, — d. h. wohl am 203. Tage der tonalamatl, d. h. am Tage nahui ollin, „vier Kugel“, dem der Sonne geweihten Tage, — statt. Der König zog sich zu diesem Zwecke in ein besonderes Gebäude, Quaxicalco genannt, zurück, wo er sich strengen Bussübungen hingab. Man tödtete an diesem Tage vier Gefangene, die man chachaumê nannte, zwei weitere, die Sonne und Mond repräsentirten, und darnach noch viele andere.

Im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A. ist eine gelb gefärbte Gottheit gezeichnet, die lange, fletschende Zähne hat und im Ausdrucke an die Götterfigur erinnert, welche im Cod. Viennensis mit der Bezeichnung nahui ollin (dem der Sonne geweihten Tage) angetroffen wird, welche aber, wie die Interpreten angeben, eben jenen Chantico oder Quaxolotl darstellen soll. Und ihm gegenüber ist, als Gegenstück, wie die Interpreten sagen, mit Kopalbeutel und Zweigbüschel in der Hand, in einer Einfassung, welche an die des fastenden Jünglings in der eben besprochenen Darstellung erinnert, Quetzalcoatl-Ce acatl gezeichnet, der fromme, die Gebräuche haltende Priester.

Im Cod. Borgia 52 endlich und entsprechend im Cod. Vaticanus B. 31 sehen wir eine Frau, in kostbarem Gewande, das Haupt mit rother Kapuze bedeckt, und ihr gegenüber einen Mann, in einer Kiste eingeschlossen, mit Agavedornen und Zweigbüscheln in der Hand. Nach SAHAGUN 2. Anhang ist Quaxolotl Chantico eine Göttin, der am Tage ce xochitl in ihrem Tempel Tetlauman Sklaven geopfert wurden.

20. **xochitl,** „Blume“, erscheint als Kalenderzeichen stets in ziemlich stylisirter Form. Vergl. Fig. 141—145. Häufig, wie man sieht, mit Wurzeln am untern Ende gezeichnet. Mitunter (z. B. im Cod. Borgia 30) trifft man auch, statt der einzelnen Blüthe, einen ganzen, Blüthen tragenden Baum.

Die Blume ist das Symbol des Kunst- und Geschmackvollen und das Zeichen der Göttin Xochiquetzal, der Patronin weiblicher Hand- und gewerblicher Kunstfertigkeit. Darum werden, wie DURAN und SAHAGUN übereinstimmend angeben, die unter diesem Zeichen Geborenen geschickte Handwerker, Maler, Silberschmiede, Stoffweber und Bildschnitzer, die Weiber geschickte Wäscherinnen, Weberinnen und Stickerinnen.

Die Tutelargottheit dieses Zeichens ist in allen Handschriften ziemlich übereinstimmend und unverkennbar dargestellt, — im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A. mit dem tzotzopaztli, dem Holz, das zum Festschlagen der Gewebefäden dient, in der Hand. Im Cod. Borgia 30 und entsprechend im Vaticanus B. 3 u. 76 ist über der Göttin die Göttin Tonacacihuatl, — ihre andere Modification, — als alte Frau mit eingekniffenem Mundwinkel gezeichnet. Im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A sieht man ihr gegenüber eine nächtliche Gottheit, die in die Maske eines fabelhaften, schwarz- und blaugefleckten Thieres gekleidet ist und den rauchenden Spiegel Tezcatlipoca's an der Schläfe trägt. Auch im Cod. Borgia 53 und entsprechend im Vaticanus B. 30 ist ihr gegenüber eine gespenstische Gottheit, — schwarz, mit rundem Eulenauge, — gezeichnet. Beides, wie es scheint, Gottheiten des nächtlichen Dunkels, die sich der Xochiquetzal, als der Gottheit der Erde, naturgemäss associiren.

(Fortsetzung folgt.)

Besprechungen.

W. OSBORNE. Das Beil und seine typischen Formen in vorhistorischer Zeit. Dresden 1887, Warnatz & Lehmann. 67 S. u. 19 lithograph. Tafeln.

Der Verf. hat sich die Aufgabe gestellt, die Geschichte des Beils in seiner allmählichen Entwickelung während der vorhistorischen Zeit zu verfolgen, — eine grosse, gewiss sehr dankenswerthe Untersuchung, da sie in mehreren Beziehungen gewissermaassen den Leitfaden zu der Geschichte der vorhistorischen Cultur überhaupt bietet. Manche vortreffliche Vorarbeiten dazu lagen vor. Der Verf. hat dieselben nicht in der Ausdehnung benutzt, als es erforderlich gewesen wäre: sowohl die schwedische, als die italienische Literatur hat er, letztere fast ganz, bei Seite liegen gelassen. Andererseits fasst er den Begriff der vorhistorischen Zeit sehr eng; er spricht fast nur von Europa. Die gerade für dieses Geräth so ergiebigen Funde Amerikas, auch die präcolumbischen, werden ebenso wenig berührt, als die weiten und so überaus wichtigen Arbeitsgebiete Oceaniens, Asiens und Afrikas. Um so weiter fasst er den Begriff des Beiles selbst. Man mag sich darin fügen, dass er die Celte und Aexte der Metallzeit sämmtlich Beile nennt, aber es erscheint nicht mehr zulässig, jeden geschlagenen Stein der paläolithischen Zeit ebenso zu bezeichnen. Nichts von dem, was auf Taf. I dargestellt ist, würde wohl ein gewöhnlicher Sterblicher als Beil anerkennen; bei dem, was die Taf. II bringt, hängt Alles davon ab, wie man die Gegenstände betrachtet. Wenn man ein steinernes Lanzenblatt oder eine primitive Pfeilspitze umdreht und die Spitze hinten, die breite Rundung vorn hinsetzt, so kann man glauben, ein Urbeil vor sich zu haben. So aber ist das Verfahren des Verf. Dafür fehlen die „Hämmer“, die man doch in eine nähere Beziehung zu den Beilen (und Keilen) setzen muss, gänzlich. Es kann zugestanden werden, dass die Grenzen zwischen den verschiedenen Geräthen, namentlich der Vorzeit, sehr schwankende sind und dass häufig das eine Geräth in das andere übergeht. Aber daraus folgt doch nicht, dass man in einer Arbeit, welche genau genommen eine Geschichte der Technik sein soll, künstliche und willkürliche Abschnitte bilden darf. Die Technik der Vorzeit hat sich, gerade wie in der Neuzeit, nirgends an einem einzigen Geräth für sich entwickelt. Die Kunst des Schleifens, des Bohrens, des Giessens ist für Kugeln genau ebenso ausgebildet worden, wie für Beile, und was die Formen anbetrifft, so lässt sich der Hohlcelt von der Lanzen- und Pfeilspitze mit Dülle nicht trennen, so wenig als die Ornamente des Celts oder der Axt ohne Kenntniss der auch sonst üblichen Ornamente verständlich werden. Mit anderen Worten, die einzelne Form muss im Zusammenhange der Zeit betrachtet werden. Der Verf. giebt häufig chronologische Hinweise, aber er führt dieselben nicht aus. Mindestens hätte man erwarten dürfen, dass er in positiver Weise den Nachweis führen würde, welche Formen älter und welche jünger sind. Er versucht dies gelegentlich, z. B. für den Flachcelt, aber in den meisten Fällen begnügt er sich damit, die eine Form aus der andern in speculativer Weise abzuleiten. Der gesunde Menschenverstand ist viel werth, aber er äussert sich sehr verschieden bei Prometheus und bei Epimetheus. Darum zieht die heutige Alterthumswissenschaft den Nachweis von der wirklichen Aufeinanderfolge der Dinge allen Vermuthungen über die Entwicklung derselben vor; sie hat sich darin der Methode der Naturwissenschaften angeschlossen. Die mühsame und durch die Beigabe zahlreicher Tafeln sehr anschauliche Arbeit des Verf. könnte eine recht brauchbare Unterlage für eine weitergehende Untersuchung in dem bezeichneten Sinne bilden. Vielleicht liefert er uns in einer zweiten Arbeit die geschichtlichen Beweise für die Richtigkeit seiner Argumentationen. Dabei wäre es jedoch erwünscht, die Namen und Citate richtiger wiedergegeben zu sehen. So schreibt der Verf. constant Thomson (st. Thomsen), Chartaillac (st. Cartailhac), Pulsky (st. Pulszky). Auch die Ortsnamen sind mehrfach falsch wiedergegeben z. B. Chiusci, Sölger. Auf S. 51 lässt der Verf. Hohlcelte mit doppelten „Henkeln“ im Kaukasus vorkommen, obgleich Ref. in seiner ihm wohlbekannten Monographie über Koban (S. 129) das Vorkommen von Celten im Kaukasus in Abrede gestellt hatte; vergleicht man nun das beigefügte Citat (Evans,

Bronze Implements p. 143), so ergiebt sich, dass ein Celt von Kertsch (ibid. Fig. 179) gemeint ist. Aber Kertsch liegt doch nicht im Kaukasus!

Was die von dem Verfasser bevorzugte Eintheilung betrifft, so ist sie eine weitere Ausführung der Classification des Hrn. G. de Mortillet. Er unterscheidet unter den Steinbeilen ungeglättete (gesplitterte und geschlagene) und geglättete, welche letztere er in gelochte und ungelochte trennt; bei den Metallbeilen trennt er: A. den Celt mit 5 Unterabtheilungen (Flachcelt, Kragencelt, Leistencelt, Lappencelt und Hohlcelt), B. die Axt mit 4 Unterabtheilungen (gerade und geschwungene Schmal-, bezw. Breitaxt). Ob diese Eintheilung sich allgemeine Geltung verschaffen wird, muss die Zeit lehren. Es ist äusserst schwer, für jede Form ganz zutreffende Namen zu finden. So dürfte der Name Leistencelt kaum als ein durchweg zutreffender anzuerkennen sein. Immerhin ist es gut, dass auch in Deutschland ein neuer Versuch der Eintheilung der Celte gemacht worden ist. Für die Steinbeile hat der Verf. sich einer so weitgehenden Aufgabe der Formen-Diagnose nicht unterzogen.

Die beigegebenen zahlreichen Abbildungen sind sehr lehrreich, obwohl einzelne leicht zu Missverständnissen Anlass bieten können. So sind auf Taf. XVI Fig. 2 und Taf XVII Fig. 10 zwei Bronzeäxte von Koban nach den Tafeln des Ref. wiedergegeben, an denen die Fäden, mit denen die Objekte für die photographische Wiedergabe befestigt waren, in der Art wiederholt worden sind, dass es den Eindruck machen muss, als seien sie Bestandtheile der Aexte selbst. RUD. VIRCHOW.

ALB. HERM. POST. Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung. 8. 53 S. — Afrikanische Jurisprudenz. Ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntniss der einheimischen Rechte Afrikas. 2 Theile in 1 Bande. Oldenburg u. Leipzig 1887. Schulze'sche Hof-Buchhandlung. 8. 480 und 192 S.

Der Verfasser, Richter am Landgerichte zu Bremen, hat im vorliegenden Werke den ersten Versuch einer allgemeinen Codification des afrikanischen Rechts gemacht, dessen Bedeutung um so mehr anerkannt werden muss, als ein äusserst umfassendes und genaues Quellenstudium der Arbeit zum Grunde liegt. Das Buch wird sowohl für Reisende und Colonialbeamte, als auch für wissenschaftliche Forscher einen grossen Werth erlangen, und wir begrüssen es als einen grossen Schritt zur Begründung der „ethnologischen Jurisprudenz", wie der Verf. selbst die neue Disciplin bezeichnet. Zu bedauern ist, dass er das altägyptische Recht von seiner Untersuchung ausschliesst und auch die Araber nur gelegentlich erwähnt, obwohl doch in beiden Beziehungen starke Einflüsse nachzuweisen sind. Auch die Stellung der priesterlichen Elemente in der Organisation der afrikanischen Gesellschaft hätte eine grössere Berücksichtigung verdient. Immerhin wird es, wie wir hoffen, von nachhaltigen Folgen sein, dass hier zum ersten Male das Gesammte der Rechtsanschauungen eines so grossen Gebietes vom Standpunkte der Fachwissenschaft aus einer übersichtlichen Ordnung unterzogen worden ist.

In der besonders erschienenen „Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz" zeigt der Verf. die Breite der Studien, auf welchen er seine Darstellung aufbaut, und die streng philosophische Methode, nach welcher er seine Untersuchungen angestellt hat. Er beweist darin, dass die Rechtswissenschaft des Studiums der unkultivirten Völker nicht entbehren kann, dass vielmehr die ethnologische Jurisprudenz auf das Studium der Rechte der geschichtslosen Völker das erheblichste Gewicht legen muss, „da nur in den Rechten dieser Völker die Keimbildungen des Rechtslebens aufgefunden werden können, und diese für eine allgemeine Entwickelungsgeschichte des Rechtslebens von der höchsten Bedeutung sind". Aber er warnt vor einer einseitigen Vertiefung in die Rechtsverhältnisse eines einzelnen Stammes, da erst in der Erkenntniss allgemein gültiger Gesetze ein Maassstab für die comparative Betrachtung gefunden werden könne. So lehrt er, dass die Geschlechterverfassung eine über die ganze Erde verbreitete und bei den Naturvölkern ausschliesslich vertretene Organisationsform ist, welcher charakteristische Rechtsanschauungen entspringen, die sich an vielen Orten wiederholen. RUD. VIRCHOW.

Seite des Schädels ein kreisrundes Loch ausgeschnitten. Der Anblick der Schädel war den Mexikanern geläufig vom tzampantli, dem Schädelgerüst, wo auf quer durch die Schläfe gestossenen Stangen die Köpfe der den Göttern geopferten Sclaven und Kriegsgefangenen aufgereiht waren. Mitunter sind, statt des kreisrunden Loches an der Seite, verschieden gefärbte, concentrische Ringe auf dem Wirbel des Schädels zu sehen, die vielleicht auf eine Präparation des Schädels deuten. Statt eines einfachen Schädels wird auch der Kopf Mictlantecutli's, des Todesgottes, gezeichnet, der zu dem Todtenschädel noch eine schwarze, zerzauste Perrücke, Ohren mit weissem, hundartigem Pflock und ein Feuersteinmesser vor der Nase trägt (Fig. 90).

Der Tod ist ein Unglück und erweckt traurige Gedanken. So sind auch die, unter diesem Zeichen Geborenen unglücklich und traurig, schwächlich, krank und feige.

Als Patron dieses Zeichens ist im Cod. Borgia 28 eine Frau gezeichnet mit der Lippenscheibe Tonacatecutli's (Ometecutli's), die vorn über der Stirn eine Meerschnecke trägt und deren ganze Gestalt von nächtlichem Dunkel sich abhebt. In den entsprechenden Stellen des Codex Vat. B. (Blatt 9 u. 78) ist ein Gott gezeichnet, ebenfalls mit der Lippenscheibe (eingekniffenem Mundwinkel) Tonatecutli's, aber mit dunklem (blauem) Leibe. Auch im Cod. Borgia 49 und im Cod. Vat. B. 43 sehen wir einen Gott mit der Lippenscheibe (dem eingekniffenen Mundwinkel) Tonacatecutli's, aber hier als steifrückigen, alten Mann mit dem Stabe in der Hand. Und ihm gegenüber steht der Sonnengott. Ebenso haben Cod. Telleriano Remensis und Vaticanus A. zwei Figuren: einen Gott, der als auszeichnendes Merkmal dieselbe Meerschnecke trägt, wie die Frau im Cod. Borgia 28, und ihm gegenüber wieder den Sonnengott.

Dem Zeichen, welches „Tod" bedeutet, sind hier, gleichsam zur Compensation, die Gottheiten der Geburt als Patrone gesetzt. Die Frau auf Blatt 28 des Cod. Borgia ist Tonacacihuatl, als Göttin der Geburt gedacht. Das beweist die Meerschnecke. Denn die Schnecke ist das Symbol des Mutterleibes. Wie die Schnecke aus dem Gehäuse, so kommt der Mensch aus dem Leibe seiner Mutter hervor. Die männlichen Gottheiten bezeichnen den Mond (Metztli). Der Mond hat Beziehung zu den Weibern und verursacht, nach den Interpreten, die Geburt der Menschen. Darum ist die Meerschnecke (tecciztli) auch sein Symbol und Tecciztecatl, „der mit der Meerschnecke", der hauptsächlichste der Namen, unter denen der Gott bekannt ist.

7. **macatl** „Hirsch". Der langgestreckte Kopf dieses Thieres wird gezeichnet ohne Geweih (Fig. 91) oder mit Geweih (Fig. 92), das letztere dann blau gemalt, wie andere Horn- und Hauttheile (Nägel, Nasenschleimhaut u. a.). Statt des Kopfes finden wir im Cod. Fejérváry (Fig. 93) den Fuss des Thieres mit dem gespaltenen Huf.

Der Hirsch ist ein Thier des Waldes und des Feldes. Für die, an

diesem Tage Geborenen resultirt daraus ein Hang, in die Ferne zu schweifen und sich dem Waldleben zu ergeben. Insofern trifft das Zeichen in seiner Bedeutung mit dem Zeichen coatl zusammen und gilt, wie dieses, auch als Zeichen der Krieger.

Der Patron dieses Zeichens ist Tlâloc, der Gott des Regens, der Gewitterschauer, der mit dem Blitze tödtende Gott, — vielleicht, weil er gleichzeitig der Gott der Berge ist. Oder sollte vielleicht, ähnlich wie bei dem vorigen Zeichen, eine Compensation durch die absolute Gegensätzlichkeit bezweckt worden sein? Der Hirsch ist, nach den Interpreten, Symbol der Dürre. — Im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A. ist dem Gott eine Figur gegenübergestellt, welche Attribute Tlâloc's (des Regengottes) und Quetzalcoatl's (des Windgottes) vereinigt und die von den Interpreten als Nahuiehecatl („vier Wind") bezeichnet wird.

Tlâloc ist den Mexikanern insbesondere der mit dem Blitz tödtende, in der Fluth ertränkende, in Tlâlocan über die Seinen herrschende Gott. Die unter dem Zeichen „Hirsch" Geborenen und so dem Gotte Tlâloc Verfallenen fürchteten daher, bei jedem Gewitter vom Blitz erschlagen, bei jedem Bade erträukt, von dem Herrscher Tlâloc als sein Eigenthum reclamirt zu werden.

8. **tochtli** „Kaninchen". Ein Kopf, ähnlich dem des vorigen Zeichens, aber durch das runde Auge, die längeren, mehr hängenden Ohren und die beiden Schneidezähne unterschieden (Fig. 94 u. 95).

Das Zeichen ist ein glückliches. Das Kaninchen, sagt man, nährt sich ohne Arbeit und Mühe von dem Grase des Feldes. Darum werden die unter seinem Zeichen Geborenen mühelos reich.

Im Mexikanischen ist tochtli der Ausdruck für „Rausch, Berauschtheit". Sie bilden das Zeitwort tochtilia, oninotochtili, für welches MOLINA die Bedeutung giebt: „hazerse conejo, o hazerse bestia, o tornarse bruto el hombre". Nach P. SAHAGUN wurde der Wein centzontotochtin, d. h. „400 (= 20 × 20) Kaninchen" genannt, weil er die Ursache unzähliger Arten von Betrunkenheit wäre. — So sehen wir denn auch als Patronin des Zeichens tochtli die Personification der Magueypflanze, der Agave americana, aus welcher der berauschende Pulque bereitet wird. Als Gottheit führt sie den Namen Mayahuel. Sie ist (als Pflanze) als Göttin gedacht und war nach SAHAGUN diejenige, welche zuerst den Saft der Magueypflanze extrahiren lehrte, — in uralter Zeit, als noch die Olmeca und Huixtotin im Lande waren, — und ist nach dem Interpreten des Codex Telleriano Remensis die Gemahlin Pantecatl's, des Pulque-Gottes, den wir unten noch zu erwähnen haben werden. — Die Darstellung der Göttin ist in allen Quellen, die wir hier angezogen haben, ziemlich uniform. Wir sehen die Göttin vor den stachligen Blättern der Agave sitzen oder daraus hervorwachsen. Daneben der bekränzte und geschmückte Topf, aus welchem das Getränk herausschäumt. Eine Figur, in vergnügter Haltung die Fahne

schwingend, mit ernster Miene aus der Pulqueschale trinkend oder mit der Pulqueschale in der Hand zur trunkenen Rede anhebend, — scheint den Rausch zur Darstellung bringen zu sollen.

9. **atl** „Wasser“. Das Wasser erscheint als Tageszeichen selten in der Weise, wie man es als hieroglyphisches Element im Cod. Mendoza und sonst vielfach verwendet findet, nehmlich als blauer, verzweigter Strom, mit einem Wellensaum oder mit weissen, runden oder länglichen Tropfen am Ende der Verzweigungen. Immerhin haben wir eine dem ähnliche Zeichnung in der Fig. 96 des Cod. Vatic. B. 47 u. 48. In der Regel ist, statt des einfachen Wasserstromes, ein Gefäss mit Wasser gezeichnet, entweder ein einfaches Wassergefäss (Kürbisgefäss), wie in Fig. 97 des Cod. Telleriano Remensis, oder aber, und dies ist der häufigere Fall, das aus dem Gefäss herausfliessende Wasser ist der wallenden Federhaube eines Vogels verglichen. So wird dem, das Wasser bergenden Gefäss die Gestalt eines Vogelschnabels gegeben, mit Eck- und Backzähnen an der Aussenseite des Gefässes, und in das Wasser hinein wird das Auge eines Vogels gezeichnet (Figg. 100, 101). Eine Combination beider Darstellungsweisen zeigt die eigenthümlich ornamentale Fig. 98 (Cod. Laud.).

Das Wasser, oder genauer gesagt, die Zeit, in der das Wasser herrscht, die Regenzeit, und die Oertlichkeiten, wo Wasser im Ueberfluss vorhanden ist, verursachen Krankheiten, Rheumatismen, Fieber, Ausschlag. Darum ist das Zeichen ein unglückliches, hat Krankheit und Tod für die davon Betroffenen, bezw. unter ihm Gebornen im Gefolge.

Als Patron dieses Zeichens ist wieder das entgegengesetzte Princip, der Herr des Feuers, Ixcoçauhqui, „der Gelbgesichtige“, Xiuhtecutli, „der Herr des Jahres“ (oder der Herr des Smaragds), oder Xiuhatlatl, „das blaue Wurfbrett“, genannt, — mit gelber Farbe im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A., mit rother im Cod. Borgia und Vaticanus B. gemalt, der untere Theil des Gesichts und ein Querstreifen über das Auge schwarz. Das gegensätzliche Element, das Wasser, ist als breiter Strom auch hier neben dem Gott zu sehen, — an die eigenthümliche Stelle im SAHAGUN erinnernd, wo der Feuergott der „Vater aller Götter“ genannt wird, der in der Wasserherberge residirt und zwischen den Blumen, nehmlich den zinnengekrönten Mauern, eingehüllt in „Wolken von Wasser“, — offenbar das Feuer als Blitzfeuer gedacht, ganz wie der indische Agni „der aus dem Wasser Geborne“ genannt wird.

In den Passagen, wo diese Götter als Patrone der Wochen angeführt sind, ist gegenüber dem Feuergott ein weissgefärbter Gott zu sehen, neben dem im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A. das Zeichen ce acatl „eins Rohr“ — der Tag des Verschwindens (des Todes) Quetzalcoatl's, an welchem dieser Gott sich in den Morgenstern verwandelt haben soll. Die Interpreten erklären daher diese Figur als das Bild Tlahuizcalpantecutli's, des Morgensterns. Ce acatl ist aber auch der Tag, an

welchem der Tradition nach der Himmel geschaffen wurde (Cod. Tell.-Rem. II. 32), der Tag des Weltanfangs, des Anfangs der Zeitrechnung („il primo giorno quando cominciò il tempo", sagt der Interpret des Cod. Vaticanus A.). Wenn der Jahresanfang auf den Tag ce acatl fiel, fasteten alle eine ganze Woche von 13 Tagen lang. Denn an diesem Tage war die vorige Weltperiode zu Grunde gegangen und hatte die neue Weltperiode begonnen, und an diesem Tage erwartete man auch die Zerstörung der gegenwärtigen Weltperiode. Dies hatte, nach der allgemeinen Anschauung, durch Feuer zu geschehen. Die Idee des Weltuntergangs, wie sie sich an das Bild des Feuergottes knüpft, ist, meiner Ansicht nach, durch die, dem Feuergotte an den genannten Stellen gegenüberstehende Figur und die Legende ce acatl ausgedrückt.

10. **itzcuintli** „Hund". Der Kopf des Thieres wird gezeichnet schwarz und weiss gefleckt, wie er auch im Cod. Mendoza, wo das Bild des Hundes als hieroglyphisches Element viel verwendet wird, regelmässig erscheint. Mitunter erscheint aber das Bild des Hundes auch roth gemalt (Fig. 103). Der Hund wurde bei den alten Mexikanern als Schlachtthier gemästet. Nebenbei aber spielte er eine wichtige Rolle bei den Leichenfeierlichkeiten. Um nach dem Todtenreiche zu gelangen, musste die Seele des Abgeschiedenen den Chiconahuapan, den „neunfachen Strom", überschreiten, und dies konnte nur mit Hilfe eines rothen Hundes geschehen. Darum versäumte man nie, dem Todten einen solchen Hund in das Grab mitzugeben. Eben deshalb ist aber auch die rothe Farbe auszeichnendes Merkmal für den Hund geworden. Die Fig. 103 zeigt gleichzeitig den Hund mit abgeschnittenen Ohrspitzen. Das ist durch den lappigen obern Rand des Ohres und die gelbe Farbe des Randes — in den Bilderschriften allgemein für todte Körpertheile oder Wundränder verwendet — angedeutet. Es scheint, dass den Hunden, ehe man sie dem Todten ins Grab nachwarf, die Ohrspitze abgeschnitten ward. Denn dasselbe rothe Ohr mit der abgeschnittenen Spitze (dem gelben, lappigen, obern Rande) finden wir für sich allein als Bezeichnung des Tageszeichens itzcuintli verwendet (Fig. 104).

Der Hund ist das Zeichen der grossen Herren, der Herrscher und Richter auf der Erde. An diesem Tage wurden die Todesurtheile ausgesprochen und die unschuldig Eingekerkerten freigelassen. Könige, die an diesem Tage erwählt wurden, hatten besondere Chancen. Und die Menschen, die an diesem Tage geboren wurden, wurden grosse Herren, reich und mächtig, freigebig, lassen sich gern bitten und ertheilen gern Gnadengeschenke.

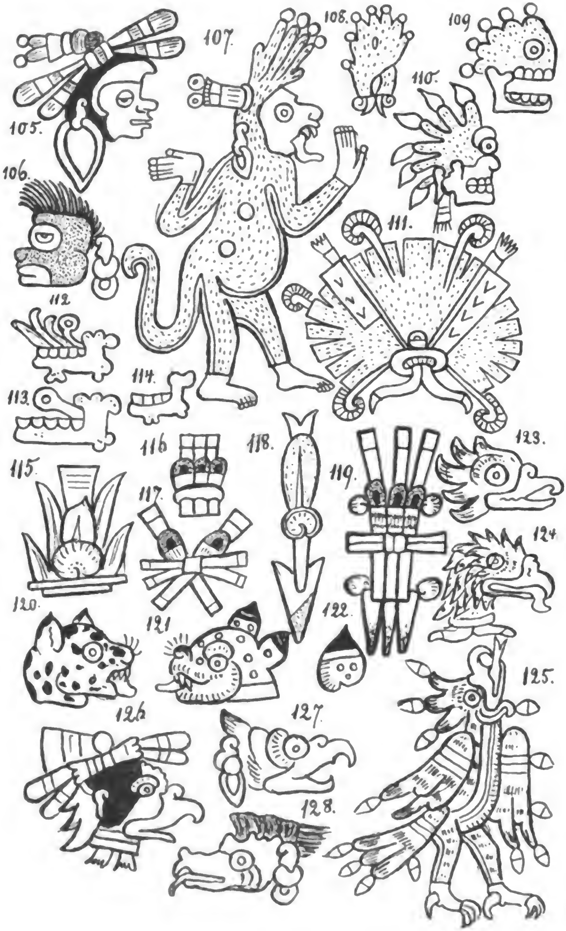
Der Patron dieses Zeichens ist, bezeichnend genug, Mictlantecutli, der Todesgott, als solcher, theils in männlicher, theils in weiblicher Gestalt, im Cod. Borgia 26 und an den entsprechenden Stellen des Cod. Vaticanus B. 7 und 80 gezeichnet. Neben ihm der aufgesperrte cipacter, (Erd-) Rachen,

Tragbahre und ein an Diarrhoe und Harnerguss leidender Mensch (Affe). In den andern Stellen des Cod. Borgia 45, Vat. B. 39 und im Cod. Telleriano Remensis und Vaticanus A. ist auch hier wieder die Gegensätzlichkeit zum Ausdruck gebracht: dem Todesgotte, dem Herrscher in der Unterwelt, dem Repräsentanten der Nacht wird der Sonnengott, Tonatiuh, der Herr des Tages, gegenübergestellt.

11. **oçomatli** „Affe". Der Affe ist eine mythologische Gestalt. Darum finden wir ihn kaum einfach realistisch dargestellt. Zum wenigsten trägt er, nach Art der Fürsten und Götter, Schmuck in dem Ohr (Fig. 106), und zwar in der Regel den, wie es scheint, etwas barbarischen Ohrschmuck des Gottes Tepeyollotl und seiner Begleiter. Statt des sich nach vorn sträubenden Kopfhaares sieht man häufig einen Busch grünen Malinalligrases (vgl. das nächste Zeichen). Gelegentlich auch (Cod. Borgia 16) ist die ganze Figur in Malinalli-Gras gekleidet (Fig. 107). Und im Cod. Telleriano Remensis und Vaticanus A. trägt der Kopf des Affen regelmässig die Kopfbinde des Windgottes Quetzalcoatl (Fig. 105). — Der Affe hat Beziehungen zum Windgott. Er ist eben der schnelle, der flüchtige. Auch den arischen Indern ist der Affe Hânuman der vâtaja, der „Sohn des Windes". In mexicanischen Codices findet sich widerholt eine merkwürdige Darstellung, wo wir den Todesgott und den Windgott Quetzalcoatl Rücken an Rücken gelehnt dasitzen sehen. Im Cod. Laud 11 findet sich eine ganz gleiche Darstellung, wo wir aber statt des Windgottes die unverkennbare Figur des Affen mit dem Rücken gegen den Todesgott gelehnt finden; ersterer hält das Opfermesser, letzterer das ausgerissene Herz in der Hand. Dass wir also den Affen mit den Attributen des Windgottes bekleidet finden, kann nicht weiter Wunder nehmen. In dem Ausputz mit Malinalli-Gras scheint sich eine Beziehung zum Tode zu offenbaren. Das Gesicht des Affen imitirt den Todtenschädel. Und ganz an unsere Fig. 107 erinnernd, sehen wir im Cod. Borgia 44 das Skelet, welches dem Sonnengott den abgerissenen Kopf einer Wachtel darbringt, in Malinalli-Gras gekleidet.

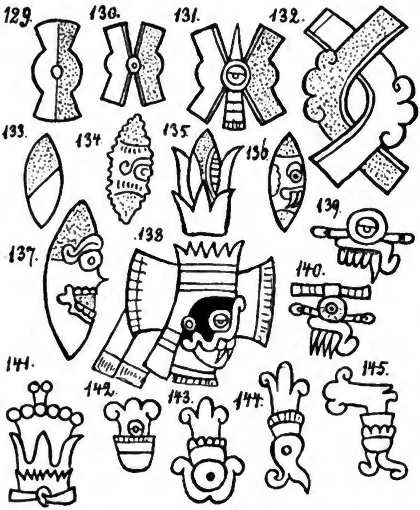
Der Affe ist lustig und spasshaft und weiss seine Gliedmaassen geschickt zu benutzen. Darum werden auch die, unter seinem Zeichen Geborenen in allerhand — aber, wie es scheint, hauptsächlich brotlosen — Künsten geschickte und erfahrene Leute, Künstler, Sänger, Tänzer, Clowns und Spassmacher, — den Frauen ähnlich, fröhlichen Gemüths, doch nicht sehr ehrbar.

Als Patron dieses Zeichens ist im Cod. Borgia 26, und entsprechend im Cod. Vatic. B. 80 ein Gott gezeichnet, dessen nähere Beziehung durch einen, neben ihm im Wasser mit dem Netz fischenden Menschen zum Ausdruck gebracht ist. Da an dieser Stelle in der Aufzählung der Gottheiten, gegenüber dem Cod. Vatic. A. und Telleriano Remensis, eine Differenz auftritt, indem diese — und die ihnen entsprechenden Stellen des Cod. Borgia und Vaticanus B. — den Gott hier auslassen und dafür am Schlusse der Reihe


105.
106.
107.
108.
109
110.
111.
112
113.
114.
115.
116
117.
118.
119.
120.
121
122.
123.
124.
125.
126
127.
128.

den Feuergott hinzufügen, so bin ich nicht im Stande, für diesen Gott einen bestimmten Namen anzugeben. Ich glaube ihn im Cod. Borgia 24 (wo er in Parallele zu Xochiquetzal stehen würde) und an verschiedenen Stellen des Codex Viennensis unter dem Namen chicome xochitl „sieben Blume“ wiederzuerkennen, und würde deshalb geneigt sein, in ihm ein männliches Analogon der Xochiquetzal anzunehmen, das zu der oben gezeigten Bedeutung des Zeichens vortrefflich passen würde.

12. **malinalli** wird von den alten Autoren als „cierta yerva“, „ein gewisses Kraut“ erklärt. Nach PEÑAFIEL (Nombres geográficos de



México) ist es: — planta de los Gramineos, conocido por „zacate del carbonero“, dura, aspera, fibrosa, que fresca sirve para formar las sacas del carbon y para sogas que las aseguran, d. h. also „Strohseil“ oder „Gras, aus dem man Strohseile fertigt“. Damit scheint die Etymologie des Wortes zu stimmen. Wir finden im MOLINA: malina, onitlamalin, „torcer cordel encima del muflo“; malinqui-malinalli „cosa torcida“.

Im Cod. Mendoza 13. 14. finden wir den Ort Malinaltepec durch einen Berg dargestellt, der auf seinem Gipfel eine krautartige Pflanze mit gelben Blüthenköpfen (Fig. 108) trägt. In demselben Codex 41, 11 dagegen ist derselbe Ort durch einen Berg dargestellt, der auf seinem Gipfel die Fig. 109 trägt, d. h. einen Todtenschädel, dessen Wölbung gleichsam er-

setzt ist durch den grünen, mit gelben Blüthenköpfen besetzten Busch dieses Krauts. Letztere Combination ist auch die übliche Darstellung des Tageszeichens malinalli. Vgl. die Fig. 110 (Cod. Telleriano Remensis). Doch findet sich daneben auch z. B. im Cod. Borgia 26 die Fig. 111, welche den ganzen Busch der Pflanze mit den gelben Blüthenähren und zwei aufgesteckten Fähnchen zeigt. — Anderwärts ist das Tageszeichen dargestellt durch einen blutigen Kiefer mit einer Zahnreihe (Fig. 114 Cod. Fejérváry), denen noch bisweilen ein herausgerissenes Auge (Fig. 113 Cod. Laud) oder ein herausgerissenes Auge und ein grüner Busch (Federn?) hinzugefügt ist (Fig. 112 Codex Laud). Wie das eine Darstellung des Wortes malinalli sein soll, ist schwer erfindlich. Ich glaube, dass der andere Name **itlan**, der in der Liste von Meztitlan für dieses Zeichen gebraucht wird und der mit „sein Zahn" übersetzt werden kann, hier herangezogen werden muss.

Das Zeichen hat einen bösen Ruf. Die alten Autoritäten Sahagun und Duran erklären es — ich weiss allerdings nicht, ob vollständig unbeeinflusst durch biblische Traditionen — als Sinnbild der Vergänglichkeit, das Gras des Feldes, das schnell dahinwelkt. Duran hebt dabei die Vergänglichkeit des Uebels hervor. Wie das Gras des Feldes jedes Jahr welkt und im nächsten wieder frisch ergrünt, so verfielen auch die unter diesem Zeichen Geborenen jedes Jahr in eine schwere Krankheit, erholten sich aber wieder von derselben. Sahagun dagegen hebt die Vergänglichkeit des Glückes für die unter diesem Zeichen Geborenen hervor. Anfangs vom Glück begünstigt, würden sie plötzlich wieder ins Elend zurückgeschleudert. Sie würden viele Kinder bekommen, diese ihnen aber der Reihe nach wegsterben. Darum, giebt er an, vergliche man dieses Zeichen einem reissenden Thier.

Patron dieses Zeichens ist ein Gott, der von den Interpreten Pantecatl, der Gott des Weines, genannt wird. Als Götter des Weines (d. h. des Pulque, des aus der Agave americana bereiteten berauschenden Getränkes) wird im Sahagun eine ganze Reihe von Götter angegeben: Tezcatzoncatl, Yiauhtecatl, Izquitecatl, Acolhua, Tlilhua, Pantecatl, Toltecatl, Papaztac, Tlaltecayohua, Ometochtli, Tepuztecatl, Chimalpanecatl, Colhuatzincatl. Wie man sieht, haben die meisten dieser Namen patronymische Form. Man möchte vermuthen, dass durch diese verschiedenen Namen die besonderen Marken des Getränkes bezeichnet worden seien. Der Name Pantecatl findet sich auch darunter, und ihm wohnt eine besondere Bedeutung inne, denn Pantecatl heisst: der von Panotlan (Pantlan, Panuco) d. i. der Huaxteke. Nach der Tradition aber ward der Pulque unter den Olmeca Huixtotin (d. i. den Bewohnern der atlantischen Golfküste, südlich von Vera Cruz) erfunden, und bei dem Gelage, welches zu Ehren der Erfindung gegeben ward, zeichnete sich Cuextecatl (Huaxtecatl), der Häuptling der Cuexteca oder Huaxteca, durch seine Unmässigkeit aus.

Pantecatl wird Gemahl der Mayahuel, der Göttin der Agavepflanze, genannt, und ihm wird das besondere Verdienst zugeschrieben, die narkotischen Wurzeln entdeckt zu haben, die man dem Pulque zusetzte, um dessen berauschende Wirkung zu steigern.

Der Gott wird in barbarischer Tracht dargestellt (Fig. 146), mit einem Nasenring, wie ihn die Göttin Teteoinnan oder Tlaçolteotl trägt, und auch in der Tracht an die letztere Göttin erinnernd. Das ist ein bezeichnender Zug. Denn, wie wir unten zu erwähnen haben werden, scheint auch die genannte Göttin huaxtekischen Ursprungs zu sein. Der Gott ist mit kriegerischen Emblemen ausgestattet; ihm gegenüber oder vor ihm herschreitend ist ein Tiger gezeichnet, oder in Adler- und Tigertracht gekleidete Krieger, — Sinnbilder der Tapferkeit (quauhtli ocelotl „Adler-



Tiger“ ist Bezeichnung der hervorragendsten und tapfersten Krieger). Denn der Rausch macht tapfer; auch durften, wie es scheint, an den Pulquegelagen nur alte Männer und Soldaten Theil nehmen.

Der Kultus, der mit dem Pulquegott, bezw. mit dem Pulque selbst getrieben wurde, hat noch seine besondere Bedeutung. Ohne Zweifel wurde unter dem Bilde des Weins, des kräftig und stark machenden, der Regen verstanden, der der Erde Kraft und Stärke giebt. Der Regengott selbst heisst bekanntlich Tlâloc d. h. „Wein der Erde“. In der Relacion von Meztitlan sind als Hauptgötter genannt: Ometochtli, Tezcatlipuca, Hueitonantzin d. h. der Weingott (Regengott), der Gott der Dürre und des Winters und die Göttin der Erde. Von dem Gott des Weines (Ometochtli) wird hier erzählt, dass ihn Tezcatlipuca erschlägt, dass aber der Tod desselben nur wie der Schlaf eines Trunkenen sei, dass nachher der Gott gesund und frisch wieder auferstehe, — ein durchsichtiger Mythus,

der uns den Wechsel von Dürre und Regen, von Kälte und Wärme, von Winter und Sommer veranschaulicht. Aus dieser mythischen Bedeutung des Weines (Pulque's) leiteten sich ohne Zweifel die strengen Strafen ab, die auf den unberechtigten Genuss desselben gesetzt waren, und die die Spanier so in Erstaunen setzten und von ihnen als Gipfel pädagogischer Weisheit gepriesen wurden. Der Genuss des Pulque, ausser in den durch den Kultus streng vorgeschriebenen Fällen, war einfach ein Sakrileg und ward als solches gebührenderweise mit dem Tode bestraft.

13. **acatl** „Rohr". Als hieroglyphisches Element im Codex Mendoza häufig durch die, aus den stengelumfassenden breiten Blättern sich aufbauende Maisstaude ausgedrückt. Als Tageszeichen durch den Pfeilschaft, mit (Fig. 118. 119) oder ohne (Fig. 115—117) Feuersteinspitze, aber regelmässig mit, unterhalb des Schaftendes angebrachten Federn bezeichnet.

Wie das Rohr inwendig hohl und marklos ist, so sollten auch die unter diesem Zeichen Geborenen hohle Köpfe ohne Herz und ohne Verstand sein, Leckermäuler, Müssiggänger.

Als Patron dieses Zeichens ist im Cod. Borgia 27 ein Tezcatlipoca mit verbundenen Augen gezeichnet. Dem entspricht im Cod. Borgia 46 eine Gruppe, bestehend aus der Figur Tezcatlipoca's (Fig. 148) und eines Gottes mit ganz verbundenem Gesicht, dessen Kopf von einer hornartig gekrümmten Mütze bedeckt ist, von der ein Pfeilschaft ausgeht (Fig. 149). Ganz die gleichen charakteristischen Attribute trägt die entsprechende Figur des Codex Vaticanus A. und des Codex Telleriano-Remensis, die von den Interpreten als Itztlacolinhqui, Gott der Kälte und weiter der Verhärtung, der Verblendung, der Sünde erklärt wird und dem, wie sie angeben, auch ein Sternbild am südlichen Himmel entsprechen soll. Als Nebenfiguren sieht man im Cod. Borgia 27 einen Excremente fressenden Menschen, im Cod. Borgia 46 einen Pulquetopf und einen am Boden liegenden Menschen, endlich im Cod. Vaticanus A. und Telleriano-Remensis das Bildniss der gesteinigten Ehebrecherin.

Der Name Itztlacolinhqui bedeutet „das Scharfe, Gekrümmte" oder „das krumme Obsidianmesser". Als Gott der Kälte wird Itztlacolinhqui auch von Sahagun bezeichnet. Der Zusammenhang mit Tezcatlipoca, der in den erwähnten Darstellungen vorliegt, spricht sich überdies im Namen — Itztli, „der Obsidian", ist einer der Namen Tezcatlipoca's — und in der Bedeutung des Gottes aus. Denn Tezcatlipoca, „der rauchende Spiegel", ist ohne Zweifel der Gott der Dürre und der Kälte, des Winters und der Dunkelheit, der Moloch der mexikanischen Mythologie. Und ebenso ist er der die Sünde strafende Gott.

Zu den Festlichkeiten des Besenfestes (ochpaniztli), die zu Ehren der Erdgöttin Teteo innan oder Toci gefeiert wurden, gehört das Auftreten Cinteotl Itztlacolinhqui's. Zu dem Zwecke wurde von dem zu Ehren der Göttin geköpften Opfer ein Stück der Schenkelhaut ent-

nommen und daraus die Maske itztlacoliuhqui gearbeitet. Die Maske bestand aus einer Kapuze aus Federarbeit, welche sich nach hinten verlängerte und mit einer hahnenkammartigen Krone endete, — die Beschreibung entspricht genau der Art, wie die hornartig gekrümmte Mütze Itztlacoliuhqui's im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A. dargestellt ist. Mit dieser Maske ward dann Cinteotl, der Sohn der Teteoinnan, bekleidet, der in dieser Verkleidung bei den weiteren Festlichkeiten eine bedeutende Rolle zu spielen hatte.

Es hat zunächst etwas Befremdendes, den Namen der Maisgottheit (Cinteotl) mit dem des Gottes der Kälte (Itztlacolinhqui) verbunden zu sehen. Nach der Auffassung der Mexikaner gingen sowohl die günstigen, wie die schädlichen, in einer Sphäre sich geltend machenden Einflüsse von derselben, in dieser Sphäre herrschenden Gottheit aus. Nach dem Cod. Fuenleal sendet Tlaloc sowohl das gute Wasser, welches die Saaten wachsen lässt, wie das böse, welches die Saaten ersäuft, das kalte, welches die Felder vereist, und den Schnee, der die aufkeimenden Saaten unter seiner Decke begräbt. Der Interpret des Cod. Telleriano-Remensis erklärt die Fruchtbarkeit und Nahrung spendende Erdgöttin Tonacacihuatl als „la que causava las hambres“, die, welche die Hungersnöthe verursacht. Und nach DURAN erhält die Göttin der Maisfrucht den Namen Chicome coatl „Sieben Schlange“ wegen des Unheils, das sie in den unfruchtbaren Jahren anstiftet, wenn das Korn erfriert und Hungersnoth eintritt.

14. **ocelotl** [1]) „Tiger“ oder richtiger „Jaguar (Felis onça)“. Es wird entweder das ganze Thier gezeichnet, durch das gelbe oder braune, gefleckte Fell und die mit langen, gekrümmten Klauen versehenen Pranken leicht kenntlich. Seine reissenden Eigenschaften sind häufig noch durch, in der Peripherie des Thieres angebrachte Feuersteinmesser besonders gekennzeichnet. Oder es ist nur der Kopf gezeichnet (Fig. 120, 121), durch die Rundung und die Flecken ebenfalls leicht kenntlich. Endlich wird, wie beim Hunde, nur das Ohr gezeichnet (Fig. 122, Cod. Fejérváry), dessen Besonderheit in der Breite und Rundung und in der schwarz gefärbten Spitze liegt.

Die kriegerischen Eigenschaften des Thieres vererben sich auch auf die unter diesem Zeichen Geborenen. Sie werden tapfer und unerschrocken, aber auch gewaltthätig und lasterhaft, insbesondere in erotischen Dingen, und nehmen, wie die Krieger überhaupt, ein unglückliches Ende. Auch

---

1) Ich habe, dem Gebrauch der spanischen Historiker gemäss, dieses Wort in der Regel mit „Tiger“ übersetzt. Ich glaubte, nicht so penibel sein zu dürfen, weil kein Mensch in Mexico an den bengalischen Tiger denken wird. Der Name yaguar oder yahuora bedeutet übrigens in der Sprache, aus der das Wort entnommen ist, jedes reissende, fleischfressende Thier, Hund, Katze u. s. w. und wird sogar auf Fische, Vögel und Insecten angewendet. Der ocelotl der Mexikaner heisst im Guarani yaguar-eté, „das ächte Raubthier“.

die Frauen, die unter diesem Zeichen geboren sind, werden hochmüthig und lasterhaft.

Patron dieses Zeichens ist, nach Angabe der Interpreten, Tlaçolteotl, auch Ixcuina und Tlaelquani genannt. Der Name Tlaçolteotl heisst „Gottheit der Liebe“; die Göttin ist aber keineswegs eine Patronin der Sinnenlust und der Schamlosigkeit („la Venere impudica e plebea“, wie Boturini angiebt), sondern umgekehrt, eine Göttin der sittlichen Gebundenheit, Patronin der Ehe. Vor ihrem Bilde steinigte man die Ehebrecherinnen. Und diejenigen, welche sich in diesem Punkte vergangen hatten, waren genöthigt, zu ihren Priestern zu gehen und dort ihre Sünde zu beichten. Aber nach mexikanischer Auffassung wurden sie durch diese Beichte auch ihrer Sünde vollständig quitt, straflos auch der weltlichen Gewalt gegenüber. Und darum heisst die Göttin Tlaelquani, die „Dreckfresserin“, weil sie den Schmutz der Sünde vollkommen wegnimmt.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Göttin mit der Erdgöttin Teteoinnan oder Toci identisch ist. Im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A. ist sie in die abgezogene Haut des Opfers gekleidet dargestellt und mit weissen Federn besteckt, ganz wie Torquemada u. A. den Putz der Erdgöttin beschreiben. In dem Sahagun-Manuscript der Biblioteca Laurentiana zu Florenz ist sie mit dem Besen in der Hand abgebildet, dem bekannten Attribut der Teteoinnan. Umgekehrt ist das Bild, durch welches im Cod. Telleriano-Remensis und Vaticanus A. der achte Monat ochpaniztli bezeichnet wird und welches unzweifelhaft die Erdgöttin Teteoinnan darstellt, in Ansehen, Tracht und Ausstattung in jeder Beziehung gleich der Göttin, welche von den Interpreten als Tlaçolteotl bezeichnet wird. Und wie die Teteoinnan sich als huaxtekische Göttin dadurch charakterisirt, dass bei ihrem Hauptfeste (ochpaniztli) die ihr Gefolge bildenden Leute als Huaxteca verkleidet einher gingen, wie P. Duran berichtet, so erzählt auch von der Tlaçolteotl der P. Sahagun, dass sie hauptsächlich von den Mixteca und Olmeca — d. h. nach seiner Nomenclatur, von den Bewohnern der atlantischen Golfküste — und von den Cuexteca (d. i. Huaxteca) verehrt worden sei, während im Westen, in Michoacan, ihr Cultus ganz unbekannt geblieben sei.

Die fragliche Göttin Teteoinnan-Tlaçolteotl finden wir in unsern Codices mit den beiden, über der Stirn wie Hörner aufrecht stehenden Flechten — der bekannten altmexikanischen Weiberfrisur — abgebildet, das Haar ausserdem durch ein rund um den Kopf laufendes weisses, geflochtenes Band zusammen gehalten, in welchem ein paar Spindeln stecken. Ein ähnliches Band hängt aus dem durchlöcherten Ohrlappen heraus. Der untere Theil des Gesichts ist mit einer dicken Lage schwarzen Kautschuks bedeckt und in der Nase trägt sie denselben eigenthümlich gekrümmten Ring, den wir schon bei Pantecatl gesehen haben. Es scheint sich hierin die landsmannschaftliche Verwandtschaft der beiden Gottheiten zu erkennen

zu geben. Vgl. Fig. 147. Das Gewand ist lebhaft colorirt, meist doppelfarbig, und mit grossen, gelben (goldenen), halbmondförmigen Verzierungen versehen. (Die Huaxteca waren berühmt als Verfertiger der centzontilmatli oder centzon quachtli, der bunten, vielfarbigen Mäntel und Decken.)

Der Göttin gegenüber sieht man (Cod. Borgia 27 und an den entsprechenden Stellen des Cod. Vat. B.) einen Tempel, in dessen offener Thür eine Eule steht, — wie es scheint, das dunkle Haus der Erde bezeichnend. Im Cod. Borgia 47 und entsprechend im Cod. Vat. B. 36 ist ihr gegenüber die Feuerschlange und ein ähnlicher Tempel, in dessen offener Thür ein Raubvogel steht, der aber mehr an den cozcaquauhtli der Handschriften erinnert. Im Cod. Telleriano Remensis und Vaticanus A. endlich steht ihr gegenüber eine, in das dunkle Gefieder eines Nachtvogels gekleidete menschliche Gestalt, — von den Interpreten als Abbild Tezcatlipoca's erklärt. Anderwärts (Cod. Borgia 60) erscheint auch neben der Göttin das Bild der Nacht (Fig. 150), dargestellt durch das mit Sternenaugen besetzte Dunkel und das Bild des Kaninchens in wässerig blauem Felde, — das Sinnbild des Mondes.

15. **quauhtli**, der „Adler". Das Thier ist theils in ganzer Figur (Fig. 125), theils nur als Kopf gezeichnet (Fig. 123, 124), meist sehr naturgetreu und leicht kenntlich, das Gefieder weiss mit schwarzen Spitzen oder schwärzlich. Die räuberische Natur, wie bei dem Thier des vorigen Zeichens, wiederum durch Feuersteinmesser bezeichnet (Fig. 125), welche an den Enden der Nackenfedern oder in der Peripherie des Körpers angebracht sind.

Das Zeichen theilt in jeder Beziehung die kriegerischen Qualitäten des vorigen, sowohl in Beziehung der Männer, wie der Weiber, nur dass (nach DURAN) der Adler noch einen besondern Hang zu Raub und Diebstahl ertheilt.

Der Patron dieses Zeichens ist der Gott Xipe „der Geschundene", auch Totec, „unser Herr" (señor terrible y espantoso), und Tlatlauhquitezcatl, „der rothe Spiegel", genannt, — der Repräsentant des Krieges, dem im zweiten Monat das Fest tlacaxipehualiztli, „Menschenschinden", gefeiert ward, bei welchem der Gott repräsentirt ward durch, in die abgezogene Haut der Opfer gekleidete junge Leute.

An den hier angezogenen Stellen der Handschriften ist der Gott nicht überall in typischer Gestalt zu sehen. Nur im Cod. Borgia 48 und entsprechend im Cod. Vat. B. 35 (Fig. 151) und 5 sieht man das, mit der gelben abgeschundenen Menschenhaut überzogene Gesicht, das nur den Augenschlitz erkennen lässt, den brandrothen Streifen über die ganze Länge der Backe und den eigenthümlichen Nasenpflock, der die spitze, mit flatternden Bändern umwickelte tzapotekische Mütze des Gottes imitirt. An denselben Stellen ist vor dem Gott auch sein Stab (Fig. 152), das von

flatternden weissen, roth gestreiften oder roth punktirten Bändern umwickelte tlachieloni („Lorgnette“). — Im Cod. Borgia 28 dagegen und entsprechend im Cod. Vat. B. 78 sieht man einen, in der Weise Tezcatlipoca's, nur roth und gelb, also als Tlatlauhqui Tezcatlipoca bemalten Gott, der eine Todtenhand vor der Nase hält. Aber den Kopf bedeckt eine rothe, mit weissen Federbällen besteckte Kapuze (Fig. 153), ganz ähnlich der Schulterdecke, welche der Gott in den vorher angeführten Stellen trägt. — Im Cod. Telleriano Remensis und Vaticanus A endlich ist ein Gott, in der Haltung des Sonnengottes, gemalt, Waffen in der einen, eine Wachtel in der andern Hand haltend. Doch zeigen auch hier die herabhängenden Hände der abgeschundenen Menschenhaut und das in dachziegelförmig sich deckende grüne Federn auslaufende, hemde- oder kittelartige Gewand den Gott Xipe und den tzapotekischen Gott an.

An allen Stellen aber ist, als Symbol und Characteristicum des Gottes, ihm gegenüber die culebra Quetzalcoatl gemalt, die grüne Federschlange, — im Cod. Borgia 29 und entsprechend im Cod. Vat. B. 5 u. 78, ein Kaninchen, an den anderen Stellen einen Menschen verschlingend, — dargestellt.

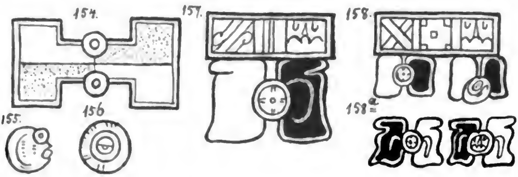
16. **cozcaquauhtli** heisst: „Halsbandadler“. In Molina's Wörterbuch wird als Bedeutung des Wortes angegeben „aguila de cabeza bermeja“, „der Adler mit dem rothen Kopf“, und gemeint ist der Königsgeier, Sarcoramphus papa Dum., von den Spaniern „rey de zopilotes“ genannt. — Von dem Thiere ist stets nur der Kopf gezeichnet. Der Schnabel ist weiss (beim Adler gelb!), und über dem Auge ist die unbefiederte, rothe Kopfhaut kenntlich. Regelmässig ist Ohr mit Ohrgehänge gezeichnet (Fig. 127 Cod. Borgia). Mitunter ist ihm auch eine Art Haarperrücke (Fig. 128 Cod. Laud) oder ein schleifenartiger Kopfputz (Fig. 126 Cod. Telleriano Remensis) gegeben.

Der Geier hat einen kahlen Kopf, daher wird er zum Sinnbild des Alters, des langen Lebens, der Schwächen und Vorzüge des Alters. Denen, die unter seinem Zeichen geboren wurden, sagte man nach, dass sie ein hohes Alter erreichen, und dass sie sich wie alte Leute gebahren, gern Rath ertheilen, Zuhörer und Schüler um sich versammeln würden, u. s. w.

Der Patron dieses Zeichens ist ein, mit Tigerkrallen und Schmetterlingsflügeln versehener Dämon, den die Interpreten Itzpapalotl, „Obsidianschmetterling“, nennen. Die Interpreten, die überall einen Sündenfall wittern, geben an, dass Xomunco oder Xounco, die erste geschaffene Frau, nach ihrem Fall in diesen Dämon verwandelt worden sei. In allen Codices ist diesem Dämon gegenüber ein umgebrochener Baum gezeichnet, aus dessen offener Wunde Blut fliesst. Die Interpreten sagen, dass dies der Baum des Paradieses sei, und nennen ihn deshalb Tamoauchan — „wir suchen unsere Heimath“, das irdische Paradies, nach Sahagun, das zu suchen die wandernden Stämme sich aufmachten, — oder Xochitli-

cacan, „den Ort, wo man Blumen pflückt“. Der ganze Mythus, auf den die Interpreten anspielen, ist aus andern Quellen nicht bekannt.

17. **ollin** erklärt DURAN als „cosa que se anda ó se menea“ und sagt, dass das Zeichen auf die Sonne angewendet würde. Wir haben in der That das Zeitwort olini, oolin oder olinia, oninolini „meneerse ó moverse“, das aber das obige Wort als Grundwort voraussetzt. Dagegen finden wir olli, ulli „Kautschuck“ und ollin, olin „der Kautschukball“, mit welchem das nationale Spiel tlachtli gespielt ward. Es ist bekannt, dass der Lauf der Sonne am Firmament unter dem Bilde des Ballspiels angeschaut wurde. Die beiden Antagonisten, Quetzalcoatl und Tezcatlipoca, die den Gegensatz von Sommer und Winter, von Tag und Nacht zu repräsentiren scheinen, spielen (nach MENDIETA II c. 5 p. 82) Ball mit einander. Die beiden Lichtheroen der Qu'iche, Hunahpu und Xbalanqué, die an einer Stelle des Popol Vuh als „Sonne“ und „Mond“ erklärt werden, sind die berühmten Ballspieler, von deren Spiel die Erde



erdröhnt, die auf die Herausforderung der Fürsten der Unterwelt in das Reich des Todes, Xibalba, hinabsteigen und nach Ueberwindung der unterweltlichen Mächte siegreich wieder zum Erdboden emporsteigen. Im Cod. Borgia finden wir auf Tafel 4 der KINGSBOROUGH'schen Zählung die bekannte Figur des Ballspielplatzes, tlachco (Fig. 154), von Sternenaugen umsäumt, darüber liegend ein cipactli, aus dessen aufgesperrtem Rachen das Gesicht des Himmelsgottes Tonacatecutli hervorschaut. Auf dem Platze selbst spielen zwei schwarze Gottheiten Ball. Der Ball des einen (Fig. 155) ist dunkel (blau) gefärbt und hat das Ansehen eines Todtenschädels; der andere (Fig. 156) stellt eine gelbe Strahlenscheibe mit einem Auge in der Mitte dar. Dass diese beiden Bälle die am Himmel aufziehenden Tages- und Nachtgestirne, Sonne und Mond, symbolisiren, erscheint mir zweifellos.

Die bildliche Darstellung des Tageszeichens ollin zeigt zwei verschieden gefärbte Felder, das eine in der Regel blau, das andere roth, welche eine mittlere Rundung und zwei schräg verlaufende Enden haben und entweder hart aneinander liegen, nur durch eine gelbe Linie getrennt (Fig. 129) oder an den Enden divergiren (Fig. 130). Dazu kommt in den Darstellungen des Cod. Telleriano Remensis und Vaticanus A., sowie auf Sculpturen

eine Art von Pfeil, der eine Mittellinie zwischen den beiden divergirenden Feldern herstellt (Fig. 131). Der kleine Kreis, in welchem die beiden divergirenden Felder sich berühren, erscheint in diesen mehr ausgeführten Darstellungen als Auge. In den runden Ausbuchtungen der Felder sieht man hier und da (z. B. Cod. Mendoza 42, 22 s. v. Olinalan) einen kleinen Kreis markirt. Das grosse Bild des Zeichens ollin endlich, welches das Centrum der Oberfläche des sogenannten Kalendersteins, des grossen, unter König Axayacatl angefertigten Sonnensteins, einnimmt, zeigt in der Mitte, statt eines Auges, das Gesicht des Sonnengottes und in den runden Ausbuchtungen die krallenbewaffnete Pranke eines Tigers. Als besondere Variante erwähne ich noch Fig. 132 (Cod. Borgia 29), wo, statt der in der Mitte sich berührenden divergirenden Felder, zwei bogenförmig gekrümmte, übrigens ebenfalls verschieden (blau und roth) gefärbte Stücke sich verschlingen.

Man hat neuerdings (Anales Mus. Nac. México II) versucht, diesem Zeichen eine bestimmte astronomische Bedeutung beizulegen, und es als die graphische Repräsentation des scheinbaren Laufes der Sonne, wie er im Verlaufe eines Jahres sich darstelle, erklärt. Nach dieser Auffassung würde der Pfeil, der auf einigen Darstellungen des Zeichens ollin zu sehen ist, die Richtung von Osten nach Westen, und die Linien der auseinander gehenden Felder die Richtungen bezeichnen, die vom Standpunkte des Beobachters aus nach dem äussersten nördlichen und äussersten südlichen Punkt des Sonnenaufgangs, bezw. Sonnenuntergangs, gehen. — Mir scheinen die beiden verschieden gefärbten Felder nur die helle und die dunkle Wölbung, den Taghimmel und den Nachthimmel, zu bedeuten, an welchem das Tages- und das Nachtgestirn entlang rollen, wie der Kautschukball über den Ballplatz fliegt. Ich vergleiche so das Tageszeichen ollin dem Felderpaar, das in den Maya-Handschriften von den viereckigen Himmelsschildern herabhängt und auf seiner Fläche das Bild der Sonne oder des Tages und des Mondes oder der Nacht trägt. Vergl. Fig. 157 u. 158.

Das Zeichen ist seiner astrologischen Bedeutung nach zweifelhaft. Die unter ihm Geborenen werden, nach SAHAGUN, bei guter Erziehung glücklich, bei schlechter unglücklich. Nach DURAN verheisst es den Männern Glück, es werden Sonnenkinder, glänzend wie die Sonne, glücklich und mächtig, denn die Sonne ist die Königin unter den Gestirnen, die unter diesem Zeichen geborenen Weiber dagegen werden zwar reich und mächtig, bleiben aber dumm.

Als Patron dieses Zeichens ist im Cod. Borgia 29 ein Gott gezeichnet, mit verkrümmten Händen und Füssen und herausgerissenem Auge. Darüber sieden in einem Topfe Kopf und Gliedmaassen eines Menschen. In den entsprechenden Stellen (Blatt 4 und Blatt 77) des Vaticanus B. ist, statt des obigen Gottes, ein Thier, wie ein Coyote, gefleckt, mit sich sträubendem Haar und heraushängender Zunge, gezeichnet. Darüber aber

I.

Der Charakter der aztekischen und der Maya-Handschriften.

Vorgetragen in der Sitzung vom 16. Juli 1887 der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte

von

Dr. E. SELER
in Berlin.

(Schluss.)

Ich gehe nun zu den Namen über, mit welchen von den Völkern des Maya-Sprachstammes die 20 Tage bezeichnet wurden, und zwar führe ich die Namen an, welche (nach NUNEZ DE LA VEGA) im Gebiet des Bisthums Chiapas, d. h. unter Zotzil und Tzental im Gebrauch waren, ferner die, womit Qu'iché und Cakchiquel, und endlich die, mit welchen die Maya von Yucatan die Tage bezeichneten. Ich hebe gleich hervor, dass einzelne dieser Namen, ihrer Bedeutung nach, genau mit einzelnen mexikanischen übereinstimmen, dass diesen Namen auch in der Liste dieselbe Stellung (dieselbe Nummer), wie den entsprechenden mexikanischen zukommt, endlich, dass dasjenige Zeichen (mox, imox), welches darnach in seiner Stellung dem Zeichen cipactli, dem Anfangszeichen der mexikanischen Liste entsprechen würde, auch in der Tzental- und in der Cakchiquel-Liste das Anfangszeichen bildet. Die Maya-Aufzählungen beginnen freilich nicht mit diesem, sondern mit dem folgenden vierten der Liste (kan). So wenigstens die im LANDA und in den anderen Autoren gegebenen Aufzählungen. Ich finde indes im Cod. Tro 36 und im Cod. Cortez 22 — das letztere Blatt bildet die genaue Fortsetzung und Ergänzung des ersteren — die Tageszeichen von imix an bis zum folgenden dreizehnten aufgeführt und darunter, zum deutlichen Zeichen, dass die Reihe mit imix beginnen soll, die Zahlen von 1—13 hingeschrieben. Aehnlich beginnt im Cod. Cortez 13—18 die Reihe der 52 nach dem Schema kan-muluc-ix-cauac zusammengestellten Tetraden von Tageszeichen mit dem Zeichen imix, bezw. der Tetrade imix-chicchan-chuen-cib. LANDA selbst sagt an einer anderen Stelle (§ 39), dass die Maya ihre Tageszählung oder ihren Kalender mit dem Zeichen hun imix (d. h. eins imix) beginnen.

Dass also imix = imox = cipactli auch hier das eigentliche Anfangszeichen der Reihe ist, unterliegt mir keinem Zweifel. Der Grund, dass abweichend bei den aztekischen Völkerschaften hier und da die Zählung mit acatl, bei den Maya abweichend mit kan begann, liegt daran, dass sowohl acatl, wie kan, zu den vier Hauptzeichen gehören, mit denen die aufeinanderfolgenden Jahre bezeichnet werden, und zwar bezeichnen beide Zeichen diejenigen Jahre, welche dem Osten, der Region der aufgehenden Sonne, der Region des Anfangs, zugeschrieben wurden.

Ich lasse nun die Namen der Tageszeichen, mit imox-imix = cipactli beginnend, folgen.

	(Tzental)	(Cakchiquel)	(Maya)
1.	mox (imox)	imox	imix
2.	igh	i'k	ik
3.	votan	a'kbal	akbal
4.	ghanan	kat	kan
5.	abagh	can	chicchan
6.	tox	camey	cimi (cimiy)
7.	moxic	queh	manik
8.	lambat	kanel	lamat
9.	molo (mulu)	toh	muluc
10.	elab	tzii	oc
11.	batz	batz	chuen
12.	enob	ee	eb
13.	been	ah	ben
14.	hix	yiz	ix (hiix)
15.	tziquin	tziquin	men
16.	chabin	ahmac	cib
17.	chic	noh	caban
18.	chinax	tihax	ezanab (esnab)
19.	cabogh	caok	cauac
20.	aghual	hunahpu	ahau

Die Analyse dieser Namen und die Deutung der Zeichen, welche diese Namen tragen, ist ungleich schwieriger, als die der entsprechenden mexikanischen. Die Namen sind aus der gegenwärtig gesprochenen oder uns bekannten Sprache nur zum kleinsten Theil erklärbar. Sie bildeten ohne Zweifel wohl den Bestandtheil einer priesterlichen Geheimsprache, welche alte Wortformen, symbolische Ausdrücke oder vielleicht auch die Formen verwandter Dialekte verwendete. Die Zeichen sind uns leider nur aus den Maya-Schriften bekannt. Bei den andern Stämmen haben bildliche Darstellungen derselben sicher auch existirt; man hat aber versäumt, zur rechten Zeit davon Notiz zu nehmen. Die Zeichen in den Maya-Schriften selbst sind, wie die Maya-Hieroglyphen überhaupt, abbreviirte — durch die Gewohnheit, auch complizirte Zeichen in denselben

Raum zu bringen, und durch den langen Gebrauch — stark veränderte, current und abgegriffen gewordene Bilder, deren ursprünglichen Sinn zu enträthseln, vielfach fast unmöglich scheint. Immerhin scheint aus einer genaueren Analyse von Wort und Zeichen doch hervorzugehn, dass die Uebereinstimmung der Maya-Listen mit der mexikanischen, die an einzelnen Stellen handgreiflich ist, für sämmtliche Zeichen der Liste giltig anzunehmen ist.

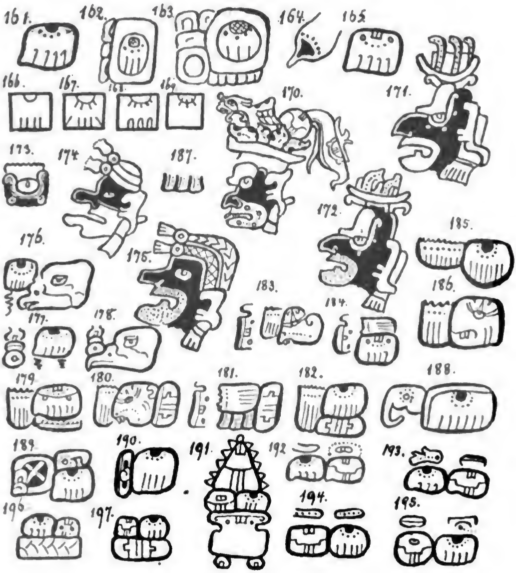
1. **mox (imox), imox, imix.** Das Cakchiquel-Wort imox übersetzt der Grammatiker XIMENEZ mit „Schwertfisch", also entsprechend der üblichen Erklärung des mexikanischen cipactli. Ich vermuthe, dass diese Uebersetzung nur der Ausdruck der Parallelisirung mit dem mexikanischen cipactli ist. — PEREZ vermuthet, dass imix durch Umstellung aus ixim „Mais" entstanden sei. Doch widerspricht dem die Cakchiquel-Form imox direct; denn auch im Qu'iche und Cakchiquel heisst ixim der „Mais". Ohne Zweifel liegt eine Wurzel „im" zu Grunde, von der das im Maya, wie im Qu'iche und Cakchiquel gebräuchliche Wort im „die weibliche Brust" abgeleitet ist, und mit der auch Maya in-ah „Same", ilm-ah ninicil „semen virile", Qu'iche in „sich vermehren" zusammenzuhängen scheint.

NUNEZ DE LA VEGA, der in den Canan-lum, den „Hütern des Dorfs" und in den „Löwen des Dorfes", die auch Cham genannt würden, die Erinnerung an Ham, den Vater der Schwarzen sieht, identifizirt imox mit Ninus, dem Sohne Bel's, dem Enkel Nimrod's, dem Urenkel Chus's, dem Urenkel Ham's. Im Uebrigen, sagt er, hinge die Verehrung des Imox zusammen mit der Ceiba (d. i. Bombax Ceiba), „eines Baumes, der auf dem Hauptplatz ihrer Dörfer gegenüber dem Gemeindehaus anzutreffen ist, und unter dem sie die Wahl ihrer Gemeindevorsteher vornehmen; und sie beräuchern ihn mit Räucherpfannen und halten für gewiss, dass ihre Ahnen in den Wurzeln jener Ceiba ihren Wohnsitz haben."

Die Ceiba ist der yax-ché der Maya, der „grüne Baum" — oder auch der „erste Baum", der „Baum des Ursprungs", — auch nach yukatekischer Anschauung der Ort, unter dessen Schatten die Gestorbenen von den Mühen des irdischen Daseins ausruhen (Landa § 23). Er ist insofern eine Parallele des mexikanischen Tlâlocan, der Sitz der Fruchtbarkeit, und ohne Zweifel ein Symbol der Erde, die aus ihrem Schoosse alles gebiert und alles Lebendige wieder in ihren Schooss aufnimmt. — Die Grundbedeutung unseres Zeichens scheint demnach in der That dieselbe zu sein, wie die des mexikanischen cipactli.

Schwieriger ist es, über das Bild ins Reine zu kommen. Das Zeichen wird in den Handschriften und im LANDA in ziemlich gleicher Weise geschrieben (Fig. 161). Aehnlich auch auf der rechten Seite (VI, 5) der Altarplatte des ersten Tempels des Kreuzes in Palenque (Fig. 162), auf dem von CHARNAY publicirten Relief (No. 25, II, 3) aus

Lorillard City (Fig. 163) und als hieroglyphisches Element in dem ebendaher stammenden Relief Nr. 23 der Charnay'schen Sammlung. Der dunkle von Punkten umgebene Fleck erinnert entschieden an die Art, wie in den Handschriften die Brustwarze gezeichnet ist (Fig. 164; Cod. Dresden 18c). Und man wird um so eher verleitet, daran zu denken, als, wie oben angeführt, das Wort „im" die „weibliche Brust" bedeutet. Doch kommt, wie es scheint, in zusammengesetzten Hieroglyphen als Variante des Zeichens imix die Fig. 165 vor, die in der That nicht sehr für die eben gegebene



Erklärung spricht. Hier ist freilich dann nicht ausser Acht zu lassen, dass die Fig. 165, so ähnlich sie dem Zeichen imix ist, doch nur eine ideographische Variante, ein Vertreter desselben, sein könnte. Die Formen der Bücher des Chilan Balam (Fig. 166—169) scheinen sich aus der gewöhnlichen Form der Handschriften entwickelt zu haben.

Das Zeichen imix erscheint in der Hieroglyphe der Fig. 30 als auszeichnendes Merkmal vor dem Kopf eines schwarzen Gottes (Fig. 170, Cod. Dresden 14c; Fig. 171, 172, Cod. Tro 34*a, 33*a), den ich mit dem Ekchuah Landa's identifizire, weil ich ihn im Cod. Tro mit einem Skorpionschwanz versehen finde (ekchuh heisst im Maya der grosse

Skorpion), und der in einer gewissen Beziehung zu einem zweiten schwarzen Gotte zu stehen scheint (Fig. 174, Dresden 16b; Fig. 175, Tro 32*a), dessen Hieroglyphe aber, statt eines schwarzen Gesichtes, nur das grosse, schwarz umränderte Auge (Fig. 173) zeigt. Ekchuah ist nach LANDA der Gott der Cacaopflanzer, dem, nebst den Göttern Chac und Hobnil, im Monat Muan von den Cacaopflanzern ein wie eine reife Cacaoschote gefleckter Hund geopfert wurde. Er ist aber auch der Gott der Kaufleute — der „Kaufmann" wird er von dem Priester HERNANDEZ genannt (Las Casas. Hist. apolog. c. 123), der den Namen allerdings Echuac schreibt, — und auch LANDA berichtet, dass der Gott von den Reisenden angefleht würde, dass er sie mit reichem Gut heimkehren lasse. Es sind dies keine incongruenten Züge, denn der Kaufmann ist von Natur Reisender, und Cacao bildet das Haupthandelsobject. HERNANDEZ führt aber noch einen dritten Zug an. Er vergleicht den Gott Echuac der dritten Person der göttlichen Trinität, dem heiligen Geiste — Içona (d. i. Itzamná) sei Gott der Vater und Bacab Gott der Sohn — und sagt, dass Echuac (Ekchuah) die Erde anfülle mit allem, was sie nöthig hätte. Demnach scheint Ekchuah der befruchtende Gott, der Gott des Reichthums und des Reichwerdens, und als solcher der Gott der Kaufleute und Cacaopflanzer zu sein. Einem solchen Gotte würde das Zeichen imix — das Zeichen der Fruchtbarkeit und des Gedeihens — wohl anstehen. Und dieser Umstand bestärkt mich in der Vermuthung, dass die Hieroglyphe Fig. 30 und der durch sie bezeichnete Gott Fig. 170 in der That auf Ekchuah zu beziehen sei. Die Gegenstände, welche die Figuren 170 und 172 auf dem Kopfe tragen, möchte ich als die gefleckte Cacaoschote erklären. Und wenn sich diesen das Zeichen kau zugesellt, so ist das kein incongruenter Zug, denn, wie wir sehen werden, ist das letztere Symbol des Ueberflusses. Den Gott Fig. 174, 175, der durch die Hieroglyphe Fig. 173 bezeichnet wird, möchte ich für denselben Gott halten, aber in anderer Auffassung, als Gott der Reisenden; und das Strohseil, das er um den Kopf trägt, als den cargador, an welchem die auf dem Rücken getragenen Lasten über der Stirn befestigt wurden.

In ganz gleicher Weise, wie bei der Hieroglyphe Fig. 30, finden wir das Zeichen imix auch als auszeichnendes Merkmal an der Hieroglyphe eines Vogels, der als Vertreter, Genosse oder Symbol des Regengottes Chac auftritt. Vergl. Fig. 176 (Dresden 35c) und 177—178 (Dresden 38b). Auch hier scheint durch das Zeichen imix die Idee der Fruchtbarkeit, des Gedeihens übermittelt werden zu sollen.

In einer Anzahl Hieroglyphen tritt das Zeichen imix äquivalent einem eigenthümlichen Thierkopf auf, der als auszeichnendes Merkmal das Element akbal über dem Auge trägt. So in den Hieroglyphen Fig. 179—182 (Dresden 29—30b), Fig. 183—184 (Tro 14c) und Fig. 185—186 (Tro 11a), welche, hinter den Hieroglyphen der Himmelsrichtungen stehend, die diesen

präsidirenden Gottheiten ausdrücken zu sollen scheinen; und zwar tritt hier am erwähnten Thierkopf einerseits das Zeichen imix, andererseits das Element Fig. 165, endlich auch das Element Fig. 187 auf, dem wir schon in den Hieroglyphen der vertikalen Richtung (Fig. 17, 22, 23) begegneten, und das auch in anderen Hieroglyphen als Homologon der Fig. 165 anzutreffen ist.

Die erwähnten Thierköpfe scheinen den Blitz in den Händen tragende Genossen des Regengottes Chac zu bezeichnen. Wie das Zeichen imix dazu kommt, diesen äquivalent gesetzt zu werden, darüber wage ich keine bestimmte Meinung zu äussern. — Doch erlaube ich mir noch auf ein Paar andere, ebenfalls das Element imix enthaltende und ebenfalls ohne Zweifel zu Attributen des Regengottes Chac in Beziehung stehende Hieroglyphen aufmerksam zu machen. Das ist zunächst die Fig. 188, die im Cod. Dresden 44 (1) a dem einen Fisch in der Hand haltenden Chac als Sitz dient, und die neben dem Element imix das Element Fig. 66 enthält, welches wir oben als Homologon der hieroglyphischen Elemente, welche „Mann“, „Mensch“ bedeuten, angetroffen haben. Ferner die Fig. 189, welche ausser den vorigen Elementen noch das Element der Vereinigung (vergl. die Hieroglyphen Fig. 75—79) enthält, und welche im Cod. Dresden 67b in dem Texte (gleich hinter der durchgehenden Hieroglyphe Fig. 37) steht, wo die Darstellung den mit dem Beile in der Hand im Wasser watenden Chac zeigt. Endlich die Fig. 190, die wir im Cod. Dresden 40c (ebenfalls gleich hinter der durchgehenden Hieroglyphe Fig. 41) finden, wo die Darstellung den im Kahne auf dem Wasser fahrenden Chac zeigt.

Bemerkenswerth ist die Vergesellschaftung des Zeichens imix mit dem Zeichen kan. Das letztere bedeutet, wie wir nachweisen werden, im engeren Sinne den Maiskolben und erscheint daher sehr regelmässig unter den den Göttern dargebrachten Gaben. Hier ist nun in einer ganzen Anzahl von Stellen das Zeichen imix theils über, theils neben dem Zeichen kan zu sehen. Vergl. Fig. 191 (Cod. Tro 6b).

Dieselbe kan-imix-Gruppe finden wir auch in der Hieroglyphe Fig. 192—195 (Dresden 5c 7c, Tro 20*b, Perez 13), von der ich in einer früheren Abhandlung nachzuweisen gesucht habe, dass sie den Kopal, bezw. das Darbringen von Räucherwerk bezeichnet, und die wir als sehr gewöhnliches Attribut bei einer ganzen Reihe von Göttern vorfinden, insbesondere aber bei demjenigen, den ich als den Gott mit dem kan-Zeichen bezeichnet habe (vergl. Fig. 31), dem Assistenten des Licht- und Himmelsgottes Itzamná. Bei diesem steht die Hieroglyphe Fig. 192—195 in der Regel unmittelbar hinter der Haupthieroglyphe, während sie bei den anderen häufig erst an 3. oder 4. Stelle kommt. Stellenweise sehen wir diese kan-imix-Hieroglyphe direct als Bezeichnung dieses Gottes verwandt: z. B. im Cod. Dresden 16a, wo die Frauengestalt, die den Gott mit dem kan-Zeichen auf der Rückentrage haben müsste, an Stelle dessen in einem

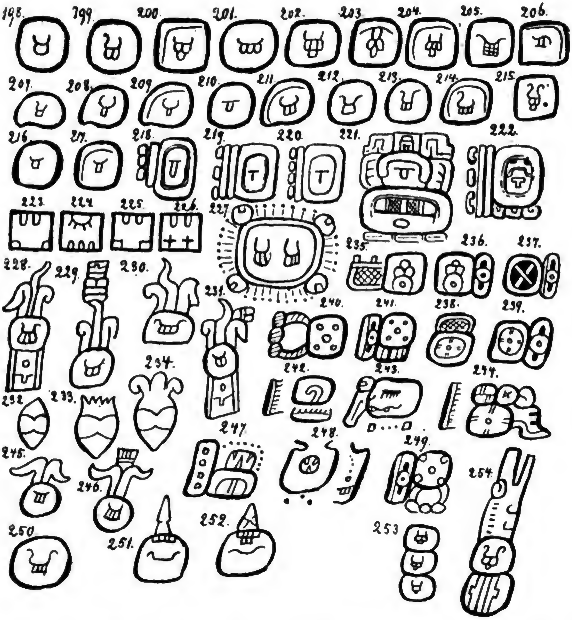
geschlossenen Sack die kan-imix-Gruppe führt. Und ähnlich die Figg. 196 und 197, welche die kan-imix-Gruppe auf einer Matte (bezw. einem Topf?) zeigen, und welche im Cod. Tro 20*d und 19*d im Text, wie es scheint, statt der Haupthieroglyphe dieses Gottes vorkommen.

2. **igh, i'k, ik.** Das Wort, auch in dem Maya-Lexikon von PEREZ mit der besonderen Form des k geschrieben, welches die den letras heridas analoge, besondere Weise der Aussprache andeutet, bedeutet: „Wind", „Hauch", „Athem", „Leben", „Geist". So wenigstens im Maya in allgemeinem Gebrauch. Desgleichen im Tzental. Weniger häufig scheint das Wort in den Guatemala-Sprachen verwendet worden zu sein. Es tritt dafür zum Theil das Synonym téu, téuh = Maya ee-el, welches eigentlich „Kälte" bedeutet, ein. Oder aber es wird das Wort caki'k, caqui'k, im Ixil cahi'k, gebraucht. Das ist aber weiter nichts, als ein Compositum, welches dem Maya-Wort chac-ik-al, der „Chac-Wind", „Regenwind", „Sturmwind", entspricht. Denn Qu'iche-Cakchiquel cak ist gleich Maya chac. So wenigstens in der Bedeutung „roth", aus der sich, wie es scheint, auch der bekannte Name des Regen- und Sturmgottes der Maya entwickelt hat. Wir sehen also, dass auch im Qu'iche-Cakchiquel das Wort i'k „Wind" bedeutet. In der Benennung entspricht demnach dieses 2. Zeichen dem zweiten mexikanischen (ehecatl) vollkommen.

Fig. 198 zeigt die Form, welche das Zeichen bei Landa hat. Figur 199—206 sind Formen des Cod. Tro; Fig. 212—215 Formen des Codex Perez. In der Dresdener Handschrift finden wir meist Formen in der Art der Figg. 207—209; daneben kommt auch die Form Fig. 210 vor (Dresden 55a); einige Male, doch selten, die Form Fig. 211 (z. B. Dresden 73 unten). Die Formen des Cod. Perez (Fig. 216, 217) ähneln den gewöhnlichen der Dresdener Handschrift. — Der Vergleich der Fig. 210 lässt vermuthen, dass auch die Figg. 218—220, die sich auf der linken Seite der Altarplatte des ersten Tempels des Kreuzes in Palenque vorfinden, sowie die grosse Anfangshieroglyphe der Altarplatte des zweiten Tempels des Kreuzes in Palenque (Fig. 221) unser Zeichen enthalten. Und dann scheint es nicht ganz unmöglich, dass auch die merkwürdige Hieroglyphe Fig. 222 der Cedernholzplatte von Tikal in diesen Bereich gehört. — Die Bücher des Chilan Balam haben die Formen Fig. 223—226.

Was der ursprüngliche Sinn dieses Zeichens ist, ist schwer zu sagen. Die Fig. 210 und die Formen der Reliefs — falls wir dieselben richtig angezogen haben — würden vermuthen lassen, dass das Windkreuz, bezw. die aus demselben hervorgegangene Figur des Tau, der Ursprung der Zeichnung war. Damit lassen sich indes die Formen des Cod. Tro nur sehr schwer zusammenreimen. Die letzteren erwecken mehr die Vorstellung des von oben Herunterhängens. Ich denke dabei an die Figuren, die man im Cod. Dresden 44 (1), 45 (2) und entsprechend im Cod. Cortez 2 von den viereckigen Himmelsschildern herunterhängen sieht, und die mir in der

That die Götter der 4 Himmelsrichtungen, die Sturmgenien und Windgötter, zu bezeichnen scheinen. Damit würde denn auch zusammenstimmen, dass wir auch in dem Zeichen *cauac* (welches, wie ich nachweisen werde, die Wolkenbedeckung des Himmels, die Regenwolken, zum Ausdruck bringt) das gleiche Element, und zwar neben dem Kreuz, vorfinden. Und unter dieser Anschauung würden wir auch die Formen der Bücher des Chilan Balam verständlicher finden, die in der That von den Figuren, welche das Zeichen *cauac* in denselben Büchern aufweist, sich kaum unterscheiden.



Von interessanten Vorkommnissen des Zeichens *ik* erwähne ich zunächst das Vorkommen desselben als Emblem auf dem Schilde, den im Cod. Tro 24a der schwarze, die Züge Chac's tragende Gott (= *Ekel Bacab*, *Ek panahtun*, *Ek-xib-Chac* oder *Hozanek?*) am Arme führt. Vergl. Fig. 227. — Als Schildemblem kommen sonst und zwar ebenfalls bei Chac — das Zeichen *ix* vor, welches einen Tiger oder ein Tigerfell bedeutet, ferner eine gewundene kreuzförmige Figur oder drei horizontale Striche.

Ein weiteres interessantes Vorkommen ist in den Figuren 228—231,

die im Cod. Tro 16*—15*cd in der Hand einer Reihe sitzender Götterfiguren zu sehen sind. Die Darstellungen schliessen sich an eine Reihe anderer an, in denen die Götterfiguren theils Köpfe mit geschlossenen Augen in der Hand halten, theils einen Kopf, den sie in der Hand halten, mit dem Beil bearbeiten. Und es folgen ihnen andere Darstellungen, in denen die Götterfiguren mit dem zugespitzten Ende eines Knochens in das Auge eines Kopfes, den sie in der Hand halten, bohren. Ich habe schon in einer früheren Abhandlung erwähnt, dass ich diese letzteren Darstellungen mit gewissen Darstellungen mexikanischer Codices (Cod. Borgia 23—24, Vaticanus B. 82—83, Fejérváry 21—22) in engster Verwandtschaft stehend betrachte und annehme, dass die Darstellungen sowohl, wie die begleitenden Hieroglyphen, sich auf das Menschenopfer, im engeren Sinne auf das Tödten des Opfers, beziehen. In den mexikanischen Codices folgt auf das Ausbohren des Auges eine zweite Reihe von Darstellungen, in denen man die Götter kleine Figuren von sich selber, gleichsam als Opfer darbringend, vor sich halten sieht; und dann eine dritte Reihe, wo die Götter vor ihnen stehenden oder liegenden Menschen eine in Blumen und Bänder auslaufende gelbe Schnur aus dem Leibe ziehen. Bezog sich die erste Reihe der Darstellungen auf das Tödten, die zweite auf das Darbringen des Opfers, — die Opfer waren immer in die Livree des betreffenden Gottes gekleidet, gleichsam als Repräsentanten desselben — so bezieht sich die dritte Reihe auf das Herausreissen des Herzens aus dem Leibe. Das sieht man deutlich z. B. an der Figur im Cod. Vaticanus B. 86, wo das mit dem Rücken über den Block geworfene Opfer und die tiefe Brustwunde unverkennbar sind. Nun dieser dritten Reihe von Darstellungen halte ich die Blätter 16*—15*cd und 14*d des Codex Tro für äquivalent, und deute demnach die Figuren 228—231 als die ausgerissenen Herzen, die dargebracht werden, das Zeichen ik in denselben als das Zeichen des Lebens, die gekrümmten Figuren darüber für die abgerissenen Aorten oder — was mir wahrscheinlicher ist — als das Dampfen und Rauchen des frisch herausgerissenen Herzens. Vgl. die Figuren 232—234, Bilder des Herzens, wie es in mexikanischen Bilderschriften gezeichnet ist. — In dem Text findet der Vorgang seinen Ausdruck durch die Hieroglyphen Fig. 235—239 und Fig. 240—241, welchen sich die Hieroglyphen Fig. 242—243, bekannte Symbole des Todes, und die Hieroglyphe Fig. 244, diejenige des Sonnengottes, (dem das Herz dargebracht wurde), anschliessen.

Aehnliche Gegenstände, wie die Figuren 228—231, die ich für ausgerissene Herzen halte, und in denen ebenfalls das Zeichen ik zu sehen ist (vgl. Fig. 245—246), werden im Cod. Tro 6* und 5*c von Göttern auf hohen Stangen getragen. Der Text zeigt ausser den Hieroglyphen der Personen und einer durchgehenden Hieroglyphe (auf die ich unten noch zu sprechen kommen werde, und die, meiner Ansicht nach, das Herabkommen zum Opfer bedeutet), einmal die Hieroglyphe Figur 247, das andere Mal die

beiden Hieroglyphen Figur 248—249, wo die letztere eine der Hieroglyphen der vorher angeführten Stellen wiederholt.

Hat nun aber das Zeichen ik die in Vorstehendem angenommene Beziehung zum Herzen, zum Leben, so ist es nicht weiter wunderbar, dass wir dasselbe auch direkt unter den Darbringungen finden, und zwar nicht etwa in der Hand des Todesgottes, als Verkehrung des wirklichen Opfers in ein nichtiges, windiges, eitles, sondern wohlgezählt unter den übrigen Darbringungen, ja, wie ich annehme, als das Kostbarste, als das Herz, das Leben. Es tritt in der Beziehung das Zeichen ik ganz äquivalent dem Zeichen kan auf. So z. B. im Cod. Tro 30c 29d.

Direkt in der Bedeutung „Herz" scheint das Zeichen ik auf Blatt 25 des Codex Tro verwendet zu werden. Hier ist eine Göttin dargestellt, die anscheinend die tödtlichen, verderblichen Eigenschaften des Wassers versinnbildlicht. Sie ist mit der blauen Schlange gegürtet. Unten an ihrer rechten Seite befindet sich ein Todtenschädel mit dem ausgerissenen Auge, zu ihrer linken das Zeichen ik (Fig. 250), ganz wie man in mexikanischen Codices bei Todesgottheiten oder Opferdarstellungen, auf der einen Seite den Todtenschädel, auf der andern das Herz sieht. Auf der rechten obern Seite der Göttin stürzt vor dem wässerigen Strahl, der ihrem Munde entspringt, ein todter Mensch herab, und vor ihm hebt die Göttin wiederum das Zeichen ik in die Höhe, ganz wie mexikanische Todesgötter das ausgerissene Herz in die Höhe halten.

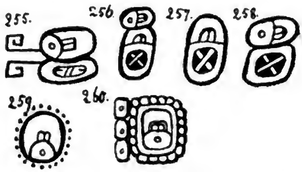
Auf dem berühmten Blatt 41—42 des Codex Cortez, welches CYRUS THOMAS in seiner neuesten Publikation eingehend besprochen hat, sehen wir in der Mitte der vier Himmelsrichtungen unter dem Baum (dem yax ché, der Ceiba?) zwei Gottheiten sitzen, in denen wir zweifellos den alten Gott — Itzamná, den „Gott Vater" des Priesters HERNANDEZ, und seine weibliche Genossin (Ixchel, die Mutter der Chibiriac, der Mutter der Bacab) zu erkennen haben. Dieselben Gottheiten sind auch in dem Bilde darüber, unter dem Himmelszeichen, welches nach der gewöhnlichen Annahme den Osten, vielleicht aber (vgl. oben) die Himmelsrichtung des Südens bezeichnet, zu sehen. In dem Mittelbilde hält der Gott eine Säule von drei Zeichen ik (Fig. 253); und vor der weiblichen Gottheit steht eine Säule (Fig. 254), die unten das Symbol des Gefässes, darauf das Zeichen ik, und endlich eine roh gezeichnete Thierfigur, die an das Zeichen imix, das Symbol der Fruchtbarkeit, gemahnt, aufweist. In dem obern Bilde hält der alte Gott und die Göttin ein Zeichen in der Hand (Fig. 251 und 252), welches wie durch Transposition aus dem Zeichen ik entstanden zu sein scheint, und in gleicher Weise an das Zeichen kan, wie an das Zeichen cauac erinnert, ausserdem aber eine Speerspitze trägt. Die letztere scheint an eine geheime Beziehung zu erinnern, die sich auch in den mexikanischen Darstellungen der Herren des Lebens, Tonacateeutli und Tonacacihuatl, ausspricht, indem man auch hier zwischen dem von

der gemeinsamen Decke verhüllten Paar eine Speerspitze aufragen sieht. Das Zeichen ik selbst kann in diesen Darstellungen kaum etwas anderes, als das „Leben“ bedeuten.

3. **votan, a'kbal, akbal.** Der an erster Stelle stehende Tzental-Name ist nicht der eigentliche Name des Zeichens, sondern der des Kulturheros der Tzental, des berühmten Votan, dem ohne Zweifel dieses Zeichen geweiht war. Den Namen Votan erklärt BRINTON (American Hero Myths p. 217) aus dem Tzental-Worte uotan, das in einer von ihm angeführten Stelle eines in der Tzental-Sprache geschriebenen geistlichen Führers mit „Herz“ und „Brust“ übersetzt ist. Diese Erklärung ist unzweifelhaft richtig, denn der Bischof NUNEZ DE LA VEGA, der Autor, auf dessen Notizen alles beruht, was wir über diese interessante mythologische Figur wissen, erklärt am Schluss des betreffendes Abschnittes: — y en alguna provincia le tienen per el corazon de los pueblos. Nun „corazon de los pueblos“ heisst ins Mexikanische übersetzt tepeyollotl, und das ist, wie wir oben gesehen haben, gerade der Name der Gottheit, welche die mexikanischen Quellen als Tutelargottheit des dritten Tageszeichens, des Zeichens calli, nennen. Auch darin gebe ich BRINTON Recht, dass ich in dem Worte notan die Maya-Wurzel tan erkenne, die „inmitten“, aber auch „Angesicht, Oberfläche, Vorderseite, Ausdehnung“ bedeutet. Nur scheint mir das uo kaum ein Possessivpräfix = Maya u „sein“, wie BRINTON annimmt, zu sein; denn dann könnte doch kaum in der von BRINTON angeführten Stelle a-uo-tan [„dein sein Inneres“] gesagt worden sein. Ich meine vielmehr, dass eine alte Wurzel uo vorliegt, die mit Maya ol, uol — („Herz, Gemüth, Wille, Freiheit“ und „Rundes“) — zusammenhängt, und deren eigentliche Bedeutung „Herz“ ist. Ich glaube, dass diese Wurzel in dem Monatsnamen uo noch enthalten ist. Denn dessen Hieroglyphe enthält die beiden synonymen Elemente, die in den oben gezeichneten Hieroglyphen Fig. 236 und 237 vorkommen, und die beide, wie wir oben schon vermutheten, das dargebrachte Herz bedeuten. Das zweite dieser Elemente fungirt gleichzeitig als Symbol der Vereinigung (vgl. die Figuren 75—79). Vereinigung heisst aber mol. Und mit dem Worte mol ist wiederum ein Monat bezeichnet, dessen Hieroglyphe das erste, das in Fig. 236 enthaltene Symbol des Herzens aufweist. Vgl. die Fig. 259, die die Zeichnung LANDA's und der Dresdener Handschrift wiedergiebt, und die Fig. 260, die der Cedernholzplatte von Tikal entnommen ist. Bedeutet aber uo „Herz“, so könnte uo-tan das „innerste Herz“, oder auch das „Herz der Ausdehnung“, das „Herz der Oberfläche“ bedeuten, also vielleicht vergleichbar den Qu'iche u c'ux cah, u c'ux uleu „das Herz des Himmels, das Herz der Erde“, die als kosmogenische Gestalten und Menschenschöpfer im Popol Vuh eine Rolle spielen.

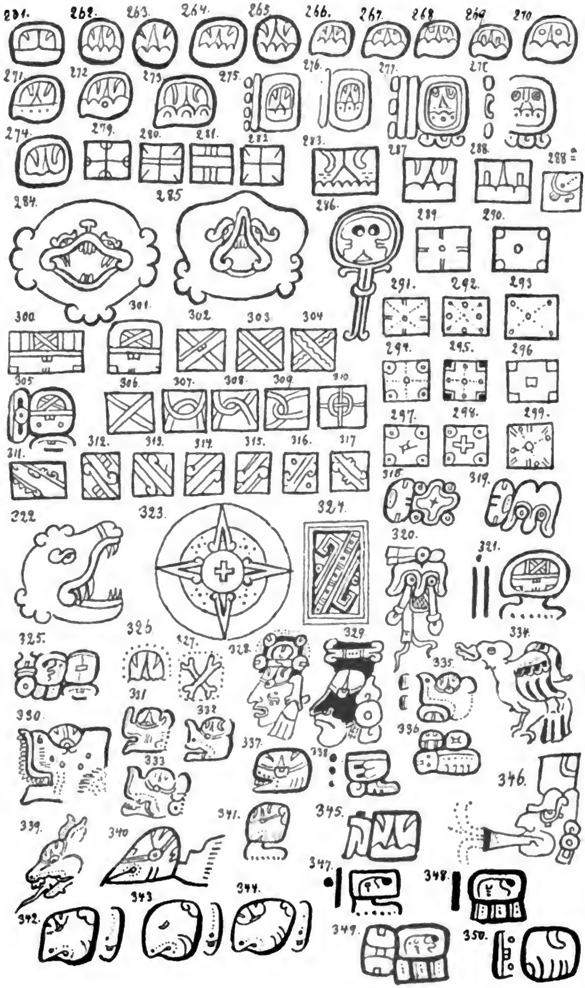
Das Wort a'kbal bedeutet „Nacht“. Wir haben im Maya noch heute

für „Nacht“ die Wörter akab, akabil, akbil im Gebrauch; im Qu'iché-Cakchiquel a'kab, a'ka, a'kbal, und auch im Ixil a'kbal. — Kann dies Wort im Zusammenhang gedacht werden mit der mexikanischen Bezeichnung dieses Tages? Ich glaube wohl. Bei der Nacht ist wohl an das dunkle Haus der Erde gedacht, welches die Toten in seinem Schoosse aufnimmt, und in welchem auch die Sonne zur Rast geht. Die Mexikaner associirten das Tageszeichen calli mit der Region des Westens, der Gegend, wo die Sonne untergeht. An dem Tage, wo das Zeichen regierte, kamen die Cihuateteô vom Himmel herunter, die Seelen der im Kindbett gestorbenen Frauen, die gespenstischen Weiber, die im Westen hausen, das Gefolge der Erdgöttin Teteinnan. Es war ein trauriges Zeichen, die unter ihm Geborenen waren dumm und stumpf, erdgeborene, die bestimmt waren, alsbald in den Schooss der Erde zurückzukehren, den Feinden in die Hände zu fallen und auf dem Opferstein ihr Leben zu enden.



Landa giebt das Zeichen akbal in Gestalt der Figur 261. Der Codex Tro giebt die Formen Fig. 262 und 263, der Codex Cortez die ganz gleichen Figg. 264 und 265. In der Dresdener Handschrift finden sich theils ähnliche Formen (Fig. 266—268). Daneben finden sich aber Formen, wo die beiden seitlichen Theile nicht von oben herein, sondern von unten herauf ragen (Fig. 269), oder geradezu als runde Kreise (Augen?) im Innern der Seitentheile markirt sind (Fig. 270). Besondere Formen sind auch die Figuren 271—273, die den hinteren Abschnitten der Dresdener Handschrift entnommen sind, und in denen wir in der unteren Hälfte des Zeichens noch Punkte, Kreise oder Halbkreise markirt finden. Der Codex Perez hat nur die flüchtig gezeichnete Form Fig. 274.

Das Zeichen akbal ist auch mit ziemlicher Sicherheit auf den Reliefs zu erkennen. So in der Anfangshieroglyphe der Gruppe, welche über der linken Figur des Mittelfeldes sowohl auf dem Altarblatt des Sonnentempels (Fig. 275), wie auf dem des Tempels des Kreuzes Nr. 1 in Palenque (Fig. 276), und es ist besonders interessant, dass wir in der letzteren Figur dieselbe Besonderheit wiederfinden, die auch die Figuren 271—273 der Dresdener Handschrift zeigen. Desgleichen zeigen die Kreise oder Punkte in der unteren Hälfte des Zeichens auch die schön ausgeführten Figg. 277 und 278 der Cedernholzplatte von Tikal.



Die Formen der Bücher des Chilan Balam (Fig. 279—282) weichen vollkommen ab.

Was zunächst die Formen der Handschriften und der Reliefs angeht, so ist zu bemerken, dass die beiden seitlichen Spitzen, die wie Zähne in den Innenraum des Zeichens hineinragen, keinesfalls als Zähne gedeutet werden dürfen. Dagegen spricht ihre gelegentlich vollkommen verschobene Stellung (Fig. 269), und dass sie bisweilen geradezu als Augen erscheinen (Fig. 270 und 278). Der wesentliche Theil des Zeichens — wodurch es sich auch bestimmt von dem ihm sonst ähnlichen Zeichen ehuen unterscheidet — ist der dreieckige, unten von einer welligen Linie begrenzte Spalt, der sich noch schärfer an gewissen Formen des Zeichens ausgeprägt findet, welche auf den gleich zu erwähnenden Himmelsschildern gezeichnet sind. Vgl. Fig. 283. Ich bin zur Erklärung des Zeichens geneigt, an die mexikanischen Darstellungen der Höhle zu denken, d. h. als ein Berg mit aufgesperrtem Rachen. Vgl. Fig. 284 und 285. Die wellige Linie des Zeichens akbal würde ich als untere Mundbegrenzung, die seitlich hineinragenden, sehr häufig abgerundet endigenden oder als runde Kreise erscheinenden Theile als die Augen des Ungeheuers, den dreieckigen Spalt als die Rachenhöhle ansehen. Die Höhle ist der Eingang in das Haus der Erde, sie ist das Innere, das Herz der Berge, sie ist der Sitz der Nacht, der Dunkelheit. Wie man sieht, würden alle Beziehungen, welche sich mit dem Namen des dritten Tageszeichens verknüpfen, durch die „Höhle" ihre vollkommene Erklärung finden.

Die von der Form der Handschriften abweichende Form der Bücher des Chilan Balam erweist sich als nahezu identisch mit den Formen, welche dieselben Bücher für das Tageszeichen ben geben. Ich werde später zu erweisen haben, dass dieses Zeichen, welches dem mexikanischen acatl „Rohr" entspricht, die rohrgeflochtene Matte bedeutet, und dieselbe rohrgeflochtene Matte bildet, wie ich oben schon erwähnt habe, einen wesentlichen Theil der Hieroglyphe, wodurch der Tempel oder das Hausdach bezeichnet wird. Vgl. die Figuren 34—36. Es scheint also, dass die Form der Bücher des Chilan Balam das Haus wiedergeben will, entsprechend der Beziehung, welche sowohl der mexikanische Name des Zeichens, wie auch, sicher wohl, die Mayabenennung desselben vermitteln.

Was nun die anderweitige Verwendung des Zeichens akbal angeht, so ist zunächst zu erwähnen, dass wir dasselbe in der unzweifelhaften Bedeutung „Nacht" neben dem Zeichen kin „Tag" verwendet finden. So an zahlreichen Stellen der Dresdener Handschrift. Vgl. auch die Fig. 158a (Cod. Dresden 45 (2) b). Das Zeichen akbal erweist sich insofern als äquivalent dem Zeichen Fig. 60, dem Zahlzeichen 20, über dessen Bedeutung ich in einer früheren Abhandlung schon eingehend gesprochen habe. Eine Variante des Zeichens akbal scheint die Fig. 286 zu sein, die im Codex

Dresden 57a auf einem ähnlichen Doppelfelde, wie das in den Figg. 157, 158 und 158a gezeichnete, zu sehen ist.

Hieran anschliessend erwähne ich, dass das Zeichen akbal, zum Theil in sehr charakteristischen Formen (vergl. die Figg. 283 [Cod. Cortez], 287 und 288 [Cod. Dresden]), und zwar wiederum neben dem Zeichen kin, auf den viereckigen Schildern vorkommt (vergl. Fig. 157 und 158), die, wie schon FÖRSTEMANN und SCHELLHAS erkannten, zweifellos den Himmel bezeichnen. Die beiden Zeichen akbal und „kin" sind indes nicht die einzigen Bilder, die auf diesen Schildern zu sehen sind. Wir finden daneben einerseits das Zahlzeichen 20 (Fig. 288a), das wir aber schon als Variante des Zeichens akbal notirt haben; andererseits eine Reihe Formen (Fig. 290—299), die kaum anders wie als Varianten des Zeichens kin zu deuten sind. Ausserdem aber noch eine Reihe Figuren, die in ausgeführter Form (Fig. 311; Dresden 52b) an einen aufgesperrten cipactli-Rachen erinnern, in der Regel aber, vollständig ornamental werdend, keine bestimmte Form mehr erkennen lassen (Fig. 312—317). Ferner Figuren, die als ausschliesslichen oder Hauptbestandtheil das schräge Kreuz, das Element der Vereinigung, erkennen lassen (Fig. 300—304 und 306—310). Endlich — allerdings nur auf den Blättern 20, 22, 23 des Cod. Tro — das Gesicht des Gottes mit der Schlange über dem Gesicht, welches in der Hieroglyphe desselben Gottes (Fig. 33) und in der Hieroglyphe der zweiten Himmelsrichtung (Fig. 19) vorkommt.

Herr Geheimrath FÖRSTEMANN hat in seinen werthvollen Erläuterungen zur Dresdener Handschrift, in denen er das Problem der Zahlenbildung in den Maya-Handschriften endgiltig gelöst und gleichzeitig das Vorhandensein der interessanten, leider ihrer Bedeutung nach noch dunklen, bis zu hohen Werthen gleichmässig fortschreitenden Zahlenreihen nachgewiesen hat, die Vermuthung aufgestellt, dass die auf den Himmelsschildern abgebildeten Zeichen die Sonne, den Mond, den Planet Venus und vielleicht auch andere Wandelsterne darstellten. Ich kann dem nicht beipflichten. Dass die Fig. 60 und 288a den Mond nicht bedeutet, glaube ich in meiner früheren Abhandlung (Verh. 1887, S. 237 ff.) nachgewiesen zu haben, und in diesem Zusammenhange kann ich das Zeichen nicht anders auffassen, als das, als welches es, wie wir gesehen haben, wirklich fungirt, als eine Variante des Zeichens akbal. Dasselbe aber, meine ich, ist auch für die Figg. 311—317 anzunehmen. Wir finden diese Zeichnung nicht blos in den Maya-Handschriften, sondern vielfach auch auf mexikanischen Skulpturen (Fig. 324), und zwar gegenüber dem Spiegel, d. h. dem in evidenter Weise an das Zeichen kin erinnernden Symbol der Sonne oder des Tages. Ich bin geneigt, die Fig. 311 als Grundform anzunehmen und parallelisire diese der Fig. 322, der dem mexikanischen Cod. Mendoza entnommenen Darstellung einer Höhle, d. h. Berg mit aufgesperrtem Rachen in Seitenansicht.

Von den vielgestaltigen Figg. 290—299 habe ich eben schon gesagt, dass ich sie kaum anders deuten kann, wie als zeichnerische Varianten des Zeichens kin. — Die Fig. 300—304 und 306—310 enthalten als Hauptelement das schräge Kreuz, das Zeichen der Vereinigung. Und letzteres tritt in den oben gezeichneten Hieroglyphen Fig. 237 und 239 — ferner z. B. in der Figur des Monatsnamens yaxkin auf Blatt 48c der Dresdener Handschrift — direct als ideographische Variante des Elementes kin auf. Die ganze Fig. 300 und 301 kehrt in der Hieroglyphe Fig. 305 wieder, und diese tritt auf den Blättern 38—41b der Dresdener Handschrift synonym einerseits der kin-akbal-Hieroglyphe Fig. 158a und ihren Varianten auf, andererseits einer Hieroglyphe Fig. 325, deren Hauptbestandtheil das Zeichen der Himmelsrichtung oben (Fig. 17) ist. Ich glaube also, dass auch diese Figuren dem Elemente kin parallel zu setzen sind, und dass die wechselnden Bilder auf den Himmelsschildern nichts anderes, als den alten Gegensatz von Licht und Dunkel, von Tag und Nacht — von Leben und Tod, wenn man will — variiren.

Ehe ich diesen Gegenstand verlasse, möchte ich noch auf die Fig. 323 aufmerksam machen, das Bild einer Sonne in mexikanischer Zeichnung, welches genau so, wie die Fig. 298, das Kreuz im Sonnenbilde zeigt.

Ferner hat schon FÖRSTEMANN darauf aufmerksam gemacht, dass das eigenthümliche Element, welches in den Hieroglyphen 318 und 319 vorkommt, — die auf den interessanten Blättern 46—50 der Dresdener Handschrift und auf der Abbreviatur derselben, dem Blatt 24 der Dresdener Handschrift, eine Rolle spielen, — gewissermaassen nur eine kalligraphische Variante der Figg. 297 und 298, also des Zeichens kin, darstellt. In der That finde ich dieses Element auch, genau in derselben Weise, wie die Variante Fig. 290 des Zeichens kin, in dem Schmucke von Personen verwendet. So in der Kopfschmuckquaste Fig. 320 des langnasigen, rothen Gottes, der in der mittleren Abtheilung des Blattes 47 der Dresdener Handschrift zu sehen ist und durch die Hieroglyphe Fig. 321 bezeichnet wird. Und ebenso in dem Kopfschmucke der mit Schild und Speer bewaffneten Gottheit, die auf der Cedernholzplatte von Tikal dargestellt ist.

Ich gehe nun noch zur Betrachtung einiger weiterer Vorkommnisse des Zeichens akbal über.

Erwähnenswerth ist vor allem das Element Fig. 326, welches das Zeichen akbal von Punkten umgeben zeigt. Wir finden dieses Element als auszeichnendes Merkmal an dem Stirnschmucke und in der Hieroglyphe des alten Gottes, den ich mit dem Licht- und Himmelsgott Itzamná identifizire. Die einen Gegenstand umgebenden Punkte bezeichnen nicht selten die Flammen, die denselben verzehren, oder das Licht, das von ihm ausgeht. Vergl. die Fig. 327, die im Cod. Tro 10b im Text zu sehen ist, während die bildliche Darstellung darunter dieselben gekreuzten Todtengebeine, von rothen Flammenzungen umlodert, zeigt. Die Fig. 326, als Symbol

des Gottes Itzamná, scheint mir darnach das vom nächtlichen Dunkel herabstrahlende Licht, den Sternenhimmel, zu bedeuten.

Ein weiteres auffälliges Vorkommen des Zeichens akbal ist das über dem Auge von nächtlichen und todbringenden Wesen. So an der Gestalt des Todes-Gottes, der in der mittleren Abtheilung des Blattes 28 der Dresdener Handschrift zu sehen ist und den ich mit Uac mitun ahau identificire (Fig. 328), und bei einer anderen Todesgottheit (Fig. 329) im Cod. Cortez 38b. Ferner in der Hieroglyphe der Fledermaus (zoɔ), die zur Bezeichnung des Monats gleichen Namens diente. (Vergl. Fig 330 [LANDA], 331—333 [Dresden 46c, 47a, b]). Ferner in der Hieroglyphe eines Vogels von der Gestalt eines Adlers (Fig. 334), der im Cod. Dresden 17b durch die beiden Hieroglyphen Fig. 335 und 336, im Cod. Tro 18c durch die beiden Hieroglyphen Fig. 337 und 338 bezeichnet ist. Weiter bei der einen Gattung von Thieren, welche, mit der Fackel in den Händen, Feuer auch an der Quaste des langen Schwanzes führend, vom Himmel stürzend dargestellt sind, und die ohne Zweifel wohl das Blitzfeuer bezeichnen, den todbringenden Diener des Chac. Vergl. Fig. 339 (Dresden 36a). Endlich ist dieselbe Besonderheit auch an dem Kopfe des Monatsnamens Xul zu sehen. Vergl. Fig. 340 (LANDA) und 341 (Dresden 49b). Xul heisst das Ende, die Spitze; xuulul „aufhören“, xulah, xulezah „beendigen“, xulub „(womit etwas aufhört), Hörner“, aber auch „der Hörner hat, der Teufel“; xulbil „Possen, Streiche, Teufeleien“. Man sieht also, dass auch diesem Worte unzweifelhaft eine Beziehung auf etwas Unheimliches, Gespenstisches, Dämonisches innewohnt. Auch die Fledermaus ist den Centralamerikanern nicht blos das Nachtthier. Der Popol Vuh spricht von einem Zo'tzi-ha „Fledermaushaus“, einem der fünf Orte der Unterwelt. Dort haust der Cama-zo'tz, die „Todes-Fledermaus“, das grosse Thier, das jedem den Garaus macht, der in seine Nähe kommt, und auch dem Hunahpu den Kopf abbeisst. Auch den unvollkommenen Bildungen der ersten Menschenschöpfung macht der Cama-zo'tz ein Ende, indem er ihnen den Kopf abbeisst. Der in der Fig. 334 bezeichnete Vogel ist zoologisch schwer zu recognosciren. Immerhin scheint mir zweifellos, dass ein Raubvogel gemeint ist. Seine Hieroglyphe (Fig. 335) ist interessant. Sie enthält den Fledermauskopf, daneben aber auch das Symbol des Scharfen, Schneidigen (Fig. 73) und das Symbol des Vogels (Fig. 72) In dem hieroglyphischen Texte finden wir, hinter den Zeichen der vier (fünf) Himmelsrichtungen, nicht selten Hieroglyphen, die einen Thierkopf mit dem Zeichen akbal über dem Auge tragen. Vergl. die Figg. 180, 183, 186 und 342—344 (Cod. Dresden 22b). Ich glaube dieselben als die Blitzthiere, die Sturmgenien, die Genien der vier Himmelsrichtungen bezeichnend annehmen zu müssen.

Zum Schluss will ich noch die Hieroglyphe Fig. 345 erwähnen, durch welche auf Blatt 26*b des Cod. Tro das Tabakrauchen, bezw. das

Blasen aus dem Rohre bezeichnet wird (vergl. Fig. 346). Derselbe Vorgang ist noch an zwei anderen Stellen des Cod. Tro zu sehen, nehmlich auf Blatt 34*b, wo er durch die Hieroglyphen Fig. 347 und 348, und auf Blatt 25*b, wo er durch die beiden Hieroglyphen Fig. 349 und 350 zum Ausdruck gebracht ist.

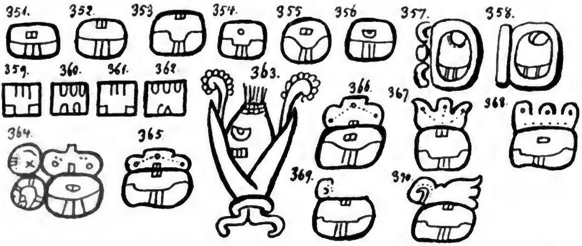
Das Tabakrauchen hat natürlich eine mythologische Bedeutung. Nach den werthvollen Mittheilungen des Lic. Zetina von Tihosuco, welche Brinton in seiner im Folklore Journal Vol. I veröffentlichten Abhandlung über Volksglauben in Yucatan uns zugänglich gemacht hat, sind die Balam (d. h. die Götter der vier Himmelsrichtungen oder der vier Winde, welche gleichzeitig die Hüter des Dorfes und der Gemarkung sind) grosse Raucher, und nach allgemeinem Volksglauben sind die Sternschnuppen nichts anderes, als die brennenden Stummel der Riesencigarren, welche diese Wesen vom Himmel herunterwerfen. Ein Indianer sah einen Balam in seinem Kornfelde. Dieser zog eine riesige Cigarre aus seiner Tasche, und mit Kiesel und Stahl schlug er Feuer. Aber die Funken, die er schlug, waren Blitzstrahlen und das Klopfen gegen den Stein ertönte wie schrecklicher, die Erde erschütternder Donner.

Von den oben angeführten Hieroglyphen enthalten die Figg. 348—349 Elemente, die den wesentlichen Bestandtheil der Hieroglyphe der Himmelsrichtung „oben" (Fig. 17—22), bezw. des Herabkommens von oben (vergl. unten Fig. 744—746) bilden. Die Hieroglyphe Fig. 345 möchte ich mit den Hieroglyphen Figg. 342—344 parallelisiren. Beide enthalten als secundäres Element das Symbol des Menschen, und die Fig. 345 als Hauptelement das Zeichen akbal, — wie ich meine, anstatt des Thieres mit dem akbal-Zeichen, des Blitzthieres.

4. ghanan, kat (c'at), kan. Die Bedeutung des Wortes ist zweifelhaft. Ximenez giebt kat (c'at) „Eidechse". Doch habe ich den starken Verdacht, dass das mexikanische Aequivalent dieses Zeichens ihm diese Bedeutung eingegeben hat. Mit den Maya-Wurzeln kan, kaan „Seil", „Strick", „Hangmatte", und kan = Qu'iché, Cakchiquel k'an (gan) „gelb" lässt sich nichts anfangen. Ich vermuthe, dass die Tzental-Form uns einen Fingerzeig giebt; sie lehrt uns, dass wir das Wort als Participialform auffassen müssen. Und da finde ich im Maya-Lexicon von Perez die Worte k'anaan, k'aanan, k'anan „abundante, necesario ó estimado, cosa importante, „k'aananil „abundancia", k'aancil „sobrar, sobreabundar, flotar sobre el agua, sobrenadar, aboyarse sobre el liquido"; k'ank'ab „mar". Ob der Apostroph, den ich gesetzt habe, richtig, ist bei der unsorgfältigen Form des Wörterbuches und der ungenügenden Bezeichnung der Maya-Gutturale überhaupt zweifelhaft. Doch werden diese Worte in dem Lexicon mit demselben k geschrieben, wie der Name des Tageszeichens und wie das Wort kan „gelb", — welchem, wie der Vergleich mit dem Qu'iché zeigt, das apostrophirte k zukommt. Wir hätten also,

scheint es, eine directe Entsprechung der oben angeführten Maya-Worte kaanan, kanan, die „im Ueberschuss vorhanden" bedeuten, mit der Tzentalbezeichnung ghanan. Erinnern wir uns, dass die übliche Bezeichnung des Tages in Mexiko cuetzpalin „Eidechse", in Meztitlan abweichend xilotl „der junge Maiskolben" war, dass aber beide, die Eidechse sowohl, wie der Maiskolben, bekannte Symbole des Reichthums und des Ueberflusses sind, — el que en este nacía . . . ternia riquezas y de comer que nunca le faltaría (DURAN), — so scheint mir die oben gegebene Deutung der Mayabezeichnung und die Identität derselben mit der mexikanischen zweifellos zu sein.

LANDA giebt für das Zeichen die Fig. 351. Im Cod. Tro treffen wir die Formen Fig. 352 und 353 und unter den Opfergaben häufig die Form Fig. 354. Im Cod. Cortez finden wir dieselben Formen Fig. 352 und 353, daneben aber auch die Form Fig. 355. In der Dresdener Handschrift



begegnen wir denselben Formen. Der Cod. Perez hat durchgängig die Form Fig. 356. Auf der rechten Seite der Altarplatte des Tempels des Kreuzes Nr. 1 in Palenque treffen wir die beiden Figg. 357 (II. Reihe) und 358 (III. Reihe unten), die ebenfalls das Zeichen darzustellen scheinen. Die Bücher des CHILAN BALAM geben die Figg. 359—362.

Was nun die Bedeutung dieses Zeichens angeht, so scheint mir, dass ein Auge und eine Zahnreihe die Elemente desselben bilden. In mexikanischen Darstellungen malt man das Feuersteinmesser mit einer Zahnreihe und einem Auge darüber (vergl. die Figg. 136 und 137). Und genau ebenso malte man den Maiskolben mit einer Zahnreihe und einem Auge darüber, aber das Auge ist hier ein lebendiges (vergl. Fig. 363), während das des Feuersteinmessers ein todtes ist. Offenbar betrachtete man die beiden Dinge als gegensätzlich, Dürre und Wasserreichthum, Mangel und Ueberfluss bezeichnend. Es schiebt sich hier in der Zeichnung der Maiskolben dem Worte acatl „Rohr" unter, welches sonst in Symbolik und Aberglauben der constante Widerpart des Wortes tecpatl „Feuerstein" ist. Allerdings sehen wir ja auch im Cod. Mendoza die Maisstaude ver-

wendet, um das Wort acatl auszudrücken. Ich glaube, dass das Zeichen kan das oben gezeichnete mexikanische Object, den Maiskolben, wiedergiebt. Dadurch erklärt es sich uns, dass das Zeichen kan, wie schon oben angeführt, constant unter den Opfergaben erscheint, und ich glaube, wir haben hier den Schlüssel für die sonst schwer verständliche Thatsache, dass die Mexikaner die Jahre, mit denen sie, wie es scheint, ihre Zeitrechnung begannen, nehmlich die Reichthum, Fruchtbarkeit und Glück verheissenden Jahre, die der Himmelsrichtung des Ostens zugeschrieben wurden, nach dem Zeichen acatl „Rohr" benannten, während die Maya auf dieselben Jahre das Tageszeichen kan anwandten.

Die Bilder, welche die Bücher des Chilan Balam für das Zeichen kan geben (Fig. 359—362), haben mit der Form der Handschriften nichts gemein. Sie erinnern in frappanter Weise an die Formen, welche dieselben Bücher für die Zeichen ik und cauac geben. — Sollten es nur Variationen der letzteren sein und ihren Ursprung der unzweifelhaft im Gemüth des Indianers vorhandenen Gedankencombination: — „Wolkenbedeckung, Regen und Wind, Reichthum und Ueberfluss" — ihren Ursprung verdanken?

Von den Vorkommnissen des Zeichens kan erwähne ich, dass es als auszeichnendes Kennzeichen einerseits bei dem Gotte Fig. 31, andererseits bei dem Gotte Fig. 170 (Hieroglyphe Fig. 30) vorkommt. Der erstere, den ich den Gott mit dem kan-Zeichen genannt habe, ist vielleicht mit dem Hobnil, dem in den kan-Jahren präsidirenden Bacab, dem im Monat Tzec die Bienenzüchter Feste feierten, und der, in Gemeinschaft mit Ekchuah und Chac, im Monat Muan von den Cacaopflanzern gefeiert ward. Den letzteren (Fig. 170) habe ich oben mit dem Gotte Ekchuah selbst identificirt.

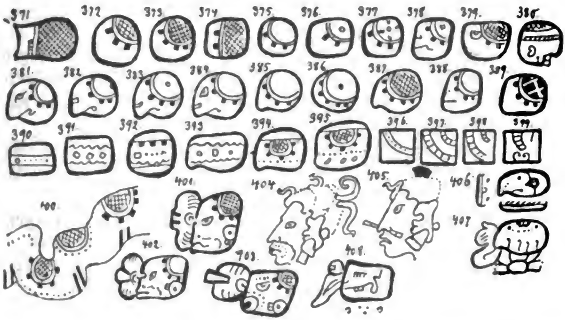
Von Hieroglyphen, in welchen das Zeichen kan vorkommt, erwähne ich die des Monatsnamens cumku oder humku. Fig. 364 (Landa), Fig. 365 und 366 und die Variationen Fig. 367—370, die alle der Dresdener Handschrift entnommen sind. — cum heisst der „Hohle", der „Topf", aber auch der „Klang, den man bei dem Schlagen auf einen hohlen Gegenstand vernimmt": hum ebenfalls „Geräusch, Lärm, Summen". Der obere Theil der Hieroglyphe scheint in der That einen Topf darstellen zu sollen, der, umgestürzt mit der Mündung nach unten, auf dem Zeichen kan liegt, nach oben theils eine breite Grundfläche (Fig. 365, 366), theils drei Füsse zeigt (Fig. 367—368) oder mit der Seite auf dem Zeichen liegt? (Fig. 370).

5. **abagh, can, chicchan.** can heisst im Qu'iche-Cakchiquel, can, canil im Maya die „Schlange"; ahau-can die Königsschlange, die Klapperschlange. Das stimmt also zum mexikanischen coatl.

Das Wort chicchan, sagt Perez, liesse sich nur erklären, wenn man annähme, dass das Wort falsch geschrieben und chichan zu lesen wäre. chan, chanchan und chichan bedeutet „klein". Damit können

wir natürlich nichts anfangen. Soll man eine Nebenform chan für can annehmen? Der Uebergang wäre nicht ungewöhnlich. Wir haben xacah „fest (auf die vier Füsse) stellen", xachah „fest (breitbeinig) hinstellen"; caac-ah und chaach-ah „zausen, Haar ausreissen, Blätter abreissen"; co-ah „abschälen, abrinden"; cho-ah „abreiben, abwischen". Der erste Theil des Wortes würde dann auf die Wurzel chi, chii „Mund, beissen" bezogen werden müssen; chicchan die „beissende Schlange", wie MOLINA's Wörterbuch unter „vibora generalmente" tequani coatl (d. h. „der Fresser der Schlange") angiebt.

Das Tzental-Wort kann ich nicht erklären. Im Qu'iché haben wir abah „Stein". In der alten Hauptstadt der Cakchiquel war das Hauptheiligthum der chay-abah, der eine halbe Klafter grosse, halbdurchsichtige Stein, auf dessen Spiegelfläche die Wahrsager die Antworten auf alle Fragen



ablasen, die in wichtigen civilen oder militärischen Sachen den Göttern vorgelegt wurden.

LANDA giebt für das Zeichen die Fig. 371. Im Cod. Tro finden sich als häufigste die Figg. 372—374. Daneben auch Formen, die den dunklen (carrirten) Fleck durch einen hellen oder durch das Zeichen kin ersetzen (Fig. 375—377). Bemerkenswerth sind die Figg. 378—380 (Cod. Tro 12a, 7*b, 31d), welche neben dem Fleck die deutlichen Züge eines Gesichtes zeigen. Einen ganz anderen Typus stellen die Figg. 390—392 (Cod. Tro 9*a, 19c, 9*a) dar. Im Cod. Cortez finden sich nur Formen, die mit den gewöhnlichen des Cod. Tro (372—374) übereinstimmen. In der Dresdener Handschrift überwiegen entschieden die Formen, welche den Fleck hell und daneben die Züge eines Gesichtes aufweisen (Fig. 381—386). Nur in den hinteren Abschnitten der Handschrift kommen Formen mit dunkel (carrirt) ausgefülltem Fleck vor (Fig. 387), ähnlich den gewöhnlichen des Cod. Tro und Cortez. Besondere Formen sind die Figg. 393 (Dresden 39c),

und 394 und 395 (Dresden 61 und 63). Die Formen des Cod. Perez (Fig. 388 und 389) ähneln denen der Dresdener Handschrift. Die Bücher des Chilan Balam haben die Formen der Figg. 396—399.

Was nun den Sinn dieses Zeichens angeht, so zeigt das Stück Schlange, welches wir in Fig. 400 nach Cod. Cortez 12b abgebildet haben, deutlich, dass der carrirte, von schwarzen Punkten umsäumte Fleck die Flecken einer Schlangenart wiedergiebt, die wir natürlich zoologisch nicht recognosciren können, deren besondere Zeichnung aber in den Schlangenbildern des Cod. Cortez ebensowohl, wie auf der doppelköpfigen Schlange der Cedernholzplatte von Tikal deutlich zu sehen ist. Denselben carrirten Fleck erkennen wir auch an der Hieroglyphe Figg. 401 (Dresden 70), 402 (Dresden 21c) und 403 (Tro 9*b), wodurch ein Gott bezeichnet ist (Fig. 404 und 405), dessen besonderes Kennzeichen eine zackige Linie um den Mund bildet (Fig. 404), und dessen Haupthieroglyphe in der Regel von Todessymbolen begleitet ist: der Hieroglyphe der Eule (Fig. 406: Dresden 7b), des Thieres mit erhobener Tatze (Fig. 407: Dresden 21c) und des Leichnams (Fig. 408: Tro 9*c). Es scheint dieser Gott zu den Schlangen in bestimmter Beziehung zu stehen, und die Formen des Zeichens chicchan, welche neben dem Fleck die Züge eines Gesichtes zeigen, sollen vermuthlich den Kopf dieses Gottes wiedergeben.

Die Formen der Bücher des Chilan Balam (Fig. 396—399) haben sich ohne Zweifel aus den Formen der Handschriften entwickelt. Vergl. die Fig. 380 des Cod. Tro 31d.

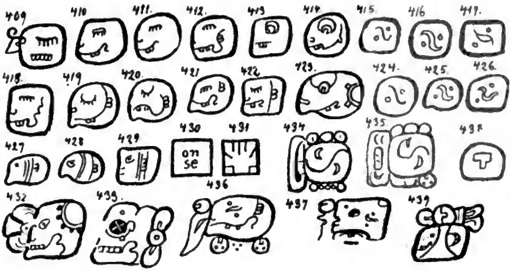
6. **tox, camey, cimi (cimiy).** Im Maya heisst cim, im Qu'iche-Cakchiquel cam „sterben". Und die Wörter cimiy, camey sind Abstracta oder Infinitive. mittels eines alten Ableitungssuffixes gebildet, das im Maya unter den gewöhnlichen Bildungen nicht mehr fungirt, aber im Qu'iche noch in voller Anwendung ist. Die Maya- und die Cakchiquel-Bezeichnung entspricht also der mexikanischen (miquiztli) vollkommen.

Schwierigkeiten macht die Tzental-Bezeichnung tox. Ich weiss das Wort nicht zu erklären. Es wäre nicht unmöglich, dass hier wieder, wie beim dritten Tageszeichen, der Name des regierenden Gottes für das Zeichen steht. Der Bischof Nuñez de la Vega erzählt, dass die Tzental in ihrem Kalender sieben kleine schwarze Figuren gezeichnet hatten, von denen sie bei ihren Wahrsagereien Gebrauch machten, und dass sie ebenso „in ihren Kalendern gezeichnet hatten den Coslahuntox, d. i. den Teufel, wie die Indianer angeben, mit 13 Gewalten, und sie haben ihn gemalt auf dem Stuhle sitzend und mit Hörnern auf dem Kopfe, wie von einem Widder". — Es wäre nicht unmöglich, dass dieser Teufel Hun-tox mit dem in der Unterwelt residirenden Hun-came, den der Popol Vuh nennt, identisch wäre.

Landa giebt für das Zeichen die Form Fig. 409. Im Cod. Tro sind die häufigsten Formen die Figg. 410—412 (Kopf der Leiche). Daneben

kommen die Figg. 413—414 (Schädel), und endlich als dritte Form die Figg. 415—416 vor. Im Cod. Cortez herrscht die erstere Form ausschliesslich vor (Fig. 418). In der Dresdener Handschrift kommen alle drei Formen, nur in besserer Ausführung, vor (Fig. 419—426). Daneben aber finden sich noch auf Blatt 46 (Fig. 427—428) und auf Blatt 53b (Fig. 429) einige Formen vor, die einen anderen Typus zu repräsentiren scheinen. Die Bücher des CHILAN BALAM haben die Figg. 430 und 431.

Was den Sinn dieses Zeichens angeht, so treffen wir die erste und die zweite Form in den beiden Hieroglyphen des Todesgottes, die ich in meiner früheren Abhandlung (vergl. diese Zeitschrift Jahrg. 1887, Verhandl. S. 232) eingehend besprochen habe. Es wäre hier nur noch nachzutragen, dass die eigenthümlich gekrümmte Linie, die sowohl an dem Kopfe mit geschlossenen Augen (erste Form), wie an dem Schädel (zweite Form) sich wie ein Schwanz an die Reihe der freiliegenden Zähne an-



schliesst, ohne Zweifel aus der Linie des aufsteigenden Astes des Unterkiefers entstanden ist. Das ist deutlich an Figuren wie 432 und 433 zu sehen, bei denen der Unterkiefer mit seinem aufsteigenden Aste und der Zahnreihe vollständig gezeichnet ist.

Die sich daran schliessende Linie mit der Zähnelung am äusseren rechten Rande deutet vermuthlich auf die Schleife oder Schlinge, in welcher der abgeschnittene Kopf getragen ward. Vergl. die Figg. 422 und 427—429 und die Fig. 439 aus Blatt 60 der Dresdener Handschrift, welche letztere, wie es scheint, einen solchen in der Schlinge getragenen abgeschnittenen Kopf (Kopf des Opfers) darstellt.

Die dritte Form des Zeichens cimi (Fig. 415—417, 424—426) sehen wir an Stelle des Auges mit geschlossenen Lidern in der zweiten Hieroglyphe des Todesgottes, Fig. 436 auf Blatt 28 der Dresdener Handschrift. Wir sehen es als Todessymbol auf der Wange des Gottes Uac mitun ahau (Fig. 328) und auf der Hieroglyphe desselben Gottes auf Blatt 5b der Dresdener Handschrift (Fig. 437). Wie es scheint, enthalten auch die

beiden Hieroglyphen Fig. 434 und 435, von denen die erstere der Altarplatte des Tempels des Kreuzes Nr. 2, die andere der des Sonnentempels in Palenque entnommen ist, dasselbe Zeichen. Ueber den ursprünglichen Sinn desselben wage ich keine bestimmte Vermuthung auszusprechen.

Ebensowenig vermag ich die Formen des Chilan Balam (Fig. 430 und 431) zu deuten.

Das Zeichen Fig. 438, welches de Rosny in seinem Vocabulaire de l'écriture hiératique als im Cod. Tro vorkommend angiebt, habe ich bei genauem Nachsuchen unter den Tageszeichen daselbst nicht finden können.

Das Element Fig. 60, welches Brasseur als Variante von cimi aufführt, ist, wie ich in einer früheren Abhandlung mich bemüht habe, nachzuweisen, ein Symbol des Todes, in engerem Sinne des Geopfertwerdens. Es fungirt als Ausdruck für den Begriff Mann und für die Zahl 20, bezw. den Zeitraum von 20 Tagen (uinal). Unter den Tageszeichen kommt es nicht vor. Nur auf den Blättern 32 und 33c des Cod. Tro steht es in der Reihe der Tageszeichen. Es fungirt aber daselbst nicht als besonderes Tageszeichen, sondern steht nach den Tageszeichen cauac, kan, muluc, ix im Sinne von „das zwanzigste darauffolgende Zeichen", welches natürlich ebenfalls das Zeichen cauac, kan, muluc, ix ist.

7. **moxic, queh, manik.** Das Zeichen entspricht dem mexikanischen maçatl „Hirsch", „Reh" (venado), und eben das bedeutet auch die Cakchiquel-Bezeichnung queh (nach Maya-Orthographie geschrieben ceh).

Dem Worte manik scheint die Wurzel man oder mal zu Grunde zu liegen, welche „schnell vorübergehen", „verschwinden", aber auch „sich wiederholen" bedeutet. Im Maya wird von dieser Wurzel gebildet: manac to kin „nachdem einige Tage vergangen waren"; manak „leichter Schatten", „Spur", „fernes Echo"; manab „Gespenst". — manik könnte demnach der „Vorüberhuschende", „Flüchtige" heissen.

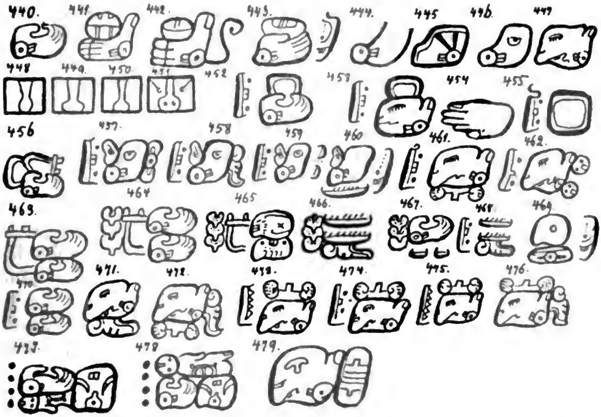
Der Wurzel man ist, glaube ich, eine parallele Wurzel max mit derselben Bedeutung anzusetzen, von der maax „Affe", maxan „schnell" sich ableitete. Auf diese Wurzel könnte vielleicht die Tzental-Bezeichnung moxic zurückzuführen sein.

In der Schrift wird das Zeichen, ziemlich übereinstimmend im Landa, wie in den Handschriften, durch die Fig. 440 gegeben. Die Figur stellt zweifellos eine Hand dar, deren Daumen den gekrümmten vier anderen Fingern gegenübergestellt ist. Davon überzeugt man sich leicht, wenn man das Zeichen mit Hieroglyphen vergleicht, in welchen die Hand in realistischer und unverkennbarer Weise dargestellt ist, wie in den Figg. 441—443. Wie kommt nun aber die Hand dazu, Symbol des Tages zu werden, der — in einzelnen Dialecten sicher, wie im Mexikanischen — mit dem Namen des Hirsches bezeichnet wird?

Es scheint, dass das Element manik (Fig. 440) in Verwandtschaft steht zu einer Anzahl anderer Elemente, von denen einige (Fig. 444—446)

allerdings nur Variationen der Hand oder des Trägers zu sein scheinen, während das vierte (Fig. 447) einen neuen Begriff hineinbringt.

Auf Seite 10* des Cod. Tro beginnt eine Reihe von Darstellungen — der sogenannte Kalender für Bienenzüchter —, in welchen, wie mir scheint, das Herabkommen der Götter zum Opfer durch ein geflügeltes Insect ausgedrückt ist, das vor einem viereckigen, mit den Elementen des Zeichens caban bedeckten Schilde zu den unten aufgestellten Opfergaben herabkommt. Der hieroglyphische Text zeigt die Namen und die Attribute der Götter. Davor eine Hieroglyphe — die sogenannte Hieroglyphe der Biene —, welche die Elemente des Zeichens der Himmelsrichtung oben — unten enthält und die ich als Symbol des Herabkommens betrachte.



Und davor beginnt der Text mit einer Hieroglyphe, die in der Anfangsgruppe die Form Fig. 452, in den folgenden Gruppen die Form Fig. 453 hat und mehrfach durch Hieroglyphen, welche den Tempel zum Ausdruck bringen (siehe unten beim Zeichen ben), ersetzt ist und auf Blatt 3*c, wie es scheint, in aufgelöster Form, durch die Figg. 454 und 455 repräsentirt ist.

In der Dresdener Handschrift sind auf den dem Titelblatte folgenden Blättern 2 (45) und 3 eine Anzahl Bilder zu sehen, die, wie es scheint, Vorbereitungen zum Opfer und das vollzogene Opfer darstellen: ein des Kopfes beraubter schreitender Gefangener, Götterfiguren, Netze und Stricke haltend, endlich der geopferte Gefangene, dessen Eingeweide als Baum zum Himmel emporwachsen, auf dem Baume der Adler, der das Auge aus der Höhle herauszieht. Der Text zeigt, neben den Hieroglyphen der

Personen, das Zeichen der Verbindung (Fig. 77, 78) und in den aufeinander folgenden Abschnitten die Hieroglyphen Fig. 456 (Dresden 2(45)a), 457 bis 460 (Dresden 2(45)b c) und 461—462 (Dresden 2(45)d). — Auf den folgenden Blättern der Handschrift treffen wir das Zeichen manik zunächst in der Hieroglyphe Fig. 463, die auf den Blättern 4—10a am Kopfe der Textgruppen steht, welche dort die Darstellungen der zwanzig Götter begleiten. Weiterhin folgen Götter mit Darbringungen. Hier sehen wir einmal (Blatt 10—12a) die Hieroglyphe Fig. 464 (wechselnd mit Fig. 465), das andere Mal (Blatt 12—13a) die Hieroglyphe Fig. 466. Auch in der mittleren und unteren Reihe der Blätter sehen wir Götter mit Darbringungen. Hier stehen einmal (Blatt 10b) die beiden Hieroglyphen Fig. 467 und 468, sonst (Blatt 10—12b) die Hieroglyphe Fig. 469 und weiterhin, wo die Götter das Zeichen kan in der Hand haben, die Figg. 474—476. In der unteren Reihe derselben Blätter sind die Gegenstände, welche die Götter in der Hand halten, im Text selbst zu sehen. Daneben einmal (Blatt 4 bis 5c) die Hieroglyphe Fig. 470, die anderen Male (Blatt 12c, 15c) die Figg. 471—473.

Ich glaube aus den angeführten Vorkommnissen schliessen zu müssen, dass das Element manik und das Element Fig. 447 einander vertreten. Zeigt uns nun aber das Element manik bloss die nach oben offene Hand, so stellt die Fig. 447 ohne Zweifel eine Hand dar, die einen Kopf — und zwar den Kopf eines Todten, das beweisen die geschlossenen Augen — darbringt. Ich bin demnach geneigt, sowohl diese Figur, wie das ihm äquivalente Zeichen manik als Symbol der Darbringung, des Opfers anzusehen, und meine, dass der Grund, weshalb das Zeichen, welches sowohl die Mexikaner, wie die Cakchiquel mit dem Namen des Hirsches benannten, von den Maya in dieser Weise dargestellt wird, darin liegt, dass der Hirsch vielleicht als das zu erlegende Thier, als das Opferthier κατ' ἐξοχήν gilt; und darin finde ich auch den Grund, dass die das Zeichen manik enthaltenden Hieroglyphen synonym auftreten anderen (Fig. 466, 468), die ohne Zweifel wohl die Elemente des Vogels enthalten. U luumil cutz y-etel ceh „das Land des Truthahns und des Hirsches", — so nannten ja die Maya ihre engere Heimath.

Beiläufig bemerke ich, dass die Hieroglyphe des Hirsches zweimal in der Dresdener Handschrift vorkommt. Auf Blatt 13c (Fig. 477) und auf Blatt 21b (Fig. 478), an letzterer Stelle begleitet von dem Symbol des Todes!

Ferner bemerke ich, dass die bekannte Hieroglyphe des Regengottes Chac (Fig. 479) das in den obigen Hieroglyphen so vielfach vorkommende Element Fig. 447 wiedergiebt, nur dass statt des Kopfes mit geschlossenen Augen, wie es scheint, ein Kopf mit auslaufenden Augen in der Hand gehalten wird. Ich erinnere an die Idole mit weinenden Augen, welche nach Las Casas an verschiedenen Stellen von Guatemala verehrt wurden.

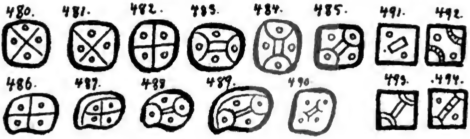
Das secundäre Element der Hieroglyphe haben wir schon in der Hieroglyphe Fig. 197 angetroffen. Es bezeichnet, wie es scheint, ein Gefäss oder einen Topf. Der Regengott ist eben der, welcher den Topf in der Hand hält.

Die Formen des Zeichens manik, welche die Bücher des CHILAN BALAM geben (Figg. 448—451), glaube ich als vollständig unverständlich gewordene Weiterbildungen der Form der Handschriften, die von der letzteren nur den durch Daumen und Zeigefinger begrenzten nach unten sich erweiternden Raum beibehalten haben, ansehen zu müssen.

8. **lambat, kanel, lamat.** Dem Wort kanel giebt XIMENEZ — mit welchem Rechte, weiss ich nicht — die Bedeutung „Kaninchen", also entsprechend der mexikanischen Benennung des Zeichens (tochtli).

Die Wörter lambat und lamat weiss ich nicht zu deuten.

LANDA giebt für das Zeichen die Form Fig. 480. Im Cod. Tro finden wir theils die ähnlichen Formen Figg. 481 und 482, theils die etwas abweichenden Figg. 483—485. Aehnlich im Cod. Cortez. Auch in der Dresdener Handschrift haben wir theils Formen, die mit der LANDA'schen übereinstimmen (Figg. 486, 487), theils die etwas abweichenden Figg. 488—490.



Im Cod. Perez findet sich nur die Form 486. Die Bücher des CHILAN BALAM geben die Formen Figg. 491—494.

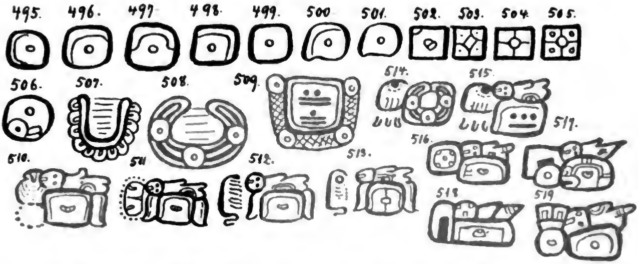
Ueber den ursprünglichen Sinn des Zeichens weiss ich nichts zu sagen.

9. **molo (mulu), toh, muluc.** Das Wort toh hat im Qu'iche-Cakchiquel eine bestimmte Bedeutung. BRASSEUR übersetzt es in seinem Vocabular mit „aguacero" d. i. „Platzregen, Gewitterregen", und tohoh wird übereinstimmend von BRASSEUR und von dem Dicc. Cakchiquel Anon. (von BRINTON citirt) mit „sonar el rio y el ayre", „Brausen des Flusses, Donner in der Luft" übersetzt. Tohil war der Hauptgott der Qu'iche. XAHILA's Cakchiquel Annalen erzählen, dass, als die Nationen sich nach einem Beschützer umsahen, die Qu'iche sagten „der Donner (tohoh) ertönt im Himmel, fürwahr im Himmel muss unser Beschützer sein; so sagten sie, und darum werden sie Tohohil genannt". BRINTON (Names of the gods in the Kiche myths) hält das für eine spätere, zur Erklärung des Namens erfundene Legende und möchte dem Namen Tohil vielmehr die Bedeutung „justice, equity" beilegen. Ich glaube, dass diesmal XIMENEZ und BRASSEUR im Recht sind, dass es der reelle Vertreter des yukatekischen Chac, des mexikanischen Tlâloc ist, der von den Qu'iche als ihr Stammgott verehrt wurde.

Wie stimmen nun aber zu dem Cakchiquel-Wort die Tzental- und Maya-Bezeichnungen des Tages? In diesen ist es nicht gut möglich, etwas anderes, als die Wurzel mol, mul „sich vereinigen, ansammeln, häufen“ zu erkennen, moloc, muluc „was vereinigt, gesammelt, gehäuft ist“. — Dürfen wir an „Ansammlung der Gewässer“ denken?

Landa giebt für das Zeichen die Fig. 495. Im Cod. Tro finden wir die Figg. 496—497, ähnliche und die Figg. 498, 499 im Cod. Cortez. Die Figg. 500 und 501 zeigen die Formen der Dresdener Handschrift. Eine sonderbare Form ist nur die Fig. 506, welche uns auf Blatt 30b des Cod. Cortez begegnet.

Sollte das Maya-Zeichen mit dem mexikanischen (âtl) übereinstimmen, so würden wir zunächst an ein Wassergefäss denken müssen. Das Wassergefäss finden wir in den Maya-Handschriften einmal (Dresden 34c) durch die Fig. 507 und für gewöhnlich durch die Fig. 508 ausgedrückt. Häufig aber ist das Wasser in einer von dem Leibe einer Schlange ge-



bildeten Schlinge (oder Sack) geborgen. Die Schlangen, die Wolkendämonen, sind eben diejenigen, die das Wasser verschlossen halten, die veranlasst werden müssen, die Schlinge zu lösen und das Wasser heraus fliessen zu lassen. Auf den von dem Leibe der Schlange gebildeten, das Wasser bergenden Säcken — auf ihnen sitzt gebührendermaassen der Chac — sehen wir in Blatt 33—35b der Dresdener Handschrift, und ebenso Cod. Cortez 3—6a, bestimmte Zahlzeichen angegeben, die wohl der Ausdruck des reichen Inhalts der Säcke sind. Aehnliche Zahlzeichen sehen wir auf dem Gefäss, welches Cod. Cortez 7b auf dem Bauche des Todesgottes ruht (Fig. 509). Ganz ähnliche Zahlen sehen wir aber auch auf dem Bauche der Gestalten eingeschrieben, die wir in ganz gleicher Ausstaffirung und in der Haltung gebärender Weiber auf Blatt 39—40a des Cod. Cortez und 29—30a des Cod. Tro abgebildet sehen. Auch hier, glaube ich, scheint mir zweifellos der Inhalt des Bauchsackes durch die eingeschriebenen Zahlen zum Ausdruck gebracht werden zu sollen. Es giebt ein hieroglyphisches Element, welches innerhalb des calciformen

Umrisses ebenfalls eine eingeschriebene bestimmte Zahl aufweist. Nun dieses Element finden wir in Hieroglyphen, wie es scheint, einerseits synonym verwendet dem Wassergefäss — vgl. Fig. 514 und 515, die im Cod. Dresden 39c Attribute des Chac bezeichnen — andererseits (in anderen Hieroglyphen) dem Elemente muluc. So zeigen uns die Figg. 510—512 und 513 Hieroglyphen, welche im Cod. Dresden 44(1) 45(2)b und 40b als Attribute der Blitzthiere, der Sturmgenien aufgeführt sind. Dass in diesen das Element muluc enthalten ist, scheint mir zweifellos. Nun diese scheinen stellenweise vertreten zu werden durch andere, welche statt des Elementes muluc das Element mit der eingeschriebenen Zahl enthalten. Ich glaube, diese Zusammenhänge machen es doch wahrscheinlich, dass auch das Maya-Zeichen dieselbe Bedeutung hat, wie das neunte mexikanische Zeichen, dass es das Wassergefäss, bezw. den Wassersack oder den Bauch der Gewässer bezeichnet.

Ich behaupte nun allerdings nicht, dass durch die Form des Zeichens das Gefäss zum Ausdruck gebracht wird. Mir scheint die Form desselben vielmehr das Wasserauge bezeichnen zu sollen. Ich verweise auf die Darstellungen im Cod. Tro 31—30d, die mit dem Wasser ausgiessenden Chac beginnen. Hier treffen wir eine den Figg. 510—513 ganz äquivalente Reihe von Hieroglyphen, die nur mit dem nach den Himmelsrichtungen wechselnden Element (Element der Farbe? vgl. die Fig. 13—16) versehen sind (Fig. 516—519), und die das Element muluc zu einem vollständigen Gesicht, dem des Gottes mit der Schlange über dem Gesicht (Fig. 33), ausbilden.

Die Formen, welche die Bücher des CHILAN BALAM für das Zeichen muluc geben, ähneln zum Theil sehr dem vorigen Zeichen, und ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass hier irgend eine Verwechselung vorliegt.

10. **elab, tzii, oc.** Das Zeichen entspricht dem mexikanischen itzcuintli „Hund", und eben das bedeutet auch im Qu'iche, Cakchiquel und Pokomam das Wort tzii, tzi, das wohl auf eine Wurzel [tzi] = Qu'iche ti, Ixil chi, Maya chi, „beissen, Fleisch fressen" (Ixil tzi, Qu'iche, Cakchiquel und Maya chi „der Mund") zurückgeht.

Der Hund heisst im Maya pek — das Wort scheint mit einer Wurzel „sich faul hinstrecken, am Boden liegen" zusammenzuhängen —; und der kleine haarlose einheimische Hund, der eigentliche itzcuintli der Mexikaner wird bil genannt. bil bedeutet auch „Rauhigkeit, Saum oder Köper im Gewebe", auch die „calcinirten Knochen, die zum Rauhmachen der Finger beim Spinnen benutzt werden"; bilim ist „Unebenheit im Wege, Spur, das ausgescharrte Lager eines Thieres".

Das Wort oc kann dem Gebrauch nach, den es noch heute in der Sprache hat, am besten mit „das, was in etwas eingeht" übersetzt werden. Es bedeutet „das, was in die Hand eingeht, eine Hand voll"; es bedeutet „Fuss, Fusseindruck, Spur", und als Verbum „hineingehen, eintreten". —

Soll man annehmen, dass die Priester, statt das Thier (den Hund) bei seinem richtigen Namen zu nennen, ein Wort brauchten (oc), dessen Begriff in dem Namen des Hundes (bil) ebenfalls enthalten war? — Ich glaube, die Vorstellung ist nicht ganz unberechtigt.

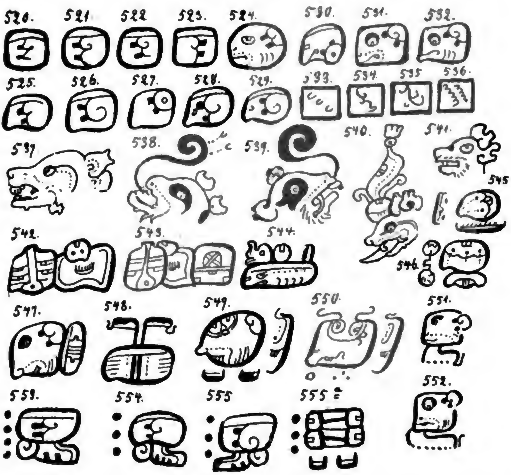
Mit dem Tzental-Wort elab weiss ich nichts anzufangen.

Das Zeichen ist im Landa in der Form der Fig. 520 gegeben. Im Cod. Tro treffen wir ähnliche Formen (Fig. 521—523); einige Male aber (Tro 12a 12c) stellt das Zeichen ein ganzes Gesicht dar (Fig. 524), und hier erkennt man deutlich, dass die Landa'sche Figur und die Figg. 521 bis 523 nur das Ohr des Thieres darstellen mit einem Paar schwarzer Flecken davor. Im Cod. Cortez und im Cod. Perez finden sich nur die gewöhnlichen Formen. Die Dresdener Handschrift zeigt neben den gewöhnlichen Formen (Fig. 525) zunächst solche, die gewissermaassen nur die oberen Lappen der Ohrmuschel darstellen (Fig. 526), dann solche, die, wie es scheint, statt des Ohres einen Ohrpflock (Fig. 527), endlich aber auch solche, die mehr oder minder deutlich ein Gesicht zeigen: Fig. 528 (Blatt 30b), 529 (Blatt 30c), 530 (Blatt 12a), 531 und 532 (Blatt 45(2)a und 64b). — Die Bücher des Chilan Balam haben die Figg. 533—536, die augenscheinlich aus der gewöhnlichen Form der Handschriften entstanden sind.

Der kleine einheimische Hund spielte auch in Yucatan eine Rolle. Er wurde als Hausthier gehalten, castrirt und gemästet, den Göttern als Opfer geschlachtet und als Festbraten verzehrt. Ich habe oben erwähnt, dass der Hund in mexikanischen Abbildungen — falls er nicht roth gemalt wird, was seinen besonderen mythologischen Grund hat — meist mit schwarzen Flecken gezeichnet wird, und dass — wenn, wie häufig, statt des ganzen Thieres das Ohr allein gezeichnet wird — dem Ohr dann regelmässig die Spitze abgerissen ist, so dass dasselbe einen zerfetzten oberen Saum zeigt. Nun auch in den Maya-Handschriften treffen wir mehrfach ein Thier, welches weiss mit schwarzen Flecken gezeichnet ist, einen Raubthierkopf und zerfetzte Ohrenspitzen hat und gewöhnlich einen schwarzen Fleck um das Auge aufweist. Vgl. die Fig. 537—540, die der Dresdener Handschrift, und Fig. 541, die dem Cod. Tro entnommen ist. Von dem Tiger, dem das Thier stellenweis ähnlich sieht, unterscheidet es sich — ausser durch den längeren Kopf und die zerfetzten Ohren — namentlich durch den buschigen Schwanz — der Tiger hat einen langen, glatt behaarten Schwanz — und ich glaube, wir werden in diesem Thiere den Hund erkennen müssen. Das Thier figurirt im Cod. Dresden 7a in der Reihe der zwanzig Götter. Im Cod. Dresden 13a ist es gegenüber einem Vogel (Geier?), Dresden 21b der Göttin gegenüber gezeichnet. Im Cod. Tro 25*c folgen auf einander unter den Zeichen der vier Himmelsrichtungen (Fig. 18—21) die ganzen Gestalten eines Menschen, des Hundes, des Affen und eines Todtenvogels. Im Cod. Tro 27b sitzen um die Göttin mit der

Schlangenkopfbinde herum der Chac, der Hund, das Reh, der Tiger und das Schwein — letzteres durch starke Behaarung, Rüssel und Hufe gekennzeichnet. Endlich im Cod. Dresden 40b (Fig. 540) ist das Thier mit dem Kopfschmuck des Gottes mit dem Kan-Zeichen (Hobnil?) geschmückt und fungirt als Blitzdämon.

Die Hieroglyphe dieses Thieres (Fig. 542) enthält nun allerdings das Element oc nicht. Sie enthält als Hauptelement ein Element, das auch in der Hieroglyphe des Monatsnamens Kankin (Monat April) (Fig. 24 und 25) vorkommt, und das ich als den erigirten Penis, mit welchem das Thier im Cod. Dresden 13c in der That gezeichnet ist, auffassen möchte. Diese



Hieroglyphe ist im Cod. Dresden 40b, wo das Thier als Blitzdämon fungirt, mit dem Element des Himmels (vgl. oben S. 53 Fig. 300 und 301) associirt (Fig. 543). Als Attribute finden wir im Cod. Dresden 7a der Haupthieroglyphe die Hieroglyphen Fig. 544—546, d. h. das Symbol des Adlers, der Eule und des Raubthieres(?) hinzugefügt.

Enthält nun aber auch die Hieroglyphe dieses Thieres das Element oc nicht, so ist doch eine Beziehung zwischen dem Elemente oc und diesem Thiere dadurch vermittelt, dass wir das Element oc, in der Form, wie es die Figg. 531 und 532 zeigen, in einer Hieroglyphe wiederfinden (Fig. 547), die überall in Gesellschaft von Hieroglyphen auftritt (Fig. 548—550), welche ohne Zweifel den Blitz oder Attribute der Sturmgenien darstellen, und ferner, dass wir im Cod. Dresden 61—63 Formen des Monatsnamens

Xul finden, welche statt der Thiere mit dem akbal über dem Auge, — die ich oben schon als Blitzthiere angesprochen habe (vgl. Fig. 340 u. 341) — unser Zeichen oc enthalten (Fig. 551 und 552).

Die Beziehung des Hundes, bezw. des Zeichens oc zu den Blitzgenien, d. h. doch wohl den Göttern der Winde oder den Göttern der vier Himmelsrichtungen, scheint endlich der Grund zu sein, dass wir als sehr gewöhnliches Attribut, zunächst des Chac, dann Bolon Zacab's und einer Reihe anderer Götter, eine Hieroglyphe finden (Fig. 553 und 554—555), welche mit einem Zahlzeichen (4 im Cod. Cortez 11a, sonst 3), das Element oc und ein anderes (Fig. 70—71) verbindet, das ich oben als Symbol des Vogels angesprochen habe, das aber auch für die einen Mann bezeichnenden Elemente eintritt.

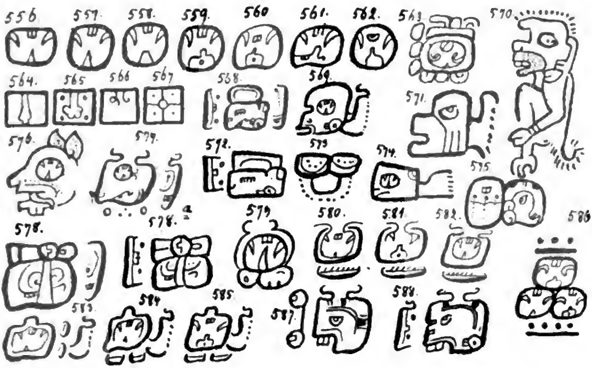
11. **batz, ba'tz, chuen.** Das Zeichen entspricht dem mexikanischen oçomatli „Affe“, und dieselbe Bedeutung wird auch im Qu'iche und Cakchiquel für das Wort ba'tz angegeben, obwohl daneben noch und, wie es scheint, häufiger das Wort c'oy, im Maya max, maax verwendet wird.

Das Wort chuen hat im heutigen Maya keine Bedeutung mehr. Es giebt ein Wort chuenché, welches „Brett“ bedeutet, und mit dem man auch einen bestimmten Baum bezeichnet (tabla, y un árbol así llamado). Dass indess das Wort chuen mit batz, bez. mit dem Affen in bestimmter Beziehung steht, das scheint mir aus einer Legende des Popol Vuh hervorzugehen.

Der zweite Theil des Popol Vuh beginnt mit der Erzählung des Ursprunges der beiden Heroengötter Hunahpu und Xbalanque (Sonne und Mond, wie ich oben schon angeführt habe). Von den Urahnen (iyom, mamom) Xpiyacoc und Xmucane werden in der Nacht die beiden Söhne Hun hunahpu und Vukub hunahpu erzeugt. Der letztere bleibt ledig. Aber der erstere erzeugt mit der Xbakiyalo die beiden Söhne Hun batz und Hun chouen. Diese werden geschickte und in allerhand Künsten erfahrene Leute: Flötenspieler, Sänger, Blasrohrschützen, Bilderschriftkundige, Bildhauer, Steinschneider, Goldschmiede. Hunhunahpu und Vukubhunahpu, die gewaltigen Ballspieler, verlassen, einer Herausforderung der unterweltlichen Mächte folgend, ihre alte Mutter und die beiden Gebrüder Hunbatz und Hunchouen, die bei der Grossmutter zurückbleiben, und steigen in das Reich Xibalba, in die Unterwelt, hinab. Dort erliegt Hunhunahpu den Todesmächten. Aber aus dem Speichel, den sein an dem Kopfbaum (Calebassenbaum) aufgesteckter Kopf in die geöffnete Hand der Jungfrau Xqui'c speit, werden (unbefleckt) die Gebrüder Hunahpu und Xbalanque empfangen. Diese, im Walde geboren und erzogen, schiessen mit dem Blasrohr allerhand Vögel und bringen sie der Grossmutter (Xmucane) und den älteren Brüdern (Hunbatz und Hun chouen). Aber letztere behandeln sie schlecht. Um sich zu rächen, fordern die Jünglinge ihre älteren Brüder auf, ihnen aus den Zweigen des

Baumes can-te (Schlangenbaum) die Vögel herunterzuholen, die sie geschossen, und die beim Fall dort hängen geblieben sind. Hunbatz und Hunchouen folgen der Aufforderung. Aber, als sie oben sind, wächst der Baum in die Höhe, dass sie nicht mehr hinunter können. Und als sie ihre Schambinden abnehmen, um sich an diesen herunterzulassen, werden diese zu Schwänzen. Hunbatz und Hun chouen werden zu Affen. Ihre Grossmutter freilich möchte sie zurück haben. Und ihr zu Liebe locken Hunahpu und Xbalanque viermal mit der Flöte und der Melodie hunahpu c'oy (Affenzauber) die Brüder aus dem Walde hervor. Aber ihr Tanzen und ihre Geberden sind so komisch, dass die Alte jedesmal zu lachen anfängt. Dadurch werden sie immer wieder verscheucht, und so bleiben sie im Walde und bleiben Affen.

Nun, dass hier chouen dasselbe ist wie Maya chuen, und dass chouen der Zwillingsbruder von batz, wie Hunchouen der Zwillingsbruder von Hun batz, des Affen, ist, dass demnach auch in dem Worte chouen, chuen der Begriff „Affe" liegt — das scheint nicht bezweifelt werden zu können.



LANDA giebt für das Zeichen die Fig. 556. Im Cod. Tro finden wir die Formen Fig. 557—559. Dieselben hat auch der Cod. Cortez. Im ersten Theil der Dresdener Handschrift finden sich ausschliesslich Formen, die der Fig. 559 gleichen, aber zum Theil mit der Variante Fig. 560. Im zweiten Theil der Dresdener Handschrift begegnen wir Formen, die den Figg. 557 und 558 gleichen. Eine besondere vereinzelte Form ist Fig. 561, die sich im Cod. Dresden 32b findet. Der Cod. Perez hat die Fig. 562, also eine ähnliche Variante, wie derselbe Codex für das Zeichen kan aufweist. Auf den Reliefplatten von Palenque findet man vielfach, und

mit verschiedenen Zahlenwerthen verbunden ein Element, das mit dem Zeichen chuen die grösste Aehnlichkeit hat (vgl. Fig. 563). Die Bücher des Chilan Balam geben die Formen Fig. 564—567.

Den Affen sehen wir unverkennbar dargestellt auf dem Blatt 25c des Cod. Tro (Fig. 570), und zwar in der merkwürdigen Reihe Mensch (dargestellt durch den kopflosen Rumpf oder Rumpf mit Haarschopf, der auch als hieroglyphisches Element eine Rolle spielt: vgl. Fig. 56), Hund, Affe, Todtenvogel. Ueber ihnen stehen vier Hieroglyphen, welche die betreffenden vier Wesen zu nennen scheinen. Und beide, Gestalt und Hieroglyphe, stehen in einer Columne mit je einem der Hieroglyphen der vier Himmelsrichtungen (Fig. 18—21). Die Hieroglyphe, durch welche der Affe bezeichnet wird, ist unverkennbar (Fig. 571). Aber dieselbe Hieroglyphe bezeichnet auch den Menschen. Und der Hund ist durch eine besondere Hieroglyphe bezeichnet, die ich anderwärts nicht gefunden habe (Fig. 555a).

Nun eine ähnliche Hieroglyphe finden wir auch auf Blatt 15a b der Dresdener Handschriften (Fig. 569). Wir sehen den Affenkopf, dessen eigenthümlichste Besonderheit gegenüber dem menschlichen Schädel in der starken Einsattelung zwischen Stirn- und Nasentheil, bezw. in dem starken Vorspringen des Gesichtsschädels liegt. Aber dass der Affe gemeint ist, ist in dieser Hieroglyphe noch besonders dadurch markirt, dass statt des Auges das Zeichen chuen, das Zeichen des Affen gesetzt ist. Die Hieroglyphe steht neben einer anderen, Fig. 568, welche diejenigen Elemente enthält, die wir oben als Darbringung, als Opfer gedeutet haben. Daneben findet sich in dem oberen Abschnitt des Blattes eine dritte Hieroglyphe (Fig. 575), die ich vorderhand nicht analysiren kann. Alle drei Hieroglyphen begleiten eine merkwürdige Darstellung: eine Reihe Göttergestalten, die zwischen Blättern und Gezweig herabstürzen, indem ihre Gliedmassen zum Theil in Blätter auswachsen.

Dieselben Hieroglyphen (Fig. 572 und 574) finden wir neben einer anderen (Fig. 573) auf Blatt 17*b des Cod. Tro, wo Götter aus dem Gezweig eines Baumes heraus sich kundzugeben scheinen.

Ist bei diesen Hieroglyphen und diesen Darstellungen ein direkter Zusammenhang mit dem Affen noch denkbar, und sogar wahrscheinlich — der Affe ist das Thier der luftigen Höhe, der im Gezweig sein Wesen treibt, — so finden wir in den Handschriften auch noch ein anderes Thier, das in derselben Weise statt des Auges das Zeichen chuen enthält. Das sind die vier Blitzfackeln in den Händen tragenden Thiere Fig. 576 (Cod. Tro 32—33c), die also eine dritte, bezw. vierte Klasse von Sturmgenien oder Blitzthieren darstellen (vgl. die Figg. 339, 540 und die Bilder 44(1), 45(2)b der Dresdener Handschrift).

An die Fig. 569 und den eben gezeichneten Kopf des Blitzthieres schliesst sich die Hieroglyphe Fig. 577 an, von der wir oben schon (Fig. 550)

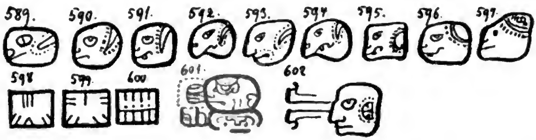
eine interessante Variante gezeichnet haben. Die Hieroglyphe steht im Cod. Dresden 29—30b vor den Zeichen der Himmelsrichtungen, an der Spitze der Hieroglyphengruppen, welche den begleitenden Text zu Bildern Chac's bilden, und erinnert insofern an die Hieroglyphe Fig. 37 und 38—43, welche, wie wir zeigten, den Fänger, den Jäger, den Krieger bedeutet. Die Hieroglyphe enthält zwei Merkmale, die an den Kopf eines Todten erinnern: die freiliegenden Zähne und die sich anschliessende Linie, das Residuum des aufsteigenden Astes des Unterkiefers, und die Kugeln oder Tropfen unter der Hieroglyphe. Eine Besonderheit sind die beiden schnurförmig auseinandergehenden Enden am oberen Theil der Hieroglyphe. Mir scheint das in Verbindung gebracht werden zu müssen mit Bildern, welche einen Krieger zeigen, der einen abgeschnittenen Kopf oder eine ganze Figur in der Schlinge trägt. Vgl. Cod. Dresden 67a, Cod. Cortez 27b. Im Text sehen wir an ersterer Stelle den Vorgang ausgedrückt durch die Hieroglyphe Fig. 578 (Mann mit dem abgeschnittenen Kopf in der Schlinge), eine Hieroglyphe, die in ganz ähnlicher Form (Fig. 578a) im Cod. Tro 20*—23*a an der Spitze der Hieroglyphengruppen zu sehen ist, die den begleitenden Text zu einer Anzahl Darstellungen von in der Schlinge oder Falle gefangenen Thieren bilden. — Beiläufig bemerke ich, dass die letzteren beiden Hieroglyphen weitere Beweise für die von mir aufgestellte Behauptung heranbringen, dass die Fig. 60 (das Zahlzeichen zwanzig) den abgeschnittenen Kopf bedeutet.

Mit der Hieroglyphe Fig. 577 hat eine unbestreitbare Aehnlichkeit die Hieroglyphe des Monatsnamens tzec, von der ich in der Fig. 579 die LANDA'sche Form, in den Figg. 580—582 die Formen der Dresdener Handschrift gebe. tze, tzee bedeutet den zermalmten oder grob gemahlenen Mais, bezw. das Zermalmen, Zerstossen (im Gegensatz zu dem fein Zerreiben); tzeec die Zermalmung, Züchtigung, Busspredigt, tzec, tz'ec den Schutt oder die Ruinen alter Gebäude. tzec scheint demnach den „Zermalmer" zu bedeuten. Der Monat tzec ist der Monat, in welchem die Bienenzüchter dem Bacab und insbesondere dem Hobnil (d. i. dem Kanal Bacab) Opfer brachten. Der Honig war für die alten Maya viel weniger der süsse, die Speisen würzende Stoff, als derjenige, von dem der Honigwein (ci), das berauschende Getränk, gemacht wurde. Der Monat Tzec war ein grosses Saufgelage, weil in ihm die Bienenzüchter, frommen Sinnes, den zu dem Getränk nöthigen Honig in Menge spendirten. Darin scheint mir die Bedeutung des Namens und der Hieroglyphe dieses Monats zu liegen. Ich erinnere daran, dass in Mexico der Gott des Weins tequechmecaviani „der Erwürger", teatlahuiani „der Ertränker" genannt wird.

In gleicher verwandtschaftlicher Beziehung zu der Hieroglyphe Fig. 577 scheint die Hieroglyphe Figg. 583—585 zu stehen, die in der mittleren Abtheilung der linken Seite der Blätter 46—50 der Dresdener Handschrift,

associirt der Hieroglyphe Figg. 318, 319, je einer der vier Himmelsrichtungen und je einer von zwanzig Gottheiten und einem bestimmten Monatsdatum zugeschrieben ist. In der oberen Reihe derselben Blätter wiederholen sich (mit anderen, aber analog geordneten Monatsdaten) dieselben 20 Gottheiten, dieselben Hieroglyphen Figg. 318, 319 und dieselben Zeichen der Himmelsrichtungen, aber statt der Hieroglyphe Figg. 583—585 steht hier die Hieroglyphe Fig. 443 — der Mann, der das Messer hält oder darreicht. —

Endlich erscheint das Zeichen chuen, gewöhnlich nicht einzeln, sondern in Gruppen von zwei oder drei und mit Zahlzeichen versehen (Fig. 586) unter den Opfergaben. Allerdings nur an bestimmten Stellen der Handschriften. So auf Blatt 25—28 des Cod. Dresden. Ferner auf den zusammengehörigen Blättern im Cod. Tro 36 und Cortez 22, wo diese chuen-Packete besondere Reihen bilden, die mit anderen — die Zeichen der Himmelsrichtungen, Hieroglyphen der Windgötter oder mannigfaltige andere Opfergaben enthaltenden Reihen abwechseln. Endlich auf den Blättern 10* bis 7*b des Cod. Tro, wo sie im hieroglyphischen Text, hinter den Symbolen der Götter, anfangs neben Abbreviaturen der unten im Bild dargestellten Opfergaben, weiterhin allein, wie an Stelle der letzteren stehen.



In den unmittelbar darauf folgenden Blättern 7*—5*b des Cod. Tro sieht man neben den Zeichen der Opfergaben, wie es scheint, an Stelle der chuen-Packete die Hieroglyphe Fig. 587, die auch in der Dresdener Handschrift (Fig. 588) an mehreren Stellen neben Opfergaben vorkommt.

12. **euob, ee, eb.** E, ye heisst „die Schneide“, „die Schärfe“, „der Einschnitt“; eb, ebil, ebal, yebal (eine Reihe Einschnitte), Stufenreihe, Treppe. — Auch im Qu'iché-Cakchiquel heisst e der Zahn, die Schneide; ee ist die Cakchiquel-Pluralform des Wortes, für eeb des Qu'iché. — Auch euob des Tzental ist eine Pluralform, wie ich vermuthe, von einem Singular eu = ee. — Der Name dürfte also in allen Sprachen das Gleiche, und zwar „Zahnreihe“, „Spitzenreihe“ bezeichnen — eine Bedeutung, die zu manchen mexikanischen Formen des Zeichens (Figg. 113, 114), sowie zu dem Meztitlan-Namen des Zeichens (itlan „sein Zahn“) vortrefflich passen würde.

Das Zeichen ist im Landa durch die Fig. 589 gegeben. Im Cod. Tro finden sich die Figg. 590 und 591. Aehnliche im Cod. Cortez. In der Dresdener Handschrift haben wir die Formen Figg. 592—595 und Fig. 597. Im Cod. Perez treffen wir, neben den gewöhnlichen Formen, die Fig. 596.

Das Zeichen zeigt eine unverkennbare Aehnlichkeit mit dem unten zu erwähnenden Zeichen men, welches, gleich unserem Zeichen, ein Gesicht darstellt, mit eingekniffenem Mundwinkel (Greisengesicht). Nur sind bei dem Zeichen men regelmässig noch Wangenfalten und, wie es scheint, borstige Augenbrauen gezeichnet, und es fehlt die von Punkten oder Härchen eingefasste Linie an der Seite des Kopfes. — Ich werde unten zu erwähnen haben, dass mir das Zeichen men den Kopf einer greisen Göttin darzustellen scheint, und dass ich diese mit der mexikanisch ce quauhtli genannten, also gewissermaassen als Patronin des Zeichens quauhtli-men fungirenden Göttin identisch halte. Nun unter dem Namen ce malinalli — das wäre, in's Yukatekische übersetzt, hun eb — finden wir im Cod. Viennensis 16. neben der Göttin ce quauhtli, einen alten Gott mit eingekniffenem Mundwinkel und wallendem Barte, der unzweifelhaft den Tonacatecutli, den Herrn unseres Lebens, den Urvater darstellt. Dem Tonacatecutli entspricht der yukatekische Itzamná. Nun ist die Hieroglyphe dieses Gottes allerdings ganz anders constituirt (Fig. 601). Aber ich habe schon erwähnt, dass das besondere Kennzeichen dieses Gottes das von Punkten umgebene Zeichen akbal ist (Fig. 326), und dasselbe Zeichen finden wir gelegentlich in Hieroglyphen auf dem hinteren Theile des Schädels. Vergl. Fig. 602 (Cod. Perez 8.). Es erscheint mir nicht ganz unmöglich, dass die von Punkten umgebene Zacke des Zeichens eb eine Abbreviatur der Fig. 326 ist.

Die Bücher des CHILAN BALAM geben für das Zeichen eb die Formen der Figg. 598—600, die mit der Form der Handschriften offenbar nichts zu thun haben. Ich weiss dieselben auch nicht zu erklären, es sei denn, dass man in ihnen ein Geflecht sieht, — und dies könnte an das mexikanische malinalli-Strohseil erinnern.

Das Zeichen wird in Hieroglyphen kaum verwendet. Als einziges Vorkommniss kann ich anführen, dass sich das Zeichen eb in dem Wasser findet, welches auf dem letzten Blatte der Dresdener Handschrift die alte, krallenbewaffnete, rothe Göttin aus dem Kruge giesst.

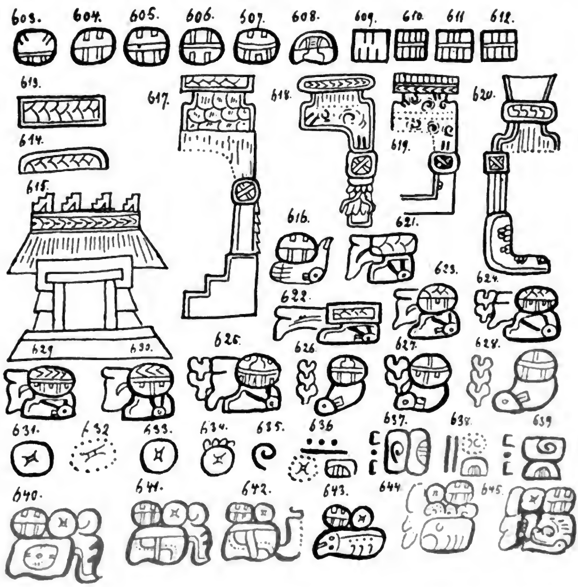
13. **been, ah, ben.** Das Qu'iché-Cakchiquel-Wort ah soll nach XIMENEZ und BRASSEUR „Rohr", „Maisstaude" (caña, mazorca) bedeuten. Das Wort hängt vielleicht zusammen mit dem Worte ac, womit man in Yucatan eine wild wachsende, hohe, breitblätterige Graminee, die zum Dachdecken verwendet wird, bezeichnet.

Die Wurzel ben, been heisst im Maya „verbraucht". Wir haben benchahal „verbraucht werden", beentah, bentah „allmählich aufzehren", benel, binel „ausgehen", „mangeln", dann „weggehen", „gehen" überhaupt.

Das Zeichen ist in sehr übereinstimmender Form sowohl im LANDA (Fig. 603), wie in den Handschriften (Fig. 604 und 605) gegeben. Besondere Formen sind nur die inverse Fig. 606 (Cod. Tro), die bereicherte Fig. 607 (Tro 7*b) und die abweichende Fig. 608 (Dresden 10c). —

Figg. 609—612 sind die Formen, welche die Bücher des Chilan Balam geben.

Was nun die Bedeutung dieses Zeichens angeht, so unterliegt es keinem Zweifel, dass die Figur desselben hervorgegangen ist aus der Zeichnung des Rohrgeflechtes, der Matte. — Die Matte erscheint in mexikanischen Malereien in der aus dem Cod. Mendoza u. a. genugsam bekannten Form Fig. 613. Genau ebenso sehen wir dieselbe im Cod. Tro abgebildet (Fig. 614). Die Dächer der Tempel und Häuser sind in mexikanischen Malereien, wo irgend genauere Zeichnung vorliegt, regelmässig mit gelber



Farbe gegeben, und Strichelungen lassen erkennen, dass man Lagen von Stroh übereinander schichtete, in derselben Weise, wie man in unseren Gegenden die Strohdächer baut oder baute. Ein fester geflochtener First sicherte, wie es scheint, den Zusammenhang des Ganzen. Vergl. Fig. 615. In Yucatan scheint zum Theil anderes Material (Palmblätter) zum Dachdecken verwandt worden zu sein. Den oberen Schluss bildete aber immer die rohrgeflochtene Matte, bezw. das festgeflochtene Strohband. Und wir können Formen der Matte gerade an diesen Tempeldächern gut studiren.

Vgl. die Figg. 617—620. Das weite Ueberhangen der Dächer, welches diese Zeichnungen zeigen, entspricht der Art der yukatekischen Häuser, so wie sie LANDA beschreibt. Eine Wand theilt den ganzen Raum in zwei Theile. Die vordere Hälfte, an den Seiten vollständig frei, nur von dem überhangenden Dache bedeckt, bildet eine Art offener Veranda, das Empfangszimmer und der gewöhnliche Aufenthalt des Hausherrn bei Tage. Die hintere Hälfte (las espaldas de la casa) ist geschlossen und enthält die Schlafräume der Familie.

Es giebt, wie ich schon oben S. 7 erwähnte, eine Gruppe Hieroglyphen, welche verwendet werden, bald das Tragen in einer Matte, (Fig. 616, Cod. Dresden 20c, 621), bald das Sitzen auf einer Matte (Fig. 622), bald das Mattendach des Tempels oder den Tempel selbst zu bezeichnen (Figg. 621 und 623—630). Diese Hieroglyphe enthält als Hauptelement das Element der Matte und ein Symbol des Tragens, — die Hand (Fig. 621) oder Elemente, die sich aus der Zeichnung der Hand entwickelt haben (Figg. 444 und 445); und man kann an diesen Hieroglyphen mit voller Deutlichkeit den Uebergang der realistisch gezeichneten Matte in das Zeichen ben verfolgen.

Die Formen des Zeichens ben, welche die Bücher des CHILAN BALAM geben, zeigen — wie man in Fig. 619 sieht — ebenfalls das Mattengeflecht, nur in anderer Zeichnung.

Das Zeichen ben ist einer ganzen Anzahl wichtiger Hieroglyphen — sowohl in den Handschriften, als in den Reliefs — associirt dem Element Fig. 631. Dasselbe ist in der Regel als Variante des Zeichens ik gedeutet worden. Es tritt in einem gewissen Gegensatz zu dem Zeichen kan auf. Wir sehen z. B. im Cod. Tro 14*—13*a eine Reihe Götter auf dem Zeichen cauac sitzen. Die Götter des Regens, der Fruchtbarkeit, des Lichts halten das Zeichen kan in der Hand, die Todesgötter das Zeichen Fig. 632, also unser Element von einem Punktkranz umgeben. Der Punktkranz verleitet dazu, an die Flamme zu denken. In der That sehen wir das Element (vgl. Figg. 633, 636) auf den Blättern 25—28 der Dresdener Handschrift im Feuer von den Flammenzungen umlodert, ganz ähnlich, wie im Cod. Tro an verschiedenen Stellen die bekannte schraubenförmige Figur (Fig. 635) im Centrum der Flamme zu sehen ist. Dieser schraubenförmigen Figur tritt das Element Fig. 631 auch in zusammengesetzten Hieroglyphen homolog auf, z. B. in den Hieroglyphen Figg. 636—639. Diese Hieroglyphe ist, begleitet von der Hieroglyphe Fig. 468, auf Blatt 18*a des Cod. Tro zu sehen, wo Götterfiguren mit dem Obsidiansplitter sich das Ohrläppchen durchbohren und das Blut auf unten am Boden liegende schüsselförmige Gegenstände fliessen lassen.

Ich möchte das Element als Symbol des Feuers oder des Brennens auffassen und glaube, dass die beiden Elemente — ben und das eben besprochene — neben einander eine ähnliche Bedeutung haben, wie das

stürzende Tempeldach und die darunter hervorschiessenden rauchumhüllten Flammenzungen, d. h. Eroberung, Krieg, Unterwerfung, Zerstörung.

Dazu scheint die Art der Hieroglyphen, in welchen diese Gruppe vorkommt, wohl zu passen. Wir finden dieselbe nehmlich zunächst in der Fig. 640. Das ist die Haupthieroglyphe des Sonnen- und Kriegsgottes Kinch ahau, dem nach LANDA am Vornenjahrsfest der muluc-Jahre (richtiger wohl der cauac-Jahre) der holkan okot (Kriegertanz) getanzt wurde.

Eine zweite sehr gewöhnliche Hieroglyphe, in der die Gruppe vorkommt, ist die Fig. 641, ein sehr gewöhnliches Attribut verschiedener Götter. Das Hauptelement dieser Hieroglyphe ist, glaube ich, eine etwas abgeschliffene Form eines Elementes, welches in den Figg. 578 und 578a vorliegt, d. h. des in der Binde getragenen abgeschnittenen Kopfes. Die ganze Hieroglyphe würde demnach mit „der mit Krieg überzieht und Gefangene heimbringt" übersetzt werden können, und das wäre der Fürst, der König. Diese letztere Bedeutung ist, meine ich, auch auf Blatt 25 bis 28b der Dresdener Handschrift anzunehmen, wo die Namen der den einzelnen Jahren präsidirenden Gottheiten durch diese Hieroglyphe und die ihr homologe Fig. 642 eingeleitet werden.

Eine dritte Hieroglyphe endlich ist die Fig. 643, welche neben der ben-Gruppe eine Variante des Elementes men, d. h. den Adler enthält. Dieses letztere Element scheint es, sehen wir deutlicher oder ausgeführter in einer Hieroglyphe der Altarplatte des Kreuztempels Nr. 1 in Palenque, Fig. 644. Und ebendaselbst finden wir auch eine weitere Hieroglyphe, Fig. 645, welche die ben-Gruppe über einem deutlichen Vogel- (Adler-) kopf aufweist.

14. **hix, yiz, ix (hiix, gix).** Das Zeichen entspricht dem mexicanischen ocelotl „Tiger". Die letztere Bedeutung ist in den obigen Worten nicht wiederzufinden. Nach XIMENEZ bezeichnet yiz den „Zauberer". In den Qu'iche-Vocabularien finde ich eine Wurzel yiz, yaz, welcher die Maya-Wurzel ciz, ciiz entspricht, und die „furzen" heisst. Und weiter eine Wurzel hiz, hix „auftrennen, aufbrechen, ausfasern", welcher die Maya-Wurzeln hiit „sich lösen", hiiz, hiiɔ „ausfallen, ausgezogen werden" (Haar), „aus der Scheide gezogen werden", hiich „kahl (der Blätter und Früchte beraubt) werden", hiix „abgerieben werden" entsprechen, wozu noch hiix-cay „die rauhe abgezogene Haut eines Fisches" gehört.

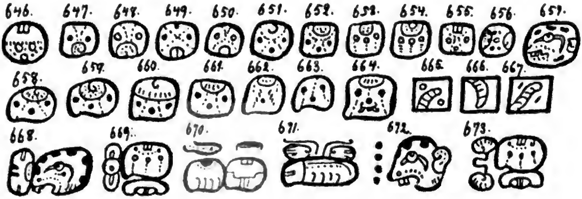
Sollte hier das Fell des Tigers, statt des Thieres selbst, eingetreten sein?

Das Zeichen ist ziemlich vielgestaltig. LANDA giebt die Fig. 646. Im Cod. Tro sind die gewöhnlichsten Formen Figg. 647—655. Einmal (Blatt 30*c) findet sich die Fig. 656 und einmal (Blatt 12c) der merkwürdige Kopf Fig. 657. Der Cod. Cortez und Cod. Perez weisen keine wesentlich verschiedene Form auf. In der Dresdener Handschrift finden sich die

Figg. 658—664. Die Bücher des CHILAN BALAM haben die Formen Fig. 665—667 (die zweite Figur steht offenbar falsch unter dem vorigen Zeichen).

Die Form der Handschriften ist, wie man sieht, ziemlich stereotyp. Die echte Gestalt liegt übrigens nicht in der Figur LANDA's, sondern in denen der Dresdener Handschrift und den besser gezeichneten der ersten Blätter (33* 32*) des Cod. Tro vor. Es ist, das unterliegt keinem Zweifel, das runde haarige Ohr und das gefleckte Fell des Tigers, welches durch dieses Zeichen dargestellt wird. Und, wie wir sehen, wird gelegentlich auch (Fig. 657 Tro 12c) statt dessen der ganze Kopf des Tigers gezeichnet, oder man bringt (Fig. 664. Dresden 44(1)b) durch die darein gezeichneten Zähne das reissende Thier, dessen Bild das Zeichen wiedergeben soll, in Erinnerung.

Die Formen der Bücher des CHILAN BALAM sind vielleicht aus Formen wie Fig. 681 entstanden.



Der Tiger erscheint im Cod. Dresden 8a in der Reihe der 20 Gottheiten und ist hier in dem Text darüber durch die vier Hieroglyphen Figg. 668—671 bezeichnet. Die erste, die Haupthieroglyphe zeigt den Kopf des Tigers — in ähnlicher Weise, wie in dem oben gezeichneten Bilde des Tageszeichens Fig. 657 — und als secundäres Element die Fig. 13, welche wir oben als eines der vier (fünf) nach den Himmelsrichtungen wechselnden hieroglyphischen Elemente erkannt haben, und dem ich vermuthungsweise den Lautwerth chac „roth“ zuschrieb.

Der Tiger erscheint ferner in der Reihe der fünf Gottheiten, welche auf den Blättern 46—50 der Dresdener Handschrift, am unteren Ende der Columne rechter Hand, vom Speer getroffen am Boden liegend, gezeichnet sind. Die Hieroglyphen dieser Gottheiten stehen in dem mittleren Abschnitt der rechten Columne und zwar am Beginn der dritten Reihe. Die ganzen Blätter 46—50 sind, wie es scheint, in concentrirter Form wiederholt auf Blatt 24 der Dresdener Handschrift. Wir sehen von den Hieroglyphen der 20 Gottheiten, welche in doppelter Reihe auf der linken Seite der Blätter 46—50 vorkommen, fünf, und zwar das 9., 13., 7., 1., 5. Zeichen auf diesem Blatt 24 wiederholt, und zwar von denselben eigenthümlichen

Hieroglyphen begleitet, die wir auch auf den Blättern 46—50 neben den Hieroglyphen der 20 Gottheiten sehen. Desgleichen finden wir die Hieroglyphen der eben erwähnten fünf durchschossen am Boden liegenden Gottheiten auf Blatt 24 in derselben Reihenfolge unter einander geschrieben. Der Tiger ist an beiden Stellen (Dresden 47 rechts b, Dresden 24) durch dieselbe Hieroglyphe bezeichnet, die im Cod. Dresden 8a als Haupthieroglyphe fungirt (Fig. 668). Auch wo wir sonst den Tiger hieroglyphisch bezeichnet finden, ist regelmässig der Kopf des Thieres von dem Element chac (Fig. 13) begleitet. Nur im Codex Tro 17c tritt statt dessen das Zahlzeichen vier auf (Fig. 672).

Von den Attributen des Tigers enthält das erste, Fig. 669, augenscheinlich das Element ix, wie es z. B. in den Figg. 653—654 des Cod. Tro gezeichnet ist. Aber dasselbe ist hier associirt mit der Schleife (dem Handgriff) und dem Element der Schärfe, der Schneide (Fig. 73). Die ganze Hieroglyphe finden wir, mit einigen Varianten (vgl. Figg. 546 und 673) als Attribute verschiedener Götter verwendet. Es tritt z. B. im Cod. Cortez regelmässig als Hauptattribut des Gottes Itzamná statt der sonst üblichen Fig. 253 auf. — Das zweite Attribut, Fig. 670, ist das bekannte Symbol des Gottes der Fruchtbarkeit und des Gedeihens (Hobnil?) und ist dem Tiger vermuthlich zugeschrieben, weil Balam „Tiger“ die übliche Bezeichnung für die Gottheiten der vier Himmelsrichtungen, der regenbringenden vier Winde ist.

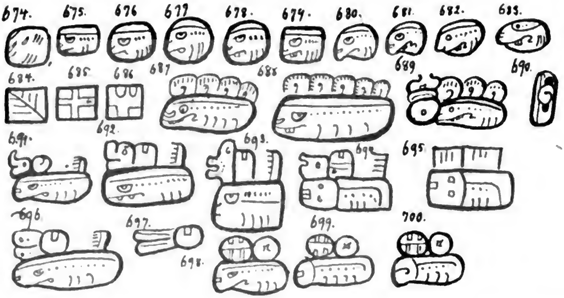
15. **tziquin, tziquin, men.** Das Wort tziquin heisst „Vogel“. Das würde dem mexikanischen Namen des Zeichens (quauhtli „Adler“) entsprechen. — Schwer ist dagegen zu verstehen, woher die yukatekische Benennung dieses Zeichens genommen ist. men heisst „gemacht werden“, „Arbeit“, „Werk“; men, h-men, ah men der „Verfertiger, Handwerker, Künstler“, aber auch „der Zauberer, der Weise“, der in dem durchsichtigen Stein das Vergangene und Zukünftige sieht. Man ist versucht, an mexikanisch ce quauhtli „ein Adler“ zu denken, unter welchem Namen im Cod. Viennensis eine alte, wohl in Beziehung zur Xochiquetzal-Tonacacihuatl stehende und, wie diese, gelegentlich (z. B. im Cod. Vienn. 17) mit der Helmmaske des quetzal-Vogels dargestellte Göttin abgebildet wird, als deren besonderes Attribut im Cod. Vienn. 28 künstlich verzierte Schulterdecken angegeben werden.

Das Zeichen ist im Landa sehr undeutlich durch die Fig. 674 gegeben. Sehr deutlich und characteristisch sind die Formen des Cod. Tro (Figg. 675 bis 679). Die Codd. Cortez und Perez fügen nichts Neues hinzu und auch die Formen der Dresdener Handschrift (Figg. 680—683) bieten kaum etwas Anderes. Figg. 684—686 zeigen die Formen der Bücher des Chilan Balam.

Die Formen der Handschriften sind, wie mir scheint, ziemlich sicher als ein Greisengesicht zu deuten. Wir sehen den eingekniffenen Mundwinkel und die Wangenfalten, wie sie, genau ebenso, in dem Haupt-

elemente der Hieroglyphe des alten Gottes, Itzamná's, zu sehen sind. Mit Berücksichtigung dessen, was ich eben bei der Besprechung des Namens men angeführt, bin ich versucht, hier an eine Göttin zu denken, und zwar an die Göttin, deren Hieroglyphe als auszeichnendes Element die Fig. 14 (zak „weiss") enthält und die ich oben Fig. 29 abgebildet habe, die greise Göttin, die Genossin Itzamná's, der, wie ich meine, der Name Ixchel zukommt, und die im Wesen jedenfalls identisch ist der Tonacacihuatl-Xochiquetzal, der im Wiener Codex das Zeichen ce quauhtli als Namenshieroglyphe tragenden, die Künste und Gewerbe und die kunstfertigen Frauen beschirmenden Göttin.

Das Zeichen men ist in einer Reihe augenscheinlich zusammengehöriger Bilder und Hieroglyphen zu erkennen. Bei der einen (Figg. 687 bis 689) sieht man den Scheitel des Zeichens mit einer Reihe Federbälle



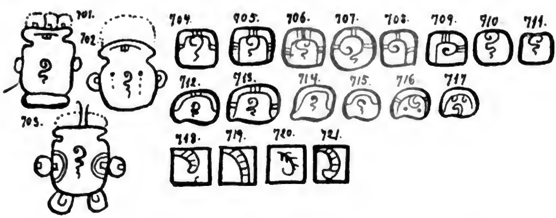
besetzt, und daran ist gelegentlich eine Schleife (Figg. 689, 690) zu sehen. Bei den anderen (Figg. 691—693) sieht man auf dem Scheitel des Zeichens den hieroglyphischen Kopf des Adlers, ein Auge und einen Flügel. Hiervon treten Varianten auf, die den hieroglyphischen Kopf des Adlers durch ein anderes Element ersetzen (Figg. 696, 697). Andere, bei denen das Zeichen men selbst metamorphosirt erscheint (Fig. 694). Endlich solche, welche das metamorphosirte Zeichen men auf dem Scheitel mit Federbällen besetzt zeigen (Fig. 695). Eine dritte Reihe von Hieroglyphen zeigt auf dem Scheitel des Zeichens men die ben-Gruppe (Fig. 698). In diesem Zeichen ist aber gewöhnlich das Element men metamorphosirt (Figg. 699, 700, 643). Und diesen schliesst sich die oben gezeichnete Form der Reliefs an (Fig. 644), welche ein stark metamorphosirtes Zeichen men, auf dem Scheitel mit Federbällen besetzt, und darüber die ben-Gruppe aufweisen.

Diese Hieroglyphen treten als Attribute verschiedener Götter auf. Und die erstgenannten (Figg. 687—689) dienen, gleich dem Zeichen Fig. 188

dem Chac und seinem Assistenten, dem Gott mit der Schlange über dem Gesicht (Fig. 33) als Sitz.

Die Beziehung zum Adler ist, meine ich, deutlich gegeben: durch die der Hieroglyphe Fig. 644 parallele Fig. 645, dadurch dass der hieroglyphische Kopf des Adlers (Fig. 335) auf dem Scheitel des Zeichens auftritt, dass die Hieroglyphe Fig. 643 als Attribut des Adlers erscheint, durch die Federbälle und die Flügel und die kriegerischen Embleme. — Dass diese Hieroglyphen den Göttern als Attribute beigegeben werden, können wir verstehen. Wie aber kommt es, dass die Figg. 687—689 dem Chac als Sitz dienen? Nun, der Chac ist kein Gott des Wassers überhaupt, sondern des Regens, die regenschwangere Gewitterwolke ist sein Vehikel, der Sturmvogel ist das Reitthier, auf dem er einherfährt. Ich werde auch unten noch zu erwähnen haben, dass diese Figuren überall unter Symbolen auftreten, die wir als Himmel oder Wolke zu deuten haben.

16. **chabin, ahmak, cib.** Das Wort cib wird im heutigen Maya für „Kerze", „Wachs", „Kautschuk", „Kopal" gebraucht. Das ist aber erst



eine abgeleitete Bedeutung. Die Wurzel ist ci, cii, „gut schmecken", „gut riechen". Davon abgeleitet cib, „wodurch etwas gut schmeckt", „wodurch etwas gut riecht", d. i. „Würze" oder „Räucherwerk". — Die anderen Namen weiss ich nicht zu deuten.

Das Zeichen hat bei Landa die Form Fig. 704. Im Cod. Tro finden sich die Formen Fig. 705—711. Aehnliche im Cod. Cortez und Perez. Die Dresdener Handschrift hat die Formen Fig. 712—717, wo nur die letzteren beiden (Dresden 46 und 49) abweichen. Die Bücher des Chilan Balam geben die Formen Figg. 718—721.

Das Zeichen findet sich in den Handschriften mehrfach auf Weinkrügen abgebildet (Figg. 701—703). Da ci im Maya der Honigwein heisst, so stimmt das zusammen. Ob mit dieser Beziehung auch der Sinn des Zeichens getroffen wird, lasse ich dahingestellt. Den Pulquekrug sieht man in mexikanischen Abbildungen in der Regel von einer Schlange umwunden, — zum Zeichen der feurigen und verderblichen Eigenschaften des Getränkes. Eine Schlange scheint auch über dem oberen Theil des Zeichens cib zu liegen.

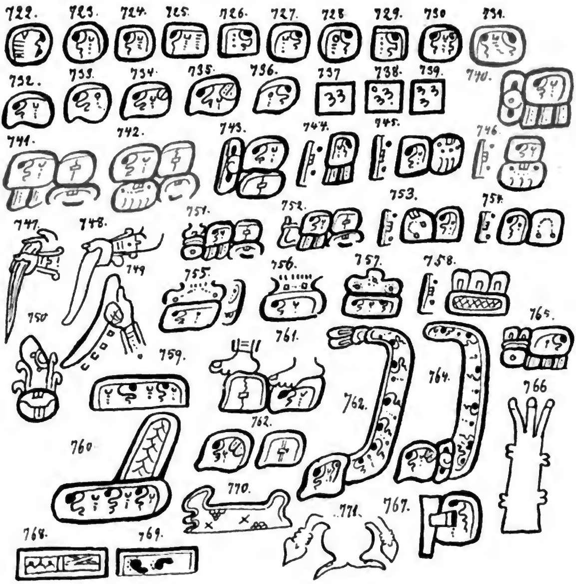
Das Zeichen ist im Mexikanischen nach dem Geier benannt und ist Symbol des Alters. Es war ein auch in Bildern mehrfach ausgedrücktes Gesetz, dass der Wein — vermuthlich, wie ich an einer anderen Stelle auseinandergesetzt, wegen der religiösen Bedeutung, die der Wein hatte, — nur dem Alter erlaubt war, zu geniessen.

17. **chic, noh, caban.** Aus den Worten ist nicht viel herauszulesen. Cab heisst im Maya „Boden", „Erde", „Welt"; und cab heisst „Honig, giftige Absonderung eines Insekts, Ausschwitzung einer Pflanze". Die erstere Wurzel bildet eine Relativform cabal mit der Bedeutung „unten", „niedrig"; die letztere hat die Relativform cabil von derselben Bedeutung, wie die Wurzel. caban hat die Form eines Participiums und würde, falls es mit den genannten Wurzeln in Verbindung gebracht werden darf, etwa „was in den Boden gebracht" oder „was ausgeschwitzt worden ist" bedeuten. Allenfalls könnte also das Wort der mexikanischen Bezeichnung (ollin „Kautschukball") sich anpassen. — Die anderen beiden Worte weiss ich nicht zu deuten.

Landa giebt für das Zeichen die Fig. 722, also nach rechts gewendet. Der Cod. Tro hat theils rechts, theils links gewendete Formen (Figg. 723 bis 729). Ebenso der Cod. Cortez. Der letztere hat daneben noch einige Doppelformen (Figg. 730, 731). In der Dresdener Handschrift sind die Figuren, bis auf einzelne Ausnahmen (Fig. 736), nach links gewendet. Die gewöhnliche Form ist die Figg. 732 und 733. Daneben finden sich im hinteren Theil der Handschrift noch die ein besonderes weiteres Element enthaltenden Figg. 734 und 735. — Die Bücher des Chilan Balam geben die Formen Figg. 737—739.

Das Zeichen caban bildet den wesentlichen Bestandtheil der Hieroglyphe, welche vertikale Richtung, die Bewegung von oben nach unten oder von unten nach oben ausdrückt (Figg. 18, 22, 23). Von der Hieroglyphe kommen zwei Varianten vor, und man könnte zunächst die Frage aufwerfen, ob wir es hier nur mit einer verschieden variirten oder zwei verschiedenen Hieroglyphen zu thun haben, von denen die eine etwa die Richtung nach oben, die andere die Richtung nach unten bedeutete. Ich möchte mich für die erstere Auffassung entscheiden. Denn ich finde die beiden Hauptvariationen der Hieroglyphe an Stellen verwendet, wo von einem Richtungsunterschied nicht gut die Rede sein kann. Vgl. die Figg. 741—743, die auf Blatt 32—35b der Dresdener Handschrift am Schluss der Hieroglyphengruppen stehen, welche den Text zu den beiden Figuren Chac's bilden (des schreitenden mit der Blitzfackel in der Hand und des anderen, der mit dem Copalbeutel in der Hand auf dem von der Schlange gebildeten Wassersack sitzt). Die Fig. 22 (Hieroglyphe der vertikalen Richtung) ist vollkommen gleich der Fig. 740, die im Cod. Tro 32*c am Kopf des Textes steht, wo auf dem Bilde darunter ein

schwarzer Gott dargestellt ist, der, auf einer Matte liegend, ein über ihn gestülptes Geflecht in die Höhe drückt. Einen besonderen Abschnitt des Cod. Tro bilden die Blätter 10*—1*, die von Cyrus Thomas als Kalender für Bienenzüchter erklärt worden sind. Man sieht nehmlich in den meisten der Abschnitte ein geflügeltes Insect — von der Form einer Biene, ikel-cab, das „Honiginsect“ im Maya genannt —, welches von einer Art freischwebenden, mit den Elementen des Zeichens caban beschriebenen Brettes herabschwebt und sich auf unten aufgestellte Opfergaben zu stürzen scheint.



Im Text stehen als durchgehende Hieroglyphe die Figg. 744—746. Davor gewöhnlich die Hieroglyphe Figg. 452—453 (Symbol der Darbringung) oder die Hieroglyphe Figg. 623—628 (Symbol des Tempels). Und unmittelbar darnach die Namen und Attribute der Götter. Die Hieroglyphe Figg. 744 bis 746 selbst enthält dieselben Elemente, wie die Hieroglyphe der vertikalen Richtung. Ich kann den Vorgang und die Hieroglyphe nur deuten als das Herabkommen der Götter zum Opfer. Bekannt ist, was Lizana von dem Idol Kinich Kakmó „Sol con rostro que sus rayos eran de fuego“ erzählt, dessen Tempel in Itzmal stand, und das jeden

Mittag vom Himmel herunter kam, das Opfer auf dem Altar zu verbrennen, wie der bunte Arara im Flug herunterkommt (como bajava volando la vacamaya con sus plumas de varios colores).

Auf Blatt 38b 39b der Dresdener Handschrift sehen wir den Chac mit einem eigenthümlichen Gegenstand in der Hand (vgl. Figg. 747—748), gleichsam aus einem Schlauch giessend, und inmitten dieser beiden Darstellungen ist eine andere, welche die rothe Göttin mit den Tigerkrallen (vgl. die Hieroglyphe Fig. 28) zeigt, Wasser aus einem Kruge auf die Erde giessend. Im Text steht beide Mal die Hieroglyphe Fig. 751 bezw. 752 — das Symbol der vertikalen Richtung — und ein drittes Mal dieselbe Hieroglyphe und ausserdem die Hieroglyphe Fig. 755, die das Element **caban** und, wie es scheint, einen Topf enthält. Im Cod. Tro 29—30b sehen wir eine ganz ähnliche Darstellung. Vier sitzende Figuren Chac's unter den Zeichen der vier Himmelsrichtungen. In der Hand derselbe merkwürdige Gegenstand (Fig. 749), nur, wie es scheint, noch mit fallenden Tropfen daran. Er hält den Gegenstand über der Fig. 750, d. h. das Zeichen kan mit dem Kopfputz des Gottes des Gedeihens (Hobnil). Der Text zeigt eine der Fig. 755 durchaus ähnliche Fig. 756. Daneben aber die Hieroglyphe Fig. 758. Endlich haben wir im Cod. Tro 31—30d eine Reihe Darstellungen, die mit dem Chac beginnen, der aus einem Krug Wasser auf einen der Fig. 750 gleichen Aufbau giesst. Im Text haben wir, neben der Hieroglyphe Figg. 516—519, die Hieroglyphe Figg. 753 u. 754, die an die Figg. 744—746 erinnert und jedenfalls auch in diesen Zusammenhang gehört. Eine den Figg. 755 und 756 ähnliche Hieroglyphe ist auch noch die Fig. 757, welche im Cod. Tro 30—29c im Text steht, während man darunter den Gott des Gedeihens, den Gott mit dem kan-Zeichen (Hobnil) auf dem Elemente caban sitzen sieht, das erste Mal das Zeichen **ik**, das letzte Mal das Zeichen **kan** in der Hand haltend.

Das Herabkommen zum Opfer, das Herabkommen des Regens — darum dreht es sich in allen diesen Hieroglyphen. Und aus dem constanten Vorkommen des Elementes **caban** in diesen Hieroglyphen schliesse ich, dass dem letzteren die Bedeutung das „Obere", „Himmel", „Höhe" zukommt. Eben das scheint mir auch aus den sonstigen Vorkommnissen dieses Elementes hervorzugehen.

Ueberaus häufig fungirt das Element **caban** als Sitz oder Thron oder Fussgestell der Götter. Im Cod. Tro ist dabei meist das einfache Zeichen **caban** verwendet, sitzartig erweitert (Fig. 759) oder mit einer Rückenlehne aus Mattengeflecht versehen (Fig. 760). In der Dresdener Handschrift dagegen sehen wir gewöhnlich das Zeichen **caban** und **muluc** nebeneinander (Figg. 761, 762), — ganz wie diese in der Hieroglyphe der vertikalen Richtung (Figg. 18 und 741) neben einander zu sehen sind, — als Sitz- oder Fussgestell für die Götter dienen. Oder es ist eine mit den Elementen des Zeichens **caban** versehene, oder aus **caban** gebildete

Schlange (Figg. 763—764), auf welcher der Chac herunterfährt. In dem Text daneben sieht man bald die Hieroglyphe Fig. 741, bald Fig. 742 oder (in dem letzteren Falle) die Fig. 765. Gerade das Nebeneinander von caban und muluc, wie es die Vorkommnisse der Dresdener Handschrift zeigen, ist ein deutlicher Beweis, dass das Zeichen caban hier den himmlischen Sitz bedeutet — ganz wie wir an verschiedenen Stellen der Handschriften die zeichenbedeckten Himmelsschilder als Sitze für Götter fungiren oder geradezu in Stühle transformirt sehen.

Von diesem Gesichtspunkt aus, glaube ich, muss man auch die viereckigen, theils einfach gelb gemalten, theils mit den Elementen des Zeichens caban bedeckten, theils frei schwebenden, theils gleichsam an Stricken aufgehängten Schilder betrachten, von denen auf den Blättern 10* bis 1* des Cod. Tro die geflügelten Insekten herabschweben.

Unter gleichem Gesichtspunkt aber, glaube ich, ist es auch aufzufassen, wenn wir im Cod. Tro 24b die Bearbeitung, bezw. das Fällen des Baumes Fig. 766, durch die Hieroglyphe Fig. 767 ausgedrückt finden, wo also das Element caban für den Baum steht.

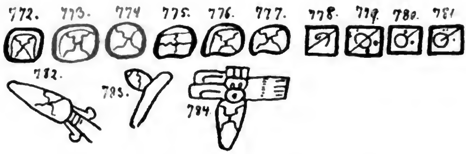
Ich habe schon die merkwürdigen Darstellungen erwähnt, wo wir Götter in Blättern und Rankenwerk gehüllt herabstürzen oder aus dem Gezweig eines Baumes herabsprechen sahen. Es finden sich nun aber eine ganze Reihe von Fällen, wo das Gezweig des Baumes als Sitz für den Chac oder dessen Assistenten, den Gott mit der Schlange über dem Gesicht (Fig. 33) dient. In diesen Fällen finden wir, dass der Baum (Fig. 771) homolog auftritt z. B. den Figg. 768, 769, 770, d. h. dem Himmelsschild, dem Pfade und, — wie ich unten zeigen werde, — der Wolke. An anderen Stellen tritt er homolog auf der Hieroglyphe Figg. 300, 301, einem anderen schon genannten unzweifelhaften Symbol des Himmels, oder der Fig. 687, dem Adler oder Wassergefässen. Und einmal (Cod. Dresden 33c) sehen wir den Baum in seinem Innern eine von welligen Seitenwandungen begrenzte Wassermasse bergen, auf welcher der Chac sitzt. Dass also der Baum der Handschriften nur der Wolkenbaum, der Himmelsbaum sein kann, erscheint mir zweifellos.

18. **chinax, tihax, eɔnab (ezanab)**. Das Zeichen entspricht dem mexikanischen tecpatl „Feuerstein“. Damit stimmt sehr wohl zusammen, wenn Nunez de la Vega von dem Zeichen chinax, bezw. von der Tutelargottheit desselben angiebt, dass er ein grosser Krieger war, dass er in den Kalendern immer mit einem Banner in der Hand dargestellt worden sei, und dass er von dem nagual eines anderen heidnischen Zeichens erwürgt und verbrannt worden sei.

Für tihax giebt Ximenez die Bedeutung „Obsidian“ an. Mit welchem Recht, weiss ich nicht. Das Wort scheint mit der Wurzel teuh „kalt“, tih-ih „kalt sein“ zusammenzuhängen, mit der auch die Worte tic „einstecken“, „einstechen“, tiz „nähen“, tiztic „spitz“ zu vergleichen sind.

Das Wort eɔuab könnte mit der Wurzel eɔ „fest“, „starr“, „hart“ zusammenhängen.

Das Zeichen ist sehr übereinstimmend im LANDA (Fig. 772) und in den Handschriften (Figg. 773—777) gegeben. Nur die Formen des CHILAN BALAM weichen vollkommen ab (Figg. 778—781). Der Sinn des Zeichens ist vollkommen klar: die Bruchlinien des geschlagenen Steins. Und dass dies die Bedeutung des Zeichens ist, geht klar daraus hervor, dass wir auch die Feuersteinspitzen der Speere (Fig. 782), des Steinbeils (Fig. 783) und des Opfermessers (Fig. 784) mit denselben Zickzacklinien gezeichnet sehen.

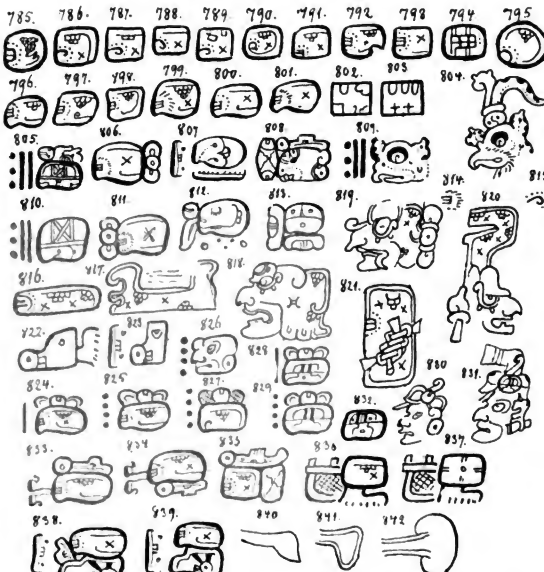


19. **cabogh, caok, cauac.** Für das Cakchiquel-Wort giebt XIMENEZ die Bedeutung „Regen“, also entsprechend dem mexikanischen quiahuitl. In den Vokabularien finde ich ein Wort solcher Bedeutung nicht. — Eine gewisse Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass in dem Tzental-Wort eine ältere oder wenigstens präcisere Form vorliegt. Demnach werden wir annehmen können, dass der Endguttural nicht ein c oder k, sondern die dem k entsprechende letra herida ist, der Laut, den BRASSEUR mit g bezeichnet, den ich mit STOLL 'k schreibe. Ein auf diese letra herida ausgehendes Suffix ist mir in den Maya-Sprachen unbekannt. Es muss also die mit diesem Laute schliessende Silbe wurzelhaft sein, und so ergiebt sich mit Bestimmtheit, dass das Wort ein Compositum ist und vermuthlich in die zwei Bestandtheile cab und o'k zerlegt werden muss. Für die Wurzel cab haben wir oben die Bedeutungen angegeben, einerseits „Boden“, „Erde“, „Tiefe“, andererseits „Wachs“, „Ausschwitzung (Harz)“. Und mit dem Lautwerth o'k finden wir eine Wurzel, von der es eine ganze Menge Derivate giebt, und in der sich die Begriffe „weinen“, „traurig sein“, „dunkel“ zu vereinigen scheinen. Wir würden daher cab-o'k mit „das Herabweinen“ oder „das die Erde überziehende Dunkel“ übersetzen können.

Das Zeichen ist im LANDA durch die Fig. 785 gegeben. Der Cod. Tro hat die Formen Figg. 786—793 und einmal (Cod. Tro 28*d) die merkwürdige Form Fig. 794. Die Formen des Cod. Cortez stimmen mit den gewöhnlichen Formen des Cod. Tro überein. Nur kommt gelegentlich einmal (Cod. Cortez 10a, 14b, 17b) eine inverse Form vor. Die Dresdener

Handschrift hat die Formen Figg. 796—801. Der Cod. Perez hat die Form Fig. 795. Die Bücher des CHILAN BALAM enthalten die Figg. 802—803.

Ehe ich auf die weitere bildliche und hieroglyphische Verwendung dieses Zeichens eingehe, erwähne ich, dass dasselbe als Attribut eines eigenthümlichen Wesens erscheint, dessen Kopf in der Hieroglyphe des Monatsnamens Moan (Muan) vorliegt (vergl. die Figg. 51, 52 und die eigenthümliche Variante Fig. 54). Der Kopf dieses Thieres (Figg. 53 und 804) zeigt einen eulenartig gekrümmten, an der Basis mit starken Schnurr-



haaren oder Bartfedern eingefassten Schnabel, grosse behaarte (befiederte) und gefleckte Ohren und ein grosses Auge. Der Leib, der bald Menschengestalt hat (Dresden 10a, 7c), bald vogelartig und mit Flügeln versehen ist (Dresden 16c, 18b. Tro 18*c), zeigt regelmässig einen mit grossen schwarzen Flecken besetzten Rückentheil und läuft in einen längeren oder kürzeren, in der Regel stumpf abgerundet endigenden, gleichfalls gefleckten Schwanz aus. Hieroglyphisch ist das Wesen im Cod. Dresden 10a durch die Figg. 805—808, d. h. durch das Symbol der 13 Himmel, das Zeichen cauac, das Zeichen der Eule und den Kopf des Blitzthieres bezeichnet. Dresden 7c

fehlt die letzte Hieroglyphe, und die beiden ersten sind etwas variirt (Figg. 810, 811). An anderen Stellen steht als Haupthieroglyphe die Fig. 809, d. h. die Zahl 13 (an Stelle der 13 Himmel) und der Kopf des Moan-Thieres selbst. Dahinter folgt gewöhnlich die Hieroglyphe der Eule (Fig. 807). Dresden 12a scheint an erster Stelle die Fig. 813 zu stehen, darnach die Fig. 805 und an Stelle der Eule der Kopf des Todten (Fig. 812).

Muyal heisst im Maya die „Wolke" und moankin ein „trüber, regnerischer Tag" (dia nublado y lloviznoso). Es scheint also, dass dieses Wesen die mythische Conception der Wolkenbedeckung des Himmels darstellt. Andererseits scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, dass eines der wesentlichsten Elemente des Zeichens cauac — nehmlich das, was in den sorgfältiger ausgeführten Zeichnungen der Dresdener Handschrift und des Cod. Tro in Gestalt der Figg. 814 und 815 erscheint — nichts anderes darstellt, als den am Grunde von Bartfedern eingefassten Schnabel des Moan-Vogels. Als besondere Elemente enthält das Zeichen cauac noch das Kreuz (Windkreuz?) und die traubigen Massen, die am richtigsten wohl als die schweren, vom Himmel herunterhängenden Wolkenballen gedeutet werden.

Findet aber in der That dieser Zusammenhang zwischen der mythischen Conception der Wolkenbedeckung des Himmels und dem Zeichen cauac statt, so werden wir uns nicht weiter wundern dürfen, dass wir dieses Zeichen, ebenso wie andere Symbole des Himmels, gelegentlich (z. B. im Cod. Tro 14*, 13*a, Cód. Cortez 25) den Göttern als Sitz oder Fussgestell dienen sehen. Wir sehen dabei entweder das Zeichen cauac einfach sitzartig verbreitert (Fig. 816), oder es hat die Gestalt eines an der Aussenseite eigenthümlich ausgebuchteten Wassergefässes (Fig. 817), oder es ist ein Kopf, mit den Elementen des Zeichens cauac bedeckt (Fig. 818 und 819). Die Köpfe sind dieselben, wie sie an dem Wurzelende von Bäumen zu sehen sind (vergl. Cod. Dresden 41b, Cod. Tro 17*a und a. a. O.). Dass diese Köpfe nur als Abbreviaturen von Bäumen anzusehen sind, geht aus der Fig. 820 und aus der Thatsache, dass wir auch die Bäume (z. B. Cod. Tro 15*a, Dresden 25—28c) mit den Elementen des Zeichens cauac bedeckt sehen, hervor. Dass diese Bäume und die Abbreviaturen derselben, die cauac-Köpfe, nur den Wolkenbaum, den Himmel, bedeuten können, erscheint mir nach den obigen Auseinandersetzungen klar.

In diesen Zusammenhang scheint mir auch zu gehören, dass wir auf den Blättern 10*—1* des Cod. Tro die oben erwähnten caban-Bretter nicht selten mit ähnlichen cauac-Brettern combinirt finden. Auffällig ist nur, dass diese beiden combinirt als Unterlage für Opfergaben fungiren. Und ebenso auffällig ist es, dass wir die Basis an Tempeln nicht selten mit den Elementen des Zeichens cauac oder mit diesen und daneben mit einer caban-Hieroglyphe bedeckt finden.

Merkwürdig sind auch die Bilder im Cod. Tro 32*b. Wir sehen eine

Anzahl Götter, welche ein mit den Elementen des Zeichens **cauac** bedecktes Brett in der Hand halten. Im Text steht die Hieroglyphe Fig. 822, begleitet von der Hieroglyphe Fig. 573. Ein ähnliches Brett, nur mit einer Art von geflochtenem Handgriff versehen (Fig. 821), ist vor den Götterfiguren auf Blatt 12*c des Cod. Tro zu sehen. Im Text steht die ähnliche Hieroglyphe Fig. 823. — Eine den eben gezeichneten ähnliche Hieroglyphe kommt auch auf Blatt 2 (45) b c der Dresdener Handschrift vor (Figg. 457 bis 460). Hier halten aber die Götter, statt obiger Bretter, wie es scheint, Netze und Stricke in der Hand.

Von den hieroglyphischen Vorkommnissen des Zeichens ist besonders bemerkenswerth die Fig. 824 und 825. Die erstere erscheint im Codex Dresden 4b in der Reihe der Hieroglyphen der 6 (bezw. 7) Götter, die — ohne Zweifel wohl die 6 Himmelsrichtungen bezeichnend — dort das grünbeschuppte, mit den Hieroglyphen des Todesgottes gezeichnete Ungeheuer umgeben. Und sie erscheint im Cod. Dresden 12c und 21c als Haupthieroglyphe eines alten kahlköpfigen Gottes (Fig. 831), der in derselben Serie (Dresden 21c), wie es scheint, noch einmal, aber durch eine andere Haupthieroglyphe (Fig. 826) bezeichnet ist. Die zweite Hieroglyphe, Fig. 825, erscheint im Cod. Dresden 4a als zweite, bezw. dritte Hieroglyphe eines Gottes, der, wie es scheint, mit dem vorigen identisch ist. Wenigstens zeigt er dieselben markanten Züge und, wie es scheint, auch die Linie um den äusseren Augenwinkel, der in dem Gesicht (Fig. 831) und der Hieroglyphe (Fig. 826) des eben genannten Gottes zu sehen ist. Der Gott selbst ist — mit dem Kopfputz der Hieroglyphe (Fig. 830) — noch einmal im Cod. Dresden 37a in einer Reihe von Chac-Darstellungen zu sehen. Hier ist er aber hieroglyphisch nicht durch die Fig. 824, sondern durch die Fig. 828 bezeichnet, welche das Element **cauac** durch ein anderes Element (Fig. 832), auf das ich unten noch zu sprechen kommen werde, ersetzt. Die zweite Hieroglyphe (Fig. 825) finden wir in der Reihe der Hieroglyphen der zwanzig Gottheiten, die mit einmaliger Wiederholung auf der linken Hälfte der Tafeln 46—50 und im Auszug auf der Tafel 24 der Dresdener Handschrift zu sehen sind. Und hier tritt neben der ursprünglichen Form (Fig. 827) die Variante Fig. 829 auf, die also ebenfalls das Element cauac durch das Element Fig. 832 ersetzt zeigt.

Was die Natur dieses Gottes anlangt, so hebe ich hervor, dass er im Cod. Dresden 37a in einer Reihe von Darstellungen Chac's erscheint und, wie der Chac, mit dem Beil in der Hand unter dem Wasserströme herabsendenden Himmelsschild zu sehen ist; dass er auch im Cod. Dresden 4a unmittelbar dem Chac folgt; dass aber im Cod. Dresden 21c, wo der Gott zweimal vorkommt, es sich augenscheinlich um geschlechtliche Vereinigung handelt, — wie auch durch das Zeichen der Vereinigung (Fig. 77—79) angezeigt, — und dass gerade unser Gott hier in sehr eindeutiger Position, mit geradezu geilen Alluren, gezeichnet ist. Als Attribut ist ihm im Cod.

Dresden 12c der Kopf des Gottes des Gedeihens (des Gottes mit dem kan-Zeichen, Hobnil?) (Fig. 31) beigegeben.

Ein zweites interessantes Vorkommen ist die Hieroglyphe Figg. 833, 834, die gelegentlich auch (Cod. Tro 19b) mit der Variante Fig. 835 auftritt, und die eines der Hauptattribute des Sonnen- und Kriegsgottes Kinchahau, aber auch des Chac und seiner Diener, der Blitzthiere bildet (vergl. Codex Dresden 37a, 36a, 39a, 45b). — Was die Elemente dieser Hieroglyphe angeht, so haben wir in ihr das Zeichen cauac, das Symbol des wolkenbedeckten Himmels oder vielleicht des Gewitters, ferner das Element, welches ich an einer anderen Stelle als das machete gedeutet, welches vielfach an Stelle der Axt oder zum Ausdrucke des Schlagens, Treffens verwendet wird; endlich die herausschiessenden Strahlen, die auch an der Hieroglyphe des Blitzes (Fig. 548) zu sehen sind. Dieselbe Fig. 548 sehen wir übrigens, begleitet von unserer Hieroglyphe Fig. 833, im Cod. Dresden 19c, wo durch sie ohne Zweifel der Blitz, das Feuer oder ein den Blitz oder das Feuer führender Gott bezeichnet ist.

Merkwürdig ist, dass gelegentlich das Element cauac dem Element kin homolog auftritt. Das geschieht in der Hieroglyphe Figg. 836, 837, welche im Cod. Tro 13*b vorkommt und wohl den oben beim Zeichen ik erwähnten Hieroglyphen, Figg. 235—239, verwandt ist. — Diese Beziehung erklärt uns vielleicht auch das Vorkommen des Elements cauac in den drei Monatsnamen yax, zac und ceh (Fig. 7—9).

Endlich ist noch das Vorkommen des Elements cauac in der Hieroglyphe Figg. 838, 839 zu erwähnen, wodurch im Cod. Dresden 16—17a, 16—17b, 17—20c, 25—28a das Tragen in einer Rückentrage bezeichnet wird, welches wir an den entsprechenden Stellen des Cod. Tro (20*—19*d) durch die Fig. 621 ausgedrückt finden. Ich habe schon in einer früheren Abhandlung hervorgehoben, dass dieser Unterschied augenscheinlich darin seinen Grund hat, dass im Cod. Tro das Tragen in einer Matte geschieht, — und die Fig. 621 enthält das Element der Matte —, während in der Dresdener Handschrift eine Rückentrage von der Gestalt der Figg. 840—842 zu sehen ist, die, wie es scheint, aus gebogenem Leder oder Holz besteht. Ich habe damals die Ansicht ausgesprochen, dass das accessorische Element, welches in der Fig. 838 zu sehen ist, vielleicht Ausdruck der Krümmung sei. Dass es einen in der Hand gehaltenen gekrümmten Gegenstand (machete, Keule) zum Ausdruck bringt und mit dem Element, das in den Figg. 833—835 zu sehen ist, im Wesentlichen identisch ist, scheint mir zweifellos. An dieser Stelle scheint es mir aber nur den Begriff des Tragens, der in dem unteren Theil der Hieroglyphe liegt, dem Element Fig. 445, gewissermaassen verstärken zu sollen. Denn wir finden es in derselben (accessorischen, fakultativen) Weise auch bei anderen, dem letzteren homologen Elementen verwendet.

20. **aghual, hunahpu, ahau**. Das Wort ahau heisst „König“, „Herr“

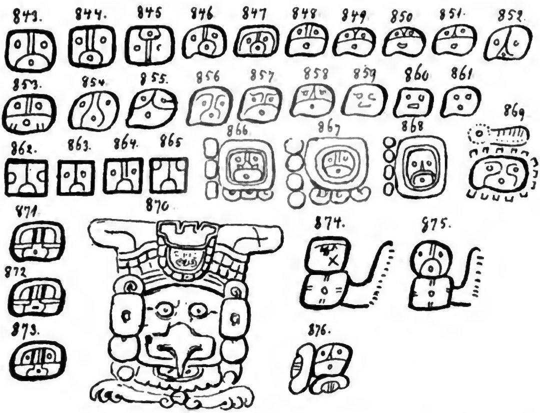
und wird in dieser Bedeutung nicht nur in dem eigentlichen Maya von Yucatan, sondern auch in den verwandten Sprachen Guatemala's gebraucht. Das Wort ist in verschiedener Weise interpretirt worden. Dass es mit dem Masculinpräfix (bezw. dem Präfix des Besitzers) ah zusammenhängt, unterliegt wohl keinem Zweifel. Brasseur erklärt „Herr des Halsbands" (au). Stoll (Sprache der Ixil-Indianer S. 155) „Herr des cultivirten Landes" (vgl. Ixil avuan, „säen"). Auf richtigerer Fährte scheint mir der letztere zu sein, wenn er das Ixil-Wort vnal = Pokonché haual, re-hanal, „viel", „sehr" heranzieht (ibid. S. 53). Denn das oben dem Maya ahau parallel stehende Tzental aghual, welches ohne Zweifel der abstracten Form ahaual des Wortes ahau entspricht, deutet mehr auf eine Grundform avu, a'ku, ahu, als auf ahau hin. In dem Tzental-Vaterunser, das Pimentel (II. 235) anführt, finden wir die Phrase „zu uns komme dein Reich (deine Herrschaft)" durch aca talúc te agnajualé übersetzt. Die Grundbedeutung von ahau ist jedenfalls „Mann", „Herr", und es scheinen in dem Wort die beiden Wurzeln gleicher Bedeutung ah und vu (vgl. uinic, vinak „Mann") zu concurriren.

Hunahpu ist der Name des bekannten Heros der Qu'iché-Mythen, der mit seinem Genossen Xbalanque Ball auf der Erde spielt, von dem Fürsten der Unterwelt zum Wettkampf herausgefordert, in die Unterwelt hinabsteigt, dort verschiedene Proben siegreich besteht, zum Schluss aber doch den Mächten der Unterwelt unterliegt, — allein nicht für immer. Die unterweltlichen Mächte betrügend, erwacht er zu neuem Leben wieder und steigt als Sonne zum Himmel empor. Ein durchsichtiger Mythus, der das tägliche Verschwinden der Sonne und Wiederaufgehen symbolisirt.

Der Name Hunahpu ist aus dem Zahlwort hun „eins" und dem Worte ahpu zusammengesetzt, das gewöhnlich als „Herr des Blasrohrs" (pu) oder „Blasrohrschiesser" übersetzt wird. Der Name ist genau so gebildet, wie andere Personennamen der Qu'iché-Cakchiquel, die in der überwiegenden Mehrheit der Fälle dem Kalender entnommen sind, ohne Zweifel den Tag bezeichnend, an welchem die Geburt erfolgte. Nun existirt aber ahpu unter den Namen der Tageszeichen nicht, es müsste denn sein, dass man ah-pu = ahau setzt, vielleicht unter Annahme einer Zwischenform ah-vu, die wir ja oben unter Berücksichtigung der Tzental-Form des Zeichens ebenfalls construirt haben. — Wie dem auch sei, wenn auch nicht dem Wortlaut, so der That nach, entspricht hun-ahpu dem mexikanischen ce xochitl, das im Wiener Cod. 23 unzweifelhaft als Symbol des Sonnengottes, oder richtiger wohl als Name des Sonnengottes angetroffen wird. Die Sonne ist der König unter den Göttern, und so stimmen ahau und hunahpu und das mexikanische xochitl vortrefflich zusammen.

Das Zeichen ist im Landa durch die Fig. 843 gegeben. Damit stimmen die Formen des Cod. Tro (Fig. 844) und Cortez nahezu vollständig überein. Nur kommt gelegentlich eine inverse Form vor (Fig. 845).

Auch in der Dresdener Handschrift kommen ganz ähnliche Formen vor (Figg. 846, 847). Gewöhnlich aber sind in dieser Handschrift die Formen zeichnerisch etwas variirt (Figg. 848—852), und auf Blatt 24 treffen wir eine ganze Serie von merkwürdigen variirten Zeichnungen (Figg. 854—859), welchen sich in gewisser Weise auch die Formen Figg. 860 (55 b) und 861 (Cod. Dresden 47, 50) anschliessen. Im Cod. Perez finden wir neben den gewöhnlichen Formen die Fig. 853. Das Zeichen hat eine weite Verbreitung, da der Name ahau auch der Name der Maya-Cyclen, der Perioden von 20 (24) Jahren ist. Es ist daher nicht wunderbar, dass wir dieses Zeichen auch auf den Reliefs vielfach vorfinden, und ich bemerke, dass dasselbe besonders häufig als Anfangshieroglyphe erscheint. Inter-



essant ist vor Allem die Cedernholzplatte von Tikal (Fig. 866). Bemerkenswerth auch wegen der vollständigen Uebereinstimmung der Schreibung mit der gewöhnlichen Form der Dresdener Handschrift, die Anfangshieroglyphe der Altarplatte von Lorillard City (Nr. 24 der Charnay'schen Sammlung) (Fig. 687). Auf den Reliefs von Palenque kommt das Zeichen ebenfalls vielfach vor, gewöhnlich in ziemlich gleichmässiger Gestalt. Vgl. die Fig. 868, die der linken Seite der Altarplatte des Kreuztempels Nr. 1 entnommen ist. — Die Formen der Bücher des Chilan Balam (Figg. 862—865) sind nur Variationen der Form der Handschriften.

Die ganze Reihe der Figuren scheint es ziemlich zweifellos zu machen, dass ein Gesicht en face dargestellt werden sollte, bezw. dessen prominenteste Theile, Augen, Nase, Mund, — oder auch ein en face gezeichnetes Vogelgesicht, mit Augen und Schnabel. Und ich glaube, wir werden an

das Sonnengesicht oder den Sonnenvogel denken müssen, wie solches z. B. auf der Cedernholzplatte von Tikal, über der Gottheit schwebend, zu sehen ist. Den centralen Theil desselben, der das Vogelgesicht en face und die Vogelkrallen zeigt, habe ich in der Fig. 870 wiedergegeben.

An die Sonne und den Vogel erinnert auch die merkwürdige Fig. 869, die in der Dresdener Handschrift 9b an einer Stelle zu sehen ist, wo eigentlich das Zahlzeichen drei erwartet werden müsste. Wir sehen das Zeichen ahau von Strahlen oder Tropfen umgeben, ganz an die Art erinnernd, wie in mexikanischen Handschriften (z. B. im Cod. Viennensis) das Bild der Sonne von blutrothen Tropfen umgeben ist; und darüber sehen wir eine Feder.

Von den sonstigen Beziehungen, die das Zeichen ahau erkennen lässt, erwähne ich, dass dasselbe entschieden Aehnlichkeit mit einem Elemente hat, dessen handschriftliche Formen ich in den Figg. 871, 872 (im Cod. Dresden) und 873 (Codd. Perez. Tro) wiedergegeben habe, und das auch unter den Hieroglyphen der Reliefs überaus häufig angetroffen wird. Das Element weist in den Handschriften zwei bemerkenswerthe Vorkommnisse auf. Einmal nehmlich sehen wir es in dem Stirnschmuck des oben erwähnten kahlköpfigen Gottes (Fig. 831), und hier ist dasselbe in dem einfacher gezeichneten Kopf, Fig. 830, ferner in den Hieroglyphen Figg. 824—829 durch die einfache Figur des Auges vertreten. Und dann sehen wir das Element vielfach als Sitz oder Fussgestell für Götter fungiren, in derselben Weise, wie das Zeichen caban (im Cod. Tro 32d sogar mit dem letzteren abwechselnd), wie das Zeichen cauac und andere Symbole des Himmels. Es wäre nicht unmöglich, dass dem Element als Grundbegriff die Bedeutung „Edelstein“ oder „Smaragd“ zukäme. Aus demselben könnte sowohl die Beziehung zum Auge, wie zur Sonne und zum Himmel sich ableiten. Wir haben oben (Figg. 824 und 828, 827 und 829) gesehen, dass in Hieroglyphen das Element synonym dem Zeichen cauac auftritt, und da ist jedenfalls zu notiren, dass wir in den beiden Hieroglyphen Fig. 874 (Cod. Tro 35d) auch das Element ahau dem Element cauac synonym verwendet finden. Vgl. auch oben Figg. 836, 837.

Von den Hieroglyphen, in denen das Zeichen ahau vorkommt, ist die bemerkenswertheste die Fig. 876, wo mit dem Elemente ahau (die Sonne) die Elemente der Schärfe, der Schneide vereinigt sind. Die Hieroglyphe ist das gewöhnlichste Attribut des Licht- und Himmelsgottes Itzamná, kommt aber auch bei einer ganzen Reihe anderer, doch ausschliesslich bei Licht, Leben, Gedeihen verbürgenden Gottheiten vor, bei den feindlichen Gewalten, den Todesgottheiten, vollkommen fehlend.

Die in dem Vorstehenden vorgenommene sorgfältige Prüfung des Vorkommens und der Bedeutung der Maya-Tageszeichen und die daran sich schliessenden Ausführungen werden — das verhehle ich mir nicht — Irrthümer genug enthalten. Es ist ein erstes Eindringen in einen Urwald

wo auch der, welcher das Auge fest auf die Bussole gerichtet hält, schwerlich jederzeit die richtige Richtung einzuhalten im Stande sein wird. Möge ich nachsichtige Leser finden. Ein Hauptresultat wird mir, davon bin ich überzeugt, nicht streitig gemacht werden können, dass — so verschieden auch die Ausgestaltung im Einzelnen war — ein Grundzug die Wissenschaft der Mexikaner und der Maya-Völker beherrschte, dass es ein patrimonium commune war, an dem die einen, wie die anderen zehrten.

II.

Eintheilung und Verbreitung der Berberbevölkerung in Marokko[1]).

Von

M. Quedenfeldt.

(Hierzu eine Karte: Tafel I.)

Es ist bekannt, dass die Bevölkerung des Sultanats Marokko sich gegenwärtig aus zwei Hauptbestandtheilen zusammensetzt, den Berbern und den Arabern. Die Angehörigen der berberischen oder libyschen Rasse, welche ehedem das ungeheuere Gebiet vom rothen Meere bis zu den „insulis fortunatis“ der Alten, den heutigen Kanaren, allein inne hatten, werden gewöhnlich als die „Ureinwohner“ dieser Länder bezeichnet. Doch lassen die in verschiedenen Theilen Nordafrika's und auch in Marokko mehr oder minder zahlreich aufgefundenen megalithischen und monolithischen Denkmäler (Dolmen, Menhir, Galgal, Cromlech u. s. w.) den Schluss zu, dass vielleicht eine noch ältere, autochthone Bevölkerung vorhanden war.

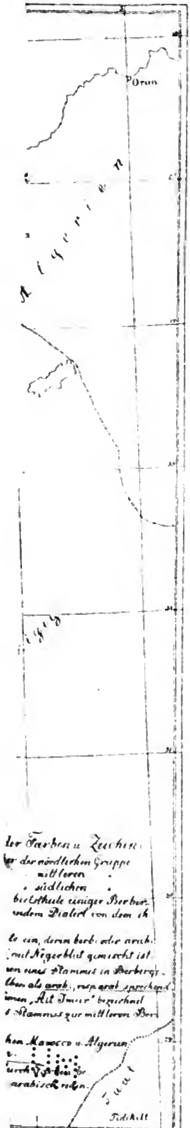
Die Invasionen der Phönicier, Karthager, Griechen, Römer und Vandalen waren keine bleibenden, obschon sie bis zum heutigen Tage dauernde Spuren hinterlassen haben. Erst die wiederholten Einbrüche der Araber, die um die Mitte des 7. Jahrhunderts begannen, hatten insoweit nachhaltige Resultate, als sie die gesammte Berberbevölkerung des nordafrikanischen Festlandes zur Annahme des mohammedanischen Glaubens veranlassten und zu einem Nebeneinanderleben beider Rassen, in gewissen Fällen auch zu einer Vermischung derselben führten. Eine eigentliche Unterjochung oder eine Absorbirung der Berber durch das arabische Element hat wenigstens in Marokko bis zum heutigen Tage nicht stattgefunden.

Es gehört nicht in den Rahmen der vorliegenden Arbeit, Reflexionen

---

1) Die Schreibweise der arabischen und berberischen Bezeichnungen ist ihrer Aussprache angepasst. Von den in unserem Alphabet nicht vorhandenen Buchstaben ist der arabische scharfe h-Laut ح durch ḥ, der weiche s-Laut ز durch s, das scharfe s س durch ss, der Buchstabe 'ain ع durch ', das dem französischen r grasseyé entsprechende gain غ durch g und das emphatische kaf ق durch ḳ bezeichnet.

Taf. I.



olith. v. H. S. Hermann, Berlin

darüber anzustellen, welcher der grossen Völkerfamilien die berberische Rasse beizuzählen sei. Die anthropologischen und linguistischen Untersuchungen, welche nach dieser Richtung von Berufenen bisher vorgenommen werden konnten, haben zu keinem Resultate geführt. Meist konnten nur die algerischen Berber in der sogenannten grossen und kleinen Kabylie, im Djürdjüra-[1]) und Aurès-Gebirge, seit der Eroberung dieses Landes genauer beobachtet und untersucht werden. Naturgemäss waren es, neben einigen Ausländern, in erster Linie französische Archäologen, Ethnologen und Linguisten, welche sich mit diesen Fragen theoretisch oder practisch beschäftigt haben. In den Schriften von BARTH, CARETTE, DAUMAS, DUVEYRIER, JUDAS, FAIDHERBE, STANHOPE-FREEMAN, HANOTEAU und LETOURNEUX, E. RENAN, DE ROCHEMONTEIX, DE SLANE, M. TISSOT, TOPINARD[2]) u. A. wird der, welcher sich über die Abstammung der Berber, die Sprachen und die Geschichte derselben u. s. w. eingehender unterrichten will, zahlreiches Material finden. Viele dieser Publicationen sind in französischen anthropologischen und anderen wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht; auf einzelne derselben komme ich noch zurück. Ueber die Zugehörigkeit der Berber zur indo-europäischen oder semitischen Völkergruppe ist, wie gesagt, bis jetzt noch nichts entschieden. In der Revue de l'Orient 1857 versucht Dr. JUDAS nachzuweisen, dass die Berbersprachen einer Gruppe beizuzählen seien, welche E. RENAN „langues chamitiques" zu nennen vorschlägt und welche das Koptische und die nicht semitischen Sprachen Nubiens und Abessyniens umfassen soll. Bereits IBN CHALDUN und andere mohammedanische Historiographen sprechen sich gegen eine Zugehörigkeit der Berbersprachen zu den semitischen aus.

Wenn man von „Berbern" im Allgemeinen spricht, so ist dies nur so zu verstehen, wie etwa die Bezeichnung „Germanen" oder „Romanen" im weitesten Sinne. Es existiren beispielsweise zwischen einem Berber der Oase Siwah und einem marokkanischen Rif-Berber ebensolche, wenn nicht noch grössere Unterschiede in Habitus, Sprache, Sitten und Gebräuchen, wie zwischen einem Deutschen und einem Norweger, oder zwischen einem Portugiesen und einem Rumänen.

Sogar unter den im Sultanat Marokko, also verhältnissmässig sich nahe wohnenden Berbern, bestehen, wie ich in der Folge nachzuweisen versuchen werde, so grosse Verschiedenheiten, dass eine Theilung derselben in drei gut zu unterscheidende Hauptgruppen geboten erscheint.

Hieraus erhellt, wie wenig berechtigt es ist, wenn manche Autoren den Berbern im Allgemeinen gewisse Charaktereigenschaften vindiciren, z. B. dass sie culturfähiger, als die Araber, weniger fanatisch, als diese seien

1) Von den Eingeborenen Djerdjera, mit dem Ton auf der ersten und mit kurzem e in beiden Silben, gesprochen.

2) Der grösste Theil der Werke dieser Autoren befindet sich in der Berliner Königl. Bibliothek.

und dergleichen mehr. Das mag nach den Erfahrungen der Franzosen bei den algerischen Kabylen zutreffen; ich zweifele aber doch sehr, ob diese Phrasen auch auf die Tuareg, auf die „Brêber“ („Berâbir“) im Centrum von Marokko und auf andere Berbervölker anzuwenden seien. Welche derselben kennen wir so genau, um ein Recht zu derartigen Urtheilen, die auf das eingehendste Studium eines Volkes nach jeder Richtung basirt sein müssen, zu haben?

Es erscheint nothwendig, diesen Punkt besonders hervorzuheben, weil der Irrthum, alle diese so unendlich verschiedenen Bestandtheile der berberischen Rasse in einen Topf zu werfen und den Arabern als Collectivum gegenüber zu stellen, ein sehr allgemeiner ist.

Bevor ich zu einer specielleren Betrachtung der heutigen Berberbevölkerung des Sultanats Marokko übergehe, sei eine kurze Mittheilung über die Bewohner der römischen Provinz Mauritania tingitana vorausgeschickt.[1]) Es ergiebt sich aus derselben die Etymologie mancher noch gegenwärtig, wenn auch in veränderter Form, vorkommenden Namen. Ich folge hierbei M. TISSOT[2]), dem gelehrten französischen Archäologen, welcher während seiner mehrjährigen amtlichen Stellung als diplomatischer Vertreter Frankreichs in Marokko Gelegenheit zu höchst werthvollen wissenschaftlichen Untersuchungen in diesem Lande hatte.

Die ältesten griechischen Schriften geben allen Völkern Mauritaniens von weisser Rasse — im Gegensatze zu den Aethiopiern — den Namen Libyer, Λίβυες. Dieser Name ist später durch: Maurusier oder Mauren, welche Bezeichnungen wir bei STRABON[3]) und PLINIUS[4]) finden, ersetzt worden. Durch den ersteren dieser beiden Autoren wissen wir, dass der Name „Mauri“ von den Eingeborenen selbst angewendet wurde; man hat in ihm wahrscheinlich das semitische Wort „Ma'urim“ wiederzufinden, dessen genaue Uebersetzung das arabische Wort „el-ġarbana“, Leute des Westens“ ist, — die Selbstbezeichnung der heutigen Marokkaner. PLINIUS fügt hinzu, dass die Stämme der Mauren, durch Kriege decimirt, nur einige Familien zählten und dass die herrschende Nation die der Gaetuler

1) Von einer vollständigen Schilderung der historischen Entwickelung des Staates Marokko muss hier natürlich Abstand genommen werden. Man vergleiche darüber HÖST, GRABERG VON HEMSOE, A. L. SCHLÖZER und viele andere ältere und neuere Schriften über Marokko und Geschichtswerke.

2) Mémoires présentés par divers savants à l'Académie des inscriptions et belles-lettres, première série, IX., Paris 1878: Recherches sur la Géographie comparée de la Maurétanie tingitane, S. 309. — TISSOT hatte vor den Professoren MANNERT, MOVERS, C. MÜLLER u. A., welche sich mit dem gleichen Gegenstande beschäftigt haben, die Kenntniss des magribinischen Arabisch und durch seinen langen Aufenthalt im Lande die Gelegenheit voraus, practische Studien an Ort und Stelle anstellen zu können.

3) XVII, III: *Οἰκοῦσι δ' ἐνταῦθα Μαυρούσιοι μὲν ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων λεγόμενοι, Μαῦροι δ' ὑπὸ τῶν Ῥωμαίων καὶ τῶν ἐπιχωρίων, λιβυκὸν ἔθνος μέγα καὶ εὔδαιμον.*

4) V, II: Gentes in ea, quondam praecipua Maurorum, unde nomen, quos plerique Maurusios dixerunt.

war, welche sich wiederum in Baniurae und Autololes theilte; eine Fraction dieser letzteren, die Vesuni, war nach dem Süden zu den Aethiopiern geflüchtet und bildete dort ein besonderes Volk [1]).

PTOLEMAEUS giebt uns eine vollständige Aufzählung der verschiedenen mauritanischen Stämme und ihrer Wohnsitze. Das Küstengebiet an der Meerenge von Gibraltar, die heutigen Districte „Andjĕra“ und „Ḥaus“, war von den **Μεταγωνῖται** bewohnt; dasjenige am iberischen Meer, der Rif, durch die **Σωκόσσιοι**; weiter südlich hatten die **Οὐεϱουεῖς** ihren Platz. Noch heute giebt es in den Südabhängen des Rif einen Distrikt Uarġa.

In der Richtung von Nord nach Süd von der Region der Metagoniten reihen sich die **Μάσιϰες**, die **Οὐέϱβιϰαι** oder **Οὐέϱβειϰες**, die **Σαλίνσαι**, die **Καῦνοι**, die Cauni des Fl. Cresconius Corippus, dann die **Βαϰουᾶται** und die **Μαϰανῖται** an, welche wir in dem Itinerar ANTONIN's als Baccavates und Macenites Barbari wiederfinden.[2])

Wiederum südlich der **Μαϰανῖται** finden sich eine andere Fraction der **Οὐεϱουεῖς** und die **Οὐολουβιλίανοι**, welche das Serhon-Gebirge bewohnen. Dann kommen die **Ἰαγγαυϰανοί** oder **Ἀγϰαυϰανοί** und die **Νεϰτίβηϱες**, getrennt durch das **Πυϱϱὸν μεδίον** der **Ζεγϱίνσιοι** und der **Βανιοῦβαι**, Baniurae bei PLINIUS; und endlich die **Οὐαϰουᾶται**, welche augenscheinlich nur eine Fraction der weiter oben angeführten **Βαϰουᾶται** sind.

Der östliche Theil der Tingitana ist gänzlich durch die **Μαυϱήνσιοι** und eine Fraction der **Ἑϱπεδιτανοί** bewohnt, deren Hauptstadt Herpis sich in der Phocra befand.

AETHICUS giebt den Autololes bei PLINIUS den Namen „Auloles“ und theilt uns mit, dass man sie zu seiner Zeit „Galandae“ nannte.[3])

ISIDORUS von Sevilla erwähnt in seiner Wiedergabe der geographischen Angaben des AETHICUS diese Identität der Autololes und der Galandae, welche er Gaulales nennt, nicht.[4])

So ermüdend eine so lange Aufzählung von Namen auch auf den ersten Anblick erscheint, so bietet sie nichtsdestoweniger vom ethnologischen Gesichtspunkte aus ein grosses Interesse. Eine Anzahl von Namen dieser mauritanischen Stämme findet sich in den Listen der Berbertriben wieder, die uns die arabischen Geographen und Historiker des Mittelalters überliefert haben, oder existirt noch heute. Die Bacuatae, Macenites, Autololes sind sicher die Berġuâta, Miknâssa, Ait Hilâla des heutigen Marokko und

---

1) V, II: Attenuata bellis ad paucas recidit familias . . . Gaetulae nunc tenent gentes, Baniurae, multoque validissimi Autololes: et horum pars quondam Vesuni, qui avulsi his propriam fecere gentem, versi ad Aethiopas.

2) A Tingi Mauretania, id est ubi Baccavates et Macenites Barbari morantur.

3) Tingi Mauretania ultima est totius . . ab occidente habet Atlantem montem; a meridie gentes Autolum quas nunc Galandas vocant, usque ad Oceanum Hesperium contingentes.

4) Orig. XIV, V: Mauritania Tingitana . . a meridie Gaulalum gentes usque ad Oceanum Hesperium pererrantes.

ebenso ist der Name Mazices mit „Masig“ zu identificiren. Dieses Wort (Sing. Amasig, Plur. Imasigen) nebst seinen verschiedenen Varianten[1]) ist die Bezeichnung, welche sich die nordwestafrikanischen Berber als Volksnamen selbst beilegen. Graberg von Hemsoe[2]) behauptet, dass „dieser Name in ihrer Sprache edel, ausgezeichnet, berühmt, frei, unabhängig bedeute und der Meinung des germanischen oder deutschen „frank“ und des moskowitischen „slav“ gleichkomme“. Nach Sabatier (Soc. d'Anthrop. 1881) sollte der Name „Ackerbauer“ (?) bedeuten[3]). Durch die regelmässige berberische Femininalbildung, ein dem Worte am Anfang und am Ende beigefügtes t in „tamasigt“ verwandelt, bezeichnet dies Wort sowohl die Sprache der Imasigen, wie auch eine Frau aus dieser Rasse.

Die Bezeichnung „Berber“, von den magribinischen Arabern in der Pluralform „Brêber“ (Berâbir), Sing. „Bérbĕri“, gebraucht, weist verschiedene Etymologien auf. Die bekannteste Ableitung des Wortes ist die vom lateinischen barbari (βάρβαροι), mit welchem Ausdrucke die Römer die wilden und grausamen, aller Cultur entbehrenden Bewohner Nordafrika's bezeichneten. Doch überliefern uns die arabischen Geschichtsschreiber des Mittelalters, Ibn Chaldun und andere, keine Mittheilungen, aus denen hervorgeht, dass ihnen diese Ableitung bekannt gewesen sei. Die arabischen Herleitungen dieser Bezeichnung scheinen sich auf Wortspielereien zuzuspitzen. Ibn Chaldun[4]), übersetzt von Slane, giebt die folgende: Leur langage est un idiome étranger, différent de tout autre: circonstance qui leur a valu le nom de Berbères. Voici comment on raconte la chose: Ifricos, fils de Caïs-Ibn-Saïfi, l'un des rois du Yemen appelés Tobba, envahit le Maghreb et l'Ifrikia et y bâtit des bourgs et des villes après en avoir tué le roi, El-Djerdjis. Ce fut même d'après lui, à ce que l'on prétend que ce pays fut nommé l'Ifrikia. Lorsqu'il eut vu ce peuple de race étrangère et qu'il eut entendre parler un langage, dont les variétés et les dialectes frappèrent son attention, il céda à l'étonnement et s'écria: „Quelle berbera est la votre!“ On les nomma „Berbères“ pour cette raison; le mot „berbera“ signifie en arabe „un mélange de cris inintelligibles“; de là on dit, en parlant du lion, qu'il „berbère“, quand il pousse des rugissements confus.

Leo Africanus[5]) sagt auf S. 8: die Weissen, die jetzt da wohnen,

1) Vergl. hierüber: Hanoteau, Vorwort zur Grammaire kabyle, sowie die interessanten Ausführungen von G. Wetzstein im Jahrg. 1887 der Verhandl. der Berliner Anthrop. Ges., S. 37 und 38.

2) Das Sultanat Moghrib-ul-Aksa u. s. w. Aus der italiänischen Handschrift übersetzt von A. Reumont, Stuttgart und Tübingen 1833, S. 47.

3) E. Reclus, Nouvelle Géographie universelle, Paris 1886, Bd. XI. S. 442.

4) Histoire des Berbères et des dynasties musulmanes de l'Afrique septentrionale par Ibn Khaldun, traduite de l'arabe par M. le Baron de Slane, Interprète principal de l'armée d Afrique. Alger 1852, Tome I. S. 168.

5) Johann Leo's des Afrikaners. Beschreibung von Afrika. Aus dem Italiänischen übersetzt u. s. w. von G. W. Lorsbach, Bd. I. Herborn 1805.

werden Elbarbar genannt, und dieser Name ist nach einigen von Barbara, welches im Arabischen murmeln bedeutet, abzuleiten, weil nehmlich die Sprache der Afrikaner den Arabern wie die unarticulirten Stimmen der Thiere vorkommt. Nach andern ist Barbar aus der Verdoppelung des arabischen Wortes Bar, die Wüste, entstanden. Als der König Afrikos (so erzählen sie) von den Assyrern oder auch von den Aethiopiern geschlagen war und sich nach Aegypten flüchten wollte, verfolgten ihn die Feinde überall; unvermögend, sich zu vertheidigen, fragte er seine Leute, was sie ihm zu ihrer Rettung für einen Rath gäben. Sie antworteten weiter nichts und riefen ihm nur „El barbar“, d. i. in die Wüste! in die Wüste! zu, um anzudeuten, dass ihnen kein anderes Rettungsmittel, als die Flucht über den Nil in die Wüsten von Afrika bekannt wäre.

Graberg von Hemsoe endlich giebt nach arabischen Autoren noch eine dritte Ableitung des Wortes, indem er a. a. O. S. 48 sagt: Es scheint nichtsdestoweniger, dass der Name Berber, der im Arabischen Erde oder Land des Berr bedeuten würde, von irgend einem Manne dieses Namens stamme, nach den arabischen Genealogisten von dem Sohne des Kis und Enkel des A'ilam, einem der Hirtenkönige Aegyptens, welcher, gezwungen sich nach Nordafrika zu flüchten, dem Lande sodann seinen Namen gegeben.

So fragwürdig, wie gesagt, der Werth dieser Etymologien ist, so scheint ihr Vorhandensein doch zu beweisen, dass schon vor der Ankunft der Griechen oder Römer die Bezeichnung „Berber“ (in dieser oder jener Variante) in Nordafrika vorhanden war. Das wird überdies durch die Thatsache wahrscheinlich gemacht, dass noch heut im südlichen Marokko eine grosse und mächtige Berbervereinignng sich selbst den Namen „Berâbir“ oder „Brêber“ beilegt. Würde dies der Fall sein, wenn die Bezeichnung zuerst von Fremden als Schimpf- oder Spottname angewendet worden wäre?

Die marokkanischen Berber unterscheiden sich gegenwärtig in drei grosse Gruppen, deren Wohngebiete auf der beigegebenen Karte (Tafel I) durch verschiedene Farben bezeichnet sind. Die Eintheilung entspricht genau derjenigen, welche die Berber und Araber im Lande selbst machen und dieselbe ist basirt auf durchgreifende Verschiedenheiten in Sprache, Typus, Sitten und Gebräuchen. Man unterscheidet 1. die nördliche Gruppe, d. h. die Berber des Küstengebietes am Mittelmeer, deren Gebiet mit grüner Farbe kenntlich gemacht ist; 2. die mittlere Gruppe, die das Centrum des Landes bewohnenden Berber, welche das mit rother Farbe umzogene Gebiet innehaben; 3. die südliche Gruppe, die Berber, welche den westlichen Theil des grossen Atlas, das nördlich von diesem Gebirge liegende Terrain bis Mogador und Marrakesch und das zwischen dem Atlas und dem Uâd Draa gelegene Gebiet bewohnen. Dieses Gebiet ist mit blauer Farbe bezeichnet; in den südlicheren Theilen desselben finden sich neben den berberischen Elementen der Bevölkerung

zahlreiche nomadisirende Araberstämme. Ausser diesen drei Hauptgruppen, innerhalb deren sich einige Stämme durch geringere dialectische Verschiedenheiten abzweigen, kann man allenfalls noch eine vierte grössere Gruppe gelten lassen, die im Wesentlichen die Bewohner des oberen Draa, sowie die der Oasen Tafilelt und Tuat umfassen würde. Hier hat eine so starke Mischung der berberischen (bezw. arabischen) Bevölkerungstheile mit nigritischen Elementen stattgefunden, dass diese der dortigen weissen Gesammtbevölkerung ein ganz besonderes Gepräge verleihen [1]). Ein Gleiches findet sporadisch im ganzen Draa-Becken statt, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass wir in dieser Mischrasse die Melano-Gätuler der Alten zu sehen haben. Der Name „Gesula", den noch gegenwärtig eine mächtige Berbervereinigung im westlichen südatlantischen Marokko, wie auch speciell eine Ḳabila führt, erinnert daran.

In Tuat und Tidikilt [2]) treten hierzu noch targische Einflüsse. Ich möchte indessen diesen Mischgruppen keine selbständige Stellung anweisen. In Tafilelt dominiren die Berber der Gruppe 2 durch die mächtige Fraction der Ait Atta („Brêber" im engeren Sinne), während die Draaleute sich mehr denen der Gruppe 3 zuneigen.

So einfach diese — wie ich nochmals betone, lediglich auf die Unterscheidung durch die Eingeborenen selbst basirte — Dreitheilung der marokkanischen Imasigen erscheint, so ist dieselbe meines Wissens noch von keinem Publicisten über das Land genügend hervorgehoben worden. Die meisten Reisenden schreiben nur von Berbern im Allgemeinen, bezeichnen dieselben auch wohl (mit mehr oder minder der richtigen Aussprache entsprechender Schreibweise) als Schlöḥ [3]); nur einige wenige, wie Grey Jackson, Washington, Graberg von Hemsoe etc. unterscheiden zwischen Brêber, bezw. Amazirghen (Imasigen) und Schlöḥ. Jackson giebt eine kleine Zusammenstellung von Worten mit gleicher Bedeutung in diesen beiden Sprachen, um deren Verschiedenheit nach-

1) Diese Mischlinge werden mit dem Namen „Harâtin", Sing. „Ḥartâni", bezeichnet. (In den Landestheilen nördlich vom Atlas ist der Plural „Hartânin" gebräuchlich.) Am oberen und mittleren Draa führen sie den Namen Draua (Sing. Draui). Die Bezeichnung „Bel Draui" gilt im nordatlantischen Marokko für ein arges Schimpfwort, bezieht sich aber weniger auf die Mischung mit Negerblut, sondern hat mehr die Bedeutung: gänzlich ungebildeter, uncivilisirter Mensch. Unter „Hartâni" versteht man eigentlich im nördlichen Marokko einen freigelassenen Neger oder Mulatten; ein Neger im Allgemeinen (gleichviel ob Sclave oder Freigelassener) heisst Gnaui (oder Genaui), Plur. Gnaua. „Bel Gnaui" und „Bel Hartâni" sind böse, auf die Abstammung bezügliche Schimpfwörter (Bel ist contrahirt aus „Ben el", „Sohn eines"). Ein beliebtes Schimpfwort für Neger ist auch: ḳimet el-milh (gespr. gimt el-milh), wörtlich: Preis oder Aequivalent für Salz, weil die Neger im Ssudân von den Sclavenhändlern für Salz eingetauscht werden. „Bel 'Atrûss" oder „Bel 'Ausiss", Sohn des Ziegenbockes, wie man gleichfalls häufig einen Neger geschimpft werden hört, bezieht sich auf den ihnen anhaftenden Geruch.

2) Berberisches Wort, bedeutet im Schilha: Handfläche.

3) Vergl. über die Etymologie dieses Wortes: Wetzstein, l. c. S. 34 und 35.

zuweisen. Diese Autoren thun aber wiederum der Rif-Berber (Gruppe 1) nicht als einer besonderen Gruppe Erwähnung.

In jüngster Zeit sind von zwei französischen Offizieren, den Herren J. ERCKMANN[1]) und Vicomte CH. DE FOUCAULD[2]), zwei sehr beachtenswerthe Publicationen erschienen, von denen ganz besonders das Werk des Herrn DE FOUCAULD geographisch einen hohen Werth hat. Ich komme auf diese Werke noch wiederholt zurück. Bezüglich der Eintheilung der marokkanischen Berber, welche in beiden Schriften übrigens nur kurz gestreift wird, weichen die Anschauungen der französischen Autoren nicht unwesentlich von der meinigen und auch unter einander ab.

ERCKMANN hält auch die Bewohner der marokkanischen Ebenen für Berber, welche nur im Laufe der Jahrhunderte die Sprache und Sitten der eingewanderten Araber angenommen hätten, gewissermaassen in diesen aufgegangen seien[3]). Das verhält sich doch anders. Die Nomaden der grossen Ebenen im Westen des Landes, in den Provinzen ʻAbda, Dukkala, esch-Schanija, im westlichen Theil des Ġarb, wie auch im Osten an der algerischen Grenze die Ulêd el-Hadj, Ḥallaf, Beni Ukîl etc. sind noch heute dieselben reinen Araber, wie zur Zeit der Invasionen. Sie haben sich nicht mit den Berbern vermischt, wohl aber diese letzteren aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen hinaus und in die Gebirge gedrängt. Ueber die Gruppirung der Berber Marokkos spricht sich ERCKMANN nur ganz kurz, wie folgt, aus:

„On partage généralement les Berbères du Maroc en quatre groupes:

1. Ceux du Rif.
2. Ceux du centre entre Fez et Maroc.
3. Ceux du Sous qu'on appelle Chleuh (ce nom s'applique quelquefois aussi aux autres Berbères).
4. Ceux de Tafilet.

Ils parlent divers dialectes de la langue chelha (ces dialectes peuvent être ramenés à deux).“

DE FOUCAULD sagt (S. 10) über diesen Gegenstand: „Les expressions de Qebaïl, Chellaḥa, Ḥaraṭin, Berâber sont autant de mots employés par les Arabes pour désigner une race unique dont le nom national, le seul qui se donnent ses membres, est celui d'Amaziṛ (féminin Tamaziṛt, pluriel Imaziṛen). Au Maroc, les Arabes appellent Qebaïl les Imaziṛen de la partie septentrionale, ceux, qui habitent au Nord du parallèle de Fâs, ils donnent le nom de Chellaḥa à tous les Imaziṛen blancs résidant au sud de cette ligne (en d'autres termes, et plus exactement, les Imaziṛen du massif

1) Le Maroc moderne, Paris 1885.

2) Reconnaissance au Maroc, Paris 1888.

3) „— — les premiers (die Bewohner der Ebenen) se sont trouvés sur la route de toutes les invasions, et ont pris la langue et les habitudes des Arabes venus d'Orient à diverses époques.“ A. a. O. S. 7.

Rifain sont appellés Qebaïl et ceux du massif Atlantique Chellaḥa; la ligne de démarcation entre les deux noms est la large tronée qui sépare les deux massifs, celle qui conduit de Lalla Maṛnia à Fâs et de là à l'Océan par la vallée du Sebou); celui de Ḥaraṭin aux Imaziṛen noirs, Leucaethiopes des anciens; enfin celui de Berâber est réservé à la puissante tribu tamaziṛt dont il est proprement le nom. M. le colonel Carette ne s'était pas trompé en disant que le mot de Berâber, appliqué par les généalogistes arabes à toute la race tamaziṛt, devait être celui de quelque tribu importante de ce peuple, tribu dont on avait par erreur étendu le nom à toutes les autres. Cette tribu des Berâber existe toujours: c'est encore aujourd'hui la plus puissante du Maroc; elle occupe toute la portion du Sahara comprise entre l'Ouad Dra et l'Ouad Ziz, possède presque en entier le cours de ces deux fleuves, et déborde en bien des points sur le flanc nord du Grand Atlas; elle est jusqu'à ce jour restée compacte et elle réunit chaque année en assemblée générale les chefs de ses nombreuses fractions: nous donnerons d'ailleurs sa décomposition. Dans le Sahara, dans le bassin de la Mlouïa, on est près de la tribu des Berâber: on la connait; on n'a garde d'appliquer son nom à d'autres qu'à elle. Mais qu'on s'éloigne vers le nord, qu'on aille à Fâs ou à Sfrou, on trouve déjà la confusion. On entend généraliser le nom de la célèbre tribu du sud et l'appliquer indifféremment à toutes celles des environs, qui parlent la même langue, comme les Aït Joussi, les Beni Ouaṛain [1]), les Beni Mgild, les Zaïan etc., tribus que, mieux informés, les Arabes de Qçâbi ech Cheurfa ou des Oulad el Hadj auront soin de n'appeler jamais que du nom général de Chellaḥa. Pour nous, suivant l'exemple des tribus limitrophes des Berâber, nous donnerons le nom de Qebaïl aux Imaziṛen que l'usage fait désigner ainsi, aux autres celui de Chellaḥa ou de Ḥaraṭin, reservant celui de Berâber pour la seule tribu à laquelle il appartient."

Der Verf. berücksichtigt hierbei gar nicht die sprachlichen und sonstigen Unterschiede, die bei einer Gruppirung der Berber Marokkos maassgebend sein müssen, und welche auch die Araber zu ihrer Eintheilung derselben veranlasst haben. Auf die blossen Namen kommt es dabei wenig an. Es ist, wie ich bereits andeutete, sehr wahrscheinlich, dass von der mächtigen Berberfraction, die sich selbst Berâbir oder Brêber [2]) im engeren Sinne nennt, dieser Name auf eine ganze Gruppe (Gruppe 2 meiner Eintheilung) von den Arabern übertragen ist. Das ist aber nicht, wie Herr DE FOUCAULD meint, eine „Verwirrung", sondern sehr wohl in sprachlichen und habituellen Uebereinstimmungen begründet. Ein Angehöriger der Kabilen, die der Herr Verfasser ausschliesslich als „Brêber" bezeichnet wissen will, weil sie

1) Die Beni Uargain sprechen nach meinen Informationen arabisch.

2) Diese letztere Schreibweise entspricht der magribinischen Aussprache, in der der lange a-Laut meist in e (oder ä) verwandelt wird, am genauesten.

sich selbst so nennen, der Aït Atta, Aït Hadidu etc.[1]), kann sich z. B. mit einem Berber der Ḳabila Gernân im Nordwesten des Gebiets mit Leichtigkeit ohne Dolmetscher verständigen, während ihm das mit einem Schillḥ, beispielsweise aus der Provinz Ḥaḥa oder aus dem Ssûss nicht möglich ist.

Ueber die „Ḥarâtin“ habe ich auf S. 104 und in der Note daselbst bereits Einiges gesagt. Was das Wort „Kebâil“ betrifft, so ist mir dasselbe in der vom Verf. angewendeten Bedeutung (als Collectivname für die Berber meiner Gruppe 1) vollkommen unbekannt geblieben. So viel mir bekannt ist, bedeutet das arabische Wort „Kebâil“ in Marokko nur „Stämme“, „Tribus“ (Sing.: „Ḳabila“), und hat diese Bedeutung im ganzen Lande, gleichviel ob bei Berbern oder Arabern. In verschiedenen Theilen des Landes kommt noch eine specifisch maġribinische Pluralform des Wortes vor: Kabilat.

Der Marokkaner unterscheidet überhaupt nur folgende Idiome, die in seinem Lande gesprochen werden: 1. das Arabische, „el-'arbia“ (el-'arabija), worunter er sowohl das normale Korân-Arabisch, als auch das vulgäre maġribinische Arabisch, wie es in den Städten und auf dem platten Lande gesprochen wird, versteht. Selbstverständlich kommen hier, wie in allen Sprachen, kleine Verschiedenheiten in der Aussprache (ich erinnere nur an die Aussprache des Buchstabens et-tê wie unser z oder tz im nördlichen Marokko), Provinzialismen etc. vor, auf welche näher einzugehen, hier nicht der Ort ist. 2. Der im sogenannten „Djebêl“ (Djibâl) gesprochene, sehr corrumpirte und mit berberischen Worten durchsetzte Dialekt des maġribinischen Arabisch, „el-djibelia“. Unter „Djebêl“ (Plural von Djebel, Berg, also eigentlich nur „Gebirge“ bedeutend) versteht man ganz speciell diejenige Gebirgsgegend, welche sich südlich von Tetuan etwa bis Uasân (gesprochen mit doppeltem weichen s) und Fâss (Fâss) erstreckt, also etwa den östlichen Theil des Ġarb. Die Grenzen des „Djebêl“ im Osten würden also zunächst die Rif-Gebirge, dann die Ssebû-Niederung bilden; dieselbe ist zugleich die Südgrenze. Im Westen sind es die Ebenen oder das niedere Hügelland des Ġarb, welche die Grenze bilden, im Norden das Meer, denn der Distrikt von Andjera wird meistens gleichfalls mit zum „Djebêl“ gerechnet[2]). 3. Die Sprache der Rif-Berber (Gruppe 1) „er-rifia“. 4. Die Sprache der Brêber (Gruppe 2) „el-berberia“. 5. Die Sprache der Schlöḥ (Gruppe 3) „esch-schilḥa“, oder auch, in Ableitung vom Worte Ssûss, „ess-ssûssia“ genannt. 6. Die Sprache der Neger, „el-gnauia“, von dem Substantiv „Gnaui“, Neger, abgeleitet[3]). 7. Die

1) Weiter unten gebe ich Näheres über die Eintheilung dieser „Brêber“.

2) Im eigentlichen Herzen dieses Gebietes liegt ein hochverehrtes mohammedanisches Sanctuarium, die Kubba des Heiligen Mulai 'Abd-ess Ssalâm Ben Mschisch († 1227) auf dem Djebel-A'lâm („Fahnenberg“).

3) „Gnaui“ oder „Genaui“ = Einer aus Guinea.

Sprache der Juden, hebräisch, „el-ihudîa“ (von Ihûdi, Jude [1])), und endlich 8. die Sprachen der Europäer, welche in Marokko, gleichviel ob es nun Deutsch, Spanisch, Französisch u. s. w. sei, mit dem Worte „el-'adjmîa“ bezeichnet werden. —

Es bedarf kaum einer besonderen Erwähnung, dass die Araber bei ihrem ersten Einbruch das ganze Land, selbstverständlich auch die Ebenen, von Berbern bewohnt vorfanden. Noch heut erinnern in Gegenden, wo diese längst verschwunden sind, viele locale Bezeichnungen, wie z. B. die Namen der Städte Tetuan [2]), Asemûr [3]), der Ruinen von Tit [4]) unweit Masagan [5]) an die früheren Bewohner. Was die gegenwärtig arabisch redende Bevölkerung der gebirgigen Theile Marokko's betrifft, so ist dieselbe ohne Zweifel zum weitaus grössten Theile berberischen Ursprungs. So z. B. die Stämme der Beni Ḥassan, Beni Semâl, Beni Aḥmed etc. im „Djebêl“, die um Tessa (auch Tesa oder Tasa) wohnenden Ḳabilen Gijâta, Beni Uarġain, die Zul (Dsul, Atssul), el-Abranss (el-Branss), Beni-Ulid und andere. Diese Stämme gehören, mit wenigen Ausnahmen, zu den wildesten und unbotmässigsten des ganzen Maġrib und sie neigen in Habitus, Sitten und Bräuchen sehr zu den Berbern der Gruppen 1 oder 2. Das Gleiche thun die westlich an das Gebiet der „Brêber“ grenzenden, arabisch redenden Stämme der Beni Aḥssin (Ḥassin), Sâïr [6]) (Isa'ir) etc., von denen z. B. die genannten die Gewohnheit der ihnen benachbarten Semûr-Schilḥ und Saïan angenommen haben, grosse Locken, ähnlich denen der marokkanischen Juden, (nuâder), an jeder Seite des Kopfes zu tragen. Indessen die Sprache aller dieser Ḳabilen, sowie auch verschiedener im Osten an das Gebiet unserer Gruppe 2 grenzender Stämme von vermuthlich berberischer Provenienz ist gegenwärtig arabisch. Bei dem bisherigen Mangel jeder anthropologischen Untersuchung, bei unserer nach allen Richtungen hin so geringen Kenntniss dieser Stämme, die jede Gewissheit über ihre Zugehörigkeit zu der einen oder der anderen Rasse ausschliesst, können wir uns nur an die sprachlichen Unterschiede halten.

---

1) Correct: „el-jehûdîa“ (el-jehûdija) und „Jehûdi“.

2) „Tettauin“ (woraus die europäische, ähnlich lautende Benennung entstanden ist) bedeutet in der Sprache der Rif- und centralen Berber „Augen“ oder „Quellen“; der Name bezieht sich auf den Wasserreichthum der Stadt. Die Sage von der einäugigen Gräfin bei Leo Africanus u. A. ist etymologisch ohne Werth.

3) In der Sprache der Schlöḥ = wilder Oelbaum.

4) Sing. von Tettauin, also „ein Auge“. Grey Jackson leitet auf S. 43 seines Buches: „An Account of the empire of Marocco“ u. s. w., London 1811, diese Bezeichnung von — Titus ab.

5) Der europäische Name dieser 1506 von den Portugiesen erbauten Stadt ist von „Imasiġen“ abzuleiten: die Araber nennen den Ort meist „el-Djedida“, die Neue, oder seltener „el-Bridja“, kleines Castell, Diminutiv von „el-Bordj“.

6) Foucauld giebt irrthümlich auf S. 264 seines Buches an, dass die Sâïr Tamasiġt sprechen. Ich habe mich in Rabat vielfach durch persönlichen Verkehr mit den Leuten dieser Ḳabila überzeugt, dass dies nicht der Fall ist.

Wenn die Besitzergreifung Marokko's durch eine europäische Macht der wissenschaftlichen Forschung mehr Spielraum gewähren wird, als dies unter muselmanischem Regime der Fall ist, werden sich manche dieser Zweifel endgültig lösen lassen.

Obgleich in den meisten Publicationen über Marokko das Gegentheil behauptet wird, so dürften doch die von arabisch redenden Bewohnern occupirten Landestheile den von Berbern bewohnten beinahe an Umfang gleichkommen. Will man allerdings die sprachlichen Unterschiede nicht allein berücksichtigen, so kann man GERHARD ROHLFS beipflichten, wenn er sagt: „— — und wenn man die Karte zur Hand nimmt, wird man finden, dass die Araber nur einen sehr geringen Theil dieses Reiches innehaben: Beni-Snassen, Garet, Rif im Norden haben berberische Bevölkerung, nur der Garb, Beni Hassin, Andjera und die Atlantische Küste bis zur Mündung des Uâd Tensift sind von Arabern bewohnt, alles übrige Gebiet, welches der Atlas beherrscht, im Norden und Süden, haben Berber inne, theils ansässige, theils Nomaden.[1])“

Die atlantischen Küstenprovinzen sind sehr gross und zeichnen sich von den gewissermaassen mit ihnen correspondirenden Ebenen im Osten des mittleren Gebirgsstockes durch Fruchtbarkeit des Bodens aus. Ganz entschieden unrichtig ist es, wenn in der kleinen Bevölkerungskarte von Marokko auf S. 689 des XI. Bandes des RECLUS'schen Prachtwerkes die gesammte Provinz Schauja mit Ausnahme eines ganz schmalen Küstenstriches, sowie ein Theil von Dukkala, als berberisch bezeichnet ist. Hier leben, wie ich schon erwähnte, reine Araber, und es kann also nicht einmal von „arabisirten Berbern“, — einem in jedem Falle sehr vagen Begriffe, — die Rede sein.

Ich gehe nun zu einer kurzen Charakteristik jeder der drei Gruppen über. So gering auch das gebotene Gesammtmaterial ist, ganz besonders das linguistische, so dürfte dasselbe doch einiges Interesse beanspruchen, schon aus dem Grunde, weil die marokkanischen Berber, so viel mir bekannt, bisher noch nicht in monographischer Weise behandelt worden sind.

I. Nördliche Gruppe. Rif-Berber.

Die Araber bezeichnen die Rif-Berber mit dem Worte „Ruâfa[2])“, Plural von „Rifi“. Das Küstenland, welches dieselben bewohnen, ist mit äusserst rauhen und unwegsamen Gebirgen, welche mit dem System des grossen Atlas nur in indirecter Verbindung stehen und welche man mit dem Collectivnamen „Rif-Gebirge“ bezeichnet, bedeckt. Der eigentliche Distrikt „er-Rif“[3]) beginnt etwa bei dem kleinen Uâd Lau (Scheschâuen gehört noch zum „Djebêl“) und erstreckt sich östlich bis zum Uâd Kert

1) Reise durch Marokko, Uebersteigung des grossen Atlas u. s. w., Bremen 1868, S. 26.

2) Der Aussprache genau entsprechend würde man „Ruǝffa“ schreiben müssen.

3) Der Name kommt vom lateinischen ripa, also Küsten-, Uferland. Die Schreibweise „Riff“ statt „Rif“, welcher man in Bezug auf die Bewohner dieser Gegend, namentlich in der Zusammensetzung „Riffpiraten“, öfter begegnet, ist falsch.

(Ḳerd, Bu-Ḳerd), auf dessen rechtem Ufer der Distrikt von Gart beginnt. Nach Anderen bilden auch die kleinen Küstenflüsse Gis und Nekûr (Nakûr) die Grenze. Die Namen „Ḳerd" und „Gart" (Garet [1])) stehen natürlich im Zusammenhang. Nicht unmöglich ist ihre Ableitung vom arabischen Worte „Ḳard", Affe, da das ganze Rif-Gebiet, wie auch schon der Djebel Mûssa bei Ceuta, der „Apes-Hill" unserer Karten, zahlreichen Pitheens Inuus L. zum Aufenthalte dienen. TISSOT [2]) versucht, etwas weit hergeholt, die Bezeichnung Ḳert mit dem antiken κράθις des Mnaseas (PLINIUS, XXXVII, XI: „. . . Mnaseas Africae locum Sicyonem appellat, et Crathin, amnem in Oceanum affluentem e lacu") in Verbindung zu bringen, welcher wahrscheinlich mit dem heutigen Uâd Ssebû zu identificiren ist.

Der Distrikt Gart erstreckt sich bis zum unteren Laufe des Muluja (Mlnia, Milụia). Oestlich von diesem Flusse bis ungefähr in der Nähe von Udjda, der Grenzstadt Marokko's gegen Algerien, wohnen die Beni Snassen oder Isnâten [3]). Dieser grosse Stamm spricht einen von der Sprache der Rif-Berber abweichenden Dialekt, welcher nach Mittheilungen, die mir von den Eingeborenen gemacht wurden, dem der algerischen Berber in der Provinz Oran sehr nahe stehen soll.

Dieses ganze, hier kurz skizzirte Küstengebiet ist, mit alleiniger Ausnahme einiger Stämme in der Niederung an der Ḳert-Mündung, welche arabisch sprechen, nur von „rifisch" redenden Berbern bewohnt. Mir wurde die Kabila Zelnân (Sselnân) als arabisch sprechend bezeichnet. Auf den südlichen Bergen des Rif-Complexes in dieser Gegend oder in der oberen Muluja-Niederung finden sich verschiedene, einst sehr mächtige Berberfractionen, die Ssenhâdja, Miknâssa, Haunâra, die aber gegenwärtig alle arabisch sprechen. Die Hannâra behaupten, es auch der Rasse nach zu sein. Gleichnamige Abtheilungen dieser durch die arabischen Historiographen des Mittelalters auch in europäischen Geschichtswerken genugsam eingeführten Stämme finden sich heut verstreut im ganzen nordwestlichen Afrika, bis nach Senegambien hin. [4])

1) FOUCAULD schreibt, S. 387, 390 ff., das Wort mit dem g; so viel mir bekannt, wird es mit dem ḳ am Anfang geschrieben, ein Buchstabe, der im Magribinischen sehr häufig durch g ersetzt wird.

2) A. a. O. S. 225.

3) Die letztere, weniger bekannte Bezeichnung ist die berberische, die erstere die arabische Form dieses Stammnamens. Derselbe bekundet ihre Zugehörigkeit zu der grossen historischen Berberfraction der Snâta oder Senâta (gewöhnlich Zeneta oder Zeneten geschrieben). Heute zu untergeordneter Bedeutung herabgesunken, bildeten die Isnâten zur Zeit der arabischen Invasion nebst den Goméren, Masmûden, den Ssenhadjen (Zenagen oder Zenegen) u. a. eine der mächtigsten Vereinigungen. In der Provinz esch-Schauija existirt noch heute eine Ḳabila Snâta, die aber z. Z. arabisch spricht. — Aus den Senâta ist die Dynastie der Meriniden hervorgegangen, aus den Ssenhâdja die der sogen. Almoraviden, richtiger „Merabidin", die (an die Religion) Gebundenen, eine religiöse Secte, aus deren Namen auch das bekannte Wort „Marabut" gebildet ist.

4) Der Fluss „Senegal" hat seinen europäischen Namen nach den Ssenhâdja. Vergl. „Le Zénaga des tribus sénégalaises. Contribution à l'étude de la langue berbère par le général Faidherbe. Paris 1877. S. 4.

Die hauptsächlichsten Stämme des Rif und Gart sind die Beni Bu-Feraḥ, Beni Urjagel, Tinssamân, Beni Tusin, Beni Ulischk, Beni Sa'id, Geláian, Zeluân, Kibdâna, Beni Snassen (Isnâten), Beni Bu-Segû.[1]) Einige unbedeutendere Stämme, ganz im Osten, an der algerischen Grenze, sind die Beni Matar (arab.), Meḥaïa (arab.), Sekâra (berb.) etc.

Das gesammte Rif-Gebiet ist nahezu vollkommen terra incognita, nur die halbkreisförmige Küste und die Flussmündungen sind seit dem Jahre 1855, wo eine französische wissenschaftliche Commission unter VINCENDON-DUMOULIN und PHAIDE DE KERHALLET dieselben untersucht hat, genauer bekannt[2]). Die drei sog. „Presidios", kleine befestigte Städte, welche Spanien an dieser Küste besitzt — Peñon de Velez[3]), Albucemas[4]) und Melilla — sind ganz unbedeutende Plätze und dienen vornehmlich politischen und gemeinen Verbrechern zum Aufenthalte.[5]) Der Verkehr der Spanier dieser Presidios mit den Eingeborenen ist meist ein einseitiger, d. h. die ersteren dürfen es nicht wagen, sich auch nur einige Kilometer von der Stadt zu entfernen; es ist dies auch der fast ganz aus Beamten und Soldaten bestehenden Bevölkerung von Seiten der spanischen Behörden auf das Strengste verboten, schon deshalb, um nicht mit dem Sultan von Marokko dadurch in fruchtlose Complicationen zu gerathen. Die Zeiten datiren nur wenige Jahre zurück, dass die Rif-Berber eine Art von Sport damit trieben, von ihren Bergen herabzusteigen und nach den spanischen Schildwachen auf den Wällen, wie nach der Scheibe zu schiessen. Vor fünf oder sechs Jahren wurde der Gouverneur eines dieser Presidios von den Eingeborenen bei irgend einer Gelegenheit thätlich misshandelt, und die einzige Genugthuung, welche Spanien für diesen „ernsten Zwischenfall" erlangte, bestand darin, dass es — den betreffenden Offizier ablösen liess. Der Sultan, der bekanntlich im Rif nur in partibus regiert, ordnete eine Untersuchung an, die Rif-Berber lachten darüber, von einer Bestrafung der Uebelthäter war nicht die Rede. Es liegt jedoch auf der Hand, dass ein solcher Vorfall, der sich jeden Tag ereignen kann, unter Umständen einen vorzüglichen casus belli abgiebt. Das war im Jahre 1859 der Fall; damals wollte Spanien aus gewissen Gründen den Krieg mit Marokko und be-

1) In der LORSBACH'schen Uebersetzung des LEO AFRICANUS finden sich verschiedene dieser Namen in verstümmelter Form, z. B. Beni Sahid statt Beni Sa'id, Beni Gueriaghel statt Urjagel, ferner Seusaoen für Scheschâuen, Beni Zarwol für Beni Seruâl, Beni Tenzin für Tusin u. s. w.

2) Description nautique de la côte nord du Maroc, Paris 1857.

3) Der spanische Name „Velez" ist aus der Bezeichnung „Bâdis" der Eingeborenen entstanden. Der Ort liegt an der Stelle der antiken Parietina in Antonin's Itinerar. Man hört denselben auch oft als „Velez de la Gomera" („Gomera") bezeichnen, nach der gleichnamigen mächtigen Berberfraction.

4) Arabisch „el Mesemma": „ad sex insulas" der Alten. GRABERG VON HEMSOE (l. c. S. 25) nennt den Ort „Hádjar-en-Nekur", Felsen des Nekûr, an dessen Mündung die Stadt auf einem steilen Felsen liegt. Der Name „al Hucemas" soll nach demselben Autor im Arabischen „Lawendel" bedeuten. (?)

5) Der vierte und grösste Presidio, Ceuta (Sebta), „ad Abilem" Antonini, kommt, als ausserhalb des Rif liegend, hier nicht in Betracht.

nutzte ähnliche Vorfälle, die sich bei Ceuta ereignet hatten, um denselben herbeizuführen. Wenn also die Spanier der Presidios vollkommen so zu sagen in Quarantaine leben, so müssen sie ihrerseits doch den „Rifeños“, — so nennt der Spanier die Rîfleute, — erlauben, ihre Plätze zu besuchen, schon aus Verproviantirungsgründen. Doch ist der Verkehr und Handel im Ganzen sehr unbedeutend. In Melilla (berb. Mlila, „die Weisse“) ist das Verhältniss in den letzten Jahren ein besseres geworden, seitdem einzelne Dampfer der Messagerie maritime (Linie Marseille—Oran) dort anlaufen und der Sultan die benachbarten Stämme Geláian (Ḳelaia) und Kibdâna unterworfen hat.

Eine Anzahl von Rifeños steht als Soldaten in spanischen Diensten, welche, wie ich in Ceuta sah, ein nach Art der Zuaven uniformirtes besonderes kleines Corps bilden und „Moros del rey“ genannt werden.

Das Ansehen und die Macht des Sultans von Marokko stehen also im Rif auf sehr schwachen Füssen. Obgleich nominell zu diesem Reiche gehörig, sind die Ruáfa thatsächlich unabhängig, sie stellen keine Soldaten und zahlen entweder gar keine Steuern oder nur gelegentlich solche in der Form von freiwilligen Abgaben oder Geschenken. Mulai Ḥassan hat auch nur an wenigen Punkten dieses ganzen Küstendistrikts Ḳâids oder Gouverneure, welche, wo sie vorhanden sind, so gut wie Nichts zu sagen haben. Diese Spuren einer Verwaltung Seitens der marokkanischen Regierung finden sich in den östlichen Theilen des Gebietes, im Gart, bei den Beni Snassen u. s. w. Meist sind es die Schechs früherer unbotmässiger Stämme, welche nach einigen glücklichen „Ḥarka's“ oder Zügen des Sultans mit bewaffneter Macht zu ihrer Unterwerfung als Ḳâids installirt wurden. Seit dem Regierungsantritte des jetzigen Sultans 1873 hat derselbe drei Expeditionen nach dem nördlichen Küstengebiete in Scene gesetzt. Die erste, im Jahre 1875 unternommene, hatte den eigentlichen Rif, zwischen Uâd Lau und Uâd Nekûr, zum Ziel. Ein auf diese Expedition bezügliches Soldatenlied, „el-ḥarka ler-Rif“ [1]) betitelt, wird noch gegenwärtig von den ʿAskar viel gesungen. Mulai Ḥassan trat bei dieser Gelegenheit sehr milde und versöhnlich auf. Er ging nicht in das unwegsame Innere des Gebietes, benahm sich überall vorsichtig und erreichte so, dass der ganze Zug, so viel ich wenigstens darüber erfahren konnte, unblutig verlief. Der Eindruck, den er auf die Rif-Berber machte, soll ein sehr günstiger gewesen sein. Man erzählte, dass an einzelnen Orten die Verehrung und der Enthusiasmus sogar einen solchen Grad erreicht habe, dass das Volk den Bernûs des Sultans, den ihm dieser willig überliess, in kleine Stücke zerrissen und dieselben als eine Art Talisman heimgetragen habe. Seit diesem „Antrittsbesuche“, den Mulai Ḥassan nur unternommen hatte, um seinem Volke und den europäischen Mächten zu zeigen, dass er auch in diesem Theile seines Gebietes Herr sei, und der ohne jede practische

1) Correct: el-ḥáraka il' er-rîf, die Ḥarka nach dem Rîf.

Folgen blieb, ist der Sultan nicht wieder in den eigentlichen Rif gegangen, wohl aber 1876 nach der Nordostgrenze seines Reiches. Hier unterwarf er die Beni Snassen und Beni Bu-Segû, sowie die Kibdâna. Mit Hülfe der letzteren bekriegte er dann auf dem Rückwege die Ġijâta[1]), welche ihm auf dem Hinmarsche eine arge Schlappe beigebracht hatten. Die Armee wurde an einer Schlucht am Ufer des Uâd Bu-Gerba überfallen; man sagt, die Ġijâta hätten Schleusen gebaut, die sie plötzlich einrissen, und durch die auf die Marschkolonne hereinbrechenden Wasser des Bergstromes wurde dieselbe erschüttert. Die Ġijâta hatten in der allgemeinen Verwirrung leichtes Spiel. Sie tödteten eine grosse Anzahl der Truppen des Sultans, diesem selbst wurde das Pferd unter dem Leibe erschossen, und selbst ein Theil seiner Frauen war nahe daran, gefangen zu werden. Die Beute der Ġijâta, die u. a. auch verschiedene Geschütze nahmen, war sehr gross, die Niederlage der Truppen vollständig. Ich will über diesen unbotmässigsten aller Stämme, der, wie die Marokkaner sagen, „nicht Gott, nicht Sultan fürchtet und nur das Pulver kennt“, hier einige Notizen, nach FOUCAULD[2]), geben. Die Verfassung des Stammes, der im Ganzen etwa 3000 Fussgänger und 200 Reiter aufstellen kann, ist eine durchaus demokratische. Sie haben weder Schechs, noch sonst Chefs irgend welcher Art, — jeder für sich mit seiner Waffe. Trotzdem giebt es unter ihnen, wie überall, einige Persönlichkeiten, die durch Klugheit, Tapferkeit, Wohlhabenheit einen dominirenden Einfluss erworben haben. Gegenwärtig ist ein gewisser Bel Chadir, Bewohner des Dorfes Negert, die einflussreichste Persönlichkeit. Ausserdem geniessen einige religiöse Chefs: Mulai Edris Serhon, Mulai ʿAbd-er-Raḥmân u. s. w., und Schürfa aus deren Descendenz Einfluss und Ansehen bei ihnen, besonders der erstgenannte Heilige. Unzweifelhaft von berberischer Abstammung, sprechen die Ġijâta gegenwärtig fast durchgehends arabisch. Sie bewohnen vorwiegend rauhes Gebirgsland und theilen sich in 6 Fractionen. Die Männer sowohl wie die Frauen dieses Stammes sind im Durchschnitt von hohem Wuchs; die Weiber sind stets unverschleiert, die Männer gehen barhäuptig, eine dünne Schnur von Kameelwolle oder weisser Baumwolle um Stirn und Kopf gewunden. Beide Geschlechter schnupfen — eine Leidenschaft, der in Marokko sonst nur ältere Leute, Tolba oder Schriftgelehrte, meist in den Städten, fröhnen. Die Männer der Ġijâta sind überdies starke Kifraucher.

Die Beni Snassen wurden ganz unabhängig bis 1876 von ihren erblichen Schechs regiert; des letzten derselben, des Hadj Mimun Ben el-Baschir, der sehr angesehen und beliebt bei seinem Stamme war, bemächtigte sich der Sultan mit List und warf ihn ins Gefängniss. In dem genannten Jahre theilte der Sultan diesen Stamm in vier Theile, deren jedem er einen Ḳâid vorsetzte, welchem sie indessen nur einen sehr

1) Auch bei diesem Worte, wie bei Fâss, Miknâss, Berâbir, Snâta u. s. w., tritt in der vulgären Sprache eine Wandlung des langen â in ŏ oder ê ein, also gespr. Ġijēta (Riāta).
2) A. a. O. S. 33 und 34.

bedingten Gehorsam entgegenbringen. Bei den Beni Bu-Segû wurde deren früherer Schech, Hamâdu, vom Sultan zum Ḳâid ernannt.

Im Jahre 1880 schickte Mulai Ḥassan seinen Onkel. Mulai el-Amin, nach dem Gart; derselbe unterwarf nach einer sehr langen Ḥarka die Geláia, die sich seitdem in einem gleich lockeren abhängigen Verhältniss zur marokkanischen Regierung befinden. Damit ist die Liste der tributären Rif-Stämme erschöpft.

Ein gebildeter und unterrichteter Tetâuni (Bewohner von Tetuan), mit welchem ich mich einmal über die Unbotmässigkeit der Rif-Berber unterhielt, sprach sich dahin aus, dass der Sultan und die gesammte Bevölkerung des Landes im Grunde gar keine Ursache hätten, mit diesem status quo besonders unzufrieden zu sein. Die wilden Ruáfa in ihren unzugänglichen Gebirgen, überhaupt die unbotmässigen kriegerischen Stämme im ganzen östlichen Theile des Landes seien der beste Wall gegen eine Occupation Marokko's durch die Franzosen von Algerien aus.

Die gleichen Gründe haben bisher nicht nur eine wissenschaftliche Erforschung, sondern selbst jede Bereisung des Rif-Gebietes durch Europäer unmöglich gemacht, so dass man dasselbe mit Fug und Recht als einen der am wenigsten bekannten Punkte des gesammten afrikanischen Continents bezeichnen kann.

Als der beste Kenner des Rif konnte der mehrfach erwähnte, jetzt verstorbene französische Ministerresident TISSOT gelten. Doch beruhten auch TISSOT's Kenntnisse von diesen Landestheilen Marokko's nur in sehr geringem Maasse auf eigener Anschauung, sondern allermeist auf sehr sorgsam gesichteten und zuverlässigen Informationen durch Eingeborene. Vor einigen Jahren machte ein anderer Franzose, der Vicomte MAURICE DE CHAVAGNAC[1]), den Versuch, von Ruáfa in Tanger ein grösseres, mitten im Rif gelegenes Stück Land käuflich zu erwerben, oder er erwarb dasselbe sogar in aller Form. Es handelte sich damals, unter der Amtsführung des intriguanten französischen Ministerresidenten ORDEGA, wohl um ein politisches Manöver, darum, einen Druck auf den Sultan auszuüben, oder zum mindesten um eine Speculation auf die Börse Sr. Scherifischen Majestät. Man hatte, so wurde mir von glaubwürdiger Seite in Tanger erzählt, auf Grund ähnlicher Präcedenzfälle gehofft, der Sultan werde, bei seiner bekannten Scheu vor Complicationen mit Europäern, durch die Festsetzung eines solchen im Rif sich sofort veranlasst sehen, das betreffende Grundstück für einen weit höheren Kaufpreis in seinen Besitz zu bringen. Dies geschah jedoch nicht. Die Angelegenheit stand vor Kurzem noch so, dass Hr. V. CHAVAGNAC zwar „Grossgrundbesitzer“ im Rif ist, aber weder zur See noch auf dem Landeswege sein Eigenthum erreichen kann. Gegen

1) CHAVAGNAC ist einer der wenigen Europäer, welche die Tour von Fâss nach Udjda (über Tessa) gemacht haben. Es war ihm durch Empfehlungen des Scherif von Uasán möglich. Ich traf in Tetuan und Tanger wiederholt mit CHAVAGNAC zusammen; derselbe hat in letzterer Stadt seinen bleibenden Aufenthalt.

eine Landung von der Seeseite aus erhebt der Sultan Protest, da sich an der Rif-Küste keine Duane, überhaupt an der ganzen Nordküste Marokko's keine dem Verkehr geöffnete Landungsstelle befindet, und der Landweg ist zu gefährlich.

Das Wenige, was wir also über die Rif-Berber wissen, ist nicht in deren Gebiete selbst erkundet, sondern durch Beobachtung an ausserhalb desselben lebenden Ruâfa und Informationen bei denselben in Erfahrung gebracht. Ganz besonders in Tanger hält sich stets eine grosse Anzahl dieser Leute auf, die theils der Folgen der Blutrache wegen, theils um Arbeit zu suchen, ihre Heimath verlassen haben. Das „jus talionis" wird bei allen marokkanischen Berbern und Arabern nach bekanntem mohammedanischem Brauch ausgeübt, bei den Rif-Berbern in der strengsten Form: die Sache wird dort höchst selten, man kann sagen nie, mit Geld in Ordnung gebracht. Auch in Tetuan, der dem Rif zunächst gelegenen marokkanischen Stadt, findet man viele Leute von dort. Ueberhaupt sind dieselben, — und das ist eine Eigenschaft, die sie, nach meiner Beobachtung, mit den Schlöḥ, nicht aber mit den Berbern der mittleren Gruppe theilen, — sehr wanderlustig. Sie entschliessen sich leicht, auf längere oder kürzere Zeit in die Nachbarschaft, nach Algerien oder Tunis, auf Arbeit zu gehen. Ich traf ganze Trupps der Leute in Algier und Médéa, wo sie meist als Erdarbeiter thätig waren und für fleissig und tüchtig angesehen wurden.

Im Allgemeinen präsentiren sich die Rif-Berber, wie jeder Reisende, der Tanger besucht, Gelegenheit hat, sich zu überzeugen, als mittelgrosse, kräftige, breitschulterige Gestalten. Sehr häufig begegnet man unter ihnen Individuen mit flachsblondem oder röthlichem Haar und blauen Augen, von denen viele auch durch ihren kurzen Hals, das breite, runde oder mässig ovale Gesicht mit hervortretenden Backenknochen u. s. w. vollkommen an den gewöhnlichen Typus unserer norddeutschen Landleute erinnern.

Ueber diese eigenthümliche Erscheinung, welche sich auch in der algerischen Kabylie findet, ist viel geschrieben und gestritten worden, — ich citire nur: Aucapitaine, Bruce, Carette, H. Duveyrier, Faidherbe, Guyon, O. Houdas, Henry Martin, Masqueray, Perier, Plaifair, Shaw, Tissot, Topinard, — jedoch bisher ohne jedes bestimmte Ergebniss. Die einen behaupten, dieses theilweise Blondsein sei ein Attribut aller vorwiegend in höheren Gebirgen lebenden Völker, auch in südlichen Breiten, und sei daher bei den Berbern gar nicht besonders merkwürdig. Andere führen es auf fremde Einflüsse und Vermischungen in historischer Zeit zurück. Noch andere halten die blonden Berber für Ueberbleibsel jener Rasse, welche in prähistorischer Zeit die vorgefundenen megalithischen Denkmäler errichtet habe und welche nordischen Ursprungs gewesen sei. So lange keine eingehenden anthropologischen und linguistischen Untersuchungen nach dieser Richtung angestellt werden können, wird die Frage, wie so manche andere, ungelöst bleiben, — wenn sie überhaupt noch zu lösen ist.

Meine Ansicht bezüglich der Rif-Bewohner ist die, dass die in Rede stehende Erscheinung auf eine Vermischung mit nordischen Elementen und zwar mit den 429 n. Chr. von der pyrenäischen Halbinsel ausgewanderten Vandalen zurückzuführen sei. Wenn wir auch wissen, dass das Gros der Vandalen viel weiter östlich auf afrikanischem Boden gelandet ist, so ist doch ein Uebertreten kleinerer Partien in den Rif durchaus möglich, sogar wahrscheinlich, und hier, in diesen abgeschlossenen Gebirgsthälern, in dem gewiss schwach bevölkerten Gebiete, konnten sie ihre Rasse in sich fortpflanzen oder doch sehr integrirend auf die schon vorhandenen Elemente einwirken. Als Nordländer kam ihnen bei ihrer Acclimatisirung das rauhe Klima der Rif-Gebirge zu statten. Ein Umstand scheint mir jedenfalls für die Richtigkeit dieser Theorie zu sprechen. Wir können, da wir doch ursprünglich bei allen Berbern einen gemeinsamen Grundstamm annehmen müssen, die gegenwärtig unter ihnen vorhandenen grossen Verschiedenheiten in Typus, Sprache, Sitten und Gebräuchen nur auf fremde Einflüsse zurückführen, denen sie mehr oder minder ausgesetzt waren. Warum findet sich nun unter den Schlöḥ, Berbern der Gruppe 3, die doch zum Theil in noch höheren Gebirgen, im Grossen Atlas, leben, nicht eine Spur von blonden Elementen? Das ist eine Thatsache, die jeder, der im Gebiet der Schlöḥ gereist ist, zugeben muss. Ich selbst habe unter Tausenden dieser Berber nicht ein blondes Individuum gesehen, während bei den Rif-Berbern in Tanger, Tetuan u. s. w. das Verhältniss zwischen Blonden und Dunkelhaarigen etwa wie 2 : 5 ist. Die blonde Bevölkerung der Ḳasba Agurai im Gebiete der Beni Mtir (Gruppe 2) ist, wie wir sehen werden, auf andere Ursachen zurückzuführen. Da alle Invasionen, welche in Marokko stattgefunden haben, von den Phöniciern bis zu den Arabern, von Norden oder Nordosten her gekommen sind, so hatte der Rif stets den ersten Anprall auszuhalten; nach den Gebirgsgegenden des Landinnern gelangten fremde Einflüsse entweder gar nicht oder nur auf Umwegen und dann in sehr abgeschwächtem Maasse. In ähnlicher Weise mag das Vorkommen blonder Elemente unter den kanarischen Guanches, den westlichsten Repräsentanten des grossen Berbervolkes, durch dorthin verschlagene nordische Elemente zu erklären sein. Ueberhaupt haben hier, auf den abgeschlossenen Inseln, wohl alle fremden Vermischungen intensiver, nachhaltiger gewirkt, wie auf dem benachbarten Festlande, wo sie sich mehr zerstreuten. Wir können also annehmen, dass lange vor dem Einbruch der Araber in den Maġrib schon wesentliche Verschiedenheiten zwischen den berberischen Insulanern und ihren continentalen Verwandten bestanden.

Ueber die blonden Berber in Algerien wird in einem kurzen Résumé bei E. RECLUS[1]) Folgendes mitgetheilt: Sie sind zahlreich im Aurèsgebirge und namentlich bei Chenschela und im Djebel Scheschar; in der gesammten

1) A. a. O. S. 380 u. f.

Provinz Constantine machen sie, nach FAIDHERBE, etwa ein Zehntel der Gesammtbevölkerung aus. Die Denhadja, welche in einem zum Flussgebiete des Ssafssaf[1]) gehörigen kleinen Thale, südöstlich von Philippeville, wohnen, behaupten, von blonden Vorfahren abzustammen, obgleich Kreuzungen mit ihren Nachbarn vielfach dunkle Augen und Haare bei ihnen hervorgebracht hätten. Sie nennen sich selbst „Ulêd el-Djuhâla", „Söhne von Heiden", und bis vor nicht langer Zeit errichteten sie noch auf den Begräbnissstätten ihrer Todten massive Blöcke, bei welchen sie religiöse Ceremonien begingen. Diese Thatsache giebt der Hypothese verschiedener Gelehrten einen Rückhalt, welche den Bau der algerischen Megalithen blonden, vom Norden her über die iberische Halbinsel durch die Meerenge von Gibraltar gekommenen Völkern zuschreiben. Man hat auch in diesen blonden Afrikanern Abkömmlinge römischer Söldner, speciell der Gallier und Germanen, sehen wollen, welche von den Römern zur Vertheidigung ihrer Südgrenze hier stationirt waren. Nach anderen Autoren wären die von Belisar um 533 in's Aurèsgebirge zurückgeworfenen Vandalen nicht völlig verschwunden. Dank der Höhe der Gebirge hätten sich diese nordischen Einwanderer dem afrikanischen Klima gefügt, und die Brüder der Scandinavier figurirten jetzt unter den algerischen Berbern. Es wird weiter nachgewiesen, wie sich bei einigen kabylischen Triben, z. B. den Uled el-'Askar, auch der römische Typus[2]) und die Tradition aus der Römerzeit vollkommen erhalten hat. Bekannt ist, dass vor der Besitznahme Nordafrika's durch die Araber viele der dortigen Bewohner sich zur christlichen oder zur jüdischen Religion bekannten. Aus jener späteren römischen Epoche, wo die Bergbewohner der Provinz Afrika ihre Bischöfe zum Concil schickten, glaubt man, schreibe sich der noch heute bestehende Brauch, dass im Aurès die Berber sich am 1. Januar (innâr[3])) besuchen, sich beglückwünschen u. s. w.

Speciell in Bezug auf die blonden Berber des Sultanats Marokko wird auf S. 688 nur gesagt, dass, ebenso wie unter den Schanija und Kabylen Algeriens, sich auch unter den Imasigen Marokko's Individuen mit blonden Haaren und blauen Augen befänden. Aber in den mittleren und südlichen Gegenden scheine der blonde Typus sehr selten zu sein. ROHLFS sagt, er habe auf seinen zahlreichen Touren in jenen Gegenden nur ein Individuum bemerkt, welches sich von den anderen durch helle Färbung des Haares unterschieden habe. Im Rif, d. h. in der Küstengegend, wo öfter Einbrüche oder Einwanderungen von der pyrenäischen Halbinsel her stattgefunden haben, bemerkt man die blonden Berber in grösster Anzahl.

1) Uâd Ssafssaf = Weisspappelfluss.

2) Worin die charakteristischen Merkmale dieses „römischen Typus" bestehen sollen, ist leider nicht angegeben.

3) Auch in Marokko, bei der arabischen und noch mehr bei der berberischen Bevölkerung, sind die christlichen Monatsnamen, wenn auch in sehr verstümmelter Form (z. B. „ruscht" für August, „schutembir" für September u. s. w.), nicht unbekannt.

Tissot war, als er in der Nähe des Rif reiste, erstaunt, einem so starken Procentsatze von Leuten mit vollständig nordischen Gesichtszügen unter den Rif-Berbern zu begegnen. Hat man in ihnen, mit Faidherbe, die mehr oder minder vermischten Nachkommen derer zu sehen, welche die megalithischen Denkmäler der Gegend errichtet haben?

Was den Charakter der Ruâfa betrifft, so suchen die Araber wahre Monstra an Schlechtigkeit aus ihnen zu machen, während Andere, z. B. Spanier, welche sie vielfach in Dienst nehmen, sie im Durchschnitt für ganz treue und zuverlässige Leute erklären. Die Wahrheit mag wohl in der Mitte liegen. Jedenfalls sind viele ihrer Eigenschaften, die wir von unserem Standpunkte verdammen, das Resultat von Verhältnissen und Anschauungen, in denen das Volk seit undenklicher Zeit lebt.

Innerhalb des Rif-Gebietes dürfen wohlhabende Araber ebenso wenig reisen, wie Christen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, ausgeplündert oder ermordet zu werden, und selbst ein einmal zugesicherter Schutz (anâia) soll bei den Rif-Berbern oftmals gebrochen werden. Der religiöse Fanatismus spielt dabei eine sehr geringe Rolle, — denn die Ruâfa sind keine eifrigen Muslemin; — sondern mehr unbegrenzte Raublust und Abneigung gegen alles Fremde. Die Araber sagen: Traue einem Rifi niemals; bist du mit ihm auf dem Marsche, so lasse ihn, und sei er dein eigener Verwandter, stets vorangehen, um nicht unversehens seiner Tücke zum Opfer zu fallen.

Die Behandlung der Juden bei den Ruâfa ist eine sehr schlechte; es sind in Folge dessen auch sehr wenige dort, die meisten in Taferssit.

Die Rif-Berber sind, vielleicht in Folge ihrer oftmals bösen eigenen Intentionen, auch gegen Andere sehr misstrauisch. Sie gestatten z. B. niemals, dass Jemand bei der Besichtigung ihrer stets scharf geladenen Feuerwaffen mit dem Finger in die Nähe des Abzuges fasst, sehen es überhaupt sehr ungern, wenn ein Fremder ihre Waffen in die Hand nimmt. Der Grund ist lediglich der, dass sie fürchten, es könne der Betreffende den Moment ihrer Wehrlosigkeit benutzen und die Waffe gegen sie selbst gebrauchen. Die ewigen Fehden und Kämpfe, nicht allein der verschiedenen Kabilen, sondern oftmals auch der einzelnen Familien untereinander, haben den Leuten dieses unbesiegbare Misstrauen gegen Alle und Jeden eingeimpft. Von den Ruâfa in Tanger haben, wie ich schon erwähnte, viele aus Furcht vor der Blutrache ihre Heimath verlassen, und sie leben in der steten Furcht, dort von einem Mitgliede der feindlichen Partei aufgesucht und getödtet zu werden.

Als ich im Jahre 1880 zum ersten Male in Tanger war und diese Verhältnisse noch nicht kannte, hätte ich beinahe Gelegenheit gehabt, sie in sehr wenig angenehmer Weise practisch zu erproben. Ich ging eines Tages ausserhalb der Stadt mit einem schweizer Maler, welcher mit mir das gleiche Hôtel bewohnte, spazieren. Wir begegneten einem Rifi, dessen

fremdartige Erscheinung, Kleidung und Bewaffnung mich ungemein interessirten. Wir näherten uns ihm, boten ihm Cigarretten an und der Maler sprach einige Worte in gebrochenem Arabisch mit ihm. Während dessen streckte ich unwillkürlich den Arm aus, wie um den Kolben einer der grossen Steinschlosspistolen, die er im Gürtel trug, zu ergreifen. Da sprang der Mann mit einem so drohenden Ausdrucke zurück und legte selbst die Hand an den Kolben seiner Waffe, dass ich ganz erstaunt war und zuerst gar nicht wusste, womit ich seinen Unwillen erregt hatte. Der Schweizer, der schon ein halbes Jahr in Tanger lebte, klärte mich dann darüber auf.

Die Ruâfa zeichnen sich durch besondere Tracht und Bewaffnung aus, welche von der der beiden anderen Gruppen verschieden ist, dagegen der Tracht der Djebêla sehr nahe steht. Aus diesem Grunde verwechseln Fremde, welche nur wenige Tage oder Wochen in Tanger bleiben und keinen scharfen Blick für dergleichen Unterschiede haben, diese beiden Kategorien stets. Der Djibeli trägt beispielsweise mit Vorliebe das rothtuchene, oft mit einer Goldborde besetzte Futteral seiner langen Steinschlossflinte turbanartig um den Kopf gewunden, während der ächte Rif-Berber stets barhäuptig geht und nur bei ungünstiger Witterung die Kapuze seiner Djellâba[1]) über den Kopf schlägt. Dieses Kleidungsstück, ein weiter, sackartiger Ueberzieher mit weiten, kurzeln Aermeln und nie fehlender Kapuze, ist typisch für das nordatlantische Marokko. Es variirt im Schnitt nie, wohl aber in der Art und der Färbung des Stoffes, je nach der Localität und den Mitteln seines Besitzers. Der feine Städter z. B. trägt eine Djellâba von theurem, aus Europa importirtem, dunkelblauem Tuche, während der Rifi und der Djibĕli meist einfarbig braune oder graue, schwarz oder braun gestreifte Djellâben, sehr stark und dauerhaft aus Wolle gewebt, tragen. Beide lieben es, mit bunten Stickereien in Tuch, oft auch in Seide, ihre Djellâben zu verzieren.

Der Rifi trägt stets einen kleinen geflochtenen Zopf an der rechten Seite des Hinterkopfes, während der Djibĕli dies nur in jüngeren Jahren thut und später, der allgemeinen muselmanischen Sitte folgend, sich den Kopf ganz rasirt.

Auch bei dem sogenannten Pulverspiel, la'b el-bârûd, haben die Rif-Berber andere Gewohnheiten, als die arabisch redenden Djebêla. In Tanger kann man diesen Brauch, der bei Hochzeiten, Beschneidungen, religiösen Festen geübt wird, fast täglich beobachten. Meist kommen die Leute

1) In manchen Gegenden hört man auch die Bezeichnung „Djellabîa" für dieses Kleidungsstück. — Bereits LEO AFRICANUS (a. a. O. S. 318) thut desselben in seiner Beschreibung der Landschaft „Errif" mit den Worten Erwähnung: „Die Einwohner tragen alle Wollensacktuch, welches von der Art der Bettdecken, die man in Italien sieht, ist und schwarze und weisse Streifen hat. Sie haben Kapuzen daran, die sie über den Kopf ziehen, so dass man sie beim ersten Anblick eher für Thiere, wie für Menschen halten muss."

bei solchen Gelegenheiten aus ihren Bergdörfern nach der Stadt, die Mehrzahl natürlich aus dem umliegenden Distrikte von Andjĕra, aber auch von weiter her. Man versammelt sich an einer bestimmten Stelle, gewöhnlich auf dem grossen Ssôḳ (Marktplatze) vor dem oberen Stadtthore. Jeder Mann hat sein langes Gewehr bei sich, welches mit einer so starken Pulverladung gespeist wird, dass man bei dem jedesmaligen Abfeuern glaubt, einen Böllerschuss zu hören, und in Begleitung einiger Musikanten wird in die Stadt gezogen, in einer Formation, für die wir den sehr bezeichnenden vulgären Ausdruck „Gänsemarsch" haben. Die Musik bildet den Schluss; sie besteht unweigerlich — in allen solchen Bräuchen sind die Marokkaner in hohem Grade conservativ — aus zwei Instrumenten: einer „ğeita" genannten Clarinette, welcher mit aufgeblasenen Backen die lautesten, quickendsten und näselndsten Töne entlockt werden, und einer grossen, schmucklosen Trommel oder eigentlich Pauke, „tĕbĕl" (tbâl), deren obere Seite mit der rechten Hand mittelst eines hölzernen Paukenschlägels bearbeitet wird, während die linke Hand, mit einem dünnen Stäbchen bewaffnet, die Unterseite schlägt. In bestimmten Reprisen wird nun Halt gemacht, ein Kreis formirt und es werden möglichst gleichzeitig die Gewehre, nachdem sie vorher verschiedentlich balancirt worden sind, nach dem Boden zu abgefeuert. So geschieht es bei den Djebêla; die Ruâfa hingegen stellen sich nicht im Kreise, sondern in zwei Reihen, etwa wie wir beim Contretanz, einander gegenüber auf, „chassiren" dann einige Mal durcheinander, wobei sie ein eigenthümlich gellendes, trillerndes Geschrei ausstossen, ähnlich den bekannten Lauten der mohammedanischen Frauen bei Freuden- oder Trauerbezeugungen, und feuern ihre Gewehre ab. Bei diesem Durcheinanderchassiren halten sie ihre Gewehre in einer ähnlichen Position, wie unsere Soldaten beim Bajonetfechten.

Die Bewaffnung der Rif-Berber besteht, ausser der bekannten langen Steinschlossflinte von arabischer Form, mit breitem Kolben, wie sie vielfach in Tetuan gefertigt werden (Fig. 1), noch aus sogenannten Reiterpistolen, gleichfalls mit Feuersteinschlössern. Ausser diesen beiden, nicht im Rif allein gebräuchlichen Schusswaffen haben die Ruâfa noch ein langes Dolchmesser mit gerader, sehr dünner und spitzer Klinge und einem eigenthümlich geformten Griffe in Gebrauch. Diese Waffe, welche eine Länge von 2—2½ Fuss hat, ist dem Rif ausschliesslich eigen und sie wird auch von den Arabern „ssebûla rifîa", „Rif-Dolch", genannt (Fig. 2).

Ein sehr sonderbares, dudelsackartiges Musikinstrument, „sammer" (sammâra, Flöte), zwei Hörner durch eine Thierhaut verbunden, ist gleichfalls dem Rif eigenthümlich (Fig. 3).

Die Rif-Berber sind in ihrer Heimath nicht ohne eine gewisse rohe Industrie, welche zwar der bei den Schlöḥ bestehenden, hoch entwickelten, nicht entfernt nahe kommt, andererseits aber die der „Brêber" übertrifft. Sie beschränkt sich vornehmlich auf die Fertigung von groben Wollstoffen

zu ihrer Bekleidung und des einfachsten Ackerbau- und Hausgeräthes. Im Gart fertigt man vortreffliche Mühlsteine. Die berühmten Teppiche, deren Herstellung man gewöhnlich den Beni Snassen zuschreibt, kommen nicht von diesen, sondern von den Beni Bu-Segû. Die in Tanger lebenden Rif-Leute gelten als geschickte Maurer. Die Rif-Berber sind keine Nomaden, sondern sie sind sesshaft und leben demgemäss, mit Ausnahme einiger weniger Kabilen im äussersten Osten des Gebietes, auch nicht in Zelten, sondern in zu kleinen Dörfern vereinten Stein- und Holzhäusern. Fischfang wird von ihnen an der Küste viel getrieben, desgleichen Bienenzucht in den niederen Gebirgen. Als Strandräuber waren die Ruâfa früher sehr berüchtigt, und sie würden auch heute noch kein Bedenken tragen, ein Schiff und die Mannschaft desselben auszuplündern, welches das Unglück haben sollte, an ihrer Küste zu scheitern. Aggressive Piraten in dem Maasse, wie etwa die von Rabat und Sselâ, sind sie nie gewesen.

Fig. 1.



Fig. 2.



Thatsache ist, dass die Rif-Berber vielfach, — entgegen der gerade in Marokko sonst so sehr streng beobachteten mohammedanischen Satzung, — das Fleisch vom wilden Schwein essen. Nach LEO AFRICANUS[1]) sollen sie (im 16. Jahrhundert) auch dem Weingenusse in starkem Maasse gefröhnt haben. Dass aber, wie einzelne Reisende behaupten, verschiedene Tribus der Ruâfa die Beschneidung nicht übten, ist mir im Lande selbst von allen Seiten bestritten worden, sogar von Arabern, die sonst jede Gelegenheit benutzen, um denselben Uebles nachzusagen.

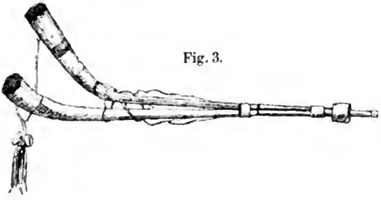


Fig. 3.

1) A. a. O. S. 308. „Die Bewohner (des Rif) sind auch tapfere Leute; allein dem Trunke ungemein ergeben und schlecht gekleidet. Man findet ausser Ziegen und Eseln wenige Thiere; doch Affen sind in grosser Menge vorhanden. Städte giebt es nur wenige; die Castelle und Dörfer bestehen aus elenden Häusern von einem Stockwerke, gleich den Ställen in Europa. Die Dächer sind mit Stroh und schlechten Baumrinden gedeckt u. s. w." Auch weiterhin spricht LEO bei der Beschreibung verschiedener „Berge" der „Landschaft Errif" — er versteht unter „Berg" immer das von einem Stamme bewohnte Gebiet — stets von dem Weinbau, der damals im Rif getrieben wurde.

Nach Mittheilungen, die TISSOT und DUVEYRIER gemacht wurden, deren Richtigkeit aber sehr zu bezweifeln ist, sollen sich in den abgeschlossenen Thälern des Rif noch einzelne Korân-Exemplare, in alten berberischen Lettern [1]) geschrieben, vorfinden. Mir selbst wurde von glaubwürdigen Schlöḥ erzählt, dass im Ssûss einzelne Exemplare des Korân in Schilḥa (Sprache der Schlöḥ) übersetzt, aber mit arabischen Buchstaben geschrieben, vorhanden seien. Es wäre das gleichfalls eine grosse Seltenheit.

Der Hauptgebirgsstock im Süden des Gebietes führt von dem historischen Berberstamme Ssenhâdja seinen Namen und gliedert sich in zwei, Ssenhâdja-Sseġir und Ssenhâdja-Rdradu genannte Ketten.

Die sonst charakteristische berberische Stammbezeichnung „Ait“ [2]) scheint bei den Ruâfa eigenthümlicher Weise gar nicht oder nur sehr sporadisch vorzukommen, vielmehr überall durch die arabischen Worte von gleicher Bedeutung, „Beni“ oder „Ulêd“, ersetzt zu werden.

GREY JACKSON [3]) schätzt die Bevölkerung des Rif, ganz willkürlich, auf 200 000 Köpfe.

II. Mittlere Gruppe. Brêber.

Die Stämme, welche diese Gruppe bilden, bewohnen das Centrum von Marokko, d. h., allgemein gesagt, das Gebiet, welches sich südlich der Städte Miknäss (Miknâssa) und Fäss bis an die östliche Hälfte des grossen Atlas und über diesen hinaus bis zur Oase Tafilelt und zum oberen Draaflusse erstreckt, und so, im Südosten und Süden, in das Gebiet der stark mit nigritischen Elementen durchsetzten berberischen oder arabischen Bevölkerung übergeht. Im Nordwesten gehen einige Brêber-Kabilen, die Geruân und Semûr-Schilḥ [4]), weit über Miknäss hinaus; sie occupiren das Gebiet fast auf die halbe Entfernung zwischen dieser Stadt und den Küstenplätzen Rabat und Sselâ.

Im Norden wird das Gebiet, und zwar in der Reihenfolge von Westen nach Osten, durch die arabisch redenden Kabilen der Ulêd Aissa (ʿIssa), Schraga und Ulêd Djemma, Ulêd el-Hadj, Hiaina und Ġijâta begrenzt. Im Osten dürfte etwa eine Linie, welche man sich von Tafilelt nach Norden über Kssâbi-esch-Schürfa nach Tessa gezogen denkt, die Grenze beider Sprachgebiete bilden, indem östlich von dieser Linie „el-árbîa“, westlich derselben „el-berberîa“ gesprochen wird. Die Ulêd el-Hadj, Ulêd Chana, Hauuâra u. s. w. sind die benachbarten, arabisch sprechenden Tribus. Im

1) Die einzigen berberischen Schriftzeichen, die man gegenwärtig kennt, sind die bei den Tuareg gebräuchlichen. Vergl. die Grammatiken dieser Sprache von STANHOPE-FREEMAN, HANOTEAU u. s. w.

2) Ait = Söhne, Nachkommen. Der Sing. = U.

3) A. a. O. S. 26.

4) Correct müsste es heissen: Semûr-Schlöḥ, wenn wir von der Mehrheit sprechen (Schlöḥ = Plur. von Schilḥ); doch sagen die Araber im Lande selbst Semûr-Schilḥ, und ich habe daher diese Bezeichnung beibehalten.

Süden stossen die Brêber mit den Schlöḥ zusammen, und zwar in der Richtung von Osten nach Westen mit den „Ḥarâtin" von Tafilelt und Ferkla, dann mit den „Draua" von Mesgita (Imsgitten). Im Südwesten, zwischen Atlas und Anti-Atlas und in diesen Gebirgen, bilden die Ait 'Amr, die Ait Tigdi-Uschschen, die Ait Simeb im Distrikt Imīnī die Grenze.

Im Westen, in der Richtung von Süden nach Norden, wird das Brêber-Gebiet zunächst nördlich vom Atlas von den Distrikten Demnât und Entifa begrenzt, Distrikte mit Schlöḥ-Bevölkerung, welche der Regierung (Machsin) unterworfen sind [1]). In dem an Entifa und den hohen Atlas grenzenden Südwestwinkel des Gebietes wohnen mehrere Stämme, z. B. die Ait Madjin, die Ait b Uulli u. s. w., welche einen vom „el-berberia" etwas abweichenden Dialekt, einen Uebergang zum „esch-schilḥa", sprechen.

Von hier ab bilden wieder arabisch redende Stämme die Grenze, zunächst die den westlichen Theil des Distrikts von Tadla (Tedla) bewohnenden; der östliche Theil des Tedla wird von einigen „el-berberîa" sprechenden Stämmen occupirt. Die ersteren heissen: Beni Mûssa, Beni 'Amir, Beni Meskin (diese gehören zum Beled el-Machsin und wohnen am weitesten westlich), Urdira, Beni Semûr, Beni Chiran, Ssmaḥla (oder Ssmala). Von Tedla nördlich grenzt ein kleiner Theil des Nordostens der Provinz esch-Schauija [2]) an das Brêber-Gebiet, hieran schliesst sich das Gebiet der Ḳabila Saïr, und endlich im äussersten Nordwesten begrenzt das Land, welches die

---

1) Man muss in dem Territorium, welches wir als Sultanat Marokko bezeichnen, das sogenannte „Beled el-Machsin" und das „Beled ess-Ssiba" unterscheiden. Das erstere ist von Steuern zahlenden, der Regierung völlig unterworfenen Stämmen bewohnt; das „Beled-ess-Ssiba" bewohnen unabhängige oder nur nominell unterworfene Stämme.

2) Diese grosse, vorzugsweise ebene und sehr fruchtbare Provinz ist von (meist nomadisirenden) Araberstämmen bewohnt. Es sind mir 16 derselben bekannt, welche wiederum in zahlreiche Unterabtheilungen zerfallen. Die Zusammensetzung ist folgende: Ulêd Bu-Siri, Ulêd Ss'aid, Mssamssa, Ulêd Ssidi Ben Daud, Ulêd Mhammed (Ulêd Sireg, Ulêd Chaib, el-Chelôt, Ulêd 'Amâma), Chesassra (Ulêd Bu-Bekr, Ulêd el-'Assri, Brassîin, Ulêd Menissf), el Aulad, Ulêd Bu-'Arif, Beni Iman, Msâb (Ḥamdana, Beni Sketen, el Alf, Beni Brahim, Menia, Djemu'a, Ulêd Ferss, Ulêd Ssendjedj), Ulêd Harrîs, Medakra, Ulêd Sian, Mediûna, Siaïda (Siaïda-eg-Ġaba und Siaïda-el-Lôta), Snâta. Der Distrikt von Schauija war früher unter dem Namen „Temssna" oder „Temessna" bekannt. Auf der vor etwa 30 Jahren erschienenen englischen Karte von James Wyld und auf der von E. Renou findet sich diese Bezeichnung noch. Leo Africanus (übersetzt von Lorsbach) giebt uns eine höchst interessante Schilderung der Schicksale dieser Provinz und ihrer Bewohner. Sie wurde von Jussif Ben Taschfin verwüstet und die Bewohner fast sämmtlich getödtet; unter dem Sultan Jaḳub el-Manssur († 1199) wurde, etwa 100 Jahre später, die heutige Provinz esch-Schauija durch aus Tunesien dorthin verpflanzte Araberstämme aufs Neue bevölkert. Später sind, nach Leo, wieder Berber, Zeneter und Hauuâra eingewandert, von denen ein Ueberbleibsel die noch in Schauija wohnende Kabila „Snâta" (vergl. S. 110 Note 3) ist. Doch ist nur der Name ein altberberischer; die Sprache ist, wie die aller gegenwärtig in esch-Schauija lebender Stämme, arabisch. Diese Wiedereinwanderung berberischer Elemente, die nur in ganz geringem Maasse stattgefunden haben kann (denn Leo spricht auch nach dieser Periode immer nur von den „Arabern in Temessna"), steht also zu der von mir auf S. 105 gemachten Mittheilung über die Abstammung der Nomadenbevölkerung der westmarokkanischen Ebenen in keinem Widerspruch.

Beni Hassin bewohnen, das Gebiet der Brêber. — Das Centrum von Marokko ist, mit alleiniger Ausnahme seines südöstlichen Theiles, durchgehends Gebirgsland, meist sehr hoch und rauh. Es umfasst einen der höchsten Bergcomplexe der Atlaskette, den Djebel Aiaschi, und alle grossen Ströme des Sultanats haben in ihm ihren Ursprung.

Dieses grosse, an Unzugänglichkeit dem Rif kaum nachstehende Gebiet ist gleichwohl von einigen Reisenden durchkreuzt und auch, so gut dies bei einer derartig schwierigen und gefahrvollen Reise angeht, erforscht worden. Abgesehen von RENÉ CAILLIÉ, dessen Beschreibungen von diesem Theile seiner Reise sehr lückenhaft und dürftig erscheinen [1]), ist hierbei in erster Linie unser berühmter Landsmann GERHARD ROHLFS, der Altmeister der deutschen Marokko-Erforschung, zu nennen. Seine im Jahre 1864 ausgeführte Durchquerung des Brêber-Gebietes (von NNW. nach SSO.) wird, verbunden mit den weiteren Erfolgen dieser Reise, für alle Zeiten eine der grossartigsten Leistungen auf dem Gebiete der Explorationsreisen bleiben [2]). Es bedarf kaum der Erwähnung, dass dergleichen Touren nur in der Verkleidung als Muslem oder als einheimischer Jude ausführbar sind. Während alle bisherigen Reisenden die erstere Form gewählt hatten, ist in neuester Zeit der in dieser Arbeit bereits mehrfach erwähnte Vicomte CHARLES DE FOUCAULD im Beled ess-Ssiba als marokkanischer Jude verkleidet gereist und zwar mit überraschendem Erfolge. Die Leistungen dieses französischen Officiers können von jedem Kenner marokkanischer Verhältnisse gar nicht hoch genug anerkannt und bewundert werden. FOUCAULD hat, was wissenschaftliche Resultate anbelangt, alle seine Vorgänger bei weitem übertroffen. Er hat im Laufe von 11 Monaten nicht nur fast 3000 *km* in nahezu gänzlich unbekannten Landestheilen zurückgelegt, bei jedem Schritte von Gefahren umgeben, sondern er hat dabei astronomische und meteorologische Beobachtungen, Höhenbestimmungen, Pläne und Croquis der durchwanderten Gegenden gemacht — und Alles in einer so enormen Anzahl (Höhenbestimmungen z. B. einige Tausend), mit einer solchen Correctheit und Vorzüglichkeit in der Ausführung, dass es kaum fassbar erscheint, wie Herr DE FOUCAULD unter den obwaltenden Verhältnissen dies hat möglich machen können. Selbstverständlich sind hier, wie überall, einzelne Irrthümer nicht ausgeschlossen, welche sich bei FOUCAULD, diesem geographischen Reisenden par excellence, wo sie sich finden, meist auf ethnologische Verhältnisse

1) Journal d'un voyage à Temboctou et à Jenné etc., Paris 1830, Bd. III. — CAILLIÉ passirte im Sommer 1828 auf der Rückkehr von seinen mehrjährigen Reisen im westlichen Ssudân Marokko in einer so traurigen Verfassung, krank, ermattet, von allen Mitteln entblösst, dass hierin eine sehr triftige Erklärung für die Lücken und Mängel in seiner Beschreibung liegt.

2) Reise durch Marokko, Uebersteigung des grossen Atlas, Exploration der Oasen von Tafilet, Tuat und Tidikelt und Reise durch die grosse Wüste über Rhadames nach Tripolis von GERHARD ROHLFS, Bremen 1868.

beziehen. Bezüglich der Details, auf welche ich hier nicht näher eingehen kann, sei auf das Studium des prächtig ausgestatteten Werkes selbst verwiesen, dessen Titel ich auf Seite 105 angegeben habe. H. DUVEYRIER, der berühmte Kenner der Tuareg, konnte in der Generalversammlung der Pariser Geographischen Gesellschaft vom 24. April 1885 mit Recht sagen, dass unserer geographischen Kenntniss von Marokko durch die Forschungen FOUCAULD's eine vollständig neue Aera eröffnet sei.

DE FOUCAULD machte seine Reise, — und das hat wohl wesentlich mit zu deren glücklicher Durchführung beigetragen, — in der Gesellschaft des Rabbiners MARDOCHAI ABI SSERÛR (Sseġir) aus Aḳḳa, bekannt in wissenschaftlichen Kreisen durch seine, im Auftrage der Pariser Geographischen Gesellschaft unternommenen Reisen im westlichen Saharagebiete. Der französische Reisende war in der Verkleidung als eingeborener Jude in mancher Beziehung viel sicherer und weniger der Gefahr des Erkanntwerdens ausgesetzt, als er es in der als Muslem gewesen wäre. Und selbst im Falle einer Entdeckung würde der Zorn der Muslemin nicht so gross gewesen sein, als wenn er in der Maske als ihresgleichen ihre heiligen Orte betreten hätte, obgleich im Grossen und Ganzen der Hass der Mohammedaner in Marokko stets mehr dem Fremden als dem Christen gilt. Ferner hatte DE FOUCAULD in der Abgeschlossenheit der Judenviertel viel mehr Gelegenheit, unbeobachtet zu arbeiten, mit seinen Instrumenten zu operiren, als es ihm in der steten Gesellschaft von Mohammedanern möglich gewesen wäre.

Alle diese Vortheile hatte der Reisende vorher wohl erwogen, und der Erfolg hat gezeigt, welchen guten Griff er in der Wahl seiner Verkleidung gethan. Andererseits gehört jedenfalls ein nicht geringer Grad von Selbstverleugnung und Selbstbeherrschung dazu, bei den zahlreichen Verhöhnungen und Beschimpfungen, denen die Juden in diesen Ländern täglich ausgesetzt sind, seiner Rolle treu zu bleiben, — eine harte Probe, welcher sich der junge Officier gleichfalls vollauf gewachsen gezeigt hat.

Das zu Anfang dieses Jahres erfolgte Erscheinen des FOUCAULD'schen Werkes [1]) ist mir bei der vorliegenden Arbeit von grossem Nutzen gewesen. Ich war dadurch in den Stand gesetzt, vieles bisher nirgends Publicirte und auch mir selbst Neue in die hier versuchte Monographie der marokkanischen Berber mit aufzunehmen. Ferner konnte ich manche meiner schriftlichen Notizen, welche ich im Lande selbst von Eingeborenen gesammelt hatte, nach den FOUCAULD'schen, an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen berichtigen oder ergänzen. Hieraus erklären sich auch manche kleine Abweichungen in der Angabe des Textes von denen der Karte; diese letztere war bereits fertig gestellt, als mir das Werk FOUCAULD's

1) In dem hier mehrfach citirten RECLUS'schen Werke (1886) waren bereits aus dem Manuscript von FOUCAULD verschiedene, besonders interessante Mittheilungen publicirt.

kurz nach seinem Erscheinen zu Händen kam. Es sind daher stets die Mittheilungen des Textes maassgebend. Bei dieser Gelegenheit möchte ich betonen, dass die beigegebene Karte nur eine ganz allgemeine Anschauung von der Verbreitung der berberischen Bevölkerung in Marokko und von den Gebietstheilen, welche jede der einzelnen Gruppen bewohnt, geben soll. Eine absolute Genauigkeit in den ethnologischen Details, — beispielsweise ganz zutreffende Angaben über die Lage und Grenzen der Territorien einzelner Stämme, — kann aus mehrfachen Gründen nicht gegeben und nicht erwartet werden. Abgesehen von dem Hauptgrunde: unserer zur Zeit noch nicht erschöpfenden Kenntniss derselben, besonders deshalb nicht, weil bei der hier in Rede stehenden Bevölkerung vielfach Gebietsverschiebungen vorkommen. Fast unausgesetzt giebt es Fehden benachbarter Stämme; viele derselben sind Nomaden und suchen ihre Nachbarn aus ergiebigen Weidegründen zu verdrängen. So hatten, nach ROHLFS[1]), die Beni Mtir früher das Terrain inne, welches jetzt die Beni Mgill bewohnen. Die Ait Atta haben sich in ähnlicher Weise nach Süden bis Ertib und Tafilelt hin, ja darüber hinaus, ausgebreitet und führen blutige Kriege mit den zurückgedrängten Stämmen. In den wasserarmen Gegenden sind meist Streitigkeiten um dieses belebende Element die Ursache endloser Kämpfe. —

Andererseits hat mir das Erscheinen des FOUCAULD'schen Werkes im gegenwärtigen Momente die Priorität mancher Mittheilungen genommen, die Resultate zuverlässiger Informationen und Beobachtungen, die sich von meinen verschiedenen Reisen her in meinen Aufzeichnungen finden und welche ich, als bisher noch nirgends veröffentlicht, in der vorliegenden Arbeit zu verwerthen gedachte. In verschiedenen Fällen, wo meine eigenen Informationen mit denen DE FOUCAULD's in Widerspruch stehen, habe ich die ersteren beibehalten, wenn ich der Ueberzeugung war, dass jeder Irrthum ausgeschlossen erschien, selbst da, wo es sich um Gegenden handelt, die FOUCAULD selbst besucht hat. Es bezieht sich dies selbstverständlich nur auf Mittheilungen ethnologischen Inhalts. Einige Bedenken habe ich bezüglich der Zahlenangaben FOUCAULD's über die Bevölkerung der Dörfer (Kssor's) verschiedener von ihm bereister Distrikte, über die jüdische Bevölkerung mancher Ortschaften u. s. w. Wenn man weiss, wie unendlich schwierig es ist, in einem Lande wie Marokko einigermaassen zuverlässige Zahlenangaben zu erhalten, — und dies im Beled el-Machsin, — so kann man sich gewisser Zweifel an der Richtigkeit der von FOUCAULD mit anscheinend so grosser Genauigkeit gegebenen Zahlen aus den der Regierung nicht unterworfenen Landestheilen schwer erwehren. Eine Statistik, gleich viel nach welcher Richtung, ist in Marokko absolut unbekannt.

Ausser CAILLIÉ, ROHLFS und FOUCAULD hat sich in den Jahren 1880—1882 ein Deutscher, Namens JACOB SCHAUDT, in dem uns hier

1) A. a. O. S. 31.

interessirenden Brêber-Gebiete aufgehalten. SCHAUDT, wenn ich nicht irre, Badenser, ein früherer Telegraphenbeamter, war aus Furcht vor der Strafe für eine von ihm an einem Unterofficier begangene thätliche Beleidigung aus deutschem Militärdienste desertirt. Er war nach Marokko gekommen, hatte scheinbar den Islam angenommen, und nach verschiedenen Irrfahrten in anderen Theilen des Sultanats hat er während der genannten Zeit vorwiegend die östlichen Partien des Brêber-Gebietes durchwandert, seinen Lebensunterhalt durch das Anfertigen und Verkaufen von zinnernen Fingerringen und Armspangen sich erwerbend. Um später leichter reisen zu können, war SCHAUDT für einen Monat ins Kloster der Derkaua in Gaus in Metġara oder Medaġra, einem Distrikte am Uâd Sis, gegangen. Hier lebt der einflussreiche Schech der Derkaua, Ssidi Moḥammed el-'Arbi, ein hochbetagter Greis, der unter die fünf mächtigsten religiösen Häupter des Landes zu zählen ist [1]). Durch den Aufenthalt in der Sauia der Derkaua erwarb SCHAUDT das Recht, den grünen Turban zu tragen, der in Marokko nicht ein Attribut der Schürfa oder Nachkommen des Propheten, sondern ausschliesslich der Derkaua ist.

In Ḳssâbi-esch-Schürfa hatte SCHAUDT, ein nicht ungebildeter Mensch und allem Anscheine nach ein scharfer Beobachter, das Unglück, bei einem Ueberfalle des Ortes durch die Ait Scherroschen seine geringe Habe nebst den Notizen, welche er sich im Verlaufe seiner Kreuz- und Querzüge über Land und Leute gemacht hatte, zu verlieren. Er hat aber dennoch, nach Tanger zurückgekehrt, aus dem Gedächtnisse eine nicht uninteressante kurze Schilderung seiner Erlebnisse niedergeschrieben, welche, durch Vermittelung eines deutschen Kaufmanns, Herrn EDUARD HÄSSNER, und unseres damaligen Ministerresidenten in Tanger, Herrn TH. WEBER, in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin veröffentlicht worden ist [2]). Durch Geldspenden des genannten Herrn HÄSSNER und des zu

1) Die vier anderen sind: 1. Der Scherif von Uasân oder Dâr-demâna, aus der Descendenz von Mulai Edriss (die Schürfa von Uasan sind alle Schürfa Drissîin). Das gegenwärtige Haupt der Familie ist der bekannte Mulai 'Abd-ess-Ssalâm. 2. Der Scherif von Tamegrut (Uâd Draa), Descendenz von Ssidi Mohammed Ben Nasser. Der gegenwärtige erste Repräsentant der Familie heisst Ssidi Mohammed-u-Bu-Bekr. 3. Der Scherif von Bu-el-Djâd (sprich Bejâd), Tadla, aus der Familie der Scherkana (Descendenz vom Khalifen 'Omar Ben el Chattâb). Das gegenwärtige Haupt der Familie ist der hochbetagte Ssidi Ben Daud Ben Ssidi el-'Arbi. 4. Der Scherif von Tassernalt, Nachkomme des Merabid Ssidi Ḥammed-u-Mûssa. Gegenwärtiges Haupt der Familie ist einer der Söhne des 1886 verstorbenen Ssidi Hussein Ben Ḥaschem, Hadj Taḥer. — Der erwähnte Ssidi Mohammed el-'Arbi Derkaui ist Scherif aus der Familie der 'Alâuin oder 'Alauïa (Descendenz von Mulai 'Ali aus Janbo in Arabien, gestorben in Tafilelt), der u. a. auch die jetzt in Marokko regierende Dynastie angehört.

2) Band 18, 1883, 4—6. Heft. — Trotz der vielen Mängel der Arbeit, unter denen am augenfälligsten eine die einheimischen Bezeichnungen bis zur Unkenntlichkeit entstellende Schreibweise ist, hatte die damalige Redaction der Zeitschrift dennoch in Anbetracht des Umstandes, dass jeder Beitrag zur Kenntniss dieser noch so wenig durchforschten Gebietstheile von Nutzen sei, die Arbeit aufgenommen.

jener Zeit in Tanger anwesenden Herrn F. KRUPP in Essen unterstützt. brach SCHAUDT im Frühjahr 1883 zu einer neuen Reise auf, vornehmlich mit der Absicht, in den noch unerforschten Gebirgen des Landes Gestein- und Erzproben zu sammeln. Auf dieser Reise ist er verschollen; man hat seither nie wieder etwas von ihm gehört.

Schliesslich verdanke ich meinem verehrten Freunde Frhrn. MAX VON OPPENHEIM aus Cöln, Mitglied unserer Gesellschaft, einige interessante Mittheilungen über die Positionen einzelner Stämme. So hat u. a. dieser Reisende auf einer „Djebel Behalil“ („Bu-Hellûl“ oder „-Hellôl“) genannten Bergkette zwischen Fâss und Ssefrû einen von den Ait Scherroschen erbauten Tschar (Häuserdorf) gleichen Namens, wie der Berg, angetroffen — ein Zeichen, dass dieser jetzt weiter östlich wohnende Stamm früher bis hierher seine Wohnsitze erstreckte[1]). —

Ich schliesse hieran eine Aufzählung der Brêber-Stämme und deren hauptsächlichsten Fractionen, so weit mir die letzteren bekannt geworden sind. In einem der folgenden Hefte dieser Zeitschrift denke ich Mittheilungen über Typus, Sitten, Bräuche u. s. w. der Brêber zu machen, die Schlöḥ (Gruppe 3) eingehend zu besprechen und im Anschlusse hieran das geringe, mir zur Verfügung stehende vergleichende linguistische Material zu geben.

A. Stämme im westlichen Theile des Gebietes, in der ungefähren Reihenfolge von Norden nach Süden.

1. Nördlich vom Atlasgebirge.

Geruân. Eine Fraction dieser Ḳabila, die Ait Imur, wurde von einem der früheren Sultane zwangsweise in der Nähe von Marrakesch (Stadt Marokko) angesiedelt. Vergl. die Karte.

Semûr-Schilḥ. Eine Fraction derselben bilden die Ait Ḥakim. Wie die Geruân nominell der Regierung unterworfen.

Saïan. Zerfallen in vier Fractionen: Beni Hessussen, Ait el Ḥarka, Ḥebbaren, Ait ess-Ssidi 'Ali-u-Brahim. Die Saïan bilden eine der mächtigsten Vereinigungen, sie sollen 18 000 Krieger (Berittene) stellen können.

Akebab, eine kleine, wenig bekannte Ḳabila.

Ḳetâia und Ait Rbá. Zwei Brêber-Stämme im östlichen Tadla, die viel mit arabischen Elementen gemischt sind. Es ist bei den Stämmen von Tadla, welche alle stark von arabischen Einflüssen inficirt sind,

1) Herr VON OPPENHEIM hat 1886, nach voraufgegangenen Touren in Algerien und Tunis, eine mehrmonatliche Reise im nördlichen Marokko auf theilweise wenig von Europäern betretenen Pfaden gemacht, u. a. den kleinen Ort Ssefrû, eine Tagereise südlich von Fâss, besucht, die Route von Miknâss nach Rabat auf dem gleichen Wege, wie seiner Zeit Dr. O. LENZ, zurückgelegt und die Reise von Rabat nach Tetuan auf einem ziemlich directen Wege, d. h. ohne Tanger zu berühren, gemacht. In gleicher Weise hat Herr VON OPPENHEIM auch die direkte Route von Uasân nach Fâss gemacht. Ich traf mit ihm in Rabat zusammen.

noch schwieriger, als anderswo, die Rassen genau auseinander zu halten. Ich habe die beiden genannten Kabilen aus sprachlichen Gründen zu den Brêbern gestellt, allenfalls würden dahin noch die Beni Semûr gehören, von denen einzelne Fractionen „el-berberia" sprechen, während andere, gleich den meisten Stämmen, die das Tadlagebiet bewohnen, arabisch sprechen. Die Ketâia zerfallen in folgende Fractionen: Ssemget, Ait 'Ala, Ait Brahim, Ait Kerkait; die Ait Rbâ in Ulêd Saïd, Ulêd Jussif, Suâir, Beni Millal.

Ischkern. Diese Kabila kann etwa 8000 Reiter ins Feld stellen.

Ait Sseri. Zerfallen in acht Hauptfractionen: Ait Uïrra, Ait Mḥammed, Ait 'Abd el-Uâli, Friâta, Ait el-Habibi, Ait Maḥa, Ait 'Abd en-Nûr, Ait 'Saïd. Der Stamm besitzt wenig Pferde, doch stellt er zahlreiche Krieger zu Fuss.

Ait Atta Umalu. Der kleine Stamm kann etwa 800 Krieger zu Fuss und 150 Reiter stellen. Der berberische Name „Umalu", eine Genitivform, bedeutet: Die Ait Atta, welche im Schatten wohnen, d. h. auf der Nordseite des (Atlas-)Gebirges.

Ait Bu-Sid. Gleichfalls ein kleinerer Stamm, der ungefähr 1000 Krieger zu Fuss und 300 Reiter aufbringen kann.

Ait 'Aiâd. Kleiner Stamm mit etwa 1000 Kriegern, worunter 100 Reiter.

Ait 'Atab. Können etwa 1500 Bewaffnete aufbringen, unter ihnen 300 Reiter.

Ait Messat. Eine grosse Tribus, die gegen 4500 Krieger aufstellen kann, worunter 500 Reiter. Sie theilt sich in fünf Fractionen: Ait Isḥaḳ, Ait Moḥammed, Ait Ugudid, Ait 'Abd-Allah, Ibaraġen.

Ait Madjin (Masen bei FOUCAULD).

Ait b Uulli. Diese Schreibweise des Wortes [1]) dürfte der auf der Karte angegebenen arabisirten vorzuziehen sein [2]).

2. Südlich vom Atlasgebirge.

Imeġran. Ein grosser, unabhängiger Stamm, welcher gegen 3500 Bewaffnete stellen kann.

Askuru (Haskura, Skura). Eine starke Tribus mit über 200 Kssor's.

Ait Ssedrât. Dieselben theilen sich in zwei Hauptfractionen: Ait Suli und Ait Meḥelli, deren jede etwa 2000 Krieger ins Feld stellen kann. Die Ait Ssedrât leben, ausser in ihrem eigenen Distrikte, auch verstreut am oberen Draa und am Uâd Dades.

1) Berberische Genitivform, gebildet durch Voransetzung der Präposition b vor das abhängige Substantivum. Vergl. HANOTEAU, Grammaire Kabyle, S. 38.

2) In dem benachbarten Distrikte von Entifa wohnen drei kleine, der Regierung nominell unterworfene Kabilen: Ait Abbas, Inktu, Ait Bu-Harasen, welche aber, nach meinen Informationen, schilḥa sprechen.

B. Stämme im Centrum des Gebietes.

Beni Mtir.

Beni Mgill (Mgild). Zwei mächtige Stämme, von welchen nach ROHLFS — wohl zu niedrig angegeben — jeder etwa 2000 Bewaffnete ins Feld stellen kann.

Ait Iussi. Diese starke Ḳabila zerfällt in drei Hauptfractionen: Reġraba, Ait Ḥelli, Ait Messáud-u-ʿAli. Der Name „Iussi" ist corrumpirt aus „Iussifi"; der Gründer des Stammes hiess Iussif Ben Daud.

C. Stämme im östlichen Theile des Gebietes.

Ait Scherroschen (Tscheġruschen, Stoġruschen u. s. w.), auch Imermuschen (Mermuscha) oder Ulêd Mulai ʿAli Ben ʿAmer genannt. Zerfallen in zwei Gruppen, die durch das Mluïa-Thal getrennt werden. Die nördliche Gruppe bewohnt die Südabhänge des mittleren Atlas, die andere den Nordabhang des grossen Atlas und die Daḥra, ein ausgedehntes, nur mit Ḥalfa (Esparto-Gras) bestandenes, wasserarmes Hochplateau, welches sich bis nach der algerischen Provinz Oran hinüberzieht. Die nördliche Fraction ist sesshaft und kann gegen 2000 Krieger stellen; die südlichen Ait Scherroschen sind vorwiegend Nomaden und verfügen über weit mehr als 3000 Bewaffnete. Diese letztere Gruppe theilt sich in neun Fractionen: Ait Saʿid, Ait Bu-Ussâun, Ait Saʿid-u-el-Ḥassin, Ait Ḥeddu-u-Bel-Ḥassin, Ait Bu-Mirjam, Ait ʿAli Bu-Mirjam, Ait Bu-Uadfil, Ait Ḥussein, Ait Ḥammu-Bel-Ḥassin.

Ait Atta und Ait Iafelman. Diese beiden mächtigen Ḳabilen werden unter der Bezeichnung „Brêber" („Berábir") zusammengefasst, worüber uns FOUCAULD S. 362 u. a. interessante Aufschlüsse giebt. Der Name ist, wie ich bereits erwähnte, auf die ganze Gruppe mit gleichem Dialekt übergegangen. Diese „Brêber" im engeren Sinne bilden die mächtigste Vereinigung in ganz Marokko; sie mögen an 30 000 Krieger aufstellen können. Die Ait Atta theilen sich in zwei Hauptfractionen, die Ait Semruï und Ait Ḥaschu, deren jede wieder in zahlreiche kleine Gruppen zerfällt. Die Ait Iafelman bilden gleichfalls eine Anzahl von Hauptfractionen mit vielen Unterabtheilungen. Ausser den von FOUCAULD aufgeführten: Ait Isdigg, Ait Ḥadidu, Ait Iaḥia, Ait Meġrad, Ait ʿAli-u-Brahîm, Ait ʿIssa-Bu-Ḥamar, Ait Kratichssen, Ait ʿAiasch, sind mir noch die Ait Sechömân angegeben worden. Die Ait Uafella sind eine Unterfraction der Ait Isdigg. Die grosse Mehrzahl dieser Stämme bewohnt das weite Gebiet zwischen dem Atlas und Tafilelt u. s. w., etwa mit dem oberen Draa als Westgrenze. Wandernd, auf Raubzügen oder auch als Escorte von Karawanen streifen sie bis in die westlichen Sudânländer, Timbuctu, Ualâta u. s. w. Nördlich vom Atlas und in diesem Gebirge sind sie spärlicher vertreten.

Besprechungen.

Internationales Archiv für Ethnographie, herausgegeben von Dr. KRIST. BAHNSON in Copenhagen, Prof. GUIDO CORA in Turin, Dr. G. J. DOZY in Noordwijk bei Leiden, Prof. Dr. E. PETRI in St. Petersburg, J. D. E. SCHMELTZ in Leiden und Dr. L. SERRURIER in Leiden. Redaction: J. D. E. SCHMELTZ, Conservator am ethnographischen Reichsmuseum in Leiden. Verlag von P. W. M. Trap. Leiden; Ernest Leroux, Paris; Trübner & Co., London; C. F. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig. 1888. 4 to.

Nur wenige Wissenschaften sind in einem solchen Maasse auf die gemeinsame Arbeit aller gebildeten Nationen angewiesen, als die Ethnographie. Ist es doch nicht Vielen vergönnt, die Schätze fremder Sammlungen durch eigenen Augenschein und zeitraubendes Studium genauer kennen zu lernen, ganz abgesehen davon, dass manches Stück, welches weitgehende ethnographische Ausblicke gestattet, überhaupt aus dem Besitze fremder Völker nicht loszulösen ist. Wollen wir also unsere ethnographischen Kenntnisse zu möglichster Abrundung bringen, so bedürfen wir getreuer Schilderungen in Wort und Bild, denn in keinem Museum der Welt finden sich die Erzeugnisse irgend eines Volkes in einer solchen Vollständigkeit vertreten, dass nicht das eine oder das andere Stück aus anderen Sammlungen als nothwendiges und erklärendes Bindeglied dazwischen zu treten hätte. Was aber bisher auf diesem Gebiete veröffentlicht worden ist, das unterlag naturgemäss einer unendlichen Zersplitterung; es fand sich in einer endlosen Zahl von Zeitschriften und Monographieen zerstreut, von denen dem einzelnen Forscher viele nur mit grosser Mühe, andere überhaupt garnicht zugänglich wurden. Mit grosser Freude und mit vollberechtigten Hoffnungen müssen wir daher die Gründung eines internationalen Archivs für Ethnographie begrüssen, in welchem jeder wissenschaftliche Arbeiter je nach seinem Belieben in deutscher, holländischer, französischer oder englischer Sprache die Ergebnisse seiner Forschungen niederlegen kann.

Für die Gediegenheit und Lebensfähigkeit des neuen Unternehmens bürgen einerseits die Herausgeber und namentlich der durch den classischen Catalog des Museums Godeffroy bekannte Redacteur, andererseits die ausserordentlich grosse Anzahl derjenigen, welche der neuen Zeitschrift ihre Mitarbeiterschaft zugesagt haben und von denen ein nicht geringer Theil durch seine Lebensstellung so recht mitten in der Fülle des wissenschaftlichen Materials steht. Dass es gerade Leiden ist, von wo das internationale Archiv für Ethnographie seinen Ausgang nimmt, das hat auch seine volle, man möchte sagen, seine geschichtliche Berechtigung. War es doch Leiden, von wo in den 40er Jahren durch die Aufstellung der japanischen Sammlung v. Siebold's der Anstoss gegeben wurde zu thatkräftiger ethnographischer Forschung; begann man doch jetzt erst allmählich die Einsicht zu gewinnen, dass nicht philosophische Speculationen, sondern nur ein ernstes, systematisches Sammeln und ein genaues, man kann wohl sagen, naturwissenschaftliches Studium der einzelnen Gegenstände unsere Kenntniss der Ethnographie zu fördern vermag. Diese „analytische Ethnographie" ist es gerade, welche die in zweimonatlichen Quartheften erscheinende neue Zeitschrift zu pflegen beabsichtigt. Das erste Heft führt uns auf seinen 32 Seiten mit 26 Figuren im Texte und 3 sehr schön ausgeführten, reichen Farbentafeln einen Versuch einer Systematik der Neu-Guinea-Pfeile von Hrn. Serrurier und Mittheilungen über den Mandau, die eigenthümliche Hiebwaffe der Dajaken von Koetei, seine Verfertigung, seine Ausschmückung und seine Rangesabzeichen von Hrn. TROMP, dem früheren Residenten von Koetei, vor. Dann folgen kleinere Abschnitte unter den Titeln:

Kleine Notizen und Correspondenz, Sprechsaal, Museen und Sammlungen, Bibliographische Uebersicht, Büchertisch, Reisen u. s. w. Für die nächsten Hefte sind Abhandlungen in Aussicht genommen von Büttikofer (Leiden): Ueber die eingeborenen Stämme der Negerrepublik Liberia; Langkavel (Hamburg). Pferde und Naturvölker; Martin: Résumé des acquisitions du musée d'Ethnographie à Stockholm pendant les années 1881—87; Bahnson: Das Königl. ethnographische Museum in Kopenhagen; Schmeltz: Nachträge zu: Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museum Godeffroy; Schmeltz: Südsee-Reliquien; Woldt (Berlin): die Cultusgegenstände der Golden und Giljaken; von Luschan: die Sammlungen von Cook und Forster im Berliner Museum für Völkerkunde; von Luschan: Das türkische Schattenspiel; Ten Kate: Ethnographische Gegenstände aus Surinam; Harmsen: Ueber einige Battah-Kalender; Helfrich, Winter und Schiff: het Hassan-Hussein of Taboetfeest te Benkoelen; Parkinson: Beiträge zur Ethnologie der Gilbert-Insulaner; Schoor (Leeuwarden): Mémoires sur l'origine des terpes Frisones (Habitations lacustres). Es werden diese Angaben genügen, um die Reichhaltigkeit des gebotenen Stoffes zu ermessen. Wir wünschen dem neuen Unternehmen eine recht rege Theilnahme und ein recht glückliches Weitergedeihen. MAX BARTELS.

OSCAR BAUMANN. Eine afrikanische Tropen-Insel: Fernando Póo und die Bube. Mit 16 Illustrationen und einer Originalkarte. Wien 1888. VI. 145. (M. 5.)

„Das dritte Zeitalter der Entdeckungen naht sich seinem Ende“, so äusserte sich der Vorsitzende der Gesellschaft für Erdkunde in deren ersten diesjährigen Sitzung. Dieser Satz ist gewiss richtig, wenn man unter „Entdeckungen“ das zufällige oder beabsichtigte Auffinden von Festlanden und Inseln, von bisher unbekannten Hochgebirgen Strömen, Seen u. s. w. versteht. Mit demselben Recht darf aber wohl auch behauptet werden, dass gerade heute das Zeitalter der intensiveren, der auf begrenzte grössere oder kleinere Länder und Inseln sich beschränkenden Entdeckungsreisen gekommen ist. Die Periode der Weltumsegelungen, Durchquerungen u. s. w. liegt hinter uns, wir nähern uns dem Zeitalter der Einzelbeschreibungen.

Dass es noch Vieles in der Welt zu entdecken giebt, und zwar durchaus nicht etwa im centralen Australien oder Afrika allein, sondern auch in Ländern, bezw. Inseln, die von Europa aus in wenigen Tagen auf Dampfern zu erreichen sind, dafür liefert die vorliegende, bei gediegenstem Inhalte flott geschriebene und sehr gefällig ausgestattete Arbeit des österreichischen Forschers Dr. Oscar Baumann den besten Beweis.

Fernando Po ist seit 416 Jahren von Europäern entdeckt und steht seit ungefähr derselben Zeit unter europäischer Herrschaft und Verwaltung. Dennoch leben heute, nur wenige Meilen von der Küste entfernt, Tausende von Eingeborenen, die nicht nur nichts von dem Vorhandensein eines Königs von Spanien wissen, sondern die nie in ihrem Leben jemals einen Weissen gesehen haben. Wie der Verfasser sagt, hat er auf dieser kleinen Insel des dampferdurchfurchten Guineameeres des Neuen und Interessanten in anthropologischer, ethnographischer, geographischer, kurz in jeder Beziehung viel mehr gefunden, wie jemals im centralafrikanischen Kongogebiete.

Wir können uns beglückwünschen, dass Dr. Baumann sich an den Stanleyfällen von Prof. Lenz trennte und, statt denselben auf der in mancher Beziehung vielleicht dankbareren, jedenfalls aber ruhmreicheren Afrikadurchkreuzung zu begleiten, sich von der Westküste nach Sta. Isabel, dem Hafen- und Hauptorte von Fernando Po, einschiffte, um von dort während einer beinahe zwei Monate langen Fussreise, bei beschränkten Mitteln recht bescheiden ausgerüstet, die bisher beinahe vollkommen unbekannte Insel zu erforschen. Ein nie versiegender Humor und ein ausserordentliches Talent, mit Eingeborenen zu verkehren, haben ihm über alle Gefahren und Beschwerden hinweggeholfen.

In den ersten drei Kapiteln schildert uns Baumann seine Route, auf welcher er die Insel von Norden nach Süden und von Westen nach Osten in ihrer ganzen Ausdehnung durchkreuzte, stets bestrebt, durch Besteigung von Berggipfeln sich möglichst zu orientiren.

Das geographische Ergebniss der Reise, die dem Buche beigegebene Karte, ist jedenfalls die beste, die heute von Fernando Po vorhanden ist.

Vom vierten Abschnitte an wird die Stellung der Insel in der Vulkankette des Guineameeres, die Fauna, Flora derselben, sowie ihr so übel berüchtigtes Klima besprochen. Ueber letzteres bemerkt der Verfasser: „Im Allgemeinen lässt sich sagen, dass Fernando Póo, wenn auch nicht viel besser, so doch unbedingt nicht schlechter für die Gesundheit des Europäers ist, als andere Plätze an der Westküste Afrika's. Ich selbst war auf dem viel gepriesenen oberen Kongo durch Dysenterie dem Tode nahe und habe mir bei ruhiger Lebensweise in Kamerum ein schweres hämaturisches Fieber geholt. Während meiner Wanderungen in Fernando Póo dagegen, wo ich täglich durchnässt wurde, oft im Freien campiren musste und auf eingeborene Nahrung beschränkt war, erfreute ich mich, kleine Unwohlsein abgerechnet, der besten Gesundheit."

Das fünfte und sechste Capitel beschäftigen sich ausschliesslich mit den eigenartigen Eingeborenen der Insel, den Bube. Verfasser betont deren Gegensatz zu den Dualla von Kamerun und hält es für fast zweifellos, dass die ersten Entdecker schon Vertreter derselben Rasse auf der Insel vorfanden. Er schätzt deren Zahl heute auf 20—25 000; der Sprache nach gehören sie zu den Bantuvölkern, ein Negertypus ist bei ihnen kaum hervortretend. Das Anfertigen von Zeugen oder Matten ist ihnen unbekannt, ebenso wie die Cultur des Maniok. Sie verstehen es, sich durch Signale auf einer Pfeife auf weite Entfernungen zu verständigen.

Ueber die religiösen Anschauungen der von ihm besuchten Stämme enthält sich der Verfasser, im Gegensatz zu manchen anderen „Afrikareisenden", ausdrücklich jeglichen Urtheils.

In den beiden Schlussabschnitten werden die Geschichte der Insel, die gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer heutigen, „civilisirten" Bewohner u. s. w. behandelt. Auch diese Kapitel werden dem jugendlichen Verfasser, — vielleicht abgesehen von einigen Betbrüdern, Prohibitionisten, Anti-Slavery-Schwärmern und ähnlichen Herren, — nur Freunde gewinnen. —

Zum Schlusse möchte sich Referent noch eine kurze Bemerkung über die Schreibweise „Fernando Póo" erlauben. Dr. Baumann hat dieselbe gewählt, weil sie die heute officielle spanische ist. Demnach müssten die Spanier das Wort „Pó-o" aussprechen. Das thun sie aber nicht, sondern sie nennen die Insel wie Jedermann „Fernando Pó", und darum dürfte die Schreibart „Póo" unrichtig sein, trotzdem sie officiell ist. Der Entdecker hiess, so viel Referenten bekannt ist, Fernam do Pó („Ferdinand Staub" oder „von" Staub). Dass hieraus sehr bald „Fernando Pó" wurde, ist leicht erklärlich. Ramusio (1563 I. p. 13) schreibt allerdings „Fernando da Poo", indess dürfte „da" auf jeden Fall unrichtig sein. Die englischen Karten verzeichnen durchgehend „Pó", vielleicht um zu verhüten, dass der Engländer das Wort „Poo" wie „Puh" ausspräche. Jedenfalls liegt die Sache heute so, dass entweder die Herren der Insel einen Fehler machen, indem sie „Póo" schreiben, oder aber die Söhne der Insel sprechen deren Namen falsch aus.

Auch der von Dr. Baumann gewählte Name „São Thomé" erscheint nicht unanfechtbar. Der Venezianer Ramusio (I. p. 113 E. F.) schreibt zwar ebenfalls „San Thomè". Welcher Nation soll aber dieser „heilige Thomè" angehören? Einer europäisch-romanischen wohl schwerlich, denn „Thomas", wie die Engländer wiederum ganz richtig schreiben, heisst auf spanisch: „Tomas", portugiesisch: „Thomas", italienisch: „Tommaso" u. s. w. Die portugiesischen Behörden schreiben und drucken allerdings auch „S. (d. h. São) Thomé", indess wird dadurch noch nicht bewiesen, dass diese Schreibart richtig ist. „Anno bon" (S. 71 und 111) ist jedenfalls nicht richtig; das Wort muss „Anno bom" geschrieben werden. W. J.

JOACHIM Graf PFEIL. Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ost-Afrika. Berlin, Rosenbaum & Hart. 1888. 8. 79 S.

Die kleine Schrift stellt sich als das colonialpolitische Testament des Verfassers, wenigstens in Bezug auf Ostafrika, dar. Angesichts des neuen Landes, in welchem er von jetzt an seine colonisatorischen Fähigkeiten entfalten soll, aus der Torres-Strasse, hat

er die Vorrede geschrieben. In 3 längeren Kapiteln bespricht er den deutschen Besitz in Ostafrika, die verschiedenen möglichen Formen der Kolonisation, die Leistungsfähigkeit des afrikanischen Bodens und die Verwerthung der Neger zur Arbeit in recht nüchterner, objektiver Weise. Ein Zweifler könnte daraus ungezwungen den Schluss ziehen, dass die Kolonisation von Ostafrika ein unmögliches Problem sei. Indess im letzten Kapitel bringt der Verfasser „Vorschläge zur praktischen Kolonisation Ostafrikas." Ob er diesen Titel absichtlich gewählt hat statt der zu erwartenden „praktischen Vorschläge zur Kolonisation Ostafrikas", wird je nach dem Standpunkte der Leser verschieden beantwortet werden. Verfasser ist der Ansicht, dass der Neger ohne Zwang nicht zum Arbeiter zu erziehen ist; da er sich aber überzeugt hat, dass eine staatliche Verwaltung für Ostafrika nichts taugen und die Unterhaltung einer eigenen Militärmacht unausführbar sein würde, dass namentlich durch Schutzzölle ein genügendes finanzielles Aequivalent für die erforderlichen Ausgaben zur Unterhaltung einer „Exekutivmacht" nicht zu erzielen wäre, die förmliche Sklaverei aber auszuschliessen ist, so gelangt er zu einem sehr complicirten Systeme von Vorschlägen, von denen in der That schwer anzunehmen ist, dass sie sich als praktisch bewähren würden. An die Spitze stellt er die Forderung, dass die Arbeitskraft des Negers gegen entsprechenden Lohn in Anspruch genommen werde. Zu diesem Zwecke soll dem Neger ein bestimmter Aufenthaltsort (Location) vorgeschrieben werden, in dem er seinem eigenen Feldbau nach Gewohnheit obliegen kann, aber zugleich unter Controle (Oberaufsicht) gestellt wird. Für den Fall „sonst nicht mit Erfolg zu bekämpfender dauernder Widersetzlichkeit" will Verfasser sich der Hülfe von Stämmen, welche wegen ihrer Kriegstüchtigkeit in Ansehen stehen, versichern. Endlich sollen für die Locationen Handelsconcessionen ertheilt werden unter der Bedingung, dass nur Handelsartikel deutschen Ursprunges eingeführt werden, und es soll den in Arbeit befindlichen Schwarzen eine Abgabe auferlegt werden. Wie leicht ersichtlich, culminirt dieses System in der Constituirung kriegstüchtiger Stämme als „Exekutivmacht". Verfasser theilt in dem Vorwort mit, dass er auf diese Idee durch seine Berührung mit den Mahenge gekommen ist, welche ihn „fortwährend aufforderten, ihnen zu helfen, andere Stämme zu bestrafen, wofür sie sich erboten, ihm nach Unterwerfung derselben eine Anzahl Sclaven zu geben, um in ihrem Lande einen permanenten Wohnsitz einzurichten." Von diesem Plane bis zu der hoffnungsvollen Schwärmerei des Verfassers, „ein kriegsfreies Gebiet zu schaffen, in welchem wir solche Dörfer, welche sich unseren Maassnahmen unterwerfen, ansiedeln", ist freilich kein weiter Schritt, aber wodurch sich die Bewohner dieser Dörfer von Sclaven unterscheiden würden, möchte schwer zu sagen sein. Denn der „kriegsfreie" Zustand würde wohl nicht anders herzustellen sein, als durch blutige Kriegs- und Raubzüge, und die „Unterwerfung unter unsere Maassnahmen" würde sicherlich nichts weniger als ein Akt der Freiwilligkeit sein. Ob ein derartiger Vorchlag jemals zur Grundlage eines praktischen Versuchs, die ostafrikanische Frage zu lösen, gemacht werden wird, steht sehr dahin. Jedenfalls dürfte die Lektüre des Buches, das von einem lange in Ostafrika thätig gewesenen und der Colonisationsidee in höchstem Maasse zugeneigten Manne geschrieben ist, manchen Enthusiasten abkühlen. Rud. Virchow.

Emil Schmidt. Die ältesten Spuren des Menschen in Nordamerika. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von R. Virchow Fr. v. Holtzendorff. Hamburg, J. F. Richter. 1887. Neue Folge, zweite Serie, Heft 14/15.

Rasmus B. Anderson. Die erste Entdeckung von Amerika, übersetzt von M. Mann. Ebendaselbst 1888. Dritte Serie, Heft 49/50.

Vorstehend genannte beide Vorträge beziehen sich auf die vorkolumbische Zeit des neuen Kontinents, denn die von Hrn. Anderson erörterte erste Entdeckung betrifft die Seefahrten der Skandinavier, welche nach der Auffassung des Verfassers Columbus bekannt waren und die Grundlage seiner Pläne bildeten. Die einzelnen Vorgänge werden ausführlich geschildert und die Orte der damaligen Landungen möglich präcisirt.

Von besonderem Werthe ist die sorgfältige Arbeit des Hrn. E. Schmidt, der mit philologischer Genauigkeit Alles gesammelt hat, was bis jetzt an Zeugnissen für die Beschaffenheit des prähistorischen (nicht des präcolumbischen) Menschen in Nordamerika vorhanden ist. Die unsicheren und zweifelhaften Funde werden zurückgewiesen; trotzdem bleibt ein reiches Material, welches die Existenz des Menschen in der Quartärzeit (Diluvium) beweist. Aber der Verfasser geht weiter. Er vertheidigt auch die Richtigkeit der Angaben über die Existenz des tertiären Menschen, namentlich unter den vulkanischen Tuffen Californiens. Sicherlich sind seine Mittheilungen in hohem Grade beachtenswerth. Das Einzige, was man gegen ihre Beweiskraft anführen kann, ist der Umstand, dass alle diese, wie es scheint, dem Pliocen angehörigen Funde zufällig gemacht worden sind und meist in die Hände unachtsamer oder mangelhaft vorbereiteter Männer fielen. Es ist gewiss sehr zu bedauern, dass an den genügend bekannten Fundstellen keine planmässig geleiteten Nachforschungen veranstaltet worden sind, aber auch so wird man zugestehen müssen dass unter allen, der Tertiärzeit zugeschriebenen Funden von menschlichen Resten oder Erzeugnissen menschlicher Arbeit die californischen den ersten Rang einnehmen.

Rud. Virchow.

JAKOB HEIERLI. Pfahlbauten. Neunter Bericht. Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Leipzig 1888. 4. 66 S. mit 21 Tafeln.

Der vorliegende Bericht schliesst sich den berühmten 8 Heften an, in welchen F. Keller die älteren Pfahlbaufunde in mustergültiger und für alle Zeit bedeutungsvoller Weise geschildert hat. Der Verfasser hat sich in ausgiebigster Ausdehnung der Mitwirkung der erfahrensten und zuverlässigsten Forscher versichert, wie des Hrn. Leiner für die Stationen des Bodensees, des Hrn. v. Fellenberg für die Gebiete der Jurawasser-Korrektion und den Bieler See, des Hrn. V. Gross für den letzteren und einige Nachbarstationen, des Hrn. Forel für den Genfer See, u. A. m. Es ist damit eine authentische Uebersicht dieser wichtigen Funde hergestellt worden, die um so mehr als dankenswerth bezeichnet werden muss, als wenigstens ein grosser Theil der Stationen als erschöpft oder doch für lange Zeit nicht mehr zugänglich bezeichnet werden muss. Der Gedanke, dass dieser Bericht überhaupt der letzte sein werde, ist trotzdem vielleicht nicht ganz zutreffend, denn auch die letzten Jahre haben wieder manche neue Fundstelle kennen gelehrt, so namentlich am Bodensee, bei Zürich und am Murtener See, — eine Erfahrung, die um so tröstlicher erscheint, als jede spätere Untersuchung mit neuen Gesichtspunkten an die Forschung herantritt und positive Erweiterungen des Wissens an bisher unbeachtetem Material ergiebt. Es mag zur Erläuterung dieses Satzes nur an die zahlreichen Kupferfunde erinnert werden, von denen der vorliegende Bericht vortreffliche Beispiele in grosser Zahl beibringt. Dadurch gewinnt die chronologische Klassifikation der einzelnen Stationen nach und nach eine früher ungeahnte Sicherheit, und es wird immer mehr ermöglicht, die Parallelen und die inneren Beziehungen der schweizerischen und süddeutschen Pfahlbauten mit gewissen Landansiedelungen und Gräberstätten, sowie mit den Pfahlbauten der Nachbarländer aufzusuchen.

Ein empfindlicher Mangel in dem Berichte ist die rein archäologische Methode der Darstellung, welche von den schönen Vorbildern, welche Keller geliefert hat, erheblich abweicht. Von der doch so zahlreichen Fauna der Pfahlbauten ist nur gelegentlich, von den menschlichen Ueberresten eigentlich gar nicht die Rede, und doch ist davon nicht nur ein recht erhebliches Material gesammelt worden, sondern es hat auch die Bearbeitung desselben wichtige Gesichtspunkte für die damaligen Völkerbewegungen ergeben. Aber es wird wohl noch lange dauern, ehe die Bedeutung der zoologischen und anthropologischen Fundstücke in das Bewusstsein selbst der eigentlichen Forscher übergeht.

Trotz dieses Mangels wird das Erscheinen des so reich ausgestatteten Berichtes allerseits mit Freude und Anerkennung begrüsst werden. Möge es den schweizer Forschern beschieden sein, recht bald einen neuen Bericht dem jetzigen folgen lassen zu können.

Rud. Virchow.

Baron WILH. V. LANDAU. Travels in Asia, Australia and America. P. I. New York, London 1888. 16. 80 S.

Verfasser giebt in der kleinen Schrift eine gedrängte Uebersicht seiner 8jährigen Reisen „in verschiedenen Theilen unseres Planeten", welche sich meist nicht über die kürzesten Aufzeichnungen eines Notizbuches erheben, welche aber zahlreiche, für den Touristen recht nützliche Angaben über Oertlichkeiten und namentlich über Personen enthalten. Der einzige Abschnitt, welcher etwas mehr ins Einzelne geht, behandelt die auf Veranlassung von Berliner Gelehrten unternommene Reise in die nördlichen Provinzen von Luzon (p. 53—80), die freilich keine entscheidenden Ergebnisse geliefert hat, da dem Verfasser, wie er angiebt, die Ethnologie bis dahin eine terra incognita war. Er machte die Reise in Gesellschaft des Hrn. Au und mit besonderen Empfehlungen des Commandeurs der Guardia civil, Hrn. Scheidnagel, dessen Schriften über die Philippinen und speciell über Benguet er lobend hervorhebt. Im Laufe von 4 Monaten dehnte er seine Reise über den ganzen Nordosten von Luzon, namentlich über die Provinzen Nueva Ecija, Nueva Viscaya, Isabel, Saltan und Cagayan aus. Die verschiedenen Stämme, welche diese Provinzen bewohnen, schildert er abweichend von den Angaben des Hrn. Blumentritt, dem gegenüber er auch wesentliche Abweichungen in den Wohnsitzen der einzelnen Stämme bezeichnet. Negritos sind hier überall zerstreut, jedoch, wie es scheint, in geringer Anzahl. Er erwähnt speciell einen Stamm derselben, genannt Balugas oder Dumagas, südlich und westlich von Buler an der Ostküste, Provinz Principe; eine andere Negrito-Gegend ist bei Malnes und Apagaos im Südwesten der Provinz Cagayan, wo er speciell angiebt, dass sie sich mit Igorroten nicht verheirathen. Zu beiden Seiten des Caraballo Sur (auf der Grenze der Provinzen N. Ecija und N. Viscaya) sitzen Ibilaos oder Ilongotes bis zur Ostküste, wo sie (in Cassiguran) Ipogaos genannt werden. Die Ibilaos sind ein wilder, nur hier und da mehr harmloser Stamm, der Ackerbau treibt und in Monogamie lebt und dessen Glieder häufig schöne, klassische Gestalt und imponirende Körperkraft besitzen. Sie begraben ihre Todten in der Nähe ihrer Häuser, an dem Ufer eines Flusses. Ihre Sitze reichen bis in die Nähe von Bombang. Hier, in San Niño, machte der Verfasser Ausgrabungen und sammelte einige Schädel und Knochen, welche an den Referenten geschickt wurden. Letzterer hat darüber in der Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom 21. Juli 1883 (Verhandl. S. 395) berichtet, glaubte sie aber damals als Schädel von Igorroten ansprechen zu müssen. Dies wäre also nunmehr zu corrigiren, wobei jedoch zu bemerken ist, dass auch nach dem Verfasser die Sitze der Igorroten gleichfalls bis in diese Gegend reichen. „Die Ibilaos tragen ihr langes Haar in einem Zopf (switch) um den Kopf, wie die Chinesen; ihre Gesichtstypen variiren von dem ächten breiten Gesicht des Chinesen mit vortretenden Wangenbeinen bis zu der ovalen Form der kaukasischen Rasse" (p. 69). Bombang ist nach der Ansicht des Verfassers der Mittelpunkt des grossen Erdbebens gewesen, das 1881 einen grossen Theil der Provinz N. Viscaya erschütterte. Schon südlich von dieser Stadt beginnen die Ansiedelungen der eigentlichen Igorrotes, welche von der grossen Cordillere im Westen und vom Rio Agno eingewandert sein sollen; sie seien den Igorroten des Benguet durch die Breite der Gesichter und die Flachheit der Nasen sehr ähnlich. Eine andere Gruppe der Igorrotes, die Gaddanes, welche im letzten Jahrhundert von Saltan her einwanderten, sitzt in der Ebene bis zu den Bergen von Quiangan und Silipan; eine dritte, etwa 30 000 Köpfe stark, wohnt in Quiangan, Silipan und Mayoyaos. Ihre nördlichen Nachbarn, die Perngianes, ein anderer Igorroten-Stamm, lebt mit ihnen in steter Fehde. Auch die Namen Ifugaos (im Gaddan-Dialekt) und Calinga bedeuten wilde, nicht getaufte Igorrotes. Entgegen Blumentritt behauptet der Verfasser, dass das ganze linke Ufer des Rio Cagayan von Igorroten bewohnt werde, die in 20 oder 22 Unterstämme zerlegt würden. Von ihnen stammen die Schädel, welche Hr. H. Meyer von seiner Reise zurückgebracht hat (a. a. O. S. 391).

RUD. VIRCHOW.

III.

Der Ursprung der Stadt Zürich,

von

JAKOB HEIERLI
in Zürich.

(Hierzu Tafel II—V.)

JULIUS CÄSAR spricht von Dörfern und Städten, welche die Helvetier verbrannt hätten bei ihrem Auszug nach Gallien. Sollte nicht auch Zürich darunter gewesen sein? Es lassen sich ja zahlreiche Beweise für eine vorrömische Bevölkerung am unteren Ende des Zürichsees erbringen. Dr. F. KELLER zeigte, dass die Kuppe des Uetliberges schon vor der Besetzung Helvetiens durch die Römer als Refugium gedient hatte, und zahlreiche Gräber weisen ebenfalls auf jene Vorzeit zurück, so die Hügelgräber im Burghölzli, deren Eröffnung Ursache zur Gründung der Antiquarischen Gesellschaft wurde (1832), so die Flachgräber im Gabler in Enge und im Hard bei Altstetten. Wo haben aber die Leute gewohnt, die ihre Todten in diesen Grabstätten beerdigten? Alte Wohnstätten sind schwer aufzufinden, da nachfolgende Generationen und Völker die Spuren ihrer Vorgänger verwischen. Hier und da stösst man indessen doch auf Spuren von Ansiedelungen der Vorzeit. Oft sind es metallene Geräthe, Waffen und Schmucksachen, oft nur unscheinbare Scherben. Die Antiquarische Sammlung Zürich bewahrt in der That auch eine Menge vorrömischer Artefacte, welche in der Umgebung und in unserer Stadt dem Grunde der Gewässer oder dem Schoosse der Erde enthoben wurden.

Vom ehemaligen Inselchen, auf welchem die altberühmte Wasserkirche erbaut wurde, bis hinunter zur Webschule im Letten wurden im Bette der Limmat zahlreiche Schätze aus der Vorzeit gefunden, und auch ausserhalb des Flussbettes kamen mehrere interessante Artefacte zum Vorschein. Zwei Stellen in der Limmat sind besonders ergiebig gewesen (vergl. Taf. II); die eine liegt in der Stadt selbst, bei der Rathhausbrücke. Je näher die Baggermaschine dieser Brücke kam, um so zahlreicher wurden die Funde, und als 1881 die Fundamentirungsarbeiten es ermöglichten, tief unter den Grund des Flusses zu dringen, da fanden sich neben mittelalterlichen und römischen auch viele vorrömische Artefacte. Nur wenig weiter unten

fand man um 1870 bei Herstellung einer Wasserleitung zahlreiche prähistorische Objecte. Zwischen diesen 2 Fundorten führte einst die römische Brücke über die Limmat, von welcher man die Widerlager aufgefunden hat. Die Menge der vorrömischen Artefacte, welche im Flussbette zum Vorschein kamen, deutet darauf hin, dass hier schon in prähistorischer Zeit ein Uebergang über die Limmat existirt habe und dass wir das älteste Zürich wohl in der Nähe suchen müssen.

Die erwähnten Funde bestehen in Waffen, Geräthen und Schmucksachen. Einige derselben verdienen eine specielle Erwähnung. Unter den Lanzen erscheinen welche von der Form derjenigen, die wir aus den Bronze-Pfahlbauten kennen. Auch Fig. 3 zeigt ungefähr dieselbe Form, aber auf den Flügeln sind Spuren von Verzierungen, die wohl auf Bronzemessern angetroffen werden, bis jetzt aber nie auf einer den Pfahlbauten entstammenden Lanzenspitze beobachtet worden sind. Ebenfalls aus Bronze besteht die Lanze, welche Fig. 4 darstellt. Ihre Eigenthümlichkeit liegt in der spitzovalen Form. Einen ganz anderen Typus aber erblicken wir in Fig. 7. Zwar bemerkt man die Einziehung in der Mitte des geflügelten Theiles auch bei Pfahlbau-Lanzen, aber sowohl die Länge dieses Exemplares als auch die Art, wie die Flügel unten endigen, ist ganz eigenthümlich. Diese Form kommt in Einzelfunden vor; so wurden bei Zürich, im Sihlfeld, 3 Exemplare dieser Gattung, im Kies liegend, gefunden. (Vergl. Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde 1884, Taf. VII, 12.) Unter den Eisenlanzen, welche bei der Rathhausbrücke zum Vorschein kamen, befindet sich eine Form, wie sie das Berliner Album in Sektion VII, Taf. 8 von Allensbach wiedergiebt, daneben aber kommt ein breiter, flacher Typus vor (Fig. 5), der römisch sein mag. Ein Unikum ist dargestellt in Fig. 8. Diese Lanze wurde zwar nicht in der Limmat, sondern im Pfahlbaugebiet des grossen Hafner, unweit des Ausflusses derselben aus dem See, aufgefunden. Form und Grösse sind auffallend, die Technik findet sich bei La Tène-Lanzen wieder. Es wurden nehmlich 2 Eisenblätter über einem Dorn zusammengeschweisst, welcher die Mittelrippe hervorbrachte.

Etwas oberhalb des Rathhauses fand man einen Bronzedolch mit 2 Nieten; er hat die Form des aus Auvernier stammenden Stückes, welches Gross abbildet in den Protohelvètes Taf. XV, 33. Was die Schwerter anbetrifft, welche in Zürich dem Bett der Limmat enthoben wurden, so fand sich das in Fig. 13 dargestellte bei der Wasserkirche. Es gehört zu einem Typus, bei welchem die Klinge mittelst weniger Nieten an den Griff befestigt wurde. Diese Schwertform wurde in Pfahlbauten gefunden, z. B. in Nidau und Sutz, aber auch in Depotfunden, wie in Hohenrain (Kanton Luzern), wo etwa 20 Schwerter dieser Art unter einem Stein beisammen lagen, ferner in Gräbern der Bronzezeit, wie in Stirzenthal bei Egg (Kanton Zürich). Das durch seine Grösse ausgezeichnete Bronzeschwert (Fig. 10), welches oberhalb der Rathhausbrücke in Zürich gefunden wurde, zeigt eine

Form des Ronzanotypus, der in Pfahlbauten der Bronzeperiode nicht selten angetroffen wurde, aber auch sonst verbreitet ist (vergl. z. B. BASTIAN und VOSS, Bronzeschwerter. I, 3). Fig. 12 stellt eine ganz flache Eisenschiene mit einem Dorne dar. Man betrachtet sie als ein angefangenes Schwert, mit welchem Rechte, mag hier unerörtert bleiben. Interessant jedoch ist, dass man in der Limmat nicht blos einzelne Stücke fand, sondern auch ein ganzes Bündel von etwa 20 solchen Schienen. Bekanntlich kommen sie auch in La Tène vor.

Die Handwerksgeräthe aus der Limmat treten auf in Form von Beilen, Messern und Meisseln. Die Hausgeräthe sind repräsentirt durch Spinnwirtel, Webgewichte, Quetscher, abgesehen von Scherben weniger Gefässe. Die Bronzeangel diente dem Fischfange, die Bronzesicheln und Hacken aus Horn und Knochen aber bildeten Ackerwerkzeuge. Besonders hervorzuheben sind die Beile. Dass Steinbeile, durchbohrt oder undurchbohrt, häufig sind in der Nähe dreier Pfahlbaustationen, setzt uns nicht in Erstaunen; aber unter den Metallbeilen, welche unter und bei der Rathhausbrücke gefunden wurden, kommen einige seltene Typen vor. Ein daselbst zum Vorschein gekommenes Kupferbeil hat die bekannte einfachste Form; mannigfaltiger sind die Bronzebeile gestaltet. Die Form mit 4 Schaftlappen, wie sie besonders aus Pfahlbaufunden bekannt ist, kommt zwar auch vor, indessen tritt sie zurück gegen die löffelartigen Beile, wenn für diese Geräthe der Name Beil überhaupt gebraucht werden dürfte (Fig. 27, 28, 34). Ein anderer Typus tritt uns entgegen in Fig. 24, welcher auch in Einzelfunden unserer Gegend nicht selten erscheint. Höchster Beachtung werth aber sind die 2 Eisenbeile, welche, von verschiedenen Seiten dargestellt, unter Fig. 25 und 26 abgebildet sind. Das eine wurde beim Bau der Rathhausbrücke gefunden, das andere etwas oberhalb derselben. Beide zeigen die Form der Lappencelte mit etwas verbreiterter Schneide. Wir haben also hier die Nachbildung eines Bronzetypus in Eisen. Derselbe kommt, wenn auch in etwas anderer Form, im Gräberfelde von Hallstatt vor, ist mir aber in der Schweiz bis jetzt noch nie begegnet. Fig. 31 stellt ein Tüllenbeil vor, das auf dem Uto gefunden wurde; ein ganz ähnliches stammt aus der oberen Limmat. Dieses Eisenbeil erscheint auch in La Tène und in vielen Ansiedelungen und Gräbern aus dem letzten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung.

Die Schmucksachen aus der Gegend der Rathhausbrücke bestehen in Nadeln, Gürtelhaken und Ringen. Dass der Gürtelhaken (Fig. 17) vorrömisch ist, wage ich nicht zu behaupten. Was die Schmucknadeln anbetrifft, so treten sie in Formen auf, die wohl aus Einzelfunden, nicht aber aus Pfahlbauten bekannt sind und in unseren Gegenden bisher auch in Gräbern nicht gefunden wurden (vergl. Fig. 39, 46, 48, 50). Dolchartige Nadeln sind dargestellt in Fig. 36, 43. Auch diese Formen kenne ich

nicht aus Pfahlbauten, wohl aber aus vorrömischen Ansiedelungen der Schweiz und als Einzelfunde.

Beim Bau der Rathhausbrücke wurde auch eine Münze gefunden, aus Potin bestehend. Dieselbe zeigt auf dem Avers das gehörnte Pferd der Gallier und auf dem Revers den Caduceus. Solche Münzen fanden sich in La Tène und in der Tiefenau bei Bern, wo V. BONSTETTEN ein helvetisches Schlachtfeld entdeckt zu haben glaubte.

Der zweite Fundort vieler vorrömischer Gegenstände liegt zwischen dem sogenannten Drahtschmidlistege beim Zusammenfluss von Sihl und Limmat und dem städtischen Wasserwerke im Letten (vergl. Taf. II). Als 1877 der Kanal gebaut wurde, der das Limmatwasser zu den Turbinen führt, da kamen, besonders zahlreich in der Mitte der ganzen Strecke, sehr viele Objecte zum Vorschein, von denen die einen dem Mittelalter angehören, andere aber zurückweisen auf die Periode der Römerherrschaft in Helvetien oder gar auf noch ältere Zeiten. Sowohl in der Richtung gegen die Stadt, als flussabwärts werden die Funde selten, und es wurden nach Mittheilung des leitenden Ingenieurs nur wenige Stücke oberhalb des Drahtschmidlisteges und nur 2 Objecte bei der sogenannten Platzpromenade, der Landzunge zwischen Limmat und Sihl, aufgefunden.

Unter den Schmucksachen, welche im Letten zum Vorschein kamen, sind besonders die Nadeln zahlreich vertreten. Darunter befinden sich Typen, die aus Pfahlbauten genugsam bekannt sind, andere aber kommen in den Seedörfern selten oder nicht vor, so z. B. die Mohnkopfnadeln, die in Gräbern der Bronzeperiode häufig sind, in der Nordostschweiz sowohl wie im Elsass und Baden (vergl. Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde 1887, Taf. XXXIII). Auch grosse, gereifte Nadeln fehlen im Letten nicht. Eine Bronzespange (Fig. 16) repräsentirt diejenige Form, welche in Pfahlbauten auftritt, die Objecte aus dem Beginne der Bronzezeit enthalten (vergl. „Meilen“ in Pfahlbaubericht I). Interessant sind einige Fibeln aus dem Letten. Es fanden sich nehmlich eine typische Früh-Tène-Fibel (Fig. 18) und 2 Fragmente von Spät-Tène-Fibeln (Fig. 15).

Was die Geräthe anbetrifft, so sind sie unterhalb der Stadt weniger zahlreich, als in der oberen Limmat. Angeln und Knopfsicheln von Bronze zeigen wenig charakteristische Formen. Unter den Beilen erscheint der Löffelcelt, daneben aber mehrere Formen, die in unserer Gegend neu sind, wie der Absatzcelt (Fig. 29) und der eigenthümliche Typus in Fig. 35. Noch mögen 2 andere Bronzebeile beigefügt werden (Fig. 22, 23). Auch Eisenbeile treten auf, und zwar Tüllenbeile. Das eine weist dieselbe Form wie Fig. 31 auf, trägt also eine ganz geschlossene Tülle, während bei der anderen Form (Fig. 30) diese nur unvollständig geschlossen erscheint.

Die Waffenfunde, welche zwischen Drahtschmidli und Wasserwerk gemacht wurden, bestehen in Bronze-Lanzen und Schwertern, wozu man

noch einige sogenannte angefangene Schwerter zählen mag. 2 Schwerter bestehen aus Bronze. Das eine (Fig. 11) gleicht dem Funde bei der Wasserkirche, das andere aber zeigt einen Flachgriff, der mittelst Nieten mit einem Holzgriff verbunden wurde. Fig. 9 stellt diesen Typus dar. Er findet sich besonders häufig in Ungarn, ist aber auch aus Mykenae bekannt geworden. Etwas unterhalb des Wasserwerkes kam auch ein Eisenschwert zum Vorschein, das noch einen Theil der Eisenscheide trägt. Es ist ein Früh-La-Tène-Schwert, wie solche in der Nähe Zürich's, z. B. auch auf dem Uetliberge, aufgefunden wurden.

Alle Gegenstände, welche in der Gegend des Letten zum Vorschein kamen, lagen ganz zerstreut und in Kies eingebettet. Merkwürdig ist das vollständige Fehlen von Scherben. Viele Gegenstände sind beschädigt, zerbrochen oder verbogen. Der Fundort liegt der Mündung der Sihl gegenüber, am rechten Ufer der Limmat.

In bemerkenswerthem Contraste zu den zahlreichen Funden aus der Limmat steht nun die geringe Zahl der Objecte, welche ausserhalb des Flussbettes aufgefunden wurden. Schon oben haben wir der prächtigen Bronzelanzen aus dem Sihlfeld Erwähnung gethan. In der Nähe des Fundortes derselben kamen auch Steinbeile und Feuersteinsplitter zum Vorschein. In Wiedikon bei Zürich fand man einen Lappencelt und einen bearbeiteten Knochen (Elen?) in den Lehmlagern am Fusse des Uto. Auf der Wollishofer Allmend und in Hottingen wurden Steinbeile der Erde enthoben, in Wipkingen, unweit des Letten, Bronzebeile und ein Dolch. Was die eigentliche Stadt betrifft, so hat sie, mit Ausnahme einiger wenig charakteristischer Fundgegenstände, nicht viele prähistorische Artefacte geliefert. Da ist der prachtvolle Bronzedolch (Fig. 6) zu erwähnen, der im Schanzengraben beim Botanischen Garten gefunden wurde; da sind einige Objecte, die aus den Anlagen beim alten Stadthause stammen. Im Uebrigen ist es der Lindenhof, dieser historisch interessante Punkt der Stadt, zu dessen Füssen einstmals die Römerbrücke die Limmat überspannte, der einige Zeugen längst verklungener Tage bewahrt hat. Bei den Grabungen, die im Jahre 1837 von der Antiquarischen Gesellschaft auf dem Lindenhofe vorgenommen wurden, kamen Scherben zum Vorschein, die von Hand verfertigt waren und Fragmente roher Gefässe darstellten. Aehnliche Scherben mit Verzierungen fand man am Nordwestabhange des Lindenhofes und ganz am Fusse desselben bei der Werdmühle, wie eine hinterlassene Notiz Dr. F. Keller's berichtet. Zwar könnten diese Scherben auch aus römischer Zeit stammen, denn warum sollten nicht die Helvetier auch nach ihrer Rückkehr aus Gallien noch Gefässe nach alter Väter Sitte bereitet haben, wenn ihnen auch römische Töpfereitechnik nicht mehr lange unbekannt bleiben konnte. Im Oetenbach beim Lindenhof wurde ein durchbohrter Diorithammer gefunden. Es scheint also die Gegend des Lindenhofes, die von den Römern als geeigneter Platz für

ein Castell angesehen wurde, schon in vorrömischer Zeit Sitz der Bevölkerung gewesen zu sein. Daher die zahlreichen prähistorischen Funde bei der Rathhausbrücke, wo die Limmat den Fuss dieses Hügels, der durch seine Lage recht eigentlich zur Besiedelung einlud, berührte. Steil strebt der Lindenhof aus dem Wasser empor, und wenn wir eine Fortsetzung suchen, so scheint sie zu fehlen. Und doch ist er nur ein übrig gebliebenes Stück eines langen Zuges, der sich halbkreisförmig durch die Stadt Zürich zieht, aber freilich theilweise verschwunden ist. Er ist ein Stück der Stirnmoräne des Linthgletschers, der einst vom Tödi bis nach Zürich gereicht haben muss.

Als im Jahre 1878 KELLER im 8. Pfahlbauberichte die Lettenfunde beschrieb, da glaubte er, dass in jener Gegend ein Pfahlbau bestanden haben müsse, und auch in Bezug auf die damals noch ganz vereinzelten Artefacte, welche der oberen Limmat entstammten, nahm er an, dass im Flusse eben schon in der Vorzeit einzelne Fischerhütten gestanden hätten, wie es noch im vorigen Jahrhunderte der Fall war. Die Fundobjecte schienen ihm nicht hergeschwemmt zu sein und vollständig mit Gegenständen aus Pfahlbauten übereinzustimmen. Wir haben aber, gestützt auf ein viel grösseres Vergleichungsmaterial, gefunden, dass, wenn auch Pfahlbautypen nicht ganz fehlen, doch viele Formen vorkommen, die jünger sind. Wir begegnen da sogar den wohlbekannten römischen und La Tène-Formen. Als man die Rathhausbrücke fundamentirte, da fand man auch keine Culturschicht, wie sie sich im Laufe der Zeit sicher gebildet hätte, wenn Leute bleibend in Pfahlhütten über der Limmat gewohnt hätten. Ebensowenig kam eine Culturschicht im Letten zum Vorschein. Ausserdem fehlen Gegenstände, die bei einer Ansiedelung immer zu finden sind, so Scherben, Früchte, Reste von Geweben u. s. w. Und erst die Pfähle! Wenn sich aus der Steinzeit die Pfähle der Seedörfer erhalten haben, warum sollten sie hier verschwunden sein? Aber könnten nicht unsere Funde von einer Ansiedelung beim Ausfluss der Limmat herrühren? Ein Fluss, der so ruhig aus einem Seebecken abfliesst, wie es hier der Fall ist, hat zu wenig Stosskraft, um Gegenstände so weithin zu verschwemmen. Freilich kommt unterhalb der Moräne die oft reissende Sihl in Betracht, und wenn je eine Wohnstätte im Bereich der Hochwasser dieses Flusses gestanden hat, so werden wir Zeugen der zerstörenden Gewalt des Wassers, wie Hausgeräthe, Waffen, Schmucksachen, etwa da zu suchen haben, wo die Sihl ihre Stosskraft verliert, wo sie aufprallt, wie es von der Platzpromenade bis zum Letten der Fall war und noch ist. Können aber so kleine Gegenstände, wie Schmucknadeln, hergeschwemmt sein? Freilich wohl: wenn der tobende Fluss den Grund aufwühlte und Sand, Schlamm und Steine fortfegte, warum sollen nicht (bis 40 *cm* lange) Nadeln weiter geschwemmt worden sein? Wir haben gesehen, dass viele Gegenstände defect sind, und auch das spricht nicht gegen die Ansicht, dass im Letten zugeschwemmte Artefacte gefunden wurden.

Könnte aber nicht doch da eine Ansiedelung unterhalb der Stadt bestanden haben? Auf der heutigen Platzpromenade kann man sich eine prähistorische Wohnstätte nicht denken, da noch nie eine Spur einer solchen daselbst gefunden wurde und sie zudem im Ueberschwemmungsgebiete der Sihl gelegen hätte. Beim Drahtschmidli lässt sich eine Ansiedelung auch nicht annehmen, da gerade dort ein jetzt freilich fast ganz verbanter Wildbach mündete, der gewiss manchmal arg tobte; hat er doch eine tiefe Schlucht im Gelände ausgepflügt. Und sollten denn wirklich die ersten Landbewohner unserer Gegend ihre Niederlassung in einem Wildbachgebiete angelegt haben und nicht auf dem Lindenhofe oder am Gehänge des Zürichberges? Weiter unten, im Letten, wäre allerdings eine Ansiedelung denkbar, aber die Annahme einer solchen erklärt uns nicht die Funde oben im Flusse. In der Gegend des Letten bestand demnach weder ein Pfahlbau, noch eine Ansiedelung auf dem festen Lande. Die daselbst gefundenen Gegenstände müssen durch die Sihl hergeschwemmt sein.

Wo mag nun die Stätte sein, der sie entstammen? Sobald wir diese Frage zu beantworten suchen, begeben wir uns auf das Gebiet der Hypothese; aber der forschende Menschengeist sucht eben doch jedes Dunkel zu durchdringen und mit einem Lichtstrahle, sei es noch so dürftig, zu erhellen. Die Sache scheint mir übrigens einfach zu sein und ergiebt sich aus dem Gesagten:

Schon lange vor unserer Zeitrechnung war der Lindenhof Sitz einer Bevölkerung. Denken wir uns nun diese Ansiedelung gedeihend und wachsend, so muss sie sich immer weiter ausgedehnt haben. Das mag besonders im Osten und Süden der Fall gewesen sein, und gewiss haben am Ufer der Limmat schon zur Zeit der Helvetier Häuser gestanden. Aber auch nach Westen und sogar nach Norden rückte das anwachsende Zürich immer tiefer am Abhange hinunter, wie die vorrömischen Funde im Oetenbach und bei der Werdmühle es beweisen. Nun kommen einige starke Hochwasser der Sihl, das eine oder das andere erreicht die am tiefsten stehenden Hütten und viele Gegenstände, vielleicht ganze Häuser werden fortgeschwemmt und weiter unten abgelagert, z. B. beim Zusammenstoss der Sihl mit der Limmat, im Letten. So erklärt sich nicht blos die Einbettung der Funde im Kies, sondern auch deren zerstreute Lage, indem die Fluthen bald weiter oben, bald weiter unten sich in das Limmatbett ergossen. Es erklären sich hierdurch auch jene Funde, die in der heutigen Platzpromenade gemacht wurden. Es erklärt sich das Fehlen der Culturschicht, die Abwesenheit von Geweben und Geflechten, von Scherben, Pfählen, Sämereien u. s. w. Es wird begreiflich, warum manche Metallsachen zerbrochen oder beschädigt sind. Wir haben im Letten die Reste der theilweise verschwemmten Ansiedelung Zürich. Die Funde in der oberen Limmat, wie diejenigen im Letten unten rühren von

derselben Wohnstätte her. Die Wiege der künftigen Stadt aber war der Lindenhof.

Gehen wir noch über zu der Prüfung des Alters unserer Stadt, so scheint die Entstehung derselben in dunkle Vorzeit hinaufzurücken. Wenn die Stein-Artefacte nicht charakteristisch genug sind, um schon zur Steinzeit eine Ansiedelung in Zürich zu constatiren, und auch das Kupferbeilchen als ein vereinzelter Fund wenig beweisend sein mag, so ist doch die Zahl der Gegenstände, welche übereinstimmen mit solchen aus Bronzestationen der Pfahlbauten und aus Gräbern der Bronzezeit, so gross, dass wir unbedenklich annehmen dürfen, die Ansiedelung auf und am Lindenhofe habe schon vor der sogenannten Eisenzeit existirt. Die letztgenannte Periode ist ebenfalls durch mehrere Funde vertreten, und die jüngsten vorrömischen Funde, z. B. die Tüllenbeile und die Potinmünze weisen auf das letzte vorchristliche Jahrhundert, also auf die Zeit der Helvetier. Wahrscheinlich war auch Zürich unter jenen Städten und Dörfern, welche dieses Volk vor seinem Auszuge verbrannte. Das vorrömische Zürich hat demnach über ein halbes Jahrtausend hindurch bestanden.

Als es vor einigen Jahren gelungen war, dieses Resultat als einigermaassen gesichert darzustellen, da handelte es sich um die weitere Aufgabe, ähnliche vorrömische Ansiedelungen aufzusuchen. Wirklich wurden in verschiedenen Theilen der Schweiz solche entdeckt, und es ist zu erwarten, dass sich die Zahl derselben noch weiter vermehre, so dass die Berichte der römischen Geschichtsschreiber über die Helvetier recht bald vervollständigt werden können durch die Ergebnisse der archäologischen Forschung, und das Culturbild des untergegangenen Volkes neu aufglänze in späten Tagen.

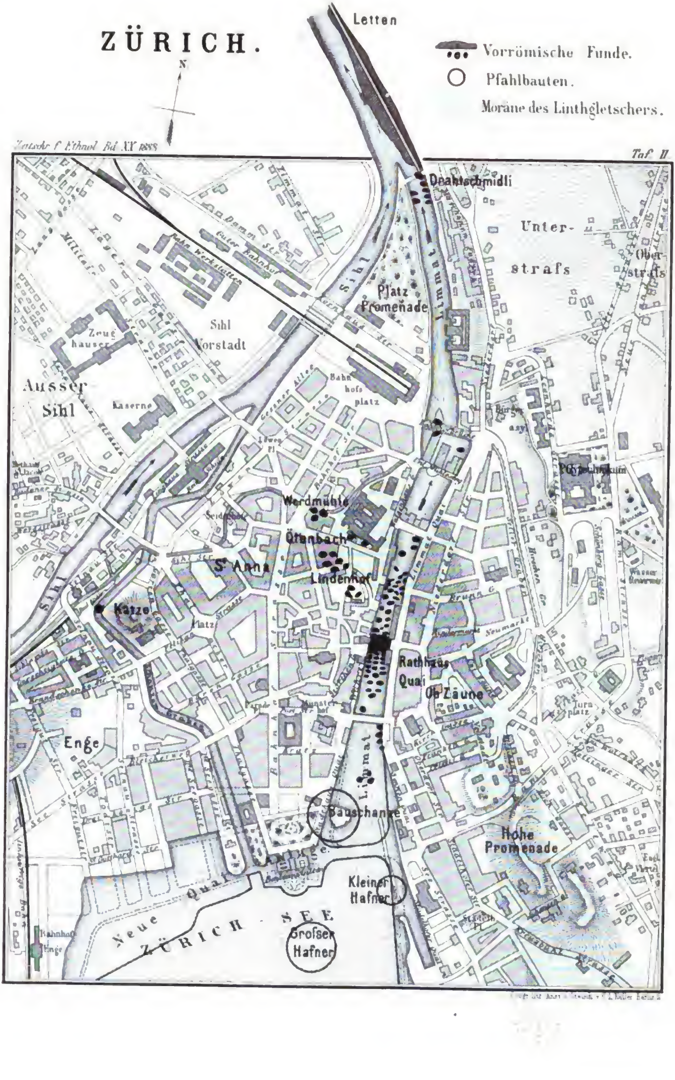
Erklärung der Abbildungen auf Tafel III—V.

Fig. 1 und 2. Bronzelanzen, gefunden im Letten.
„ 3. Bronzelanze, gefunden beim Bau der Rathhausbrücke.
„ 4. Desgl., gefunden unterhalb der Rathhausbrücke.
„ 5. Flache Eisenlanze, gefunden beim Bau der Rathhausbrücke.
„ 6. Dolch, gefunden bei der Katze im Schanzengraben in Zürich.
„ 7 Aus der Limmat, oberhalb der Rathhausbrücke; Bronze.
„ 8. Vom Grossen Hafner bei Zürich; Eisen.
„ 9. Bronzeschwert, gefunden im Letten bei Zürich.
„ 10. Desgl., gefunden in der Limmat, oberhalb der Rathhausbrücke.
„ 11. Desgl., aus dem Letten.
„ 12. Aus dem Letten: Eisen.
„ 13. Bronzeschwert aus der Limmat. Wasserkirche.
„ 14. Messer aus dem Letten: Bronze.
„ 15. Aus dem Letten bei der Webeschule: Bronze.
„ 16. Bronzespange, gefunden 1877 im Letten.
„ 17. Bronze, gefunden oberhalb der Rathhausbrücke.
„ 18. Fibula, aus dem Letten.
„ 19. Aus der Limmat: Stein.

Zeitschr. f. Ethnol. Bd. XX 1888

Taf. II

ZÜRICH.

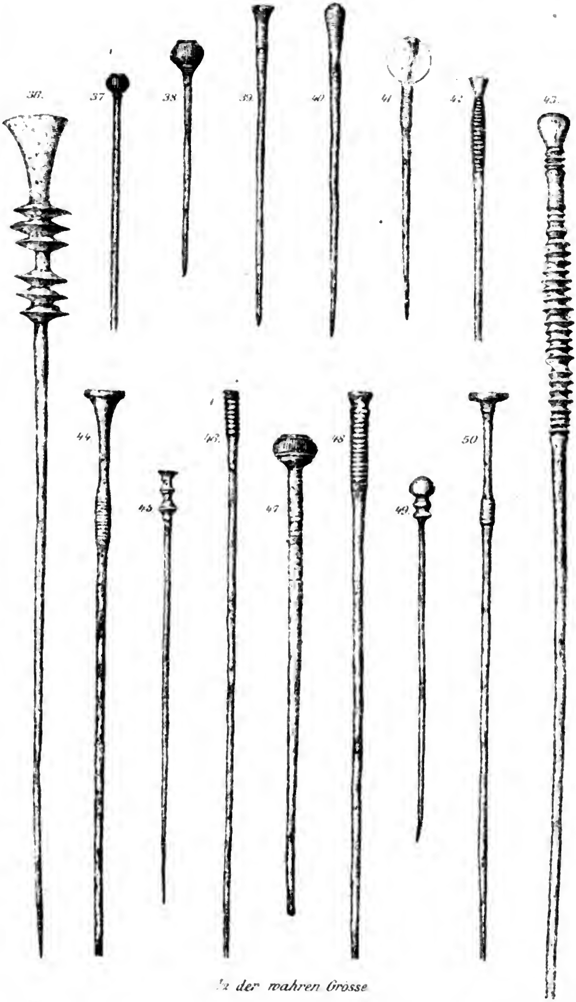


1.



8.





½ der wahren Grösse

Fig. 20. Aus der Limmat: Serpentin.
„ 21. Aus der Limmat, zwischen Rosen- und Fortunagasse: Stein.
„ 22. Bronzebeil, gefunden im Letten.
„ 23. Desgl., von ebendaher.
„ 24. Aus der Limmat, oberhalb der Rathhausbrücke.
„ 25. Eisenbeil, gefunden bei der Rathhausbrücke. Vorderansicht.
„ 26. Desgl., gefunden oberhalb der Rathhausbrücke. Seitenansicht.
„ 27. Bronzecelt, gefunden unterhalb der Rathhausbrücke, Limmat.
„ 28. Desgl., von ebendaher.
„ 29. Desgl., aus dem Letten.
„ 30. Tüllenbeil, nicht ganz geschlossen, gefunden im Letten. Eisen.
„ 31. Eisenbeil mit geschlossener Tülle, gefunden auf dem Uetliberge.
„ 32. Bronzecelt, gefunden beim Bau der Rathhausbrücke.
„ 33. Bronzebeil aus dem Letten bei Wipkingen, 1880.
„ 34. Desgleichen, von ebendaher.
„ 35. Desgleichen, „ „
„ 36. Nadel aus der Limmat, oberhalb der Rathhausbrücke.
„ 37 und 38. Nadeln aus dem Letten.
„ 39. Nadel aus der Limmat, oberhalb der Rathhausbrücke.
„ 40—42. Nadeln aus dem Letten.
„ 43. Nadel aus der Limmat, oberhalb der Rathhausbrücke.
„ 44 und 45. Nadeln aus dem Letten.
„ 46. Nadel aus der Limmat, oberhalb der Rathhausbrücke.
„ 47. „ „ dem Letten.
„ 48. „ „ der Limmat, oberhalb der Rathhausbrücke.
„ 49. „ „ dem Letten.
„ 50. „ „ der Limmat, oberhalb der Rathhausbrücke.

Bei dem Gürtelhaken (Fig. 17) verläuft der Wulst, welcher den Rand des mittleren Theiles bildet, in die Platte, welche den Haken trägt, müsste also in der Zeichnung an diesem Theile sich allmählich verlieren.

Die Fussplatte an der Fibel (Fig. 18) ist ganz flach; von dem ursprünglich darauf genieteten Belag aus Glas haben sich nur Spuren erhalten; die Lithographie macht aber den Eindruck, als sei derselbe noch intact vorhanden.

Die Wasserkirche, auf dem Plan Taf. II leider nicht besonders hervorgehoben, liegt hart am rechten Ufer der Limmat, unmittelbar neben der ersten Brücke, vom See aus gerechnet.

IV.

Eintheilung und Verbreitung der Berberbevölkerung in Marokko.

Von

M. QUEDENFELDT.

(Fortsetzung von Seite 130.)

Die meisten der im vorhergehenden Abschnitte aufgezählten Stämme der Brêber stehen, ähnlich den Rif-Berbern, nicht unter der Botmässigkeit des Sultans. Nur vereinzelte Ḳabilen der Gruppe, z. B. die Gernân und die Semûr-Schilḥ, sind wenigstens nominell abhängig. Auch bei einigen Stämmen im Tadla-Gebiete unterhält der Sultan Ḳâid's in partibus. Dass diese Beziehungen indessen sehr lose sind, beweist am besten die erst im Herbste 1887 geschehene Ermordung des französischen Kommandanten SCHMITT [1]) durch die Semûr.

In Folge dieses aufrührerischen Verhaltens ist der Sultan gezwungen, um seiner Autorität bei diesen Stämmen nicht ganz verlustig zu gehen, fast alljährlich Expeditionen, Ḥarka's, in das Brêber-Gebiet zu unternehmen; es ist aber nicht ausgeschlossen, dass solche Züge einen für den Sultan ungünstigen Verlauf nehmen. So haben gegenwärtig, Sommer 1888, die Truppen der Regierung durch die Beni-Mgill eine arge Schlappe erlitten, weshalb der Sultan eine starke Macht regulärer Truppen aufgeboten hat, um diesen Stamm zu züchtigen. Die Ḥarka's gegen die Berber der Gruppe II richten sich überdies meist nur gegen die im Westen und Norden an das Beled el-machsin grenzenden Ḳabilen. Die Stämme im Innern oder im östlichen Theile des Gebietes, wie die Ait Atta, Ait Ssedrât, Ait Jussi u. s. w., bleiben von ihm vollständig unbehelligt.

Ganz besonders ist es das Gebiet der Eingangs erwähnten beiden Tribus, der Gernân und Semûr-Schilḥ, sowie der Distrikt von Tadla, welche der jetzt regierende Sultan Mulai Ḥassan bekriegt. Der französische Artillerie-Kapitän ERCKMANN, welcher als Chef der „Mission militaire française au Maroc“ mehrere Jahre hindurch dem Hauptquartiere des Sultans

1) Vergl. hierüber meine „Mittheilungen aus Marokko und dem nordwestlichen Sahara-Gebiete“, Greifswald 1888, S. 3.

attachirt war, giebt uns in seinem erwähnten Werke: „Le Maroc moderne“ eine Schilderung und Statistik der unter der Regierung von Mulai Ḥassan ausgeführten Expeditionen.

Befindet sich der Sultan in den südlichen Landestheilen, beispielsweise in seiner Hauptstadt Marrakesch[1]), so ereignet es sich gar nicht selten, dass die vielleicht eben in einer Ḥarka besiegten Brêber im Norden des Gebietes sich wieder empören und die nahe gelegene Stadt Miknäss belagern.

Ein geschichtlich registrirter, sehr blutiger Brêber-Aufstand, welcher der marokkanischen Dynastie leicht hätte unheilvoll werden können, fand in den Jahren 1818/19 statt, und richtete sich gegen den damals regierenden Sultan Mulai Ssulimân[2]). Der Leiter dieses Aufstandes war ein einflussreicher Merâbid der Brêber im Gebiete von Tadla, der Armġar (Schech) Mehausch. GRABERG VON HEMSÖ giebt (a. a. O. S. 191 u. f.) eine eingehende Schilderung von dem Verlaufe dieses Aufstandes.[3])

Nach Mulai Ismaïl, dem Zeitgenossen Louis XIV. (regierte 1672—1727), hat es keiner der folgenden Sultane gewagt, auf dem direkten Wege zwischen den beiden Residenzen Fäss und Marrakesch das Brêber-Gebiet zu passiren. Die gewöhnliche Route des jetzigen Sultans, auch wenn er von noch so beträchtlichen Streitkräften begleitet ist, führt stets durch die ebenen, westlichen Provinzen, wobei er der Küste ziemlich nahe kommt.

Die mehrfach erwähnte, arabisch redende Kabila Ṣâ'ïr, welche dem Brêber-Gebiete im Nordwesten benachbart wohnt, ist gleichfalls nur zeitweilig unterworfen. Dieser mächtige Stamm verfügt über eine grosse Anzahl von Pferden der vorzüglichsten Qualität, welche an Güte denen von 'Abda und Dukkala nicht nachstehen. Leute vom Stamme der Sâ'ïr nannten mir die Zahl 40 000 als Bestand der vorhandenen Pferde, was ich aber für zu hoch gegriffen halte. Diese Tribus nähert sich zu gewissen Zeiten des Jahres, besonders im Frühling, den Städten Rabat und Sslâ an der Westküste, um dort ergiebige Weidegründe aufzusuchen, vorausgesetzt, dass sie gerade zur Regierung in freundschaftlichem Verhältniss stehen. Sonst unternehmen die Sâ'ïr auch wohl in grossen, berittenen Trupps Raubzüge in die Provinzen Schauija[4]) und Ḥaus Rabat und unter-

1) Die Residenz der marokkanischen Sultane ist keine ständige, sondern eine ambulante, und wechselt zwischen den beiden Hauptstädten Fäss und Marokko. Seit Mulai Ismaïl residiren die Sultane häufig in Miknäss. Der jetzige Sultan nimmt auch gelegentlich in der Stadt Rabat an der Westküste längeren Aufenthalt.

2) Mulai Ssulimân (gespr. Sslimân) Ben Mohammed regierte 1795—1822.

3) Ein Nachkomme des Armġar Mehausch, gleichen Namens, ist noch heutigen Tages eine sehr angesehene Persönlichkeit in dortiger Gegend. Er dirigirt die im östlichen, gebirgigen Theile von Tadla lebenden Brêber, während die im westlichen, ebenen Theile dieses Distriktes wohnenden, mehr arabisirten Brêber dem Ssîdi Ben Daud in Bejâd gehorchen.

4) M. E. RENOU (Description géographique de l'empire de Maroc, Vol. VIII der Exploration scientifique de l'Algérie, Paris 1846) sagt p. 377 und 394, sich auf DELAPORTE

brechen die Verbindung zwischen der letzteren Stadt und Casablanca (Dar el-beida). Sie sind durchgängig unter Zelten wohnende Nomaden, und dieser vollkommene Mangel an festen Wohnsitzen macht es ihnen leicht, sich der Verfolgung der Regierungstruppen zu entziehen. Beim geringsten Alarm brechen sie ihre Zelte ab und flüchten landeinwärts. Die Regierung sucht sich für solche Unbotmässigkeiten dadurch zu revanchiren, dass sie den Kaufleuten in Rabat und Sslâ verbietet, mit den Sâ'ïr Handel zu treiben, sie also gewissermaassen boycottet. Das war auch im Jahre 1886, bei meiner letzten Anwesenheit in Rabat, der Fall. Damals hatten sich bei einem kurz vorher stattgehabten Besuche des Sultans die Sâ'ïr-Leute in demonstrativer Weise ferngehalten. Kein Einziger von ihnen hatte den Ort betreten, anstatt, wie die übrigen umwohnenden Stämme, dem Sultan Abgaben und Geschenke zu Füssen zu legen. Für dieses Gebahren wurden die trotzigen Gesellen in Acht und Bann erklärt, und sogar die europäischen Kaufleute wurden gebeten, ihnen keinerlei Waaren, sei es gegen Baar, noch weniger aber auf Kredit zu verabfolgen.

Auf diese zeitweisen Einfälle der Sâ'ïr in die Provinz Schanija soll sich vielleicht die Angabe auf der kleinen Karte bei Reclus (Bd. XI S. 656) beziehen, in welcher die Proportionen des Beled el-machsin zum Beled ess-ssiba dargestellt werden, und die ganze Provinz Schanija, mit alleiniger Ausnahme eines schmalen Küstenstriches, als zu letzterem gehörig durch Schraffirung gekennzeichnet ist. Dies ist jedoch unrichtig; die grossen Ebenen an der Westküste, der westliche Garb, Dukkala, Schanija u. s. w., sind durchaus der Regierung unterthänig.

Bei der grossen Kriegstüchtigkeit und der numerischen Ueberlegenheit der Bréber in ihrer Gesammtheit über die Truppen des Sultans könnten diese tapferen Stämme der bestehenden Regierung leicht ernste Gefahren verursachen, wenn nicht besonders zwei Umstände es wären, welche doch stets die Ueberlegenheit der Sultansherrschaft aufrecht erhielten. Dies ist einmal die Artillerie, über die der Sultan verfügt und vor welcher die Berber, wie alle Naturvölker, einen gewaltigen Respekt haben, und ferner die Uneinigkeit der Stämme unter einander. Es bestehen unter den einzelnen Kabilen, theils der Blutrache wegen, die bei allen Berbern für eine heilige Verpflichtung gehalten wird,[1]) sowie wegen anderer Differenzen

---

beziehend, dass die Bewohner dieser Provinz eine Fraction der im Süden der Provinz Constantine, im Aurès-Gebirge, wohnhaften Schanija seien. Dies ist unrichtig, denn wie ich schon im vorigen Abschnitte erwähnte, sind die marokkanischen Schanija Araber, während die algerischen Berber sind. Erstere sind zum grössten Theile Nomaden, letztere sesshaft. Ebenso wenig richtig ist es, wenn Renou die Sâ'ïr und die Beni Mtir zu den Schanija zählt. Das vorstehend Gesagte gilt nur von der Gegenwart; dass vor der Eroberung des Landes durch die Araber ein Zusammenhang zwischen den Bewohnern dieser beiden Gebietstheile obgewaltet hat, darauf deutet die Uebereinstimmung der Namen hin; nach Reclus soll die Bezeichnung vom arab. Schaui, Schafhirt (?), abgeleitet sein.

1) Das berberische (wenigstens das in der algerischen Kabylie gebräuchliche) Wort

fortgesetzte Kämpfe, die sich sogar bis auf die einzelnen Sippen und Familien erstrecken und die mitunter Generationen hindurch andauern.

Welch bedeutende Dimensionen solche Zwistigkeiten mitunter annehmen, beweist ein Gefecht, welches sich die Ait Atta und die Ait Meġrad im Frühjahre 1883 bei der Oase Tiluin lieferten. In diesem Kampfe, dessen Ursache Terrainstreitigkeiten waren, sollen allein 2000 Todte, ungerechnet die zahlreichen Verwundeten, auf beiden Seiten geblieben sein. Wenn dieser Kampf auch nach dem, was ich über denselben im Lande hörte, einer der bedeutendsten gewesen ist, welche je zwischen einzelnen Stämmen stattgefunden haben, so ist die angegebene Zahl gewiss zu hoch geschätzt; SCHAUDT (a. a. O. S. 408) spricht nur von über 1000 Getödteten und Verwundeten.

Oftmals versteht es auch der Sultan, durch Versprechungen den einen oder den anderen Brêber-Stamm auf seine Seite zu bringen und ihn sich zum Bundesgenossen gegen eine andere Tribus zu machen. So sucht er namentlich mit der mächtigen, dem Beled el-machsin benachbarten Kabila Saïan unter allen Umständen Freundschaft zu halten. Durch Geschenke und Ehrenbezeugungen weiss er die angesehenen Familien für sich zu gewinnen; er hat sogar seine Schwester mit einem der einflussreichsten, bei den Saïan lebenden Scherife, Namens Ssidi Moḥammed el-ʿAmrâni, verheirathet. Er unterhält auch die besten Beziehungen zu Mulai el-Fedil.[1]) In Folge dieses klugen Verfahrens sind die Saïan, obwohl unabhängig, dennoch meist Verbündete des Sultans, so z. B. bei seinem Feldzuge im Jahre 1883 gegen die Stämme von Tadla. Sie gestatten dem Sultan sogar die Ernennung eines Ḳâid für ihr Gebiet, welcher indessen absolut machtlos ist.

Bei den unsicheren Zuständen im Brêber-Gebiete würde eine Bereisung desselben auch für Einheimische, Mohammedaner und Juden, aus den Städten des Beled el-machsin fast unausführbar sein, wenn nicht ein eigenthümlicher, weit verbreiteter Gebrauch das Betreten des Beled ess-ssiba dennoch möglich machte. Es ist dies eine Art von Protectionssystem, welches den Besucher eines Gebietstheiles unter den Schutz eines dortigen Stammesangehörigen, meist eines einflussreichen Mannes, stellt. Im Grunde dürfte eine solche Einrichtung dem Charakter und den räuberischen Gewohnheiten der Brêber nicht entsprechen; sie würden lieber Jeden, der ihr Gebiet betritt, ausplündern, auch wohl tödten. Indessen haben sie

für „Blutschuld“ ist „tamegert“, die arabische Bezeichnung „rekba“. Beide Ausdrücke bedeuten wörtlich „Nacken“. Die Redensart „eine rekba schulden“ hat also dieselbe bildliche Bedeutung wie „ein Haupt schulden“. Siehe A. HANOTEAU und A. LETOURNEUX: La Kabylie et les coutumes kabyles, Paris 1873, Vol. III. p. 60.

1) Dieser einflussreichste aller bei den Saïan besonders verehrten Schürfa gehört ebenso, wie die Familie der ʿAmrâni, zu den Schürfa Drissiin. Von Mulai Edrîss (bestattet in Serhon) stammen auch der bei den Beni Mtir sehr verehrte Mulai el-Madâni und der bekannte Mulai ʿAbd ess-Ssalâm el-Uasâni ab.

durch Einführung dieses Brauches aus der Noth eine Tugend gemacht, um sich nicht selber vom Handel und Wandel ihrer Nachbarn gänzlich auszuschliessen. Ich meine die Institution der „'Anâia", welche folgendermaassen geübt wird:

Nähert sich ein Reisender, aus dem Beled el-machsin kommend, dem Gebiete des ersten unabhängigen Stammes, so macht er an einem geeigneten Orte, einem Duar oder einer „Nesâla",[1]) Halt und setzt sich von dort aus schriftlich (mittelst eines Boten) oder durch einen gemeinsamen Freund mit einer einflussreichen Persönlichkeit des betreffenden Stammes in Verbindung. Gewöhnlich erscheint alsdann diese selbst an der bestimmten Stelle oder schickt eine zuverlässige Mittelsperson. Es wird darauf der Preis für den Schutz im Gebiete dieser Tribe verabredet, welcher meist ein sehr mässiger und bescheidener ist. Dafür giebt der Zusicherer der 'Anâia dem Reisenden entweder persönlich oder durch seine Leute bis an die Gebietsgrenze seines Stammes schützendes Geleit (setata). Von da aus erhält derselbe durch Vermittelung seines bisherigen Begleiters eine neue 'Anâia und eine neue Eskorte, und so geht es weiter, bis das Reiseziel erreicht ist. Diejenigen, welche diese Eskorte bilden, werden „setat" genannt. Ihre Zahl wechselt ausserordentlich: in manchen Fällen genügt ein Sklave eines mächtigen Scherif, um den Reisenden ungefährdet durch das Gebiet zu geleiten, oder sogar ein kaum dem Knabenalter entwachsener Sohn oder Verwandter desselben; an anderen Orten ist wieder eine ganze Anzahl Bewaffneter erforderlich.

Der Gebrauch der 'Anâia wird oftmals auch mit dem Namen „mesrâg" bezeichnet. Dies ist das arabische Wort für „Lanze", und es soll die Anwendung dieser Benennung auf die ganze Einrichtung daher kommen, weil man in früheren Zeiten dem Schützling als sichtbares Zeichen des Schutzes seine, den Stammesgenossen bekannte, Lanze mitgab.[2])

Die 'Anâia bildet die hauptsächlichste Einnahmequelle für mächtige Familien, da naturgemäss diese vorzugsweise um ihren Schutz angegangen werden. Denn man darf sich nicht blindlings jedem beliebigen Stammesmitgliede anvertrauen, da es oft genug vorkommt, dass die 'Anâia in mehr oder minder schwerer Weise gebrochen wird. Im Stiche lassen während des Marsches, sogar Ausplünderung der Reisenden durch die Geleitsmänner

1) Gesprochen „Insâla", bedeutet wörtlich: „Absteigeplatz", vom Verbum nasal. hinabsteigen, absteigen. Man versteht darunter in ganz Marokko eingefriedigte Plätze an den Wegen auf dem platten Lande. Meist sind diese Plätze mit einer Umwallung von dem stacheligen Gestrüpp des Ziziphus lotus, selten von einer Steinmauer umgeben. Der Reisende kann hier gegen ein geringes Entgelt sicher übernachten.

2) Gegenwärtig ist der Gebrauch der Lanze in Marokko, mit alleiniger Ausnahme einiger Brêber-Stämme, welche neben ihren Gewehren noch kurze Spiesse führen, völlig unbekannt. Nur zwei Muchasenia oder Lehensreiter, welche dem Sultan bei feierlichen Gelegenheiten stets voraufreiten, führen lange Lanzen von polirtem Holze mit vergoldeten Spitzen. Diese Leute heissen Mesergia (Sing. Mesergi).

selbst oder durch mit diesen im Einverständniss handelnde Räuber — das sind die gewöhnlichsten Formen, unter denen eine Verletzung des zugesicherten Schutzes vorkommt. Für jeden Reisenden ist daher die grösste Vorsicht in der Auswahl seines Beschützers geboten. Mächtige und einflussreiche Familien werden solche Treulosigkeiten niemals begehen, wenn nicht aus eigenem Ehrgefühl, doch schon aus der Besorgniss, ihr Renommé und damit ihre Einnahme aus der 'Anâia zu verlieren.

Zu bemerken ist, dass einem Europäer, so bald er als solcher kenntlich ist, ein sicheres Geleit überhaupt nicht gewährt werden würde.

Diese 'Anâia tritt übrigens nicht nur als Sicherstellung für Reisende, sondern auch in den verschiedensten anderen Formen auf. Jeder „Schutz", gleichviel welcher Art, wird mit diesem Namen bezeichnet. So kann sich ein wegen der Blutrache oder sonstiger erblicher Fehden Verfolgter zeitweise unter die 'Anâia irgend eines Angehörigen der eigenen oder sogar der Gegenpartei, selbst einer Frau stellen, beispielsweise, wenn er das Territorium seines Stammes für immer verlässt, oder um eine Unterredung mit seinem Widersacher abzuhalten.[1])

Diejenige Form, unter welcher einem Schwächeren seitens des Mächtigen nicht nur zeitweise, sondern lebenslänglich dessen Schutz gewährt wird, führt den Namen „Opfer", Debiḥa.[2]) Der officielle Ausdruck, wenn man den Schutz eines Angehörigen des Stammes auf Lebenszeit verlangt, ist: „ihm opfern", „debeḥ aliḥ". Dieser Ausdruck kommt von dem alten Brauch, der heute nur noch bei ganz besonderen Umständen angewendet wird: auf der Schwelle des Mannes, dessen Schutz man begehrt, einen Hammel zu schlachten.[3]) Derjenige, welcher die Debiḥa begehrt, verpflichtet sich seinem Beschützer gegenüber zu einer geringen jährlichen Abgabe; nur einige besonders Reiche und Mächtige machen es sich zur Ehrensache, nichts für ihren Schutz zu verlangen. Der Vertrag wird von einem Taleb zu Papier gebracht und von den Contrahenten unterzeichnet. Es gehört zu den Seltenheiten, dass ein Patron seinen Klienten verräth oder preisgiebt. Wer dies thut, fällt der allgemeinen Verachtung anheim. In jedem Stamme oder in jedem Orte, wo man sich längere Zeit aufhalten will, muss man eine Debiḥa schliessen. Für die Sicherheit Solcher, welche

1) Vergl. Hanoteau und Letourneux l. c. Vol. III. p. 77: L'„ânaïa" est la sauvegarde accordée à celui, qui se trouve sous le coup d'une poursuite, d'une vengeance, d'un danger présent ou imminent. Le Kabyle soumis à la reḳba, l'étranger qui craint des répresailles, le voyageur qui redoute une attaque, sont couverts par l'ânaïa aussi loin que s'étend le pouvoir ou l'influence de celui qui la donne.

2) Dieser Brauch, welcher aus uralter Zeit stammt und fast überall im Beled ess-ssiba existirt, wurde nach Foucauld p. 130 von den alten Arabern „Djira" genannt. Foucauld citirt: Caussin de Perceval, Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme, pendant l'époque de Mahomet et jusqu'à la réduction de toutes les tribus sous la loi musulmane.

3) Die gleiche Sitte wird oftmals geübt, wenn eine Privatperson oder ein Stamm die Verzeihung eines Mächtigen (amân) erflehen will. Vergl. hierüber meine Mittheil. S. 683 der Verhandl. d. Zeitschr., Jahrg. 1886.

einen ausgebreiteten Handel im Beled ess-Ssiba treiben, ist diese Institution unerlässlich. Bei Nomadenstämmen nimmt man die Häupter der einflussreichsten Familien zu Beschützern; in den Kssar's ist es Sitte, sich an den Scheeh zu wenden. Die Debiḥa ist erblich; sowohl die Söhne des Patrons wie die des Schützlings bleiben an die Abmachung ihrer Väter gebunden. Zwei Dinge allein können diese freiwillige Vasallenschaft ungültig machen: das Aufhören des Tributs, zu dessen Zahlung sich der Klient verpflichtet hat, oder Verrath von Seiten des Patrons.

Ebenso, wie unter Privaten, giebt es eine Debiḥa unter ganzen Stämmen. Will sich eine einzelne Person unter den Schutz eines Stammes stellen, so giebt es hierfür zwei Wege: entweder die Debiḥa eines Mitgliedes oder des Stammes in seiner Gesammtheit zu verlangen. Da alle Stammesbrüder untereinander solidarisch sind, so ist der Effect beider Maassnahmen derselbe. Gewöhnlich werden sich einzelne Personen, kleinere Familien, isolirte Ḳssar's u. s. w. unter die Protection eines Einzelnen stellen; dagegen schliessen grössere Fractionen oder Districte die Debiḥa mit ganzen Stämmen. So stehen beispielsweise die Ida-u-Bellal, ein Araberstamm, über welchen ich später noch einige Mittheilungen mache, in einem Schutzverhältnisse zu den „Brêber“ im engeren Sinne, und sie können demzufolge, ohne fürchten zu müssen, ausgeplündert zu werden, in dem Gebiete dieser letzteren reisen oder sich aufhalten. Ebenso, wie Private, können auch einzelne Stämme gleichzeitig mehrere Schutzstämme haben. Die Ermordung eines Schutzbefohlenen wird von dem Patrone stets blutig gerächt, und hieraus entspinnen sich dann endlose Fehden, da naturgemäss die Angehörigen der anderen Partei ihrerseits wieder Genugthuung suchen.

Beim Eintreten eines Unfalles ist für den Klienten der Schutz eines Einzelnen wirkungsvoller, wie der eines ganzen Stammes, indem unter einer so vielköpfigen Menge, wie sie ein Stamm repräsentirt, stets Meinungsverschiedenheiten herrschen und auch der Einzelne kein persönliches Interesse für das Wohl und Wehe des Schützlings zu haben pflegt. Wenn von zwei im Schutzverhältniss stehenden Tribus die gegenseitigen Verpflichtungen nicht oder nur mangelhaft erfüllt werden, so gilt das Verhältniss für gebrochen und ein Krieg ist die gewöhnliche Folge. Der schwächere Stamm sucht sich alsdann eine andere Debiḥa.

Auch bei den algerischen Kabylen ist der Gebrauch der ʿAnâia sehr ausgedehnt. In dem vorzüglichen Werke von Hanoteau und Letourneux finden sich eingehende Mittheilungen darüber, wie die ʿAnâïa gehandhabt und ein Bruch derselben geahndet wurde. Alles darauf Bezügliche ist dort in bestimmte Formen und Gesetze gebracht. Seit der Besitzergreifung Algeriens durch die Franzosen sind natürlich diese Bräuche, so weit sie mit französischen Gesetzen collidiren, sehr eingeschränkt oder officiell ganz unterdrückt worden.

Einige wenige marokkanische Stämme, wie die Gerûân, die Ait

Uafella u. s. w., üben die 'Anâïa als Begleitung von Reisenden nicht. Die ersteren lassen sich in jedem Duar, den der Reisende passirt, eine Abgabe bezahlen; dieselbe wird von Bewaffneten, welche den Weg versperren, eingefordert. Die Ait Uafella erheben von jedem Lastthiere und von jedem Juden, welche ihr Gebiet betreten, einen Frank als Zoll [1]). Reisende, welche die erwähnten Abgaben erlegt haben, sind gleichfalls vor Plünderung sicher.

Diese Zwangszölle erscheinen gering im Verhältniss zu denen, von welchen uns ROHLFS [2]) berichtet. Er erzählt, dass die Beni Mgill zur Zeit seiner Reise die Atlaspässe in ihrem Distrikte besetzt hatten und nicht nur von jedem Lastthiere 8 Francs Zoll, sondern auch noch anderweitige, ganz willkürliche Abgaben erhoben. Daher wurde die Karawanenstrasse von Fäss nach Tafilelt nur sehr wenig benutzt, vielmehr zogen die Reisenden es vor, den Umweg über die Atlaspässe im Süden von Marrakesch (Dar el-Glaui) zu machen. —

Die Stellung, welche die Juden bei den Brêber einnehmen, ist stets eine sehr gedrückte und missachtete. Verschiedene Stämme, wie die Ait Jussi, Ait Scherroschen, Ait Uafella, Ait 'Aiasch, Ait Jaḥia, Ait Meġrad, Ait Ḥadidu u. s. w., dulden keine ansässigen Juden auf ihren Territorien; andere, wie die Ait Sserî und Jschḳern, gehen so weit, dass das blosse Betreten ihres Gebietes jedem Juden untersagt ist. Passirt ein solcher in einer Verkleidung dasselbe dennoch und wird als Jude erkannt, so wird er auf der Stelle getödtet. Der Abscheu der genannten Stämme gegen die Juden ist so tief eingewurzelt, dass sie sogar die Leichname derselben nicht ausplündern, sondern an Ort und Stelle liegen lassen. Selbst an den Waaren des Getödteten vergreift sich Niemand.

Auf andere Weise, die allerdings für die Betroffenen weit angenehmer ist, tritt diese Missachtung darin hervor, dass einzelne Stämme es überhaupt unter ihrer Würde erachten, eine Kugel oder einen Dolchstich an einen Juden zu verschwenden. Man tödtet diese dort ebensowenig, wie man eine Frau tödten würde; doch misshandelt man beide. Wieder andere, z. B. die Brêber im engeren Sinne (Ait Atta und Ait Jafelman mit ihren zahlreichen Unterabtheilungen) und die Ait Ssedrât, sehen nach FOUCAULD eine Art von Sport oder einen guten Scherz darin, den Juden gegenüber die 'Anâia nicht zu halten. Man plündert oder tödtet sie auch wohl unterwegs, während die nämliche Handlungsweise gegen einen Muslem auch bei diesen Stämmen für wenig nobel und rühmlich gilt. Daher sind, wenn ein Jude es nicht vermeiden kann, von diesen Stämmen Schutz zu erbitten, die peinlichsten Vorsichtsmassregeln nothwendig. Es muss in Gegenwart

1) Die Ait Uafella, eine Fraction der Ait Isdigg, sind gegenwärtig politisch von diesen getrennt und gehorchen dem Sultan.

2) ROHLFS, Reise durch Marocco, Uebersteigung des grossen Atlas u. s. w. Bremen 1868, S. 40.

einer Standesperson ein besonderer Vertrag zu Papier gebracht werden, durch welchen die Mehrheit der betreffenden Kabila die Sicherheit des Juden verbürgt. So musste auch FOUCAULD auf seiner Route nach Todra verfahren, wo, für den Fall, dass er nicht an seinem Bestimmungsorte ankommen würde, die Ait Ssedrât verpflichtet waren, der jüdischen Gemeinde von Tiilit einen Schadenersatz von 5000 Francs zu bezahlen.

Andere Tribus dagegen sind etwas toleranter. Sie räumen den Juden ein Quartier (Mellâḥ [1])) in einer innerhalb ihres Gebietes belegenen Ortschaft ein und profitiren von dem Handel, den die Juden dort treiben. Zu diesen Stämmen gehören die Ait Atta Umalu, Ait Atab, Imeġran u. s. w. Ueberall aber sind die Juden bei den Brèber ebenso missachtet, wie im Innern des übrigen Marokko. Es ist daher nicht zutreffend, wenn GRABERG VON HEMSÖ [2]) sagt: „Doch gestatten sie (die Amazirghen) in ihren Bergen, Städten und Dörfern einer grossen Menge von Hebräern den Aufenthalt, die dort gesellschaftliche Vortheile geniessen, die ihnen in anderen Theilen Afrikas versagt sind. Diese Duldsamkeit schreibt man vorzüglich dem Glauben der Bereber und vieler Mauren zu, dass ihre Vorfahren vor dem Einfall der Araber im 7. Jahrhunderte jüdisch lebten und glaubten, eine Meinung, die übrigens durch viele arabisch-spanische Geschichtsschreiber des Mittelalters historisch bestätigt wird, namentlich von ABULFEDA und von ABU MOHAMMED SALÉHH BEN ABD-EL-HHALIM aus Granada, welcher 1326 seinen Ketab-el-Cartas oder Geschichte der Könige von Mog'hrib und der arabischen Dynastien schrieb, wonach die Nachkommen Sanhaggia's und Kothama's, nach Goliath's Ermordung durch David aus Asien ausgewandert, noch den Judaismus bekannt haben sollen, als sie den berühmten Tharek zur Eroberung Andalusiens und Gibraltars begleiteten. Der genannte ABU MOHAMMED sagt in seinem Geschichtsbuche über diesen Gegenstand die nachfolgenden Worte: „Unter den Berbern des Mog'hrib-ul-A'ksa bekannten einige den christlichen Glauben, andere den jüdischen und wieder andere die Magie, nämlich die Lehre Zoroasters.“

Wohl verleitet durch diese Angaben GRABERG's, sprechen auch andere Publicisten, DAVIDSON, M. E. RENOU [3]) u. A., von einer bevorzugten Stellung der Juden bei den Berbern. Die in neuerer Zeit recht intensive Marokko-Erforschung hat die Unrichtigkeit dieser Anschauung an allen Punkten ergeben.

Die unglückselige Lage der Juden wird dadurch noch trauriger, dass

---

1) Dies Wort findet sich in Berbergegenden Marokkos häufig in der berberisirten Form „tamellaht“.

2) A. a. O. S. 50.

3) RENOU, l. c. p. 396: On trouve dans l'Atlas un grand nombre de villages entièrement juifs; ils paraissent vivre en assez bonne intelligence avec les habitants, et être soumis à beaucoup moins d'humiliations que chez les Arabes.

sie im ganzen Beled ess-ssîba, wo sie überhaupt geduldet werden, in einem an Sklaverei grenzenden Abhängigkeitsverhältniss zu den Herren des Landes, den Berbern oder Arabern, stehen. Diese, durch das Herkommen in vollständig geregelte Formen gebrachte Institution ist so eigenthümlicher Art, dass sie wohl eine nähere Betrachtung verdient.

Jeder Jude gehört mit Leib und Leben, mit seinen Gütern und seiner Familie einem Herrn, seinem „Ssid", zu eigen. Wenn die Familie desselben seit langer Zeit im Lande ansässig ist, fällt ihm der Jude, wie ein Theil seines Vermögens, nach muselmanischem Rechte und nach altem Brauche der Imasigen durch Erbschaft zu. Daher schützt der Ssid seinen Juden, wie Jedermann sein Hab und Gut gegen Fremde vertheidigt. Natürlich wird ein einsichtiger Muselman im eigenen Interesse seinen Leibeigenen zu schonen suchen und nicht zu grosse Abgaben von ihm erheben, um ihm möglichst zu dauerndem Wohlstande gelangen zu lassen. Indessen giebt es auch Besitzer von Juden, welche dieselben in der brutalsten Weise aussaugen und enorme Summen von ihnen verlangen, die sie zu zahlen meist nicht im Stande sind. In diesem Falle nimmt der Tyrann seinem Opfer Weib oder Kinder und sperrt sie ein, bis die Summe entrichtet oder er des Weibes überdrüssig geworden ist. Es kommt vor, dass ein Ssid das Weib seines Juden mehrere Monate lang bei sich einschliesst. Auf diese Weise übt er eine fortgesetzte Reihe von Erpressungen. Schliesslich wird der Jude selbst eines Tages auf den Markt geschleppt und versteigert, was allerdings nicht überall vorkommen darf, sondern nur in einigen Orten der Sahara. Oder auch: der Ssid nimmt ihm Alles, was er besitzt, zerstört sein Haus und jagt ihn nackt mit den Seinigen davon. Man trifft Dörfer, in denen ein ganzes Viertel in Ruinen liegt; fragt man nach der Ursache, so erfährt man, dass vor einiger Zeit sämmtliche Besitzer von Juden, einer gemeinsamen Abrede zufolge, in der erwähnten grausamen Weise verfahren seien. Kurz, nichts auf der Welt schützt einen Israeliten des Beled ess-ssîba gegen seinen Ssid.

Die Abhängigkeit erstreckt sich so weit, dass der Jude zwar die zu seinem Geschäfte erforderlichen Reisen machen darf, jedoch seine Familienmitglieder stets als Geiseln in seinem Wohnorte zurücklassen muss. Will er seine Tochter nach auswärts verheirathen, so muss er dieselbe bei dem Ssid erst mit einer Geldsumme gewissermaassen auslösen. Die eigene Freiheit erlangt ein Jude in seltenen Fällen, und zwar meist nur dann, wenn er so klug gewesen ist, sein Vermögen ausserhalb des Machtbereiches seines Ssid, etwa im Beled el-machsin, anzulegen. Dann gestattet ihm sein Herr wohl gegen eine verhältnissmässig enorme Summe den Loskauf.

Manchmal gelingt es dem Juden auch, sich mit den Seinigen durch heimliche Flucht in das Beled-el-machsin oder zu einer anderen Kabîla zu retten; das ist aber ein sehr gewagter Schritt, dessen Misslingen er mit dem Leben bezahlt. Er oder seine Angehörigen dürfen sich selbstverständ-

lich nie wieder in das verlassene Gebiet zurückwagen. Es ist vorgekommen, dass noch Kinder und Kindeskinder solcher entlaufenen Juden wieder aufgegriffen und in das alte Abhängigkeitsverhältniss zurückgebracht worden sind.

In denjenigen Stämmen, deren Organisation eine vollständig demokratische ist (z. B. bei den Ait Atta), hat jeder Israelit einzeln einen Ssid; bei den unter einem absolut regierenden Schech stehenden Tribus sind alle Juden Eigenthum des Stammoberhauptes. An Orten, wo ein Schech mit eingeschränkter Autorität herrscht, muss der Jude diesem einen jährlichen Tribut zahlen und kann sich nicht entfernen, ohne sich von ihm loszukaufen. Nichtsdestoweniger ist er aber Eigenthum eines besonderen Ssîd, der an ihm die gewöhnlichen Anrechte hat [1]).

Zu Ehren der Menschheit muss indessen gesagt werden, dass im Allgemeinen die Behandlung der Juden durch ihre Ssid's eine leidlich humane ist und ein gröberer Missbrauch der absoluten Gewalt nicht häufig und nicht allerwärts vorkommt.

Das elendeste Leben führen die Israeliten im Thale des Uâd el-ʿAbid. Hier fand FOUCAULD Jüdinnen, welche seit 3 Monaten bei ihrem Herrn eingeschlossen waren, weil ihr Gatte eine bestimmte Summe nicht zahlen konnte. Der Gebrauch hat in dieser Gegend eine Strafe von 30 Francs für den Muselman festgesetzt, welcher einen Juden tödtet; wenn er diese Summe dem Ssid des Getödteten entrichtet, so hat er keine weiteren Unannehmlichkeiten. Die Israeliten treiben unter diesen Verhältnissen auch keinen Handel; sobald sie irgend etwas besitzen, nimmt man es ihnen. Weil es an Geld mangelt, giebt es dort keine Silberarbeiter unter ihnen, und sie sind daher gezwungen, sich dem zweiten Hauptgewerbe der marokkanischen Juden, dem Schusterhandwerk, zuzuwenden. Da sie wie Thiere behandelt werden, sind sie selbst zu einer Art von Bestien geworden. Fast täglich kommen unter ihnen blutige Schlägereien und Morde vor.

Im ganzen Beled el-machsin existirt ein derartiges Leibeigenenverhältniss, welches so krasse Zustände hervorbringt, nicht. —

Die Brêber erkennen nicht den Korân als Civilgesetz (im Gegensatz zum religiösen) an, wie es die Araber thun. Sie haben stammweise oder sogar ortschaftsweise einen eigenen Codex, welcher „isserf“ [2]) genannt wird und dessen Bestimmungen, meist im Einklange mit uralten Traditionen, von der „Djemmaʿ“, dem Rathe der Ortsältesten, festgestellt werden. Der berberische Ausdruck für das Wort „Djemmaʿ“ ist „enfâlis“. Es bedeutet „Versammlung“ im Allgemeinen; daher ist auch der in Marokko allgemein gebräuchliche Ausdruck für „Moschee“, als dem Hauptversammlungsorte der Gläubigen, „Djemmaʿ“.

Dieser Rath der Ortsältesten setzt sich zuweilen aus 100 und mehr Personen zusammen. Demselben präsidirt ein Schech. Die Berber haben

1) Vergl. FOUCAULD p. 398 u. f.
2) Vergl. ERCKMANN, S. 115.

für dieses arabische Wort die Bezeichnung „Armġar“ [1]), welche indessen mehr bei den Schlöḥ gebraucht wird. Wörtlich übersetzt bedeutet „Armġar“ weiter nichts als „Mann“; doch verbindet man damit stets den Begriff des „Alten“, „Ehrwürdigen“, welchen auch das arabische „Schech“ ausdrückt.

Das Ansehen und der Einfluss dieser Schiach [2]) und des Gemeinderathes sind bei den verschiedenen Stämmen sehr verschieden, ebenso die Zeitdauer der Schech-Würde. Bei vielen Tribus giebt es Schech's, die nur für die Dauer eines Jahres gewählt werden (Schiach el-ʿam); anderwärts ist das Amt eines Schech erblich und lebenslänglich. Im Allgemeinen ist die Autorität der Stammeshäupter bei den Brêber keine grosse. Die Schiach haben diesen unbotmässigen, wilden und kriegerischen Naturen gegenüber einen schweren Stand, und es gehört seitens derselben ein hoher Grad von Schlauheit, Tapferkeit und körperlicher Ueberlegenheit dazu, um sich bei ihren eigenen Leuten in Ansehen zu bringen. Die Tradition hat es bei einzelnen Stämmen sogar mit sich gebracht, dass die Stellung des Schech gesetzlich mit gewissen constitutionellen Einschränkungen verbunden ist.

Diese in Algerien unter dem Namen „ḳanûn“ (vom griechischen κανών) bekannten Gesetzessammlungen sind nur bei wenigen Brêber-Stämmen, den Ait Atab, Ait Bu-Sîd u. a., in Anwendung; bei der Mehrzahl gilt nur der jedesmalige Beschluss der Djemmaʿ oder des Schech als Gesetz. Es ist mir nicht bekannt, ob da, wo in Marokko solche Gesetze existiren, sie aufgezeichnet sind oder durch Tradition sich fortpflanzen. Hanoteau und Letourneux veröffentlichen eine grössere Anzahl solcher in der Kabylie gebräuchlicher Localgesetzgebungen, in welchen artikelweise alle Satzungen zusammengefasst sind, die auf das Leben der Gemeinde Bezug haben. Neben den verschiedenartigsten strafrechtlichen Bestimmungen für schwere Verbrechen und Vergehen finden sich auch Artikel, welche ganz geringfügige Verstösse gegen die öffentliche Ordnung ahnden.

Von der Vielseitigkeit eines solchen „ḳanûn“ mögen folgende Paragraphen ein Beispiel geben, welche ich aus der Gesetzsammlung des Dorfes Aguni-n-Tesselent (Tribus der Akbîl, Kabylie), die im Ganzen 249 Paragraphen umfasst, herausgehoben habe. [3])

§ 13 bestimmt die Zahl der Kuskussu-Schüsseln, welche gelegentlich einer Beerdigung den Fremden vom Dorfe geliefert werden sollen: sieben, wenn ein erwachsener Mann, drei, wenn eine Frau gestorben war u. s. w.

§ 14. Derjenige, welcher sich weigert, Leuten, die zu einer Beerdigung gekommen sind, Gastfreundschaft zu gewähren, zahlt 1 Real Strafe (1 Real gleich 2½ Francs); ausserdem wird er gezwungen, dennoch seiner Verpflichtung nachzukommen.

---

1) Plural: Imġaren.
2) Plural von Schech.
3) Vergl. Hanoteau und Letourneux l. c. Vol. III. p. 362.

§ 24. Wenn die Djemma' beschlossen hat, ein anderes Dorf zu bekriegen, so zahlt derjenige, welcher sich weigert, mitzuziehen, 50 Realen Strafe.

§ 51. Das Besitzthum einer Waise darf nur mit Zustimmung und in Gegenwart der Notabeln des Ortes verkauft werden. Derjenige, welcher dieser Bestimmung zuwiderhandelt, zahlt eine Strafe von 10 Realen und der Verkauf wird annullirt.

§ 58. Derjenige, welcher zu Wucherzinsen Geld verleiht, zahlt 10 Realen Strafe und hat nur Anspruch auf die Wiedererstattung des geliehenen Kapitals.

§ 79. Wer einen Einwohner des eigenen Dorfes ermorden lässt, zahlt 100 Realen Strafe. Man tödtet sein Vieh, zerstört sein Haus und er wird auf 3 Jahre aus dem Orte verbannt.[1])

§ 86. Wer einen (in flagranti) ertappten Dieb tödtet, zahlt keine Strafe.

§ 104. Wenn Kinder des Dorfes sich mit Kindern eines anderen Dorfes prügeln, so bezahlen sie $\frac{1}{8}$ Real Strafe, wenn die letzteren auch bestraft werden; ist dies nicht der Fall, so gehen auch sie straffrei aus.

§ 127. Wenn Jemand, der absolut nichts besitzt, zu einer Strafe verurtheilt ist und nicht zahlen kann, so bleibt er stets Schuldner der Djemma'. Er muss von dem, was er durch seine Arbeit verdient, so lange abzahlen, bis die Schuld getilgt ist.

§ 130. Wenn sich eine Frau nackend in der oberen Quelle wäscht, so zahlt sie 60 Centimes Strafe.

§ 151. Wer in der Nähe der Moschee urinirt, zahlt $\frac{1}{8}$ Real Strafe.

§ 163. Wer einen Anderen „Jude“ nennt, zahlt $\frac{1}{4}$ Real Strafe.

§ 172. Wer Jemanden „Wüstling“ schimpft, zahlt $\frac{1}{8}$ Real Strafe.

§ 182. Diebstahl zur Kriegszeit wird mit 250 Francs Strafe an die Djemma' und 125 Francs Entschädigung an den Eigenthümer belegt.

§ 215. Derjenige, welcher Stroh stiehlt, zahlt 20 Realen Strafe und 10 Realen Entschädigung.

§ 238. Die Frau, welche Kehricht auf die Strasse schüttet, zahlt $\frac{1}{8}$ Real Strafe.

§ 249. Wenn die 'Anâia eines Bewohners des Dorfes verletzt worden ist und es ist dabei ein Mord oder Viehdiebstahl vorgefallen, so nimmt das ganze Dorf Partei und erklärt dem schuldigen Stamme den Krieg. Derjenige, welcher seine Theilnahme an demselben verweigert, zahlt 50 Realen Strafe. —

Wie man sieht, werden fast alle Vergehen und Verbrechen, selbst Mord, nur durch Strafen an Geld oder Geldeswerth gesühnt. Dieser Strafcodex bezieht sich übrigens bei den algerischen Berbern ebensowenig wie bei den marokkanischen auf Vergehen, welche ausserhalb des Stammes

1) Das in diesem kanûn vorgesehene Vernichten des Eigenthums eines Mörders ist eine nur bei diesem Stamme vorkommende Bestimmung. In der Regel fällt der Besitz eines solchen der Djemma' anheim.

Stehende betreffen, sondern nur auf die Stammesgenossen unter sich resp. Gäste des Stammes oder unter der Debiḥa desselben Befindliche.

Diese, durch das Herkommen festgesetzten Bestimmungen scheinen in Marokko weit drakonischer zu sein, als bei den algerischen Kabylen. Nach ERCKMANN (S. 115) brennt man einem auf frischer That ertappten Diebe mit einem glühenden Eisen die Augen aus, oder man schlägt ihm auch eine Hand oder einen Fuss ab. Mörder sind verpflichtet, das Land für immer zu verlassen. Wenn der Verkauf ihrer Güter nicht genügt, um den von der Djemma' bestimmten Blutpreis (Dia) zu zahlen, so legt man Beschlag auf das Eigenthum seiner Verwandten. —

Der Hang zum Raub und zur Spitzbüberei bei den Brêbern grenzt an's Unglaubliche. Mir selbst haben umherziehende Akrobaten aus dem Ssûss, sogenannte Ulêd ess-Ssidi 'Ḥammed-u-Mussa, erzählt, es sei gar nichts Seltenes, dass sie, im Gebiete der Brêber umherwandernd und ihre Produktionen zum Besten gebend, von irgend einem wohlhabenden und angesehenen Manne einen Hammel zum Geschenk erhielten mit der Aufforderung, ihn zu schlachten und dabei Gott zu bitten, dass er seine — des Spenders — Söhne tüchtige Räuber und Diebe werden lasse. Nach BEAUMIER besteht bei einem der am weitesten westlich wohnenden Stämme (wahrscheinlich bei den Semûr-Schilḥ) die Sitte, das Stehlen bei den jüngeren Mitgliedern der Ḳabila vollkommen zum Gegenstande praktischer Uebungen zu machen. Die Jünglinge werden, ganz nach spartanischem Muster, nicht eher für voll angesehen, als bis sie ihr Meisterstück gemacht, d. h. bei einem fremden Stamme Vieh, etwa einen Hammel oder ein Pferd, unbemerkt geraubt haben. Wer sich ertappen lässt, ist entehrt. —

Die wenigen europäischen Reisenden, auch Mohammedaner oder Juden aus dem Beled el-machsin, welche das Brêber-Gebiet besucht haben, wissen übereinstimmend nicht genug von den entsetzlichen Zuständen des Faustrechts zu berichten, welche dort herrschen.

Dieser stete Kriegszustand, in welchem die Brêber leben, hat, wie bei allen wilden Völkern, ihre Sinne ungemein geschärft. Auf dem Marsche achten sie stets auf die Fussspuren am Boden; sie suchen jede Schlucht, jede Terrainfalte ab. Bemerkt einer in der Ferne Menschen, so giebt er seinen Gefährten ein Zeichen, sie berathen sich kurz, und man geht dann, je nach den Umständen, sofort zum Angriff über oder nimmt eine defensive Stellung ein oder zieht sich auch ganz zurück. Sobald eine Expedition beschlossen ist, vereinigen sich die Theilnehmer auf ein Signal von zwei Gewehrschüssen, die derjenige abfeuert, von welchem das Unternehmen ausgeht — ein allgemein bei den Berbern üblicher Gebrauch.

Hat einer während des Kampfes die Flucht ergriffen, so wird ihm ein schwarzes Judenkäppchen[1]) aufgesetzt, und man führt ihn so im Dorfe

1) Schâschia del-ihûd.

umher. Bis er durch eine hervorragend kühne That die Schmach abgewaschen hat, wird er mit Hohn und Spott überhäuft. Bei einigen Stämmen wird der Feigling von den Frauen mit Hennabrei beworfen, ein symbolisches Zeichen, dass man ihn einem Weibe gleichachtet.[1] Gewöhnlich zwingt man ihn auch, nach allen Anderen aus der gemeinsamen Schüssel zu essen, indem man sagt: „Wer nicht der Erste im Kampfe war, soll auch nicht der Erste in der Schüssel sein.“ In der That giebt es wenige Männer unter den Brêber, welche nicht eine oder mehrere Verwundungen aufzuweisen hätten.

1) Vergl. meine Mittheil. in den Verhandl. dieser Zeitschr., Jahrg. 1886, S. 677.

Besprechungen.

EDWARD M. CURR. The Australian Race: its origin, language, customs, place of landing in Australia and the routes by which it spread itself over that continent. Melbourne, J. Ferres, and London, Trübner. 1886—76. Vol. I—III in 8 mit Abbildungen, Vol. IV gr. Folio mit einer Karte.

Das umfangreiche, auf Kosten der Regierung der Colonie Victoria gedruckte Werk enthält wohl die vollständigste Darstellung der bis jetzt bekannt gewordenen wilden Stämme Australiens und vielleicht auch die am sorgfältigsten gearbeitete. Der Verfasser erhebt gegen seine Vorgänger starke Vorwürfe wegen ihrer Irrthümer, so namentlich gegen Mr. R. Brough Smyth (I. 237), aus dessen Buche er übrigens fast alle seine Abbildungen entnommen hat, da dasselbe gleichfalls auf Kosten der Regierung publicirt ist. Den grössten Theil des vorliegenden Werkes nehmen Detailberichte zahlreicher Localbeobachter über die einzelnen Stämme ein, welche fast ganz Australien, so weit es schon colonisirt ist, umfassen und in welchen insbesondere die Vocabularien eine grosse Rolle spielen. Aus letzteren hat der Verfasser ein vergleichendes Vocabular zusammengestellt, welches die Foliolisten des 4. Bandes füllt und den zahlreichen linguistischen Betrachtungen, welche er anstellt, zur Grundlage dient. Leider scheinen dem Verfasser tiefere grammatikalische Kenntnisse zu fehlen, um weitergehende Erörterungen über den inneren Bau der Sprache und ihrer Dialekte zu veranstalten.

Das erste Buch, 9 Capitel umfassend, bringt die allgemeinen Betrachtungen des Verfassers nebst seinen Conclusionen über Abstammung und Ausbreitung der Eingebornen. Er hält sich, hauptsächlich auf Grund linguistischer Analogien, für berechtigt, die Australier, die er als eine einheitliche Rasse betrachtet, von den Negern Afrikas abzuleiten, freilich in einer sehr frühen Zeit, als diese weder Bogen und Pfeile, noch die Buchstaben f und s kannten. Sonderbarerweise kommt er dabei auf die „fossilen" Ueberreste von Menschen in Australien und auf den Dingo nicht zu sprechen. Soweit ersichtlich, nimmt er die jetzige geologische Beschaffenheit von Australien schon als abgeschlossen an, als die erste Einwanderung von Afrika aus erfolgte, wie er denn auch die weite Meeresfläche nebst ihren Inseln sich in ihrer heutigen Gestalt vorstellt. Freilich erkennt er an, dass die physische Beschaffenheit der jetzigen Australier von der jedes bekannten Negerstammes abweicht, und dass auch ihre Sprache nähere Verwandtschaft zu irgend einer bekannten Negersprache nicht darbietet. Letzteres erklärt er aus der Länge der verflossenen Zeit, während welcher die afrikanischen Sprachen sich weiter entwickelten, die australischen dagegen in einem Beharrungszustande blieben, in dem sie noch jetzt geeignet seien, ein Bild von der Ursprache der afrikanischen Neger zu liefern. Die physische Differenz glaubt er aus einer Mischung mit fremden Elementen während der Ueberwanderung ableiten zu dürfen, wenngleich er nicht anzugeben vermag, welche Elemente diess gewesen sein könnten. Diess ist wohl der schwächste Punkt seiner Darstellung, um so schwächer, als er auch die Papuas von Neu-Guinea aus einer Mischung eingewanderter afrikanischer Neger mit Zukömmlingen entstehen lässt, und als er deren Einwanderung in eine ungleich spätere Zeit verlegt, als die der Australier. Den Gedanken, dass die Einflüsse des neuen Vaterlandes, insbesondere Klima und Lebensweise, den physischen Charakter der Einwanderer verändert haben möchten, berührt er kurz, um ihn definitiv abzuweisen, obwohl sich dafür doch Mancherlei sagen liesse. Dagegen ist ihm der andere Gedanke nicht gekommen, wie es zugegangen sei, dass die Einwanderer nach einer so langen Meerfahrt, die nicht einmal in einem Zuge ausgeführt sein soll, plötzlich in so ausgemachte Landratten ver-

wandelt worden sind, dass sie alle weiteren Seefahrten aufgegeben haben. Die Beschaffenheit des Landes konnte ihnen doch kaum so verführerisch erscheinen.

Mit Entschiedenheit erklärt sich Verfasser für die Einwanderung einer einzigen Gesellschaft (party) oder höchstens einiger, die unmittelbar verschmolzen. Als Platz der Landung sieht er die Gegend von Camden Harbour, 124° 30' L., an der Nordküste an, von wo im Laufe der Zeit drei verschiedene Ströme von Wanderungen ausgegangen seien: eine westliche, eine östliche und eine centrale. Indem die ersteren sich längs der Küste, die letztere quer durch den Continent verbreiteten, stiessen sie endlich an der Südküste auf einander. Hier findet er in der Gegend zwischen Lacepède Bay und Streaky Bay die Küstenstämme durch Abzweigungen der centralen unterbrochen. Eine grosse Karte erläutert die Verhältnisse in anschaulicher Weise. Die Hauptunterschiede der Stämme je nach den drei verschiedenen Strömen, zu denen sie gehören, liegen nach ihm darin, dass die östlichen ihre Sprachen nach negativen Adverbien benennen und weder Circumcision, noch jene bekannte Spaltung der Urethra bei Männern, welche Verfasser den terrible rite nennt, ausüben, während diess bei den centralen geschieht, die jedoch ihre Sprachen nicht nach den negativen Adverbien benennen, und die westlichen weder Circumcision, noch den terrible rite, noch die Benennung der Sprachen nach negativen Adverbien kennen. Für eine solche Wanderung von Norden her sprächen auch die Traditionen der Stämme und die Verschiedenheit der Dialekte unter nahe benachbarten Stämmen der Südküste. Nur Cap York erhielt seine Bevölkerung von Süden her, der sich später von Norden her eine papuanische Einwanderung zumischte.

Es wird vorzugsweise eine Aufgabe der nationalen Kritik in Australien sein, die Richtigkeit der Localangaben und der daraus abgeleiteten Schlussfolgerungen zu prüfen. Der Standpunkt des Verfasers ist unverkennbar, wie es sich bei einem so grossen anthropologischen Problem geziemt, ein sehr hoher, und mancher Local-Widerspruch wird für diejenigen, welche ihm beitreten, verschwinden. Aber es wird doch einer sehr eingehenden linguistischen Prüfung, auch Seitens der fremden Philologen, bedürfen, um die Descendenz und das relative Alter der einzelnen Stammessprachen festzustellen. Die Mittheilungen des Verfassers über die anthropologische Beschaffenheit der Australier (I. 37) sind an sich sehr mager und ohne tieferes Verständniss, namentlich berühren sie die Frage von etwaigen Stammesunterschieden gar nicht, während darüber doch wissenschaftliches Material in Fülle vorliegt. Nach seinem Literaturverzeichnisse zu urtheilen, kennt Verfasser nur solche Schriften, die in englischer Sprache geschrieben sind, und selbst unter diesen scheint ihm Alles fremd zu sein, was in eingehender, wissenschaftlicher Weise die körperlichen Eigenschaften seiner wilden Landsleute schildert. Um so rückhaltloser dürfen wir dem Verfasser unsere Anerkennung zollen über den grossen Fleiss und die Sorgfalt, mit welcher er das Material zur Kenntniss der Gebräuche und socialen Verhältnisse in den einzelnen noch vorhandenen Stämmen gesammelt hat. Dieses Material wird vielleicht für alle Zeiten die hauptsächliche Fundgrube der Ethnologen und Linguisten in Bezug auf die jetzt aussterbenden Urbewohner des grossen südlichen Continents sein.

Rud. Virchow.

Lieut.-Gen. Pitt Rivers. Excavations in Cranborne Chase. Vol. I. 1887. Printed privately. Gr. 4. 254 S. mit 74 Tafeln.

Der in der archäologischen Welt seit langen Jahren unter dem Namen des Col. Lane Fox rühmlichst bekannte Verfasser erzählt in seiner Vorrede, wie er im Jahre 1880 die Rivers estates erbte und in Folge davon genöthigt war, seinen Namen zu wechseln. Aber gerade diese Erbschaft setzte ihn in den Vollbesitz des Landes, auf welchem er seitdem in der erfolgreichsten Weise Ausgrabungen gemacht hat, und gab ihm zugleich die Mittel, eine so stolze Publikation auf eigene Kosten zu veröffentlichen, wie es die vorliegende ist. Cranborne Chase ist ein grosses Jagdrevier in der Nähe von Rushmore, auf der Grenze von Dorset und Wilts, welches seit alten Zeiten unberührt geblieben ist und in seinem Schoosse zahlreiche Anlagen und Gräber, namentlich aus römisch-britischer Zeit, bewahrt hat. General Pitt Rivers hat die systematische Erforschung dieses Gebietes

begonnen, und indem er persönlich alle Hauptoperationen leitete, das Andere aber durch einen Stab wissenschaftlich geschulter Männer beaufsichtigen und später bearbeiten liess, ein ebenso reiches, als mit skrupulöser Genauigkeit gesammeltes Material von Alterthümern zusammengebracht. Seine Specialfundlisten (Relic Tables) nehmen allein 65 Seiten (p. 189—254) ein. Da die Fortsetzung der Arbeiten beschlossen, wahrscheinlich sogar zum Theil bewerkstelligt ist, so wird hier für die britische Localforschung ein Werk von ganz hervorragender Bedeutung geboten, dessen Werth auch für die allgemeine Forschung recht hoch veranschlagt werden darf. Denn die Reste der alten Ansiedelungen, welche General Pitt Rivers blossgelegt hat, gehörten Briten aus der letzten Zeit der römischen Herrschaft oder kurz nachher an, von denen man bisher sehr wenig weiss. Er fand die Gerippe dieser Leute in zusammengedrängter Stellung in brunnenartigen Gruben (pits): sie gehörten einer kleinen Rasse an, deren Männer etwa 5 Fuss 2,6 Zoll, die Weiber 4 Fuss 20,9 Zoll lang waren und welche ausgesprochen dolicho- und selbst hyperdolichocephale Schädel besass, also Aehnlichkeit mit der neolithischen Rasse der Langgräber (long barrows) zeigt. Dieser ferne Winkel des Landes, der mit dichten Waldungen bedeckt war, diente den alten Bevölkerungen als ein Asyl vor den mancherlei Eindringlingen und Eroberern, welche das übrige England überzogen. Noch jetzt ist hier, wie Dr. Beddoe gezeigt hat, die Grenze, wo die kleine dunkelhaarige und dunkelfarbige Rasse des Westens einsetzt. Die zahlreichen Funde, wohl bezeichnet, sind nunmehr in einem besonderen Museum in der Nähe des Dorfes Farnham, Dorset, gesammelt und der öffentlichen Beschauung zugänglich gemacht worden. Die dem vorliegenden, höchst glänzend ausgestatteten Werke beigegebenen Karten und Tafeln erläutern diese Funde, welche nach der Reihenfolge der Abbildungen ausführlich beschrieben und in ihrer Besonderheit besprochen werden. Wie wir das schöne Werk mit grosser Freude begrüssen, so wünschen wir ihm auch ungehinderten Fortgang und dem Verfasser, der seine erschütterte Gesundheit als Grund seiner Zurückgezogenheit angiebt, noch lange Jahre glücklicher Forschung.

Rud. Virchow.

A. Lissauer. Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und der angrenzenden Gebiete. Leipzig 1887. Kl. Fol., 110 S. mit einer prähistorischen Karte in 4 Blättern und 5 Tafeln.

Der durch Fleiss und Gelehrsamkeit gleich ausgezeichnete Verfasser, der so lange Jahre hindurch die archäologischen Bestrebungen der Provinz Westpreussen in seiner Person vereinigt hat und dessen Thätigkeit vorzugsweise das schnelle Aufblühen des Danziger Museums zu danken ist, schreibt die Anregung zu der vorliegenden Arbeit in erster Linie dem Vorgehen der Deutschen anthropologischen Gesellschaft, deren kartographische Commission ihn zu ihrem Mitgliede erwählt hatte, zu. Die Schwierigkeit, eine gemeinsame archäologische Karte für ganz Deutschland zu schaffen, ist jetzt wohl allgemein anerkannt, und es ist nur zu billigen, wenn zunächst für einzelne grössere Territorien die entsprechenden Karten hergestellt werden, wie es zuerst für Schlesien und neuerlich für eine ganze Reihe süddeutscher Gebiete geschehen ist. Aber der Verfasser ist auch in der anderen Beziehung den Erfahrungen gefolgt, welche die praktische Ausführung gelehrt hat: er giebt zunächst für jede der grösseren Culturperioden besondere Karten, welche das Bild der Vertheilung und Ansiedelung der Bevölkerung in ungetrübter Klarheit bieten. Diesen Karten sind die wichtigsten Fundobjekte in anschaulichen Abbildungen beigefügt. Bis zum Ende des Jahres 1886 waren auf dem in Angriff genommenen Fundgebiete schon 1500 Fundorte constatirt. Ein ausführlicher, beschreibender Katalog bringt eine übersichtliche Zusammenstellung aller Funde unter Beigabe der Fundberichte und der dazu gehörigen Citate. Für jede Culturepoche ist ein zusammenfassendes Bild der Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse der Bevölkerung vorangeschickt, so dass auch der noch nicht geschulte Leser aus dem Studium des Werkes zugleich diejenigen Kenntnisse schöpfen kann, welche für das Verständniss erforderlich sind und welche zugleich den Anreiz zu eigener Forschung gewähren. Sowohl die Anordnung des Stoffes, als die Ausführung können als mustergültig bezeichnet werden. Möge das schöne Vorbild in ganz

Deutschland und namentlich in den Provinzen des preussischen Staates rege Nacheiferung finden. Die Herausgabe des vortrefflich ausgestatteten Werkes ist, mit Unterstützung des westpreussischen Landtages, von der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig besorgt worden. RUD. VIRCHOW.

J. G. FRAZER. Totemism. Edinburgh, Adam & Charles Black. 1887. 12. 96 Seiten.

Die kleine Schrift bringt in gedrängter Form, aber mit allem möglichen Detail das literarische Material über eine der dunkelsten Seiten des Volksglaubens, welche in zahlreichen Erscheinungen des religiösen und socialen Lebens zu Tage tritt. Der Verfasser, seinen Studien nach Rechtsgelehrter, hat, gleich so vielen berühmten Forschern seines Vaterlandes, ein culturgeschichtliches Problem zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht, das seiner weiten Verbreitung über fast die ganze Erdoberfläche wegen ein grundlegendes Princip für die Entwickelung der Menschheit enthalten muss. Die Herausgeber der neuen Ausgabe der Encyclopedia Britannica hatten ihn mit der Abfassung des Artikels Totemism betraut, aber das Material wuchs ihm unter den Händen, so dass er es in dem Artikel nicht unterbringen konnte, und er übergiebt es nun in bester Ordnung und unter genauestem Hinweis auf seine Quellen in einer Art von Handbüchlein dem Publikum. Indess hat er sich auch hier darauf beschränkt, die Einzelheiten des Totemglaubens bei den wilden Völkern zu studiren; er hofft jedoch, nach weiteren Ermittelungen auch die Spuren desselben bei den civilisirten Rassen des Alterthums nachweisen zu können. Zum Verständnisse mag hervorgehoben werden, dass nach seinen Mittheilungen das Wort Totem (toodaim, dodaiim, ododam) aus der Sprache der Ojibways oder Chippeways hergenommen ist, wo es auf eine Wurzel ote, possess. otem = Familie oder Stamm, zurückführt. Der Verfasser definirt es als eine Klasse materieller Gegenstände, welche ein Wilder mit abergläubischer Ehrfurcht betrachtet, weil er annimmt, dass zwischen ihm selbst und jedem Einzelnen (member) dieser Klasse ein inneres und zugleich specielles Verhältniss besteht. Der Totem unterscheidet sich von einem Fetisch, insofern er niemals ein einzelnes Individuum, sondern stets eine Klasse, und zwar meist von belebten Wesen, viel seltener eine Klasse von unbelebten Naturobjekten, am seltensten eine Klasse von künstlich hergestellten Gegenständen bedeutet. Der Verfasser unterscheidet 3 Hauptformen davon: den Totem des Clans, den des Geschlechts (sex) und den des Individuums, aber er erkennt an, dass damit die vorkommenden Einzelfälle nicht erschöpft sind, indem es auch Totems ganzer Stämme (tribes) giebt und zwischen den Stammestotems und den Clantotems noch eine dritte Unterabtheilung existirt, die er nach dem Vorgange von L. H. Morgan als Totems einer Phratrie bezeichnet. Die Phratrie ist die exogamische Abtheilung innerhalb eines Stammes, welche mehrere Clans umfasst (p. 60). Er bespricht dann in Verbindung mit den Clantotems die religiöse, in Verbindung mit den individuellen Totems die sociale Seite des Dogmas, und zeigt schliesslich, wie die Totems sich im Laufe der Zeit überall da in anthropomorphische Götter mit thierischen Attributen umgewandelt haben, wo das Volk zu dauernder Sesshaftigkeit und zu wirklicher Fixirung der Glaubenssätze gelangte. So findet er die locale Ausgestaltung des Totem-Glaubens am auffälligsten in Polynesien, wo die Beschränkung der Stämme auf einzelne Inseln oder Inselgruppen weitere Verschiebungen und Umgestaltungen des einmal fixirten Aberglaubens hinderte. Hier, z. B. in Samoa, entstand in der That eine Annäherung an einen Totem-Olympos (p. 88). Sonderbarerweise will es dem Verfasser nicht gelingen, eine annehmbare Erklärung des Ursprunges des Totem-Glaubens zu finden (p. 95). Er übersieht, dass sich darin das dunkle Gefühl des Darwinismus äussert, welches eine verwandtschaftliche Beziehung, ja eine Gemeinsamkeit der Abstammung für verschiedene Klassen der lebendigen Welt aufsucht, um die vorausgesetzte Einheit der bewegenden Kräfte in ahnungsvollen Bildern darzustellen. Wie der Mensch sein Verhältniss zu Gott oder zu Göttern anthropomorphisch construirt, so gelangt er ganz natürlich dahin, sein Verhältniss zu der belebten Natur theromorphisch aufzubauen. Sobald er dieses Verhältniss personificirt, so hat er seinen Totem.

RUD. VIRCHOW.

G. NEUMAYER. Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, in Einzel-Abhandlungen verfasst von P. ASCHERSON, A. BASTIAN, C. BÖRGEN, H. BOLAN, O. DRUDE, G. FRITSCH, A. GÄRTNER, A. GERSTÄCKER, A. GÜNTHER, J. HANN, G. HARTLAUB, R. HARTMANN, P. HOFFMANN, W. JORDAN, O. KRÜMMEL, M. LINDEMANN, Ritter V. LORENZ-LIBURNAU, V. MARTENS, A. MEITZEN, K. MÖBIUS, G. NEUMAYER, A. ORTH, F. V. RICHTHOFEN, H. SCHUBERT, G. SCHWEINFURTH, H. STEINTHAL, F. TIETJEN, R. VIRCHOW, E. WEISS, H. WILD, L. WITTMACK. Zweite, völlig umgearbeitete und vermehrte Ausgabe. Berlin, R. Oppenheim. 2 Bände in 8 mit zahlreichen Holzschnitten und 2 lithogr. Tafeln, 655 und 627 Seiten.

Die erste Ausgabe des vorliegenden, in wesentlich veränderter Gestalt erscheinenden Werkes hatte zum ersten Male in Deutschland eine grössere Anzahl von anerkannten Specialforschern vereinigt, um dem Reisenden und zwar dem wissenschaftlichen Reisenden die praktischen Gesichtspunkte für eine genaue Beobachtung und Sammlung der ihm vorkommenden Erscheinungen zu geben. Die Publikation fiel zusammen mit dem Zeitpunkte, wo das wissenschaftliche Reisen selbst, welches bisher vorzugsweise auf Entdeckungen gerichtet war, zum Mittel der Forschung werden musste. Aeussere Umstände haben es gefügt, dass gerade in dieser Periode auch der erneute Trieb der Völker nach Gewinnung von Colonien erwacht ist. Das Handbuch hat allen diesen Richtungen in befriedigender Weise geholfen, und die neue Bearbeitung wird sicherlich einem verstärkten Bedürfniss begegnen. Man wird freilich auch ihr entgegenhalten, was nicht einmal in gleichem Maasse der ersten Ausgabe vorgeworfen werden konnte, dass sie zu gross sei und dass sie die Tendenz habe, fast für jede Specialität eine Art von gedrängtem Lehrbuch zu liefern. Etwas Wahres ist an der Sache. Der Reisende kann nicht in jedem Augenblicke ein so umfangreiches Buch zu Rathe ziehen. Obwohl die Trennung in zwei Bände, von denen der eine die mehr physikalische Seite der Forschung, der andere die organische Welt im Auge hat, eine leichtere Benutzung ermöglicht, so ist doch jeder Band so voluminös geblieben, dass es nicht wohl möglich ist, ihn als Taschenbuch zu führen. Es müsste also noch wieder der Versuch gemacht werden, aus dem grossen Werke einen gedrängten Auszug nach Art der englischen Anleitungen herzustellen. Oder es liesse sich eine Ausgabe veranstalten, welche die Einzel-Abhandlungen in Form getrennter Hefte brächte, die man je nach Bedürfniss in ganze Bände vereinigen oder einzeln für den täglichen Gebrauch auslösen könnte. Wir möchten namentlich den letzteren Vorschlag zu geneigter Erwägung geben. Jedenfalls begrüssen wir die neue Ausgabe, wie wohl die Mehrzahl der Reisenden thun wird, als ein neues Zeichen, dass die deutsche Wissenschaft sorgsam bemüht ist, den Bedürfnissen der Nation rechtzeitig zu genügen. RUD. VIRCHOW.

OTTO KELLER. Thiere des classischen Alterthums in culturgeschichtlicher Beziehung. Innsbruck, Wagner'sche Universitäts-Buchhandlung. 1887. 8. 488 Seiten mit 56 Abbildungen.

Der Verfasser hat ein sehr fleissiges und in vieler Beziehung nutzbares Werk zusammengetragen, welches über 28 Thiere (24 Säugethiere und 4 Vögel) ausführliche literarische Nachweise liefert. Die Auswahl dieser Thiere wird allerdings viele überraschen, welche das Buch in die Hand nehmen; wenigstens wir Naturforscher haben uns daran gewöhnt, und V. Hehn's klassisches Buch hat uns ein noch grösseres Recht darauf gegeben, unter „Thieren in culturgeschichtlicher Beziehung" in erster Linie die Hausthiere zu verstehen. Davon ist aber bei dem Verfasser wenig zu finden. Wenn man von Kameel, Büffel, Yak, Zebu, Gans absieht, so findet man lauter wilde Thiere, von denen gelegentlich ein oder das andere Exemplar gezähmt sein mag, die aber doch im Ganzen mit der Cultur-

geschichte recht wenig zu thun haben. Hund und Katze, Pferd und Esel, Schaf und Ziege, Rind und Schwein, ja selbst das Huhn müssen sich getrösten, bis bei einer in Aussicht genommenen Fortsetzung die Reihe an sie kommen wird. Wenn der Verfasser sagt, die gelehrte Welt sei darüber einig, dass „ein brauchbares Buch über die Thierwelt des Alterthums ein wirkliches Bedürfniss der gegenwärtigen wissenschaftlichen Forschung sei", so fühlt er doch selbst, dass sein Buch nur ein Anfang zu dem ersehnten Buche sei. Aber auch abgesehen von der sonderbaren Auswahl der Thiere, dürfte die Methode der Darstellung manche Enttäuschung bringen. Der Verfasser häuft eine ungeheure Fülle von Citaten, welche nachzuschlagen ein starkes Stück Arbeit sein würde, aber er erleichtert dem Leser die Aufgabe nicht einmal dadurch, dass er wenigstens die Stellen der Hauptautoren wörtlich wiedergiebt und erörtert. Wie es uns scheint, sollen Bücher dieser Art belehrend und unterstützend wirken nach zwei Richtungen: einerseits indem sie dem Philologen das zoologische Wissen näher bringen, andererseits indem sie dem Zoologen das philologische Handwerkszeug zur Verfügung stellen. Diess ist offenbar nicht erreicht worden. Wir wollen nicht von so ostensiblen Irrthümern sprechen, wie der auf S. 137, wo der Verfasser von dem Gott der Liebe redet, „den ein pompejanischer Künstler sehr glücklich als auf einem gezämmten Tiger reitend dargestellt hat"; in seiner Anmerkung 75 auf Seite 383 erwähnt er selbst, dass Andere darin den bacchischen Genius Akratos gesehen haben, „den man hier auf dem „Löwen" reitend hat finden wollen". Wie jemand, der auf diese Weise gewarnt worden ist, in dem lang bemähnten Thier einen Tiger erkennen kann, das ist in der Zeit der zoologischen Gärten einfach unverständlich. Aber dass er für die Erörterung des Verhältnisses von Bos primigenius und Bison, dessen deutschen Namen er mit einem e, Wiesent, schreibt, auf die ganze grosse wissenschaftliche Literatur über diesen Gegenstand verzichtet und nur einige populäre zoologische Schriftsteller heranzieht, das beweist doch, dass er sich die Bedeutung des ersehnten „brauchbaren" Buches nicht ganz klar gemacht hat. Wir wollen mit diesen Ausstellungen nicht gesagt haben, dass die Arbeit des Verfassers eine werthlose sei; im Gegentheil erkennen wir an, dass manche Abschnitte einen recht umfassenden Blick in die Vorstellungen der Alten von gewissen Thieren gestatten. Um so mehr schien es uns aber erforderlich, den Verfasser vor den Abwegen zu warnen, die auf diesem schwierigen Gebiete in so grosser Zahl vorhanden sind und die zugleich so nahe liegen. RUD. VIRCHOW.

ERNEST CHANTRE. Recherches anthropologiques dans le Caucase. Paris et Lyon. Reinwald et Henri Georg. 1885—87. Kl. Fol. mit zahlreichen Tafeln, Karten und Holzschnitten.

T. I: Période préhistorique, avec une carte et 6 Planches.
„ II: Période protohistorique. Texte avec 184 gravures. Atlas de 67 Planches.
„ III: Période historique. Texte avec 46 gravures. Atlas de 28 Pl.
„ IV: Populations actuelles avec 44 gravures. Atlas de 31 Pl. avec une carte ethnologique du Caucase.

Schon die blosse Aufzählung der einzelnen Abtheilungen dieser reich ausgestatteten Publikation zeigt, dass wir eines der umfangreichsten anthropologischen Werke vor uns haben, welche überhaupt erschienen sind. Der Verfasser ist seit langen Jahren bekannt durch die glänzende und doch durchaus sachlich gehaltene Ausstattung seiner archäologischen Schriften, und zugleich durch das hohe Maass von Zuverlässigkeit und Originalität, welches seine Arbeiten auszeichnet. Keine von allen umfasst aber ein so grosses und zugleich so wenig bekanntes Gebiet, und niemals zuvor hat der Verfasser in so überraschender Weise sein Talent gezeigt, das vorhandene Material aufzufinden und zu einem Gesammtbilde zusammenzufassen. Die Bedeutung eines solchen Werkes für die vergleichende Archäologie und Anthropologie wird erhöht durch die vortrefflichen Abbildungen, welche

mit einer Sauberkeit und Genauigkeit gezeichnet sind, dass sie den Mangel der Originale für viele Forscher ersetzen können. Der Referent, der sich selbst auf diesem schwierigen Gebiete versucht hat und der mit Dank anerkennt, dass der Verfasser die Monographie über das Gräberfeld von Koban mit Wärme beurtheilt, empfindet doppelt stark, dass ein so grosses Unternehmen in dem engen Rahmen einer Besprechung nicht genügend geschildert werden kann. Der wirkliche Forscher muss sich selbst an das Studium machen; hier können nur gewisse Hinweise gegeben werden auf die Hauptergebnisse und Hauptgegenstände der Darstellung.

Was die ersteren anbetrifft, so sieht sich der Referent meist in wesentlicher Uebereinstimmung mit dem Verfasser. In der Monographie über Koban hat er selbst den Nachweis versucht, dass der Kaukasus mit Unrecht als die Wiege der sogenannten kaukasischen Rasse angesehen sei, und dass ebenso die alte Cultur des Landes fern davon ist, die Originalität zu besitzen, welche man bei ihr vorausgesetzt hatte. Ganz besonders gilt dies von der Metallcultur, deren Anfänge gerade von Landsleuten des Verfassers mit einer Sicherheit in das kaukasische Gebiet versetzt worden sind, welche auf den Nichtkenner einen imponirenden Eindruck machen musste. Hr. Chantre erkennt an, was Referent durch eine Reihe von Nachforschungen schon vorher sichergestellt hatte, dass in diesem ganzen Gebiete keine natürliche Lagerstätte eines Zinnerzes aufgefunden ist. Freilich bringt er (T. II. Atlas Pl. XXX. Fig. 19 et 20) zwei verzierte Metallscheiben „von Zinu" aus Koban, aber ohne weiteren Nachweis der Natur des Metalls. Es sind offenbar dieselben, welche Hr. Olshausen (Verhandl. der Berliner anthrop. Gesellsch. 1883, S. 94) erwähnt hat, und von denen Referent es wahrscheinlich zu machen suchte, dass sie aus Antimon bestehen. Seitdem sind im Wiener Hofmuseum derartige Schmuckstücke aus Koban aufgefunden worden, welche in der That aus Antimon gefertigt sind (Verhandl. 1887, S. 559).

Der Verfasser scheint mit dem Nachweise des Antimons in den Zierstücken des Kaukasus nicht einverstanden zu sein. In der Schilderung der Funde von Redkin-Lager gedenkt er zuerst der Bronze, dann des Eisens; darauf fährt er fort: un autre métal, l'antimoine (?) aurait été rencontré par Bayern (T. II. Texts p. 172). Dieser Passus wäre wohl nicht geschrieben worden, wenn der Verfasser nicht mit einer auffälligen Beharrlichkeit die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft bei Seite liegen liesse, die doch seit einer Reihe von Jahren die kaukasische Anthropologie und Archäologie in immer neuer Weise behandelt haben. Abgesehen davon, dass darin ganz werthvolle Mittheilungen über Steingeräthe, Bronzen, Völker und Schädel enthalten sind, deren Erwähnung das grosse Werk nicht verunziert haben würde, so hätte der Verfasser darin auch die Beweise finden können, dass das fragliche Metall Antimon ist, und er hätte zugleich ersehen können, warum Bayern, obwohl er die Gegenstände fand, doch nicht erkannte, dass sie aus Antimon bestehen.

Diese Anführung könnte zu lang für den vorliegenden Zweck erscheinen, aber sie charakterisirt zugleich das sonderbare Verhältniss, in welchem sich die deutsche periodische Literatur zu der französischen Wissenschaft befindet. Die Gelegenheit, wo eine so bedeutungsvolle Arbeit eines so gewissenhaften Forschers zur Besprechung vorliegt, ist eine so seltene und zugleich so lehrreiche, dass Referent sich nicht enthalten konnte, diesen offen daliegenden Schaden auch einmal öffentlich zu bezeichnen.

Der Verfasser kommt auch darin zu einem ähnlichen Ergebniss, wie es der Referent seiner Zeit dargelegt hatte, dass er die kaukasische Metallcultur weder von Norden, noch von Westen ableitet, dass er vielmehr auf südliche und südöstliche Wege des Imports hinweist. Wenn er dabei in dem herkömmlichen Schema zuletzt bis nach Indien gelangt, so widerstreitet das allerdings der Auffassung des Referenten, der sich bis jetzt vergeblich bemüht hat, irgend welche ausreichenden Beweise für die Ableitung der Bronze aus dem Gangesgebiete aufzufinden. Eine nahe Verwandtschaft der kaukasischen Gräberfelder der Bronze- und beginnenden Eisenzeit mit der Hallstattcultur nimmt der Verfasser an, aber er gesteht auch die Besonderheit der kaukasischen Cultur zu, die er als „kobanienne" bezeichnet. Nicht ersichtlich ist es, warum er diese Cultur eine protohistorische nennt; dem Referenten wenigstens ist bis dahin nichts aufgestossen, wodurch irgend eine sichere Beziehung der kobanischen Gräberfelder zu einem bestimmten historischen Volke erkennbar geworden wäre.

Die historische Zeit des Kaukasus nennt der Verfasser die scythisch-byzantinische Epoche. Sowohl über diesen Namen, als auch über die Interpretation der Funde, als diese Epoche angehörig, lässt sich streiten. Sicherlich erstrecken sich manche Gräberfelder, z. B. das von Komunta, wie wir es ausdrücken würden, zugleich über prähistorische und über historische Zeiträume, aber es wird eine feste Ansicht darüber, sowie über die Frage, ob dasselbe Volk während der ganzen Zeit seine Todten an dieser Stelle begraben, ob also nur die Cultur oder das Volk selbst gewechselt hat, sich wohl nicht eher gewinnen lassen, als bis mehr systematische Ausgrabungen gemacht worden sind. Die Auffassungen des alten Bayern hatten häufig etwas Phantastisches, aber seine Methode der Ausgrabungen war eine sehr genaue und umsichtige. Ihm speciell verdanken wir die genaue Scheidung der Gräber in Samthawro. Aber er würde nicht wenig erstaunt gewesen sein, die oberen Gräber von Samthawro einer scythobyzantinischen Epoche zugeschrieben zu sehen. Was haben die Scythen mit Transkaukasien zu thun? Und wie will man es rechtfertigen, den Einfluss der Römer, die doch bis hierher kamen, und den noch früheren der Griechen dem der Byzantiner unterzuordnen? Der Mangel, welcher hier hervortritt, würde wahrscheinlich vermieden sein, wenn der Verfasser selbst Ausgrabungen auf einer grösseren Zahl von Gräberfeldern dieser „Epoche" vorgenommen hätte. So ist er häufig auf die Angaben zweifelhafter Gewährsmänner beschränkt, welche durch Bestimmtheit der Aussagen ergänzen, was ihnen an wirklicher Kenntniss der Verhältnisse abgeht. Hier wird die künftige Forschung stark zu sichten haben. Trotzdem ist es ein Gewinn, wenigstens eine Uebersicht des Materials zu haben. Darin sind ja die Fingerzeige für die mehr kritische Nachforschung gegeben.

Dasselbe dürfte zum Theil für die craniologischen Mittheilungen des Verfassers gelten. Wie schwer es ist, für Schädel, die man nicht selbst ausgegraben hat, sichere Angaben zu erhalten, und noch mehr, wie fast unmöglich es ist, für jeden Schädel, den man in einer Höhle oder einem Beinhause findet, seine chronologische und ethnologische Zugehörigkeit zu bestimmen, das weiss jeder, der sich mit Craniologie beschäftigt. Ich betone diess namentlich in Betreff des mir genau bekannten Friedhofes bei Unter-Koban, den der Verfasser abgesucht hat und den er den Tschetschenen zuschreibt. Ich habe über denselben in meiner Monographie über Koban S. 5 das an Ort und Stelle von mir Ermittelte zusammengestellt; darnach habe ich nicht den mindesten Zweifel daran, dass es ein ossetischer Bestattungsplatz ist. Auch tritt bei der Schädelmessung die immer noch fortbestehende Differenz der französischen und deutschen Methode recht störend hervor. Wer noch nicht überzeugt ist, dass die deutsche Horizontale der französischen vorzuziehen ist, der wird es durch die Betrachtung der im Uebrigen vortrefflich gezeichneten Schädel werden. Man vergleiche z. B. das den deformirten Schädeln gewidmete Uebersichtsblatt in T. II. p. 124, welches die Phantasie auf ganz unmögliche Vorstellungen von dem Aussehen der Leute im Leben hinleitet. Bei den Messungen ergeben sich die Incongruenzen in der Zusammenstellung der Resultate des Verfassers mit denen des Generals v. Erckert, die er in grosser Ausdehnung und mit allem Detail heranzieht. Glücklicherweise sind die anthropologischen Charaktere dieser Stämme so ausgesprochene, dass nicht zu viel darauf ankommt, ob diese oder jene Methode angewendet ist, wenigstens so lange nicht, als man nicht in der Forschung näher an den Zusammenhang und die Ursprünge der Stämme heranrückt, als es der Verfasser gethan hat. Der Fleiss, sowohl in der Erhebung der Zahlen, als in der Bearbeitung derselben, tritt auch hier überall in bewundernswerther Weise hervor: man muss selbst in diesen Dingen gearbeitet haben, um zu ermessen, welche Fülle von Arbeit in diesen Mittheilungen verborgen ist.

Wir können also zum Schlusse nur noch einmal die Freude darüber ausdrücken, dass es dem Verfasser beschieden gewesen ist, ein so grosses Werk zu Ende zu führen. Zweifellos wird sein Buch für die Folgezeit in nicht minder dauernder Erinnerung bleiben, wie das von Dubois de Montpéreux, mit dem es sich in so vielen Beziehungen begegnet. Es wird hoffentlich sehr viel dazu betragen, die ausschweifenden und haltlosen Schwärmereien vieler Gelehrten über kaukasische Anthropologie und Archäologie zu unterdrücken und Vorstellungen, welche auf das Studium der wirklichen Verhältnisse gegründet sind, an deren Stelle zu setzen.

Rud. Virchow.

V.

Culturelle und Rassenunterschiede in Bezug auf die Wundkrankheiten.

Von

Dr. **MAX BARTELS**[1]).

Wundfieber und Blut- und Eitervergiftung, die sogenannten accidentellen Wundkrankheiten, sind auch dem Nichtmediciner ganz bekannte Begriffe. Letztere pflegten nicht selten den schwereren Verletzungen zu folgen, während das erstere als eine so sichere und gewöhnliche Begleiterscheinung selbst auch nur leichter Verwundungen betrachtet wurde, dass man bei solchen mit unbedingter Zuversicht auf den Eintritt des Wundfiebers rechnete. Den letzten zwei Jahrzehnten war es vorbehalten, den Beweis zu liefern, dass die genannten Erkrankungen, wie so viele andere, durch das Eindringen specifischer, mikroskopisch kleiner Keime, der sogenannten Sepsis- oder Fäulniss-Erreger, in den Organismus bedingt würden, deren Fortpflanzung und enorme Vermehrung im Inneren der Gewebe des Körpers alle diese Krankheitserscheinungen hervorriefen.

Die moderne Chirurgie hat es unter JOSEPH LISTER's Vorgange bekanntlich gelernt, durch ihre antiseptische Methode mit fast absoluter Sicherheit den Verletzten vor dem Eindringen dieser septischen Keime zu bewahren, und dadurch seine Wundheilung zu einer schnellen, fieberfreien und gefahrlosen zu gestalten.

Das war nun aber, wie gesagt, ganz anders vor noch nicht gar zu langer Zeit, und für ganz besonders gefahrbringend galten alle tieferen, unregelmässigen, gerissenen und gestochenen Wunden, alle Verwundungen, bei denen gleichzeitig auch die Knochen mit verletzt waren, alle Eröffnungen der grossen Körperhöhlen und Gelenke und alle Läsionen der blutreichen Theile des männlichen und weiblichen Genitalapparates.

Wenn wir nun einerseits die soeben erwähnten Gefahren kennen, welche bei den Culturvölkern trotz der grössten Vorsicht und sorgfältigsten Pflege sich nicht vermeiden und ausschliessen liessen, und wenn wir andererseits von schweren Verletzungen und von operativen Eingriffen gefährlichster Art hören, welche die auf niederer Culturstufe sich befindenden Völker

1) Nach einem in der Freien Vereinigung der Chirurgen Berlins am 10. Januar 1887 gehaltenen Vortrage.

mit staunenswerther Schnelligkeit und Leichtigkeit überstehen, obgleich doch sowohl die Körper der Verletzten, als auch die Hände ihrer Operateure und deren primitive Instrumente sehr weit von den Anforderungen moderner Antisepsis entfernt sind, so können wir wohl nicht umhin, an ethnologische Verschiedenheiten in der Ertragungsfähigkeit operativer und traumatischer Eingriffe glauben zu müssen. Die folgenden Zeilen sind bestimmt, einige Belege hierfür herbeizubringen.

Bekanntlich haben PRUNIÈRES[1]) und PAUL BROCA[2]) über prähistorische, der sogenannten jüngeren Steinzeit angehörige Schädel berichtet, welche sich an verschiedenen Punkten Frankreichs gefunden hatten und welche grosse, regelmässig gestaltete Knochendefekte im Bereiche des behaarten Kopfes zeigten. TILLMANNS[3]) hat diese Veröffentlichungen kürzlich in LANGENBECK's Archiv besprochen und ihre Abbildungen zusammengestellt. Diese Defekte sind von einer solchen Regelmässigkeit in der Form, dass sie ohne allen Zweifel absichtlich angelegt worden sind. Deutliche Reactionserscheinungen an den Rändern beweisen, dass diese operativen Eingriffe an Lebenden ausgeführt wurden und dass sie viele Jahre überlebt worden sind. BROCA glaubt, dass diese Leute bereits in ihrer Kindheit operirt wurden. Als schneidende Instrumente besassen die Menschen der neolithischen Periode bekanntlich nichts anderes als Feuersteinmesser, also immerhin doch nur recht primitive chirurgische Werkzeuge.

Ueber ganz analoge Trepanationen der Uvea-Insulaner (Loyalitäts-Inseln), die sich noch heute auf der Culturstufe der neolithischen Periode befinden, berichtet der Missionar Rev. SAMUEL ELLA[4]): „Eine wahrhaft überraschende Operation wird auf der zu der Loyalitäts-Gruppe gehörigen Insel Uvea ausgeführt. Hier herrscht die Ansicht, dass Kopfschmerz, Neuralgie, Schwindel und andere Gehirnaffectionen durch einen Spalt im Kopfe oder durch Druck des Schädels auf das Gehirn verursacht würden. Das Heilmittel hierfür besteht darin, dass sie die Weichtheile des Kopfes mit einem +- oder T-Schnitt durchtrennen und mit einem Stück Glas den Schädel sorgfältig und behutsam schaben, bis sie in den Knochen, in ungefährer Ausdehnung eines Kronenstückes, ein Loch bis auf die Dura mater gemacht haben. Manchmal wird die Schabe-Operation durch einen ungeschickten Operateur oder in Folge der Ungeduld der Freunde

---

1) PRUNIÈRES: Deux nouveaux cas de trépanation chirurgicale néolithique. Bull. de la soc. d'Anthrop. de Paris. Tome IX. IIme Série. Paris 1876, p. 551.

2) BROCA: Sur les trépanations préhistoriques. Bull. de la soc. d'Anthrop. de Paris. Tome IX. IIme Série. Paris 1876, p. 236 et 431. — Derselbe: Sur l'âge des sujets soumis à la trépanation chirurgicale néolithique. l. c. Tome IX. IIme Série, p. 573. — Derselbe: Sur les trépanations préhistoriques. l. c. Paris 1874, p. 542.

3) H. TILLMANNS: Ueber prähistorische Chirurgie. B. v. LANGENBECK's Archiv für klinische Chirurgie, Bd. XXVIII. S. 775, Berlin 1883.

4) Rev. SAMUEL ELLA: Native medicine and surgery in the South-Sea Islands. The Medical Times and Gazette, Vol. I. for. 1874, p. 50, London 1874.

bis auf die Pia mater ausgedehnt, und dann ist der Tod des Patienten die Folge. Im besten Falle stirbt die Hälfte von denen, die sich dieser Operation unterziehen: jedoch ist aus Aberglauben und Sitte dieser barbarische Gebrauch so herrschend geworden, dass nur sehr wenig erwachsene Männer ohne dieses Loch im Schädel sind. Es ist mir berichtet worden, dass bisweilen der Versuch gemacht wurde, die so exponirten Membranen im Schädel durch das Einsetzen eines Stückes Cocosnussschale unter die Kopfhaut zu decken. Für diesen Zweck wählen sie ein sehr dauerhaftes und hartes Stück der Schale, von dem sie die weichen Theile abschaben und es ganz glatt schleifen, und sie bringen dann eine Platte hiervon zwischen die Kopfhaut und den Schädel. Früher war das Trepanationsinstrument einfach ein Haifischzahn, jetzt wird aber ein Stück zerbrochenes Glas für geeigneter angesehen. Die für gewöhnlich gewählte Stelle des Schädels ist die Gegend, wo die Sagittalnaht mit der Kranznaht sich vereinigt, oder etwas weiter oben, gemäss der Annahme, dass hier ein Schädelbruch bestehe."

Wir hören also, dass trotz dieser primitiven Methode doch noch ungefähr die Hälfte der Operirten mit dem Leben davon kommt. Das ist immer noch ein sehr günstiges Resultat. Ich erinnere hier an den Ausspruch DIEFFENBACH's[1]): „Seit vielen Jahren habe ich die Trepanation mehr gescheuet, als die Kopfverletzungen, welche mir vorkamen; sie ist mir in den meisten Fällen als ein sicheres Mittel erschienen, den Kranken umzubringen, und unter den vielen Hunderten von Kopfverletzungen, bei welchen ich nicht trepanirte, wäre der Ausgang, während ich so nur verhältnissmässig wenige Kranke verlor, wahrscheinlich bei einer grösseren Zahl ungünstig gewesen, wenn ich in der Trepanation ein Heilmittel zu finden geglaubt hätte. In früheren Jahren, wo ich nach empfangenen Grundsätzen vielfältig trepanirte, war der Tod bei weitem in der Mehrzahl der Fälle der Ausgang."

Tiefe Wunden der Weichtheile bringen sich allerlei Völker bei. So berichtete kürzlich QUEDENFELDT[2]), dass die Vertreter der Hamadscha-Sekte in Marokko sich bei dem Mulûd-Feste mit eisernen Instrumenten, die man am besten als kurzgestielte Hellebarden bezeichnen könnte, derartig auf den Kopf schlagen, wobei sie mit einer wippenden Bewegung des Kopfes dem Beile entgegenkommen, dass sie buchstäblich mit Blut überströmt waren. Aehnliches hören wir von dem Möharremfest der schiitischen Tataren zu Schuscha in Karabagh[3]): Der grossen Pro-

1) JOHANN FRIEDRICH DIEFFENBACH: Die operative Chirurgie. Leipzig 1845—1848, Bd. II. S. 17.

2) M. QUEDENFELDT: Aberglaube und halbreligiöse Bruderschaften bei den Marokkanern. Zeitschr. f. Ethnol., Bd XVIII; Verhandl. d. Berl. anthrop. Gesellsch., S. 688—690.

3) Das Möharremfest bei den schiitischen Tataren zu Schuscha in Karabagh. Globus, Bd. XVI. S. 134. Braunschweig 1869.

zession voran „ziehen die Geschrammten, mehrere Hundert an der Zahl. zumeist zu je zweien nebeneinander. Jeder hat in der Hand einen Säbel, dessen Schärfe Gesicht und Stirn berührt. Die Kopfhaut dieser Fanatiker ist mit Narben bedeckt, aus welchen Blut herabträufelt, das theils im Gesichte zu Klumpen geronnen ist, theils auf ein gestärktes grosses Leinwandtuch herabträufelt, denn die Kleider sollen nicht geröthet werden. Unter dem blutigen Hautüberzuge, der einer braunrothen Maske gleicht, sieht man nichts Weisses, als das der Augen und das der Zähne."

Am Rumpfe und an den Extremitäten verletzen sich viele Indianer, theils um ihre Kaltblütigkeit zu beweisen, theils als Zeichen der Trauer. TURNER[1]) verband einen Dacotah-Häuptling, der zum Zeichen der Trauer um den Tod seines Bruders sich die Aussenseite der Beine von den Knöcheln bis auf die Hüften mit tiefen Einschnitten überdeckt hatte, welche nur wenige Zoll von einander abstanden. Mehrere Tage und Nächte hatte er ohne Schlaf und Nahrung zugebracht, bis er die Hilfe TURNER's aufsuchte.

Aehnliches findet sich nach den Angaben PINART's[2]) bei den Koloschen Nordwest-Americas. Er konnte als Augenzeuge über Geisselungen berichten, welche die jungen Männer durchzumachen hatten, um den Titel „Tapferer" zu erwerben. Hierfür wird stets ein möglichst kalter Wintermorgen gewählt, an dem sich die zu Prüfenden in dem eiskalten Wasser baden und dann herauskommen, um von einem alten Manne mit Ruthen gepeitscht zu werden. „Les plus braves d'entre les baigneurs, après cette flagellation, prennent des pierres aiguës et se déchirent la poitrine et les mains jusqu'au sang, se blessant quelquefois même assez profondément; ils se jettent de nouveau à la mer et ainsi de suite, jusqu' à ce qu'ils aient perdu connaissance. On les enlève alors et on les porte dans leur yourte, où on les enveloppe de peaux ou de couvertures en les plaçant auprès du feu."

Noch um vieles intensiver und wahrhaft schauerlich sind die Verletzungen und die Martern, welchen sich nach CATLIN's[3]) Angaben die jungen Krieger der jetzt ausgerotteten Mandan-Indianer an dem O-kie-pa-Feste unterwerfen mussten. „Alle zum Martern bestimmten jungen Männer waren durch $3\frac{1}{2}$tägiges Fasten und die ebenso lange Schlaflosigkeit matt geworden und lagen abgemagert an den Wänden der Medicinhütte umher. In der Mitte des Tempels standen zwei Männer; der Eine trug ein grosses

1) Bei H. C. YARROW: A further contribution to the study of the mortuary customs of the North-American Indians. In J. W. POWELL: First annual report of the Bureau of Ethnology to the secretary of the Smithsonian Institution 1879—80. Washington 1881.

2) ALPH. PINART: Notes sur les Koloches. Bulletins de la société d'Anthropologie de Paris. tome VII. IIème série, année 1872, p. 791, Paris 1872.

3) Ausrottung der Indianer in Nord-America. Ein Blick auf das Volk der Mandanen. Globus, Bd. XVI. S. 17, Braunschweig 1869.

zugespitztes Messer mit ausgezackter Klinge, so dass jeder Einschnitt ins Fleisch den grösstmöglichen Schmerz verursachen musste; der Andere hatte zugespitzte Holzpflöcke von der Dicke eines Fingers, welche sofort in die durch das Messer verursachten Einschnitte geschoben wurden. Jetzt erhob sich ein junger Mann und schleppte sich mühsam zu den Beiden hin. Der Messermann befühlte ihm mit Daumen und Zeigefinger Haut und Fleisch des Vorder- und Oberarmes, der Schenkel, die Kniegegend und die Waden, in welche alle er Einschnitte machte; zuletzt kamen die Brust und die Schultern an die Reihe. Mehrere junge Leute bedeuteten Herrn CATLIN, dass er sie betasten und genau untersuchen möge, bevor der Messermann seine Operationen an ihnen beginne. Sie liessen dieselben an sich vornehmen, ohne dass an ihnen auch nur ein Muskel gezuckt hätte. Dabei lächelten sie dem weissen Manne zu, der seinerseits zusammenschauderte, wenn er sah, wie das Messer ins Fleisch fuhr und das Blut hervorspritzte. Als die Einschnitte gemacht und mit den Holzpflöcken, man kann wohl sagen, gespickt waren, wurde von oben ein Lederstrick herabgelassen und an den Holzpflöcken der Brust oder auch der Schulterblätter befestigt. Jeder Gemarterte hielt in der linken Hand einen Medicinbeutel, sein Schild wurde ihm an die Pflöcke des rechten Armes gehängt; an jene des Vorderarmes und der Beine wurden Büffelschädel befestigt, welche an Stricken herabhingen. Darauf wurden die jungen Männer in die Höhe gezogen, bis die Büffelköpfe die Erde nicht mehr berührten, und nun wurden die Aufgehängten von einem bemalten Indianer im Kreise herumgewirbelt. Diese Bewegung im Kreise war anfangs langsam, wurde jedoch immer schneller und zuletzt so rasch, dass der hängende und gewirbelte Jüngling jedes Bewusstsein verlor. Da baumelten nun die Gemarterten regungslos, mit dem Kopfe nach vornüber, die Zunge hing weit aus dem Munde hervor; sie sahen aus wie Leichen. Als die Umstehenden mehrmals das Wort „todt“ wiederholten, wurde das Seil niedergelassen. Diese Marter in der Luft hatte 15—20 Minuten gedauert. Und jeder Krieger unter den Mandanen hatte dieselbe erlitten und überstanden. Wenn dann die bluttriefenden Körper regungslos am Boden lagen, kam ein Mann und zog die Pflöcke, an welchen die Seile befestigt waren, heraus, aber die übrigen liess er im Fleische. Nach einiger Zeit erhoben sich die Gemarterten und schleppten sich zu einem als Büffel maskirten Manne, der ihnen dem auf einen Block gelegten kleinen Finger der linken Hand mit einem Beile abhackte. Das Abhacken des Fingers schien den Leuten keine besondere Qual zu bereiten und hatte weder viel Blutverlust, noch Entzündung im Gefolge. Darauf wurden sie mit den noch an den Pflöcken hängenden Büffelköpfen aus der Tempelhütte geführt und wurden dann von starken Männern gepackt und so wild als möglich in einem Kreistanze herumgeschleppt, so dass die Büffelköpfe und der Schild und alles andere, an den Pflöcken befestigte auf- und niedersprang. Die Gemarterten waren

so entsetzlich matt und mitgenommen, dass sie alles Bewusstsein verloren, ehe sie auch nur den halben Kreis durchgemacht hatten. Einige lagen platt auf dem Bauche, mit dem Gesicht im Schmutze, wurden aber trotzdem noch weitergeschleift, und dann riss man ihnen alles, was an den Pflöcken befestigt war, mit Gewalt ab. Nach einiger Zeit erhoben sie sich und gingen, so gut sie konnten, nach ihrem Wigwam, wo man die Wunden verband."

An diese Anpflockung erinnern auch Gebräuche, wie sie bei dem oben bereits erwähnten Möharremfeste der schiitischen Tataren zu Schuscha in Karabagh vorkommen. Es heisst dort von der Festprocession: „Inmitten der Geschrammten oder neben diesen Narbenmännern gehen die Helden des Tages einher; sie gehen halbnackt und bringen sich blutige Wunden vermittelst scharfer Gegenstände bei, mit welchen sie Schrammen in das Fleisch einschneiden. In die Kopfhaut befestigen sie spitze Zacken von Holz; an manchen anderen Zacken und Marterwerkzeugen haben sie kleine Ketten und bewegliche Spiegel befestigt. Manche haben derartige Spiegel auch an den Händen, auf der Brust und dem Magen; dieselben sind vermittelst messingener Haken in der Haut befestigt. Auf Brust und Rücken bilden die Spitzen zweier grosser Dolchmesser ein Kreuz, und dieselben sind derart gestellt, dass sie bei jeder Bewegung des Mannes ihm das Fleisch ritzen. Auch an den Seiten kreuzen sich zwei Schwerter. An diesen Waffen hängen kupferne oder auch eiserne Ketten, sie sind um so schwerer, je eifriger in seiner Frömmigkeit der Märtyrer ist. Auf dem Leibe haben sie kleine Stäbe von Holz oder Eisen, mehr oder weniger dicht neben einander; diese bilden eine Art von Panzer, welche ein allzu heftiges Schmerzen verhindern sollen."

In ähnlicher Weise, wie die Mandan-Indianer, wurden bekanntlich früher in Indien fromme Schwärmer zur Ehre der Gottheit an einem durch ihr Rückenfleisch getriebenen Haken mit Hülfe eines Seiles an einem Pfahle aufgehisst und in der Luft herumgewirbelt. Wenn man sich nun vergegenwärtigt, wie wenig diese Haken, Messer, Pflöcke u. s. w. den Anforderungen aseptischer Sauberkeit entsprechen, so wird man zugeben müssen, dass derartige Verletzungen früher bei uns nicht ohne schwere Unterhautbindegewebs-Entzündungen und ausgedehnteste Eiterungen verlaufen sein und viele Menschenleben gekostet haben würden. Trotzdem hören wir bei den genannten Völkern nichts von schweren Erscheinungen, geschweige denn von Todesfällen, und von den Mandan-Indianern wird uns sogar direkt berichtet: „So unempfindlich ist das Körpersystem des Indianers und so stark sind seine Nerven, dass man seit Menschengedenken sich nur eines einzigen tödtlichen Ausganges zu erinnern wusste."

Ausser den vorher erwähnten Trepanationen haben wir auch von einer Reihe anderer chirurgischer Operationen bei niederen Völkerrassen Kenntniss erhalten. Dass die Medicinmänner hierbei nicht immer sehr zart zu

Werke gehen, lehrt die photographische Aufnahme eines Mannes vom Volke der Bavaenda im nördlichen Transvaal, welche Herr Missionar BEUSTER aus Ha Tschewasse mir freundlichst überschickt hat. Weil der Kranke an Zahnschmerzen litt, wollte ihm der Medicinmann den kranken Zahn herausmeisseln. Bei diesem Unternehmen brach er aber fast den ganzen horizontalen Unterkieferast der einen Seite aus seinen Verbindungen heraus und trieb ihn durch die Weichtheile der Wange nach aussen, sodass er hier frei zu Tage lag. Soweit die Photographie lehrt, scheint der Patient diesen Eingriff gut überstanden zu haben.

Ein ausserordentlich reiches Feld für chirurgische Eingriffe bieten die Geschlechtstheile dar, die männlichen sowohl als auch die weiblichen. Wir haben hierbei ein wenig zu verweilen. Bekannt ist ja die weite Verbreitung, welche die Entfernung der Vorhaut gefunden hat. Dieselbe ist wohl in der Mehrzahl der Fälle als eine nicht gefährliche Operation anzusehen. Anders verhält sich dieses nun allerdings mit der auf der Insel Serang im malayischen Archipel geübten Methode, über die uns RIEDEL[1]) Ausführliches berichtet. Ein alter Mann zieht dem zu beschneidenden Jünglinge das Präputium so weit wie möglich vor, und schiebt ein Stück Holz in die Oeffnung hinein. Darauf setzt er ein Messer in der Längsrichtung auf die Vorhaut und schlägt auf dieses mit einem anderen Stück Holz, sodass das Präputium der Länge nach gespalten wird. Dann folgt eine höchst absonderliche Verbandsmethode, welche wir nicht gerade als eine aseptische zu bezeichnen vermögen. Der frisch beschnittene Jüngling eilt nämlich sofort und noch blutend zu seinem auserwählten Mädchen, und birgt seinen blutenden Penis in ihrer Vagina. In dieser Stellung verharrt er volle zwei Tage. Ist ihre Vagina noch zu eng, so bittet sie eine Freundin, welche bereits geboren hat, ihre Stelle zu vertreten. Es ist das ein Liebesdienst, der unter keinen Umständen abgeschlagen werden darf.

Quere Durchbohrungen der Eichel und des Gliedes nehmen die Dajaken auf Borneo und die Eingebornen des nördlichen Celebes vor. Sie tragen in denselben bekanntlich feine Metallstäbe, an deren Enden Knöpfchen, Bürstchen oder Sporenrädchen angebracht sind, um bei dem Coitus stärker zu reizen. Ampallang heissen diese Instrumente. Man hat bis zu 8 Stück an einem Penis gefunden.

Eine Aufschlitzung der Pars pendula der Harnröhre in der ganzen Ausdehnung des männlichen Gliedes führen die Central- und Süd-Australier unter dem Namen der Mika-Operation aus. Diese Spaltung geschieht nach VON MIKLUCHO-MACLAY[2]), durch den wir genauere Nachrichten über dieselbe empfangen haben, mit einem Feuersteinsplitter, und

---

1) JOHANN GERHARD FRIEDRICH RIEDEL: De sluik-en kroesharige Rassen tusschen Selebes en Papua. s'Gravenhage 1886.

2) VON MIKLUCHO-MACLAY: Ueber die Mika-Operation in Central-Australien. Zeitschrift für Ethnologie, Bd. XII. Verhandl. d. Berl. anthropol. Gesellsch., S. 85. Berlin 1880.

es wird darauf ein Stück Rinde in die Wunde gelegt, um ein Wiederverheilen der Wundränder mit einander zu verhindern. Der Zweck der Mika-Operation ist bekanntlich der, die Nachkommenschaft zu vermindern.

Es schliessen sich hier die Castrationen an, die, wie Jeder weiss, von Alters her im Orient geübt wurden. Wir können über sie kein Urtheil fällen, weil wir über ihre Sterblichkeitsziffer nicht unterrichtet sind.

Bei dem weiblichen Geschlechte werden im südlichen und westlichen Asien und im nördlichen Afrika an den Genitalien operative Eingriffe vorgenommen, welche unter dem Namen der Excision und der Infibulation bekannt sind. Von alten Weibern wird hierbei mit schlechten Rasirmessern die Clitoris und ein Stück vom Schamberge, nebst den kleinen Schamlippen herausgeschnitten. Es wird dann eine blutige Naht angelegt, oder das Mädchen bleibt mit geschlossenen Beinen liegen, bis die Wunde verheilt ist. Für die Verheirathung wird die Wunde je nach Bedürfniss, für die Entbindung vollständig wieder aufgeschnitten. Nach dem Abschlusse des Wochenbettes wird die Unglückliche dann von neuem vernäht. Ausführliches über diesen Gegenstand habe ich in meiner Bearbeitung des Werkes von PLOSS: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde“,[1]) zusammengestellt.

Selbst an das Herausschneiden der Eierstöcke, an die bei uns bis vor Kurzem noch so gefürchtete Ovariotomie, wagen sich die Wilden heran. Derartige Fälle sind aus Indien und von verschiedenen Punkten Australiens bekannt. In dem letzteren Lande wird auch diese Operation mit einem rohen Steinmesser ausgeführt. Freilich wissen wir auch hier nichts Genaueres über die Sterblichkeit, aber derartig castrirte, lebende Mädchen sind von ROBERTS, ROTSH und MAX GILLIVRAY gesehen und beschrieben worden.[2])

Es ist dem Leser vielleicht nicht unbekannt, mit welchen grossen Gefahren die Verletzungen der Extremitätenknochen bei dem gleichzeitigen Bestehen einer mit ihnen communicirenden Weichtheilwunde verbunden waren. „Jede offene Fractur eines grösseren Extremitätenknochens“, sagt BILLROTH,[3]) „ja selbst unter Umständen eines Fingerknöchelchens kann eine schwere, leider noch immer zu häufig tödtliche Krankheit anregen.“ Und V. PITHA[4]) tritt dem Gebrauche entgegen, bei derartigen Verletzungen sofort die primäre Amputation des verletzten Glieder auszuführen: „Die Erfahrung berechtigt daher und verpflichtet uns zu der humanen, mühe-

---

1) Dr. H. PLOSS: Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zweite stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Dr. MAX BARTELS. Bd. I. S. 145—163. Leipzig 1887.

2) PLOSS-BARTELS: Das Weib. Bd. I. S. 178.

3) THEODOR BILLROTH: Die allgemeine chirurgische Pathologie und Therapie. Berlin 1869. S. 210.

4) FRANZ Ritter VON PITHA: Die Krankheiten der Extremitäten. Erlangen. S. 808.

vollen Bestrebung, die Heilung ohne die Amputation herbeizuführen, wenngleich dieselbe nicht selten fehlschlägt, sodass das mühsam und oft qualvoll gepflegte Glied endlich dennoch der secundären Amputation verfällt, zuweilen selbst diese Auskunft durch Pyaemie oder Erschöpfung vereitelt wird."

Wie müssen wir nun bei solcher hochgradigen Gefährlichkeit dieser Verletzungen staunen, wenn wir durch Rev. SAMUEL ELLA erfahren, dass die bereits obenerwähnten Uvea-Insulaner (Loyalitäts-Inseln) wegen ganz unbedeutender Leiden sich derartige Verwundungen beibringen lassen. „Dieses Mittel der Knochenanschabung wird bei dem alten Volke in ähnlicher Weise bei Rheumatismus angewendet. Die Haut wird in der Längsrichtung eingeschnitten und darauf wird die Mitte der Ulna oder des Schienbeines blossgelegt. Dann wird die Oberfläche des Knochens mit Glas geschabt, bis ein grosses Stück der äusseren Lamelle entfernt ist." Während nun also, wie wir gesehen haben, bei uns Europäern ein solches Vorgehen mit den grössten Lebensgefahren verbunden sein würde, so fährt ELLA nur in seinem Berichte fort: „Ich habe niemals Jemanden gefunden, der sich dieser Operation unterzogen hatte, der angegeben hätte, dass sie in der angestrebten Absicht wirksam gewesen wäre. Sie waren rheumatisch geblieben und litten ausserdem noch grosse Pein durch die im Verlaufe des Vernarbungsprocesses zu Stande kommende Fixirung der Haut an den Knochen."

Lassen wir noch einmal die auf den vorigen Seiten geschilderten Verletzungen und operativen Eingriffe an unserem Geiste vorüberziehen, so ist es gar keinem Zweifel unterworfen, dass dieselben bei uns in der Zeit, bevor die antiseptische Wundbehandlung bekannt geworden war, in den meisten Fällen zu recht schweren septischen Processen, respective zum Tode geführt haben würden. Wie kommt es nun also, müssen wir uns fragen, dass diese Eingriffe von den genannten Völkern so sehr viel besser ertragen werden, als von den Europäern? Ohne Zweifel werden doch auch bei ihnen die Fäulnisserreger ebenso gut vorkommen, als bei uns, und wir können dann nicht umhin, anzunehmen, dass diese wilden Menschen einen gewissen Grad von Immunität gegen die septischen Keime besitzen. Man könnte auf den Gedanken kommen, die Ursache dieser Immunität in dem Klima suchen zu wollen. Eine solche Annahme müssen wir jedoch ablehnen; denn einerseits leben die Stämme, von denen ich berichten konnte, in den allerverschiedensten Klimaten, und andererseits wissen wir, dass gerade in den Tropen bei den Europäern Verletzungen einen sehr gefährlichen und schleppenden Verlauf zu nehmen pflegen. An den septischen Keimen fehlt es also dort keineswegs. LEIPOLDT[1]) sagt: „In der

1) GUSTAV LEIPOLDT: Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Ein Beitrag zur Förderung der deutschen Colonisationsbestrebungen. Leipzig. 1887. S. 44.

Tropenzone nehmen äusserliche, oft sehr unbedeutende Verletzungen durch Stoss oder Druck, ja selbst Stiche von Dornen, besonders in der feuchten Jahreszeit leicht einen ausserordentlich entzündlichen und gefährlichen Charakter an. Man hat also Grund genug, jede Wunde, wie klein sie auch sei, mit Sorgfalt zu behandeln.“

In dem grossen Werke von BROUGH-SMITH[1]) über Australien befindet sich folgende Angabe eines Herrn THOMAS über die Eingebornen von Victoria: „Wunden, welcher Art auch immer, heilen, wenn sie nicht ein vitales Organ betreffen, in viel schnellerer Zeit, als bei der weissen Bevölkerung. Ich habe die verzweifeltsten Wunden, die ihnen mit ihren Waffen beigebracht waren und welche Europäern ein monatelanges Krankenlager verursacht hätten, in unglaublich kurzer Zeit zum Erstaunen der Aerzte heilen sehen.“

Auch von den Kirgisen des Distriktes von Semiretschensk wird uns von dem dortigen Chefarzte Dr. SEELAND[2]) ganz Aehnliches berichtet. Er sagt: „Leur extrême vitalité se montre surtout dans la manière dont ils supportent les blessures: de grandes blessures, même celles du crâne, se guérissent souvent sans fièvre, ni perte d'appétit, les membres amputés dans la continuité des os ou dans les articulations se couvrent rapidement de granulations sans laisser d'ulcérations, de caries etc.“

Es bleibt uns also somit nur übrig, die relative Immunität gegen die Fäulnisserreger als eine Eigenthümlichkeit der nichteuropäischen Rassen anzusehen. Für eine solche Annahme muss auch die ausserordentliche Seltenheit des Kindbettfiebers bei wilden Völkern, trotz jeglichen Mangels einer Wochenbettpflege, sprechen, während bei uns vor Kurzem MAX BOEHR noch nachzuweisen vermochte, dass das Kindbettfieber mehr Opfer fordere, als selbst die Cholera.

Aber auch unter den aussereuropäischen Völkern werden wir bei fortschreitender Kenntniss der Verhältnisse in Bezug auf die Immunität gegen septische Keime vielleicht noch mancherlei graduelle Unterschiede anerkennen müssen. So sagt z. B. TIFFANY[3]): „Schwarze ertragen grosse Operationen besser als Weisse, aber sie neigen trotz Antiseptik mehr zur Eiterung, heilen somit langsamer.“

Und HYADES[4]) erhielt von dem Missionsdirector T. BRIDGES in Uchuaja über die Feuerländer die Nachricht, dass bei ihnen eine epidemic of bloodpoisoning grosse Verheerungen mache: „La moindre

1) The aborigines of Victoria etc., compiled from various sources for the Government of Victoria II. Vol. London 1878.

2) NICOLAS SEELAND: Les Kirghis. Revue d'Anthropologie, XVème année, IIIème Série, Tome I, Paris 1886, p. 58.

3) TIFFANY: Surgical diseases of the white and colored races compared. Nach E. FISCHER's Referat im Centralblatt für Chirurgie, Bd. XIV. S. 850, Leipzig 1887.

4) HYADES: Les épidémies chez les Fuégiens. Bulletins de la société d'Anthropologie de Paris, Tome IX. IIIème Série, Paris 1886, p. 203.

blessure devenait une cause de suppuration et se terminait par la gangrène. Souvent la mort survenait subitement. Comme symptômes dominants de la maladie on observait des vertiges, des maux de tête affreux. On peut dire que la moitié de la population a été ainsi enlevée de 1863 à 1870. Les pauvres survivants sont fréquemment malades, se plaignent de souffrir de la poitrine et de l'estomac. Plusieurs présentent des déformations de la hanche consécutives à des maladies internes. Le chiffre des décès dépasse celui des naissances." Ueber diese Blutvergiftung sagt HYADES: „Je croirais volontiers que c'est simplement une infection purulente se développant rapidement chez des sujets fortement débilités par une vie des plus misérables, et si l'on admet le microbe de l'infection purulente, on ne sera pas surpris de voir le Directeur de la mission d'Ouchouaya en faire une épidémie de nature special."

Es hat im ersten Augenblicke etwas Befremdendes, annehmen zu sollen, dass diese pathogenen, Krankheiten erregenden Keime nicht in allen menschlichen Rassen in gleicher Weise ihren Nährboden finden sollen. Wir sind aber im Stande, den Nachweis zu liefern, dass wirklich für verschiedenartige pathogene Keime die Empfänglichkeit der Menschenrassen eine verschiedene ist. Allerdings kommt dabei die weisse Rasse gewöhnlich am schlechtesten fort. Die grössere Empfänglichkeit der Weissen für die Malaria ist wohl hinreichend bekannt, und wir können sie daher an dieser Stelle übergehen. Auch für das gelbe Fieber ist die weisse Rasse wesentlich empfänglicher, wenigstens als die schwarze, welche letztere nach HIRSCH[1]), wie es scheint, eine fast absolute Immunität gegen dasselbe besitzt. In schweren Gelbfieber-Epidemien in Britisch Guyana und Mexico, welche die Weissen fast decimirten, wurde unter Tausenden von Schwarzen kein einziger Erkrankungsfall beobachtet. Interessant ist es aber, zu erfahren, dass einige Mulatten von dieser Krankheit befallen wurden. Die Syphilis ist ebenfalls eine Erkrankung, unter welcher die weisse Rasse viel schwerer zu leiden hat, als die Farbigen. Von den Haida-Indianerinnen im nordwestlichen Amerika berichtet der Capitän JACOBSEN[2]), dass sie allsommerlich Prostitutionsreisen in die Städte der Weissen unternehmen, und dass man trotzdem keine schweren syphilitischen Erscheinungen bei ihnen sieht. Allerdings glaubt er, dass hieran der Gebrauch einer warmen Heilquelle Schuld sei, welche sie in ihrem Lande besitzen. Aber auch von den Chinesen wissen wir durch SMART[3]) und MARTIN[4]), dass die Syphilis bei ihnen nur ganz leichte

1) AUGUST HIRSCH: Acclimatisation und Colonisation. Zeitschr. f. Ethnol., Bd. XVIII. Verhandl. d. Berl. anthropol. Gesellsch., S. 159. Berlin 1886.

2) AUGUST WOLDT. Capitän JACOBSEN's Reise an der Nordwestküste Amerikas. Leipzig 1884.

3) SMART: The Lancet. 1861.

4) MARTIN: Étude sur la prostitution en Chine. Gazette hebdomadaire de médecine, Paris 1872, p. 302.

Erkrankungen verursacht, während jeder Weisse, der sich bei ihnen inficirt, von den allerschwersten Formen befallen wird. Es heisst bei MARTIN: „Il nous à été prouvé que le sujet chinois ayant donné la syphilis à un sujet européen ne présentait pas de signes exterieurs bien sérieux, tandis que le sujet contaminé voyait son affection parcourir toutes ses phases, et que ces accidents eussent revétu un caractère grave sans l'intervention d'une médication appropriée. — La race jaune possède une aptitude moindre à la syphilis que la race blanche."

Auch LIVINGSTONE behauptet, unter seinen afrikanischen Völkern niemals schwere Formen von Syphilis gesehen zu haben. Dieses gilt aber nur für die Leute von reiner Rasse. Sobald es sich um Mischlinge mit Weissen handelte, so fanden sich auch die ernsten Symptome, und zwar um so stärker, je mehr weisses Blut in den Adern des Patienten floss.

In hohem Grade beachtenswerth ist das Verhalten der verschiedenen Rassen gegen die ursächlichen Keime der acuten Exantheme: der Blattern, des Scharlachs und der Masern. Während nehmlich ein Rassenunterschied in der Ertragungsfähigkeit der Blattern sich nicht constatiren lässt, während diese fürchterliche Krankheit die gleichen Verwüstungen im Innern von Afrika, in Indien, in dem malayischen Archipel u. s. w. anrichtet, wie sie dieses vor der Einführung der Impfung in Europa gethan hat, so lässt sich wiederum für den Scharlach eine deutliche Differenz zu Ungunsten der weissen Rasse keineswegs verkennen. Was für die letztere der Scharlach für eine Geissel bildet, dürfte wohl in hinreichender Weise bekannt sein. AUGUST HIRSCH[1]) äussert sich hierüber folgendermaassen: „Dem bei weitem grössten Verbreitungsgebiete von Scharlach begegnen wir auf europäischem Boden. In Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, England und den skandinavischen Reichen bildet die Krankheit einen Hauptfactor in der Morbiditäts- und Mortalitätsstatistik; ebenso scheint Scharlach in Russland ziemlich allgemein verbreitet zu herrschen, und dafür, dass auch die nördlichsten und südlichsten Landstriche dieses Erdtheiles sich keiner wesentlichen Immunität von der Seuche erfreuen, sprechen die Berichte von SCHLEISNER aus Island einerseits, von MENIS und DE RENZI aus Ober- und Unter-Italien, von OPPENHEIM und RIGLER aus der Türkei, von OLYMPIOS aus Griechenland, von MORIS aus der Insel Sardinien, von ZULATI und JENNER aus den ionischen Inseln und Malta andererseits."

Fast gänzlich unbekannt oder nur in milden Epidemien auftretend, ist dagegen die Krankheit in Asien, in Afrika und in Oceanien. In

1) AUGUST HIRSCH: Handbuch der historisch-geographischen Pathologie. Abtheilung I: Die allgemeinen acuten Infectionskrankheiten vom historisch-geographischen Standpunkte und mit besonderer Berücksichtigung der Aetiologie. Zweite, vollständig neue Bearbeitung. Stuttgart 1881.

Amerika sind aber neuerdings schwere Epidemien sowohl im Norden, als auch im Süden beobachtet worden.

Bei den Masern gestaltet sich die Sache nun gerade umgekehrt: hier haben die farbigen Rassen entschieden viel schwerer zu leiden, als die Weissen. Den Beweis für diese Behauptung „bieten die Epidemien von 1749 unter den Eingebornen an den Ufern des Amazonenstromes, wo die Zahl der der Seuche Erlegenen auf 30 000 veranschlagt wird und ganze Tribus hinweggerafft wurden, ferner 1829 in Astaria, wo fast die Hälfte der Eingebornen zum Opfer fiel, ebenso 1846 unter den Indianern der Hudsonbay-Länder, 1852 unter den Hottentotten im Caplande, 1854 und 1861 unter den Eingebornen von Tasmania und 1874 auf Mauritius und auf den Fidschi-Inseln" (HIRSCH[1]). Auch die Feuerländer sind nach HYADES[2]) in den letzten Jahren durch eine Masernepidemie decimirt worden: „L'épidémie s'est étendue rapidement, aucun des indigènes résidant près de la mission anglaise n'a été épargné."

Von den tuberculösen Prozessen behauptet TIFFANY[3]), dass sie bei den Negern um Vieles schneller und bösartiger verlaufen, als bei den Weissen.

Wenn nun auch nach meiner Ueberzeugung für die grössere oder geringere Ertragungsfähigkeit traumatischer Eingriffe oder, was dasselbe sagen will, für die höhere oder geringere Immunität gegen die pathogenen Keime der accidentellen Wundkrankheiten in erster Linie und hauptsächlich die Rasse verantwortlich gemacht werden muss, so können wir sie doch, wie ich glaube, nicht als die ausschliessliche Ursache für diese Dinge betrachten. Denn auch innerhalb der weissen Rasse finden wir ganz zweifellos sehr verschiedene Grade der Toleranz gegen Verletzungen. Schon die vorher erwähnten Menschen der neolithischen Periode sprechen dafür. Denn wir haben keinerlei Ursache, anzunehmen, dass sie nicht der sogenannten kaukasischen Rasse angehört hätten. Auch die in Russland so weit verbreitete Skopzensekte beweist es. Diese wunderbaren Heiligen, über die wir durch VON PELIKAN[4]) amtliche Berichte besitzen, schneiden sich bekanntlich den Hodensack oder den Penis, oder beides zugleich ab; auch excidiren sie die Weiber, ähnlich wie die Nord-Afrikaner, und amputiren ihnen die Brüste, — alles zur höheren Ehre Gottes. Ihre chirurgischen Instrumente sind schartige Messer, Scherben oder Blechstücke, und doch hat man einen tödtlichen Ausgang oder den Eintritt schwerer Erscheinungen nur in den seltensten Fällen nachweisen können. Als ich kurz nach der polnischen Insurrection im

1) AUGUST HIRSCH: Hist.-geogr. pathol. Abth. I. S. 120.

2) HYADES: l. c. p. 202.

3) TIFFANY: l. c.

4) E. VON PELIKAN: Gerichtlich medicinische Untersuchungen über das Skopzenthum in Russland. Uebersetzt von N. IWANOFF. Giessen und St. Petersburg 1876.

Jahre 1864 einige Wochen in **Masuren** an der **russischen** Grenze zubrachte, waren die Leute, auch die Aerzte, noch voll von den colossalen Verletzungen, welche einige **Kosaken** davongetragen hatten. Man hatte sie für absolut verloren gehalten, und trotzdem waren sie in relativ kurzer Zeit wieder hergestellt. Einige ähnliche staunenswerthe Fälle wurden von HANS SCHMID[1]) aus dem **serbischen** Feldzuge berichtet. Das Uebereinstimmende in allen diesen Fällen können wir nun nur in dem einen Umstande finden, dass es sich hierbei stets um solche Leute handelte, welche, obgleich der kaukasischen Rasse angehörig, sich dennoch auf einer sehr niedrigen Culturstufe befanden. Auch die bekannten Erfahrungen von PIROGOFF[2]) finden zum Theil wohl hierdurch ihre Erklärung. Er sagt: „Die glücklichsten Resultate meiner chirurgischen Praxis habe ich auf dem Lande in **Podolien** gewonnen. Nach ein paar Hundert bedeutenden Operationen — habe ich nicht ein einziges Mal Erysipel und purulente Diathese beobachtet, und habe nur **einen** meiner Operirten verloren. Allen diesen Operirten folgte nur sehr selten eine sorgfältige Nachbehandlung. (Sie lagen in dem gemeinsamen Wohn- und Schlafraume mit den Bauern zusammen.) Die Patienten gehörten keineswegs zu den Mitgliedern der Bauernfamilien. Sie waren grösstentheils fremde, von weither gekommene Leute, die für Obdach und Kost zahlen mussten. Sie behielten meistens wochenlang die mit Blut und Eiter beschmutzte Wäsche und die aus leinenen Hosen und aus einem Rocke oder Schafpelze bestehenden Kleidungsstücke auf dem Körper. Bedenke ich ferner, dass beinahe alle von mir auf dem Lande gemachten Operationen zu solchen gehörten, die selbst in sogenannten salubren Hospitälern meist von Erysipelen und Pyämie gefolgt werden, so kann ich diese Differenz der Resultate mir nur einigermaassen dadurch erklären, dass meine Operirten auf dem Lande nicht in **einem** Raume zusammen, sondern vereinzelt, einer vom anderen vollkommen abgesondert lagen.“ Ich möchte hier wohl noch hinzufügen: „und dass sie den niedersten und in einer Art von Halbcultur lebenden Schichten der russischen Bevölkerung angehört haben“.

Das uns bis heute zu Gebote stehende Material liefert also den unumstösslichen Beweis, dass traumatische und chirurgische Eingriffe, wohl verstanden, ohne die Cautelen der antiseptischen Wundbehandlung, nicht von allen Menschen in gleicher Weise ertragen werden, und wenn wir auch den eigentlichen Grund für diese Thatsache fürs erste noch nicht einzusehen vermögen, so können wir doch nicht umhin, dem höheren oder geringeren Grade der Civilisation eine wichtige Rolle für dieses Verhalten zuzusprechen. Vielleicht haben wir uns die Sache in der Weise vor-

---

1) HANS SCHMID: Aus den serbischen Kriegslazarethen. Vortrag, gehalten am 3. März 1885 in der Berliner medicinischen Gesellschaft.

2) N. PIROGOFF: Grundzüge der allgemeinen Kriegschirurgie. Nach Reminiscenzen aus dem Kriege in der Krim und im Kaukasus und aus der Hospitalpraxis. Leipzig 1864.

zustellen, dass bei den unter primitiven Verhältnissen lebenden Menschen durch diejenige Umbildung in dem Haushalte des Organismus, welche wir gemeinhin mit dem Namen der Abhärtung zu bezeichnen pflegen, der Stoffwechsel beschleunigt und gesteigert wird, und dass sie hierdurch die Befähigung erlangen, Fäulnisserreger, welche in ihre Wunden eingedrungen sind, mit grosser Geschwindigkeit wieder aus ihrem Körper auszuscheiden und dadurch natürlich an ihrer schädigenden Weiterentwicklung zu verhindern. Jedenfalls aber haben wir die Berechtigung, über die Ertragungsfähigkeit, die Toleranz gegen die traumatischen und chirurgischen Eingriffe den folgenden Satz für bewiesen zu halten: Je höher die Rasse, desto geringer ist die Toleranz, und je niederer innerhalb der gleichen Rasse der Culturzustand ist, desto grösser ist die Toleranz.

Es bleibt uns daher nichts anderes übrig, als der Civilisation eine Steigerung in der Empfänglichkeit für die Mikroorganismen der Wundkrankheiten zuzusprechen. Allerdings müssen wir dann die Frage aufwerfen, ob die in den obigen Auseinandersetzungen festgestellten Unterschiede als ächte Rassendifferenzen aufgefasst werden dürfen, d. h. als solche Eigenthümlichkeiten, welche immer und unter allen Umständen der betreffenden Rasse anhaften, oder ob sie vielleicht nur scheinbare sind, ob sie ebenfalls nur durch den Umstand hervorgerufen werden, dass die betreffenden Farbigen noch in einem Zustande von relativer Wildheit ihr Leben führen, und dass sie diese, sie vor dem weissen Manne auszeichnende Eigenschaft verlieren würden, wenn es gelänge, sie in einen Zustand hoher Culturentwicklung überzuführen. Leider vermögen wir diese interessante Frage nicht zu entscheiden, denn es liegen, soweit mir bekannt ist, hierfür keine beweiskräftigen Beobachtungen vor. Immerhin ist es aber beachtenswerth, dass von den Japanern sowohl, als auch von den Chinesen nicht berichtet wird, dass sie Verletzungen besser vertrügen, als die Leute der weissen Rasse.

VI.

Eintheilung und Verbreitung der Berberbevölkerung in Marokko.

Von

M. QUEDENFELDT.

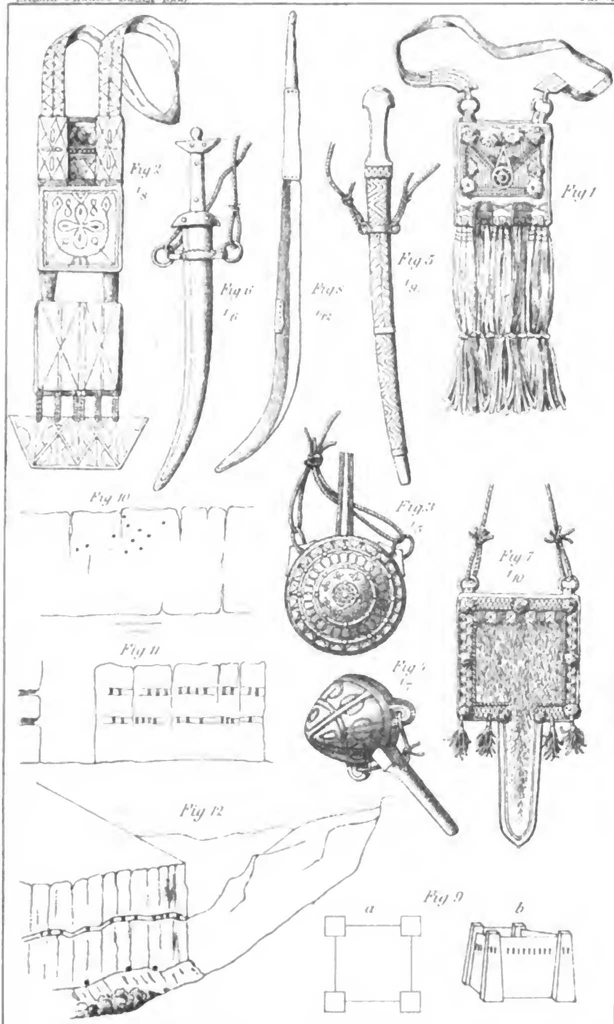
(Hierzu Tafel VI.)

(Fortsetzung von Seite 160.)

Es ist selbstverständlich, dass die jederzeit kampfbereiten Bréber sich nie von ihren Waffen trennen. Ihre Geschicklichkeit in der Handhabung derselben ist sehr bedeutend. Sie verstehen es, bei anscheinend friedlicher Unterhaltung mit einer Person, die sie tödten wollen, ihr Gewehr mit der Zehe abzudrücken oder den Dolch unbemerkt aus der Scheide zu ziehen [1]). Die Hauptwaffe bildet eine lange Flinte mit Feuersteinschloss und breitem Kolben, von der Art, wie sie, als bei den Ruâfa gebräuchlich, auf S. 121 abgebildet ist und wie sie in dieser Form im ganzen Lande, ausser bei den Schlöḥ, vorkommt. Nur die Ait Bu-Sid bedienen sich, wie die letzteren, der Flinte mit schmalem, stark verziertem Kolben; dieser Stamm trägt auch durchgehends Säbel. Bei einigen Stämmen im Gebiete des Muluja, an der algerischen Grenze, sind Doppelflinten französischen Ursprungs mit Perkussionsschlössern nicht selten in Gebrauch. — Es sei hier eingeschaltet, dass Feuerwaffen dieser Art von den Franzosen auch im Senegalgebiete in grosser Menge importirt werden. Von da aus haben sich dieselben durch die ganze westliche Sahara bis ins Tekĕna- und Nûn-Gebiet verbreitet. Pistolen trägt der Berberi selten; für den Fernkampf scheinen sie ihm nicht geeignet, und für den Nahkampf genügt ihm sein Dolch. Die Gewehre werden mit der höchsten Sorgfalt behandelt und oftmals mit bunten Lederriemen, Silberbeschlägen u. s. w. verziert.

Ihr Pulver, von sehr grobkörniger Beschaffenheit, bereiten die Bréber selbst aus im Lande gewonnenem Salpeter, aus der Kohle vom Holze des Oleander und aus Schwefel, welcher von Händlern eingeführt wird. Der

1) Vergl. ERCKMANN a. a. O. S. 119.


Fig. 1
Fig. 2
Fig. 3
Fig. 4
Fig. 5
Fig. 6
Fig. 7
Fig. 8
Fig. 9
a
b
Fig. 10
Fig. 11
Fig. 12

Werth dieses wichtigen Artikels steigt im ganzen Lande, sobald die Kunde von einer schweren Erkrankung des Sultans oder von sonstigen Umständen laut wird, die einen Thronwechsel mit seinen unvermeidlichen, kriegerischen Wirren in nahe Aussicht stellen.

Zur Aufbewahrung ihrer Munition führen die östlich wohnenden Stämme, wie ich im Lager des Sultans bei Ssaffi (1886) bei einem Aufgebot der Ait Scherroschen zu sehen Gelegenheit hatte, sehr hübsch aus Leder oder Thierfellen gearbeitete Kugelbeutel und Taschen, oftmals mit lang herabhängenden Lederfransen besetzt — ein Ajustement, welches unwillkürlich an das der nordamerikanischen Indianer erinnert. Fig. 1 (Taf. VI) stellt nach einer Zeichnung von FOUCAULD (S. 24) eine solche Tasche, ḳrâb, dar.

In den Oasen der Sahara, speciell in Tafilelt, Ferkla u. s. w., sind sehr kunstvoll in Lederstickerei gearbeitete Taschen mit mehrfachen Behältern in Gebrauch, welche den Namen ḳrâb filali, d. h. aus Tafilelt, führen; man bewahrt auch Tabak darin auf. Ich gebe (Fig. 2) die Abbildung einer solchen, von mir mitgebrachten Tasche, welche sich jetzt in der Sammlung des Königl. Museums für Völkerkunde in Berlin befindet[1]).

Die Pulverflaschen sind gleichfalls geschmackvoll gearbeitet, entweder rund mit Holzschnitzerei (Fig. 3) oder — bei einigen im Norden des Gebietes wohnenden Stämmen — von einer Form, die sich bienenkorbartig wie ein kleiner Hügel auf einer Holzscheibe präsentirt (Fig. 4) und die man auch im Djebêl, zwischen Tetuan und Fäss, in Andjera u. s. w. schon findet. Diese Pulverflaschen sind oftmals mit den blanken Messingköpfen hineingeschlagener Nägel bedeckt.

Einzelne Brêber-Stämme im Südosten, z. B. die Ait ʿAli-n-Brahim, tragen noch, wenn gleich sehr vereinzelt, neben ihren Gewehren kurze Spiesse, eine Bewaffnungsart, welche im übrigen Marokko, wie bereits erwähnt, nirgends mehr vorkommt. Die lange Lanze der Beduinen des Orients ist auch in früheren Zeiten im ganzen Maġrib nicht heimisch gewesen.

Ausser dem Gewehr führen alle Brêber Säbel oder Dolche von verschiedener Form. Meist sind diese letzteren Stichwaffen lang; kurze, messerartige Dolche findet man seltener bei ihnen. Fig. 5 veranschaulicht eine ssebûla, wie sie bei den nordwestlichen Tribus getragen wird: Holzgriff, Scheide gleichfalls von Holz mit dünnem Messingblech belegt. Fig. 6 stellt einen ziemlich kurzen, leicht gekrümmten Dolch dar, der am oberen Draa im Gebrauche ist und den Namen „ʿabâd" führt. Der Griff ist von Horn, die Scheide von Holz mit rothem Leder überzogen.

Die Dolche sowohl, als auch die Taschen für Munition variiren im Allgemeinen in der Form nicht sehr; indessen haben die westlichen Stämme

1) Mit Ausnahme von Fig. 1 sind alle hier abgebildeten, ethnographischen Gegenstände nach den von mir mitgebrachten Originalien gezeichnet.

doch andere Muster in Gebrauch, als die in den östlichen Theilen des Gebietes wohnenden. In Fig. 7 ist eine Munitionstasche vom Felle des Herpestes Ichneumon L. abgebildet, wie sie bei den Gernân vorkommt.

Die Leute von Tadla tragen an Stelle sonstiger Stichwaffen ein langes Bajonnett an einer dicken, bunten oder einfarbig rothen Wollenschnur (medjdul) von der rechten Schulter zur linken Hüfte. In gleicher Weise wird in ganz Marokko Säbel, Dolch und Pulverhorn getragen. Ein Spicken des Leibgurtes mit Stichwaffen, wie es bei den Arnauten, vielen kleinasiatischen Mohammedanern u. s. w. die Regel ist, habe ich dort nie bemerkt. Nur bei den Ruâfa sah ich einige Mal Pistolen in dem um den Leib gewundenen Shawl stecken.

FOUCAULD erwähnt (S. 45) das Vorkommen grosser, säbelartiger Holzstöcke bei der Kabila Saïan. Ich vermuthe, dass diese Holzsäbel identisch sind mit einer ähnlichen Waffe, die ich im ganzen Garb beobachtet habe und die man dort „met-el-'öt", d. h. „Tödteholz", nennt, woraus die Spanier „mataluta" machen (Fig. 8). Mit dieser Waffe bringen sich die Landleute in Schlägereien oft schwere Verwundungen bei.

Die Bekleidung und die Haartracht der Brêber wechselt in den verschiedenen Gegenden nicht unerheblich. Im Norden, um Fäss und östlich davon, ist der „chaidûss", ein Bernuss von schwarzer Wolle, gebräuchlich. Die Semûr und Saïan im Westen zeichnen sich nach FOUCAULD durch ihre primitive Bekleidung aus. Selbst reiche Leute tragen dort weder Unterhemd noch Hosen, sondern nur ein einfaches Oberhemd mit kurzen Aermeln, „taradjia" oder „farasia", und darüber den „bernûss". Die Armen tragen überhaupt nur den letzteren; auf dem Marsche falten sie ihn zusammen, legen ihn über die Schultern und gehen nackend. Reiche tragen um den Kopf einen Turban von weisser Baumwolle oder ein roth und weisses Taschentuch; die Armen gehen barhäuptig.

Die Kleidung der Frauen ist bei ihnen gleichfalls so einfach wie möglich. Sie besteht in einem rechtwinklig geschnittenen Stücke Wollen- oder auch Baumwollenzeug, dessen beide Enden durch eine vertikale Naht verbunden sind. Sie tragen es auf drei Arten: je nachdem sie ausgehen, ausserhalb des Zeltes oder im Zelte selbst arbeiten. Im ersten Falle wird das Gewand durch Spangen von Silber (chellal) oder einfache Knoten über jeder Schulter gehalten. Wenn sie im Freien arbeiten, schürzen sie es auf und lassen die Arme und Schultern biz zum Busen frei. Im Innern des Zeltes lassen sie den oberen Theil herabfallen, so dass der Körper bis zum Gürtel nackt bleibt. Als Gürtel dient in allen drei Fällen ein wollenes Band, welches das kurze, kaum über die Knie herabreichende Gewand oberhalb der Hüften zusammenhält.

Diese Art der Bekleidung findet sich ausschliesslich bei den genannten zwei Stämmen. Schon die Frauen in dem benachbarten Gebiete von Tadla tragen, wie fast durchgehends im übrigen Marokko, eine längere,

bis zum Knöchel herabfallende Gewandung, die stets, auch bei der Arbeit, mit Fibeln oder Knoten über den Schultern befestigt ist. Die Form des Kleidungsstückes ist die gleiche, rechteckige, während das Gewebe und der Stoff vielfach wechseln. Die Brêber-Frauen verschleiern sich niemals; nur bei einzelnen Stämmen ist es Sitte, ein kleines, schleierartiges Kopf- oder Brusttuch zu tragen.

In der Oase Ertib kleiden sich, nach ROHLFS, die Weiber vorzugsweise in einen dunkelblauen Ḥaik, aus grobem Kattun bestehend, der von England aus, meist über Mogador, eingeführt wird. Ihr Haar durchflechten sie mit vielen Silber- und Kupferketten, tragen auch an den Armen, wie um die Knöchel schwere Spangen von diesen Metallen. Die jungen, unverheiratheten Männer der Ait Atta, welcher Stamm einen integrirenden Bestandtheil der Bevölkerung der genannten Oase bildet, tragen im rechten Ohre einen schweren silbernen Ring, der dasselbe oft bis zur Schulter hinabzieht. Die Jünglinge der Ait Isdigg tragen einen Ring von Silber im linken Ohre; die Kleidung besteht dort meist aus einem Bernûss von weisser Wolle, mit bunter Seide gestickt.

Das Tättowiren (tischerât) ist bei den Weibern der meisten Brêber-Stämme üblich; die Frauen der Beni Mellal, der Ait Atta Umalu und einiger anderer Ḳabilen im Tadla zeichnen sich durch einen übermässigen Gebrauch des Ḥenna-Mehles aus.

Fingerringe sind bei beiden Geschlechtern überall sehr beliebt; den Weibern ist überhaupt jede Art von Schmuck, deren sie nur habhaft werden können, willkommen: Halsketten (taselacht), Armbänder (imkiassen), Ohrringe (letraḳ) u. s. w.

In Rabat beschäftigte Hafenarbeiter vom Stamme der Geruân sah ich mit einer kaschâba (kurzes ärmelloses Hemd) von weisser Wolle mit eingewebten rothen Längsstreifen und kurzen Leinwandhosen bekleidet. Ein in der Form dieser kaschâba sehr ähnelndes, aber längeres Kleidungsstück aus blauem Baumwollenzeug (chent) wird von den südatlantischen Brêber wenig, hingegen von den Schlöḥ in den westlichen Oasen viel getragen.

Die Ait Jaḥia und Ait Ssedrât in Mesgîta[1]) tragen den Bernûss entweder von einfarbig brauner oder von grauer Ziegenwolle; im letzteren Falle ist er mit feinen weissen oder schwarzen Längsstreifen versehen. Der Kopf wird bloss getragen oder mit einem kleinen Tuche turbanartig umwunden.

Im Gebiete von Dades[2]) tragen die Männer lange Bernûss von

1) Mesgita hat eine starke, gemischte Bevölkerung von Brêber (Ait Ssedrât), Schlöḥ Haratin und Arabern (Schürfa), weshalb Kleidung, Bewaffnung u. s. w. viele Uebergänge aufweisen. Einzelne weitere Mittheilungen über die Oasen mit gemischter Bevölkerung werde ich im nächsten Abschnitte bringen.

2) Eine der arabischen Aussprache sehr gut angepasste, indessen incorrecte

schwarzem oder dunkelblauem Wollenstoff. In Todra sind dieselben meist in „Ḥaik's“ oder Bernûss von weisser Wolle gekleidet. Noch weiter östlich, im Mulnja-Thale, macht sich schon die algerische Sitte bemerkbar, eine Schnur von Kameelwolle, welche den weissen Ḥaik so über dem Kopfe zusammenhält, dass der Nacken geschützt ist, um die Stirn gewunden zu tragen.

Bei vielen Brêber sieht man, ähnlich wie bei den Arabern in den Ebenen des Westens, eine einfache Schnur von brauner Wolle um den glatt rasirten Schädel gewunden. Dies Rasiren des Kopfes ist überall die Regel; bei verschiedenen Stämmen tragen besonders die jüngeren Leute an einer Seite des Hinterkopfes einen Zopf.

Die Semûr und Saïan haben die Sitte, sich eine lange Locke oberhalb des Ohres stehen zu lassen, die Saïan nur über einem, die ersteren über beiden Ohren. Diese Locke, die den „nnâder“ [1]) der marokkanischen Juden oder den „Peies“ der polnischen entspricht, bildet für die jungen Stutzer einen Gegenstand der peinlichsten Sorgfalt. Man kämmt sie, ölt sie ein und flicht sie breit auseinander. Der Gebrauch des Lockentragens besteht auch bei einigen, an diese Brêber grenzenden Stämmen in Schauija; ebenso gefallen sich viele Muchasenia (Lehnsreiter, Gensdarmen u. s. w.) in dieser Haartracht. Vermuthlich bezieht sich auf diese Sitte die auch von Rohlfs (Beiträge u. s. w. S. 92) citirte Stelle aus Strabon, lib. XVII: „sie kräuseln sich sorgfältig ihr Haupthaar und ihren Bart, und selten wird man, wenn sie miteinander spazieren gehen, bemerken, dass einer dem anderen zu nahe kommt, aus Furcht, die Frisur desselben zu verderben.“

Die heutigen Brêber schneiden den Bart kurz und rasiren in ähnlicher Weise, wie die Araber, nur einzelne Partieen desselben. Der Bartwuchs ist im allgemeinen stärker, als bei den Arabern. Die übrigen behaarten Körpertheile werden nach allgemeiner mohammedanischer Sitte rasirt. Die Frauen rasiren nicht, sondern entfernen die Haare durch Auflegen einer Paste, deren Hauptbestandtheil ungelöschter Kalk ist.

Die Haarfarbe der Brêber ist schwarz oder ein dunkles Braun; blonde Individuen finden sich sehr vereinzelt darunter. Nur die Bevölkerung der im Gebiete der Beni Mtir liegenden Ḳassba Agurâi ist vorwiegend blond. Dieser Umstand wird von den umwohnenden Berbern und Arabern als etwas ganz Exceptionelles betrachtet und dadurch erklärt, dass sie sagen, die Leute von Agurâi seien Nachkommen europäischer Renegaten.

Schreibweise dieses Wortes, „Datz“, findet sich in den von Renou (p. 169) wiedergegebenen, im Jahre 1788 von Venture gesammelten Notizen über die Länder zwischen dem Uâd Draa und dem Atlantischen Ocean.

1) „Nnâder“ sind dicke Haarsträhnen, welche die marokkanischen Juden über jedem Ohre längs den Wangen herabhängen lassen und welche bis zum Kinn oder bis auf die Schulter reichen.

Die von DESPINE (Psychologie naturelle I. p. 103) und nach diesem Autor auch von HARTMANN in seinem vortrefflichen Werke: Die Nigritier[1]), Th. I. S. 262, erwähnten blonden Bewohner von Fäss sind, wie ich mich selbst durch den Augenschein in vielen Fällen überzeugen konnte, häufig Albinos. Der Albinismus scheint in dieser Stadt mehr als anderwärts in Marokko (er tritt dort überall nur sehr vereinzelt auf) vertreten zu sein. Einen besonders ausgeprägten Typ sah ich in der Kassba der Ulêd Harris (Kassba Ben er-Raschid) in Schauija, einen Fässi, der dort von dem sehr reichen Kâid als Agent in allerlei zweifelhaften Geschäften benutzt wurde. Daneben spielte dieser Mensch die Rolle eines Hofnarren und wurde wegen seines Aussehens und komischen Wesens fortwährend gehänselt. Neben allen sonstigen charakteristischen Merkmalen der Albinos hatte er auch den eigenthümlich lichtscheuen Blick derselben. Unter den vielfach sehr derben Scherzen, welche mit dem Manne getrieben wurden, war ein regelmässig wiederkehrender der, ihn als Europäer und Christen zu bezeichnen; ich wurde in seiner Gegenwart scherzweise gefragt, ob ich ihn in Europa nicht schon irgendwo gesehen habe u. s. w. Auch aus diesem Beispiele erhellt wiederum, wie die Eingeborenen selbst geneigt sind, jedes Auftreten von Hellhaarigkeit unter Ihresgleichen a priori als ein Zeichen europäischer Abstammung zu betrachten.

Uebrigens ist die Thatsache, dass gerade unter den Bewohnern von Fäss sich relativ häufig Individuen mit auffallend weisser Hautfarbe befinden, aus zweierlei Ursachen herzuleiten. Einmal sind unter den besseren Klassen der Bevölkerung zahlreiche Nachkommen der aus Spanien (Beled el-Andaluss) vertriebenen „Mauren", — um mich dieser sehr vagen Bezeichnung hier, wo sie noch am ersten am Platze ist, einmal zu bedienen, — in deren Adern entschieden christliches Blut rollt. Neben Fäss sind es in Marokko noch vornehmlich die Städte Rabat und Sselâ und ganz besonders Tetuan, wohin sich jene Auswanderer oder Flüchtlinge wandten. Diese maurischen Familien sind meist schon an ihren Namen kenntlich. Während der Marokkaner sonst keinen Familiennamen führt, sondern sich nur mit seinem Vornamen und dem Zusatze „Sohn des und des", allenfalls noch unter Hinzufügung seines Stamm- oder Sippennamens[2]) bezeichnet,

1) Die Nigritier. Von R. HARTMANN. Berlin 1876. — Leider konnte dieses vortreffliche Werk bei der vorliegenden Arbeit nur in sehr geringem Umfange als Quelle benutzt werden, da der Herr Verfasser die Magribiner aus Autopsie nur wenig kennt und sich in Bezug auf dieselben meist selbst auf französische Autoren stützt. Einige Fragen, welche hier, als mittelbar zum Thema gehörig, nur gestreift werden konnten, z. B. die der blonden Berber, des prähistorischen Tamhu-Volkes u. s. w., sind von dem trefflichen Anthropologen sehr eingehend behandelt, und ich erlaube mir daher, zur Ergänzung des in der vorliegenden Arbeit darüber Gesagten, auf Cap. IX des Werkes hinzuweisen. Im folgenden Abschnitte komme ich selbst noch einmal auf dasselbe zurück.

2) Z. B. Meludi Ben Mohammed Siaidi Talbi, Meludi, der Sohn des Mohammed, von der Kabila Siaida und der Sippe der Ulêd Taleb.

tragen die Abkömmlinge der spanischen Mauren constante Familiennamen, wie z. B. Torres, Garcia, Ralmia, denen der mohammedanische Rufname vorangestellt wird, beispielsweise 'Abd el-Kerim Ralmia.

Der zweite Grund für die weisse Hautfarbe vieler Fäss-Leute liegt in der Bauart dieser Stadt. Fäss ist der einzige Ort im ganzen Sultanate, welcher Häuser von drei bis vier Stockwerken in solcher Anzahl besitzt, dass sie ganze Strassen bilden; dabei sind diese letzteren so schmal, dass niemals ein Sonnenstrahl hineindringt. Viele Einwohner bringen also, bei der Abneigung der marokkanischen Stadtbewohner, sich durch Spaziergänge u. dergl. Bewegung im Freien zu verschaffen, fast ihr ganzes Leben im Schatten der Häuser zu. Abgesehen vielleicht von einer nothwendigen Geschäftsreise oder dem Aufenthalte gegen Abend in einem schattigen Garten nahe der Stadt, kommen viele Städter thatsächlich nicht ins Freie. Dieser Umstand scheint also sehr wohl geeignet, die fast krankhaft zu nennende Weisse in der Färbung mancher Fässîîn zu erklären.

Der unvermischte Brêber-Typus weicht von dem der Schlöḥ beträchtlich ab und weist auch Differenzen mit dem der Ruâfa auf, obschon er dem Typ der dunklen Rif-Berber entschieden sehr nahe steht. Die Brêber nördlich vom Atlas und in diesem Gebirge selbst sind (obschon natürlich durch den stetigen Aufenthalt im Freien gebräunt) von weisser Hautfarbe; ihre Statur übersteigt häufig die Mittelgrösse; sie sind von schlankem Bau und ungemein muskulös. Die Form ihres Gesichtes ist eine mehr längliche, und der Schnitt desselben ist allenfalls dem der romanischen Völker vergleichbar. Die typischen Unterschiede von den Schlöḥ werde ich bei Besprechung der letzteren hervorheben. Die südlich vom Atlas wohnenden Brêber haben durchschnittlich eine viel dunklere Hautfarbe, als ihre nördlich dieses Gebirges lebenden Stammesgenossen, ohne aber da, wo sie nicht mit nigritischen Elementen durchsetzt sind, ihren Grundtypus wesentlich zu verändern.

Wenn Rohlfs („Mein erster Aufenthalt in Marokko“ u. s. w., S. 64) sagt, dass gar keine oder nur ganz geringe Unterschiede im Typus zwischen den in Marokko lebenden Berbern (als Collectivname gebraucht) und den dortigen Arabern beständen, so verhält sich dies nach meinen Beobachtungen und Informationen anders. Ich möchte allein unter den Berbern zum mindesten sieben von einander deutlich verschiedene Haupttypen festhalten, unter denen es allerdings Uebergänge und Vermischungen der mannichfaltigsten Art giebt. Ueberhaupt kann nicht oft genug constatirt werden, dass eine strenge Scheidung der verschiedenen, mohammedanischen Elemente in Marokko nach Typus, Sitten, Sprache u. s. w. nur dann zulässig und durchführbar ist, wenn man von den Uebergängen in den Grenzgebieten absieht. Die eben erwähnten sieben Haupttypen wären etwa, wie folgt, zu gruppiren: 1. blonde, 2. dunkle Rif-Berber; 3. nordatlantische Brêber; 4. Brêber im Südosten des Gebietes; 5. Schlöḥ in der Provinz

Ḥaḥa und im Atlas; 6. Schlöḥ zwischen Atlas und Antiatlas (Ssûss u. s. w.); 7. Ḥaratin oder Draua, Mischlinge zwischen Berbern und Negern.

In ihrem Wesen haben die Brêber etwas viel Roheres, Ungeschlachteres als die Schlöḥ. Die Letzteren sind allgemein zurückhaltender und weniger grob, dafür aber auch weniger aufrichtig. Der Schlöḥ hat ein hervorragend kaufmännisches Talent, was dem Berberi vollständig mangelt. Eine Eigenschaft, welche die Brêber entschieden vor den Schlöḥ voraushaben, ist ihre grosse Gastfreiheit, während die Letzteren durchgängig zum Geiz neigen. Die Brêber sind jähzorniger, aber auch viel freimüthiger und weniger fanatisch in religiöser Beziehung als die Schlöḥ und vor allen Dingen die Araber. Ihr Hass gilt nicht so sehr dem Christen als solchem, als vielmehr dem Fremden überhaupt.

Ihre Gleichgültigkeit in allen religiösen Dingen ist gross. Sie halten die Satzungen des Islam, die Waschungen, die Gebetszeiten u. s. w., nur in sehr laxer Weise inne, was alle Reisenden, die mit ihnen in Berührung gekommen sind, bestätigen, vor allem der treffliche Kenner der marokkanischen Berber, GERHARD ROHLFS. Hingegen ist es wunderbar, welches Ansehen bei ihnen einzelne Schürfa oder Merabidin geniessen, die im Rufe der Heiligkeit stehen. Der Einfluss dieser Leute ist ein derartig grosser, dass die Brêber sich bedingungslos jeder Anordnung eines solchen Heiligen fügen. Fehden gegen benachbarte Stämme auf seinen Befehl abbrechen oder beginnen, auch von diesen Schürfa empfohlene Personen auf's Ausgezeichnetste behandeln. Ja, dieser Personencultus wird so weit getrieben, dass selbst unbedeutende Gegenstände, wie z. B. (ROHLFS, Reise durch Marokko S. 28) die seidene Tragschnur von ROHLFS' Revolver, welche die Brêber als dem Scherif von Uasân zugehörig erkannten, von ihnen als eine Art Talisman verehrt werden. Sie baten den Reisenden fortwährend, die Schnur mit den Händen oder Lippen berühren zu dürfen.

Ausser dem erwähnten Mulai 'Abd ess-Ssalâm el-Uasâni und Ssidi Moḥammed el-'Arbi Derkani, sowie dem Scherif von Tamegrut am Uâd Draa wird von den Saïan ein sehr bedeutender Scherif, Mulai el-Fedil, hochverehrt. Bei den Brêber um Fâss steht ein Scherif aus der Familie der Edrissiten, Namens Ssidi er-Râmi, in grossem Ansehen, sowie Schürfa aus der Descendenz des Ssidi 'Abd ess-Ssalâm Ben Meschisch. Die Ait Messat haben einen in der Sanja Aḥanssal lebenden, religiösen Chef, den sehr einflussreichen Ssidi Ḥammed-u-Ḥammed, dessen 'Anâia von allen Fremden sehr begehrt ist. Als Beleg für den bedeutenden Einfluss des genannten Ssidi Moḥammed Derkani sei erwähnt, dass dieser Fanatiker im Jahre 1881 die Ait Atta und Ait Iafelman zum „heiligen Kriege“ gegen die benachbarten Franzosen in der Provinz Oran aufrufen konnte; später gab er allerdings aus persönlichen Gründen Gegenbefehl. Gerüchten zufolge, welche vor kurzem im nördlichen Marokko circulirten, beabsichtigte der Schech der Derkaua sogar in diesem Jahre, den Sultan, dessen

freundliches Verhalten den Europäern gegenüber ihm schon lange ein Dorn im Auge ist, mit Krieg zu überziehen.[1])

Mit Ausnahme der erwähnten Derkaua haben die religiösen und halbreligiösen Bruderschaften bei den Brêber, im Gegensatze zu den Arabern und besonders zu den Schlöḥ, im Allgemeinen keinen Boden gefunden. Diese Derkaua stehen dagegen dort in solchem Ansehen, dass sie ohne 'Anâia im ganzen Gebiete sich frei und ungehindert bewegen können, was für Andere unmöglich wäre. Wenn Jemand keine 'Anâia besitzt, so muss er auf den abgelegensten Wegen und unter dem Schutze der Nacht reisen.

Im Gebiete der Beni Mgill befindet sich eine heilige Quelle, welcher auch Foucauld und Schaudt Erwähnung thun, 'Ain el-Luḥ. Sie soll zwei Tagemärsche südwestlich von Ssefrû liegen. Wahrscheinlich ist der Name corrumpirt aus 'Ain ḥelua, „süsse Quelle".[2]) —

Ebenso wie von den Ruâfa behaupten einzelne Schriftsteller (u. a. Rohlfs) auch von den Brêber, dass verschiedene ihrer Tribus die Beschneidung nicht übten. Nach meinen Informationen ist die Mittheilung in dieser Fassung nicht zutreffend. Es kommt bei der religiösen Indifferenz der Brêber allerdings vor, dass in einzelnen Fällen die Beschneidung des Knaben bis zum Eintritt der Pubertät vergessen wird. In sehr vereinzelten Fällen mag sie wohl auch ganz unterbleiben; jedenfalls ist dies aber nicht als Regel bei bestimmten Stämmen aufzufassen.

Genügsamkeit und Einfachheit der Sitten zeichnen die Brêber aus. Das Rauchen von Kif oder Tabak ist bei den nordatlantischen Triben streng verpönt. Ein noch ärgeres Vergehen in den Augen dieser Leute ist der Genuss des Branntweins, el-maḥia[3]). Es könnte sich unter Umständen leicht ereignen, dass ein Berauschter von seinen Familien- oder Stammesangehörigen in der Wuth über dieses Vergehen getödtet würde.

Von grosser Ursprünglichkeit der Sitten zeugt auch die Mittheilung von Rohlfs (Reise durch Marokko S. 31), welcher im Gebiete der Beni

---

1) Es wurde diese Mittheilung mit dem erwähnten grossen Aufstande der Beni Mgill, dessen der Sultan gegenwärtig durchaus noch nicht Herr geworden ist, in Verbindung gebracht. In der mir vorliegenden, zuletzt hierher gelangten Nummer des in Tanger erscheinenden „Réveil du Maroc" (vom 11. Juli d. J.) wird die Lage des Sultans sogar als recht kritisch geschildert. Danach hätten am 24. und 25. Juni die Beni Mgill in der Stärke von etwa 12000 Mann (?) die Regierungstruppen angegriffen und dieselben geschlagen. Officiell wird dies natürlich, wie immer, von marokkanischer Seite abgeleugnet; der Sultan hat sogar zum Zeichen seines Sieges einige abgeschnittene Köpfe der „Rebellen" nach Fâss und Miknâss gesandt, welche dort an den Thoren und öffentlichen Plätzen aufgehängt werden sollen. Der in diesem Jahre projectirte Besuch des Sultans in Tanger — es ist das erste Mal seit seinem Regierungsantritte, dass er diese Stadt zu besuchen beabsichtigt — dürfte sich in Folge dieser ernsten Ereignisse sehr verzögern.

2) Nach Schaudt (l. c. S. 409) ist mit dieser Quelle ein kleiner Flecken verbunden, der sich durch verschiedene, dort etablirte Verkaufsbuden gebildet hat. Es findet hier, ebenso wie in Asru, ein bedeutender Markt statt.

3) el-maḥia entspricht genau dem Wortlaute des französischen eau-de-vie.

Mgill Spiele von Knaben und jungen Männern beobachtete, wobei dieselben nackt um die Wette liefen und die Weiber zusahen, ohne Anstoss daran zu nehmen. Wie ROHLFS bemerkt, ist dies nicht Schamlosigkeit, sondern vielmehr ein roher Naturzustand. Unzucht, Ehebruch u. s. w. sollen selten bei ihnen vorkommen.

Als eine gute Eigenschaft ist noch bei den Brêber eine verhältnissmässig grosse Zuverlässigkeit zu rühmen, wie sie sich bei den Arabern meist nicht findet. Treue dem gegebenen Wort halten sie, wenn man von ihrem Verhalten gegen die verachteten Juden absieht, in den meisten Fällen. Im Beled ess-ssiba ist es nichts seltenes, dass der Freund für den Freund, der Hausherr für seinen Gast selbst das Leben in die Schanze schlägt. Bei den seit Jahrhunderten unter dem barbarischen Drucke ihrer Ḳâids schmachtenden Stämmen des Beled el-machsin wird eine solche edle Regung nur sehr vereinzelt zu finden sein.

Fast gänzlich unbekannt ist bei den Brèber der von der mohammedanischen Religion sanctionirte Brauch, gleichzeitig mehrere Frauen in rechtmässiger Ehe zu haben. Trotzdem ist die Stellung der Frau im Allgemeinen nur wenig angesehener als bei den Arabern. Der grössere Theil der Arbeitslast fällt auch hier, wie bei allen Mohammedanern, der Frau zu. Die Behandlung mag, wie uns ROHLFS und andere Autoren versichern, eine nicht so erniedrigende sein wie bei jenen; führt ROHLFS doch sogar einige Fälle an, wo Frauen, Gattinnen von Schechs oder Stammeshäuptern, in der Verwaltung des Stammes ein entscheidendes Wort mitzusprechen hatten. Dieser Reisende fand, dass die Sania Karsass, eine „religiöse Corporation und geistliche Ober-Behörde“ für den ganzen Uâd Gir (Gêr), nicht von dem allerdings vorhandenen geistlichen Chef Ssidi Moḥammed Ben ʿAli befehligt wurde, sondern dass seine Frau, eine gewisse Lella Djehleda (?), die religiösen Angelegenheiten besorgte[1]). Etwas derartiges wäre allerdings bei den Arabern undenkbar.

Nach demselben Autor ist die Berberfrau durchschnittlich von grösserer Statur als die des Arabers.

Trotzdem die mohammedanische Ehe mit grosser Leichtigkeit getrennt wird, und schon aus diesem Grunde ein inniges Verstehen und Zusammenwirken von Mann und Frau nicht in der Weise denkbar ist, wie bei christlichen Völkern, so ist doch die Liebe der Väter zu den Kindern eine grosse, namentlich zu denen männlichen Geschlechts. Während die geschiedene Frau zu ihren Angehörigen zurückkehrt, verbleiben die Kinder sämmtlich bei dem Manne.

Sicher ist aber die Frau des Berbers, ebenso wie die des Arabers, vollständig dem guten Willen ihres Gatten anheimgegeben; er folgt auch in dieser Beziehung, wie in seinem ganzen Privatleben, lediglich seinem

1) ROHLFS: Mein erster Aufenthalt in Marokko u. s. w. S. 67.

eigenen Gutdünken. Der Marokkaner hat hierfür den sehr bezeichnenden Ausdruck: „Kâid“ oder „Ssultân er-râsso“, d. i. wörtlich: „Herr seines Kopfes“ [1]).

Ueber das häusliche Leben der Brêber ist so gut wie nichts bekannt; es ist indessen wahrscheinlich, dass dasselbe grosse Analogien mit dem ihrer Stammverwandten in Algerien aufweist. Hierüber besitzen wir allerdings von französischen Autoren eingehende Berichte. G. ROHLFS muss wohl bei seiner Durchquerung des Brêber-Gebietes manche Uebereinstimmung mit den Gebräuchen der Kabylie haben constatiren können; denn er führt in einem „Beitrag zur Kenntniss der Sitten der Berber in Marokko“ betitelten, kurzen Aufsatze [2]) verschiedene sehr eigenartige Hochzeitsbräuche als dort vorkommend an, welche uns FÉRAUD [3]) nur von den algerischen Kabylen überliefert.

Die Kabylen haben nach der Ada oder Sitte ihrer Vorfahren zwei verschiedene Arten der Verheirathung, erstens die suadj el-djedi und zweitens die suadj el-ma'tia. Die erstere, „Gaislein-Heirath“, hat folgendes Ceremoniell: Man schlachtet ein Zicklein gleichsam zur Besiegelung des Paktes, den die Familien geschlossen haben. (Hier finden wir wiederum den schon mehrfach bei den Brêber erwähnten Brauch des Opferns. Derselbe reicht wahrscheinlich bis in die ältesten heidnischen Zeiten, vielleicht in die numidischen oder phönizischen, zurück.) Der Mann verpflichtet sich, dem Vater seiner Braut eine Summe, welche zwischen 175 und 225 Francs variirt, zu erlegen. Meist hat er das Geld nicht; er verlässt sich aber dann auf die Hilfe seiner Freunde. Am Hochzeitstage stellen sich diese auch pünktlich ein und steuern, Jeder nach seinen Kräften, bei, bis die vereinbarte Summe zusammengekommen ist. Es wird Musik gemacht, Tänze und Spiele werden veranstaltet, und man verschwendet Unmengen von Pulver im l'âb el-barûd. Oftmals bauen die Freunde des Bräutigams sogar ein Häuschen für das junge Paar. Der Eine bringt

1) Früher war diese Bezeichnung sogar ein officieller Titel am Hofe des Sultans für gewisse, bei ihm schmarotzende Verwandten, denen er kein Amt und keinen anderen Titel verleihen wollte.

2) In dem Buche: Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrikas. Leipzig 1876.

3) Revue africaine, T. VI. Alger 1862, in dem Aufsatze: Moeurs et coutumes kabiles, p. 280 u. f. — FÉRAUD, früher Interprète militaire in Algerien, gilt als ein ausgezeichneter Kenner nordafrikanischer Verhältnisse und des magribinischen Arabisch; gegenwärtig bekleidet Hr. FÉRAUD den Posten eines französischen Ministerresidenten in Marokko, und ich lernte ihn in Tanger im Jahre 1886 im Hause unseres damaligen diplomatischen Vertreters daselbst, des Hrn. TESTA, kennen. — Die Revue africaine, die Zeitschrift der algerischen historischen Gesellschaft, behandelt nicht ausschliesslich die Verhältnisse dieser französischen Kolonie, sondern greift auch auf die Nachbargebiete, Marokko, Tunis, ja selbst Tripolis, hinüber. Eine Schöpfung des berühmten A. BERBRUGGER, ist sie eine wahre Fundgrube der interessantesten Mittheilungen nicht nur für den Historiker und Archäologen, sondern auch für den Ethnographen, und ist für das Studium der magribinischen Länder unentbehrlich.

Holz, der Andere Mörtel, der Dritte vielleicht „diss“ (Macrochloa tenacissima Kth[1])), eine Schilfart zum Bedecken des Hauses, herbei. Durch die Gaislein-Heirath wird die Frau nicht allein vollständig Eigenthum des Mannes, sondern bildet auch nach dessen Tode einen Theil der Erbschaft.

War der Mann aus irgend einem Grunde unzufrieden mit seiner Frau, war sie vielleicht frühzeitig alt und hässlich geworden, — bei der furchtbaren Arbeit sind die magribinischen Weiber meist schon vor dem 30. Jahre vollkommen abgenutzt, — kurz hatte sie von ihrem ursprünglichen Werthe eingebüsst oder durch Unfruchtbarkeit die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllt, so war der Gatte berechtigt, sie zu ihrer Familie zurückzuschicken und die volle von ihm bezahlte Summe zurückzufordern. Der Mann behält auch die eventuell vorhandenen Kinder.

Die andere Art der Heirath, die „Heirath der gegebenen Frau“, verlief in folgender Weise: War in einem Stamme ein Mord begangen und der Mörder von der Djemma' z. B. zu 1000 Francs Geldbusse verurtheilt worden, ohne das Geld zahlen zu können, so half er sich dadurch, dass er ein Mädchen aus seiner Familie und noch einen geringen Theil der Busse, genannt ḥaḳ el-ḳefen, „Preis des Leichentuches“, einem Mitgliede der geschädigten Partei gab. Bei dieser Heirath war naturgemäss die als Blutpreis verschacherte Tochter der Familie noch mehr Sklavin ihres Mannes, als bei dem vorher erwähnten Modus der Verheirathung.

Wenn beim Tode des Mannes die Angehörigen desselben die Erbschaft antraten, so fiel die Wittwe demjenigen unter seinen männlichen Verwandten zu, der zuerst seinen Ḥaik über ihr Haupt warf.

War ein von den Eltern eines jungen Mädchens abgewiesener Liebhaber im Stande, sich unbemerkt an das Haus seiner Erwählten schleichen und auf der Schwelle desselben ein Zicklein schlachten zu können, so war sie seine erklärte Braut, und kein anderer Jüngling des Stammes konnte um sie werben, ohne die Rache des aufgedrungenen Bräutigams fürchten zu müssen. Solche Zwistigkeiten gaben oft Veranlassung zu Erbfehden mit Parteibildung (ssof). Je einflussreicher und mächtiger ein Mann in seiner Kabila ist, desto zahlreicher ist natürlich auch sein Anhang.

Auf dem Wege nach der Wohnung ihres zukünftigen Gatten wird die Braut von jenem gellenden Trillern der anderen Frauen begleitet, welches den Weibern in einem grossen Theile der mohammedanischen Welt eigenthümlich ist. Unterwegs wird ihr aus allen Behausungen eine kleine Gabe an Lebensmitteln zugetragen, etwa ein Korb voll Feigen, Bohnen,

1) Der bekanntere arabische Name dieser Pflanze ist halfa. Wie mir Herr Professor Ascherson gütigst mündlich mittheilt, versteht man aber durchaus nicht in allen Gegenden Nordafrikas die obengenannte Species unter den erwähnten einheimischen Namen, sondern auch einzelne andere Arten. Man kann daher sagen, dass die Worte „diss“ und „halfa“ in den verschiedenen Gegenden mehr als Collectivnamen angewendet werden, etwa wie bei uns die Bezeichnungen „Schilf“ oder „Schilfgras“.

Gerste u. dergl. Die Braut nimmt von allen Sachen eine Hand voll, küsst sie und wirft das Ergriffene dann wieder in das Gefäss zurück. Hinterdrein schreitet eine ältere Verwandte, welche alle diese Gaben zur Aussteuer für die Vermählten sammelt. Sobald der Zug sich der Wohnung des Gatten nähert, wird die Braut von den anderen Frauen umringt. Sie reichen ihr einen Topf mit flüssiger Butter, in die sie die Hände tauchen muss, zum Zeichen des steten Ueberflusses im Haushalte, und ferner ein Ei, welches sie zwischen den Ohren ihres Maulthieres zerschlägt, um dadurch Zaubereien unschädlich zu machen. An der Schwelle des Hauses präsentirt man der Frau einen Trunk Buttermilch, und sie selbst ergreift eine Hand voll Korn und Salz, um dasselbe, ebenfalls als Symbol des Reichthums und Segens, nach rechts und links auszustreuen. Jetzt ergreift der Mann Besitz von seiner Braut, und zur Bekräftigung schiesst er in unmittelbarer Nähe vor ihren Füssen sein Gewehr ab. Er fasst sie an der Hand und zieht sie ins Innere der Wohnung, während die Hochzeitsgäste und Verwandten draussen ihre Belustigungen fortsetzen. Ein zweiter Schuss innerhalb der Behausung ertönt als Zeichen, dass die Heirath vollzogen ist. Zum Beweise, dass die Braut als Jungfrau befunden wurde, reicht der Gatte einer älteren Verwandten, die inzwischen schon vor der Thür gewartet hat, ein blutbeflecktes Tuch heraus, welches dann unter der weiblichen Hochzeitsgesellschaft die Runde macht. Stellt sich heraus, dass die Braut nicht mehr Jungfrau war, so hat der Mann das Recht, sie sofort zu ihrer Familie zurückzusenden; bei den marokkanischen Berbern kommt es vor, dass eine derart Zurückgewiesene von ihren Verwandten getödtet wird, wenn nicht schon der betrogene Gatte ihr in der ersten Wuth den Garaus macht. Bei den Arabern wird diese Angelegenheit in den meisten Fällen mit Geld arrangirt.

Es ereignet sich öfter, dass zwei Männer einen Tausch mit ihren Frauen auf friedliche Weise vornehmen. Derjenige, der das in Beider Augen hässlichere oder weniger werthvolle Weib besitzt, d. h. ein solches, welches weniger jung und fett als das andere ist, muss einiges Geld daraufzahlen.

Hat Jemand seine Tochter einem jungen Manne versprochen und lässt sich nachher durch Habgier bewegen, sie einem Reicheren zu geben, so entsteht Krieg. Der ganze Stamm nimmt alsdann des Zurückgesetzten Partei und sucht mit Gewalt dessen Ansprüche geltend zu machen. —

Neben ihren vielen häuslichen Arbeiten finden die Brèber-Frauen mancher Stämme noch Zeit, sich mit der Anfertigung recht hübscher Handarbeiten zu befassen. Dies ist wohl der einzige Anklang an eine gewisse Kunstfertigkeit, der bei den Brèber vorhanden ist; sonst produciren dieselben, im Gegensatz zu den Schlöḥ, die eine relativ sehr hoch entwickelte Industrie haben, so gut wie nichts, was in dieses Gebiet schlägt. Die Frauen der Semûr-Schilḥ weben Umhängemäntel mit Kapuzen aus Ziegen-

und Kameelwolle (bernûss), sowie bunte Decken in verschiedenen Mustern (tarḥalt), und flechten auch Matten, die mit bunter Wolle gestickt werden. Diese letzteren, sowie die tarḥalt sind eine Specialität der Semûr, der Saïan und der Beni Mgill.

Auch die gesammte Kleidung beider Geschlechter, von der nur einige wenige Bestandtheile (baumwollene Hemden u. s. w.) aus Europa durch Zwischenhändler bis ins Brêber-Gebiet importirt werden, verfertigen die Frauen selbst.

Die wenigen Thonwaaren, die sie im Haushalte brauchen, Schüsseln, Krüge u. s. w., werden meist aus den benachbarten Distrikten des Beled el-machsin eingeführt, und nur an wenigen Orten befassen sich die Brêber selbst mit der Töpferei. Es werden nur ganz primitive, irdene Geschirre ohne Glasur hergestellt; glasirte Geschirre werden überhaupt in ganz Marokko nur an wenigen Orten fabricirt, speciell in Rabat, in Fäss, woher auch die kostbaren Majolika-Gefässe kommen, in Ssaffi, in Demnât bei Marrakesch und an einigen anderen Plätzen.

Die kleine Stadt Ssefrû, südlich von Fäss, hart an der Grenze des Brêber-Gebietes oder eigentlich schon in demselben gelegen, treibt bedeutenden Handel mit den umwohnenden Stämmen, namentlich den Ait Iussi. Im Gebiete dieser letzteren, wie auch in dem der Beni Mgill befinden sich noch riesige, urwaldartige Bestände von Cedern (Cedrus atlanticus Man.) und Eichen, welche im zukünftigen Handel Marokkos einst eine bedeutende Rolle spielen werden.

Südlich vom Atlas ist einer der bedeutendsten Marktplätze der Brêber der von Abuam in der Oase Tafilelt, wo u. a. mit aus England importirtem, grünem Thee ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

Im Gebiete der unabhängigen Brêber — ebenso wie auch im Beled el-Machsin — werden an gewissen Tagen der Woche Märkte abgehalten, welche nach dem betreffenden Tage genannt werden, an dem sie stattfinden. So heisst z. B. der am Sonntage abgehaltene Markt Ssôḳ el-ḥad, der Montagsmarkt Ssôḳ el-tnin u. s. w. Man stösst in ganz Marokko beim Reisen oftmals auf unbewohnte Stellen, in deren Nähe sich nicht einmal eine einzelne Hütte befindet, die aber durch Reste von Kohlenfeuern, zusammengetragene Steine u. dergl. den Anschein von kürzlich verlassenen Bivouacplätzen darbieten. Dies sind Localitäten, wo nur an einem Tage der Woche die Bevölkerung der ganzen Umgegend auf meilenweite Entfernung zusammenströmt, um dort Markt abzuhalten. Dieser Markt wird dann nach dem Stamme, in dessen Gebiet er sich befindet, benannt; wenn man z. B. vom Rbaʿ der Semûr spricht, so ist darunter der Mittwochsmarkt zu verstehen, welcher bei diesem Stamme stattfindet.

In den im Brêber-Gebiete liegenden Städten, wie Debdu, Ḳssâbi esch-Schürfa[1], Tamegrut am oberen Draa u. s. w., findet Handel und Wandel

1) Wörtlich: Kastelle der Scherife. Ḳssâbi = Plural von Kassba.

ganz in der gleichen Weise statt, wie in den grösseren Orten des Beled el-Machsin. —

Die Brêber sind theils Nomaden, theils sind sie sesshaft. Nur das Zelt bewohnende Stämme sind: Geruân, Semûr, Saïan, Beni Mtir u. s. w.: ausschliesslich in festen Wohnsitzen leben die Ait b Unlli. Ait Isdigg. Ait 'Aiâd. Die Ischkern haben eine Kassba (Chanifra), welche ihnen lange Zeit von den Saïan streitig gemacht wurde. Die meisten der grossen Tribus aber vereinigen beide Lebensweisen, indem sie theils in Zelten wohnen, theils feste Niederlassungen besitzen. Es sind dies: Ait Sserî, Beni Mgill, Ait Iussi, Ait Atta mit ihren zahlreichen Fractionen, Ait Atta Umalu (mit der Ortschaft Uanisert), Ait 'Aiasch (Fraction der Ait Iafelman), Ait Ssedrât, Ait Iaḥia, Ait Meġrad, Imġran, Ait Messat (von diesen die Ait Isḥak in Dörfern, die übrigen in Zelten), Ait Scherroschen[1]) und die Ait Ḥadidu (vorwiegend Nomaden).

Im Gebiete von Tadla sind die bedeutendsten Kassba's die bei den Beni Mellal befindliche, auch Kassba Bel-Kusch genannt,[2]) mit etwa 1000 Einwohnern (nach ERCKMANN; FOUCAULD giebt deren 3000 an,

1) Die Ait Scherroschen sind vollständig den Merabidin von Knêdssa ergeben, die in ihrem Gebiete mehrere Saniat haben und mit denen die grossen Familien des Stammes verwandt zu sein angeben. (Mittheilung von Mr. PILARD, ehemaligem militärischem Dolmetscher, an FOUCAULD. Siehe Letzteren S. 383.) Wie ich auf S. 130 des vorigen Abschnittes erwähnte, heissen die Ait Scherroschen auch Ulêd Mulai 'Ali Ben 'Amer, nennen sich wenigstens selbst mit Vorliebe so. Die Letzteren und die Merabidin von Knêdssa haben eine gemeinsame Abstammung. Ein Bewohner der Oase Knêdssa wird in Marokko „Kandûssi" genannt.

2) Diese auf die nigritische Abstammung des Erbauers oder der früheren Bewohner der Kassba deutende Bezeichnung, welche im Osten (Aegypten) sich öfter findet, scheint im Magrib sehr selten vorzukommen. LEO AFRICANUS (S. 9) sagt in einem „Vom Ursprunge der Afrikaner" handelnden Abschnitte: „Ueber den Ursprung der Afrikaner herrschet bey unseren Geschichtschreibern keine geringe Uneinigkeit. Einige sagen, sie stammten von den Philistern [Pälästinern] her, die vor Zeiten von den Assyrern [aus ihrem Vaterlande] vertrieben und nach Afrika geflohen wären, wo sie dann, weil das Land gut und fruchtbar war, sich niedergelassen hätten. Andere meinen, die Sabäer, ein Volk, das, ehe es (wie gesagt) von den Assyrern oder Aethiopiern vertrieben wurde, im glücklichen Arabien wohnte, seyen ihre Vorfahren. Wieder Andere behaupten, ihre Stammväter hätten in anderen Gegenden Asiens gewohnt, und erzählen, was folget: Gewisse Feinde bekriegten sie, und zwangen sie, sich nach Griechenland, das damals unbewohnt war, zu flüchten: auch da folgten ihnen ihre Feinde nach, und sie waren genöthiget, über das Meer von Morea nach Afrika zu gehen; hier blieben sie, und ihre Feinde in Griechenland. — Das bisher Gesagte ist aber nur von dem Ursprunge der weissen Afrikaner oder von denen, die in der Barbarey und in Numidien wohnen, zu verstehen. Die in Nigritien [die Negern] haben ihren Ursprung von Cusch, einem Sohne des Chams und Enkel Noachs zu verdanken. Folglich kommen alle Afrikaner, der Unterschied zwischen den Weissen und Schwarzen [Negern] mag so gross seyn als er will, so zu reden, von einem Stamme her. Denn, wenn sie von den Philistern herstammen, so gehören diese zum Geschlechte des Mizraim, eines Sohnes des Cusch, oder, wenn sie von den Sabäern herkommen, so war ja Saba ein Sohn des Rhama und ein Enkel des Cusch. — Es giebt noch viele andere Meinungen über diesen Gegenstand, deren Aufzählung ich, weil ich sie für unnöthig halte, übergehen will."

darunter 300 Israeliten), welche an dem nach der Kabila selbst benannten Djebel Beni Mellal liegt, ferner die Kassba der Ait Rbaʿ mit gegen 1500 Einwohnern, darunter etwa 100 Juden. Bei den Beni Millal unterhält der Sultan zwei Kâid's, die aber ebensowenig etwas zu sagen haben, wie die bei den Saïan und anderwärts im Brêber-Gebiete.

Gegenüber der Kassba Beni Millal befindet sich ein Défilé, welches durch drei kleine, den Ait Sserî gehörige Kastelle vertheidigt wird.

Hauptort der Beni Mgill ist Asrû, ein Platz von mehr als 200 Häusern. Die ländlichen Ortschaften werden in manchen Distrikten nördlich vom Atlas Tschar (Dschar), südlich desselben, in den Oasen u. s. w. Kssar (Kssor) genannt. Sie sind meist an Berglehnen in dominirender Lage oder in Flussthälern etablirt.

Das in der algerischen Kabylie übliche System, die Kuppen aller niederen und mittleren Berge mit Niederlassungen zu besetzen, welches auch in einigen von Schlöḥ bewohnten Distrikten (u. a. in der Provinz Ḥaḥa) sich findet, ist bei den Brêber unbekannt. —

Die Zelte der wohlhabenden Nomadenstämme unter den Brêber, wie der Ḳetâia, der Semûr u. s. w., sind gross, geräumig und aus dauerhaften Stoffen, meist Ziegenwolle, gewebt. Aehnlich wie bei den Arabern wird das Zelt entweder durch einen Vorhang der Länge nach getheilt oder durch übereinander gestelltes Hausgeräth, wohl auch Kisten, in zwei Theile geschieden. Eine dieser Abtheilungen dient den männlichen, die andere den weiblichen Mitgliedern der Familie und den kleineren Kindern als Schlaf- und Wohnraum. Der allgemeinen marokkanischen Sitte folgend, schlafen die Brêber stets in ihren Kleidern; Männer wie Frauen sind überhaupt wenig reinlich. Bei anderen Stämmen (nach ROHLFS z. B. bei den Beni Mtir) sind die Zelte weder so geräumig noch so gut gearbeitet wie bei den Araberstämmen an der algerischen Grenze, beispielsweise bei den Ulêd Ssidi esch-Schech;[1]) als Stoff dient der Bast von Retama-Arten, während das algerische Zelt aus dem Haare von Ziegen oder Kameelen besteht. In den Ebenen an der Westküste findet man neben wollenen Zelten vorwiegend solche aus dem Baste der Chamaerops humilis L., welche im Innern des Brêber-Gebietes nicht mehr fortkommt, weil dies durchgehends Hochgebirgslandschaft ist.[2])

1) Einige dieser nomadisirenden Araberkabilen an der marokkanischen Ostgrenze pflegen ihre Zelte über dem Eingange mit einem Büschel Straussenfedern zu schmücken. Es sind dies meist religiöse Tribus, Schürfa oder Merabidin.

2) In ganz Marokko kommen überhaupt nur drei Zeltformen vor: 1. das kaitûn oder gaitûn (gitûn) genannte Zelt, 2. die chaima und 3. die chosâna. Nr. 1 ist ein kleines Zelt, welches nur 2—3 Personen Raum zum Schlafen gewährt, von dachförmiger Gestalt, aus fester (importirter) Leinwand oder aus einheimischer Ziegen-, Schaf- oder Kameelwolle gefertigt. Vorn offen, hinten geschlossen, mit kleinen Holzpflöcken in der Erde befestigt. Oben im First läuft ein Brett, welches das ganze Zelt hält und vorn und hinten durch eine vertikale Stange getragen wird. Diese Form des Zeltes wird ausschliesslich auf

Im Gebiete von Tadla findet man auch Hütten (ugurbi), welche bienenkorbartig geformt und aus Schilf oder Astwerk hergestellt sind. In den Oasen, beispielsweise am oberen Draa, findet man Hütten aus Palmzweigen.

Die Construction der Häuser ist sehr einfach und, von gewissen Ausnahmen abgesehen, ziemlich überall die gleiche. Das Material ist gestampfter Lehm, mit Häcksel und kleinen Steinen vermischt, tabia[1]), also ein sehr wenig dauerhaftes. Daher kommt es, dass man so viele Ortschaften in jenen Gegenden in Ruinen liegen sieht. Fenster fehlen gänzlich; die meist niedrige Thür gestattet dem Rauche Abzug und dient gleichzeitig zur Erhellung des Raumes.

Reisen, von Verkäufern auf den Märkten, umherziehenden Quacksalbern u. s. w. benutzt. In der Oeffnung sitzt der Eigenthümer, hinter ihm liegt sein schuari (Doppeltragekorb der Maulthiere und Esel aus dem Geflechte der Zwergpalme), welcher seine Waaren birgt. Nr. 2 ist das in den Duars gebräuchliche Zelt. Stoff meist Wolle von einheimischen Thieren oder Palmettobast, selten importirtes Segeltuch. Form etwas flacher als die des gitûn; sehr beträchtlich grösser als dieses; der Stoff reicht nicht, wie bei letzterem, bis zur Erde und ist dort angepflöckt, sondern er ist so hoch über dem Erdboden gespannt, dass dazwischen (in der warmen Jahreszeit) noch eine mehrere Fuss hohe Lage von Knüppel- oder Strauchholz Platz findet. Grund hierfür ist einmal der, stets der frischen Luft den Durchgang zu gestatten; zweitens aber, dass die Enden des Stoffes nicht leicht faulen. Die Rückwand ist in gleicher Weise befestigt; vorn ist die chaima offen. Getragen wird sie, ebenso wie das gitûn, durch ein oben in der Längsrichtung laufendes Brett, welches zwei senkrecht eingerammte Stangen halten. Das Zelt ist in gleicher Weise, wie oben erwähnt, abgetheilt; alle Werthgegenstände der Familie werden in einem Netze, welches zwischen den vertikalen Pfählen befestigt ist, geborgen. Ein Zelt in jedem Duar dient als „Djemma'“, Kirche oder Schule. Hier schläft auch der „fkī“ (faki), der Lehrer der Dorfkinder, falls er unverheirathet ist. Auch Reisende, die das Zeltdorf passiren, nächtigen dort; ebenso erwachsene Jünglinge, welche noch keine Frau und keine eigene chaima haben. Nr. 3 ist das ausschliesslich von den Soldaten benutzte Zelt. Der Stoff ist stets Leinwand, meist blau und weiss gestreift, niemals einheimische Wolle. Die Form ist conisch oder cylindro-conisch. Diese chosâna wird durch einen einzigen in der Mitte aufgerichteten Pfahl, der oben eine runde Holzscheibe trägt, gehalten. Sie reicht ebenfalls nicht ganz bis zur Erde und ist angepflöckt, wird auch ausserdem durch 6—8 in der mittleren Höhe befestigte Schnüre gehalten. Die chosaïn (Plur. von chosâna) variiren sehr in der Grösse und führen dementsprechend auch verschiedene Bezeichnungen. Die von conischer Form für die Soldaten ('askeri) und niederen Chargen (sabet, mlásim, ḳâid el-mia) bestimmten heissen: bukêra terahia, resâna. Die den hohen Officieren (ḳâid er-rḥa, aġa) und Hofbeamten reservirten cylindro-conischen Zelte heissen: ḳubba oder, wenn sie von oblonger Gestalt: Futákka. Der Zeltcomplex des Sultans führt den Namen aferreḳ; neben den zahlreichen Räumen, die dem Sultan selbst, den Frauen, der Dienerschaft u. s. w. als Wohnräume dienen, sind hierbei ein Betzelt und ein solches, worin der Sultan Audienzen ertheilt (ssiuân), vorhanden. Die Zelte der höheren Würdenträger tragen an der Spitze eine grosse Messingkugel, das des Sultans eine vergoldete. Für Lüftung dieser Zelte ist gleichfalls gesorgt, bei denen von conischer Form durch eine thürartige Oeffnung, die Nachts mit einem vorgehängten Stück Leinwand verschlossen wird; bei den cylindro-conischen lässt sich der durch Stäbe von etwa 1 *m* Höhe getragene cylindrische Theil nach Belieben zurück- und aufschlagen, um der frischen Luft Zugang zu verschaffen.

1) Proben dieses, auch im ganzen südlichen Beled el-machsin üblichen Baumaterials habe ich mitgebracht; sie befinden sich in der Sammlung des Königl. Museums für Völkerkunde zu Berlin.

In den grösseren Orten, Kassba Beni Millal, Bedjâd, Kassba Tadla u. s. w., finden sich meist einstöckige Häuser von Pisé, auf dem platten Lande dagegen zerfällt das ganze Haus, ähnlich wie in der algerischen Kabylie, oft nur in zwei ungleich grosse Räume, die durch eine kleine, etwa ½ *m* hohe Mauer getrennt sind. Der grössere Raum dient der Familie zum Aufenthalte, in dem kleineren ist das Vieh untergebracht; der Proviant und die Küchenvorräthe sind auf der Zwischenmauer in Säcken und Kisten aufgestapelt.

Die Ortschaften sind meist offen, seltener von einer Vertheidigungsmauer umgeben, welche alsdann aus dem gleichen Material wie die Häuser besteht. Die Kassba's haben, wie überall, einige Wartthürme.

Namentlich im Tadla-Gebiete, aber auch an einzelnen anderen Orten, findet man, theils isolirt, theils in den Dörfern, doch stets erhöht angelegt, eine grosse Anzahl von Bauten, welche kleinen Kassba's ähnlich sehen. Man nennt dieselben „tigrematin“ (sing.: tigremt). Ihre gewöhnliche Form ist ein Viereck mit einem Thurm in jeder Ecke; die Mauern sind aus tabia und 10—12 *m* hoch (Fig. 9a und b). Diese befestigten Gebäude dienen für Getreide und andere Vorräthe als Aufbewahrungsort. Jedes Dorf, jede Fraction hat ein oder mehrere solcher tigremt's, und jeder einzelne Bewohner bringt dort auch in einem besonderen Raume, zu dem er allein den Schlüssel besitzt, die werthvolle Habe seiner Familie unter. Wächter, die von der Gemeinschaft bezahlt werden, hüten jedes dieser Magazine.

Diese Einrichtung der tigremt's findet sich nur in der Gegend des Atlas, welche von Kssâbi esch-Schürfa und dem Gebiete der Ait Iussi etwa bis zum Glauadistrikte reicht, ferner in den Territorien am oberen Draa und am Uâd Sîs. Im Südwesten, im Schlöḥ-Gebiete, wird diese Einrichtung durch eine andere, die der „igudar“ (sing.: agadir) ersetzt, auf welche ich noch zurückkomme.

Die Häuser der Ait Bu-Sid haben zwar, wie die anderwärts, auch nur ein Geschoss, aber sie sind nicht aus tabia hergestellt, sondern aus unbehauenen Steinen gemauert. Bei diesem Stamme sind auch die Wege überall mit Steinfassungen versehen; manchmal findet man dieselben auch in den Fels eingehauen, Holzstützen tragen sie, und über die Spalten sind Brücken gelegt. Die Ait Bu-Sid haben auch einen eigenartigen Gebrauch, der sich unter allen marokkanischen Berbern nur noch bei den Schlöḥ von Ḥaḥa, zwischen Mogador und Agadîr-Iġêr, findet. Sie siedeln sich nehmlich nicht gemeinsam in Dörfern an, sondern verlegen ihre Behausungen einzeln in die Mitte ihrer Culturen. In ihrem Gebiete sieht man nur solche isolirte Wohnhäuser ohne Ordnung auf den Abhängen der Berge verstreut.

Am oberen Draa (Mesgîta mit der Hauptstadt Tamnugalt) zeichnen sich die Kssar's durch eine eigenthümliche und geschmackvolle Bauart aus. Die Mauern sind alle mit Gesimsen und Arabesken verziert und

haben geweisste Zinnen. Selbst die ärmlichsten Häuser sind mit Thürmchen, Arkaden, Geländern u. s. w. geschmückt. Die Kssar's am Uâd Dadës ähneln, was Eleganz der Bauart betrifft, denen am oberen Draa sehr; statt aber, wie dort, ein compactes Ganzes zu bilden, sind sie hier in mehreren kleinen Wohngruppen zusammengebaut, die durch ausgedehnte Anpflanzungen von einander getrennt liegen. Jede dieser Gruppen umfasst etwa 8—10 Häuser; die Mehrzahl ist befestigt, und jede mit einem tigremt versehen. Da diese Gruppen in einer Entfernung von 100—300 *m* von einander liegen, so kann man sich denken, welches Terrain ein einziger Kssar einnimmt. Die Wohnungen liegen, wie meist auch sonst, am Rande der Felder und nicht in der Mitte derselben. In dieser Gegend sind Ueberschwemmungen häufig und sehr zu fürchten.

Am Uâd Dadës trifft man häufig eine wunderliche Art von Bauwerken, die bei den Ait Ssedrât auch anderwärts vorkommen. Die Bezeichnung hierfür ist „agedim", Plural: „igedman"[1]). Dieselben scheinen eine Specialität des Uâd Dadës, von Todra, Ferkla und gewisser Distrikte des Draa zu sein. Es sind einzeln stehende Thürme von 10—12 *m* Höhe, aus Luftziegeln, von quadratischem Grundriss, mit Schiessscharten und Zinnen versehen. Besonders zahlreich sind sie an den Grenzlinien zwischen den verschiedenen Gemeindegebieten etablirt. Gewöhnlich stehen sich zwei solcher Thürme gegenüber. Sobald nun ein Streit zwischen zwei Kssar's ausbricht, was fast täglich vorkommt, besetzt jede Partei ihre Thürme mit Bewaffneten, welche den Auftrag haben, Felder und Kanäle zu schützen und auf jeden Mann, der sich auf gegnerischer Seite zeigt, zu feuern. Es findet auf diese Weise ein ausgiebiges Verknallen von Pulver statt, welches aber nach einigen Tagen schon nachlässt; die Verluste an Menschenleben sind selten nennenswerth. Solche Streitigkeiten drehen sich nach FOUCAULD, dem wir die vorstehenden Mittheilungen verdanken, meist um die Wasserverhältnisse.

Es scheint nach diesen Angaben am Uâd Draa, sowie im Gebiete von Dadës eine höhere Cultur zu herrschen, als in den meisten anderen Brëber-Gebieten. Eine Specialität der Einwohner von Dadës ist auch ihre Eigenschaft als gute Augenärzte, ganz besonders als Staaroperateure. Sie haben als solche einen Ruf in ganz Marokko und durchziehen das Land nach allen Richtungen hin, um ihre Kunst auszuüben[2]).

An verschiedenen Stellen des Atlasgebirges, so bei der Ortschaft Uauisert, bei den Ait Sa'id u. s. w., erwähnt FOUCAULD das sehr bemerkenswerthe Vorkommen von höhlenartigen Bauten, über deren Ursprung nichts

---

1) Dieser Plural ist unregelmässig; es müsste nach der gewöhnlichen Bildung „igudam" heissen.

2) Augenkrankheiten sind bei der Bevölkerung, namentlich südlich vom Atlas, etwas sehr Verbreitetes. Das in Marokko so häufig als Kosmetikum benutzte Köhöl (pulverisirtes Antimon oder Bleiglanz) wird vielfach für ein Präservativ gegen dieselben gehalten.

Sicheres ermittelt werden konnte. Der genannte Autor sagt darüber (S. 61 f.): „Es giebt deren zwei Arten: die einen öffnen sich ohne bestimmte Ordnung nach der Thalfront des Felsens; das Auge unterscheidet nichts als mehrere schwarze Löcher, welche ganz willkürlich und ohne Zusammenhang unter einander angelegt sind (Fig. 10). Die anderen sind im Gegensatze dazu in gleichem Niveau ausgehöhlt; vor den Oeffnungen sieht man längs der Felswand eine Gallerie ausgehauen, welche die Höhlen mit einander in Verbindung setzt (Fig. 11). Dieser Gang ist oftmals an der Aussenseite mit einer gemauerten Brustwehr versehen. Sind Spalten vorhanden, welche den Weg durchschneiden, so sind die Ränder derselben durch kleine, steinerne Brücken verbunden. Oft sind zwei oder drei solcher Höhlenreihen über einander in die nehmliche Felswand eingehauen. Dieselben ziehen sich an den Thalwänden oft lange Strecken weit hin. [Vergl. das Thal von Uanisert: Fig. 12.[1])] Einige dieser Höhlen, welche zugänglich sind, dienen zur Aufbewahrung von Getreide oder zum Schutze der Heerden bei ungünstiger Witterung. Ich habe mehrere derselben besucht, welche mich durch ihre beträchtliche Ausdehnung nach Länge und Höhe überraschten. Weitaus die meisten aber sind unzugänglich.

Natürlich circuliren höchst phantastische Sagen über ihren Ursprung; und da diese merkwürdigen Behausungen als ebenso seltsame Gegenstände wie etwa Dampfschiffe und Eisenbahnen erscheinen, so schreibt man sie denselben Urhebern zu: den Christen (der alten Zeit), welche von den Muselmanen bei ihrer Eroberung des Landes verjagt wurden. Man nennt sogar die Namen von Königen und besonders von Königinnen, welchen diese luftigen Festungen gehörten. Bei der Flucht liessen sie ihre Schätze zurück; es zweifelt auch kein Eingeborener daran, dass die Höhlen mit solchen angefüllt seien. Hier ist es ein Merâbid, dort ein Jude, welcher, zwischen den Steinen emporklimmend und in die tiefen Grotten eindringend, Haufen schimmernden Goldes erblickt hat; aber Niemand hat daran rühren können. Denn bald werden die Schätze von Geistern bewacht, bald hütete sie ein steinernes Kameel, das fürchterlich mit den Augen rollte; anderwärts sah man dieselben in einer Felsspalte glänzen, welche sich hinter dem habgierigen Eindringling schloss. Man nannte mir einen Ort Amsru am Uâd Draa, wo die Anwohner durch derartige Berichte so überzeugt von der Existenz unermesslicher Schätze in den benachbarten Höhlen sind, dass sie eigene Wächter daselbst aufgestellt haben, um ein Fortschleppen jener zu verhüten."

Wahrscheinlich bezieht sich diese letztere Information FOUCAULD's auf den von ROHLFS (Mein erster Aufenthalt in Marokko, S. 445) beschriebenen Djebel Sagora, südlich von Tanssetta am oberen Draafluss[2]). Dieser

1) Die Fig. 9 – 12 sind dem Werke von FOUCAULD entnommen.
2) Der ganze östliche Theil des Kleinen Atlas wird Djebel Sagro genannt.

Berg enthält Höhlen, in welchen in der Vorzeit Christen einen Schatz verborgen haben sollen, den bis jetzt noch Niemand gehoben hat.

Die Anschauung, welche die Berber von dem Ursprunge dieser Höhlen haben, ist selbstverständlich eine unrichtige. Die Bauart derselben weist viel Analoges mit den auf den kanarischen Inseln sich zahlreich findenden Felsgrotten auf, welche den Guanches als Wohnung dienten. Wie man weiss, bildeten diese das westlichste Glied der grossen Berberrasse, die ehedem allein Nordafrika bevölkerte. Es ist daher anzunehmen, dass die eben besprochenen Höhlenwohnungen im Atlas Reste einer vorgeschichtlichen, autochthonen Einrichtung sind. Die Berber des Djebel Gurian in Tripolitanien leben noch heute in ähnlichen Höhlen.

Uebrigens sieht der Marokkaner, wie ich aus eigener Erfahrung weiss, nicht nur das, was ihm seltsam vorkommt, sondern überhaupt Alles, dessen Ursprung er nicht kennt, als Werk der Europäer (rûmîn) an; z. B. wird der Bau jedes alten Gemäuers, über dessen Entstehung eine Ueberlieferung nicht vorhanden ist, den Christen zugeschrieben. Meist weiss man über die Geschichte solcher Ruinen absolut nichts, und es ist merkwürdig, dass in einem Lande, dessen Bewohner gerade sonst so zähe an den althergebrachten Sitten und Gebräuchen festhalten, über den Ursprung von Bauwerken sich nur so geringe Traditionen erhalten haben. Ich sah Bauten, welche ihre Abstammung aus der Blüthezeit altmaurischer Architectur unzweifelhaft erkennen liessen, die aber bei der Landbevölkerung dennoch für Ruinen aus der Römerzeit galten. —

Entsprechend ihrer von einander abweichenden Art zu wohnen ist auch die Lebensweise der nomadisirenden und der ansässigen Brêber eine verschiedene. Die Zeltbewohner befassen sich vorwiegend mit Viehzucht, während die Sesshaften in erster Linie Ackerbau treiben.

Die Zeit, während welcher ein Duar auf ein und demselben Platze verweilt, ist nach der Grösse und Ergiebigkeit der umliegenden Weidegründe sehr wechselnd. Ist die Gegend abgeweidet, so bricht der Nomade seine luftige Behausung ab, und in ganz bestimmter, auf sofortige Vertheidigung berechneter Formation bewegt sich der Zug nach dem zunächst in Aussicht genommenen Weideplatze. In der Mitte des Zuges werden die mit den Zelten und sonstiger Bagage beladenen Ochsen und Maulthiere in langer Reihe von den Frauen getrieben. Kranke und Schwache reiten auch wohl auf Maulthieren oder Eseln. Hinter den Frauen gehen ihre Kinder; die kleinsten derselben werden nach allgemeiner marokkanischer Sitte von den Müttern rittlings auf dem Rücken getragen, und zwar werden sie mit einem Ḥaik, der ihnen gleichzeitig als Hülle dient, festgebunden[1]). An einer Seite werden die Viehheerden, Ziegen, Schafe u. s. w., von einigen Hirten getrieben; die Männer des Stammes, sämmtlich beritten, bilden

1) Man schreibt wohl nicht mit Unrecht dieser allgemein üblichen Tragweise die Erscheinung zu, dass viele Marokkaner Säbelbeine haben.

eine starke Vor- und Nachhut und schützen den ganzen Zug auch in den Flanken. In den Ebenen der Westküste wird ein Duar-Wechsel von den Arabern in ganz ähnlicher, nur nicht so kriegsbereiter Formation vollzogen. Hier findet man auch vielfach Kameele als Lastthiere benutzt; bisweilen sieht man auch Männer oder sogar Frauen auf Kameelen reiten, was im Allgemeinen in Marokko nördlich vom Atlas nicht gebräuchlich ist.

Der Wechsel der Weideplätze ist übrigens nicht, wie man in Europa vielfach glaubt, ein unbeschränkter, sondern er bewegt sich nur innerhalb der Gebietsgrenzen des betreffenden Stammes. Ein blutiger Angriff würde die Folge sein, wenn eine Kabila einen fremden Duar auf ihrem Terrain umherziehend fände. Vielfach ist auch ein ganz bestimmter Turnus in der Benutzung der Weidegründe eingeführt.

Der Heerdenreichthum ist bei manchen Nomadenstämmen ein sehr bedeutender und macht die Wohlhabenheit derselben aus. Das Rindvieh gehört durchgehends einem kleineren Schlage an als das unsrige, selbst bei den Saïan, welche in dem Rufe stehen, das meiste und beste Hornvieh in Marokko zu besitzen. Von dieser Tribus werden zahlreiche, für den Export bestimmte Ochsen nach Tanger verkauft, desgleichen auch Häute. Der Stamm der Saïan verfügt auch über zahlreiche Ziegen- und Schafheerden, sowie über viele Kameele, die sonst in den Gebirgsgegenden, welche die nordatlantischen Brêber bewohnen, selten sind; ferner haben sie viele Pferde.

Die Pferde der Beni Mgill und Beni Mtir sind nach ROHLFS von grösserem Körperbau, als die in den westlichen Ebenen, und von ausgezeichneten Eigenschaften. Naturgemäss stellen diejenigen Stämme, welche viele Pferde besitzen, weit mehr berittene Krieger als solche zu Fuss auf. Auch das Pulverspiel (l'ab el-barûd), welches bei den Ruâfa und Djebèla, sowie bei den ausschliesslich die Gebirge bewohnenden Brêber zu Fusse geübt wird, wird von ihnen in ähnlicher Weise, wie bei den Arabern der Ebenen, zu Pferde ausgeführt. Es heisst alsdann l'ab el-chail, Pferdespiel, und ist unter der ihm von den Europäern gegebenen Bezeichnung „fantasia“ oft genug von den Reisenden beschrieben worden [1]).

Die Ait Sseri haben wenig Pferde, weil es ihrem Gebiete an guten Weideplätzen für solche mangelt. Aehnlich ist es bei den Ait Atta Umalu, welche dagegen viele Maulthiere besitzen. Im Allgemeinen bilden die Letzteren keine reiche Kabila; sie vernachlässigen Ackerbau und Viehzucht, besitzen überhaupt nur wenig Vieh von mittelmässiger Qualität. Der grösste Theil dieser Leute lebt nur von Raub und Diebstählen aller Art, sowie vom Ertrage der „setata“.

---

1) Bei den Ait Bu-Sîd z. B. wird dieser Sport ganz regelrecht, wie fast überall im Beled-el-machsin, betrieben. FOUCAULD erzählt, dass jeder berittene Krieger dieses Stammes, der sich nicht am Sonntagsmarkte zum „Pferdespiel“ einfindet, 10 Francs Strafe zahlen muss.

Stiere zu verstümmeln, ist nicht die allgemeine Regel; wenn es geschieht, so wird das Thier nicht geschnitten, sondern die Hoden werden ihm zwischen zwei harten Hölzern zerquetscht[1]).

Maulthiere und Esel sind bei den meisten Stämmen in grosser Anzahl vorhanden, ebenso Schafe. Dieselben sind von guter und kräftiger Rasse, obschon ihre Wolle nicht so fein ist wie die aus manchen Gegenden des westlichen Ġarb (z. B. Umgegend von Laraisch) stammende. Nach GRABERG (a. a. O. S. 85) producirten die Brêber nicht einmal die zu ihrer Bekleidung nöthige Wolle, was indessen nach meinen Informationen nicht zutrifft.

Die Ziegen bilden den zahlreichsten Bestand an kleinerem Vieh bei den Brêber. Man findet eigenartige, von den europäischen sehr abweichende Spielarten unter ihnen. Diese Unzahl von Ziegen im ganzen Lande ist für den jungen Waldnachwuchs in hohem Grade schädlich, und nur in den an uralten Waldungen reichen Gebietstheilen des Innern können sie verhältnissmässig wenig Schaden anrichten. Die Qualität des Ziegenleders in Marokko ist von anerkannter Vortrefflichkeit; das beste kommt von Tafilelt.

Von einer subtilen Pflege aller dieser nützlichen Thiere, wie in den Culturländern, ist natürlich in Marokko nicht die Rede; dennoch gedeihen dieselben vortrefflich.

Einen wichtigen Factor bei der Bewachung aller Duar's bilden die Hunde. Zu jedem solchen gehört eine grosse Meute dieser Thiere, die keinen speciellen Besitzer haben, nicht regelmässig gefüttert oder getränkt werden und nur auf die fortgeworfenen Ueberreste und darauf angewiesen sind, was sie sich selbst in Feld und Wald erjagen. Trotzdem haben die Hunde eine grosse Anhänglichkeit an ihr Dorf, verlassen es nie und sind die treuesten und unbestechlichsten Wächter desselben bei Tag und bei Nacht. Sobald sich etwas Fremdes dem Duar nähert, alarmiren sie die Bewohnerschaft durch ihr Gebell, und der Reisende ist oftmals kaum in der Lage, sich die 30 oder 40 auf ihn eindringenden Köter durch einige wohlgezielte Steinwürfe vom Leibe zu halten. Eine bestimmte Rasse ist unter den Duar-Hunden nicht wohl erkennbar; am nächsten stehen sie etwa unseren Schäferspitzen. Die im ganzen Maġrib und in Marokko namentlich bei den Arabern im Südwesten des Beled el-machsin verbreitete Rasse der langhaarigen Windhunde (sslûgi) kommt bei den Brêber

1) Der Mohammedaner hat aus religiösen Gründen überhaupt eine Abneigung gegen Amputationen jeder Art. Auch die Castration der Eunuchen ('abîd ed-dâr) findet in Marokko nicht durch Schneidung statt, sondern durch Brennen der betreffenden Theile mit einem glühenden Eisen. Diese Operation wird an den dazu Bestimmten in frühester Jugend vorgenommen, und es geht selbstverständlich ein sehr beträchtlicher Procentsatz dabei zu Grunde.

nicht vor. Von den Arabern werden dieselben oft bei der Jagd mit Edelfalken verwendet [1]).

Die Tollwuth ist in Marokko nach Angabe der meisten Schriftsteller (u. a. GRABERG, ROHLFS) bisher noch nicht beobachtet worden. Mir ist indessen im Lande selbst mitgetheilt worden, dass in neuerer Zeit Fälle von wuthähnlicher Krankheit vorgekommen seien.

Das Brêber-Land bietet vermöge ausgezeichneter Bodenbeschaffenheit an vielen Stellen auch vortreffliche Gelegenheit zum Ackerbau, welche mehr oder minder von den sesshaften Tribus, und in geringem Maasse auch von den nomadisirenden, ausgenutzt wird. Das Gebiet der Semûr wird wegen seiner ausgezeichneten Fruchtbarkeit das „Dukkala des Garb" genannt [2]). In der Gegend von Tadla bewohnt der mächtige Stamm der Ketaia ein Territorium mit ebenfalls ausserordentlich entwickelter Feldcultur. Dieselbe wird durch das ebene Terrain und den guten Ackerboden begünstigt und sehr gefördert durch ein treffliches System von Bewässerungsanlagen (sségia).

Die schönsten und fruchtbarsten Länder des grossen Atlas haben die Beni Mgill inne, welche besonders Gerste cultiviren. Das Klima in diesen Gegenden ist schon ein ziemlich kühles. Südöstlich von ihnen wohnen die Ait Isdigg, welche ausser der Gerste auch viel Weizen bauen. Die Oasen Medagra, Ertib, Ferkla, der obere Draa u. s. w. bringen namentlich da, wo Ueberfluss an Wasser vorhanden ist, neben den genannten Cerealien noch Mais und viele Obstsorten, Datteln, Granaten, auch Wein und Oliven in der reichsten Fülle hervor. Die Bewässerung geschieht in diesen Oasen meist nach einem sehr ausgedehnten und künstlichen System, wobei jeder Tropfen ausgenutzt wird. Die Heuschreckenplage trifft gerade diese fruchtbaren, heissen Gegenden in manchen Jahren besonders verheerend.

Eigenthümlich ist die Erscheinung, dass in diesen Oasen seit neuerer und neuester Zeit ein Ueberhandnehmen des berberischen Elementes und ein successives Zurückdrängen des arabischen stattfindet, und, wie ROHLFS bemerkt, scheint es, als ob heutzutage die Berber einen Gegenstoss gegen das frühere Eindringen der Araber auszuführen begännen. —

Ich möchte gelegentlich der vorstehenden kurzen Mittheilungen über den Ackerbau bei den Brêber einen abergläubischen Brauch nicht unerwähnt lassen, der sich in den gebirgigen Gegenden des Garb noch erhalten

---

1) In Marokko werden hauptsächlich drei Species (Falco Feldeggi Schleg., F. peregrinus Tunst. und F. barbarus L.) zur Jagd abgerichtet. Die Ausrüstung des Jägers (Handschuh, Armschutz, die Kappe des Falken u. s. w.) ist den auch anderwärts zu gleichem Zwecke gebrauchten Gegenständen sehr ähnlich, nur aus einheimischen Stoffen gefertigt.

2) Die Provinz Dukkala liegt im südlichen Marokko und bildet das ebene Hinterland der Küstenstadt Masagan. Sie wetteifert an reichem Bodenertrage mit den sie nördlich bezw. südlich begrenzenden Provinzen Schauija und 'Abda, den „Kornkammern" de marokkanischen Reiches.

hat und von welchem uns auch DRUMMOND HAY wie folgt berichtet[1]): Wenn die Getreideschösslinge aus der Erde hervorkommen, was gegen die Mitte des Februar der Fall ist, so machen die Dorfbewohner eine grosse Puppe, in Form eines Weibes, die sie mit allerlei Zierrathen ausschmücken und ihr eine hohe, spitze Mütze aufsetzen. Dann führen sie dieselbe unter Geschrei und unter dem Gesange einer bestimmten Melodie in den Feldern herum. Das Weib, welches an der Spitze geht, trägt diese Puppe, muss sie jedoch an diejenige ihrer Gefährtinnen abtreten, die sie einholt, was zu mancherlei Scherzen und Wettläufen Veranlassung giebt. Die Männer führen gleichfalls dieselbe Ceremonie, jedoch zu Pferde, aus. Dieser Brauch, welcher in directem Widerspruch mit dem Glauben des Islam steht, soll eine gesegnete Ernte zur Folge haben. HAY meint, hier die Spuren eines altgriechischen oder -römischen Brauches vor sich zu haben und unterstützt diese Ansicht mit den Worten: „Sokrates räth in den „Oeconomien Xenophons“ dem Ischomachus, er solle, um eine doppelte Ernte zu erhalten, sein Getreide auf dem Halme abmähen und es leicht unterpflügen. PLINIUS, welcher mit den Vorschriften gerne Erzählungen verbindet, berichtet, dass ehemals die Sallucier und Verceller, welche mit den Thalbewohnern von Ostia Krieg führten, die Felder ihrer Feinde zertraten, um sie zu vernichten. Da sie die noch grünen Früchte nicht verbrennen konnten, so pflügten sie sie mit Ochsen unter den Boden, und schmeichelten sich auf diese Art, den Feind auszuhungern. Allein das Resultat war ein ganz anderes. Es bildeten sich neue Schösslinge und wuchsen zu schönen Halmen mit vollen Aehren empor. Dies Ereigniss gab den Anstoss zu einem in Italien heute noch üblichen Verfahren. Da man in Afrika die alte Art, die Früchte abzuspitzen, und die alterthümliche Verehrung der Tenne wiederfindet, so scheint mir die Vermuthung natürlich, dass die Sitte, das grüne Getreide mit Füssen zu treten, noch von den Römern herstammt. Die Berberenstämme, die ältesten Bewohner dieser Gegend, welcher sie auch den Namen Berberei gegeben haben, halten allein an diesem Gebrauche fest, worin die Araber und Stadtbewohner einen Ueberbleibsel von Abgötterei erblicken.“

In der algerischen Kabylie begeht man, wie uns HANOTEAU und LETOURNEUX (l. c. T. I. p. 409) mittheilen, beim Beginne der Feld-

1) Marokko und seine Nomadenstämme, S. 29 und 30. Stuttgart 1846. Nach dem englischen: Western Barbary, its wild tribes and savage animals, by JOHN H. DRUMMOND HAY, London 1844. Eine Jugendarbeit des bekannten langjährigen, englischen Vertreters in Marokko, welche neben vielen Räuber- und Jagdgeschichten, die dem Ganzen ein romanhaftes Gepräge geben, mancherlei interessante Angaben über Land und Leute enthält. Der Verfasser, welcher erst vor zwei Jahren hochbetagt aus dem englischen Staatsdienste geschieden ist, darf unstreitig als einer der besten, lebenden Kenner marokkanischer Verhältnisse gelten. Im Lande selbst geboren, wo sein Vater bereits als englischer Konsul fungirte, beherrschte Sir JOHN HAY das magribinische Arabisch vollständig. — Die deutsche Bearbeitung enthält leider eine grosse Anzahl sinnentstellender Druckfehler.

bestellung einige gleichfalls sonderbare, abergläubische Bräuche. Am frühen Morgen pflügt man mit einem Joch Ochsen vier harte Eier, vier Granatäpfel und vier Nüsse in das Feld ein, welche man den Tag über in der Erde lässt und erst am Abend den Kindern giebt. Bevor der Kabyle zum Urbarmachen seines Feldes aufbricht, bringt er am Kopfe, an den Hörnern und am Halse seiner Ochsen Brote, Kuchen u. s. w. für die Armen und die Kinder des Dorfes an. Alsdann reibt er die Hörner und den Hals der Ochsen mit Oel ein, als Präservativ gegen alle Krankheiten, die im Laufe des Jahres ihn, seine Familie und sein Vieh etwa treffen könnten. Auf dem Acker angekommen, beginnt er damit, eine Hand voll gemischter Sämereien, Gerste, Weizen, Bohnen, Erbsen, auszustreuen; dann nimmt er eine abermalige Vertheilung von Lebensmittel an die Umstehenden vor; endlich recitirt er gemeiniglich die Fatha, den mohammedanischen Segen, und beginnt mit der Arbeit. —

Von allen sesshaften Brêber wird auch die Bienenzucht in ausgedehntem Maasse betrieben. Der gewonnene Honig, sowie das Wachs sind von vorzüglicher Beschaffenheit. Die Einrichtungen für diesen Zweck sind durchaus primitiv. Meist werden ausgehöhlte Baumstämme oder alte Kisten als Stöcke benutzt; vielfach wird auch die Rinde der Korkeiche zur Herstellung von Bienenkörben verwendet. In Rabat an der Westküste hingegen sah ich einen solchen in eigenthümlicher Form aus Thon, mit siebartigen Löchern, hergestellt. Es war mir leider nicht möglich, denselben zu erwerben, da der Besitzer sich weigerte, ihn zu verkaufen.

Es ist kaum nothwendig, hervorzuheben, dass die Brêber leidenschaftliche und sehr geübte Jäger sind. Vielfach in Gebrauch ist auch die Jagd vermittelst Fallen; nach GRABERG (S. 93) verfolgen sie kleineres Wild, z. B. Kaninchen, mit Hilfe des Ichneumons, also in ähnlicher Weise, wie wir zuweilen das Frettchen zur Kaninchenjagd abrichten.

Trotzdem ist die Nahrung der Brêber, wie überall auf dem platten Lande in Marokko, eine vorwiegend vegetabilische. Der Kusskussu (ssekssu) aus verschiedenen Arten geperlten Mehls (t'âm) bereitet, von Gerste, Mais, Durra, Eicheln, bildet auch hier die Basis der Ernährung. Gemüse: Bohnen, Artischokken, Kürbis u. s. w., ferner Früchte, sowie Milch, Buttermilch, fladenartige, weiche Brote werden vielfach genossen, Fleisch meist nur bei besonderen Gelegenheiten.

Den Fischfang können sie nur in sehr geringem Maasse betreiben, da ihr Gebiet nicht an das Meer stösst und die nordafrikanischen Flüsse bekanntlich arm an Süsswasserfischen (im Gegensatz zu den das brackige Wasser liebenden und weit in die Flussmündungen hinaufgehenden Seefischen) sind. Ob die von ROHLFS erwähnte Dâia (Binnensee) Ssidi 'Ali-u-Moḥammed, welche mitten im Gebirge im Gebiete der Beni Mgill liegt und etwa 3 Stunden Länge und ½ Stunde Breite hat, fischreich ist, sagt

der Reisende nicht[1]). Wahrscheinlich ist dieser See identisch mit der von FOUCAULD (p. 383) erwähnten Dâia von Ifr'a, welche an der Route von Kssâbi esch-Schürfa nach Fâss (über Ssefrû) liegt. Dagegen berichtet RENOU (p. 180), gestützt auf die Autorität von DELAPORTE, von der vom mittleren Laufe des Uad Draa gebildeten „Deb'aia", dass sie ein grosser Süsswassersee sei, dessen Fischreichthum von den umwohnenden Eingeborenen ausgebeutet werde. Wie indessen bereits ROHLFS (Mein erster Aufenthalt in Marokko, S. 47, 48 und 439) vermuthet und wie neuerdings FOUCAULD bestätigt, existirt ein solcher See nicht. Die Deb'aia ist nur eine vom Bette des Uad Draa durchschnittene, sandige Niederung, welche alljährlich im Herbste von den Umwohnern, theils Brêber (Ait 'Aluân, Fraction der Ait Atta), theils Arabern (Merabidîn), aufgesucht wird, um die zu dieser Zeit höchstens ein paar Tage lang im Draa strömenden Wassermengen zum Anbau auszunutzen. Hierzu ist ein Kanalsystem angelegt; doch ist in trockenen Jahren eine Ernte überhaupt nicht zu erwarten. Von dieser Deb'aia zu unterscheiden sind die M'ader, sumpfige Niederungen, welche von den Nebenflüssen des Uad Draa bei der Einmündung in dessen Bett gebildet werden und deren Bebauung gleichfalls einmal jährlich stattfindet. FOUCAULD zählt deren sechs in jener Gegend auf. —

Bezüglich des Namens „Brêber" möchte ich hier am Schlusse meiner Mittheilungen über diese Gruppe noch bemerken, dass die im Osten (Syrien, Aegypten) übliche Bezeichnung „Barâbra" oder „Berâbra" für „Berber" im Magrib ganz ungebräuchlich ist[2]).

---

1) Der obengenannte See dürfte der einzige süsswasserhaltige in Marokko sein; die wenigen anderen bekannten führen ausnahmslos Salzwasser. Es sind dies im Osten der von der algerischen Grenze durchschnittene Schott el-Garbi, südwestlich davon ein anderer grosser Salzsee oder -sumpf (Ssebcha Tigi auf PETERMANN's Karte bei ROHLFS: Reise durch Marokko u. s. w.), ferner der grosse Salzsumpf von Gurara im Norden von Tuat, die Dâia ed-Daura im südlichen Tafilelt, und endlich in der Provinz 'Abda der kleine Salzsee Sima, welcher mit dem von LEO AFRICANUS (S. 136) erwähnten See am Djebel achdar, „Grünen Berg", identisch sein muss, obwohl er die von jenem Autor ihm zugeschriebene Grösse des Sees von Bolsena heute bei weitem nicht mehr hat. (Vergl. über denselben meine Mittheilungen in den Verhandl. d. Gesellsch. f. Erdkunde 1886, S. 451.)

2) Während des Druckes dieses Abschnittes der vorliegenden Arbeit erhielt ich Nachrichten aus Marokko, nach denen der Sultan, durch den Verrath eines Schech der den Beni Mgill verbündeten Saïan, Namens Mustafa, jenen Stamm zur Unterwerfung gebracht hat. Doch ist die aufständische Bewegung der Brêber damit noch nicht gedämpft. Aus Tanger wird unter dem 15. August gemeldet, dass ein Verwandter des Sultans mit 200 Reitern von einem benachbarten Stamme, dessen Name bis jetzt nicht genau ermittelt ist, in einen Hinterhalt gelockt und niedergemetzelt wurde. Mulai Hassan schickt sich gegenwärtig zu einem Rachezuge gegen diese Tribus an.

VII.

Zur Matriarchatsfrage.

Von

KARL FRIEDRICHS.

Der Herodoteische Bericht über die Lyker[1]) hat bei aller seiner Dürftigkeit doch das grosse Interesse für die ethnologische Rechtswissenschaft, dass in ihm das ältestbekannte und fast typische Beispiel des Matriarchats enthalten ist. Dadurch wird in uns auch das Interesse erweckt für eine Angabe Homers über die erbrechtlichen Verhältnisse im Lykischen Königshause, welche gemeiniglich für eine Bestätigung des Herodoteischen Zeugnisses gehalten wird[2]).

Der König Bellerophontes von Lykien schickt in den trojanischen Krieg zwei „seiner Enkel als Heerführer, den Tochtersohn Sarpedon als Führer des Kontingents, den Sohnessohn Glaukos als untergeordneten Offizier", — „eine Begünstigung der Tochter vor dem Sohne, die nach Eustath[3]) den hellenischen Anschauungen durchaus widerspricht".

Diese Thatsache wird von MAC LENNAN und BACHOFEN an den angeführten Stellen für eine Bestätigung des Lykischen Matriarchats und des Herodoteischen Berichts gehalten. Obwohl nun die beiden Entdecker der Matriarchatsperiode darin entschuldigt werden müssen, wenn sie zu einer Zeit, wo noch sehr wenige Beispiele matriarchalen Familienlebens bekannt waren und wo es in erster Linie darauf ankam, die theoretischen Behauptungen mit einem möglichst zahlreichen und mannichfachen Thatsachenmaterial zu unterstützen, auch zweifelhafte und unsichere Fälle als Beweismittel herangezogen haben, und obwohl es daher angemessen erscheinen könnte, verunglückte Beweisführungen den beiden verdienstvollen Männern nicht vorzuwerfen, sondern mit Stillschweigen zu übergehen, so bedarf dieser

1) HERODOT, 1. 173. Vergleiche dazu: PESCHEL, Völkerkunde. 6. Aufl. von A. KIRCHHOF. Leipzig 1885. S. 243; MAC LENNAN, Studies in ancient history. London 1876. p. 291, 253; LUBBOCK, Die Entstehung der Civilisation. Deutsch von PASSOW. Jena 1875. S. 124; BASTIAN, Die Völker des östlichen Asiens. Leipzig und Jena 1866—1871. 3. S. 111 Note *).

2) HOMER, Ilias. 6. 150 ff.

3) BACHOFEN, Das Mutterrecht. Stuttgart 1861. Vorrede S. 7 A.

Beweisversuch dennoch einer ausführlichen Widerlegung um der Folgen willen, die er gehabt hat. Nehmlich ERMAN[1]) hat in einer ganz ähnlichen Beweisführung auch die Aegypter zu den matriarchalen Völkern rechnen wollen; und es ist zu befürchten, dass auch andere Forscher, welche die Entwickelung der Familie nicht zu ihrem besonderen Studium gemacht haben, dieses Beispiel nachahmen und so die Lehre vom Matriarchat überhaupt in Misskredit bringen[2]).

Wir wollen daher nicht weiter ausführen, dass es nicht sehr poetisch wäre, in einem volksthümlichen Heldengedichte rechtsvergleichende Anspielungen zu machen, noch dass diese Anspielungen von den Griechen, welche erst durch Herodot von den Familienverhältnissen der Lyker Kunde bekommen haben, gar nicht verstanden werden konnten, sondern uns darauf beschränken, darzuthun, dass auch HOMER die Lyker für ein patriarchalisches Volk gehalten hat.

Sarpedon ist ein Sohn der Laodameia und des Zeus, also nicht im Hause seines Vaters, sondern in dem seines mütterlichen Grossvaters geboren worden. Seine Stellung ist daher nach der Stellung der unehelichen Kinder im älteren Patriarchat zu beurtheilen[3]).

ROBERTSON SMITH[4]) macht bereits darauf aufmerksam, dass das Verlangen der Treue von Seiten der Ehefrau in der Geschichte des Patriarchats älter ist, als das der Keuschheit von Seiten der Unverehelichten. Dieser Satz ist durch vielfache Beispiele belegt und an sich fast selbstverständlich, bedarf daher keiner weiteren Ausführung. Wir sind daher nicht genöthigt, dem Sarpedon aus seiner unehelichen Geburt einen Vorwurf zu machen, umsoweniger, als im HOMER kein Beispiel vorkommt, dass Uneheliche verachtet wären, vielmehr die Götterkinder überall mit dem höchsten Ansehen bekleidet werden.

Die familienrechtliche Stellung der Unehelichen im älteren Patriarchat ist aber folgende:

Es ist für die geschlossen-einseitige Familie[5]) wesentlich, dass der Vortheil, den der Stamm und das Haus von dem Zuwachs einer Arbeits-

---

1) ERMAN, Aegypten und ägyptisches Leben im Alterthum. Tübingen. s. a. Bd. 1. S. 224.

2) Schon jetzt hört man in den Vorlesungen von REVILLOUT und seinem Schüler PATURET an der École du Louvre in Paris heftige Ausfälle gegen die Lehre vom Matriarchat, die „von der deutschen und englischen Schule aufgestellt, aber keineswegs bewiesen sei", und das zweifellos nur wegen des einen ERMAN'schen Satzes.

3) In KLEIST's Erzählung „Der Findling", MEYER's Volksbücher Nr. 73/74, S. 93, wird der Findling als „Gottes Sohn" bezeichnet, und ähnliche Bedeutung hat auch der Passus in der Marquise von O. (S. 25 desselben Heftes): „das junge Wesen, dessen Ursprung, eben weil er geheimnissvoller war, auch göttlicher zu sein schien."

4) SMITH, Kinship and marriage in early Arabia. Cambridge 1885. p. 141.

5) Das Wort „einseitige Familie" möge dienen als zusammenfassender Name für Matriarchat und Patriarchat, im Gegensatz zu der vormatriarchalen, losen, und zu der nachpatriarchalen, gelockerten, zweiseitigen Familie.

und Vertheidigungskraft gewinnt, grösser ist, als die Last, die durch die Aufziehung eines Kindes verursacht wird [1]).

Wir können daher schon a priori annehmen, dass der Hausvater die Kinder, welche ihm seine unverheirathete Tochter gebiert, mit Freude aufnehmen und ihnen dieselben Rechte und Pflichten zuweisen wird, wie den Kindern seiner Gattin und seiner Schwiegertochter. Diese Vermuthung wird zur Gewissheit, wenn wir sehen, dass wenigstens bei einem Volke ein derartiges Verfahren bezeugt ist, und dass sich bei mehreren, besonders arischen Völkern Spuren finden, welche auf früheres Vorkommen dieser Sitte hinweisen. So lesen wir von dem hamitischen Volke der Afar, dass, wenn ein Mädchen, ohne verheirathet oder prostituirt zu sein, mit einem Kinde niederkommt, und Keiner darauf Anspruch hat, der Grossvater dasselbe mit der grössten Freude adoptirt und es Yelli-Bato (Gott hat es gegeben) benennt [2]).

Bei den Hindu erwirbt nicht Jeder, aber der sohnlose Grossvater nicht nur die väterliche Gewalt über den ersten Sohn der verheiratheten Tochter, sondern er kann seine Tochter auch beauftragen, sich ausserehelich für ihn einen Sohn von einem Dritten erzeugen zu lassen (putrikā putra und kānna) [3]).

Auch bei den alten Eraniern hatte der sohnlose Mann Anspruch auf den ältesten Tochtersohn [4]), und so finden wir bei JUSTI [5]) den Satz: „weil Astyages, wenn er keine männlichen Erben hatte, den Thron naturgemäss dem Sohne seiner Tochter hinterlassen musste.“

Auch bei den Athenern findet sich das Recht des Grossvaters an dem Tochtersohne [6]), ebenso bei den Chinesen [7]) und vielleicht bei den Juden [8]).

---

1) Dieser Satz ist in dieser Allgemeingültigkeit noch nicht aufgestellt und bewiesen worden. HELLWALD, Die menschliche Familie. Leipzig 1888. S. 9; HABERLAND bei PLOSS, Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. Berlin 1882. 2. S. 244; PUFFENDORF, De jure naturae ac gentium. Lund 1672. 6. 1, 3. und BUDDEUS in ERSCH und GRUBER's Allgemeiner Encyclopädie. Leipzig 1838. Sect I. Bd. 31. S. 289, scheinen etwas Derartiges überhaupt ableugnen zu wollen. Zur Unterstützung der vorgetragenen Ansicht vergleiche jedoch die sehr guten Ausführungen bei MICHAELIS, Mosaisches Recht. Frankfurt 1775—1803. 1. S. 197, 2. S. 100; KREMER, Kulturgeschichte des Orients unter den Chalifen. Wien 1875. 2. S. 112f. Es steht ausserdem fest, dass alle wirklich patriarchalen und matriarchalen Völker den Kinderreichthum für einen wahren Segen halten, sei es, dass sie, wie die Bondo bei PLOSS' Kind, 2. S. 395, die von den Kindern gebrachten materiellen Vortheile offen anerkennen, sei es, dass, wie bei den Hindu, die Erfüllung religiöser Pflichten nach dem Tode zum Vorwande genommen wird. BASTIAN, V. O. A. 6. S. 172 Note *); HEARN, Aryan household. London und Melbourne 1879. p. 71 und oft; DOBLHOFF, Von den Pyramiden zum Niagara. Wien 1881. S. 179.

2) BASTIAN, V. O. A. 6. S. 475 Note *).

3) KOHLER, in der Zeitschr. für vergl. Rechtswiss. 3. S. 396, 402; BACHOFEN. S. 201 A.

4) BUDDEUS, in ERSCH und GRUBER's Allgemeine Encyclopädie. 1. 31. S. 385 B.

5 JUSTI, Geschichte des alten Persiens; in ONCKEN, Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Berlin 1879 ff. S. 16.

6) HEARN, A. H. p. 104.

7) HART in MORGAN, The systems of consanguinity and affinity in the human family. Washington 1871. p. 424.

8) MICHAELIS, M. R. 2. S. 78.

Was nun in nachweisbarer Zeit für den sohnlosen Hausvater gegolten hat, wird früher zweifellos in jedem Falle gültig gewesen sein.

Wir gehen also wohl nicht aus der gebotenen Vorsicht hinaus, wenn wir für das Homerische Zeitalter als Regel annehmen: den unehelichen Kindern haftet durch ihre Geburt an sich ein Makel nicht an. Sie stehen gegenüber dem Vater ihrer Mutter, in dessen Hause sie geboren sind, gleich mit den anderen, in demselben Hause von freien Frauen geborenen Kindern, also mit den Söhnen und Sohnessöhnen des Hausvaters.

Somit wird die Stellung Sarpedon's im Hause seines Muttervaters leicht erklärlich, und den Umstand, dass gerade diesem die Oberleitung des Heeres anvertraut wird, können wir auf die einfachste Weise durch die Annahme erklären, dass er älter, erfahrener, begabter gewesen ist, als der treuherzige, jugendlich-leichtsinnige Glaukos, der Sohn des Hippolochos.

Dass aber eine andere, matriarchale Erklärung des vorliegenden Verhältnisses nicht zulässig ist, ersehen wir aus folgenden Erwägungen:

Mag man über das Matriarchat im Einzelnen denken, wie man will, so ist es doch für diese Familienrechtsstufe begriffswesentlich, dass rechtliche Beziehungen zwischen dem Erzeuger und dem Erzeugten nicht anerkannt werden, und dass alle Familienerinnerungen, Stammbäume, religiösen Familiengemeinschaften nur auf der weiblichen Seite fortgepflanzt werden. Ein König, wie ein Gemeiner mag eine Frau in sein Haus nehmen, er mag mit ihr Kinder erzeugen und dieselben grossziehen, er mag sie sogar, obwohl Fremde, als seine Vertreter mit dem Heere ins Feld schicken, aber es ist im Allgemeinen nicht möglich und widerspricht im Besonderen den Herodoteischen Angaben über die Lyker, dass der nach seiner Familie gefragte Glaukos nur seine agnatischen Verwandten aufzählen, die uterinen aber gänzlich übergehen sollte. Das ist nicht nur unmatriarchalisch, das gehört sogar einem sehr schroffen Patriarchate an.

Wir setzen also als zweites Ergebniss unserer Untersuchung fest: HOMER kennt nicht das lykische Matriarchat, er schildert auch hier die ihm selbst bekannten altpatriarchalischen Zustände.

Nun hält freilich MAC LENNAN, durch eine Entgegnung GLADSTONE's gereizt, das ganze heroische Griechenland für matriarchal [1]). Der Aufsatz, in welchem dieser Satz bewiesen werden soll, ist einer der verunglücktesten, die je geschrieben sind. Eine Widerlegung im Einzelnen ist weder nothwendig noch zweckmässig; wir weisen nur hin auf das in allen Königshäusern übliche patriarchale Thronfolgerecht, auf die Raubehe [Helena [2]), Danaiden [3]), Io [4])] und auf die Patriarchalität aller heroischen Stammbäume.

---

1) MAC LENNAN, Kinship in ancient Greece, der zweite Aufsatz in den Studies in ancient history.

2) Dazu auch LUBBOCK, E. d. C. S. 97, 451—453.

3) BACHOFEN, S. 93 A, 94 A.

4) *Παπαρρηγοπουλος Ἱστορία τοῦ ἑλληνικοῦ ἔθνους ἐκδ. δευτ.* Athen 1881. 1. p. 59.

Zum Schluss noch eine Bemerkung über das „Matriarchat“ bei den alten Aegyptern. Wer das Matriarchat für eine nothwendige Vorstufe des Patriarchats hält, wird auch nicht bezweifeln, dass in Aegypten zu irgend einer alten Zeit einmal das Matriarchat geherrscht habe. Bezweifelt soll hier aber werden, dass das Matriarchat zu der von ERMAN's Buche umfassten Zeit noch bestanden habe. Vielmehr trägt das ägyptische Familienleben in nachweisbarer Zeit einen allgemein patriarchalen Charakter. Im Besonderen weist die Entwicklung der industriellen Arbeitstheilung und mit ihr des Obligationenrechts, die angesehene Stellung der Frauen, die Gliederung des Volkes nach Provinz und Stadt, nicht nach Stämmen und Familien, auf das spätere Patriarchat, im Uebergange zu der modernen, zweiseitigen Familie [1]).

Nun findet ERMAN auf den Todtenstelen der späteren Zeit als herrschenden Gebrauch, die Herkunft des Todten nach seiner Mutter anzugeben, „nicht, wie es uns natürlich scheint, nach dem Vater“ [2]). Als zweiter Grund des vermeintlichen Matriarchats gilt das Erbrecht der Töchter, bezw. Töchtersöhne [3]) gegenüber dem Vater.

Der erste Grund würde, wenn gar nichts Anderes von dem Volke bekannt wäre, entschieden für ein Matriarchats-Kennzeichen gehalten werden. Aber schon der Umstand, dass diese Art von Metronymie nur in der späteren Zeit vorkommt, zwingt uns, eine andere Ursache dafür zu suchen, da wir nie davon gehört haben, dass das Patriarchat sich in allmählichem Uebergange in Matriarchat verwandelt hätte [4]). Erklärt und erklärbar ist diese Metronymie aus Höflichkeit noch nicht, es möge nur erwähnt werden, dass eine gleiche Erscheinung bei dem entschieden patriarchalischen Volke der Kanori (Bornu-Neger) vorkommt [5]).

Der zweite Grund dient aber entschieden als Beweis für das Patriarchat. Erbrecht zwischen Vater und Tochter besteht im Matriarchate nicht, da ein solches dem Grundcharakter desselben, Nichtanerkennung des Verhältnisses zwischen dem Erzeuger und dem Erzeugten, widersprechen würde.

Aber nicht einmal für die hohe Stellung der Frauen giebt das Erb-

---

1) An dem Unterschiede zwischen dem Patriarchat und der modernen Familie ist festzuhalten, trotz der entgegengesetzten Behauptung bei TYLOR, Einleitung in das Studium der Anthropologie und Civilisation. Deutsch von G. SIEBERT. Braunschweig 1883. S. 485, und trotzdem bei den meisten ein solcher Unterschied nicht aufgestellt ist. Freilich ist der Uebergang zwischen beiden durchaus allmählich, und eine scharfe Scheidelinie nicht zu ziehen. Vergl. auch HEARN, 64.; BASTIAN, V. O. A 6. S. 87 Note *).

2) ERMAN, Aegypten. 1. S. 224.

3) ERMAN. Cap. 8.

4) In STARCKE, „Die primitive Familie“. Leipzig 1888, wird jetzt ein solcher Uebergang behauptet. Die Beweise sind aber nicht überzeugend.

5) BARTH, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. Gotha 1857/58. 2. S. 297.

recht der Töchter einen sonderlichen Beweis. Dass etwa die Töchter den Söhnen vorgezogen würden, sagt ERMAN nirgends, und es scheint beinahe, als wenn sich das Erbrecht der Töchter auf solche Fälle beschränkte, wo Söhne nicht vorhanden sind. Es ist nun wahr, dass in vielen patriarchalischen Rechtsgebieten die Töchter von der Erbfolge ausgeschlossen sind, so bei den Armeniern[1]), den Mirditen[2]), den ältesten Römern, den Iren[3]), den Wallisern[3]), den Altslaven[3]), den Dänen[4]), den Saliern[3]), den Altschleswigern[5]), den vormuslimischen Arabern[6]), den Drusen[7]), den Kāfirn[8]).

Aber bei anderen, gleichfalls patriarchalen Völkern finden sich Erbansprüche der Töchter in Ermangelung von Brüdern und sogar neben Brüdern. So bei den Athenern[9]) (allerdings in der Form der Epiklerenerbschaft), den Schweden[10]) seit dem 13. Jahrhunderte, den Schleswigern seit Svend Gabelbart[11]), den Arabern seit Muḥammad[12]), den Juden, sowohl im Alterthum[13]) (unter einer dem athenischen Epiklerenrechte durchaus verwandten Modification), als auch heute[14]), den Ovambo (Bantu)[15]), den Ilijat (Eranischen Türken)[16]). Die letzterwähnten Fälle gehören dabei nur zum Theil dem jüngeren Patriarchat oder dem Uebergange zur modernen Familie an, so dass sich das ägyptische Erbrecht der Töchter sehr wohl selbst mit dem älteren, strengeren Patriarchat vertragen würde.

Wir glauben daher das Matriarchat für die späteren Altägypter ablehnen zu dürfen, während den vorhistorischen Aegyptern ihr Anspruch auf Matriarchalität unverkümmert erhalten bleiben soll.

---

1) Pr. nov. 21.

2) HELLWALD in TREWENDT's Wörterbuch der Zoologie u. s. w. Breslau. 5. S. 429.

3) HEARN, p. 149, 150.

4) DAHLMANN, Geschichte von Dänemark, in HEEREN und UKERT, Geschichte der europäischen Staaten 1. S. 165.

5) STEMANN, Geschichte des öffentlichen und Privatrechts des Herzogthums Schleswig. Kopenhagen 1866ff. 1. S. 38.

6) KREMER, K. G. 1. S. 531.

7) HELLWALD, in T. W. B. 2. S. 439.

8) WAITZ, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1859ff. 2. S. 390.

9) HEARN, A. H. p. 95; SMITH, Dictionary of Greek and Roman antiquities. London 1882. p. 467 B; LYSIAS, orationes. 26. 12; 15. 3.

10) DAHLMANN. 1. S 165.

11) STEMANN, a. a. O.

12) KREMER, a. a. O.

13) MICHAELIS, M. R. § 78.

14) MENDELSSOHN, Ritualgesetze der Juden. 4. Aufl. Berlin 1799. 1. 1, § 1, 3.

15) WAITZ. 2. S. 418.

16) HELLWALD, in T. W. B. 4. S. 271.

Besprechungen.

GRIMM. Die Pharaonen in Ostafrika. Eine kolonialpolitische Studie. Mit einigen Holzschnitten und Lichtdruckbildern. Karlsruhe, Macklot. (1887.) 8. 184 S.

Das kleine Heft enthält eine Tendenzschrift im strengsten Sinne des Wortes. Aus der altägyptischen Geschichte, namentlich aus der Geschichte der Expeditionen nach Punt sollen die Waffen geschmiedet werden, um die Gegner und Zweifler für die deutsche Kolonialpolitik in Ostafrika zu gewinnen. Ein sehr sonderbares Unternehmen! Offenbar ist der Verfasser, der sich erst in Folge seiner entschiedenen Stellungnahme für die Kolonialpolitik auch mit altägyptischen Dingen beschäftigt hat, in die Materie nicht tief genug eingedrungen, um den gewaltigen Unterschied zu erkennen, welcher zwischen der auswärtigen Politik der Pharaonen und der Kolonialpolitik anderer Herrscher und Völker des Alterthums, z. B. der Phönicier, Griechen und Römer, bestand. Den Pharaonen kam es wesentlich darauf an, Beute zu gewinnen und Reichthümer heimzubringen, um den Göttern durch glänzende Opfer und den Priestern durch verschwenderische Geschenke zu gefallen. Was Tutmes II. und III. durch gewaltige Kriegszüge erstrebten, das versuchte ihre Schwester und Mitregentin Hatasu oder Hatschepsu auf friedlichem Wege durch Entsendung einer grossen Flotte nach dem Lande Punt, und sie erreichte ihr Ziel in glänzender Weise. Das beschreibt der Verfasser nach bekannten Quellen sehr umständlich, indem er zugleich Lichtdruckbilder giebt von den Statuen der Königin, welche sich im Berliner Museum befinden, und welche leider viel stärker verletzt und daher auch viel umfangreicher restaurirt worden sind, als der Verfasser annimmt. Dass aber jemals in Punt eine ägyptische Kolonie gegründet oder auch nur dauernde Handelsfaktoreien errichtet worden seien, davon ist nichts bekannt. Der ägyptische Admiral kolonisirte im Weihrauchlande ebensowenig, als der römische Ritter, den Nero nach der Bernsteinküste schickte. Am sonderbarsten ist es, dass der Verfasser sich vorstellt, das ägyptische Volk sei durch diese Kolonialpolitik so sehr in Enthusiasmus versetzt worden, dass es die monumentalen Bilder in Deir-el-Bahri herstellen liess (S. 5). „Die Skulpturen am Tempel von Der-el-Baḥri zeigen, dass das damalige ägyptische Volk die von seiner Fürstin ausgegangene friedliche Koloniegründung in Ostafrika für ein Ereigniss von gleich hohem Range ansah, wie die Kriegsthaten (von Ramses II und III.).“ Das arme ägyptische Volk war sehr passiv bei den ruhmredigen Monumenten seiner Herrscher, und diesen lag kein Gedanke ferner, als der, sich Monumente durch das Volk errichten zu lassen. Nur der Herrscher spricht in den Inschriften der Monumente; er, der Sohn des grossen Gottes, lässt dieselben errichten, er hat die Grossthaten ausgeführt und er verkündet sie dem Volke. Obwohl der Verfasser mit seinen etwas mühselig errungenen Lesefrüchten den grössten Theil seines Werkes füllt, ohne dass im Grunde auch nur das Geringste dadurch für seinen Zweck gewonnen wird, so steckt darin doch wenigstens ein gewisser Antheil von historischer Wahrheit. Aber gänzlich unverdaut ist das, was den Schluss des Heftes bildet, der Excurs in die ägyptische Prähistorie. Zunächst begeistert sich der Verfasser ganz überflüssigerweise für den Gedanken, dass ursprünglich ganz Africa von einem einzigen Urstamme bewohnt worden sei. Dann lässt er von Asien her in prähistorischer Zeit die Hamiten mit einer besonderen Sprache eindringen und sich in Aegypten zu höchster staatlicher Organisation entwickeln. Daraus folgert er dann, dass eine eingewanderte Rasse vortrefflich sowohl

in Aegypten, als in Ostafrika überhaupt(!) leben und fortbestehen könne, und da die Hamiten zu der kaukasischen Rasse gehören (S. 183), so kann nach seiner Meinung auch „das deutsche Volk mit seinen kolonisatorischen Plänen in Ostafrika sicher und unbeirrt vorwärts schreiten.“ Sollte der Verfasser wirklich glauben, dass „kaukasische Rasse“ und „Arier“ oder „Indogermanen“ identische Begriffe sind? Und sollte er gar nichts von dem traurigen Geschicke der armen Fellachen gehört haben, die man neuerlich zur Kolonisirung von Ostafrika gewonnen hatte? RUD. VIRCHOW.

HENRY O'SHEA. La maison basque. Notes et impressions. Pau, Léon Ribaut, 1887. gr. 8. 87 p. avec 22 illustrations hors texte et 4 dans le texte par F. Corrèges.

AXEL O. HEIKEL. Ethnographische Forschungen auf dem Gebiete der finnischen Völkerschaften. I. Die Gebäude der Čeremissen, Mordwinen, Esten und Finnen. Helsingfors 1888. gr. 8. 352 S. mit 311 Abbildungen im Text. (Suomalais-Ugrilaisen Seuran Aikakauskirja. IV.)

Die beiden genannten Werke behandeln in ausführlicher Weise das Haus mit seinen Anhängen, wie es sich in zwei abgelegenen Gegenden Europas bei den Eingebornen erhalten hat. Aber so weit die Entfernung ist zwischen den Basken und den Finnen, so gross ist auch der Unterschied in der Methode der Auffassung und Schreibart zwischen den beiden Autoren. Während Hr. O'Shea in begeisterter Stimmung, unter Heranziehung eines grossen, alle Zeitalter umfassenden literarischen Materials, seiner Phantasie in Beziehung auf die Vorzeit und die Entwickelungsgeschichte der Basken volle Freiheit lässt, so dass es einigermaassen schwerfällt, aus der Fülle der episodisch an einander gereihten Gedanken das thatsächliche Bild des baskischen Hauses herauszuschälen, häuft Hr. Heikel in grösster Sorgfalt, aber in fast zu nüchterner Genauigkeit eine grosse Anzahl detaillirter Schilderungen, welche die Hausbauten der finnischen Stämme von der Wolga und dem Ural bis zum botnischen Meerbusen umfassen. Sonderbarerweise nimmt der erste Autor (p. 44, Note) den Wunsch des Prinzen Lucien Bonaparte auf, der die Meinung ausdrückte, man müsse „bei den uralischen Völkern, von denen mehrere in Scandinavien wohnten, sich über Alles, was das baskische Haus betrifft, unterrichten“ (il faudrait chercher à s'informer de tout ce qui tient aux maisons basques), und siehe da, Hr. Heikel erfüllt in demselben Augenblicke diesen Wunsch, aber, wir fürchten, nicht zur vollen Zufriedenheit der beiden französischen Gelehrten. Dem Ref. war es wenigstens nicht möglich, in seiner Schrift irgend einen Zusammenhang zwischen dem finnischen und dem baskischen Hause zu entdecken.

Hr. O'Shea hält die Basken für Turanier, und von diesem Vordersatze aus hält er sich auch für berechtigt, die ganze Religions- und Sagengeschichte der Turanier, zu denen er auch die Aegypter und die Bewohner der untergegangenen Atlantis zählt, für die Basken in Anspruch zu nehmen. Man kann nach seinen Ausführungen kaum bestreiten, dass das Haus bei den Basken noch bis in ganz späte Zeiten hinein in besonders ausgeprägter Weise mit einem religiösen Charakter bekleidet gewesen sein muss, aber es dürfte wohl übertrieben sein, wenn der Verf. annimmt, dass dieser Charakter auf einem streng gepflegten Ahnencultus beruht hat und dass dieser Cultus durch die Sitte, die Todten im Hause selbst zu begraben, lebendig erhalten sei. Ueber dem Grabe habe sich der Heerd mit dem stets brennenden Feuer befunden, also ein Altar, und somit sei die Heerdstelle als der Hauptplatz des Hauses anzusehen. C'est la cuisine, la belle et vaste cuisine basque, qui est la pièce principale de la maison. La cuisine? Oh! ne la dédaignez pas Derrière ces voiles épais de pierre et de mortier, se cachait jadis, dans ce pays, un autel sacré, aux augustes mystères, et aujourd'hui un autel non moins sacré s'y élève, le foyer domestique qui, depuis vingt siècles, porte la société basque, la plus forte et la plus saintement constituée qui ait été ici-bas (p. 15). Dem entsprechend construirt er das

primitive baskische Haus aus 3 Theilen (p. 48, Fig. 3): einer vollkommen geschlossenen, ursprünglich in Form eines hemisphärischen Thurmes errichteten Cella oder Absis mit dem Heerde: einem länglichen Schiff mit offenem Hofe (eskaratza) und an den Seiten mit Wohnungen für die Familie, und endlich einer Vorhalle, wo sich die Fremden und Gäste aufhielten, denen es streng verboten war, das Innere des Hauses zu betreten. Recht anschauliche Zeichnungen des Hrn. Corrèges veranschaulichen sowohl das städtische, als das ländliche Haus der Basken, welches letztere, beiläufig gesagt, in mehrfacher Beziehung an unser alemannisches oder Alpenhaus erinnert.

Eine gänzlich verschiedene Anschauung, im Ganzen und im Einzelnen, gewährt das von Hrn. Heikel so genau geschilderte Haus der Tscheremissen, Mordwinen, Esten und Finnen. Hier tritt nicht die mindeste Beziehung auf ein Grab oder auf einen Ahnencultus, nicht einmal auf die Religion überhaupt hervor. Das primitive Haus der Wolga-Finnen ist der natürliche Ausdruck des einfachsten Bedürfnisses, Schutz und Sicherheit für Menschen und Hausthiere zu gewinnen. Die „Stangenriege“ der Mordwinen und Tschuwassen basirt freilich auch auf einem Erdloche mit einem Feuerheerde, über welchem sich ein kegelförmiger Aufbau aus Holzstangen erhebt (S. 2, Fig. 1), aber das Erdloch ist nur die Winterwohnung der Leute. Erst indem sich der Heerd mehr entwickelt und zu einem Ofen wird, der Oberbau sich nach und nach zu einem Gebäude entfaltet, nimmt das Ganze allmählich den Habitus einer Wohnung in unserem Sinne an. Freilich betrachtet auch Hr. Heikel (S. XXVIII) „die Feuerstätte ihrer Lage und ihrer Form nach als den besten Ausgangspunkt, die verschiedenen, mit Feuerstätten versehenen Wohnungen und Häuser seines Forschungsgebietes zu gruppiren und zu charakterisiren“; er findet „ein System der Bauformen, welche alle in der Feuerstätte ihre Nota characteristica haben“. Zu demselben Ergebniss ist auch der Ref. bei seinen Studien über das altdeutsche Haus gekommen. Wenn jedoch Hr. Heikel in gewissen estnischen Bauformen eine Erinnerung an das sächsische Haus erblickt (S. 185), so mag diess zugestanden werden in Bezug auf das äussere Aussehen, aber es kann nicht wohl zugestanden werden in Bezug auf den Grundplan der inneren Einrichtung. Was bei dem estnischen Hause in seiner primitivsten Gestalt, wo es nur auf Stube (kota) und Tenne reducirt ist, neben einander liegt, das ist in dem altsächsischen Hause hinter einander gestellt: zuerst die Deel, dann das Flet. Daraus folgt für die weitere Entwickelung des Hauses ein vollständiger Gegensatz, der sich leicht begreift, wenn man die ganz verschiedenen Bedürfnisse der betreffenden Völker gegen einander stellt. Das sächsische Haus nimmt eben die gesammte Wirthschaft, einschliesslich der Viehställe und der Vorrathsräume, in sich auf, so dass die Wohnung immer nur einen kleinen Theil des Hauses ausmacht; bei den Finnen wird das Haus, je grösser es anwächst, immer mehr Wohnhaus und die Wirthschaftsräume werden in besonderen Nebengebäuden untergebracht. Es mag sein, dass die, mit den deutschen Ordensrittern gerade aus Niedersachsen und Westfalen heranziehende Einwanderung manche Eigenthümlichkeit der Heimath auch in den Ostseeprovinzen eingeführt hat, aber sie ist nicht stark genug gewesen, auf dem Lande durchgreifende Aenderungen der Gewohnheiten zu erzeugen. Die eingehenden Schilderungen des Verf. sind daher höchst dankenswerthe Vermehrungen unserer Kenntniss von der Art des häuslichen Lebens der finnischen Stämme, aber sie lehren auch, wie unter ganz anderen wirthschaftlichen Verhältnissen sich eine eigenartige Methode des Bauens und des Wohnens ausgebildet hat. Vielleicht am meisten berühren sich gewisse Nebeneinrichtungen, z. B. die gesonderten Speicher, auf deren Vorhandensein in der Schweiz Ref. wiederholt hingewiesen hat. Auch zeigt sich unverkennbar, wie der ausschliessliche Holzbau gewisse Aehnlichkeiten in der Construktion mit sich bringt, die gewiss auf keine unmittelbare Beeinflussung der einen Nation durch die andere hinweisen. — Zu besonderem Danke sind wir übrigens dem Verf. verpflichtet, dass er seine Arbeit in deutscher Sprache veröffentlicht hat. Man merkt es ihm an, dass unsere Sprache ihm gewisse Schwierigkeiten bereitet; hier und da wird seine Darstellung dadurch etwas undeutlich. Trotzdem wird er gewiss auf dankbare Leser und auf gebührende Aufmerksamkeit bei uns rechnen dürfen. Die Fülle vortrefflicher Abbildungen und genauer Grundrisse gewährt eine Belehrung, wie wir sie aus recht vielen Ländern wünschen müssen.

Rud. Virchow.

China. Imperial maritime customs. II. Special Series No. 2. Medical Reports for the half-year ended 30th Sept. 1886. 32nd Issue. Shanghai 1886. — The same for the half-year ended 31th March 1887. 33nd Issue. Shanghai 1887. 4.

Die beiden Hefte sind eine Fortsetzung früherer Berichte (vergl. Zeitschr. f. Ethnol. 1887. S. 48), aber sie haben einen ungleich reicheren Inhalt, der, obwohl speciell medicinischer Art, doch wegen der mannichfachen Uebersichten über die Geographie der Krankheiten in verschiedenen Plätzen von China auch den Reisenden nahe angeht. Von besonderem wissenschaftlichem Werthe ist in dem 32. Berichte eine Abhandlung des Mr. Myers, Surgeon to the „David Manson Memorial" Hospital, über die Lebensgeschichte der Filaria sanguinis hominis und ihr Nichtvorkommen in Süd-Formosa oder eigentlich in Formosa überhaupt, welches um so auffallender ist, als in dem nahe gelegenen Amoy dieser Parasit sehr häufig gefunden wird und zahlreiche Berührungen mit diesem Hafenplatz stattfinden. Mr. Myers sucht den Grund davon in dem Umstande, dass diejenige Art von Mosquitos, welche Dr. Manson in Amoy als Träger der Embryonen der Filaria nachgewiesen hat, in Formosa nicht vorkommt. Der Verf. giebt eine mit Abbildungen erläuterte Beschreibung von 3 verschiedenen Arten von Mosquitos, welche in Formosa leben, und zeigt ihre Unterschiede von den Amoy-Mosquitos, welche die Filaria aufnehmen und übertragen. Seine weiteren Ausführungen, welche hauptsächlich die Lebensbedingungen der Filaria im menschlichen Körper, speciell die Sauerstoffzufuhr und die Temperatur, betreffen, sind mehr theoretischer Natur; er bringt damit den Umstand in Zusammenhang, dass die Neigung der Parasiten, während der Nacht auszuschwärmen, sowohl durch künstliche Umkehr von Nacht und Tag, als auch durch die natürliche Verschiebung der Tages- und Nachtzeiten auf längeren Reisen geändert wird. Im Anschluss daran behandelt er dann die Elephantiasis in China und anderswo, von der er glaubt, dass man in causaler Beziehung zwei verschiedene Arten unterscheiden müsse. Nur eine derselben sei „filarial". —

Dr. H. N. Allen (33nd Issue p. 38) erstattet einen kurzen Bericht über den Gesundheitszustand in Seul (Korea) während des Jahres 1886. In demselben wird als eine der am meisten gefürchteten Krankheiten die Recurrens (yem pyeng) aufgeführt. Man hält sie für bestimmt ansteckend, und der Verf., obwohl er anfangs diese Auffassung bekämpfte, wurde schliesslich ebenfalls ein Anhänger derselben. Durch einmaliges Befallensein steigert sich die Neigung für spätere Rückfälle. Chinin scheint bei Koreanern wirkungslos zu sein. Seine Haupterfolge erzielte der Verf. mit Pilocarpin, welches um die Zeit der Krise gereicht wurde. Es sollen auch Spirillen gefunden sein, indess lautet die Beschreibung der angewendeten Methode etwas bedenklich.

Ein grosser Theil der Berichte, so auch der eben erwähnte, liefern Schilderungen der letzten Cholera-Epidemie, welche sich über Ostasien verbreitete, sowie über die verschiedenen Formen von Malaria-Krankheiten. RUD. VIRCHOW.

HUGO KLEIST und ALB. Freiherr V. SCHRENCK V. NOTZING. Tunis und seine Umgebung. Ethnographische Skizzen. Leipzig, Wilh. Friedrich. 1888. 8. 253 S.

Die vorliegende Schrift ist eine ganz anschauliche und unterrichtende Reisebeschreibung, aber sie trägt nicht ganz mit Recht den Zusatz „Ethnographische Skizzen". Natürlich ist darin auch von den Eingebornen die Rede, aber sowohl die physische Beschreibung derselben, als die Schilderung ihres Lebens und ihrer volksthümlichen Besonderheiten erhebt sich nirgend über die Eindrücke des Touristen. Nur in den eingestreuten medicinischen, botanischen und zoologischen Angaben zeigt sich eine speciellere Schulung der Beobachter. Nichtsdestoweniger wird das Buch für gewöhnliche Reisende ein erwünschtes Hülfsmittel der Orientirung sein. Es liest sich leicht und bietet eine Uebersicht des Erlebten in guter Anordnung. RUD. VIRCHOW.

VIII.

Die rossgestaltigen Himmelsärzte bei Indern und Griechen.

Von

Direktor **W. SCHWARTZ** in Berlin.

In den Sagen aller Völker spielen die Thiere eine grosse Rolle. Ihre verschiedenen Eigenschaften und Beziehungen zu den Menschen schienen ihnen einen bestimmten Charakter zu verleihen, demgemäss dann die Phantasie ihr Spiel mit ihnen trieb. Die Thiersage ist uralt und über den ganzen Erdkreis verbreitet, dürftiger, wo die vorhandene Thierwelt weniger geeignete Exemplare dazu bot, reicher, wo eine grössere Fülle derartiger vorhanden. Diese Sagen haben etwas internationales, nur dass bei Uebertragungen von einem Volke zum anderen die Species oft wechselt, statt des Fuchses z. B. der Schakal eintritt u. dergl. m.

Unterschieden hiervon, wenn auch gelegentliche Uebergänge sich finden, sind die mythischen Thiere, bezw. thierartige mythische Wesen. Diese hängen mit Natur- und namentlich Himmelsanschauungen zusammen, die sich zu ganzen Bildern entfalteten, aus welchen sich dann die sogenannten Naturmythen entwickelten, und sie stehen parallel und in den mannichfachsten Beziehungen zu den anderen überirdischen Wesen, die der Glaube in jenen Bildern zu erblicken wähnte. Namentlich ist die indogermanische Mythologie, insofern sie sich der phantasievollen Auffassung der Himmelserscheinungen anschloss, reich an solchen Gestaltungen, und besonders charakteristisch haben sich hier auch die verschiedenartigsten Mischgestalten von Thier und Mensch entwickelt. Besonders sind es die an die heulenden Stürme, die fliegenden Wolken, die sich schlängelnden Blitze, sowie die brüllenden oder hallenden Donner sich anschliessenden Bilder, die dabei zur Sprache kommen, indem sie Wölfe, zauberhafte Vögel, Schlangen, Stiere und Rosse, — tonantes equi, wie sie HORAZ u. A. nennen, — in die Mythologie in den mannichfachsten Beziehungen einführten, wie ich solche im „Ursprung der Mythologie" des Eingehenderen in den Localsagen der betreffenden Völker, d. h. in ihrer niederen Mythologie, verfolgt habe.

In allen möglichen Situationen erschienen dort oben am Himmel diese thierartigen Wesen, zumal bald in gewaltiger Conception das Bild ein-

heitlicher gefasst wurde, bald in einer gewissen Zersplitterung die Vorstellung vieler derartiger Wesen sich erzeugte, und man für beiderlei Arten dann die verschiedenste Bestätigung in der sie umgebenden Natur fand.

Indem man z. B. in der Gewitternacht Alles in ein finsteres Chaos versinkend wähnte, aus dem sich dann aber wieder beim Schwinden jener eine neue Lichtwelt erhob, knüpften sich die Schöpfungssagen bei den Persern an „einen" Urstier, der in den brüllenden Donnern in der Entwicklung des Gewitters aufgetreten zu sein schien, während bei den Nordgermanen als Ausgangspunkt der Schöpfung „eine" Kuh auftritt, indem man die herabhängenden und sich euterartig zuspitzenden Wolken als Zitzen fasste und so auf die Vorstellung des betreffenden weiblichen Thieres kam [1]). Beiderlei Species treten dann wieder in der kretischen Sage auf, indem bald Zeus als Stier mit der Europa, bald die Sonnentochter Pasiphae als Kuh mit einem aus den (himmlischen) Wassern angeblich hervorgekommenen Stier buhlt.

Diesen einheitlich gefassten Bildern gegenüber stehen dann Sagen von den „vielen" himmlischen Wolkenkühen, um die Indra kämpft, die Hermes dem Apoll raubt, die Herakles dem Geryoneus entführt oder die nach altem Märchen, das Homer unter die Abenteuer des Odysseus aufgenommen, dieser Held oder vielmehr, nach der Version des Gedichtes, seine Begleiter dem Sonnengotte stehlen und im Gewitterfeuer braten, wobei höchst charakteristisch, wie ich gelegentlich darauf hingewiesen habe, die angeblich noch sich bewegenden und brüllenden Felle der geschlachteten Thiere an die ursprüngliche Gewitterscenerie, nehmlich an die fort und fort brüllenden Gewitterwolken, als die Häute der himmlischen Wolkenkühe, erinnern.

In anderer Weise galten dann die zischenden und sich schlängelnden Blitze als die züngelnden Häupter „eines" geflügelten himmlischen Drachens, welcher der Sonne (oder dem Monde) aus Gefrässigkeit oder Liebesverlangen nachzustellen schien, oder der einzelne Blitz unter dem Bilde „einer" Schlange als „ein" solches himmlisches Unthier, in welches sich der die Sonnenjungfrau bedrängende Sturmesgott (Zeus, Faunus, Odhin) oder umgekehrt das bedrängte Wesen (z. B. Thetis) gewandelt haben sollte, nachdem dasselbe, was die Gewitterscenerie bestätigt, vorher vergeblich, um sich dem Bedränger zu entziehen, zu Wasser oder Feuer geworden war.

Die „Vielheit" tritt dem gegenüber hier wieder z. B. in dem Bilde auf, wenn die griechischen schlangenfüssigen Giganten, die Gewitterdämonen, welche am Horizont aufsteigen, den Himmel stürmen wollen oder wenn in der bei Indern, Griechen, Römern, Deutschen, sowie Letten hervortretenden Schlangenverehrung noch deutlich die ursprüngliche Beziehung auf jene in den Wolken wohnenden Himmelsschlangen im Hintergrunde steht [2]).

1) Ueber derartige Wolkengestaltungen als Zitzen siehe die von Laistner in seinen Nebelsagen 1879 S. 297 beigebrachten Stellen.

2) Ursprung der Mythologie S. 43ff. cf. von Schroeder, Indiens Literatur und

Ebenso schliessen sich an das Donnerross die verschiedensten Bilder: bald reitet es der Sturm-, bald der Sonnengott in den Gewitterkämpfen. Denn Indras, Yamas, Odhins, Balders und Siegfrieds Rosse mit ihren zauberhaften Eigenschaften gehören ebenso hierher, wie der Pegasos, den Bellerophon oder Perseus im Kampf mit dem Gewitterdrachen oder ähnlichen Dämonen reitet, wie er auch in der ideeller entwickelten nationalen Mythologie immer noch am Zeus in dieser Bedeutung sich bekundet, so dass, wenn dieser ihn auch nicht mehr besteigt, er ihm doch Blitz und Donner noch immer zuträgt. Weiter entwickelt sich dann die Scenerie, wenn im leuchtend-sprühenden Blitze — die Götterpferde galten als erzhufig — unter dem Hufschlag des Donnerrosses der Regenquell hervorzubrechen schien, was beim Pegasos bekannter, aber auch in der Baldermythe haften geblieben ist und sich weiter als mythisches Element dann noch durch deutsche Sagen zieht [1]). Wie dann die Himmlischen dort oben bei ihrer angeblichen Buhlschaft im Gewitter (Zeitschr. f. Ethnol. 1885 u. 1886) in wunderbaren Wandlungen als Schlangen auftraten oder „beiderseitig“ in Rindergestalt, wie z. B. im Pasiphae-Mythos, mit einander zu buhlen schienen, in einer Anschauung, zu der vielleicht das Zusammenstossen zweier Gewitter beitrug, so treten ebenso ein Paar Rosse in derselben Weise auf, und die Scenerie der einzelnen Sagen weist wieder auf denselben Naturkreis, nur in modificirter Auffassung, hin.

Nach nordischer Sage wandelt sich nehmlich Loki, um den Bau der sich im Gewitter aufthürmenden Wolkenburg zu stören, in eine Stute. Der Hengst, der dem zauberhaften Baumeister, der jene Burg angeblich baute und sich dafür u. a. Sonne und Mond als Entgelt von den Göttern ausgemacht hatte, die Felsblöcke heranzog, wird wild, zerreisst die Stricke und jagt brünstig der Stute nach. Davon stammte dann Odhins (Wolken-) Grauross Sleipnir, von diesem Siegfried's Grâni, mit dem er die Waberlohe übersprang, d. h. das Gewitterfeuer, das die Burg der Sonnenjungfrau umgab, welche er dann erlöste [2]).

Cultur. Leipzig 1887. S. 377, namentlich die dort beigebrachte Stelle aus dem Yajurveda. Dass die Schlangenverehrung hier erst ausdrücklich erwähnt wird, während der Rigveda von ihr schweigt, ist übrigens kein Grund, sie daselbst als einen Cultus der Eingebornen und erst von den arischen Indern übernommen anzusehen. Sie passt eben nicht zu dem ganzen Standpunkt des Rigveda, wie manches Elementar-Mythische bei den Griechen auch nicht in den des Homer, obwohl es doch früher vorhanden war. Abgesehen von dem sonstigen ganzen, indogermanischen Hintergrund sind zumal die Schlangen in ihren Beziehungen zu den Blitzen ein speciell in der indischen Mythologie überall auch sonst durchbrechendes mythisches Element.

1) Ursprung der Mythologie S. 166—170. Wenn ein Recensent zum Indogermanischen Volksglauben S. 162 den Hinweis auf den Huf beim Rosse Baldurs vermisst, so wird dieser Zug ausdrücklich in der Volkssage erwähnt, die MÜLLER zum Saxo Gramm. S. 120 Anm. beibringt.

2) Ursprung der Mythologie S. 170 f. und S. 80, cf. zu letzterem die isländische vafrlogi, die wabernde Flamme, welche den himmlischen Schatz anzeigt, der angeblich im Gewitter heraufrückt. Ebendas. S. 64 und MAURER, Isländische Volkssagen, 1860, S. 70.

Wenn diese letztere Sage in der nordischen Mythologie nur als ein vereinzelter Niederschlag des alten Volksglaubens erscheint, nach welchem die Gewitterdämonen in Rossgestalt so im bunt wechselnden Wolkentreiben des Unwetters ihr Wesen zu treiben schienen, so hat die griechische Sage eine Menge derartiger Bilder in mehr oder minder ausführlicher Scenerie festgehalten.

Ich werde hernach eingehender auf dieselben zurückkommen, will nur hier gleich zur Feststellung des allgemeinen, auch hier hervortretenden Hintergrundes die „Vielheit“ analoger Wesen in den rossgestaltigen Kentauren, den Cheiron an der Spitze, hervorheben. Wie das Donnerross im Indischen sein Analogon in Indra's Ross Uccaiḥçravas hat, stellen sich auch zu den Kentauren ähnliche Gestaltungen dort[1]). Ich lasse dahingestellt, ob die von KUHN aufgestellte und neuerdings verschieden angefochtene etymologische Parallele von Gandharven und Kentauren richtig ist, jedenfalls finden sich auch bei jenen allerhand hierher schlagende Bezüge; in der Gestalt stehen den Kentauren freilich noch näher die mischgestalteten Kinnara's und Kimpurusha's mit ihren Pferdeköpfen[2]).

Vor allem bestätigen aber die Kentauren der thessalischen Localsage in ihrer ganzen Wesenheit die behauptete Scenerie des Gewitters. Wie das unter Blitz und Donner rasende Wolkentreiben der Stürme auf den Bergeshöhen in dem bachantischen Umzug der Mänaden, Thyiaden, Satyrn und dergleichen Gestaltungen unter Führung ihres stierfüssigen Meisters und Herrn Dionysos einen Ausdruck gefunden, in Analogie zu unseren Hexenversammlungen, bei denen an Stelle eines alten Gottes der Teufel mit seinem Kuhschwanz oder Pferdefuss den Vorsitz führt[3]), so ist die wilde Seite des Kentaurenmythos eine Ausführung des Gewittersturms als einer wilden Jagd, unter Ausmalung entsprechender Accidentien. Die himmlischen Rinder, die Wolkenfrauen, das goldene Himmelslicht, welches in den indogermanischen Mythen als Trank der Himmlischen eine so grosse Rolle spielt[4]), geben ihrem Treiben die Folie. So erscheinen sie als Stierjäger oder in rasender Lust um Frauen und Wein zum Kampfe bereit, immer in Saus und Braus ohne endenden Streit. Feuerbrände und Felsblöcke, die auf den Blitz und die polternden Donner gehen, sind ihre charakteristischen Waffen, ebenso wie ihr Herr und Meister Cheiron recht bezeichnend als Bogenschütze erscheint, indem der Regenbogen in die Scenerie hineingezogen wird. Aber ihre Pferdefüsse verdanken sie dem Donner, das ist das Moment, an welchem ihr Wesen einsetzt, das sich dann die übrigen Himmelserscheinungen in der angedeuteten Weise amalgamirt hat[5]).

---

1) KUHN, Mythol. Studien, I. 1886, S. 221.

2) ELARD MEYER, Indogermanische Mythen. 1883. S. 143.

3) Siehe meinen Aufsatz über Hexenversammlungen in STEINTHAL's Zeitschr. 1888.

4) Poet. Naturan. I. 29 ff. Urspr. d. Stamm- und Gründungssage Roms. 1 f.

5) Urspr. d. Myth. 82, 165, 179. Indogerm. Volksgl. 89 f. XII. Anm. 2.

Von diesem Hintergrunde heben sich dann in anderen Localsagen einzelne Bilder anderer Art, aber desselben Ursprunges ab, von denen uns die Archäologie Kunde erhalten hat. Wenn Kentauren z. B. dargestellt werden, wie sie den Dreizack des Poseidon, d. h. das fulmen trisulcum des himmlischen Wassergottes, tragen, so ist das doch eine deutliche Parallele zu dem, dem Zeus den Blitz zutragenden Pegasos. Ebenso erscheinen sie auch im bacchantischen Zuge vor dem Wagen des Gottes, wie sie auch den Asklepios oder den vergötterten Herakles ziehen, gerade wie die Gandharven vor dem Wagen des Kuvera auftreten[1]).

Vor allem gilt aber eben der Bogenschütze Cheiron in seiner Beziehung zur Jagd, Musik und Heilkunst als der Haupttypus eines Kentauren, indem er die mannichfachsten, an das Gewitter sich anschliessenden Glaubenselemente in sich vereint, die ihm dann einen besonderen Charakter verliehen haben[2]). Charakteristisch ist aber vor allem seine Erzeugung durch Kronos und die Philyra in einer, dem oben geschilderten Mythos von der Erzeugung des Sleipnir ähnlichen Scenerie, indem beide Götter sich „als Rosse“ begatten.

Wie schon oben angedeutet, giebt es zu diesem Abstammungsmythos in griechischer Sage noch die verschiedensten Analogien, die den behaupteten Ursprung bestätigen. Zunächst sind es Sturmeswesen, die das mythische Ross zeugen, vor allem Boreas, Zephyros und Poseidon. Letzterer namentlich galt am allgemeinsten als Schöpfer des Rosses; war er doch auch ursprünglich, wie schon oben erwähnt, der Herr der „himmlischen“ Wasser und Stürme, und wenn im Anschluss daran das Ross dann an den Donner, der Dreizack an den Blitz erinnert, ist er gleichsam der „Herr der blitzenden Speere und donnernden Rosse“, wie RÜCKERT in seinem bekannten Festliede den Herrn des Himmels feiert. So soll Poseidon auch durch den Schlag seines Blitzdreizacks das Ross Skyphios hervorgerufen haben oder, was noch rohalterthümlicher klingt, es soll aus seinem Samen, den er schlafend verloren hat, entstanden sein, was an die bekannte Mythe von der Geburt des Schlangen-Erichthonios aus dem Samen des Hephästos anklingt. Speciell gilt er dann noch als Vater des Pegasos, wie des göttlichen, mit Stimme begabten Rosses Arion, als dessen Vater dann auch Zephyros genannt wird. Letzterer zeugte auch angeblich des Achill unsterbliche Pferde Xanthos und Balios, wie Boreas die feuerschnaubenden Rosse des Ares-Sohnes Diomed und des Erichthonios Stuten.

Auf die Gewitterscenerie weisen aber noch specieller die Mütter des

1) ELARD MEYER, Indogerm. Mythen. I. 143.

2) In seiner Beziehung zum Donner als rossgestaltig gedacht, ist er im übrigen ein rohes Prototyp sowohl des rein anthropomorphisch gestalteten himmlischen Jägers und Musikanten Apollo, den als solchen auch Regenbogen und die Sturmesleier charakterisirt, als auch des himmlischen Arztes Asklepios, dessen Heilkunde, wie wir sehen werden, ganz zu der seinigen im Naturelement stimmt.

himmlischen Rosses hin, denn die Gorgo Medusa, von der Pegasos stammt, gehört ebenso, wie die Harpyie Podarge, mit der Boreas den Arion, oder Zephyros den Xanthos und Balios, oder die Erinnys, mit der Boreas die Ares-Pferde gezeugt haben sollte, zu den Gewittergestalten. (S. Urspr. d. Myth. unter den betreffenden Namen.)

Neben den erwähnten heben sich aber noch zwei andere derartige Mythen ab: die eine, nach der Poseidon und Demeter-Erinnys mit einander als Rosse buhlen und die Despoina und den Arion, die andere, nach der, wie erwähnt, Kronos mit der Philyra so den Cheiron zeugt. Von der ersteren Sage hat Kuhn seiner Zeit des Ausführlicheren gehandelt, indem er sie mit der entsprechenden indischen von der Vermählung des Vivasvat und der Saranyu in Pferdegestalt verglich und den Namen der Saranyu auch lautlich mit der Erinnys zusammenstellte. Man hat dies letztere eben wie die sprachliche Parallele der Ghandarven und Kentauren mit der Zeit bezweifelt; das Sachliche bleibt aber von jedem Zweifel unberührt, und da ergeben sich eben die überraschendsten Resultate.

Nach indischem Mythos entstammen nehmlich jener Verbindung „die himmlischen Heilärzte", das Zwillingspaar der Açvinen, welche davon „die Stutensöhne" heissen, nach dem griechischen Mythos von der Buhlschaft des Kronos mit der Philyra der „rossgestaltige" Kentaur Cheiron, der hülfreiche „mythische Arzt" der Griechen, bei dem auch der Name des Tausendgüldenkrautes Kentaurion noch speciell auf die ursprüngliche Art seiner angeblichen ärztlichen Thätigkeit in ihrer Beziehung zu „heilbringenden Kräutern", wie wir sehen werden, hinweist.

Der Dualismus der Açvinen gegenüber dem einen Cheiron kann dabei nicht auffallen. Das Schwanken zwischen beiden Verhältnissen ergiebt sich als ganz natürlich, je nachdem man Blitz und Donner gesondert oder eines nur als Accidens des anderen fasste, wie auch bei den oben erwähnten, hierher schlagenden Zwillingsgeburten gerade das rossgestaltige, also das Donnerwesen immer charakteristisch in den Vordergrund tritt. Zwar steht dem Pegasos in der einen Sage von seiner Geburt noch ein Chrysaor, „das Blitzwesen mit der goldenen Waffe", als Zwilling zur Seite, sonst aber ist er allein der Mittelpunkt der hierher schlagenden mythischen Bilder, wie es unter den vielen Kentauren dann eben der eine Cheiron geworden ist.

Die Vorstellung aber der Heilkraft, welche den Açvinen wie dem Cheiron beigelegt wurde, erhärtet in noch mehr charakteristischer Weise, als ihre ursprüngliche Natur, ihr behauptetes Auftreten im Gewitter. Wie die ersten Blitze und Donner, sowie die sie begleitenden Regengüsse nach der einem Gewitter in der Regel vorangehenden Schwüle und den dann plötzlich losbrechenden, Alles mit sich fortreissenden Wirbelwinden und der Alles gleichsam verschlingenden Finsterniss eine Erlösung zu bringen

scheinen, so dass der Mensch sie freudig begrüsst, so galten die im Blitz und Donner auftretenden Wesen vom mythischen Standpunkte aus allgemein als die guten Helfer, als die σωτῆρες, wie der Grieche sagte [1]).

Bei den Açvinen specialisirt sich dies aber nun in den von ihnen bis jetzt bekannt gewordenen Mythen noch in doppelter Weise, die schon MYRIANTHEUS in seiner Schrift: „Die Açvins oder arischen Dioskuren". München 1876, behandelt hat. Indem er sich nehmlich der von mir im Urspr. d. Myth. entwickelten Vorstellung vom Donner als Hufschlag eines himmlischen Rosses und dem tröpfelnden Regen als einem durch eine Art Sieb laufenden Wasser anschliesst, charakterisirt er (S. 151) die Açvins als Regengottheiten [2]), wenn es von ihnen heisst: „Die Açvins liessen aus dem Hufe des starken Rosses (hier ist wieder die Einheit) wie aus einer Seihe hundert Krüge von Regen strömen [3])." Dann entwickelt er Mythen. wo die Açvins mit den fliegenden röthlichen Rossen, mit dem (zauberhaften) Gespann, das sich von selbst anschirrt, den Bhujyu aus dem feuchten Ocean retten, d. h. wie er nachweist, die Sonne, die in die Wolkenwasser gefallen. Dass diese letztere Deutung richtig ist, bezeugt, abgesehen von der Scenerie mit den Rossen, die doch weniger zu einem irdischen Meere passen dürfte, der Umstand, dass die Açvins nach anderen Mythen die Sûrja (d. h. die Sonne weiblich gefasst) im Wettlauf der Wagen, d. h. der Donnerwagen, — eine andere Auffassung der Gewitterscenerie [4]), — als Sieger selbst erringen, oder, wenn sie dem Soma vermählt gedacht wird, wenigstens als ihre Brautführer erscheinen [5]).

Beim Cheiron hat sich die Heilkraft nun noch in besonderer Weise,

1) Poet. Naturan. II. S. 174: Ueberall kehren derartige Anschauungen wieder. So fand ich noch in diesen Tagen in G. v. PUTLITZ, Das Frölenhaus. Berlin 1881. S. 88, jemandem folgende Worte bei einem nahenden Gewitter in den Mund gelegt: „Ich fürchte mich nicht vor dem Gewitter, im Gegentheil, es ist eine Erquickung, nach der die ganze Natur sich sehnt und deren wir alle bedürfen. In der Schwüle ist mir beklommen, den ganzen Tag wusste ich nicht, was mir fehlte, was mich ängstlich, unruhig und doch schlaff machte. Da kommt die Erlösung!"

2) Als Regenspender, Zerstörer der Mächte der Finsterniss, Glücksgeber u. dergl. charakterisirt sie auch im Allgemeinen schon M. MÜLLER, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Leipzig 1866. Ja in gewissem Sinne treten Indra und Agni mit ihnen geradezu in Parallele, wenn auch sie Açvinen genannt werden und nach alter Sage Indra auch von einem Ross entsprungen sein sollte, ebenso wie Agni als Ross bezeichnet wird oder sich als Ross verborgen gehalten haben soll (KUHN, Zeitschr. f. Sprch. 1859. S. 450). In ihrem Dualismus ginge Agni auf den Blitz, während Indra der das Donnerross reitende, die Finsterniss bekämpfende, den Regenbogen spannende Regenspender und Segengeber wäre.

3) Dass der Huf gleichsam den ganzen Himmel einnimmt, kann auf dem Gebiete mythischer Vorstellungen nicht befremden. Der Naturmensch dachte nur an die Analogie, die dieses oder jenes Bild veranlasste. Auch der Regenbogen als Bogen, die Gewitterwolke als Helm u. dergl. m. sind gleich kolossal. Selbst bei HOMER hat Athene noch einen ebenso gewaltig gedachten Helm.

4) Poet. Naturan. II. S. 134 ff.

5) An diesen letzteren Mythos schloss sich dann die später immer allgemeiner werdende Vorstellung von den Açvins als Begleitern der Sonne bei ihrem täglichen Auf- und Abtreten von der Himmelsbühne, von der man bisher irrthümlich meist ausgegangen ist.

aber doch wieder im Anschluss an das ihm als eigenthümlich zugeschriebene Terrain der Wolken- und Gewitterbildungen entwickelt. Er ist der himmlische Kräutermann und als solcher der Lehrer und Meister des anderen Götterarztes Asklepios, der zwar nicht mehr rossfüssig gedacht wurde, den aber immer noch Stab und Schlange, sowie seine feurige Geburt u. dergl. m. als ein derselben Scenerie entsprechendes Wesen, nehmlich als eine Art Blitzgott, charakterisirt. Die himmlischen Kräuter und Blumen aber der Kentauren und vor allem des Cheiron gehen auf eine andere indogermanische Vorstellung zurück, nach der man kleinere Wolken als Blumen auf der himmlischen Au und das Entfalten grösserer, namentlich im Gewitter, als ein Aufblühen besonderer Wunder- und Zauberblumen fasste, denen man dann, als einer Art von Fetischen, alle die heil- und segenbringenden Eigenschaften, ebenso wie vom anthropomorphischen Standpunkte aus den Regen- und Gewittergöttern, zuschrieb.

Ich habe diese eigenthümliche Himmelsanschauung der Urzeit im Urspr. d. Myth., in den Poet. Naturanschauungen, sowie in dem Indogerm. Volksglauben in einer solchen Fülle von Variationen verfolgt, dass einige charakteristische Beispiele hier genügen dürften, um das Princip klar zu machen. In der Sieggegend nennen z. B. die Leute noch ein leichtes Wolkengebilde Himmelsblume oder Himmelsrose; in Schwaben sagt man von den weissen Wölkchen, die man sonst Schäfchen nennt, „der Himmel blüht“, und der allgemeine Sprachgebrauch reproducirt diese Ausdrucks- und Vorstellungsweise noch höchst charakteristisch, wenn man von sich entwickelnden Wetterwolken sagt, „da blüht ein Gewitter auf“. In der Urzeit fasste man alles dies nun realiter, und so entstanden Vorstellungen von dem Asphodelos, der auf den Wiesen der Seligen blühe, wie von den Paradies- und Rosengärten dort oben am Himmel u. dergl. m. Vor allem bekam aber die Blume, die im Gewitter aufzublühen schien, einen mythischen Charakter, indem man namentlich die Gewitterschwüle, wie das Leuchten der Blitze, als Accidentien in ihre Erscheinung hineinzog. Hierher gehört u. A. der fabelhafte Krokos, der in der Sage von der Persephone mit seinem betäubenden Duft Himmel und Erde angeblich erfüllte, als von der Himmelswiese, auf der sie sich erging, der in der Wetterwolke mit seinen Donnerrossen aus der Tiefe (der Unterwelt) aufsteigende Hades jene Sonnenjungfrau entführte. Daran reihen sich alle die Zauberpflanzen, die in der Nacht (der Gewitternacht) „feurig“ im Hochsommer erblühen sollten: die goldige Mistel, die als eine Art Panacee (Allheil, gleichsam ein pflanzenartiger *σωτήρ*) galt, ebenso wie die Wunderblume, welche nach indischem, wie deutschem Aberglauben den Berg (d. h. den Wolkenberg) erschliesst, so dass die goldigen Himmelsschätze (Sonne, Mond, Sterne und Regenbogen) wieder sichtbar werden u. dergl. m.

Das sind nun also auch die Himmels-Kräuter und -Blumen, die

φάρμακα der griechischen Sonnentöchter Kirke und Medea, mit denen sie allerhand Zauber treiben, je nach Umständen in bösem oder gutem Sinne, wie ja auch das Gewitter nach beiden Seiten sich bekundet. In letzterem Sinne ist besonders charakteristisch, wenn Medea den Zauber der Verjüngung durch das Kochen von allerhand derartigen Kräutern (auch unsere Hexen brauen noch in den rauchartigen Wolkengebilden) zu üben versteht. Es erinnert an die Sagen vom Glaukos, wo eine Schlange (die Blitzesschlange) das Kraut der Wiederbelebung herbeibringt, u. dergl. m. Erscheint doch nach einem Gewitter die Natur wie neu belebt und die Sonne, namentlich die alte Wintersonne, in dem Frühlingswetter wie verjüngt oder neu geboren.

In der Kenntniss und Anwendung solcher Zauberkräuter schien sich besonders nun die Heilkraft auch der rossgestaltigen himmlischen Kentauren, vor allem des Cheiron zu bewähren, und der kräuterreiche Pelion erschien, wenn man jene Wesen irdisch localisirte, als ein ihnen besonders geeignetes Heim. Dass diese Beziehung solcher, im Donnerhall sich bekundender Wesen zu den himmlischen Heilkräutern aber nicht bloss ein griechischer, sondern auch ein alter indogermanischer Glaube war, beweist der Umstand, auf den ich im Indogerm. Volksglauben hingewiesen habe, dass nach indischer Sage ein solches Zauberkraut schon mit dem Donnerross des Yama in Verbindung gebracht wird, indem es aus seinem Blute entstanden sein sollte.

Die obigen Untersuchungen haben uns wieder einen eigenthümlichen Einblick in das phantasievolle Geistesleben der indogermanischen Urzeit gewährt. Wie die betreffenden Vorstellungen in einem naiven Glauben sich an die den Menschen dem Anscheine nach umgebenden wunderbaren Realitäten anschlossen und so Anschauungen und Bilder der buntesten Art in den Traditionen ablagerten, so sehen wir doch auch schon eine gewisse Gemeinsamkeit von allerhand gleichsam culturartigen Ideen, wenngleich zunächst mehr practischer Art, sich daran knüpfen. An die Vorstellung himmlischer Helfer dort oben, wenn sie auch als rossgestaltige Wesen erschienen und nur allmählich mehr menschenartige Gestalt annahmen, knüpft sich schon die rationelle Vorstellung des Arztes, der die Menschen u. A. durch Anwendung von Kräutern heilt. Es ist neben der rohen Gestaltung der Wesen schon ein gemeinsamer Culturfortschritt, der sich darin abspiegelt, welcher sich für die spätere, mehr historisch werdende Zeit dann menschlich-göttlicher im indischen Dhanvantari, wie im griechischen Asklepios vollzog, von denen der erstere aber mit seinem auf den „Regenbogen“ sich beziehenden Namen[1]), der letztere, wie erwähnt, mit seiner „Schlange“ an einen ähnlichen Ursprung am Himmel erinnert.

1) Ueber weitere Zusammenstellung dieser beiden Namen siehe Kuhn, Herabkunft des Feuers. 1884, S. 250 und 253. Vergl. Elard-Meyer, Indogerm. Mythen, 1883, S. 160.

Ich kann diese Untersuchung aber nicht schliessen, ohne wenigstens mit ein paar Worten noch auf eine Parallele hinzuweisen, welche sich auch auf griechischem Boden gleichfalls an die oben erwähnte Eigenschaft der Açvins als guter Helfer mit ihren Rossen in der Wassersnoth des Gewitters am Himmel knüpft, und theils auch ihrerseits die Gemeinsamkeit gewisser Glaubenssätze für die indogermanische Zeit wieder bestätigt, theils zeigt, wie in der Zersplitterung der Volkskreise dann sich hier das eine, dort das andere Moment erhalten, bezw. weiter entwickelt hat. Am Pelion war keine Stätte für den Cheiron und die Kentauren als „Helfer aus Wassersnoth", aber in Lakedämon treten in den Dioskuren wieder himmlische Zwillinge, wie die Açvins, mit ihren Rossen uns entgegen, und wenngleich sie dann mit der Zeit in die Geschichte des Landes, in die Kämpfe mit den Messeniern eng verwachsen sind, so dass sie bei HOMER endlich als einfache Heroen erscheinen, so erinnern doch noch immer an den ursprünglichen mythischen Hintergrund des Gewitters speciell auch bei ihnen electrische Erscheinungen, die in der Wassersnoth ihr Nahen künden sollten, nehmlich das sogenannte St. Elmsfeuer. Mit dieser Beziehung stehen sie noch auf dem ursprünglichen natürlichen Boden.

IX.

Die Tsimschian.

Von

Dr. **F. BOAS** in New-York.

Die Tsimschian bewohnen den nördlichen Theil der Küste Britisch Columbiens, besonders das Gebiet des Nass- und Skina-Flusses. An dem letzteren erstreckt sich ihr Verbreitungsgebiet weit ins Binnenland, bis in die Nähe des Babine Lake. Südlich des Skina haben sie die der Küste vorgelagerten Inseln inne und finden ihre Südgrenze etwa am Milbank Sund. Der Name Tsimschian, oder richtiger Ts'ẹmṡia'n, bezeichnet eigentlich nur den Stamm am unteren Skina River, welcher zuerst und am innigsten mit Europäern in Berührung gekommen ist, und dessen Name daher auf den ganzen Sprachstamm übergegangen ist. Die Tsimschian sprechenden Stämme haben keinen gemeinsamen Namen in ihrer eigenen Sprache. Von den Tlingit, ihren nördlichen Nachbarn, werden sie Ts'ōtshẹ'n[1]), von den He'iltsuk, ihren südlichen Nachbarn, Kwē'tẹla genannt, während die Haida die einzelnen Stämme mit deren eigenen Namen bezeichnen. Das Tsimschian wird in zwei Dialecten gesprochen, von denen das Nasχa' als der älteste angesehen wird, — vermuthlich mit Recht, da Nasχa'worte häufig in alten Gesängen vorkommen.

Folgende Stammgruppen werden von den Tsimschian unterschieden. Von denselben sprechen die beiden ersten das Nasχa', die übrigen das Tsimschian.

1. Nasχa', am Nass River.
2. Gyitkṡa'n, am oberen Skina (Kṡan) = Volk des Kṡan.
3. Ts'ẹmṡia'n, an der Mündung des Skina = an dem Skina.
4. Gyits'umrä'lon, unterhalb des Cañon des Skina = Volk auf der Höhe.
5. Gyits'alā'ṡẹr, am Cañon des Skina = Volk am Cañon.
6. Gyitqā'tla, auf den Inseln vor der Mündung des Skina = Volk am Meere.
7. Gyitgā'ata, am Grenville Channel = Volk der Spazierstöcke(?)[2]).
8. Gyideṡdzō', nordwestlich von Milbank Sound.

---

1) Das LEPSIUS'sche Standard Alphabet ist für die indianischen Namen angewandt worden.

2) angeblich so genannt, da sie Lachswehre aus parallel in den Fluss gerammten Stäben, nach Art der He'iltsuk, bauten.

Mehrere dieser Gruppen sind wieder in Unterabtheilungen getheilt. welche je in einem Dorfe wohnen. Die Dörfer der beiden ersten Stämme sind mir unbekannt. Die Ts'emsia'n umfassen 10 Dörfer und Stämme:

1. Gyitlä'n = Volk, das mit dem Hintertheile der Canoes vorwärts fährt.
2. Gyilöts'ä'r = Volk des Flussarmes.
3. Gyispeχlå'ots = Volk des Platzes mit Geisblattfrüchten.
4. Gyit'endå' = Volk des Dorfes mit Pallisadenzaun.
5. Gyidnadå'eks = Volk an den Stromschnellen.
6. Gyinaχangyī'ek = Volk des Moskitoplatzes.
7. Gyitwulgyå'ts = Volk des Lagerplatzes.
8. Gyidzī's = Volk des Lachswehres.
9. Gyidzaχtlä'tl = Volk der Salmonberries.
10. Gyitwulksebō'.

Die übrigen Stämme haben nur je ein Dorf, mit Ausnahme der Gyits'alā'ser, deren Dorf an der Nordseite des Flusses von den Gyilaχtså'oks [= Volk der Canoebretter[1])] bewohnt wird, während an der Südseite das der Gyitχtsä'χtl (= Volk des Seeufers) gelegen ist.

Die Gyits'umrä'lon sind die Nachkommen eingewanderter Tongas, welche vor etwa 220 Jahren während andauernder Kriege aus ihrer Heimath entflohen und sich am oberen Skina ansiedelten. Sie vermischten sich mit den Tsimschian, deren Sprache sie im Laufe der Zeit angenommen haben. Die Nachkommen dieser Tongas werden noch heute als Gunhō'ot (= die Flüchtlinge) bezeichnet.

Die Tsimschian sind in 4 Geschlechter eingetheilt: Kanha'da (der Rabe), Laqskī'yek (der Adler), Laqkyebō' (der Wolf) und Gyīspōtuwe'da (der Bär). Das Kind gehört stets zum Geschlechte der Mutter, kann aber in Ausnahmefällen von dem des Vaters adoptirt werden. Das Rabengeschlecht hat die folgenden Abzeichen: Rabe, Haifisch, Seelöwe, Seestern. Das Adlergeschlecht hat: Adler, Biber, Heilbutte, Wal, Tintenfisch, Frosch; das Wolfsgeschlecht: Wolf, Kranich, Eisbär; das Bärengeschlecht endlich: Bär, Sonne, Mond, Sterne, Regenbogen, Abendroth, Delphinus Orca, grouse, Ts'em'a'ks (= im Wasser, ein Seeungeheuer). Die Liste dieser Abzeichen erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

In den folgenden Seiten will ich einige Sagen der eigentlichen Tsimschian, welche ich in Victoria B. C. hörte, wiedergeben:

1. Tsagatilå'o[2]).

Es war einmal ein Häuptling, der hatte eine schöne Tochter. Im Herbste, wenn die Zeit gekommen war, Beeren zu sammeln, pflegte sie mit den übrigen jungen Mädchen in den Wald zu gehen und Beeren zu

1) angeblich so benannt, weil sie die Bretter aus den Canoes vorüberreisender Stämme stehlen.

2) Tsaga = jenseits, di = gemeinsam, lâ = sich auf dem Wasser befinden.

pflücken. Eines Tages war sie mit ihren Gefährtinnen so ausgegangen, und bald kamen sie zu einer Stelle, an der viel Bärenlosung lag. Die Häuptlingstochter suchte ihren Fuss auf eine reinliche Stelle zu setzen; da es aber überall schmutzig war, ward sie unmuthig und schalt die Bären. Die Mädchen gingen dann weiter und fanden viele Beeren. Als es dunkel wurde, kehrten sie mit gefüllten Körben nach Hause zurück. Unterwegs zerrissen die Tragbänder des Korbes der Häuptlingstochter und die Beeren fielen zur Erde. Die übrigen Mädchen warteten, bis jene die Beeren aufgesammelt und ihren Korb wieder zurecht gemacht hatte. Nach kurzer Zeit aber zerrissen die Tragbänder wieder. Abermals warteten die Mädchen auf sie. Sie waren noch nicht weit gegangen, da zerrissen die Bänder zum dritten Male; als aber zum vierten Male dasselbe geschah, sprach die Häuptlingstochter: „Wartet nicht auf mich. Es ist fast dunkel. Geht lieber nach Hause und bittet meine Brüder, mir einen anderen Korb zu bringen.“ Da gingen die Mädchen heim und liessen jene allein im Walde zurück. Sie gingen zum Häuptling und sprachen: „Wir haben lange auf Deine Tochter gewartet. Die Tragbänder ihres Korbes sind zerrissen und sie kann ihre Beeren nicht heimtragen. Schicke Deine Söhne mit einem neuen Korbe in den Wald, um ihr zu helfen.“ Darauf schickte der Häuptling sogleich seine Söhne aus.

Als das Mädchen nun im Walde auf ihre Brüder wartete, kamen zwei schöne junge Männer zu ihr und versprachen, sie nach Hause zurückzuführen. Sie trugen ihr den Korb und gingen rasch vorwärts. Es war ganz finster, und sie führten das Mädchen, ohne dass sie es merkte, zum Hause des Bärenhäuptlings. Die jungen Männer waren nehmlich die Söhne des Bärenhäuptlings. Dieser hatte die Worte des Mädchens gehört, als sie auf die Bären schalt, und hatte beschlossen, sie in seine Gewalt zu bringen. Er bewirkte, dass die Tragbänder des Korbes rissen, und hatte dann seine Söhne ausgesandt, sie zu holen. Als die Bären sie nun kommen sahen, theilten sie es dem Häuptlinge mit. Dieser freute sich und sprach: „Sie soll meines Sohnes Weib werden.“

Mittlerweile durchsuchten die Brüder vergeblich den Wald, um ihre Schwester zu finden, und kehrten endlich betrübt nach Hause zurück. Der alte Häuptling schickte alle Leute aus, seine Tochter zu suchen; aber sie fanden sie nicht. Als es nun Winter ward, assen die Brüder zwei Monate lang Zauberkräuter und achteten dabei genau auf die Vorschriften beim Gebrauche derselben, damit sie guten Erfolg hätten. Sie blieben in der Einsamkeit, und so hatten die Kräuter die gewünschte Wirkung. Wären sie unter Menschen gegangen, so hätten sie den Verstand verloren.

Das Mädchen lebte mittlerweile unter den Bären. Als es Winter geworden war, kam eines Tages eine Maus zu ihr und flüsterte ihr zu: „Wirf Deine Ohrringe ins Feuer.“ Sie gehorchte. Dann hiess die Maus sie all' ihren übrigen Schmuck ins Feuer werfen, und die Häuptlingstochter

gehorchte. Die Maus erzählte ihr dann, dass der Sohn des Bärenhäuptlings sie heirathen werde, und schärfte ihr ein, ja mit keinem anderen Manne zu verkehren, da jener sehr eifersüchtig sei. Und es geschah, wie die Maus gesagt hatte.

Am Tage pflegten die Bären zum Flusse zu gehen, um Lachse zu fangen. Der Häuptlingssohn ging ebenfalls und befahl seiner jungen Frau, Abends ein grosses Feuer bereit zu halten, an dem er sich trocknen könne. Da sammelte die Frau gutes, trockenes Holz und hatte ein hell loderndes Feuer bereit, um ihren Mann zu empfangen, wenn er vom Fischfange zurückkehrte. Als die Bären nun kamen, nahmen sie ihre nassen Mäntel ab und schüttelten dieselben gegen das Feuer aus. Während alle übrigen Feuer nur höher aufflammten, verlöschte das der Häuptlingsfrau. Da ward ihr Mann zornig und sprach: „Du thust, als verständest Du Alles; aber Du weisst gar nichts. Kannst Du kein besseres Holz holen?“ Als die Bären am folgenden Tage wieder zum Lachsfange ausgegangen waren, sagten die Frauen zu der Neugekommenen, sie müsse nasses Holz zum Feuer nehmen, das lange im Flusse gelegen habe, dann würden die Flammen nicht verlöschen, wenn ihr Mann sein Fell ausschüttelte. Sie folgte ihrem Rathe, und Abends, als ihr Mann seinen Mantel ausschüttelte, flammte auch ihr Feuer hoch auf.

Eines Tages kam die Maus wieder zu der Frau und sprach: „Siehst Du jenen Berg? Hinter demselben ist Deines Vaters Heimath. Aber wisse, wenn Du entfliehen willst, so wirst Du diesseits des Berges einen grossen See finden. Am See wohnt ein Mann, Namens Tsagatilạ̈'o, vielleicht wird er Dich hinüberbringen.“ Als die junge Frau das hörte, wünschte sie fortzulaufen, aber sie wusste nicht, wie sie ihre Flucht bewerkstelligen sollte, denn die beiden Schwestern ihres Mannes bewachten sie beständig. Deshalb erdachte sie eine List.

Eines Tages ging sie mit ihren beiden Schwägerinnen aus, Holz zu holen. Sie sammelten grosse Bündel und lehnten dieselben gegen einen Baum. Dann sprach die Frau zu den Mädchen: „Ich will Euch aufladen helfen.“ Die Mädchen setzten sich vor die Holzbündel, um sie sich auf den Rücken schnüren zu lassen. Die Frau aber band die beiden Mädchen an dem Baume fest, ohne dass jene es merkten. Dann sprach sie zu ihnen: „Wartet noch ein wenig. Ich will noch mehr Holz suchen.“ Die Mädchen versprachen zu warten, und nun lief die Frau von dannen, so rasch sie konnte. Als sie aber gar nicht zurückkam, merkten ihre Schwägerinnen, dass sie getäuscht waren. Sie wollten ihr nacheilen, konnten aber nicht aufstehen. Sie schrieen aus Leibeskräften, und als die Frauen der Bären herankamen, erzählten sie, was geschehen sei. Die Frauen befreiten die Mädchen, indem sie die Stricke, mit denen dieselben festgebunden waren, durchbissen. Dann liefen Alle ins Dorf zurück, riefen ihre Männer und Alle verfolgten die Flüchtige.

Diese war aber mittlerweile an den See gelangt und sah auf demselben Tsagatilā'o in einem Kupferboote. Der See war so gross, dass sie nicht ringsherum gehen konnte, und sie hörte schon von weitem die Bären kommen. Sie rief: „O, Tsagatilā'o, erbarme Dich meiner. Nimm mich in Deinen Kahn. Du sollst alle Reichthümer meines Vaters haben.“ Jener aber antwortete nicht, sondern sah nur hinab ins Wasser. Die Bären kamen näher, und die Frau rief wieder: „O, Tsagatilā'o, erbarme Dich meiner.“ Jener aber antwortete nicht. Nun hörte sie die Bären ganz nahe. Da weinte sie vor Angst und sprach: „Nimm mich auf in Deinen Kahn; Du sollst auch alle Besitzthümer meines Onkels haben.“ Noch immer antwortete jener nicht, sondern sah unbeweglich hinab ins Wasser. Nun sah man schon die Bären herankommen, da rief die Frau: „O, Tsagatilā'o, erbarme Dich meiner. Nimm mich in Deinen Kahn, dann will ich auch Deine Frau werden.“ Da freute sich Tsagatilā'o. Er tauchte seine Keule ins Wasser, und sogleich fuhr das Boot von selbst zu dem Platze, an dem die Frau stand. Er nahm sie in den Kahn und stiess wieder vom Ufer. Die Bären waren nun am Ufer angekommen, und als sie Tsagatilā'o und die Frau zusammen im Kahne sahen, wurden sie sehr zornig. Der Sohn des Häuptlings rief: „Tsagatilā'o, gieb mir meine Frau zurück, sonst tödte ich Dich!“ Jener antwortete gar nicht, sondern war mit seiner neuen Frau glücklich. Noch einmal drohten ihm die Bären, und als Tsagatilā'o sich wieder gar nicht um sie kümmerte, sprangen sie ins Wasser, um den Kahn anzugreifen. Da warf Tsagatilā'o seine Keule ins Wasser. Dieselbe ward lebendig, schwamm auf die Bären zu und biss allen die Kehlen durch bis auf zwei, welche bei Zeiten entflohen. Da freute sich Tsagatilā'o.

Abends kehrte er nach Hause zurück. Er hatte aber schon eine Frau mit Namen Ks̱emnā'osō (= die Berglöwin). Als diese vernahm, dass ihr Mann sich eine zweite Frau genommen hatte, dachte sie nur, die werde ich bald tödten. Tsagatilā'o aber, welcher das böse Herz seiner ersten Frau kannte, sprach zu ihr: „Ich liebe die Frau, die ich heute heimgebracht habe, und will nicht, dass Du ihr etwas zu Leide thust.“ „Gewiss,“ erwiderte jene, „sie soll meine Schwester sein.“ Tsagatilā'o warnte nun seine junge Frau vor Ks̱emnā'osō. Er sagte: „Ich fange Tages über Seehunde, Bergziegen und Bären; Abends bringe ich meine Beute nach Hause, und dann isst Ks̱emnā'osō Alles auf. Wenn Du merkst, dass sie isst, schliesse ja Deine Augen und siehe sie nicht an.“ Die Frau versprach zu gehorchen. Da bestieg Tsagatilā'o sein Boot, welches sogleich in dem See versank und im Meere wieder auftauchte. Er tödtete viele Seehunde und füllte seinen Kahn vollständig. Als der Morgen graute, kehrte er zurück. Da freute sich Ks̱emnā'osō. Ihr gab er alle Seehunde. Er liebte sie nicht und ihr gab er Alles, was er fing. Die junge Frau aber liebte er und ihr gab er nichts. Als es dunkelte, ging Tsagatilā'o

wieder aus. Ehe er ging, prägte er der jungen Frau nochmals ein, nicht zuzuschauen, wenn die Alte esse, und jene versprach zu gehorchen. Als es nun ganz dunkel war, hörte sie Ksemnā'osō essen. Da konnte sie der Versuchung nicht widerstehen und öffnete ein Auge ein ganz klein wenig. Da erblickte sie, dass jene einen ganzen Seehund in der Hand trug und bis zum Halse voll war. Die Alte aber merkte sofort, dass jene ihr zusah. Sie ward zornig, sprang auf sie zu und biss ihr die Kehle durch.

Als der Tag graute, kehrte Tsagatilå'o von der Jagd zurück. Bei seiner Rückkehr frug er sogleich nach seiner jungen Frau. Ksemnå'osō erwiderte: „Sie liegt im Bette und schläft." Da wusste Tsagatilå'o gleich, dass jene sie getödtet hatte. Als er ihre Leiche fand, ward er betrübt und fing an zu weinen. Er sagte zu Ksemnå'osō: „Du wirst nun kein Fleisch mehr von mir bekommen." Als es dunkel geworden war, legte die Alte sich nieder zu schlafen, und als sie fest schlief, sprühte Feuer aus ihrem Munde und aus ihren Augen. Da sandte Tsagatilå'o seine Keule und liess dieselbe die Kehle der Alten durchbeissen. Dieselbe biss den ganzen Hals durch, so dass der Kopf zur Erde fiel; aber nach ganz kurzer Zeit flogen die getrennten Theile wieder zusammen. Da liess Tsagatilå'o ihr nochmals von der Keule den Kopf abbeissen und legte Zauberkräuter auf die Wunde, welche verhinderten, dass Kopf und Rumpf wieder zusammenwuchsen. Dann schnitt er sie der Länge nach auf, nahm ihr Herz heraus und trug dasselbe zum Leichnam seiner Frau. Er schwang dasselbe viermal über der Leiche; da stand die junge Frau auf und rieb sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätte. Da ward Tsagatilå'o's Herz froh. Sie zerschnitten nun die Leiche der Alten und begruben die Theile alle an verschiedenen Stellen. Nun hatten Tsagatilå'o und seine Frau keine Sorgen mehr und ihre Herzen waren froh. Bald aber kamen alle Berglöwen, die Kinder der Ksemnå'osō, um ihre Mutter zu sehen. Sie frugen Tsagatilå'o: „Wo ist unsere Mutter?" Dieser erwiderte: „Ich weiss nicht, wohin sie gegangen ist." Da wussten die Berglöwen sogleich, dass sie todt sei. Sie suchten ihren Körper, trugen die Theile in ihre Heimath zurück und weinten zusammen über der Leiche ihrer Mutter. Dann beschlossen sie, ihren Tod zu rächen. Sie wollten Tsagatilå'o tödten. Dieser aber rettete sich in seinen Kahn, und die Thiere mussten unverrichteter Dinge zurückkehren.

Nach einiger Zeit gebar die Frau einen Sohn, welcher den Namen Gunaχanē'semgyet erhielt. Als derselbe eben geboren war, trug Tsagatilå'o ihn zum Wasser hinab und wusch ihn. Dann zog er ihn viermal an Kopf und Füssen in die Länge und drückte ihn wieder zusammen. So ward das Kind so gross, wie ein junger Mann. Er lehrte ihn jagen und fischen, und beide gingen immer zusammen aus. Einst frug der junge Mann, wo sein Grossvater wohne, und da erzählte ihm die Frau, dass sein Grossvater und Onkel grosse Häuptlinge seien und dass ihre Heimath nicht sehr weit

sei. Da beschloss Gunaχaņē'semgyet dieselben zu besuchen. Tsagalilå'o war damit einverstanden und gab seinem Sohne den Kupferkahn, eine Keule, Bogen, Pfeile, Harpune. Er ging auf den Berg und holte die Felle, welche er daselbst verborgen hatte, und gab seinem Sohne runde Steine, in den Mund zu nehmen und dann als Wurfgeschosse zu gebrauchen, und lehrte ihn, wie er sie gebrauchen sollte. Als er nun Alles zum Strande getragen hatte, fing er an, das Boot zu beladen. Dasselbe wurde ganz voll, und er hatte erst den kleinsten Theil der Sachen verstaut. Da drückte er die Ladung mit der Hand nieder, und dieselbe wurde so klein, dass er von Neuem hineinladen konnte. So fuhr er fort, bis Alles verstaut war. Dann schoben sie das Boot ins Wasser, und Gunaχaņē'semgyet, seine Mutter und ein grosser Sklave, Namens Hā'luš, welchen Tsagatilå o ihnen mitgab, fuhren von dannen. Hā'luš steuerte das Boot.

Nach langer Fahrt gelangten sie in das Land Q'atō'u, wo der Grossvater des jungen Mannes lebte. Die Leute sahen das Boot herankommen und frugen den Sklaven: „Wer ist in dem Boote?“ Ha luš antwortete: „Jene Frau ist Eures Häuptlings Tochter. Vor langer Zeit ging sie im Walde verloren und heute kehrt sie mit ihrem Sohne zurück.“ Da weinten die Leute fast vor Freude. Sie sprachen zu Gunaχaņē'semgyet: „Komm', Dein Onkel erwartet Dich in seinem Hause. Bleibe bei uns und werde unser Häuptling.“ Sie zogen das Boot ans Land und fingen an, dasselbe auszuladen. Sie trugen die Sachen in das Haus des alten Häuptlings: dasselbe ward ganz voll. Sie trugen viel in das Haus des Onkels des jungen Mannes: auch dieses wurde voll. Sie trugen so viel aus dem Kahne, dass alle Häuser im Dorfe ganz voll waren. Nun hatten sie Fleisch von Seehunden, Walfischen, Seelöwen, Bären und Felle von Mardern, Seeottern und Bären, soviel ihr Herz begehrte.

Als es Winter wurde, herrschte grosse Noth im Dorfe, da Niemand ausgehen konnte zu jagen. Hoher Schnee bedeckte Alles weit und breit, und es war unmöglich, Brennholz zu sammeln. Da sprach Gunaχaņē'semgyet zu seinen Sklaven: „Lasst uns ausfahren. Wir wollen Fleisch und Holz holen.“ Nach kurzer Zeit gelangten sie an einen Felsen, auf dem viele Seehunde lagen. Da frug der junge Häuptling: „Wollt Ihr gerne die Seehunde haben? Schliesst Eure Augen und verbergt Euch am Boden des Kahnes, so will ich sie tödten.“ Die Sklaven gehorchten. Da nahm Gunaχaņē semgyet seine Keule, warf sie ins Wasser und dieselbe schwamm auf die Seehunde zu. Sie biss ihnen die Kehle durch und kehrte zum Kahne zurück. Da hiess er seine Sklaven wieder aufstehen. Sie trugen die Seehunde ans Land und kochten sie daselbst. Der junge Häuptling befahl ihnen, Alles aufzuessen und nichts mit nach Hause zu nehmen. Eine Sklavin aber dachte daran, dass ihr Kind hungere, und verbarg ein wenig Seehundsfleisch unter ihrem Mantel.

Als sie fertig gegessen hatten, fuhren sie weiter. Bald sahen sie

einen grossen Baum, und Gunaχaṇē'semgyet frug: „Wollt Ihr den Baum haben, um ihn als Brennholz zu gebrauchen?“ Die Sklaven antworteten: „O, Häuptling, wir möchten ihn gerne haben, aber wir können ihn nicht fällen.“ Wieder befahl Jener ihnen, die Augen zu schliessen und sich am Boden des Kahnes zu verbergen. Dann nahm er einen Stein aus dem Munde und warf denselben gegen den Baum. Dieser fiel um und zerbrach in viele Stücke. Als die Sklaven nun ihre Augen wieder öffneten und den Baum gefällt und gespalten fanden, freuten sie sich. Sie beluden das Boot, und als es voll war und noch mehr Holz am Ufer lag, drückte Gunaχaṇē'semgyet die Ladung nieder, so dass noch mehr hineinging. Dann fuhren sie nach der Heimath zurück.

Als sie dort ankamen, halfen alle Leute, das Holz in das Haus ihres Häuptlings zu tragen. Die Sklavin aber, welche das Seehundsfleisch unter ihrem Mantel verborgen hatte, ging zu ihrem Kinde, das im Hause von Gunaχaṇē'semgyet wohnte, und gab ihm das Fleisch. Da das Kind sehr hungrig war, nahm es sich nicht die Zeit, das Fleisch zu kauen, sondern schluckte es herunter und der Bissen blieb ihm im Halse stecken. Der Onkel des jungen Häuptlings merkte nun, dass das Kind etwas ass, kam herbei und nahm ihm den Bissen aus dem Munde. Da frug er die Sklavin, woher sie das Fleisch habe, und diese erzählte: „Gunaχaṇē'semgyet tödtete viele Seehunde und warf einen grossen Baum um, aber er liess uns nicht sehen, wie er es that. Wir glauben Alle, er ist kein rechter Mensch, sondern kommt vom Himmel.“

Gunaχaṇē'semgyet's Onkel hatte aber zwei Töchter, die beide sehr schön waren. Die ältere war schon verheirathet gewesen und die jüngere war lahm an einem Beine. Hā'luš merkte bald, dass Gunaχaṇē'semgyet die ältere der Schwestern liebte, da schlich er sich eines Nachts heimlich in ihre Kammer und nahm sie zur Frau. Als Gunaχaṇē'semgyet das hörte, ward er sehr traurig. Sein Onkel aber tröstete ihn und gab ihm seine zweite Tochter zur Frau. Der Jüngling ging mit ihr zu dem Teiche, aus dem die Leute Wasser zu schöpfen pflegten, und wusch sie. Da wurde ihr lahmes Bein gesund und ihr Haar, das vorher roth gewesen war, schwarz und lang. Sie war nun sehr schön, und Gunaχaṇē'semgyet ging mit ihr nach Hause zurück. Als Hā'luš nun sah, wie schön die junge Frau geworden war, ward er sehr neidisch. Ihr Vater aber schenkte seinem Schwiegersohne viel kostbare Sachen, weil er sie so schön gemacht hatte.

Nach einiger Zeit dachte Gunaχaṇē'semgyet: „O, ginge Hā'luš doch aus, Brennholz zu holen!“ Kaum hatte er es gedacht, da befahl sein Onkel Hā'luš, Brennholz zu holen. Dieser gehorchte und fuhr mit den anderen Sklaven aus, Holz zu holen. Gunaχaṇē'semgyet dachte weiter: „O, brächte doch Hā'luš schlechtes Holz nach Hause!“ Und also geschah es: Hā'luš brachte schlechtes Holz nach Hause, welches stark rauchte, als

es brannte. Und weiter dachte Gunaχaṇē'semgyet: „O, wenn doch der Rauch meiner Schwiegermutter ins Auge flöge!“ Auch dieses geschah und die Schwiegermutter erblindete auf einem Auge. Weiter dachte er: „O, wenn doch mein Onkel zornig werden würde und das Holz aus dem Hause hinauswerfen liesse!“ Und auch dieser Wunsch ging in Erfüllung. Am folgenden Tage dachte er: „O, wenn doch mein Schwiegervater mich aussenden würde, gutes Brennholz zu holen!“ Am nächsten Morgen stand sein Schwiegervater früh auf und hiess ihn ausgehen, Brennholz zu holen. Gunaχaṇē'semgyet nahm sein Boot und fuhr mit vielen Sklaven aus, Holz zu holen. Er belud den Kahn mit gutem, trockenem Holze und drückte dann die Ladung mit seinen Händen nieder, so dass er noch mehr einnehmen konnte. Als das Boot endlich ganz voll war, kehrte er zurück. Alle Leute halfen ihm nun das Holz hinauftragen, das seines Schwiegervaters Haus ganz füllte.

Nach einiger Zeit fuhren die Leute nach Tlō'sems (Nass River), um daselbst Fische zu fangen. Nach sechstägiger Reise gelangten sie zu einer Insel im Nass River. Dort sprach Gunaχaṇē'semgyet zu den Leuten: „Jetzt wollen wir sehen, wer stärker ist, Hā'luš oder ich!“ Da hielten die Boote alle stille und der junge Häuptling fuhr fort, zu Hā'luš gewandt: „Dort auf der Insel liegt ein grosser Stein. Lass' uns nach demselben werfen und versuchen, wer ihn zertrümmern kann.“ Hā'luš nahm daraufhin eine Steinkugel aus dem Munde und warf gegen den Stein. Die Kugel zertrümmerte denselben aber nicht, sondern sprang mit grosser Kraft zurück und traf seiner Schwiegermutter Mund. Sie schlug ein grosses Loch in deren Unterlippe. Da lachten alle Leute Hā'luš aus. Nun war die Reihe an Gunaχaṇē'semgyet. Er nahm die Kugel aus dem Munde und schlenderte dieselbe gegen den Stein, durch den sie ein Loch schlug. Da wussten alle Leute, dass er sehr stark war.

Sie fuhren weiter den Fluss hinauf und kamen zu einem Berge, auf dessen Gipfel viel Kupfer lag. Die Leute versuchten, es zu holen, aber sie konnten nicht den Berg erklimmen. Da sprach Gunaχaṇē'semgyet: „Bemüht Euch nicht vergeblich! Wir wollen das Kupfer mit Steinen herabwerfen. Dann könnt Ihr sehen, ob Hā'luš oder ich stärker ist.“ Da hielten die Boote alle an. Hā'luš warf zuerst. Er nahm einen Stein aus dem Munde und schlenderte ihn, aber er erreichte nicht einmal den Gipfel des Berges. Der Stein rollte den Berg herab und fiel ins Wasser. Da lachten alle Leute Hā'luš aus. Nun nahm Gunaχaṇē'semgyet einen Stein aus dem Munde, er traf das Kupfer und es zerbrach in viele Stücke. Da erhoben sich zwei Hermaphroditen im Boote und sagten: „Ein Stück Kupfer soll nach dem Skina-Flusse fliegen, das andere nach Cassiar (am Stikin-Flusse)“; und also geschah es.

Endlich kamen die Boote nach Tlō'sems. Die Fische zogen erst spät den Fluss hinauf, und lange Zeit hindurch wurden keine gefangen. Da

sprachen die Leute zu Hā'luš und Gunaχaṇē'semgyet: „Geht zum Flusse hinab und versucht zu fischen. Da wollen wir sehen, wer von Euch der beste Mann ist.“ Die beiden Männer gingen in ihre Boote und Hā'luš senkte zuerst seinen Fischrechen ins Wasser. Er fing aber nichts. Dann senkte Gunaχaṇē'semgyet seinen Rechen ins Wasser. Er fing nichts als Baumblätter. Wieder versuchte Hā'luš, fing aber nichts. Gunaχaṇē'semgyet fing beim zweiten Male einen Fisch, und während er beim dritten Male zwei Fische fing, hatte Hā'luš wieder nichts in seinem Rechen. Beim vierten Male fing Gunaχaṇē'semgyet vier Fische, und da Hā'luš wieder nichts fing, schämte er sich so, dass er sowohl wie seine Frau ins Wasser sprangen, wo sie ertranken. Von nun an wurden viele Fische gefangen.

Im Herbste kehrten die Boote wieder nach Meχtlaqχā'tla zurück. Eines Tages sahen die Leute eine Seeotter, es gelang ihnen aber nicht, dieselbe zu fangen. Da baten sie Gunaχaṇē'semgyet, sein Glück zu versuchen, und dieser erlegte das Thier. Seine Frau zerlegte es und zog das Fell ab. Dann ging sie zum Meere hinab, um das Fell zu waschen. Es dauerte nicht lange, da kam Gyilekšets'a'ntk, der Finnwal, herangeschwommen und trug sie fort. Die Frau fürchtete, ins Meer zu fallen, und hielt sich deshalb an seinen Rückenfinnen fest. Der Wal schwamm mit ihr von dannen, ehe ihr Mann zur Hülfe herbeikommen konnte.

Gunaχaṇē'semgyet aber beeilte sich nicht, sondern setzte seinen Kahn in Stand und verfolgte dann den Wal mit vielen Sklaven. Im Nass River sah er, wie jener auf den Grund des Meeres tauchte. Da warf er ein Seil, an dessen Ende ein Stein gebunden war, ins Meer hinab und kletterte daran hinunter. Dort traf er viele Menschen, die ihm erzählten, dass der Wal mit einer Frau des Weges gekommen sei. Er ging weiter und jeder, den er frug, gab ihm dieselbe Auskunft.

Endlich gelangte er an das Haus des Wales. Vor demselben fand er einen Sklaven beschäftigt, Holz zu hacken. Da versteckte sich Gunaχaṇē'semgyet. Plötzlich zerbrach der Keil, mit welchem der Sklave Holz spaltete, und er weinte. Gunaχaṇē'semgyet trat nun aus seinem Verstecke hervor und frug den Sklaven, weshalb er weine. Derselbe erwiderte: „O, mein Keil ist zerbrochen, und wenn mein Herr das sieht, wird er zornig werden.“ Gunaχaṇē'semgyet tröstete ihn da und stellte den Keil wieder her. Dann frug er den Sklaven: „Hast Du nicht meine Frau gesehen?“ Derselbe erwiderte: „Ja, mein Herr hat sie geraubt, aber ich will Dir helfen, sie wiederzubekommen. Heute Abend trage ich Wasser ins Haus. Wenn ich nahe ans Feuer komme, will ich thun, als stolpere ich, und das Feuer ausgiessen, dann komme Du und hole Deine Frau, so lange es dunkel im Hause ist.“ Und also geschah es. Gunaχaṇē'semgyet ergriff seine Frau und lief mit ihr zu dem Seile zurück. Die Wale und alle die Leute, bei denen er vorüber gekommen war, verfolgten ihn, aber sie erreichten ihn nicht. Sobald er an dem Seile rüttelte, zogen die

Leute im Boote ihn schnell hinauf. Da tauchten aber schon die Wale auf und wollten das Boot angreifen. Gunaχaṇē'semgyet aber streute ein Zaubermittel auf den See, das alle tödtete.

Er kehrte dann in seine Heimath zurück und lebte fortan glücklich.

2. Ts'ẹnslå'ek (= der Verlassene).

Vor langer, langer Zeit lebte im Stamme der Gyitwulgyå'ts ein Knabe: dessen Vater war schon lange todt. Seine Mutter aber hatte vier Brüder, deren ältester der Häuptling des Stammes war. Im Sommer fuhr der Stamm den Skina-Fluss hinauf, um Fische zu fangen. Während nun alle Leute eifrig beschäftigt waren, Lachse zu fangen und zuzubereiten, kümmerte sich der Knabe gar nicht darum, sondern spielte immerfort mit drei jungen Sklaven.

Eines Abends, als die Boote vom Fange zurückkamen und Alle beschäftigt waren, die Boote auszuladen und die Lachse zu spalten und zu trocknen, rief ihn sein ältester Onkel und forderte ihn auf, zu helfen. Er aber folgte nicht, sondern spielte weiter. Da sprach der Onkel: „Hüte Dich! Wenn es Winter wird und wir keine Fische mehr fangen können, wirst Du nichts zu essen haben.“ Als der zweite Onkel zurückkam, rief er ebenfalls den Knaben, aber dieser folgte ihm nicht, und ebenso wenig kam er, als die zwei jüngsten ihn riefen. Als er eine Frau Lachse aufschneiden sah, stahl er die Kiemen, rief seine drei Spielgenossen und lief mit ihnen auf einen Berg, auf dem sich viele Adler aufhielten. Er stellte eine Falle auf und benutzte die Kiemen als Köder. Als die Adler dieselben sahen, stürzten sie sich darauf herab; der Knabe fing sie und riss ihnen die Schwungfedern aus. Dieses setzte er täglich fort. Frühmorgens ging er auf den Berg und kam erst spät am Abende zurück. Seine arme Mutter aber hatte Niemand, der ihr helfen konnte, Lachse zu trocknen; denn ihr Mann war lange todt und sie hatte nur den einzigen Sohn. Nach einiger Zeit bauten sich der Knabe und seine drei Spielkameraden ein kleines Haus aus Cederrinde, in dessen Dach sie ein Loch machten. Oben darauf legten sie wieder Fischkiemen. Da stürzten sich die Adler auf dieselben hinab; der Knabe fing sie und riss ihnen die Schwungfedern aus, die er für seine Pfeile gebrauchen wollte. Endlich hatte er zwei Kisten voll Federn.

Mittlerweile war es Herbst geworden und der Stamm fuhr nach dem Meere zurück. Es wurde nun kalt. Schnee bedeckte weit und breit das Land und die Vorräthe waren fast alle verzehrt. Die Mutter des Knaben hatte gar nichts mehr zu essen, denn sie allein hatte nicht genug Lachse trocknen können. Da ging sie zu ihrem ältesten Bruder und bat ihn, ihrem Sohne etwas zu essen zu geben. Dieser weigerte sich zuerst und sagte: „Lass ihn zu den Adlern gehen. Im Sommer hat er sie gefüttert, so mögen sie ihn jetzt füttern.“ Nach einiger Zeit aber schien er doch

Mitleid mit dem Knaben zu haben und rief ihn zu sich ins Haus. Er hiess dann seine Frau einen Lachs aus der Kiste nehmen und denselben kochen. Die Frau that, wie er sie geheissen. Als der Lachs gar war, legte sie ihn in eine Schüssel und gab ihn dem Knaben, der sich ans Feuer gesetzt hatte. Als dieser aber eben seine Hand ausstreckte und zulangen wollte, nahm sein Onkel ihm die Schüssel fort und sprach: „Gehe zu den Adlern, die werden Dich füttern!“ und ass den Lachs selbst. Dann sprach er zu seiner Frau: „Gehe an die Kiste und nimm ksiu (eine Art Beeren) heraus, lege sie in eine Schüssel und gieb sie meinem Neffen.“ Die Frau that also. Als aber der Knabe eben seine Hand nach den Beeren ausstreckte, nahm der Onkel sie ihm fort und ass sie selbst. Zu dem Knaben sprach er: „Gehe zu den Adlern, die werden Dich füttern!“ Dann liess er seine Frau Crabapple aus der Kiste nehmen; aber auch diese nahm er ihm fort. Da ward der Knabe sehr traurig und ging aus dem Hause.

Als der zweite Onkel ihn sah, rief er ihn ebenfalls ins Haus. Auch er that, als wolle er ihm zu essen geben, quälte ihn aber ebenso, wie der älteste der Brüder. Auch der dritte Bruder lud ihn ein, bei ihm zu essen, nahm ihm aber Alles fort, wenn er eben zugreifen wollte. Endlich rief auch der jüngste der Brüder den Knaben ins Haus. Dieser aber war jetzt sehr niedergeschlagen, und als die Leute ihn hereinkommen sahen, weinten sie alle. Da sprach sein Onkel zu seiner Frau: „Nimm etwas Lachs aus der Kiste und koche ihn. Ich will meinem Neffen zu essen geben.“ Die Frau gehorchte, und als der Lachs gar war, legte sie ihn in eine Schüssel und reichte ihn dem Knaben. Dieser aber dachte: ich will meine Hand gar nicht danach ausstrecken; wenn ich es thue, nimmt mein Onkel mir ja doch nur die Schüssel wieder fort. Und er sass, in Gedanken versunken, am Feuer. Der Onkel aber sprach: „Nimm doch und iss!“ Der Knabe aber wollte nicht zugreifen, und erst als sein Onkel ihn viermal aufgefordert hatte, nahm er den Lachs. Als er aufgegessen hatte, liess der Onkel ihm ksín (eine Art Beeren) geben. Die Frau schüttete die Frucht in eine Schüssel mit Wasser, mischte sie mit Fett und gab sie dem Knaben, der das Gericht verzehrte. Dann liess ihm sein Onkel Crabapple reichen. Da war der Knabe satt und ging vergnügt nach Hause.

Als sein ältester Onkel aber hörte, dass er zu essen bekommen hatte, ward er sehr zornig und beschloss, den Knaben zu verlassen. Im Frühling, kurz ehe die Olachen an der Küste erscheinen, sandte eines Nachts der Häuptling einen Sklaven zu allen Familien und befahl ihnen, sich bereit zu machen, am nächsten Morgen zum Nass-Flusse zu gehen. Der Sklave gehorchte und die Leute packten ihre Sachen und rüsteten ihre Boote. Als der Tag graute, schoben sie die Boote ins Wasser. Da befahl der Häuptling: „Nehmt alle Nahrungsmittel und alle Cederrinde mit und löscht alle Feuer aus.“ Die Leute gehorchten. Es war aber

seine Absicht, seinen Neffen ganz allein mit seinem jungen Sklaven zurückzulassen, und der Knabe merkte seine böse Absicht.

Alle waren nun im Boote, mit Ausnahme des Knaben und eines jungen Sklaven. Da sandte der Häuptling zu seinem Neffen und lud ihn ein, in sein Boot zu kommen. Der Knabe aber wusste, dass er ihn doch nicht aufnehmen werde, und kam nicht. Ebensowenig folgte er der Einladung des zweiten und dritten der Brüder. Der jüngste aber lud ihn gar nicht ein, da er wohl wusste, dass der Häuptling ihm doch nicht erlauben werde, seinen Neffen mitzunehmen. Er sagte nur zu seiner Frau: „Lege etwas Nahrungsmittel und ein Reibefeuerzeug in einen Sack und lasse es hier für den Knaben.“ Dann fuhren die Boote ab, und der Knabe und der Sklave blieben allein zurück.

Da beschloss der Knabe, für sich und seinen Gefährten zu sorgen. Er fing an, sich stark zu machen und zu arbeiten. Er baute ein kleines Haus und liess den Sklaven sich drinnen am Feuer wärmen, während er selbst im Freien blieb. Und er liess den Sklaven von den getrockneten Fischen essen, die sein jüngster Onkel für ihn zurückgelassen hatte, während er selbst hungerte. Frühmorgens setzte er sich auf das Dach des Hauses und schaute hinaus in die See. Da sah er, dass das Meer weit zurückgetreten war, und auf einem grossen Felsblocke an einer Landspitze sass ein Adler und schrie. Da sagte der Knabe zum Sklaven: „Gehe doch zum Strande und siehe, weshalb der Adler so schreit.“ Der Sklave gehorchte und sah am Strande neben dem Adler einen kleinen Fisch liegen. Da rief er: „Hier ist ein Fisch“, und trug denselben zu dem Hause hinauf. Er briet ihn und ass ihn. Der Knabe selbst wollte noch nichts geniessen. Am folgenden Morgen sass er wieder auf dem Dache des Hauses und schaute in die See hinaus. Wieder sass der Adler auf dem Felsblocke und schrie. Der Knabe schickte den Sklaven hinab und derselbe fand eine Flunder. Er brachte sie zum Hause hinauf und ass sie. Der Knabe wollte nichts haben. Am Tage baute der Knabe ein grösseres Haus, und am folgenden Morgen erblickte er wieder vom Dache des Hauses aus den Adler auf einem Felsblocke. Als der Sklave zu ihm hinabging, fand er eine kleine Heilbutte. Er trug sie hinauf und sprach zu dem Knaben: „Du musst nun auch etwas essen.“ Dieser willigte ein und liess sich ein kleines Stückchen Fleisch abschneiden. Er nahm den Bissen in den Mund, schluckte ihn aber nicht hinunter.

Am folgenden Morgen fand der Sklave am Strande bei dem Adler einen grossen Tintenfisch und dann eine gewaltige Heilbutte. Dieselbe war so gross, dass er glaubte, er könne sie nicht tragen; aber als er es versuchte, zeigte sich, dass sie sich ohne Mühe tragen liess. Am folgenden Morgen schrie der Adler wieder, und der Sklave fand nun einen grossen Humpback, dann einen Seehund und endlich gar einen Seelöwen. Von nun an kam der Adler nicht wieder, aber jeden Tag fanden die Knaben

mehr Nahrung am Strande. Auf den Seelöwen folgten viele Seehunde, dann zwei, drei, vier Seelöwen und endlich gar ein Wal. Sie hatten nun keinen Platz mehr, wo sie die Nahrung aufspeichern konnten, denn ihr Haus war ganz voll Fleisch und ihre Kisten voll Fett und Oel. Daher baute der Knabe vier grosse Häuser an der Stelle, wo seine Onkel gewohnt hatten, und ein kleineres, das für seine Mutter bestimmt war. Alle Häuser waren voller Nahrungsmittel, und selbst am Ufer lag so viel, dass man die Steine nicht sehen konnte.

Eines Tages fing der Knabe eine Möve. Er zog ihr den Balg ab und trocknete denselben. Dann zog er sich denselben an und verwandelte sich in eine Möve. Er sprach zu dem Sklaven: „Ich will zum Nass-Flusse fliegen und sehen, was die Leute dort machen. Bleibe Du hier und bewache unsere Häuser.“ Damit flog er von dannen. Als er einen halben Tag lang geflogen war, erblickte er die Boote seiner Landsleute, welche zum Fischen ausgefahren waren. Sie fingen aber nichts, denn die Fische hatten sich verspätet und grosse Noth herrschte unter ihnen. Er flatterte um die Boote herum, um seinen jüngsten Onkel zu suchen, der einst gütig gegen ihn gewesen war. Da hörte er die Leute zu einander sprechen: „Was mag nur jene Möve vor haben? Es sieht fast aus, als wolle sie sich auf unser Boot setzen.“ Endlich fand er seinen jüngsten Onkel. Er flog weiter und sah einen Fisch im Wasser. Da fing er denselben, flog über das Boot seines Onkels und liess ihn gerade hineinfallen. Dann flog er nach Hause zurück. Einer der Leute, die der Möve nachsahen, erblickte seine Füsse und rief: „Seht, die Möve hat die Füsse eines Menschen!“ Als der Knabe zu Hause ankam, warf er das Mövenkleid ab und erzählte dem Sklaven, dass er seine Landsleute gefunden habe, dass sie grosse Noth litten und dass er seinem jüngsten Onkel einen Fisch geschenkt habe.

Der Häuptling, welcher seinen Neffen dem Hungertode preisgegeben hatte, glaubte, derselbe sei mittlerweile gestorben, und sandte zwei Sklaven und eine Sklavin zurück, um seine Gebeine zu holen. Frühmorgens rüsteten sie sich zur Fahrt, und nach einem halben Tage gelangten sie nach dem Dorfe. Sie sahen zu ihrem Erstaunen vier grosse und ein kleines Haus, aus denen Rauch aufstieg, und sie frugen einander: „Wohnen hier denn viele Leute?“ Der Knabe sass gerade auf dem Dache, um nach den Thieren am Strande auszuschauen. Als er den Kahn kommen sah, rief er seinem Gefährten zu: „Dort naht ein Kahn, gieb mir rasch meine Kiste mit Adlerfedern und meinen Bogen.“ Er wollte die Ankömmlinge erschiessen. Diese riefen ihm aber zu: „Lebst Du noch? Dein ältester Onkel hat uns gesandt, Deine Gebeine zu holen.“ Er wollte ihnen nicht erlauben, zu landen; da sie aber die Nahrung am Ufer liegen sahen, baten sie ihn inständig, und er gestattete ihnen endlich, heranzukommen. Sie banden ihre Boote am Ufer fest, und der Knabe liess für sie Fische und Walfischfleisch kochen. Er befahl ihnen aber, Alles aufzuessen und

nichts mitzunehmen. Auch verbot er ihnen, seinem Onkel zu erzählen, was sie gesehen hätten. Die Sklavin aber hatte ein Kind bei dem Häuptlinge zurückgelassen und verbarg ein Stück Walfischfleisch unter ihrem Mäntelchen, um es demselben mitzubringen. Am folgenden Tage schickte der Knabe die drei Sklaven zurück und trug ihnen auf, seinen jüngsten Onkel einzuladen, herzukommen. Mittags reisten sie ab und gelangten Abends zum Nass-Flusse. Da frug der Häuptling: „Wie steht es mit meinem Neffen? Habt Ihr seine Gebeine mitgebracht?“ Sie antworteten: „Nein, er lebt noch und ist gesund.“ Das wollte der Häuptling kaum glauben. Die Sklavin ging nun zu ihrem Kinde und gab demselben unbemerkt das Stück Walfischfleisch. Das Kind aber war so hungrig, dass es den Bissen auf einmal verschlucken wollte. Er blieb ihm im Halse sitzen, und es fing an zu röcheln. Die Frau des Häuptlings hörte dieses und frug die Sklavin: „Was fehlt Deinem Kinde?“ Diese antwortete: „O, nichts, es hat sein Bett beschmutzt und schreit.“ „Nein, es röchelt ja,“ erwiderte die Frau des Häuptlings. Sie machte das Feuer hell aufleuchten, ging zu dem Kinde und nahm ihm das Stück Walfischfleisch aus dem Munde. Die Häuptlingsfrau roch daran und merkte, dass es Walfischfleisch war. Da rief sie: „Woher hast Du das?“ Die Sklavin wollte nicht antworten, aber die Frau erzählte es dem Häuptlinge, und da dieser sie zu tödten drohte, sagte die Sklavin Alles: wie sie den Knaben gefunden hätten, und dass er Nahrung in Hülle und Fülle habe.

Da freute sich der Häuptling, und er liess allen Leuten befehlen, die Boote zu beladen, um nach dem Winterdorfe zurückzukehren. Noch in derselben Nacht wurden die Boote beladen und frühmorgens fuhren sie ab.

Der Häuptling hatte aber vier Töchter, der zweite und dritte der Brüder je drei und der jüngste zwei. Die drei ältesten hiessen die Mädchen sich schön anziehen, denn sie wollten sie ihrem Neffen zu Frauen geben. Der jüngste aber that nichts derart. Als nun die Boote sich dem Orte näherten, fanden sie, dass das Meer ganz mit Fett bedeckt war. Die älteste Tochter des Häuptlings war so hungrig, dass sie dasselbe mit der Hand aufschöpfte und genoss. Als sie herankamen, erblickten sie den Knaben auf dem Dache eines der Häuser sitzend, und erblickten das kleine Haus und die vier grossen Häuser. Da stand der Häuptling in seinem Boote auf und rief: „Ich will Dir meine vier Töchter zu Frauen geben.“ Und ebenso sprachen der zweite und dritte. Der jüngste der Brüder aber sagte nichts. Der Knabe drohte die drei ältesten zu erschiessen. Den jüngsten aber lud er ein, ans Land zu kommen, und er nahm seine Töchter zu Frauen. Da wurden die drei ältesten Brüder voller Sorgen und sie flehten ihren Neffen an, er solle sie ans Land kommen lassen. Endlich willfahrte dieser ihren Bitten. Der Knabe gab dann ein grosses Schenkfest und nahm den Namen Ts'enslā'ek an. Er ward ein grosser Häuptling unter den Gyitwulgyå'ts.

3. Die Entstehung der Wihalait[1]).

Es war einmal ein Mann, der ging Bergziegen jagen. Droben auf dem Berge traf er einen weissen Bären und verfolgte denselben. Endlich kam er nahe an ihn heran; er schoss ihn und traf ihn in die Seite. Der Bär lief weiter und verschwand endlich in einem steilen Felsen. Es währte nicht lange, da trat ein Mann aus dem Berge heraus, ging auf den Jäger zu und rief ihn herein. Da fand derselbe in dem Berge ein grosses Haus. Der Mann liess ihn an der rechten Seite des Hauses niedersitzen, und da erblickte der Jäger vier Gruppen von Menschen und sah, was sie thaten. In einer Ecke waren die Mē'itla; in der zweiten Ecke waren die Nō'otlam, welche Hunde frassen; in der dritten die Wihalait, welche Menschen frassen; in der vierten die Ṡemhalait. Die ersten und letzten aber fürchteten sich sehr vor den beiden anderen. Drei Tage lang blieb der Jäger in dem Hause im Berge, — es waren aber in Wahrheit drei Jahre. Dann sandte ihn der Mann zurück und befahl ihm, Alles nachzumachen, was er im Berge gesehen habe.

Der Jäger wurde von dem weissen Bären nach seiner Heimath geführt und gelangte dort auf den Gipfel eines Baumes. Da erblickten ihn die Leute. Und er rutschte auf seinem Rücken den Baum hinunter. Er stürzte sich auf einen Mann und frass ihn auf. Er stürzte sich auf einen anderen und zerriss ihn, und so tödtete er viele Menschen. Endlich aber gelang es doch den Männern, ihn in ihre Gewalt zu bringen, und sie heilten ihn mit Zauberkräutern. Als er wieder ganz gesund war, lehrte er sie die Tänze der vier Gruppen, welche er im Berge gesehen hatte, und seitdem essen die Menschen Hunde und zerreissen Menschen.

4. Die sechs Jäger.

Sechs Männer gingen einst auf Jagd. Sie legten ihren Proviant in eine kleine Hütte aus Fichtenzweigen. Als sie aber zurückkamen, fanden sie, dass ein Eichhörnchen ihnen denselben gestohlen hatte. Da wurden sie zornig. Sie fingen das Eichhörnchen und warfen es ins Feuer. Da verbrannte sein Schwanz. Sie legten sich nieder zu schlafen. Am folgenden Morgen fanden sie aber, dass sie sowohl, wie ihre sechs Hunde, in einer tiefen Grube lagen, aus der sie nicht herauskommen konnten. Da sie sehr hungrig waren, tödteten sie einen der Hunde und warfen ihn ins Feuer, um ihn zu braten. Da plötzlich sahen sie ihn lebendig am Rande der Grube stehen. Als die Männer das sahen, sprangen fünf von ihnen ebenfalls ins Feuer; nur einer, der Sohn eines Häuptlings, erwartete

---

1) Ṡemhalait bedeutet: der gewöhnliche Tanz. Wihalait: der grosse Tanz. Der letztere wird oft auch Ōlala genannt. Die drei Namen Ōlala, Nō'otlam und Mē'itla sind Lehnworte, die aus der Kwakiutl-Sprache entnommen sind. Der Tanz und die dazu gehörigen Ceremonien gehörten ursprünglich nur den Kwakiutl-Stämmen an, haben sich aber im Laufe der Zeit auf deren Nachbarn verbreitet.

geduldig seinen Tod. Plötzlich sah er die anderen am Rande der Grube stehen und bat sie, nach Hause zu gehen und seine Freunde zu bitten, ihm aus der Grube zu helfen.

Als es dunkel wurde, legte er sich nieder zu schlafen. Da plötzlich hörte er eine feine Stimme neben sich und erblickte eine Maus, die ihn einlud, ihr zu folgen. Er stand auf und die Maus führte ihn in ein Haus, in dem er eine alte Frau, das Eichhörnchen, fand. Diese sagte: „Es ist gut, das Du nicht ins Feuer gesprungen bist, denn sonst wärst Du gestorben. Deine Genossen sind jetzt alle todt. Wenn Du morgen früh aufwachst, so folge dem schmalen Wege, den Du sehen wirst, und vermeide den breiten.“ Am nächsten Morgen, als er erwachte, fand er sich wieder im Walde und sah die Gebeine seiner Genossen neben sich liegen. Er folgte dem schmalen Wege und gelangte so wieder nach Hause. Als er dort seine Erlebnisse erzählte, wurden die Leute zornig und beschlossen, die Eichhörnchen zu tödten. Sie fingen alle, ausser einem Weibchen, und tödteten sie. Da weinte dieses und rief: „In vier Tagen soll Euer Dorf verbrennen!“ Und also geschah es; nur das Haus des jungen Häuptlings blieb verschont.

5. Der Biber und das Stachelschwein.

Der Biber und das Stachelschwein waren gute Freunde. Einst gingen sie zusammen in den Wald, und das Stachelschwein sprach zum Biber: „Steige doch auf jenen Baum.“ Der Biber sagte, er könne nicht klettern. Da sprach das Stachelschwein: „Ich bin gerade so plump wie Du, siehe nur, wie ich klettere.“ Der Biber liess sich verleiten, es ihm nachzumachen. Er kam glücklich auf den Baum, wusste aber nicht, wie er wieder herunterkommen sollte. Da sagte das Stachelschwein zu ihm: „Springe doch herunter, so wie ich es mache!“ Da der Biber sich gar nicht anders zu helfen wusste, liess er sich herunter fallen und that sich sehr wehe. Da lachte das Stachelschwein ihn aus.

Er dachte aber daran, wie er sich rächen solle, und nach einiger Zeit sprach er zum Stachelschweine: „Komm, lass uns in den See gehen und schwimmen.“ Das Stachelschwein sagte: „Ich kann nicht schwimmen.“ „O, das macht nichts,“ versetzte der Biber, „ich will Dich tragen. Wenn ich tauche und Dir der Athem ausgeht, so kratze meinen Rücken, und ich werde gleich wieder an die Oberfläche kommen.“ Das Stachelschwein liess sich endlich verleiten. Der Biber tauchte, bald kratzte es ihn, da tauchte er auf; als sie aber mitten im See waren, tauchte er lange unter und achtete nicht darauf, dass das Stachelschwein ihn kratzte. Er blieb unten, bis dasselbe halb todt war. Dann trug er es auf einen Baumstumpf, der mitten im See lag, und schwamm zurück. Als das Stachelschwein erwachte und sich rings von Wasser umgeben sah, bat es zum Himmel, den Frost zu senden, dass der See gefröre. Der Himmel erhörte seine Bitte, und so konnte das Stachelschwein heimkehren.

Besprechungen.

FRIEDR. RATZEL. Völkerkunde. Bd. III. Kulturvölker der Alten und Neuen Welt. Mit 235 Abbildungen im Text, 9 Aquarelltafeln und 1 Karte. Leipzig 1888. Bibliogr. Institut. gr. 8. 778 S.

Die Vorzüge, wie die Mängel, welche Ref. in seiner Besprechung der ersten Bände des vorliegenden Werkes hervorgehoben hatte (1886. S. 290), sind auch diesem Bande eigen, ja sie treten hier sogar stärker hervor. Es erklärt sich diess aus der Natur der abgehandelten Gegenstände. Obwohl in den vorhergehenden Bänden im Allgemeinen, wie natürlich, die geographische Lage das Eintheilungsprincip abgab, so hat der Verf. in denselben doch überall gewisse Völker oder Stämme von höherer Cultur ausgeschlossen. Dadurch ist der dritte Band zu einer Art von Selecta geworden, in welcher sämmtliche Culturvölker nach einander abgehandelt werden. Der Vortheil dieser Disposition ist nicht leicht zu erkennen. Ethnologisch betrachtet, haben viele Culturvölker doch mehr Beziehungen zu ihren noch roheren Nachbarn, als unter einander. In Amerika liegt diess auf der Hand, aber auch in Afrika und in Asien ist es nicht anders. Gelegentlich erkennt der Verf. das auch an. So fasst er in dem II. Abschnitte des vorliegenden Bandes unter der allgemeinen Bezeichnung „Erythräischer Völkerkreis" nicht blos die Sahara, Nubien, Arabien und Aegypten zusammen, sondern er nimmt auch den ganzen Sudan und Abessinien hinzu. Aber es will nicht recht in den Sinn, warum dann die Galla und die Suaheli nicht auch noch hinzugefügt werden, und noch weniger, warum die Sudanesen Culturvölker sein sollen. Wenn die Tibbu in diesem Bande ihren Platz finden, so hätten die Kanaken von Hawaii und die Maori auch wohl Anspruch auf eine solche Ehrenstellung. In der Seele des Verf. kämpfen eben zwei verschiedene Richtungen: die ethnologische und die culturgeschichtliche, und wie schon früher auseinandergesetzt, die letztere erhält absichtlich den Vorrang. Gewiss ist jede dieser Richtungen an sich berechtigt, aber das vorliegende Werk liefert den Beweis, dass sie sich nicht ohne Gefahr, verwirrend zu wirken, neben einander durchführen lassen. Die analytische Methode der Ethnologie verträgt sich nur dann mit der synthetischen Methode der Culturgeschichte, wenn die letztere erst einsetzt, nachdem die Ethnologie einen festen Boden für die Betrachtung geschaffen hat. Der enge Zusammenhang der Culturgeschichte mit der Religionsgeschichte lehrt ja überzeugend, wie wenig die ethnologische Stellung der einzelnen Völker in ihrer späteren Entwickelung, wo sie mit immer grösseren Kreisen fremder Völker in nahe Beziehung treten, für ihre culturgeschichtliche und religiöse Stellung bedeutet. Aber der Verf. bindet sich gelegentlich weder an die ethnologische, noch an die culturgeschichtliche Stellung der Völker, die er zusammenfasst. So verzeichnet er als Hauptgruppen der „Kaukasusvölker" Armenier, Kurden, Grusiner, Tscherkessen u. s. f. Diess ist nicht einmal geographisch zulässig. Die Folge davon ist, dass man von allen herzlich wenig erfährt. Das grosse Wissen und die erstaunliche Fülle des Materials, über welche der Verf. gebietet, kommen dem Leser lange nicht in dem Maasse zu Gute, als sich bei einer anderen Anordnung erwarten liesse. Auch fehlt zuweilen bei der unermesslichen Ausdehnung des Stoffes jene sichere Durcharbeitung, welche dem Leser eine Gewähr ist, dass er nur Zuverlässiges in sich aufnimmt. So sagt der Verf. (S. 21), Aegypten habe den Höhepunkt architektonischen Könnens schon in der IV. Dynastie erreicht, wo die Pyramiden geschaffen wurden. Unmittelbar darauf heisst es: „Gleichzeitig erhebt sich in den Denkmälern dieser und der folgenden Dynastie

die bildende Kunst auf den Gipfel der Vollkommenheit. Die Keime von Lebendigkeit, Freiheit, Eleganz, die hier liegen, würden, wenn sie in späteren Perioden aufgegangen wären, diese Kunstentwickelung zu ganz anderer Höhe gebracht haben." Dazu citirt er ein colorirtes Wandgemälde und 3 Abbildungen: S. 26. die bekannte Holzstatuette des Dorfschulzen, S. 28. den Tempel von Edfu und S. 30. die Tempel von Philae Sollte man nun nicht glauben, dass diese 4 Kunstwerke derselben Zeit angehören? Aber der Dorfschulze stammt aus der Zeit der V. Dynastie, das Wandgemälde (aus dem Grabe des Hui in Theben) aus dem Ende der XVIII. Dynastie, die Tempel von Edfu und von Philae gar aus den Zeiten der Ptolemaeer. Soll man nun etwa aus der Holzstatuette schliessen, dass die Ptolemaeer schönere Tempel gebaut haben würden, wenn der Dorfschulze erst später gearbeitet worden wäre? oder dass die Architektur der Aegypter desshalb nicht auf den Gipfel der Vollkommenheit gelangt ist, weil Sculptur und Malerei sich nicht in gleicher Weise fortgebildet haben? Dieses Alles bleibt dunkel.

Die Ausstattung des Buches ist in derselben reichen Weise durchgeführt, welche die ersten Bände ziert. Dagegen lässt die Auswahl der Abbildungen manches zu wünschen übrig. Dahin gehört insbesondere die Zusammenfügung sehr heterogener Gegenstände auf den colorirten Tafeln. Besonders charakteristisch ist in dieser Beziehung die Tafel der ost- und nordeuropäischen Völkertypen, wo Georgier und Osseten mit Isländern und Polen in einer überaus bunten Gruppe zusammengestellt sind. Hier ist, wie es scheint, nicht einmal derselbe Maassstab für die verschiedenen Personen gewählt worden, so dass der winzige Georgier und die isländische Zwergin neben dem strammen Osseten und der stattlichen Russin sonderbare Figuren bilden. Der türkische Offizier (S. 335), dessen Abstammung man nicht kennt, lässt ebenso kalt, wie der ägyptische Araber mit negroidem Typus (S. 88). Und gar erst der Dachelaner (S. 205), dessen missgestalteter Schädel bei der Kahlheit des Kopfes um so auffälliger hervortritt, würde besser in einem Handbuche der Pathologie seinen Platz finden. Dem Verständniss des grossen Publikums, auf welches doch das Buch berechnet ist, würde ungleich mehr gedient sein, wenn ihm eine kleinere, aber auch ganz zuverlässige Anzahl von Abbildungen unterbreitet würde. Die Schwierigkeit für unsere europäischen Künstler, Kopfbildung und Physiognomie fremder Völker wiederzugeben, ist an sich so gross, dass fast jedes photographische Portrait in Lithographie und Holzschnitt falsch wiedergegeben wird. Mischrassen durch sie darstellen zu lassen, ist ein höchst verwegenes Unternehmen. RUD. VIRCHOW.

MORITZ ALSBERG. Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen allgemein fasslich dargestellt. Stuttgart, O. Weisert, 1888. 8. 407 S. Mit 2 Karten, 2 lithogr. Tafeln und 154 Abbildungen im Text.

Das vorstehend bezeichnete Werk vereinigt zwei grosse Vorzüge: einmal den einer gedrängten und leicht verständlichen Darstellung, zum andern den einer fleissigen und umsichtigen Vorbereitung. Es wird sich daher gewiss eines dankbaren Leserkreises erfreuen. Dazu kommt die ausgesprochene Neigung des Verfassers, sich gerade mit den dunkelsten Abschnitten am eingehendsten zu beschäftigen, was zweifellos den Reiz seiner Ausführungen sehr erhöht. Während er in dem Titel des Buches nur von einer „Berücksichtigung der Vorgeschichte des Menschen" spricht, so stellt sich in Wirklichkeit die Vorgeschichte als sein eigentliches Ziel dar. Dagegen lässt sich einwenden, dass die ethnologische Betrachtung des Menschen mindestens eine gleichberechtigte ist, ja dass sie den unvergleichlichen Vortheil darbietet, dass wir bei ihr die unmittelbare Beobachtung vor uns haben, während die Vorgeschichte meist aus vereinzelten Thatsachen, deren Zusammenhang oft sehr zweifelhaft ist, erschlossen werden muss. So geschieht es, dass der Verfasser nicht selten das wirkliche Material bei Seite liegen lässt, um die hypothetischen Fragen, welche sich daran knüpfen, ausführlich zu besprechen. Er hat z. B. zwei Kapitel über Menschenrassen (III. die menschlichen Rassenmerkmale, IV. die Entstehung der Menschenrassen), aber vergeblich sucht man nach einer Darstellung der Menschenrassen

selbst. Und doch ist diese Frage keineswegs eine so einfache. Selbst wenn der Verfasser sein Werk statt „Anthropologie“ genannt hätte „Anthropogenie“, was für einen grossen Theil desselben eigentlich mehr zutreffen würde, so hätte doch auch der gegebene Mensch Anspruch darauf, eine ausführlichere Besprechung zu finden. Wer sich aus der Geschichte unserer Wissenschaft erinnert, wie viel Licht auf die Vorgeschichte aus den ethnologischen Studien über die wilden Völker gefallen ist, der wird es schmerzlich vermissen, dass auch nicht ein einziges dieser Völker eine specielle Bearbeitung erfahren hat. Es ist das um so mehr zu bedauern, als aus den Ausführungen des Verfassers deutlich zu ersehen ist, dass es ihm an Kenntnissen in dieser Richtung nicht fehlt. Die anthropologische Literatur ist allerdings im Laufe weniger Jahrzehnte so ins Breite gewachsen, dass es selbst für den Fachgelehrten eine kaum zu überwindende Schwierigkeit darbietet, allen Erscheinungen zu folgen. Aber die Vorsicht würde es doch erfordern, die Bedeutung individueller Auffassungen mit grösster Vorsicht abzuschätzen. So stellt sich der Verfasser (S. 226) mit Entschlossenheit auf die Seite derjenigen, welche die Existenz eiserner Werkzeuge in einer Zeit behaupten, aus welcher nicht ein einziges eisernes Werkzeug bekannt ist: es ist möglich, dass er trotz dieses Mangels im Rechten ist, aber „unumstösslich“ sind seine Beweise keineswegs. Er lässt ferner die verschiedenen Menschenrassen aus einer einzigen durch die Einflüsse des Klimas hervorgehen (S. 64), aber er kann weder die Urrasse nachweisen, noch ein einziges Beispiel einer sicher nachgewiesenen Veränderung einer Rasse in eine andere aufzeigen. Gewisse, vorzugsweise berühmt gewordene, aber ganz solitäre Funde schildert der Verfasser mit Vorliebe, ohne auch nur die Gegengründe vollständig aufzuführen. Referent verweist auf die Darstellung des Schipka-Kiefers (S. 76), bei dem es nachgerade zweifelhaft geworden ist, ob er überhaupt ein diluviales Stück ist, und auf die Schädel von Canstatt und dem Neanderthal (S. 68), welche der Verfasser schildert, ohne dass er die jetzt nachgewiesene Zugehörigkeit des ersteren zu einem, vielleicht historischen Gräberfelde und das Vorkommen zahlreicher „neanderthaloider“ Schädel der historischen Zeit unbefangen würdigt. Referent erlaubt sich in letzterer Beziehung auf die Abbildungen hinzuweisen, die er in seinen „Beiträgen zur physischen Anthropologie der Deutschen“, Berlin 1876, S. 235 fgg. gegeben hat. Gerade bei dieser Gelegenheit zeigt sich, wie viel auf die Stellung eines Schädels für die vergleichende Betrachtung ankommt. Aber der Verfasser nimmt von den Erörterungen über die Horizontale des Schädels so wenig Notiz, dass er eine Reihe von Kopf- und Schädelabbildungen (z. B. Figg. 15 und 16 auf S. 36, Fig. 26 auf S. 73, Fig. 31 auf S. 82) liefert, die in ganz unzulässigen Stellungen wiedergegeben sind. Es ist ja nicht Pedanterie oder willkürliche Rechthaberei, wenn die wirklichen Naturforscher unter den Anthropologen feste Normen für die vergleichende Betrachtung fordern, und es würde dieses Bestreben wesentlich fördern, wenn die populären Schriftsteller wenigstens die Gründe darlegen wollten, warum solche Normen für nothwendig gehalten werden. Photographen, Maler, Bildhauer und zahlreiche andere, welche sich mit der Nachbildung menschlicher Köpfe beschäftigen, würden sich dann vielleicht daran gewöhnen, wenigstens die Typen, welche sie ihren Arbeiten zu Grunde legen, und namentlich solche, welche sie als Typen geben wollen, in einer Form anzufertigen, welche mässigen Anforderungen der Wissenschaft entspricht. Der Verfasser, welcher anatomisches Verständniss in genügender Weise besitzt, würde gewiss viel dazu beitragen können, einen solchen Fortschritt herbeizuführen, wenn er in seinen künftigen Publikationen als Vermittler zwischen den Trägern der Wissenschaft und denen der ausübenden Kunst eintreten wollte.

Rud. Virchow.

J. W. Powell. Third annual report of the Bureau of Ethnology 1881—82. Washington, Government printing office, 1884. 4. 606 p. with 44 Plates and 200 figures. — Fourth report 1882—83. Washington 1886. 532 p., 83 Plates and 564 figures.

Seit der Besprechung des zweiten Jahresberichtes des ethnologischen Bureaus in Washington (diese Zeitschr. 1885. Bd. XVII. S. 41) ist nur über eine Publikation der

folgenden Zeit Anzeige erstattet worden (1887. S. 100). Wenn wir gegenwärtig die beiden grossen Bände mit ihrem reichen Inhalt überblicken, so müssen wir offen anerkennen, dass die alte Welt nichts aufzuweisen hat, was an Grossartigkeit des Planes und an Sorgfalt der Ausführung mit den Arbeiten des nordamerikanischen Bureaus wetteifern könnte. Wir haben in den letzten Jahrzehnten grosse Fortschritte in ähnlichen Studien gemacht, und wir dürfen das, was viele Privatleute und hier und da auch die Vertreter von Provinzialverbänden und Ländern veröffentlicht haben, namentlich in Bezug auf einzelne Fragen und auf einzelne Gebiete, ohne Uebertreibung recht hoch stellen, aber eine officielle Instanz, ausgestattet mit so grossen Mitteln und so vielen Arbeitskräften und geleitet von einer so umsichtigen Direktion, giebt es in Europa für prähistorische und zeitgenössische Ethnologie nicht. Möge der amerikanische Congress, der sich in jeder Beziehung so freigebig und so verständnissvoll dieser nationalen Aufgabe zugewendet hat, darin nicht ermüden! Der Dank der ganzen wissenschaftlichen Welt darf ihm schon jetzt ausgesprochen werden.

In Bezug auf Einzelheiten müssen wir uns, bei der Fülle des gebotenen Stoffes, auf eine kurze Inhaltsangabe beschränken. Der Bericht für 1881—82 enthält ausser einer ausführlichen Einleitung des Direktors folgende Specialabhandlungen: 1) Bemerkungen über Maya- und mexikanische Manuskripte von Prof. Cyrus Thomas, anknüpfend an zwei Blätter des Codex Cortesianus. 2) Ueber Masken, Lippenpflöcke und gewisse Urgebräuche mit besonderer Berücksichtigung ihrer geographischen Verbreitung von W. Healey Dall, eine sehr interessante Untersuchung, in welcher der Verfasser alte Verbindungen der Westküste America's mit Melanesien und den von hier eingeführten Gebrauch der Masken und Lippenpflöcke nachzuweisen sucht. 3) Sociologie der Omaha von J. Owen Dorsey. Die Omaha bilden mit den Ponka, Osage und Kansas den Thegiha-Zweig der Sioux-Familie und wohnten wahrscheinlich früher in der Gegend von St. Louis. Gegenwärtig leben noch etwa 1100 von ihnen in einer Reservation von Dakota und Burt County. Der Verfasser, der als Missionär ausgedehnte Gelegenheit zu Studien über die socialen Einrichtungen des Stammes hatte, schildert sehr ausführlich die Organisation der einzelnen Glieder, in welche derselbe zerfiel, und ihre Beziehungen unter einander, wobei das Eherecht eine besonders gründliche Darstellung findet. 4) Navayo-Weber von Dr. Washington Matthews. 5) Prähistorische Textilindustrie von Will. H. Holmes. Der Verfasser hat aus den Eindrücken des Topfgeräthes, welches an vielen Orten der Vereinigten Staaten gefunden wird, die Methoden der Textilarbeiten bei den vorgeschichtlichen Völkern nachgewiesen. Manche von ihm beschriebene und abgebildete Topfornamente entsprechen sehr genau unseren neolithischen Schnurornamenten, von denen der Verfasser nichts zu wissen scheint. Die Verzierungen der Scherben der Mounds sind um nichts kunstvoller, als die der Gefässe heutiger Indianer. 6) Illustrirter Katalog verschiedener, von demselben Forscher gemachter Sammlungen in Mounds und auf Feldern. 7) Illustrirter Katalog von Sammlungen aus den Pueblos von Zuñi, Neu-Mexico, und von Wolpi, Arizona von J. Stevenson.

Bericht für 1882—83: 1) Piktographen der nordamerikanischen Indianer von Garrick Mallery. Obwohl der Verfasser seine Arbeit nur eine „vorläufige“ nennt, so füllt sie doch mit ihren 241 Seiten fast die Hälfte des ganzen Bandes, und sie giebt eine bisher niemals in gleicher Vollständigkeit erreichte Uebersicht der Bilderschrift nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in Südamerika (British Guyana, Brasilien und Peru), wobei auch die verwandten Gebiete der Mnemonik, des Botendienstes, des Totemismus u. s. f. mit herangezogen werden. 2) Die Töpferei der alten Pueblos von Will. H. Holmes, eine höchst sorgfältige Untersuchung der sehr merkwürdigen Keramik, welche durch ihre Beziehung zu mittel- und südamerikanischen Formen und Ornamenten eine besondere Aufmerksamkeit verdient. 3) Die alte Töpferei des Mississippi-Thales von demselben. Diese, aus Mounds und Gräbern stammende Topfwaare ist so verschieden von der der Pueblos, dass der Verfasser nicht ansteht, trotz der verhältnissmässigen Nähe jede Verwandtschaft der beiden Kulturen abzulehnen. 4) Ursprung und Entwickelung von Form und Ornament in der Keramik, von demselben, in Anschluss an Nr. 5 des vorigen Berichtes. 5) Die Pueblo-Topfwaare als Illustration des Culturfortschrittes bei den Zuñi,

von Frank Hamilton Cushing. Der Verfasser kommt zum Theil zu anderen Schlüssen, als der vorgenannte Verfasser, weil er es mit noch lebenden Stämmen zu thun hatte, und hier die Sprache ihm häufig Aufschluss gab, in welcher Weise ein bestimmtes Ornament entstanden ist und gedeutet werden muss. Wie neuerlich Hrn. von den Steinen in Brasilien, so ist es ihm in Nordamerika gelungen, wichtige etymologische Anhaltspunkte für die Interpretation der Verzierungen zu gewinnen. Er warnt dringend vor der noch immer so fruchtbaren Neigung zur Symbolik: überall knüpfe das Topfornament an thatsächliche Vorbilder an. RUD. VIRCHOW.

GREMPLER. Der II. und III. Fund von Sackrau. Berlin, Hugo Spamer. 1888. Kl. fol. 15 S. mit 7 Bildertafeln.

Seit dem Erscheinen des ersten Berichtes (besprochen in dieser Zeitschr. 1887. Bd. 19, S. 149) hat der Verfasser desselben das Glück gehabt, in nächster Nähe der ersten Fundstelle in der Sandgrube von Sackrau noch zwei ganz ähnliche Plätze zu treffen, deren Ausgrabung die herrlichsten Alterthümer zu Tage gebracht hat. Die Bedenken, welche Referent in dem vorigen Berichte über die Auffassung der damaligen Fundstelle als eines Grabes aussprach, müssen gegenüber diesen neuen Aufdeckungen wohl fallen gelassen werden. Das Auffinden von je einem menschlichen Zahnstück in dem Sande hat dabei wohl am wenigsten beweisende Kraft; es ist vielmehr die ganze Art der Anordnung der Umfassungen, sowie des Inventars, welche zu einer solchen Auffassung zwingt. Die Darstellung des Verfassers ist ein Muster objektiver und rein sachlicher Behandlung. Er giebt zunächst eine ausführliche Beschreibung der Fundstätte und der einzelnen Fundstücke und erörtert dann seine Auffassung von der „Funddeutung“. Nach einem Aureus des Kaisers Claudius (268—70) datirt er ungefähr die Zeit der Niederlegung der Schätze. Diese zeigen jedoch einen sehr gemischten Charakter, indem Stücke der Hallstatt- und Tène-Zeit mit römischen und Stücken der Völkerwanderungszeit zusammen vorkommen, auch pontischer Einfluss sich geltend macht. Referent möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, dass die von dem Verfasser mit Recht besonders gerühmte Dreirollenfibel sich auch in dem Gräberfelde von S. Lucia in Tolmein, welches vielfach euganeische Beziehungen erkennen lässt, vorgefunden hat. — Wenn der Verfasser auf eine ähnliche Mischung der Fundgegenstände in Pannonien hinweist, so dürfte dieser Name vielleicht in einem zu weiten Sinne für Ungarn eingesetzt sein. Das römische Pannonien lag durchweg auf dem rechten Donau-Ufer, und hier dürfte bis in die Zeit des Kaisers Claudius ein solches Gemisch von Völkern, wie es der Verfasser voraussetzt und wie es in viel späterer Zeit in der That bestanden hat, kaum existirt haben. Den Vandalen wurden erst durch Constantin den Grossen Sitze in Pannonien bewilligt. Vor dieser Zeit bewegten sie sich wesentlich auf dem linken Donau-Ufer zwischen Mähren und Dacien, und hier dürfte auch wohl am meisten das vergleichende Material zu suchen sein, welches die Deutung des merkwürdigen Fundes erfordert. — Die beigegebenen Tafeln, deren Herstellung unter Subvention der Provinzialverwaltung durch den Verein für das schlesische Museum ermöglicht worden ist, sind vorzüglich ausgeführt, lassen aber um so schmerzlicher die Farben vermissen. Mindestens die herrlichen Glasgefässe, welche in Sackrau gewonnen wurden, hätten es verdient, in colorirten Abbildungen zugänglich gemacht zu werden.

RUD. VIRCHOW.

Besprechungen.

Falb. Die Andes-Sprachen in ihrem Zusammenhange mit dem semitischen Sprachstamme. Leipzig 1888.

Auf diese Frage Bezügliches könnte der Liebhaber „curiositatis causa" in den Memoiren der Berliner Akademie [1]) bereits nachlesen aus den Jahren 1746 und 1749, wo zur Klärung des Urwalds in amerikanistischer Philologie mit Erklärungen frischweg begonnen wurde, in kühner Verwegenheit, nach Herzenslust und Wonne, aber „erbärmlich", wie Christoph Gottlieb von Murr sein unmaassgebliches Urtheil abgiebt (1789).

In goldener Zeit eines platonischen Idealismus flickert und flackert gar Manches in den Geistesblitzen erhabenen Schwunges, wie bei Zwiegesprächen Kratylos' mit Hermogenes gerne verziehen (oder auch gerne gehört), lieber jedenfalls als in jetzt ernüchterter Gegenwart, seitdem auch die Linguistik zu einer Fachwissenschaft sich geeinigt hat; — jetzt, unter dem Zwange eigener Statuten, lassen sich für Einfügung in ihre Fächer nur die Arbeiten von Fachgelehrten entgegennehmen, und für die in überheissem Gehirne ausgebrüteten Zeit- oder Zeitungsenten bleibt meist nichts anderes übrig, als der Papierkorb, sofern nicht etwa noch besonders Faules steckt in faulig bebrüteten Eiern, was das Interesse psychischer Gesundheitspolizei zu beanspruchen hätte.

Auch in den „races aryennes du Pérou" lieferte das Quechua („une langue arienne agglutinante") eine harte Nuss für schulgerecht philosophisches Knacken, und aus dem tiefsinnig am Amazonas gesammelten Wortschatze des in Santarem angetroffenen Juden entblitzte Castelnau's Kopf ähnliches Gelicht (oder Gelichter) über mythisch verklärte Atlantis, wie bei Anfachung durch gelehrten Gevatter (auch in Landsmannschaft verwandt) bis zu solcher Feuersbrunst dann entzündet, um alte und neue Welt gleichzeitig in Brand zu setzen (aus den magisch verrückenden Zeichen eines Maya-Manuscriptes). Mit naiver Treuherzigkeit (oder selbst blossgestellter Unwissenheit) wird arger Schabernak getrieben in äffender Lautähnlichkeit von Worten, die nach jahrtausendjährigen Schicksalen aus verschiedenen Erdtheilen wiederum zusammentreffend, sich als Bekannte die Hände schütteln sollen, während innerhalb des engen Heimathsbezirkes die einzelnen Worte bei der dialektischen Zerbröckelung so flugsgewandt einander den Rücken kehren, um bei nächstem Centennialfest fast bereits gegenseitig unverständlich zu sein, oder oftmals auch weit früher schon (und näher liegend für räumliche Entfernung). Dann hallt es zurück aus allen Theilen in solchem Stimmengewirr [2]), dass die von dem gewiegten Bertonio [3]) seinen Novizen („novatos") im Aymara vorgehaltene Warnung am Platze sein

---

1) M. de la Condamine (1746) rapporte six mots péruviens qui se trouvent tous liés avec des mots orientaux (1777). Le docteur Heinius trouvoit une grande conformité entre la langue Hebraiqne et celle des Habitans dn Pérou, qu'il croyoit descendus des Carthaginois (1749).

2) Fundados en la analogia de palabras sueltas y excepcionales, ha habido filólogos que han pretendido el continente americano fué poblado por Indios orientales Malayos, Chinos y Japoneses, otros alejando igualmente pruebas de la misma naturaleza, opinaron que la America deriva su poblacion de los habitantes del Caucaso, Carthaginienses, Indios y Irlandeos, otros aseguraron que su origen debe attribuirse a los Escandinavos, indigenas del Africa occidental, Castellanos y Vizcainos (Rivero).

3) Los novatos que van aprendiendo la lengua Aymara muchas veces yerran queriendo deducir un vocablo de otro por alguna semejança que entre ellos ay; y con esto pasan muchas difficultades en concertar el uno con el otro. Hayppu es la tarde y Haiphu,

dürfte und betreffs des Quichua die Erfahrung, welche Garcilasso de la Vega mit seinem dominikanischen Professor machte, der seit vier Jahren diese Sprache von einem Lehrstuhle docirte (in San Pablo de Cordova), in vollster Unschuld jedoch und unbehelligt durch die mit Aenderung der Betonung erfolgende Aenderung der Bedeutung in gleichgeschriebenen Worten.

Bis hierüber, wie über vieles Andere, im systematischen Fortgang ihrer Studien die Linguistik in Stand gesetzt sein wird, bei Beschaffung genügenden Materials gesicherte Daten festzustellen, — bis dahin, und lange darüber hinaus noch, dürfte nicht an die Statistik appellirt werden können, und das von dem Verfasser aus derselben herbeigezogene Citat erscheint um so wundersamer, wenn dem Maasse eigenen Verständnisses nicht klar wurde, dass die Auslegung durch das Gegentheil eigener Beweisführung sich selber widerlegte.

Indem nehmlich ein von linguistischen Sirenengesängen bethörter Sprachforscher ägyptische Kolonien mit verwegenem Federstriche nach Irland und Biscaya gezogen schliesst der trockene Statistiker folgendermaassen: „But the relation, which he has magnified into identity, appears in general to be that of a very faint resemblance, and this is precisely an instance of a case, which it would be deceiving ourselves, to attempt to reduce the matter to a calculation“ (Young).

Was sich mit Wortkraft leisten lässt in atlantisch-romantischer Vorgeschichte, hat ein tapferer Kämpfer auf dem Gebiete amerikanischer Alterthumskunde bewiesen, dem in Anbetracht seiner reellen Verdienste solche Erholungspausen, aus Erinnerung dauernder Verdienste, eingerechnet werden mögen (seit seinem Hinscheiden).

Die aus geheimnissvollem Hieroglyphenbuche geschöpfte Weisheit verdichtete sich bald zu kosmischer Nebelmasse, so entwicklungsschwanger zur Weltschöpfung drängend, dass die Katastrophen kraus und wild durcheinander stürzten, ohne sich weder an kritische Tage, noch an die Prophezeiungen darüber zu kehren, während solche neuerlichst sich allerdings erleichtert haben, um den Charakter der Unfehlbarkeit zu gewinnen, indem der Telegraph und sonstige internationale Verkehrsverbesserungen so geschwätzig geworden sind über die Erschütterungen unserer alten Muttererde an allen ihren Gliedern, dass es an irgend welchem Tage kaum daran fehlen kann und Ueberschuss obenher zur Verfügung steht. Im Verschweigen (im Schweigen, dem goldenen) liegt dann das Magische, was, weil unter dem Meere liegend, das Verdienst der von Nichtertrunkenen in hellenischen Tempeln aufgestellten Votivtäfelchen nicht beeinträchtigt, und das (priesterliche) Verdienst ebenso wenig.

Hier wird im imposanten Apparat mystisch gelehrter Zahlenkabbalistik viel Aufwand unnütz verschwendet, da es sich weit einfacher fassen lässt, selbst für kindlichen Sinn. In der guten alten Zeit der Segelschiffe pflegten wohlerfahrene See-Capitäne an der Ansicht festzuhalten, dass sich Wetteränderungen sicher vorhersagen liessen drei Tage vor oder drei Tage nach dem Mondwechsel im Monat, und soll das nie fehlgeschlagen sein. zumal da auch an die wohlwollende Zugabe um ein paar Tage mehr oder weniger hätte appellirt werden können, etwaigenfalls (wenn nicht etwa solcher Fall hier überhaupt nicht eintreten könnte).

Ohne uns ferner von den Wirbelwinden, worin auch im deutschen Volksglauben Hexen reiten, und von sonstigem Teufelsspuk (S. 8) fortreissen zu lassen, sei nur noch zur Ehrenrettung des früher bereits durch phantastischen Aufputz entstellten Kolianki, — jenes ehrlichalten Berggeistes, der am Illimani seine dort gewachsenen Rüben pflanzt (als localer Rübezahl ethnischer Elementargedanken), — auf seine verwandten Doppelgänger hingewiesen, in Columbien (s. Culturl. d. alt. Am., I. S. 368) sowohl, wie an der Lagune Dschiwuo (Sievers) als brava (im Cataca), und nicht in America allein (da sich aus allen Erdtheilen ähnliche Parallelen zufügen liessen). A. Bastian.

---

escuro que no se parece bien, questa uno decir que el uno se deduce de otro, pero no tienen que ver: y tambien son diversos en la pronunciation, y por no advertirse bien, dan: en estas deducciones (Bertonio).

Naborre CAMPANINI. Storia documentale del Museo di Lazzaro SPALLANZANI. Bologna, Nic. Zanichelli, 1888. 8. 194 p.

L. PIGORINI e P. STROBEL, Gaetano CHIERICI la Paletnologia italiana. Memoria preceduta dalla vita narrata da N. CAMPANINI. Reggio-Emilia, Artigianelli, 1888. 8. 97 p.

Beide Schriften sind bei Gelegenheit der Enthüllung des Monumentes von Spallanzani in seiner Vaterstadt Scandiano im Modenesischen und der gleichzeitigen Eröffnung des Museum Chierici in Reggio nell' Emilia (Verhandl. der Gesellsch. 1888. S. 396) ausgegeben worden. Für die Leser dieser Zeitschrift dürfte vorzugsweise die zweite Schrift ein tiefes Interesse darbieten. Die beiden berühmten Gelehrten, welche ihrem unvergesslichen Freunde Chierici darin ein so würdiges Andenken gestiftet haben, schildern mit wahrhafter Anhänglichkeit den ausgezeichneten Menschen, den toleranten Priester, den unermüdlichen Forscher, der sowohl die Ausgrabungen von Canossa, als auch zahlreiche Untersuchungen der Terramaren und der ältesten Gräberfelder des nördlichen Italiens persönlich geleitet und die italienische Paläoethnologie in so scharfsinniger Weise geklärt und vorwärts geführt hat. Ref., der stolz ist, sich der persönlichen Freundschaft dieses Mannes erfreut zu haben, dankt den italienischen Collegen von ganzem Herzen für diese schönen Erinnerungsblätter, welche nicht bloss den Mann, sondern auch die ganze denkwürdige Epoche schildern, in die seine Arbeiten fielen. Rud. Virchow.

Gustav BRÜHL. Die Culturvölker Alt-Amerika's. New York, Cincinnati, St. Louis 1875—87. Verlag von Benziger Bros. 8. 516 S.

Der Verfasser, einer der eifrigsten und kundigsten unter unseren Landsleuten in Nordamerica, hat in dem jetzt vollendet vorliegenden Werke eine Fülle selbständiger Studien über die Vorgeschichte und die älteste Geschichte der americanischen Culturvölker niedergelegt. Wiederholte Reisen in die betreffenden Länder haben ihn in den Stand gesetzt, das reiche Material literarischer Forschung, über welches er gebietet, an Ort und Stelle einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Wie er selbst in der Vorrede hervorhebt, war er im Beginn seiner Publikation in manchen Vorurtheilen befangen, welche der damals herrschenden Schulmeinung entsprungen waren; erst die Schriften der HHrn. Morgan und Bandelier erregten ihm Zweifel an der Wahrheit dieser Doktrin, und die weitere Erforschung der schwierigen Probleme bestätigte ihn darin. Diess ist der Grund der langen Zurückhaltung der späteren Abschnitte, welche vorzugsweise bestimmt waren, das innere Leben und die sociale Entwickelung der Culturstämme darzustellen. Als der Mittelpunkt seiner gegenwärtigen Auffassung erscheint das Kap. XVII, die sociale Organisation (Namengebung, Erziehung, Heirath, Regierungsform, Rechtspflege), worin der Gedanke entwickelt wird, dass die „blutsverwandte Sippe", eine Entfaltung der Sonderfamilie zu einer Gesammtfamilie (Kunne, Clan, Gens), die Grundlage sowohl des Naturlebens der Indianer, als auch der höheren Gliederung (Phratria, Tribus, Conföderation) der Culturstämme gewesen sei. Er sucht nachzuweisen, dass selbst in den sogenannten Monarchien der neuen Welt dieses mehr demokratische Element immer noch erhalten geblieben sei.

Seine sonstigen Darstellungen betreffen in erster Linie die Baumonumente und Alterthümer der einzelnen Gegenden, sodann Schrift und Schriftzeichen, Zeitrechnung, Culturheerde und Culturheroen, körperliche und geistige Eigenschaften der Eingebornen, Bekleidung, Nahrung, Landbau und Landvertheilung, Künste und technische Fertigkeiten, Architektur, Handel und Märkte, Kriegskunst, Religion und Cultus, und endlich die Leichenfeier.

Die Darstellung ist durch zahlreiche Literaturnachweise gestützt und mit grossem Fleisse durchgeführt, so dass das Werk für jeden, der tiefer in die vergleichende Betrachtung der amerikanischen Culturvölker eindringen will, eine reiche Quelle der Belehrung sein wird. Mit peinlicher Sorgfalt vermeidet es der Verfasser, in die Bezie-

hungen der einzelnen Völker unter einander tiefer einzudringen, als unmittelbare Anhaltspunkte gegeben sind. Diese Vorsicht ist gewiss zu billigen. Nichtsdestoweniger wäre es zu wünschen gewesen, dass in Bezug auf den comparativen Zweck der Arbeit etwas ausführlicher dargelegt worden wäre, in welchen Rücksichten aus den Besonderheiten der Gewohnheiten und Sitten der einzelnen Völker sich ein gemeinsamer Ursprung sei es der Völker selbst, sei es ihrer Culturen erschliessen lässt. Mit einem Worte, es fehlt, mit Ausnahme des oben angeführten Kapitels, der zusammenfassende Abschluss. Hoffentlich wird der Verfasser, nachdem er so viel Zeit und Arbeit an seine Untersuchung gesetzt hat, eine Fortführung seiner Darstellung in dieser Richtung nicht ausstehen lassen. Es ist diess um so mehr zu wünschen, als in den 12 Jahren seit dem Erscheinen der ersten Lieferung die Kenntniss der Mounds und der Baumonumente von Mexico bis Peru sehr grosse und wichtige Fortschritte gemacht hat. Rud. Virchow.

Druckfehler-Verzeichniss zu:

E. SELER. Der Charakter der aztekischen und der Maya-Handschriften.

(Zeitschrift für Ethnologie, XX. (1888) S. 1—97.)

Seite	Zeile	von	statt		lies
Seite 1	Zeile 10	von oben	statt:	Quauhtikan	lies: Quauhtitlan
„ 5	„ 8	„ „	„	Shedy	„ Study
„ 7	„ 7	„ „	„	Wassers	„ Messers
„ 11	„ 20	„ „	„	Torasca	„ Tarasca
„ 12	„ 8	„ „	„	tec patl	„ tecpatl
„ 12	„ 14	„ „	„	Land	„ Land
„ 12	„ 14	„ unten	„	Xosbiquetzal	„ Xochiquetzal
„ 14	„ 8	„ oben	„	Xosbiquetzal	„ Xochiquetzal
„ 15	„ 22	„ „	„	Tlaolquani	„ Tlaelquani
„ 15	„ 14	„ unten	„	Cihuateteo	„ Cihuateteô
„ 15	„ 10	„ „	„	cuetz palin	„ cuetzpalin
„ 16	„ 2	„ oben	„	cuetz palti, onicuetz paltic	„ cuetzpalti, onicuetzpaltic
„ 17	„ 2	„ „	„	tzampautli	„ tzompantli
„ 17	„ 6	„ unten	„	macatl	„ maçatl
„ 18	„ 5	„ oben	„	Tlâloc	„ Tlâloc
„ 20	„ 4	„ unten	„	Mictlentecutli	„ Mictlantecutli
„ 20	„ 1	„ „	„	cipacter	„ cipactli
„ 21	„ 9	„ „	„	den	„ die
„ 24	„ 14	„ „	„	Götter	„ Göttern
„ 26	„ 3	„ „	„	Teteo innau	„ Tetevinnan
„ 29	„ 15	„ oben	„	Tezcallipoca	„ Tezcatlipoca
„ 30	„ 3	„ unten	„	Tamoauchan	„ Tamoanchan
„ 37	„ 6	„ „	„	der	„ des
„ 38	„ 16	„ oben	„	Tetlauman	„ Tetlanman
„ 41	„ 3	„ „	„	Nunez	„ Nuñez
„ 51	„ 14	„ „	„	per	„ por
„ 51	„ 16	„ unten	ist	zwischen „Hieroglyphe“ und „enthält“ einzuschalten: Figg. 255—258.	
„ 52	„ 11	„ oben	statt:	Teterinnan	lies: Tetevinnan
„ 55	„ 10	„ „	„	aber	„ oben.

Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Redigirt

von

Rud. Virchow.

Jahrgang 1888.

BERLIN.

VERLAG VON A. ASHER & CO.

1888.

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

1888.

Vorstand, 1. Januar 1888.

Dr. Wilhelm **Reiss**, Vorsitzender.

Dr. Ernst **Beyrich**, Professor, Geh. Bergrath. } Stellvertreter des Vorsitzenden

Dr. Rudolf **Virchow**, Professor, Geh. Med.-Rath. } Stellvertreter des Vorsitzenden

Dr. Robert **Hartmann**, Professor, Geh. Med.-Rath, Schriftführer.

Dr. Albert **Voss**, Director der vaterl. Abth. des Königl. Mus. für Völkerkunde, Schriftführer.

Dr. Otto **Olshausen**, Schriftführer, W. Lützowstrasse 44.

Wilhelm **Ritter**, Bankier, Schatzmeister, SW. Charlottenstrasse 74/75.

Ausschuss, 21. Januar 1888.

Dr. W. **Schwartz**, Gymnasialdirector, Obmann.

Dr. A. **Bastian**, Geh. Reg.-Rath.
H. **Deegen**, Geh. Ober-Regierungsrath.
E. **Friedel**, Stadtrath.
Dr. G. **Fritsch**, Professor.
Dr. F. **Jagor**.
Dr. W. **Joest**.
Dr. H. **Steinthal**, Professor.
Dr. G. **Wetzstein**, Consul a. D.

Ehrenmitglieder, 1. Januar 1888.

Dom Pedro II. d'Alcantara, Kaiser von Brasilien, erwählt den 19. Juni 1875.

Professor Dr. Ludwig **Lindenschmit**, Director des römisch-germanischen Centralmuseums, Mainz, erwählt d. 20. October 1883.

Dr. Heinrich **Schliemann**, Athen, erwählt den 16. April 1881.

Prof. Dr. Wilh. **Schott**, Mitglied d. K. Akad. d. Wissensch., Berlin, erw. d. 12. Juni 1872.

Correspondirende Mitglieder, 1. Januar 1888,

mit Angabe des Jahres der Ernennung.

1. **Aspelin**, J. R., Dr., Staatsarchaeolog, Helsingfors, Finland. 1874
2. **Beddoe**, John, M. D., F. R. S. Clifton, Glocestershire. 1871
3. **Bellucci**, Giuseppe, Professor, Dr., Perugia. 1881
4. **Bertrand**, Alexandre, Director des Museums zu St.-Germain-en-Laye, Frankreich. 1877

5. **Bessels**, Dr., Smithsonian Institution, Washington, D. C. 1877
6. **Bogdanow**, Anatol, Dr. Professor, Moskau. 1878
7. **Bonaparte**, Roland Prinz, Paris. 1885
8. **Brinton**, Daniel G., Dr. med., Professor an der Universität von Pennsylvania, Philadelphia. 1886
9. **Burgess**, J., L. L. D., C. I. E., Director Genl. of the Archaeolog. Survey of India. 1887
10. **Burmeister**, Hermann, Professor Dr., Buenos Aires. 1871
11. **Calori**, Luigi, Professor, Bologna. 1871
12. **Calvert**, Frank, Amer. Consul, Dardanellen, Kleinasien. 1875
13. **Capellini**, G., Professor, Bologna. 1871
14. **Cartailhac**, E., Toulouse. 1881
15. **Castelfranco**, Pompeo, R. Ispettore degli Scavi e Monumenti d'Antichità, Mailand. 1883
16. **Chantre**, Ernest, Professor, Subdirector des Museums für Naturgeschichte, Lyon. 1881
17. **Costa**, Pereira da, Dr., Professor, Lissabon. 1872
18. **Cunningham**, Alexander, Major-General, Calcutta. 1875
19. **Dawkins**, Boyd W., Professor, M. A., F. R. S., Rusholme-Manchester. 1877
20. **Delgado**, Joaquim Filippe Nery, Chef der Geologisch. Landesaufnahme, Lissabon. 1881
21. **Düben**, Gustaf, Baron von, Professor, Stockholm. 1872
22. **Duhmberg**, Otto von, Dr. Staatsrath, Dorpat. 1879
23. **Dupont**, Edouard, Director des Kön. naturgeschichtlichen Museums, Brüssel. 1871
24. **Ernst**, A., Dr., Director des Nationalmuseums, Caràcas, Venezuela. 1878
25. **Evans**, John, D. C. L., L. L. D., F. R. S., Pres. Soc. Ant. and Num. Soc. London, Nash Mills, Hemel Hempsted, England. 1874
26. **Fellenberg**, Edmund von, Dr., Director der archäolog. und anthropologischen Sammlungen, Bern. 1883
27. **Flex**, Oscar, Missionär, Ranchi, Nagpore, Ostindien. 1873
28. **Flower**, William Henry, Prof., F. R. S., Director des Natural-History Museum, London. 1879
29. **Franks**, Augustus W., M. A., F. R. S. London. 1872
30. **Gemellaro**, Director des paläont. Museums, Palermo. 1883
31. **Gerlach**, Dr. med., Honkong. 1880
32. **Gross**, V., Dr. med., Neuveville, Schweiz. 1880
33. **Gruber**, Wenzel, Dr., Professor, St. Petersburg. 1877
34. **Guimet**, E., Lyon. 1882
35. **Hampel**, J., Professor, Dr., Custos am Nationalmuseum, Budapest. 1884
36. **Hamy**, E. T., Dr., Conservateur du Musée d'Ethnographie du Trocadéro, Paris. 1882
37. **Hauer**, Franz Ritter von, Dr., Intendant d. K. K. naturhistor. Hofmus., Wien. 1887
38. **Helbig**, Wolfgang, Dr., Professor, Rom. 1883
39. **Heldreich**, Dr. von, Professor, Director des botanischen Gartens, Athen. 1873
40. **Hildebrand**, Hans, Dr., Reichsantiquar, Stockholm. 1872
41. **Hirth**, Friedrich, Dr., Präsident der China Branch of the R. Asiatic Society, Shanghai. 1886
42. **Hoffmann**, W. J., Dr. med., Curator anthropological Society, Washington, D. C. 1886
43. **Houtum-Schindler**, A., General u. Telegraphendirector, Teheran. 1878
44. **Hubrig**, Missionär, Canton. 1879
45. **Huxley**, Prof., Pr. R. S., London. 1871
46. **Ihering**, Hermann von, Dr., Naturalist d. Museu Nacional von Rio de Janeiro, Rio Grande, Brasilien. 1886
47. **Kate**, H. ten, Dr., Haag, Niederlande. 1886
48. **Kollmann**, J., Prof. Dr., Basel. 1887
49. **Kopernicki**, Isidor, Dr., Krakau. 1875

50. **Layard**, Edgar Leopold, Britischer Consul, Pará, Brasilien. 1871
51. **Leemans,** Dr., Director, Leiden, Holland. 1872
52. **Lenhossék**, Josef von, Professor Dr., Königl. Rath, Budapest. 1876
53. **Łepkowski,** Josef, Professor Dr., Director des Archäologischen Cabinets, Krakau. 1876
54. **Lorange**, A., Director des Alterthums-Mus., Bergen, Norwegen. 1874
55. **Lortet,** Louis, Prof. Dr., Director des naturhistor. Museums, Lyon. 1883
56. **Lubbock,** Sir John, M. P., High Elms, Farnborough, Kent, England. 1871
57. **Majer,** Prof. Dr., Präsident der k. k. Akademie, Krakau. 1878
58. **Man,** Edward Horace, Assistant Superintendent, Port Blair, Andamanen. 1885
59. **Mantegazza**, Paolo, Prof., Director d. Nationalmuseums für Anthropologie, Senator, Florenz. 1871
60. **Marchesetti,** Carlo de, Dr., Director d. naturhist. Museums, Triest. 1887
61. **Miklucho-Maclay,** N. von, Dr., Sydney, Australien, z. Z. St. Petersburg. 1875
62. **Montelius**, Oscar, Dr., erster Amanuensis am Kön. histor. Museum, Stockholm. 1872
63. **Moreno,** Don Francisco, Director des National-Museums, Buenos-Aires. 1878
64. **Morselli**, Henri, Dr. med., Professor, Turin. 1881
65. **Müller**, Baron F. von, Director des botanischen Gartens, Melbourne, Australien. 1872
66. **Müller,** Sophus, Dr., Museumsinspector, Kopenhagen. 1882
67. **Netto**, Ladisláu, Dr., Director des National-Museums, Rio de Janeiro. 1885
68. **Nicolucci,** Giustiniano, Professor Dr., Isola di Sora, Neapel. 1871
69. **Ornstein**, Bernhard, Dr., früher Chefarzt der griechischen Armee, Athen. 1877
70. **Philippi**, Rudolf A., Professor Dr., Santiago, Chile. 1871
71. **Pigorini**, Luigi, Prof., Director des prähistorisch-ethnographischen Museums, Rom. 1871
72. **Powell**, J. W., Major, Smithsonian Institution, Washington, D. C. 1876
73. **Pulszky,** Franz von. Dr., Director des Nationalmus., Budapest. 1876
74. **Radde**, Gustav, Dr., Director des kaukasischen Museums, Tiflis. 1871
75. **Radlow,** W., Dr., Akademiker, Petersburg. 1884
76. **Rájendralála Mitra**, Bahádur, L. L. D., Calcutta. 1878
77. **Retzius**, Gustaf, Dr., Professor Stockholm. 1882
78. **Riedel,** Joh. Gerard. Friedr., Holländischer Resident, z. Z. Utrecht. 1871
79. **Rivett-Carnac**, J. H., Allahabád, Ostindien. 1882
80. **Romer**, Florian, Dr., Canonicus, Grosswardein. 1876
81. **Rütimeyer**, Dr., Prof., Basel. 1883
82. **Rygh**, O., Dr., Prof., Director der Sammlung nordischer Alterthümer, Christiania. 1879
83. **Salinas**, Antonio, Professor, Director des Nationalmuseums, Palermo. 1883
84. **Schomburgk**, Rich., Dr., Director des botanischen Gartens, Adelaide, Südaustralien. 1879
85. **Shortt**, John, M. D., Ercaud, Shevaroy Hills, Madras Pres., Ostindien. 1878
86. **Spiegelthal**, F. W., Schwedischer Vice-Consul, Smyrna. 1875
87. **Steenstrup**, Japetus, Professor, Kopenhagen. 1871
88. **Stieda**, Ludwig, Dr., Professor, Königsberg i. Pr. 1883
89. **Studer**, Theophil, Professor Dr., Bern. 1885

90. **Topinard**, Paul, Professor Dr., Generalsecretär der anthropol. Gesellschaft, Paris. 1879
91. **Tschudi**, J. J. von, Dr., Jacobshof, Post Edlitz, Nieder-Oesterreich. 1872
92. **Tubino**, Francisco M., Professor, Madrid. 1871
93. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, Ch. E. de, Professor, Paris. 1879
94. **Undset**, Ingvald, Dr., Museumsassistent, Christiania. 1881
95. **Vedel**, E., Amtmann, Vicepräsident der Kön. Ges. f. nordische Alterthumskunde, Sorö in Dänemark. 1887
96. **Vilanova y Piera**, Juan, Prof., Madrid. 1871
97. **Weisbach**, A., Dr., Wien. 1871
98. **Wheeler**, George M., Captain Corps of Engineers U.S. Army, Washington, D. C. 1876
99. **Wilken**, G. A., Professor Dr., Leiden. 1887
100. **Zwingmann**, Georg, Dr., Medicinalinspector, Astrachan. 1873

Ordentliche Mitglieder am 4. Februar 1888.

a) Immerwährende (nach § 14 der Statuten).

1. **Hainauer**, Oskar, Bankier, Berlin.
2. **Sokoloski**, L., Lima.

b) Jährlich zahlende (nach § 11 der Statuten).

1. **Abarbanell**, Adolf, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
2. **Abd-es-Salâm ben Abd-er-Rhamân**, aus Fes, Marokko, Stud. in Clausthal im Harz.
3. **Abeking**, Ernst, Dr. med., Berlin.
4. **Abel**, Karl, Dr. med., Berlin.
5. **Abel**, Karl, Dr. phil., Berlin.
6. **Achenbach**, Dr., Exc., Oberpräsident, Potsdam.
7. **Adler**, E., Dr. med., Berlin.
8. **Adolph**, Herm., Commerzienrath, Thorn.
9. **Ahlefeldt**, Julius von, Premierleutnant, Spandau.
10. **Alberti**, G. August, Oberstleutnant a. D., Charlottenburg.
11. **Albrecht**, Paul, Prof. Dr., Hamburg.
12. **Alfieri**, L., Kaufmann, Berlin.
13. **Alsberg**, M., Dr. med., Cassel.
14. **Althoff**, Dr., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
15. **Altrichter**, Karl, Gerichtssecretär, Wusterhausen a. d. Dosse.
16. **Andrian-Werburg**, Freih. Ferd. v., Aussee.
17. **Appel**, Karl, Dr. phil., Königsberg i. Pr.
18. **Arons**, Alb., Commerzienrath, Berlin.
19. **Arzruni**, Andreas, Prof. Dr., Aachen.
20. **Aschenborn**, Adolf, K. Bergrath a. D., Berlin.
21. **Aschenborn**, Oscar, Dr. med., Berlin.
22. **Ascherson**, F., Dr. phil., Berlin.
23. **Ascherson**, P., Prof. Dr., Berlin.
24. **Aschoff**, L., Dr., Sanitätsrath, Berlin.
25. **Audouard**, A., Major a. D., Charlottenburg.
26. **Awater**, Ad., Dr. med., Berlin.
27. **Bär**, Adolf, Dr. med., Sanitäts-Rath, Berlin.
28. **Bärthold**, A., Prediger, Halberstadt.
29. **Bässler**, Arthur, Dr. phil., Dresden, z. Zeit auf Reisen.
30. **Ball**, F., Stadtrath, Berlin.
31. **Barchewitz**, Victor, Dr., Hauptmann z. D., Berlin.
32. **Bardeleben**, Professor, Dr., Geh. Ober-Med.-Rath, Berlin.
33. **Bardeleben**, Karl, Prof. Dr. med., Jena.
34. **Barnewitz**, Realgymnasiallehrer, Brandenburg a. H.
35. **Barschall**, Max, Dr., San.-Rath, Berlin.
36. **Bartels**, Max, Dr. med., Berlin.
37. **Bastian**, A., Geh. Reg.-Rath, Professor, Dr., Director des K. Mus. f. Völkerkunde, Berlin.
38. **Behla**, Robert, Dr., Kreiswundarzt, Luckau.
39. **Behn**, W., Maler, Tempelhof b. Berlin.
40. **Behrend**, Adolf, Buchhändler, Berlin.
41. **Belger**, Christian, Dr., Gymnasial-Oberlehrer, Berlin.

42. **Belli**, Ludwig, Dr. phil., Frankfurt a. M.
43. **Benda**, C., Dr. med., Berlin.
44. **Benda**, R. v., Rittergutsbesitzer, Berlin.
45. **Bennigsen**, von, Landesdirector, Bennigsen bei Hannover.
46. **Berckholtz**, Fedor, Dr., K. sächs. Assistenzarzt I. Kl., Berlin.
47. **Berendt**, G., Prof. Dr., Berlin.
48. **Bernhardt**, Prof. Dr. med., Berlin.
49. **Bertram**, Alexis, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
50. **Beuster**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
51. **Beyfuss**, Gustav, Dr., Offizier van gezondheid I. Kl., Gombong, Java.
52. **Beyfuss**, Otto, Kaufmann, Berlin.
53. **Beyrich**, Professor Dr., Geh. Bergrath, Berlin.
54. **Bibliothek**, Grossherzogliche, Neustrelitz.
55. **Bibliothek**, Stadt-, Stralsund.
56. **Bieber**, Ernst. Dr., Kaiserl. Deutscher Generalconsul, Capstadt, Südafrika.
57. **Bindemann**, Hermann, Dr. med., Berlin.
58. **Binzer**, Ludwig von, Forstmeister a. D., Schöneberg bei Berlin.
59. **Bischoff**, Prof. Dr., Berlin.
60. **Blasius**, Wilhelm, Prof. Dr., Braunschweig.
61. **Blell**, Theodor, Gross-Lichterfelde bei Berlin.
62. **Blumenthal**, Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
63. **Boas**, Franz, Dr. phil., New-York.
64. **Böhm**, Dr., Medicinalrath, Magdeburg.
65. **Böninger**, M., Rentier, Berlin.
66. **Bör**, Dr., Königl. Hofarzt, Berlin.
67. **Böttlcher**, Ernst, Hauptmann a. D., Berlin.
68. **Borchardt**, Felix, Portraitmaler, Berlin.
69. **Borghard**, A., Fabrikbesitzer, Berlin.
70. **Born**, L., Dr., Berlin.
71. **Bracht**, Eugen, Landschaftsmaler, Professor, Berlin.
72. **Bramann**, Dr. med., Berlin.
73. **Brand**, E. von, Major a. D., Wutzig bei Woldenberg in der Neumark.
74. **Brandt**, von, kaiserl. deutscher Gesandter, Peking, China.
75. **Bredow**, von, Rittergutsbesitzer, Berlin.
76. **Breslauer**, Heinrich, Prof. Dr., Berlin.
77. **Brösike**, G., Dr. med., Berlin.
78. **Bruchmann**, K., Dr. phil., Berlin.
79. **Brückner** sen., Dr. med., Rath, Neu-Brandenburg.
80. **Brünig**, Max, Kaufmann, Berlin.
81. **Brunnemann**, Karl, Rechtsanwalt, Stettin.
82. **Buchholz**, Rudolf, Custos des Märkischen Museums, Berlin.
83. **Budczies**, Friedrich, Schulvorsteher a. D., Berlin.
84. **Bütow**, P., Dr. jur., Berlin.
85. **Bütow**, H., Geh. Rechnungsrath, Berlin.
86. **Bujack**, Georg, Dr., Gymnasial-Oberlehrer, Königsberg i. Pr.
87. **Busch**, Dr., Kaiserl. Deutscher Gesandter, Bucarest, Rumänien.
88. **Buschan**, G., Dr. med., Leubus in Schlesien.
89. **Cahnheim**, O., Dr. med., Dresden.
90. **Caro**, Dr., Hofapotheker, Dresden.
91. **Castan**, Louis, Besitzer des Panopticums, Berlin.
92. **Christeller**, P., Dr. med., Berlin.
93. **Cohn**, Alexander Meyer, Bankier, Berlin.
94. **Cordel**, Oskar, Schriftsteller, Charlottenburg.
95. **Cremer**, Chr. J., Redacteur, Abgeordneter, Berlin.
96. **Croner**, Eduard, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
97. **Daffis**, Ludwig, Kaufmann, Berlin.
98. **Dames**, W., Prof. Dr., Berlin.
99. **Dammann**, F. W., Huddersfield, England.
100. **Davidsohn**, H., Dr. med., Berlin.
101. **Davidsohn**, Ludwig, Sanitätsrath, Dr., Berlin.
102. **Deegen**, Hermann, Geh. Ober-Reg.-Rath, Berlin.
103. **Degener**, Amtsrichter, Königs-Wusterhausen.
104. **Degner**, Eduard, Dr. phil., Berlin.
105. **Deneke**, Dr. med., Flensburg.
106. **Dengel**, A., Dr., Stabsarzt d. R., Berlin.
107. **Dönhoff-Friedrichstein**, Graf, Friedrichstein bei Löwenhagen, Ostpreussen.
108. **Dönitz**, W., Prof., Dr. med., Berlin.

109. **Drawe**, Rittergutsbesitzer, Saskozin bei Praust, Westpreussen.
110. **Driemel** jun., Gustav, Fabrikbesitzer, Guben.
111. **Dümichen**, Dr., Prof., Strassburg im Elsass.
112. **Dzieduczycki**, Graf, Lemberg, Galizien.
113. **Ebell**, A., Dr. med., Berlin.
114. **Ehrenhaus**, S., Dr., Sanitätsrath, Berlin.
115. **Ehrenreich**, Paul, Dr. med., Berlin, z. Z. auf Reisen in Brasilien.
116. **Eisel**, Robert, Gera.
117. **Ende**, H., Kön. Baurath, Prof., Berlin.
118. **Engel**, Hermann, Dr. med., Berlin.
119. **Eperjesy**, Albert von, K. K. Oesterr. Kammerherr, Rom.
120. **Erckert**, Roderich von, Generalleutnant a. D., Exc., Berlin.
121. **Erdmann**, Max, Gymnasiallehrer, München.
122. **Ewald**, Ernst, Professor, Director des K. Kunstgewerbe-Museums, Berlin.
123. **Ewald**, J. W., Dr., Prof., Mitglied der Akademie d. Wissenschaften, Berlin,
124. **Eyrich**, Emil, Maler, Berlin.
125. **Fasbender**, H., Dr. med., Prof., Berlin.
126. **Fehleisen**, Friedrich, Dr. med., Berlin.
127. **Felkin**, Robert W., Dr. med., Edinburgh.
128. **Finckh**, Theodor, Kaufmann, Stuttgart.
129. **Finkelnburg**, C., Dr., Geh. Reg.-Rath, Godesberg bei Bonn.
130. **Finn**, W., Kön. Translator, Berlin.
131. **Fischer**, Dr., Marinestabsarzt, z. Z. auf Reisen.
132. **Fischer**, Karl, Dr. med., Lenzen a. Elbe.
133. **Fischer**, Wilhelm, Dr., Realgymnasialdirector a. D., Bernburg.
134. **Flesch**, Max, Prof., Dr. med., Bern.
135. **Fraas**, Dr., Professor, Stuttgart.
136. **Fränkel**, Bernhard, Dr., Prof., Berlin.
137. **Fränkel**, Isidor, Dr. med., Berlin.
138. **Freund**, G. A., Dr. phil., Berlin.
139. **Friedel**, Ernst, Stadtrath, Berlin.
140. **Friederich**, Dr., Stabsarzt, Dresden.
141. **Friedländer**, Heinr., Dr., Berlin.
142. **Frisch**, A., Druckereibesitzer, Berlin.
143. **Fritsch**, Gustav, Dr. med., Professor, Berlin.
144. **Fritzschen**, G., Dr., Amtsrichter, Berlin.
145. **Fronhöfer**, G., Major a. D., Berlin.
146. **Fürstenheim**, Ernst, Sanitätsrath Dr., Berlin.
147. **Gad**, Joh., Prof., Dr. med., Berlin.
148. **Gaffky**, Dr. med., Reg.-Rath, Berlin.
149. **Gentz**, C., Professor, Geschichtsmaler, Berlin.
150. **Gericke**, Wilhelm, Dr. med., Berlin.
151. **Gesenius**, F., Stadtältester, Director des Berl. Pfandbriefamts, Berlin.
152. **Görke**, Franz, Kaufmann, Berlin.
153. **Goës**, Apotheker, Soldin.
154. **Götz**, G., Dr., Obermedicinalrath, Neustrelitz.
155. **Götze**, Alfred, Studiosus, Berlin.
156. **Götze**, Ernst, Kaufmann, Zossen.
157. **Götze**, Hugo, Bürgermeister, Wollin, Pommern.
158. **Goldschmidt**, Leo B. H., Bankier, Paris.
159. **Goldschmidt**, Heinr., Bankier, Berlin.
160. **Goldschmidt**, Levin, Dr., Prof., Geh. Justizrath, Berlin.
161. **Goldstücker**, Eug., Buchhändler, Berlin.
162. **Goltdammer**, Ed., Dr., Sanitäts-Rath, Berlin.
163. **Gottschalk**, Sigismund, Dr. med., Berlin.
164. **Gottschau**, M., Dr. med., Basel.
165. **Grawitz**, Paul, Professor, Dr. med., Greifswald.
166. **Grempler**, Wilhelm, Dr., Sanitätsrath, Breslau.
167. **Greve**, Dr. med., Tempelhof b. Berlin.
168. **Grossmann**, Adolf, Dr. med., Berlin.
169. **Grube**, W., Dr. phil., Berlin.
170. **Grünwedel**, Albert, Dr. phil, Berlin.
171. **Gubitz**, Erich, Dr. med., Breslau.
172. **Gubitz**, Rudolf, Notar, Berlin.
173. **Günther**, Karl, Photograph, Berlin.
174. **Güterbock**, Bruno, Dr. phil., Berlin.
175. **Güterbock**, Paul, Dr. med., Berlin.
176. **Gusserow**, A., Geh. Med.-Rath, Prof. Dr., Berlin.
177. **Guttstadt**, Albert, Dr. med., Professor, Berlin.
178. **Gymnasium**, Königl. Luisen-, Berlin.
179. **Haacke**, Dr., Sanitätsrath, Stendal.
180. **Haag**, Dr. phil., Rector, Charlottenburg.

181. **Hadlich**, Dr. med., Pankow b. Berlin.
182. **Hagenbeck**, Karl, Hamburg.
183. **Hahn**, Gust., Dr., Oberstabs- u. Regimentsarzt, Berlin.
184. **Hahn**, Dr. med., Stabsarzt, Spandau.
185. **Hahn**, Eugen, Dr., Sanitätsrath, Dir. im allgem. städt. Krankenhause, Berlin.
186. **Handtmann**, E., Prediger, Seedorf bei Lenzen a. Elbe, Westpriegnitz.
187. **Hansemann**, David, Dr. med., Berlin.
188. **Hansemann**, Gustav, Rentier, Berlin.
189. **Hardenberg**, Freiherr von, Grossh. Bad. Oberzollinspector, Säckingen.
190. **Harselm**, Wirkl. Geh. Kriegsrath, Berlin.
191. **Hartmann**, Rob., Dr., Professor, Geh. Med.-Rath, Berlin.
192. **Hartmann**, Herm., Dr., Oberlehrer, Landsberg a. W.
193. **Hartmann**, Martin, Professor, Berlin.
194. **Hartwich**, Karl, Apotheker, Tangermünde.
195. **Haselberg**, O. von, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
196. **Haselberg**, Rudolf von, Dr., Sanitätsrath, Stralsund.
197. **Hattwich**, Emil, Dr. med., Berlin.
198. **Hauchecorne**, W., Dr., Geh. Bergrath, Dir. d. K. Bergakademie, Berlin.
199. **Heimann**, Ludwig, Redakteur, Berlin.
200. **Heintzel**, C., Dr., Lüneburg.
201. **Hellmann**, Gustav, Dr. phil., Berlin.
202. **Hempel**, G., Fabrikbesitzer, Pulsnitz bei Dresden.
203. **Henning**, R., Dr., Prof., Strassburg im Elsass.
204. **Henoch**, Anton, Kaufmann, Berlin.
205. **Hermes**, Otto, Dr. phil., Director des Aquariums, Berlin.
206. **Herter**, E., Dr. med., Docent an der Universität, Berlin.
207. **Herzberg**, Ph., Dr. med., Berlin.
208. **Hesselbarth**, Georg, Dr. med., Berlin.
209. **Heydel**, Landgerichtsrath, Berlin.
210. **Heyden**, August von, Prof., Berlin.
211. **Heyden**, Otto, Dr., Prof., Berlin.
212. **Hilder**, G., Major a. D., Berlin.
213. **Hilgendorf**, F., Dr. phil., Berlin.
214. **Hille**, Dr. med., Strassburg im Elsass.
215. **Hirschberg**, Julius, Dr. med., Prof., Berlin.
216. **Hirschfeld**, Ernst, Oberstabsarzt, Berlin.
217. **Hitzig**, Dr., Professor, Halle a. S.
218. **Hoffmann**, Immanuel, Landrath, Spremberg.
219. **Holleben**, von, Kais. Deutscher Gesandter, Tokio, Japan.
220. **Hollmann**, M., Landgerichtsrath, Berlin.
221. **Horn**, O., Dr., Kreisphysicus, Tondern.
222. **Horwitz**, Dr., Justizrath, Berlin.
223. **Hosius**, Dr., Prof., Münster in Westfalen.
224. **Humbert**, Geh. Legationsrath, Berlin.
225. **Hummerich**, Philipp, Dr., Stabsarzt, Steglitz bei Berlin.
226. **Ideler**, Dr., Sanitätsrath, Dalldorf bei Berlin.
227. **Israel**, Oskar, Dr. med., Berlin.
228. **Jacobsen**, Emil, Dr. phil., Berlin.
229. **Jacobsthal**, E., Prof., Charlottenburg.
230. **Jaffé**, Benno, Dr. phil., Berlin.
231. **Jäger**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
232. **Jänicke**, Ernst, Kaufmann, Berlin.
233. **Jagor**, Fedor, Dr., Berlin.
234. **Jahn**, August, Rentier, Lenzen a. E.
235. **Jahn**, Ulrich, Dr. phil., Berlin.
236. **Jannasch**, R., Dr. jur. et phil., Berlin.
237. **Janssen**, C. W., Dr., Amsterdam.
238. **Jaquet**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
239. **Jentsch**, Hugo, Dr., Oberlehrer, Guben.
240. **Joest**, Ed., Geh. Commerzienrath, Cöln.
241. **Joest**, Wilhelm, Dr., Berlin.
242. **Jörgensen**, J. Paul, Dr. phil., Berlin.
243. **Joseph**, Max, Dr. med., Berlin.
244. **Jürgens**, Rud., Dr. med., Berlin.
245. **Junker**, Wilhelm, Dr., z. Z. in Wien.
246. **Kahlbaum**, Dr. med., Görlitz.
247. **Kaufmann**, Richard von, Dr., Prof., Berlin.
248. **Keller**, Paul, Dr., Berlin.
249. **Kerb**, Moriz, Kaufmann, Berlin.
250. **Kirchhoff**, Dr., Prof., Halle a. S.
251. **Klaar**, W., Kaufmann, Berlin.
252. **Knauthe**, Karl, Güter-Director, Schlaupitz, Kr. Reichenbach, Schlesien.
253. **Koch**, R., Dr., Prof., Geh. Med.-Rath, Berlin.
254. **Köhl**, Dr. med., Worms.
255. **Köhler**, Dr. med., Posen.

256. **König**, C. A., Kaufmann, Berlin.
257. **König**, Wilhelm, Dr., Redacteur, Stettin.
258. **Körte**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
259. **Kofler**, Friedrich, Rentier, Darmstadt.
260. **Korff**, Baron von, Oberst a. D., Berlin.
261. **Korth**, Karl, Hotelbesitzer, Berlin.
262. **Koseritz**, Karl von, Porto Alegre, Rio Grande do Sul, Brasilien.
263. **Krause**, Aurelius, Dr. phil., Berlin.
264. **Krause**, Eduard, Conservator am K. Mus. f. Völkerkunde, Berlin.
265. **Krause**, Hermann, Dr. med., Berlin.
266. **Krehl**, Gustav, Kaufmann, Berlin.
267. **Kroner**, Moritz, Dr. med., Berlin.
268. **Krzyžanowski**, W. von, Probst, Kamieniec bei Wolkowo, Prov. Posen.
269. **Kuchenbuch**, Franz, Amtsgerichtsrath, Müncheberg.
270. **Künne**, Karl, Buchhändler, Charlottenburg.
271. **Küster**, Ernst, Dr., Prof., Sanitätsrath, Berlin.
272. **Kuhn**, M., Dr. phil., Friedenau bei Berlin.
273. **Kuntze**, Otto, Dr. phil., Kew-London.
274. **Kurtz**, F., Dr., Prof., Córdoba, República Argentina.
275. **Kusserow**, H. von, Kön. Preuss. Gesandter, Hamburg.
276. **Lähr**, Geh. Sanitätsrath, Schweizerhof bei Zehlendorf.
277. **Landau**, H., Bankier, Berlin.
278. **Landau**, Leop., Dr. med., Berlin.
279. **Landau**, W., Dr. phil., Berlin.
280. **Lange**, Henry, Dr., Prof., Berlin.
281. **Lange**, Julius, Kaufmann, Spandau.
282. **Langen**, Königl. Landbauinspector, Kyritz.
283. **Langen**, A., Captain, Cöln a. Rhein.
284. **Langerhans**, P., Dr. med., Berlin.
285. **Langerhans**, Robert, Dr. med., Berlin.
286. **La Pierre**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
287. **Lasard**, Ad., Dr., Director, Berlin.
288. **Lassar**, O., Dr. med., Berlin.
289. **Lauteschläger**, Christian, Dr. med., Darmstadt.
290. **Lazarus**, Moritz, Dr., Prof., Berlin.
291. **Le Coq**, A. von, Darmstadt.
292. **Lehmann**, Karl F., Dr., Berlin.
293. **Lehnebach**, Adolf, Kais. Oberlehrer, Mülhausen i. Elsass.
294. **Lehnerdt**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
295. **Leiningen-Neudenau**, Graf Emich zu, Premier-Leutnant im Garde-Füs.-Reg., Berlin.
296. **Lemke**, Elisabeth, Berlin.
297. **Lentz**, Freiherr von, Rittmeister, Berlin.
298. **Leo**, F. A., Dr., Professor, Berlin.
299. **Lesser**, Adolf, Dr., gerichtl. Stadtphysikus, Breslau.
300. **Lesser**, Robert, Bankdirector, Berlin.
301. **Lessler**, Paul, Consul, Dresden.
302. **Leverkus-Leverkusen**, E., Bonn.
303. **Lewin**, Georg, Dr., Prof., Geh. Med.-Rath, Berlin.
304. **Lewin**, Leop., Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
305. **Lewin**, Moritz, Dr. phil, Berlin.
306. **Liebe**, Th., Dr., Professor, Berlin.
307. **Liebe**, Professor, Gera.
308. **Liebenow**, W., Geh. Rechnungsrath, Berlin.
309. **Liebermann**, B., Geh. Commerzienrath, Berlin.
310. **Liebermann**, Felix, Dr., Berlin.
311. **Liebermann**, Karl, Dr., Prof., Berlin.
312. **Liebreich**, Oscar, Dr., Prof., Charlottenburg, Westend.
313. **Lilienfeld**, Albert, Dr., Berlin.
314. **Liman**, Dr., Prof., Geh. Med.-Rath, Berlin.
315. **Löffler**, F., Dr., Stabsarzt, Berlin.
316. **Löw**, E., Dr., Oberlehrer, Berlin.
317. **Löwenheim**, Ludw., Kaufmann, Berlin
318. **Lossen**, K. A., Dr. phil., Professor, Berlin.
319. **Lucae**, Dr., Professor, Berlin.
320. **Lüdden**, Karl, Dr. med., Wollin, Pommern.
321. **Lühe**, Dr., Oberstabsarzt, Demmin in Vorpommern.
322. **Lührsen**, Dr., Generalconsul, Odessa.
323. **Luschan**, F. von, Dr., Berlin.
324. **Maass**, Karl, Dr., Oberstabsarzt, Berlin.
325. **Maas**, Heinrich, Kaufmann, Berlin.
326. **Maas**, Julius, Kaufmann, Berlin.

327. **Magnus**, P., Dr., Prof., Berlin.
328. **Mantey**, Otto, Dr. med., Berlin.
329. **Marasse**, S., Dr. phil., Berlin.
330. **Marcuse**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
331. **Marcuse**, Louis, Dr. med., Berlin.
332. **Marcuse**, Siegb., Dr. med., Berlin.
333. **Marggraff**, A., Stadtrath, Berlin.
334. **Marimon y Tudó**, Sebastian, Dr. med., Sevilla.
335. **Martens**, E. von, Dr., Prof., Berlin.
336. **Marthe**, Friedrich, Dr. phil., Prof., Berlin.
337. **Martin**, A. E., Dr. med., Berlin.
338. **Maška**, Karl J., Prof., Neutitschein, Mähren.
339. **Mayer**, Louis, Dr., San.-Rath, Berlin.
340. **Meltzen**, August, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rath, Berlin.
341. **Mendel**, E., Dr. med., Prof., Berlin.
342. **Menger**, Henry, Dr. med., Berlin.
343. **Meyer**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Osnabrück.
344. **Meyer**, Adolf, Buchhalter, Berlin.
345. **Meyer**, Alfred G., Dr., Oberlehrer, Berlin.
346. **Meyer**, Hans, Dr., Leipzig.
347. **Meyer**, Moritz, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
348. **Meyer**, Richard M., Dr. phil., Berlin.
349. **Meyerhof**, Wilhelm, Kaufmann, Berlin.
350. **Minden**, Georg, Dr. jur., Syndikus des städt. Pfandbriefamts, Berlin.
351. **Möbius**, Prof. Dr., Berlin.
352. **Möller**, H., Dr., Professor, Berlin.
353. **Mönch**, Karl, Apotheker, Berlin.
354. **Moses**, S., Dr. med., Berlin.
355. **Much**, Matthäus, Dr., Wien.
356. **Mühlenbeck**, Gutsbesitzer, Gr.-Wachlin bei Stargard (Pommern).
357. **Mühsam**, Eduard, Dr. med., Berlin.
358. **Müller**, Karl, Dr., Med.-Rath, Hannover.
359. **Müller-Beeck**, Georg, Yokohama, Japan.
360. **Müller**, Louis, Dr. phil., Berlin.
361. **Müller**, Otto, Buchhändler, Berlin.
362. **Müschner**, M., Lehrer, Berlin.
363. **Mützel**, Gustav, Thiermaler, Berlin.
364. **Munk**, Hermann, Dr., Professor, Berlin.
365. **Museum** für Völkerkunde, Leipzig.
366. **Nagel**, A., Kaufmann, Deggendorf, Nieder-Bayern.
367. **Nathan**, Heinrich, Kaufmann, Berlin.
368. **Nathanson**, F., Dr. med., Berlin.
369. **Nehring**, A., Dr., Prof., Berlin.
370. **Neuhauss**, Richard, Dr. med., Berlin.
371. **Neumann**, Dr., Stabsarzt, Spandau.
372. **Neumann**, Hugo, Dr. med., Berlin.
373. **Neumayer**, G., Dr., Professor, Wirkl. Admiralitätsrath, Hamburg.
374. **Niendorff**, Oscar, Amtsrichter, Berlin.
375. **Nothnagel**, A., Professor, Hofmaler, Berlin.
376. **Oesten**, Gustav, Oberingenieur der Wasserwerke, Berlin.
377. **Olshausen**, Otto, Dr. phil, Berlin.
378. **Oppenheim**, Max Freiherr von, Regierungsreferendar, Oppeln, Schlesien.
379. **Orth**, A., Dr., Prof., Berlin.
380. **Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, Dresden.
381. **Oske**, Ernst, Vereid. Makler, Berlin.
382. **Ossowidzki**, Dr. med., Oranienburg, Reg.-Bez. Potsdam.
383. **Pächter**, Hermann, Buchhändler, Berlin.
384. **Pätsch**, Johannes, Dr. med., Prof., Berlin.
385. **Palm**, Julius, Dr. med., Berlin.
386. **Pardo de Tavéra**, T. H., Dr. med., Paris.
387. **Petri**, R. J., Dr. med., Berlin.
388. **Pfeiffer**, C. W., Frankfurt a. M.
389. **Pfuhl**, Fritz, Dr., Kgl. Gymnasialoberlehrer, Posen.
390. **Philipp**, Robert, Dr. med., Berlin.
391. **Pippow**, Dr., Kreisphysicus, Eisleben.
392. **Plessner**, August, Dr. med., Berlin.
393. **Polenz**, O., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
394. **Ponfick**, Dr., Prof., Breslau.
395. **Pringsheim**, N., Dr., Prof., Berlin.
396. **Prochno**, Apotheker, Gardelegen.
397. **Prollius**, M. von, Exc., Geh. Leg.-Rath, Grossh. Meklenb. Gesandter, Berlin.
398. **Pudil**, H., Baudirector, Bilin in Böhmen.
399. **Quedenfeldt**, M., Premierleutnant a. D., Berlin.
400. **Rabl Rückhard**, H., Dr. med., Prof., Berlin.

401. **Raffel**, Karl, Generalarzt a. D., Berlin.
402. **Raschkow**, F., Dr. med., Berlin.
403. **Rausch**, Oberst, Director der Königl. Geschützgiesserei, Spandau.
404. **Reichenheim**, Ferd., Berlin.
405. **Reichert**, Th., Apotheker, Berlin.
406. **Reinhardt**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
407. **Reiss**, Wilhelm, Dr., Berlin.
408. **Reiss**, Eug., Fabrikant, Berlin.
409. **Remak**, E. J., Dr. med., Berlin.
410. **Richter**, Berth., Bankier, Berlin.
411. **Richter**, Isidor, Bankier, Berlin.
412. **Riebeck**, Paul, Fabrikbesitzer, Halle a. Saale.
413. **Rieck**, Dr. med., San.-Rath, Köpenick bei Berlin.
414. **Rieck**, R., Kaiserl. Stallmeister, Berlin.
415. **Riedel**, Bernh., Dr. med., Berlin.
416. **Riegler**, C., Deli, Sumatra.
417. **Rizal**, Don José, Dr. med., Calamba, Laguna de Bay, Philippinen.
418. **Ritter**, W., Bankier, Berlin.
419. **Robel**, Ernst, Dr. phil., Berlin.
420. **Röckl**, Georg, Regierungsrath im Kais. Gesundheitsamt, Berlin.
421. **Römer**, Hermann, Senator, Hildesheim.
422. **Röwer**, Karl, Dr. med., Neustrelitz, z. Zeit auf Reisen.
423. **Rohlfs**, Gerh., Dr., Kaiserl. Generalconsul, Weimar.
424. **Rosenberg**, Robert, Kaufmann, Heegermühle bei Eberswalde.
425. **Rosenkranz**, H., Dr. med., Berlin.
426. **Rosenthal**, L., Dr. med., Berlin.
427. **Roth**, Wilhelm, Dr., Generalarzt, Dresden.
428. **Ruge**, Karl, Dr. med., Berlin.
429. **Ruge**, Max, Dr. phil., Steglitz bei Berlin.
430. **Ruge**, Paul, Dr. med., Berlin.
431. **Rummel**, L., Versicherungs-Director, Berlin.
432. **Ruyter**, Gustav de, Dr. med., Berlin.
433. **Sachau**, E., Dr., Prof., Berlin.
434. **Samson**, Alb., Bankier, Berlin.
435. **Sander**, Julius, Dr. med., Berlin.
436. **Sander**, Wilh., Dr. med., Medicinalrath, Dalldorf bei Berlin.
437. **Sarasin**, Fritz, Dr. phil., Berlin.
438. **Sarasin**, Paul, Dr. phil., Berlin.
439. **Sarre**, Th., Stadtrath, Berlin.
440. **Sattler**, Dr. med., Fluntern b. Zürich.
441. **Sauer**, Hermann, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
442. **Saurma-Jeltsch**, Baron von, Kaiserl. Deutscher Gesandter, Haag, Niederlande.
443. **Schaal**, A., Maler, Berlin.
444. **Schadenberg**, Alex., Gross-Glogau, zur Zeit auf den Philippinen.
445. **Scheibler**, C., Dr., Prof., Berlin.
446. **Schellhas**, P., Dr. jur., Kammergerichts-Referendar, Berlin.
447. **Schemel**, Max, Fabrikbesitzer, Guben.
448. **Scherk**, Ernst, Dr. med., Berlin.
449. **Schierenberg**, G. A. B., Berlin.
450. **Schillmann**, R., Dr., Schulvorsteher, Berlin.
451. **Schinz**, Hans, Dr., Berlin.
452. **Schirp**, Freiherr Fritz von, Berlin.
453. **Schlemm**, Th., Dr., San.-Rath, Berlin.
454. **Schlesinger**, H., Dr. med., Berlin.
455. **Schlössingk**, Georg, Dr. jur., Berlin.
456. **Schmidt**, Colmar, Landschaftsmaler, Berlin.
457. **Schmidt**, Emil, Dr. med., Leipzig.
458. **Schmidt**, Oscar, Dr. med., Berlin.
459. **Schoch**, Max, Dr. med., Berlin.
460. **Schöler**, H., Dr., Professor, Berlin.
461. **Schöne**, Richard, Dr., Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rath, Generaldirector der Königl. Museen, Berlin.
462. **Schönlank**, William, Berlin.
463. **Schröter**, Dr. med., Eichberg, Rheingau.
464. **Schubert**, H., Dr., Generalarzt, Berlin.
465. **Schubert**, W., Kaufmann, Berlin.
466. **Schuchardt**, Theodor, Dr., Görlitz.
467. **Schütz**, W., Dr. med., Prof., Berlin.
468. **Schütze**, Alb., Academischer Künstler, Berlin.
469. **Schulenburg**, W. von, München.
470. **Schultze**, J. C., Fabrikbesitzer, Berlin.
471. **Schultze**, Oscar, Dr. med., Berlin.
472. **Schultze**, Wilhelm, Dr., Oberarzt des städt. Krankenhauses, Stettin.
473. **Schumann**, Hugo, pract. Arzt, Löcknitz in Pommern.
474. **Schwabach**, Dagobert, Dr. med., Berlin.
475. **Schwabacher**, Adolf, Bankier, Berlin.

476. **Schwartz**, Franz, Dr. phil., Berlin.
477. **Schwartz**, W., Dr., Gymnasialdirector, Berlin.
478. **Schwarzer**, Dr., Grubenbesitzer, Zilmsdorf bei Teuplitz, Kr. Sorau.
479. **Schweinfurth**, Georg, Dr., Prof., Cairo.
480. **Schweitzer**, Dr. med., Daaden, Kreis Altenkirchen.
481. **Schwerin**, Ernst, Dr. med., Berlin.
482. **Seler**, Eduard, Dr., z. Z. in Mexico.
483. **Selle**, Gustav, Apotheker, Kosten, Provinz Posen.
484. **Siebold**, Baron Alexander v., Tokio, Japan.
485. **Siebold**, Heinrich von, Tokio, Japan.
486. **Siegmund**, Gustav, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
487. **Siehe**, Dr. med., Kreisphys., Calau.
488. **Siemens**, Werner, Dr. phil., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
489. **Siemering**, R., Prof., Bildhauer, Berlin.
490. **Sierakowski**, Graf Adam, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
491. **Sieskind**, Louis J., Rentier, Berlin.
492. **Simon**, Th., Bankier, Berlin.
493. **Simonsohn**, Dr. med., Friedrichsfelde bei Berlin.
494. **Sinogowitz**, Eugen, Apotheker, Charlottenburg.
495. **Siret**, Henri, Ingenieur, Antwerpen.
496. **Sökeland**, Hermann, Berlin.
497. **Sommerfeld**, Sally, Dr. med., Berlin.
498. **Sonnenburg**, Dr., Prof., Berlin.
499. **Souchay**, Weinhändler, Berlin.
500. **Spitzly**, John H., Officier van gezondheid 2. Kl. by het legate, Paramaribo, Surinam.
501. **Stechow**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
502. **Steinen**, Karl von den, Dr. med., z. Z. auf Reisen in Brasilien.
503. **Steinthal**, Leop., Bankier, Berlin.
504. **Steinthal**, H., Dr., Prof., Berlin.
505. **Strasser**, Major, 1. Artillerie-Officier, vom Platz, Metz.
506. **Strauch**, Corvetten-Capitän, Wilhelmshafen.
507. **Strebel**, Hermann, Kaufmann, Hamburg, Eilbeck.
508. **Strecker**, Albert, Kreissecretär, Soldin.
509. **Stricker**, Rudolf, Verlagsbuchhändler, Berlin.
510. **Struck**, H., Dr. med., Geh. Ober.-Reg.-Rath, Berlin.
511. **Stübel**, Alfons, Dr., Dresden.
512. **Sükey**, Georg, Kaufmann, Berlin.
513. **Tappeiner**, Dr. med., Schloss Reichenbach bei Meran.
514. **Taubner**, Dr. med., Provinzial-Irrenanstalt, Neustadt, Westpreussen.
515. **Teige**, Paul, Juwelier, Berlin.
516. **Teschendorff**, E., Geschichtsmaler, Berlin.
517. **Tessmar**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer, Eichenhagen bei Weissenhöhe, Prov. Posen.
518. **Thorner**, Eduard, Dr. med., Berlin.
519. **Thunig**, Domänenpächter, Kaisershof bei Dusznik, Prov. Posen.
520. **Tiedemann**, Rittergutsbesitzer, Slaboszewo bei Mogilno, Pr. Posen.
521. **Timann**, F., Dr., Stabsarzt, Berlin.
522. **Tischler**, Otto, Dr., Director des Prov.-Museums der physik.-ökonom. Gesellschaft, Königsberg i. Pr.
523. **Titel**, Max, Kaufmann, Berlin.
524. **Tolmatschew**, Nicolaus, Dr. med., Professor, Kasan, Russland.
525. **Török**, Aurel von, Dr., Prof., Director d. anthrop. Museums, Budapest.
526. **Travers**, G., Kais. Deutscher General-Consul, Sydney, Australien.
527. **Treichel**, A., Rittergutsbesitzer, Hoch-Paleschken bei Alt-Kischau, Westpr.
528. **Uhl**, Oberstleutnant z. D., Memel.
529. **Ulrich**, R. W., Dr. med., Berlin.
530. **Umlauff**, J. F. G., Hamburg.
531. **Unruhe-Bomst**, Freiherr von, Landrath Wollstein, Pr. Posen.
532. **Vater**, Moritz, Dr., Oberstabsarzt, Spandau.
533. **Verein**, Alterthums-, Dürkheim.
534. **Verein**, anthropologischer, Feldberg, Meklenburg-Strelitz.
535. **Verein**, anthropologischer, Hamburg-Altona, Hamburg.
536. **Verein** der Alterthumsfreunde, Genthin.
537. **Verein**, historischer, Bromberg.
538. **Verein**, historischer, der Grafschaft Ruppin, Neu-Ruppin.

539. **Verein**, Museums-, Lüneburg.
540. **Virchow**, Hans, Dr. med., Berlin.
541. **Virchow**, Rudolf, Dr., Professor, Geh. Med.-Rath, Berlin.
542. **Vorländer**, H., Rittergutsbesitzer, Dresden.
543. **Voss**, Albert, Dr. med., Director am Museum für Völkerkunde, Berlin.
544. **Wacker**, H., Oberlehrer, Berlin.
545. **Waldeyer**, Dr., Prof. Geh. Medicinal-Rath, Berlin.
546. **Wankel**, Heinrich, Dr. med., Olmütz.
547. **Wattenbach**, Wilhelm, Dr., Professor, Berlin.
548. **Weber**, W., Maler, Berlin.
549. **Weeren**, Julius, Prof. Dr., Charlottenburg.
550. **Wegener**, Eduard, Dr. med., Stettin.
551. **Wegscheider**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
552. **Weigel**, Max, Dr. phil., Berlin.
553. **Weigelt**, Curt, Dr. phil., Berlin.
554. **Weineck**, Dr., Rector, Lübben.
555. **Weisbach**, Valentin, Bankier, Berlin.
556. **Weiss**, H., Professor, Geh. Reg.-Rath, Berlin.
557. **Weisstein**, Hermann, Reg.-Bauführer, Berlin.
558. **Weithe**, Dr. med., Bromberg.
559. **Wensierckl-Kwilecki**, Graf, Wroblewo, bei Wronke, Pr. Posen.
560. **Werner**, F., Dr. med., Sanitätsrath, Berlin.
561. **Wessely**, Hermann, Dr., Berlin.
562. **Westphal**, Dr., Prof., Geh. Medicinalrath, Berlin.
563. **Wetzstein**, Gottfried, Dr., Consul a. D., Berlin.
564. **Wiechel**, Hugo, Betriebs-Ingenieur, Dresden-Neustadt.
565. **Wilke**, Theodor, Rentier, Guben.
566. **Wilmanns**, Hilmar, Vice-Consul der ver. Staaten von Mexico, Berlin.
567. **Wilski**, H., Director, Rummelsburg bei Berlin.
568. **Witt**, N. M., Stadtrath, Charlottenburg.
569. **Wittgenstein**, Wilhelm von, Gutsbesitzer, Berlin.
570. **Wittmack**, L., Dr., Prof., Berlin.
571. **Woldt**, A., Schriftsteller, Berlin.
572. **Wolf**, Ludwig, Dr., Stabsarzt, z. Zeit in Togo, Afrika.
573. **Wolff**, Alex., Stadtrath, Berlin.
574. **Wolff**, Max, Dr., Prof., Berlin.
575. **Wolff**, Reinh. F., Kaufmann, Berlin.
576. **Woworsky**, Anton, Rittergutsbesitzer, Berlin.
577. **Wredow**, August, Prof., Berlin.
578. **Wutzer**, H., San.-Rath, Dr., Berlin.
579. **Zabel**, Dr., Gymnasiallehrer, Guben.
580. **Zadek**, Ignaz, Dr. med., Berlin.
581. **Zandt**, Walther, Freiherr von, Leutnant, Berlin.
582. **Zenker**, Wilhelm, Dr., Kreisphysikus a. D., Bergquell-Frauendorf b. Stettin.
583. **Zierold**, Rittergutsbesitzer, Mietzelfelde bei Soldin.
584. **Zintgraff**, Eugen, Dr. jur., z. Z. in Afrika.
585. **Zülzer**, W., Dr. med., Professor, Berlin.

Immerwährende Mitglieder	2
Jährlich zahlende Mitglieder. . . .	585
Zusammen	587 ordentliche Mitglieder.

Sitzung vom 21. Januar 1888.

Vorsitzender Herr **Reiss.**

(1) Bei der statutenmässig vorgenommenen Wahl des Ausschusses für 1888 werden gewählt die Herren Bastian, G. Fritsch, W. Schwartz, F. Jagor, Friedel, Wetzstein, Steinthal, W. Joest und Deegen.

(2) Das correspondirende Mitglied, Dr. Ferdinand Vandeveer Hayden, der berühmte Erforscher der Geologie des „Great Weast", ist am 22. December in Philadelphia gestorben. Er war am 7. September 1829 zu Westfield, Mass., von puritanischen Eltern geboren und 1850 zum Dr. med. Albany promovirt worden. Die Gesellschaft verdankt ihm zahlreiche und werthvolle Zusendungen.

(3) Als neue Mitglieder wurden angemeldet:

Herr Studiosus Alfred Götze, Berlin.
„ Kaufmann Ernst Jänicke, Berlin.
„ Bankier Alexander Meyer Cohn, Berlin.
„ Dr. ph. Hellmann, Berlin.
Das Museum für Völkerkunde in Leipzig.
Die Bibliothek der Stadt Stralsund.
Der Alterthumsverein in Dürkheim.

(4) Der Vorsitzende begrüsst den als Gast anwesenden Baron v. Toll, den Erforscher Sibiriens, und das hochgeschätzte auswärtige Mitglied, Freiherrn v. Andrian-Werburg, den Vorsitzenden der Wiener anthropologischen Gesellschaft.

(5) Hr. R. Virchow verliest einen Brief des Dr. Karl von den Steinen, datirt Paranatinga, Dorf der Bakaïrí, den 20. August 1887:

„Das Schicksal dieser Zeilen ist etwas ungewiss, sie gehen hier im Winter ab und kommen wahrscheinlich, wenn sie überhaupt ankommen, auch bei Ihnen erst im Winter an.

Mit den unvermeidlichen Verzögerungen, die durch das nächtliche Weglaufen der Lastthiere verursacht werden, sind wir in 22 Marschtagen am Paranatinga eingetroffen, nachdem wir einen Nebenfluss des Cuyabá, den Rio Manso, in seinem Unterlauf, und den Cuyabá selbst in seinem östlichen Quellgebiet ohne Unfall überschritten haben.

Inzwischen sind die Bakaïrí dieses Dorfes, von unserem damaligen Begleiter Antonio geführt, im vorigen Jahre bei ihren wilden Stammesverwandten am Batový-Schingú gewesen und haben auch einige derselben veranlasst, ihnen hierher zurückzufolgen; das Eis ist also gebrochen, und für die Ethnologie, wie Hr. Bastian sagen wird, ist es wieder einmal die höchste Zeit, dass wir kommen. Dem Besuche verdanken wir eine sehr werthvolle Notiz, an der wir uns nach

vielfachem Pech endlich etwas erfrischen dürfen. Die Batový-Bakaïrí, welche wir dieses Mal nicht aufsuchen werden, haben erzählt, dass am Kuliseu, dem Quellfluss des Schingú, dem wir zustreben, noch eine ganze Reihe von Bakaïrídörfern, angeblich 9, vorhanden sind. Wir können uns schmeicheln, dass wir dort wohlwollend aufgenommen werden. Für die Annahme, dass die Kariben vom Süden kommen, gewährt es aber alsdann eine weit festere Grundlage, wenn sie gegenwärtig im Centrum des Continents, nicht nur durch einen schwachen, sondern durch einen starken, vom Tapajoz bis zum östlichsten Schingúgebiet verbreiteten Stamm repräsentirt werden. Zudem habe ich eine Sage ermittelt, die hier, wie am Batovy Geltung hat, dass vor Alters der Gott Kerí mit vielen Bakaïrí den Schingú abwärts zum grossen Wasser gefahren, und dass von dort keiner zurückgekehrt sei."

(6) Hr. Ed. Seler schickt von El Paso, Texas, 4. November 1887, folgenden Nachtrag zu den

Tageszeichen in den aztekischen und Maya-Handschriften.

Bei Durchsicht der werthvollen Bibliothek des Herrn Professor Daniel G. Brinton in Media, Pa, welche den grössten Theil des handschriftlichen Nachlasses des verstorbenen Dr. Hermann Behrendt enthält, fand ich einen Calendario de los Indios de Guatemala Cakchiquel, von Behrendt aus der sogenannten Cronica Franciscana, welche in der Bibliothek der Sociedad Economica de Guatemala aufbewahrt wird, copirt. In derselben sind neben die Cakchiquel-Namen der Tageszeichen die entsprechenden mexikanischen nebst ihrer Bedeutung gesetzt. Da ich in der mexikanischen Liste einige besondere Namen finde, so führe ich dieselben hier, zur Vervollständigung des früher Gesagten, an:

	Mexicano	Guatemalteco	Significacion
1.	cipactli	ymox	El espadarte ó peje espada
2.	ehecatl	y'k	El viento
3.	calli	a'kbal	La casa
4.	quetzalli	kat	El lagarto
5.	cohuatl	can	La culebra
6.	miquiztli	camey	La muerte
7.	mazatl	quich	El venado
8.	toxtli	kauel	El conejó
9.	atl ò quiahuitl	toh	El aguacero
10.	ytzcuintli	tzij	El perro
11.	ozumatli	bâtz	La mona
12.	malinalli	ee	La escobilla
13.	acatl	ah	La caña
14.	teyollocuani	yiz	El bechicero
15.	quauhtli	tziquin	El águila
16.	tecolotl	ahmac	El buho
17.	tecpilnahuatl	noh	El temple
18.	tecpatl	tihax	El pedernal
19.	ayutl	caok	La tortuga
20.	xochitl	hunahpu	La flor ó rosa.

Zunächst ist zu bemerken, dass die angegebenen Bedeutungen sich auf die mexikanischen und nicht auf die Cakchiquel-Namen der Tageszeichen beziehen,

denn a'kbal heisst „Nacht, Dunkelheit" und nicht „Haus"; tziquin ist der „Vogel" und nicht der „Adler"; hunahpu ist „ein Blasrohrschiesser" und nicht „Blume oder Rose".

Abweichend sind in der mexikanischen Liste die Namen des 4. 9. 14. 16. 17. und 19. Zeichens. — Der Name quetzalli könnte verschrieben sein für cuetzpallin, das häufig in alten Handschriften quetzpallin geschrieben wird. Dafür spricht die angegebene Bedeutung „Eidechse". quetzalli ist der Name für die schöne grüne Schwanzfeder des Quetzal-Vogels.

Für das neunte Zeichen stehen hier zwei Namen: atl „Wasser", — der gewöhnliche Name dieses Zeichens, — und quinhuitl „Regen", welches in der klassischen Liste als Name des 19. Zeichens steht. Für letzteres steht hier ayutl „Schildkröte", das ist verständlich, wenn man die Schildkröte als das Thier Tlâloc's, des Regengottes, nimmt. In der That erscheint in den Maya-Handschriften nicht selten die Schildkröte in Verbindung mit Chac, dem Regengott. Für das Mexikanische habe ich momentan nichts Bestimmtes anzugeben, doch bin ich überzeugt, dass die genannte Association auch für das Mexikanische gilt.

Für das 14. Zeichen steht hier teyollocuani „der Zauberer", statt ocelotl „Tiger" der klassischen Liste. teyollocuani heisst wörtlich: „der Jemandes Herz frisst" und ist im Molina übersetzt „bruxa que chupa la sangre" „blutaussaugende Hexe"; also entsprechend der von dem Schreiber gegebenen Bedeutung. An verschiedenen Stellen finden wir in den alten Autoren Nachricht gegeben von dem Glauben, der unter den alten Mexikanern bestand — und glaube ich, auch heute noch besteht —, dass es Personen gäbe, die sich in Tiger und andere wilde Thiere verwandeln können und als solche diejenigen, denen sie feindlich gesinnt sind, anfallen. Durch diese Vorstellung erklärt sich, wie mir scheint, in ungezwungener Weise die oben angegebene doppelte Benennung dieses Tages.

Auffällig ist die Benennung des 16. Zeichens: tecolotl „Eule" — statt cozcaquauhtli „Geier". Indess scheint auch aus anderen Stellen hervorzugehen, dass diese beiden Vögel gewissermaassen vicariirend auftreten. In der Aufzählung der Gottheiten, welche an einzelnen Wochen des astrologischen Jahres präsidiren, ist im Codex Borgia der Göttin Tlaçolteotl gegenübergestellt ein Haus und in der Thüröffnung desselben die deutliche Figur eines cozcaquauhtli. In der entsprechenden Stelle des Codex Vaticanus B ist statt des letzteren die nicht minder deutliche Figur einer Eule zu sehen. Der Geier war das Sinnbild des Alters, die Eule Sinnbild der Nacht, und beide waren augenscheinlich Begleiter, Attribute oder Sinnbilder der Tlaçolteotl, der Erdgöttin, die gleichzeitig die alte Göttin (Tlamatecutli) und die dunkle, nächtige Göttin ist.

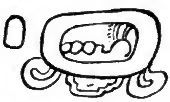
Das 17. Zeichen endlich heisst in der klassischen Liste ollin tonatiuh, der „Sonnenball", hier tecpilnahuatl, und ist übersetzt mit „el temple", d. i. „die Temperatur, die Wärme". tecpilnahuatl heisst wörtlich „Nagual oder Schutzgeist der Prinzen" und ist ohne Zweifel nur eine andere Benennung für die Sonne, denn die Sonne ward, wie aus verschiedenen Stellen der alten Autoren genugsam bekannt, insbesondere von den Fürsten und Edlen als ihr Schutzpatron verehrt. Darum ist tecpilnahuatl hier auch ohne Weiteres mit „Wärme", d. i. „Sonnenwärme" übersetzt.

Man sieht also, die abweichenden Benennungen der vorliegenden Liste sind nur Variationen und bringen nichts wesentlich Neues hinzu. Andererseits aber ergiebt sich, dass die Uebersetzungen, die, wie wir gesehen haben, sich ausschliesslich auf die mexikanischen Namen beziehen, zum Theil sich decken mit den Uebersetzungen, welche Jimenez und nach ihm Brasseur für die Cakchiquel-Be-

nennungen der Tage angegeben haben. Ich habe, bei Besprechung dieser Namen, mehrfach Gelegenheit gehabt zu erwähnen, wie wenig diese Uebersetzungen mit der Etymologie der Worte stimmen, und vermuthe, dass die Quelle, die Jimenez benutzte, eine ähnliche war, wie die vorliegende, d. h., dass mexikanische und Cakchiquel-Namen neben einander gesetzt und Uebersetzungen für die ersteren gegeben waren. —

Durch die Güte des Herrn Dr. Ph. J. J. Valentini erhielt ich hier seine Abhandlung über „Two Mexican Chalchihuitls, The Humboldt Celt and The Leyden Plate“, die in den Proceedings Am. Antiqu. Soc. abgedruckt ist. In derselben ist die Abbildung eines Jadeits gegeben, der von einem holländischen Ingenieur bei S. Felipe, nahe der Grenze von Honduras und Guatemala, gefunden wurde, und der jetzt im Museum zu Leiden aufbewahrt wird. Unter den Hieroglyphen, welche die eine Seitenfläche desselben bedecken, finde ich die beistehende Figur, die am Schluss von 5 anderen, ebenfalls mit Zahlzeichen versehenen Hieroglyphen steht. Valentini hielt die letzteren für Daten und identificirt die fünfte derselben, wie mir scheint, richtig, mit chuen oder batz, dem Zeichen des Affen. Es ist indess im Auge zu behalten, dass in Guatemala und anderwärts sehr häufig Personen nach den Tagen benannt sind, dass also diese mit Zahlzeichen versehenen Hieroglyphen ebenso gut Personennamen, wie Daten sein könnten. Die beistehend abgebildete Figur fällt unter dieselbe Kategorie, und die eigenthümliche Zeichnung in der rechten Seite der oberen Hälfte des Zeichens lässt deutlich erkennen, dass es die Hieroglyphe des 12. Tageszeichens ist, welches im Maya „eb“, im Cakchiquel „ee“ genannt wird, und welches dem mexikanischen malinalli entspricht. Ich habe gezeigt, dass eb oder ee (eeb) „Spitzenreihe“, „Zahnreihe“ bedeutet, und habe bemerkt, dass dieser Name recht gut zu gewissen Darstellungen des mexikanischen Zeichens malinalli passt, deren Hauptbestandtheil der Unterkiefer mit der Zahnreihe ist. Die übliche Darstellung des Zeichens eb dagegen stimmt nicht zu dem Namen und nicht zu den mexikanischen Darstellungen, indem statt der Zahnreihe gewöhnlich nur das greise Gesicht einer Göttin wiedergegeben ist. In der beistehenden Figur sehen wir eine Form des Zeichens, die sich vollständig mit bestimmten Formen des mexikanischen Zeichens malinalli deckt. Gleichzeitig sehen wir, dass das eigenthümliche Element an den rechten Seite des Zeichens eb nichts anderes ist, als der Busch des Krautes malinalli. Und erinnern wir uns, dass in dem oben angeführten Cakchiquel-Kalender malinalli mit „la escobilla“ „Besen“ übersetzt ist, so werden wir verstehen, warum in den üblichen Darstellungen des Zeichens eb das greise Gesicht einer Göttin erscheint. Denn der Besen ist das Symbol der alten Mutter Erde, der Erdgöttin und zwar insbesondere der Form derselben, wie sie bei den ebenfalls zur Maya-Familie gehörigen Huaxteca verehrt ward.

Fig. 1.



(7) Hr. Franz Boas übersendet von New-York, 5. September 1887, als Probe einer von ihm veranstalteten Sammlung von Sagen der Nordweststämme Amerikas, folgende Sage:

Omeatl und Háláqa.

Omeatl (Nr. 4 der Sammlung) hatte eine Tochter, Namens Háláqa. Eines Tages trug er seiner Schwester, der Dohle, und Háláqa auf, Seeigel zu suchen. Beide gingen zur Ebbezeit zum Strande hinunter und hatten bald einen Korb voll Seeigel gefunden. Die Dohle trug sie in den Wald, zerbrach sie und machte sie

zum Essen fertig. Dann frug sie Háláqa, ob sie nicht einige nehmen wolle. Jene antwortete, sie wage es nicht, aus Furcht vor ihrem Vater; als aber die Dohle versprach, nichts wiederzusagen, ass Háláqa einen Seeigel. Kaum hatte sie begonnen zu essen, da flog die Dohle auf einen Stamm Treibholz und schrie: „Qaχ, qaχ; qaχ, qaχ! Háláqa stiehlt Seeigel, Háláqa stiehlt Seeigel!" Háláqa sagte: „O, bitte, schweige, ich will Dir auch meinen Mantel schenken." Die Dohle aber liess sich nicht stören, sondern schrie weiter, um allen Leuten zu sagen, dass Háláqa Seeigel ässe. Wieder bat jene sie, stille zu sein, und versprach ihr als Entgelt ihre Armbänder aus Haliotis-Schalen. Ein Mann hatte aber schon gehört, was die Dohle gesagt hatte, und es Omeatl hinterbracht. Da wurde dieser sehr zornig. Er befahl allen Leuten, ihre Sachen zu packen, hiess sie, die Feuer auslöschen, und liess Háláqa mutterseelenallein im Dorfe zurück. Nur ihre Grossmutter hatte Mitleid mit ihr und hatte ihr heimlich eine glühende Kohle gegeben, die sie in einer Muschel verborgen hatte. Nur ein Hund und eine Hündin waren im Dorfe zurückgeblieben. Als die Boote ausser Sicht waren, zündete Háláqa ein Feuer an und baute sich eine Hütte aus Cederzweigen. Darin wohnte sie mit den beiden Hunden. Am folgenden Morgen sandte sie dieselben in den Wald und hiess sie biegsame Cederzweige holen. Nachdem sie dieselben gebracht hatten, flocht Háláqa sich vier runde Fischkörbe. Diese legte sie auf den Ebbestrand, und als nach dem nächsten Hochwasser das Wasser wieder zurücklief, fand sie viele Fische in den Körben. Als sie aber genauer zusah, erblickte sie in dem einen derselben einen Mann. Dieser war Gomâqoa's Sohn, Aikyaiōlisānō (Nr. 2 der Sammlung). Dieser kam aus dem Korbe, eine kleine Kiste in der Hand tragend, und sagte: „Nimm Du meine kleine Kiste und bringe sie zum Hause hinauf. Ich will Dich heirathen." Háláqa konnte die Kiste aber nicht heben, so dass er sie selbst tragen musste. Vor dem Hause öffnete er sie, und siehe, ein Wal lag darin. Dann baute Aikyaiōlisānō ein grosses Haus mit vielen Stufen und heirathete Háláqa. Er sandte die Hunde aus, um Leute herbeizurufen, die ihm helfen sollten, den Wal zu zerlegen. Die Leute kamen, sie zerschnitten den Wal und liessen den Speck aus, den Aikyaiōlisānō in Kisten aufbewahrte. Als nun einige Möven über das Haus hinflogen, rief Háláqa eine derselben herbei, band ihr ein Stück Speck auf den Rücken und trug ihr auf, zu ihrer Grossmutter zu gehen, die ihr einst Mitleid erwiesen hatte. Die Möwe flog fort und kam zu der Grossmutter, die gerade Muscheln am Strande suchte. Damals herrschte in Omeatl's Dorf grosse Noth und es gab nichts zu essen, als Muscheln. Der Vogel gab ihr das Fleisch und sagte ihr: „Háláqa sendet Dir dieses, aber sie will nicht, dass Omeatl etwas davon erfährt; desshalb iss es gleich hier auf." Die Alte ass ein Stück und verbarg den Rest unter ihrem Mantel. Dann ging sie nach Hause und setzte sich an ihre Arbeit. Sie war gerade daran, eine Matte zu flechten. Das Stück Walfischspeck hatte sie vor sich zu liegen und biss zuweilen heimlich ein Stück davon ab. Omeatl aber merkte es, ging zu ihr hin und frug sie, was sie esse. Sie leugnete, etwas zu haben; aber bald sah Omeatl sie wieder abbeissen. Er sprang auf und rief: „Ich sehe Dich essen." Da wurde sie böse und schlug ihn mit dem Speck ins Gesicht, indem sie sagte: „Háláqa hat mir das geschickt, sie ist jetzt verheirathet und sehr reich." Da beschloss Omeatl sogleich zu ihr zurückzukehren. Aber er wagte nicht, ohne Geschenke zurückzukommen. Er ging mit seinen Brüdern Mēmkyolimpis (Nr. 56 der Sammlung) und Haiēmkyītliχs zu der Insel Yâqolua, wo sie Muscheln sammelten. Diese brachten sie Háláqa. Sie wollte zuerst ihren Vater nicht in ihr Haus einlassen, aber ihr Mann befahl ihr, die Thür zu öffnen. Omeatl und seine Brüder setzten sich ans Feuer und

Hâlāqa gab ihnen einen Becher Thran. Omeatl wies denselben zurück, indem er sagte: „Ich bin ein grosser Häuptling; mir musst Du mehr geben." Aikyaiōlisānō sprach nun zum Becher: „Wenn Omeatl aus Dir trinkt, sollst Du nie leer werden." Omeatl tauchte nun Lachs in den Thran und liess es sich gut schmecken. Der Becher aber blieb immer voll. Der gierige Omeatl frass immer weiter, so dass der Thran endlich durch ihn hindurchlief. Seine Winde machten argen Lärm, aber er entschuldigte sich, indem er sagte, er habe einen neuen Bärenfellmantel um, der knattere. Als er aber gar nicht aufhörte und das Haus und seine Kleider beschmutzte, warfen ihn Hâlāqa und Aikyaiōlisānō zum Hause hinaus.

(8) Das Ehrenmitglied, Hr. H. Schliemann berichtet aus Athen, 20. Decbr. 1887 über den

urältesten Tempel der Aphrodite.

„Ich hatte mir von der griechischen Regierung die Erlaubniss erbeten, die Insel Kythera zu erforschen, einestheils, um die Baustelle des Tempels festzustellen, anderntheils, um Trümmer phönikischer Niederlassungen aufzudecken, in denen ich — wenigstens was Topfwaaren betrifft — Anklänge an die tirynthische und mykenische Technik zu finden hoffte. Es wurde mir von der Regierung der Ephoros, Dr. Valerios Staïs, zugesellt, dessen Scharfsinn mir sehr behülflich gewesen ist, die erste der beiden Aufgaben zu lösen.

Wir haben nehmlich mit vollkommener Sicherheit festgestellt, dass die, auf hohem Bergrücken befindliche Baustelle der, innerhalb des jetzt Palaiocastron genannten Bezirks der alten Stadt Kythera gelegenen, 12 *m* langen, 5 *m* breiten, 5 *m* hohen Kirche des Hagios Kosmas identisch ist mit der Baustelle eines kleinen, geschlossenen, von Osten nach Westen gerichteten Tempels aus Porosstein, mit 2 Reihen von je 4 sehr primitiven, aus einem Stück bestehenden, dorischen Säulen, wovon noch die beiden östlichsten mit ihren, aus besonderen Stücken bestehenden Kapitälen und Abaken in situ sind. Wie unsere, an 7 Stellen in der Kirche veranstalteten Ausgrabungen erwiesen haben, stehen diese beiden Säulen unmittelbar auf dem Felsen und sind — inclusive des Kapitäls — 2,48 *m* hoch, wovon 2,20 *m* auf den Schaft und 0,28 *m* auf das Kapitäl kommen; ihr Durchmesser beträgt 0,40 m. Die Säulen sind leicht cannellirt und, behufs der Bemalung für die Kirche, mit Stucco überzogen; nur der untere, in der Erde versteckte Theil derselben ist roh geblieben. In gleicher Flucht mit der nordöstlichen Säule fanden wir die, aus einer rohen Basaltplatte bestehende, 0,40 *m* im Durchmesser haltende Basis einer dritten Säule in ihrer ursprünglichen Lage. Sie scheint von den bisherigen Forschern unbemerkt geblieben zu sein, denn ihre Lage, in gleicher Linie mit der einen Säulenreihe, kann, hinsichtlich der Identität der Tempelbaustelle, durchaus keinen Zweifel lassen. Zwei weitere cannellirte dorische Säulen von gleichen Dimensionen und ähnlichem Material sind im Bau der Kirche verwendet, jedoch hängen die Kapitäle und Abaken derselben mit den Schäften zusammen. Der Bau enthält ferner die einzelnen Kapitäle, sowie die Bruchstücke der Schäfte der vier übrigen Säulen, die ebenfalls aus Porosstein bestehen. Der Fussboden der Kirche besteht jetzt theils aus dem naturwüchsigen Felsen, theils aus, mit Kalk verbundenen, grösseren und kleineren Steinen. Das Pavimentum des alten Tempels scheint auf ähnliche Weise hergerichtet gewesen zu sein, denn von einem Fussboden aus Steinplatten findet sich keine Spur. Fast alle Steine der Kirche sind aus demselben Porosstein und offenbar Baustücke des alten Tempels. Der Thürsturz besteht aus einem Tropfstein des Architravs von 0,30 *m* Breite. Der alte Steinbruch, aus dem die Bau-

steine des Tempels stammen, ist unmittelbar am Meeresstrande, zwischen Avlemona und Castri.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass dies der uralte, berühmte Tempel der Aphrodite Urania war, erstens wegen seiner imposanten Lage, in 240 *m* Meereshöhe, und zweitens, weil er sich in der Mitte eines, aus grossen behauenen Porosblöcken hergestellten Peribolos befindet, der einst die alte Stadt Kythera umschloss. Diese Mauer, die aus dem 4. Jahrhundert zu stammen scheint, ist seit Jahrhunderten eine ergiebige Fundgrube zum Bau von Kirchen und anderen Gebäuden gewesen, jedoch findet man noch an sehr vielen Stellen die Steine derselben in situ, und an einer Stelle sogar zwei Reihen derselben neben einander.

Der Bergrücken endet in westlicher Richtung in einer, um noch 40 *m* höheren Bergkuppe, auf der eine dem Hagios Georgios geweihte Kapelle steht, welche jedoch keine alten Bausteine enthält. Die Abhänge dieser Kuppe waren einst mit, aus grossen, wenig behauenen, aber in ziemlich wagerechten Linien über einander liegenden Basaltblöcken hergestellten, sogenannten cyclopischen Mauern befestigt, wovon man noch jetzt an vielen Stellen grosse Reste sieht. Zwar liegen die Steine jetzt ohne Verbindungsmittel auf einander, jedoch ist wohl mit Gewissheit anzunehmen, dass die Fugen zwischen denselben einst mit Lehm ausgefüllt waren, wie Dr. Dörpfeld es bei den Blöcken der Burgmauern von Tiryns erwiesen hat. Diese kytherischen Festungsmauern haben nicht das alterthümliche Ansehen der Mauern von Tiryns und Mykenae, und möchte ich denselben kein höheres Alter zuschreiben, als dem Tempel, der nach Herodot (I, 105) zur Zeit des Königs Psammetichus der 26. ägyptischen Dynastie (im VII. Jahrhundert v. Chr.) von Phönikern aus der Stadt Askalon gegründet wurde, deren Tempel der Aphrodite Urania der älteste dieser Göttin war. Nach Pausanias (III. 23, 1) war das Heiligthum auf Kythera ebenfalls der Aphrodite Urania geweiht; es war der älteste aller Tempel dieser Göttin, die hier einen sehr berühmten Cultus und ein bewaffnetes Schnitzbild hatte. Unter gleicher Gestalt wurde Astarte in Sidon, auf Kypros und in Karthago verehrt (Movers, Die Phönizier, II, 2, S. 270—272), und gehört in dieselbe Kategorie das uralte Schnitzbild der bewaffneten Aphrodite Areia zu Sparta (Pausanias III, 15, 10; III, 17, 5).

Aphrodite wird zweimal in der Odyssee (VIII, 288 und XVIII, 193) und fünfmal in den homerischen Hymnen (H, X, 1; H, VI, 18; ad Venerem IV, 175, 287) die Kytherische genannt, was gleichfalls die Verherrlichung der Göttin auf Kythera in hohem Alterthum bestätigt. Da aber an keiner dieser Stellen von einem Tempel die Rede ist, so ist es sehr fraglich, ob ein solcher schon zur Zeit Homer's oder der Dichter der homerischen Hymnen bestand, denn erstens fand ich keine Spur von einem Tempel, der noch älter sein könnte, als der, dessen Baustelle und Trümmer durch die Kirche des Hagios Kosmas bezeichnet werden, und zweitens hatten die Götter zu Homer's Zeiten fast nur Altäre und ist die Zahl der Heiligthümer, die vom Dichter der Ilias und Odyssee ausdrücklich als Tempel bezeichnet werden, eine sehr geringe. Ja, es werden eigentlich nur 4 Tempel genannt, wovon zwei in Ilios der Pallas Athene (Il. VI, 88, 274, 297) und dem Apollo (Il. V, 446, VII, 83), einer dem letzteren Gotte in Chryse (Il. I, 39) und einer der Pallas Athene auf der Akropolis zu Athen (Il. II, 549) geweiht waren. Altäre der Götter werden dagegen 12mal in der Ilias, 7 mal in der Odyssee und 12 mal in den homerischen Hymnen erwähnt und ist selbst auf dem heiligen Delos nur von einem, dem Apollo geweihten Altar die Rede (Od. VI, 162—163).

In den, neben der Kirche von mir gezogenen Gräben stiess ich schon in 0,30 *m* bis 0,40 *m* auf den Felsen und fand nirgends eine Spur von alten Topfscherben.

Wenig besser erging es mir auf den, südwestlich vom Hagios Kosmas, etwa 20 *m* tiefer gelegenen Terrassen, wo ich 25 Schächte abteufte, aber stets in weniger, als 2,50 *m* Tiefe den Felsen erreichte und fast nur Topfscherben aus römischer, spärliche Terracottas aus griechischer, aber keine Spur von Sachen aus prähistorischer Zeit fand. Auf der grössten dieser Terrassen, die im Volksmunde „Kolonnais" genannt wird, sah Nicolas de Nicolay, der im Jahre 1551 Kythera besuchte, „2 hohe Säulen ohne Kapitäl, 5 quadratische Pfeiler mit den Resten eines hohen Chors, und dicht dabei eine kolossale weibliche Gewandstatue ohne Kopf"; spätere Reisende bis zum Anfang dieses Jahrhunderts trafen wenigstens noch die beiden Säulen[1]). Von allem diesem ist jetzt keine Spur in der Oberfläche sichtbar; ich fand aber hie und da in meinen Schächten grosse behauene Porosblöcke, ähnlich denen der Mauer.

Ich kaufte eine, angeblich neben der Kirche des Hagios Kosmas gefundene Statuette von sehr feiner Technik, in Gestalt eines Bockes, die aus der Blüthezeit der griechischen Kunst zu stammen scheint, und höchst wahrscheinlich als Weihgeschenk an die Aphrodite Epitragia (siehe Plutarch, Vita Thesei, I, 14, 22) gedient hat. In den, neben den cyclopischen Mauern gegrabenen Löchern fand ich ältere monochrome Topfscherben, die aus der Zeit des Tempelbaues stammen mögen.

Die Hafen- oder Unterstadt von Kythera war das eine Stunde Weges davon entfernte Skandeia, dessen unmittelbar am Meeresufer gelegene Baustelle durch zahlreiche Topfscherben aus römischer und griechischer Zeit, womit der Boden bedeckt ist, bezeichnet wird. Ich teufte hier 9 Schächte ab und fand den Felsen gewöhnlich schon in einer Tiefe von 2 *m*; nur an einer Stelle hatte ich 3,5 *m* tief zu graben; ich fand aber auch hier nur römische und griechische Topfscherben, dagegen nichts, was für phönikische Ansiedelungen charakteristisch wäre oder Anklänge an tirynthische oder mykenische Technik zeigte.

Ich habe die Insel in allen Richtungen durchsucht, aber sonst keine Spur von alten Ansiedelungen gefunden, ausser auf dem, von einer Kirche gekrönten Hügel neben dem jetzigen Hafen Kapsali, wo ich ein Paar rohe steinerne Hämmer fand. Obgleich die Insel sehr felsig und daher der Ackerbau sehr beschwerlich ist, so hat sie doch überall einen Ueberfluss an Wasser, welches man gewöhnlich schon in 1—1,5 *m* Tiefe findet; dennoch kommen hier — wegen des steten Windes — Bäume nur in den Thälern fort. Olivenöl und Honig sind die einzigen Ausfuhrartikel.

Es giebt hier drei Stalaktitenhöhlen, wovon zwei mit Kirchen geschmückt sind; die dritte habe ich nicht besucht.

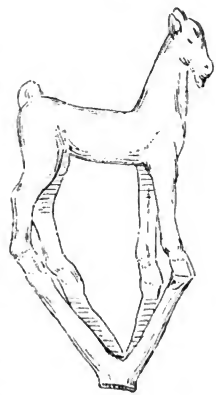
Die ganze Bevölkerung von Kythera ist von venetianischer Abkunft, aber griechischer Religion, und spricht selbst der gewöhnliche Arbeiter sowohl italienisch, als griechisch. Ausser Nicolas de Nicolay haben über Kythera geschrieben: A. L. Castellan, Lettres sur la Morée et les îles de Cérigo, Hydra et Zante, Paris 1808; Nicolo Staï, Raccolta di antiche autorità e di monumenti storici riguardanti l'isola di Citera, Pisa 1847; ferner R. Weil, dessen bereits erwähnte Abhandlung über die Insel, die ausführlichste und besonders hinsichtlich der Topographie die werthvollste ist." —

In einem folgenden, an Hrn. Virchow gerichteten Schreiben aus Athen vom 25. Decbr. 1887 giebt Hr. Schliemann den nachstehenden Nachtrag:

---

1) R. Weil, „Kythera," in den Mittheilungen des Deutschen Archäologischen Instituts zu Athen, 5. Jahrgang, 1880.

„Erst heute kann ich Ihnen die von Hrn. Direktor Dr. Dörpfeld angefertigte Photographie des, in meinem Aufsatz über Kythera erwähnten bronzenen Bockes schicken, der angeblich neben der Kirche des Hagios Kosmas, in welchem ich die Baustelle des uralten Tempels der Aphrodite Urania erkannt habe, gefunden und höchst wahrscheinlich ein Weihgeschenk an die Aphrodite Epitragia ist. Wie nehmlich L. Preller (Griechische Mythologie. 4. Aufl., Berlin 1887) sehr richtig bemerkte: „Eine symbolische Bedeutung hatte im Aphroditedienste fast Alles, was auf die geschlechtlichen Beziehungen hindeutete und die Vorstellung von Brunst und geiler Fruchtbarkeit erweckte. So das Bild der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile oder was durch Gestalt oder Namen an sie erinnerte, welche als natürliche Symbole des Geschlechtstriebes und der animalischen Befruchtung im Alterthum bekanntlich bei vielen Gelegenheiten herkömmlich und nicht anstössig waren. Im Pflanzenreiche waren Gewächse und Früchte von verwandter Bedeutung der Venus heilig, namentlich die Myrthe und der Apfel, im Thierreiche der Widder und der Bock, der Hase, die Taube, der Sperling und andere Thiere von verliebter Natur. Vorzüglich waren der Widder und der Bock sehr alte und sehr verbreitete Symbole, von Cypern her fast überall, wo man die Venus findet.“



Eine auf einem Bocke reitende Aphrodite haben wir uns jedenfalls in der Aphrodite Epitragia zu denken, die, der Sage nach, dem Theseus auf seiner Expedition nach Kreta als Führerin diente (Plutarch, Theseus 18). Sie ist ohne Zweifel identisch mit der, von diesem Heros nach Athen gebrachten Pandemos, denn der Dienst der Aphrodite Epitragia war in Athen heimisch. Ich erinnere ferner an das, von Skopas gefertigte Erzbild der Aphrodite Pandemos in Elis, welches die, auf einem Bocke reitende Aphrodite darstellte (Paus. VI, 25, 1). In gleicher Gestalt erscheint die Göttin sehr oft auf Gemmen, sowie auf cyprischen Münzen und auf Terracotten.

(9) In einem weiteren, an Hrn. Virchow gesendeten Bericht vom 20. December 1887 bespricht Hr. Schliemann

die Mykener Königsgräber und den prähistorischen Palast der Könige von Tiryns.

Sie werden sich erinnern, dass im April 1887 mein Mitarbeiter, Dr. Dörpfeld, jetzt Direktor des Kaiserl. Deutschen Archäologischen Instituts in Athen, und ich auf eine schmähliche Weise von der Times in London angegriffen wurden, deren Correspondent, Hr. Stillman, behauptete, dass die von mir entdeckten Königsgräber in Mykenae celtischen Barbaren aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. angehörten, und dass der von mir aufgedeckte Palast in Tiryns aus sehr später byzantinischer Zeit stamme. Stillman's Beschuldigungen gegen uns machten um so grösseres Aufsehen, als er sich auf die hohe Autorität des berühmten Architekten Penrose, des Entdeckers der Curven im Parthenon, stützte. Diese beiden Herren hatten nehmlich in den inneren, sowie in den äusseren Mauern der mykener Königsgräber Baustücke aus der klassischen griechischen Zeit entdeckt, und behaupteten

daher, diese Mauern, und somit auch die Gräber selbst, müssten von den celtischen Horden herrühren, welche zur Zeit des Pyrrhus (etwa 285 v. Chr.) in Griechenland einfielen, und denselben Barbaren müssten die beiden rechts und links von den Gräbern befindlichen rohen Bauten angehören. Wegen Tiryns war ihr Argument, dass die Mauern des sogenannten prähistorischen Königspalastes aus mit Lehm verbundenen Steinen — einer der Heldenzeit unwürdigen Bauart — beständen und mit bemaltem Kalkputz überzogen wären, welcher erst in spät-byzantinischer Zeit vorkäme.

Ferner brachten sie sowohl für Mykenae, als für Tiryns zur Geltung, dass sie überall an den antae und Thürschwellen die Spuren der Steinsäge und des Steinbohrers bemerkt hätten, welche Werkzeuge in prähistorischer Zeit durchaus unbekannt gewesen seien.

Ein Leitartikel der Times, im Mai 1886, endlich, in welchem wir auf das Heftigste angegriffen und unwissende Enthusiasten genannt wurden, machte einen solchen Lärm, dass wir von der Hellenic Society in London aufgefordert wurden, uns in einer Extrasitzung derselben, am 2. Juli, gegen die Angriffe zu vertheidigen. Natürlich erschien unser Hauptgegner, Hr. Stillman, nicht; wohl aber Hr. Dr. Dörpfeld und ich. Wir erinnerten zuvörderst an die historische Thatsache, dass die celtischen Horden vor Delphi zurückgeschlagen wurden und nie nach dem Peloponnes gekommen sind, und führten ferner aus, dass die innern Mauern und die Umfangsmauer der Königsgräber, welche unsere Gegner aus der Zeit des Pyrrhus stammen liessen, erst 1878, also vor 8 Jahren, von der Griech. Arch. Gesellschaft mit den herumliegenden Steinen neu aufgebaut worden sind, und dass die „celtischen" Bauten rechts und links davon nur die Substructionen prähistorischer Gebäude sind, Substructionen, die bestimmt waren, immer unter der Erde zu bleiben, wie deutlich aus den, auf denselben befindlichen antae und Thürschwellen hervorgehe. Hinsichtlich Tiryns bemerkten wir, dass alle prähistorischen Wohnhäuser Untermauern aus Steinen und Lehm und Obermauern aus Luftziegeln hatten, und führten zahlreiche Orte an, wo solche Bauten noch heute zu sehen sind, viele davon auch mit bemaltem Kalkputz; ferner, dass der tirynther Palast in einer furchtbaren Feuersbrunst untergegangen ist, so dass die Steine an gar vielen Stellen zu Kalk und der sie verbindende Lehm zu Terracotta gebrannt sind, dass aber von wirklich gebrannten Ziegeln keine Spur vorkäme, wovon wir jeden an Ort und Stelle zu überzeugen versprachen; endlich dass durch eine Ironie des Schicksals gerade die beiden urältesten Monumente der Bautechnik in England, nehmlich die im British Museum befindlichen, mit Nr. 201 und 202 bezeichneten Fragmente von der Façade der Schatzkammer des Atreus in Mykenae, die deutlichsten Merkmale des Steinbohrers und der Steinsäge zeigen.

Hr. Penrose, welcher in der Sitzung zugegen war, wollte sich zwar nicht gleich ergeben, versprach aber, mit Dr. Dörpfeld Mykenae und Tiryns zu besuchen und dann sein Urtheil bekannt zu machen. Er hat dies Versprechen erst Anfangs Oktober 1887 zur Ausführung gebracht, und, wie Sie aus dem Athenäum vom 12. November ersehen, erkennt er jetzt, in einem darin publicirten Briefe an Hrn. Walter Leaf von der Hellenic Society, an, dass er sich in allen Punkten geirrt hatte. So z. B. hat er sich jetzt überzeugt, dass die Pfosten der Thore in Mykenae und Tiryns deutliche Spuren der Steinsäge tragen; dass gegen den prähistorischen Charakter der Palastmauern in Tiryns durchaus kein Einwand erhoben werden kann; dass diese in allen einspringenden und ausspringenden Winkeln genau dem Laufe der grossen tirynther cyklopischen Mauer folgen, und

dass daher nothwendigerweise letztere gleichzeitig mit dem Palaste gebaut sein muss. Aber einen noch stärkeren Beweis für das riesige Alter des tirynther Palastes findet er in dem kürzlich auf dem Burggipfel in Mykenae ans Licht gebrachten Palast der Atriden, der genau denselben Bauplan hat, ebenfalls in einer furchtbaren Feuersbrunst zerstört ist und die merkwürdige Eigenthümlichkeit aufweist, dass über seine Ruinen hin vorhistorische Gebäude errichtet sind, auf deren Trümmern wiederum ein regelrechter dorischer Tempel gebaut ist, dessen Architektur die deutlichsten Kennzeichen trägt, dass er spätestens aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. stammen kann. Er erkennt ferner an, dass die Palastmauern in Tiryns keine gebrannten Ziegel enthalten, und dass der in denselben befindliche Kalk lediglich von den, in der Feuersbrunst verkalkten Steinen stammt. Weiter giebt er zu, dass sein früheres, auf die elende Bauart der Mauern begründetes Argument gegen das hohe Alter der mykener Königsgräber zu Boden fällt, und dass diese nothwendigerweise entweder noch älter sind, als die grosse mykenische cyclopische Burgmauer, und eine Nekropolis extra muros bildeten, oder gleichzeitig mit ihr errichtet sein müssen, was deutlich aus der Thatsache hervorgeht, dass die cyclopische Burgmauer eine, dem kegelförmigen Hügel der Königsgräber parallel laufende Curve bildet.

Somit hat nun Hr. Penrose, als ehrlicher Mann, anerkannt, dass er sich in allen Punkten geirrt hatte. Hr. Stillman hat nichts weiter über die Sache hören lassen." —

(10) Hr. Virchow zeigt eine Anzahl vortrefflicher photographischer Abbildungen von Gegenständen des krainischen Landesmuseums zu Laibach, welche der Custos desselben, Hr. Karl Deschmann, für bevorstehende Veröffentlichung hat anfertigen lassen. Sie betreffen einen grossen Theil der schönen Funde, über welche Hr. Virchow in der Sitzung vom 15. Oktober 1887 (Verh. S. 549) gesprochen hatte.

(11) Hr. A. Nagel übersendet aus Deggendorf, Bayern, 4. Januar, folgenden Bericht über die

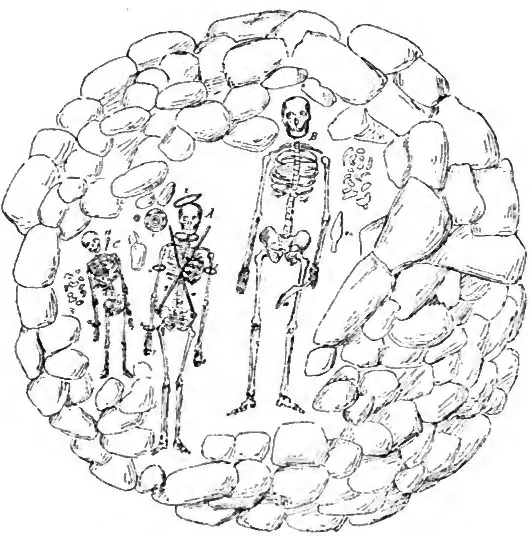
Eröffnung eines Hügelgrabes bei Matzhausen, Bez.-Amt Burglengenfeld.

Im Bezirksamte Burglengenfeld (Oberpfalz), Gemeinde Dietldorf, Ort Matzhausen, befinden sich in einem, auf mässiger Anhöhe gelegenen Fichtenholzbestande etwa 50 Grabhügel von länglicher und runder Form, von 0,5—2 *m* Höhe und 8—30 *m* Durchmesser. Der etwas vertiefte Boden auf der Mitte der Oberfläche deutet bei sämmtlichen Hügeln auf stattgefundene Leichenbestattung. Nach eingeholter Genehmigung des Grundstückbesitzers, die durch Zahlung einer entsprechenden Summe für etwa entstehenden Schaden erfolgte, begann ich mit den Ausgrabungen. Die Hügel sind formirt durch Steinbau, welcher mit der Zeit zusammengestürzt ist und im Verein mit den durchgewachsenen Baumwurzeln arge Verwüstungen, sowohl an den Skeletten und Gefässen, als auch an den übrigen Beigaben angerichtet hat. Da in vielen, ja in den meisten Hügeln mehrere Todte beigesetzt wurden und Kinderskelette sich mit Erwachsenen zusammen vorfanden, ist wohl die Annahme berechtigt, dass die einzelnen Hügel Familiengräber bildeten, worin Nachbestattungen stattgefunden haben, in Folge deren namentlich die Gebeine der früher Bestatteten und deren Gefässe zerstört wurden. Es ist mir heute der Kürze der Zeit wegen nicht möglich, über alle von mir geöffneten Hügel dieser Gruppe Bericht zu erstatten, und will ich nur einen Grabhügel hervorheben, dessen

Inhalt, ausser der durch Zeichnung veranschaulichten Urne, noch höchst interessante Beigaben barg. Die Form des betreffenden Hügels war rund, 1,5 *m* hoch, der Durchmesser am natürlichen Boden ungefähr 26 *m*. Die Form des Kegels war ziemlich spitz, doch befand sich auch auf der Spitze inmitten eine ziemliche Einsenkung. Der Aufbau bestand aus Steinen, mit lehmiger Erde vermischt. Bestattet waren darin 3 Personen, anscheinend, wenigstens den Beigaben nach, ein Mann, ein Weib und ein Kind, mit den Füssen nach Norden, den Köpfen nach Süden liegend. Sehr hoch, kaum 20 *cm* unter der Erdoberfläche, östlich vom Kopfe des Skelets *A* stehend, befand sich eine Urne (Fig. 1 Nr. 1, Fig. 2); der Hals derselben,

Fig. 1.

S



N.

ungefähr in der Mitte entzweigebrochen, stand senkrecht daneben. Die Urne stand wohl noch als Ganzes im Hügel, doch waren Wurzeln durch die obere Oeffnung hineingewachsen und war sie in Folge dessen gesprengt, jedoch liess sie sich nachträglich wieder schön zusammenfügen. Sie ist auf der Drehscheibe gemacht, besteht aus feingeschlämmtem Thon, mit feinem Sand gemischt, und ist auf der oberen Bauchhälfte mit einem 5 *cm* breiten Kreisfelde versehen, in welches folgende Thiere eingravirt sind: 1 Hirch äsend, rechts folgt ein Hase springend, hierauf ein Wolf mit aufgesperrtem Rachen, dann kommen 2 Rehe, ferner 2 Schweine, nach diesen 1 Vogel (?), weiter eine Hirschkuh, worauf 1 Vogel die Runde abschliesst. Oberhalb des Rundbildes ist ein 1 *cm* breiter Streifen, in welchem sich runde Verzierungen

befinden, die in der Mitte einen Punkt und darum 2 concentrische Kreise haben, von welchen der äussere Kreis wieder vertieft punktirt ist. Unterhalb des Thierkreises ist ein 1,5 *cm* breiter Streifen, auf welchem sich ebensolche Kreise, nur entsprechend grösser, befinden, und zwischen je zwei solchen Kreisen finden sich ein Doppel-*N* darstellende Verzierungen, welche ebenfalls mit vertieften Punkten verziert sind. Das Gefäss ist 24 *cm* hoch und hat einen Bauchdurchmesser von 22 *cm* an seiner grössten Ausbiegung.

Fig. 2.



Dicht oberhalb des Kopfes lag ein Schläfenring (Fig. 1 Nr. 2); er hält 15 *cm* im Durchmesser und ist aus 4 *mm* starkem Bronzedraht gefertigt. Am Halse befand sich ein Bronzering (Fig. 1 Nr. 3), offen, ebenfalls 15 *cm* im Durchmesser, aus 4 *mm* starkem Draht bestehend. Die offenen Enden sind durchbohrt, bilden 2 offene Oehsen und haben auf einer Länge von 12 *mm* die gewöhnliche Ring- und Strichverzierung. An den Oberarmen lag je 1 Ring (Fig. 1 Nr. 4. 5) von Bronzedraht, wobei das eine Ende eine geschlossene Oehse, das andere ein aufgebogenes Knöpfchen bildet, welches zum Verschluss in die Oehse eingeknöpft wurde. Die Enden haben ebenfalls eine 5 *mm* lange ringförmige Verzierung. Den rechten Unterarm zierte ein Drahtbronzering (Fig. 1 Nr. 6), mit ähnlichen Oehsen versehen, wie der Halsring, 5 *mm* stark und ebenso verziert. An den Fingern befanden sich rechter Hand 4 Ringe von flachem Bronzedraht, an der linken Hand 2 Stück von rundem Bronzedraht; sämmtliche Ringe sind offen und in der Situationszeichnung mit 7 und 8 bezeichnet. Ueber der Brust gekreuzt, mit den Spitzen nach dem Kopfe zu, lagen 2 Bronzenadeln (Fig. 1 Nr. 9 und 10). Dieselben sind 75 *cm* lang, haben vom Knopfe aus auf eine Länge von 10 *cm* die Ring- und Strichverzierung, ebenso ist der Aussenrand des Knopfes mit Strichverzierung versehen. Die Stärke des Nadelschaftes beträgt 6 *mm*. Auf der Brust, etwas seitlich über den linken Rippen, lagen 4 Fibeln, alle vier aus einem Stück gefertigt, mit einseitiger, aus 3 Windungen bestehender Feder bei 3 Exemplaren, während bei der vierten die Nadel an der mittleren Federwindung sitzt.

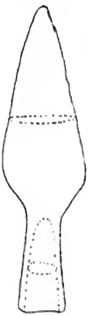
Oestlich von diesem Skelet lag das des Kindes *C*. Am rechten Unterarm befand sich ein offener, runder Armring (Fig. 1 Nr. 15) mit Kreisverzierungen. Auf der rechten Brustseite befanden sich 2 kleine Fibeln (Fig. 1 Nr. 16 u. 17), wovon namentlich die nach dem Becken zu liegende (Fig. 1 Nr. 16) eine schöne Windung hat, indem, ausser der achtfachen horizontalen Spirale, je rechts und links von den Enden ausgehend, nach der Mitte zu gerollt, zwei vertikal stehende Spiralen angebracht sind. Beide Fibeln sind von Bronze und sehr zierlich gearbeitet. Zwischen Achsel und Kopf des Kindes, auf der linken Seite, lag eine Bronzenadel von 12 *cm* Länge, mit gebogenem, ovalem Knopf; derselbe, sowie auch der Schaft, ist auf eine Länge von 2 *cm* mit Verzierungen versehen. Oestlich des Kinderskeletes lagen die Scherben verschiedener Gefässe.

Das grösste Skelet *B*, ziemlich in der Mitte und etwa 25 *cm* höher,

Fig. 3.



Fig. 4.



als die anderen, liegend, hatte keine Bronzebeigabe, sondern es befand sich am linken Oberschenkel ein eisernes, 35 *cm* langes Messer (Fig. 1 Nr. 19, Fig. 3), gut erhalten, mit 2 Nieten am Griffe, welch letzterer am Ende eine flache, den einstigen Handgriff abschliessende Fläche bildet. Ebenfalls auf der linken Seite, neben dem linken Unterarmknochen lag eine eiserne Lanzenspitze (Fig. 1 Nr. 20, Fig. 4), 9 *cm* lang, mit hohler Dülle. Längs der oberen, linken Armröhre lag eine bedeutende Menge von Scherben, worunter mehrere auf reich verziert gewesene Gefässe hindeuten.

Sämmtliche Skelette waren in sehr morschem Zustande, ausserdem von den Steinen und Baumwurzeln arg zerstört, so dass an ein Herausnehmen, auch nur einzelner Skelettheile, nicht gedacht werden konnte. Die zwei östlich liegenden Skelette lagen überhaupt nur 75 *cm* tief im Hügel. Reste von Brandstätten waren in der Nähe der 2 äusseren Urnensetzungen. —

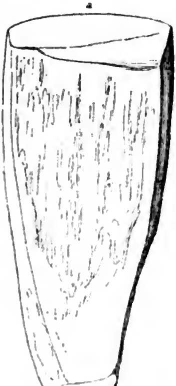
Hr. Virchow beglückwünscht den rührigen und erfolgreichen Forscher wegen des schönen Fundes, der eine vortreffliche Illustration der Gräber der Hallstatt-Zeit aus der Oberpfalz liefert. Namentlich das herrliche Thongefäss kann als eine der vorzüglichsten Leistungen jener Zeit gelten.

(12) Hr. Virchow zeigt ein

polirtes Steinbeil aus Hornblendeschiefer von Pürschkau in Niederschles.

Der praktische Arzt, Hr. Dr. Krieger zu Putlitz, Westpriegnitz, benachrichtigte mich vor einiger Zeit, dass er seit 12 Jahren ein grünes polirtes Steinbeil von so prägnanter Form besässe, dass der auffindende Tagelöhner dasselbe nicht wegwarf, sondern mit den Worten: „das ist ja eine Axt", dem Aufsichtsbeamten übergab. Gefunden sei es 1 *m* tief beim Ziehen eines Grabens in Pürschkau, einem Orte, der etwa 2 Meilen von Zaborowo liege.

a



b



Bei der Seltenheit von Steinfunden in jener Gegend schien es doppelt interessant, das Stück kennen zu lernen, und Hr. Krieger hatte auf mein Anerbieten, eine Untersuchung zu veranlassen, die grosse Freundlichkeit, dasselbe zu schicken und seine Genehmigung zu einer Untersuchung zu ertheilen.

Es ist ein nur sehr unvollständig bearbeitetes Flachbeil. Seine Länge beträgt 15,8 *cm*, die Breite der Schneide 6, 8, die grösste Breite, 2 Finger breit hinter der Schneide, 7 *cm*, die Breite des Hinterendes 2, 3, die grösste Dicke 1, 6 *cm*. Die eine Flachseite (*a*) ist nur ganz oberflächlich angeschliffen, zeigt aber im Uebrigen noch zahlreiche

Rauhigkeiten und flache Vertiefungen von der ursprünglichen Gestalt des Gerölles; die andere Flachseite ist noch unregelmässiger durch ausgedehnte Vertiefungen, welche sich auch auf die Seitentheile (*b*) fortsetzen. Auch das Bahnende hat nur ein Paar schräge Zuschleifungsflächen, daneben aber Sprünge und Gruben. Mit um so grösserer Sorgfalt sind die Schneide und die Seitentheile bearbeitet. Erstere ist noch ganz scharf, flach gewölbt, ein wenig schief, mit leicht convexen Zuschärfungsflächen, deren eine (*a*) durch einen schrägen Absatz zwei Abtheilungen zeigt. Die Seitentheile sind sanft gerundet. Im Uebrigen erscheint die Oberfläche matt; ihre Farbe ist ein dunkles Grünschwarz, in welchem bei seitlicher Beleuchtung zahlreiche kleine glitzernde Punkte hervortreten.

Hr. Hauchecorne hatte die grosse Güte, auf der Bergakademie eine Analyse anstellen zu lassen. Der Bericht des Hrn. Dr. Max Koch lautet:

„Das Gestein ist Epidot-Amphibolith. Quantitativ vorherrschend ein im Dünnschliff hellgrüner, deutlich gleochroitischer Amphibol, in prismatisch-stengligen Aggregaten. Wie man aus den optischen Eigenschaften desselben (opt. Ausböschungsschiefe 16°) und dem verhältnissmässig niedrigen spez. Gew. (2,997) des Gesammtgesteins schliessen muss, gehört er einem thonerdearmen Gliede, dem Aktinolith, an. Daneben reichlich Epidot in trüben hellgrünlichen Körnern, von welchen die grösseren schon mit unbewaffnetem Auge erkennbar sind. Er verursacht die grosse Härte des Gesteins."

„Der Menge nach stark zurücktretend sind noch vorhanden: Orthoklas, als Zwischenmasse der Amphibolbündel, und von Erzen spärlich Magnetit, reichlicher ein silberweisses Mineral, welches sich, ohne dem Beil grössere Splitter zu entnehmen, nicht bestimmen lassen wird."

Hr. Hauchecorne fügt hinzu:

„Hiernach ist das Gestein in etwas gemeinverständlicherer Ausdrucksweise als ein Epidothaltiger und dadurch besonders harter Hornblendeschiefer zu bezeichnen.

„Gesteine sehr ähnlicher Natur finden sich in der Gegend am Kupferberg bei Waltersdorf.

„Ob das vorliegende Stück als ein Geräth aus der Steinzeit anzusehen ist, erscheint fast zweifelhaft. Es werden bei uns ein Paar Stücke aufbewahrt, welche durch die Benutzung als Wetzsteine ganz ähnliche Gestalten angenommen haben, wie vorgeschichtliche Steinwerkzeuge."

Das Pürschkauer Stück zeigt viel Aehnlichkeit, sowohl in der Form, als in dem Gestein mit einem, nur etwas kürzeren und dickeren Steinbeil von Neuhof bei Oranienburg, welches Hr. Ossowidzki in der Sitzung vom 20. Februar 1886 (Verh. S. 142) zeigte und über welches ich später (ebend. S. 218) berichtet habe. Hr. Arzruni bestimmte das Gestein als Aktinolith-Schiefer. Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Gesteinen dürfte also kaum vorhanden sein.

In Bezug auf die, von Hrn. Hauchecorne aufgeworfene Frage möchte ich mich doch dahin entscheiden, das Stück für ein wirklich prähistoriches zu halten. Gerade die Flächen, welche bei Wetzsteinen am meisten gebraucht werden, sind hier am wenigsten angegriffen, während die Schneide und die Seitentheile in saubersten Weise hergestellt wurden. Jedenfalls ist aber diese Art der Flachbeile bei uns verhältnissmässig selten und die Wiederholung derselben Form in derselben Gesteinsart recht bemerkenswerth.

(13) Hr. Virchow berichtet, mit Bezug auf eine etwas excessive Zeitungs-Nachricht, wonach zu Oranienburg in einem Stück Braunkohle eine Schlange gefunden sein sollte, dass sich das ihm übersandte Stück nach Untersuchungen im paläontolo-

gischen und zoologischen Museum als nicht fossil, sondern als die Chorda eines Störs herausgestellt habe.

(14) Hr. Dr. W. O. Focke berichtet in den Bremischen Nachrichten über den

Drachenstein bei Donnern.

Zu den wenig beachteten Resten der Vergangenheit in unserer Gegend gehört der Drachenstein bei Donnern unweit Bremerhaven. Hr. Krause bespricht denselben in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. 2 (1855) S. 293—295. Er schildert ihn nicht aus eigener Anschauung, sondern nach einer, von dem Geometer W. Meyer herrührenden Beschreibung, welche in der „Weser-Zeitung" vom 5. Juni 1853 stehen soll. Dies Citat dürfte unrichtig sein; das Original des Meyerschen Aufsatzes, den Krause (ob vollständig?) nachdruckt, konnte noch nicht wieder aufgefunden werden. In dem Köster'schen Buche: „Alterthümer, Geschichten und Sagen der Herzogthümer Bremen und Verden" wird der Drachenstein erwähnt und besprochen. Insbesondere wird dort auch die Streitfrage erörtert, ob die Schlange auf dem Drachenstein ein Kunstprodukt oder eine Versteinerung sei. Es mag hier deshalb von vornherein bemerkt werden, dass eine solche Frage von naturwissenschaftlicher Seite, die doch allein als urtheilsfähig in solchen Angelegenheiten gelten darf, überhaupt nicht hätte aufgeworfen werden können. Mit einer Versteinerung hat die fragliche Schlangenfigur nicht die entfernteste Aehnlichkeit. Auf Anregung des Hrn. Senator Holtermann in Stade hat der Schreiber dieser Zeilen den Stein im October 1887 aufgesucht und kann daher über denselben Folgendes berichten: Der Stein ist in der Umgegend unter dem Namen Drachenstein („Drakensteen") bekannt. Ein Gewährsmann Krause's hielt dagegen die Bezeichnung Schlangenstein („Snakensteen") für richtig. Der Drachenstein liegt etwa 3 *km* von der Mitte des langgestreckten Dorfes Donnern entfernt, nahe an dem grossen Wege nach Wedel, und zwar in der Gegend, wo derselbe mit einer scharfen Biegung nach Norden die Niederung überschreitet, in welcher die Quellen eines kleinen Baches, der Rohr, fliessen. Er befindet sich auf einer sehr sanft geneigten Heidefläche, an einer Stelle, die von Natur in keiner Weise ausgezeichnet ist. Er ragt auch nicht über das Erdreich hervor, sondern seine obere Kante liegt etwa in gleicher Höhe mit dem Heideboden; ursprünglich befand sich der Stein somit fast ganz in der Erde, und er ist nur durch Aufgrabungen sichtbar geworden. Er liegt jetzt ziemlich frei in einer künstlichen Grube; ein enges, stollenartiges Loch scheint erst neuerdings unter seiner unteren Fläche durchgeführt zu sein. Er gehört zu den, in hiesiger Gegend so verbreiteten Blöcken krystallinischen Gesteins, und zwar besteht er, nach kleinen frischen Absplitterungen zu urtheilen, aus einem glimmerarmen, weissen Feldspath enthaltenden Granit. Seine obere Fläche ist ziemlich eben und sanft geneigt; während deren obere Kante ungefähr bis zur Höhe des Heidebodens heraufragt, liegt die untere um mehrere Decimeter tiefer. Die obere Fläche ist zwar unregelmässig begrenzt, aber doch nahezu quadratisch, mit Seiten von etwa 180 *cm* oder etwas mehr Länge. Die Dicke des Steines beträgt, soweit sie sich messen lässt, an verschiedenen Stellen etwa 40—70 *cm*. Seine Masse kann auf 1,5—2 *cbm*, sein Gewicht auf 4—5 To. geschätzt werden. Auf der oberen Fläche zeigt sich nun längs der oberen Kante jene schlangenartige Figur, von welcher der Stein seinen Namen erhalten hat. Sie ist etwas über die Fläche erhaben, muss also durch Abmeisselung der umgebenden Steinpartien hervorgebracht sein. Das Schwanzende der Schlange ist dünn und verliert sich in den Rauhigkeiten des Steins, zwischen denen der erste Anfang

nicht mit voller Sicherheit zu erkennen ist. Weiterhin wird die Figur aber deutlicher und breiter, sie zieht sich in vielen unregelmässigen Windungen (Meyer zählt deren 23) zu einer Kante hin, an welcher sich in stumpfem Winkel eine kleine, im Wesentlichen auch noch nach oben gerichtete Fläche an die Hauptfläche anschliesst. Der Schlangenkörper setzt sich in beträchtlicher Breite auf diese kleine Fläche fort, hört dann aber ohne deutlichen Kopf an der scharfen Kante auf, durch welche jene kleine Fläche nach aussen zu begrenzt und von der eigentlichen Seitenfläche des Steins geschieden wird. Die Länge der Schlange beträgt, geradlinig von einem Ende zum andern gemessen, etwa 160 *cm*, mit den Windungen aber über 3 *m*. Die Breite beträgt am Schwanzende kaum 1 *cm*, in der Mitte etwa 5 *cm*, am Kopfende 7—12 *cm*. Sie ist an dieser Stelle, namentlich auf der kleinen Fläche, 0,5 *cm* oder mehr über die umgebenden Partien des Steins erhaben. Es scheint, als ob der Leib der Schlange, wenigstens an dem mittleren Theile, geschuppt gewesen ist. Eine solche geschuppte Oberfläche zeigen aber auch andere Partien der oberen Fläche des Steins. Es mag sein, dass zum Theil die Verwitterung des Feldspaths jene Rauhigkeiten hervorgebracht hat, aber die durch die gleiche Ursache erzeugten Unebenheiten der Granitblöcke haben sonst ein mehr grubiges Ansehen. Vermuthlich ist die obere Fläche des Steins zum Theil künstlich geebnet und sind die schuppenartigen Rauhigkeiten durch Meisselschläge bewirkt worden. In der Nähe der Schlange wird die Oberfläche wieder etwas geglättet worden sein, während die Schuppung des Körpers der Schlange absichtlich erzeugt sein mag. Der Stein hat nach dieser Annahme eine mehrfache Bearbeitung erfahren, aber er scheint nicht durch Menschenhand vom Platze gerückt zu sein, der umgebende Boden scheint nirgends aufgewühlt zu sein. Dagegen fragt sich, ob nicht ein Bruchstück, auf welchem sich der Schlangenkopf befunden hat, abhanden gekommen ist. In dem oben erwähnten Berichte des Geometers Meyer heisst es: „An der Stelle, wo sie (d. h. die Schlange) die obere Fläche des Steines verlässt, etwa 2 Fuss vom Kopfe abwärts, zeigt sich eine sehr breite und flache Partie, wie von einer Quetschung herrührend“. Diese breite und flache Partie ist an der beschriebenen Stelle noch vorhanden, aber die Schlangenfigur setzt sich nicht mehr 2 Fuss über dieselbe hinaus fort, sondern hört bald nachher an einer scharfen Kante plötzlich auf. Wenn hier noch ein Kopf wäre, so könnte sich derselbe nur auf der senkrechten Seitenfläche befinden, was doch wohl von Meyer besonders erwähnt wäre. Es müsste dieser Kopf ferner, etwa in Folge ungünstiger Beleuchtung, der Aufmerksamkeit des Schreibers dieser Zeilen völlig entgangen sein. Man hat die Frage aufgeworfen (Wiedemann bei Köster a. a. O. S. 224), weshalb die Figur der Schlange nicht mehr in der Mitte des Steins angebracht sei. Sie würde dann aber tiefer gelegen haben als der umgebende Boden, ein Umstand, der wohl die Veranlassung sein konnte, den obersten Theil des Steins zur Ausarbeitung zu benutzen.

Es entsteht nun die Frage, was denn dieser Drachenstein einst bedeutet hat. Die alten Steindenkmäler unserer Gegend zeigen mitunter Rinnen oder parallele Striche oder Löcher oder vielleicht einfache geometrische Abzeichen, aber keine Figuren von Thieren oder wirklichen Gegenständen. Der Drachenstein scheint in unserer Gegend das einzige Beispiel einer solchen Darstellung zu sein. Der Name erinnert an den zwischen Bremen und Oldenburg gelegenen Fuchsstein (Vosssteen), der aber gegenwärtig keine Figur trägt. Die näheren Umgebungen des Drachensteins sind in keiner Weise ausgezeichnet; nur ist erwähnenswerth, dass ein einsamer runder Grabhügel bei ihm liegt. Einen anderen solchen Hügel sieht man oben auf dem Geestrücken, einige hundert Schritte entfernt. Es wäre möglich,

dass der Stein zu dem Grabhügel in einer Beziehung stände, wenn nehmlich die Schlange ein Sinnbild darstellte. Hr. Professor Hugo Meyer, der treffliche Kenner der germanischen Mythologie, erklärt in freundlicher Beantwortung einer Anfrage eine solche Bedeutung für keineswegs unwahrscheinlich. Die Schlange war unsern Vorfahren ein Symbol der Seele, und es bestand vielfach der Gebrauch, Symbole von gleicher Bedeutung auf Gräbern anzubringen. Man will selbst auf alten Sargdeckeln Schlangenbilder erkannt haben. Die Nachbarschaft des Drachensteins bietet keinen Anhalt für anderweitige Vermuthungen über seine Bedeutung. Der Ortsname Donnern erinnert an den Gott Donar, mit welchem sich die Schlange allenfalls in Beziehung setzen liesse. Man sollte indessen denken, dass man für das Heiligthum eines Gottes einen etwas mehr bemerkenswerthen Platz und einen mehr frei liegenden Stein gewählt haben würde.

(15) Hr. Bartels legt Photographien eines mit reichem Bilderschmuck am ganzen Körper tättowirten Mannes (kaukasischer Rasse) vor, welche ihm der Director des allgemeinen Krankenhauses in Hamburg, Herr Dr. Curschmann geschickt hat. Die Photographien sind bei der Anwesenheit des Betreffenden in dem genannten Krankenhause aufgenommen worden. Herr Dr. R. Neuhauss hat in ähnlicher Weise tättowirte Leute in den sogenannten Museen der grösseren Städte Nord-Amerikas ausgestellt gesehen. In dem vorliegenden Falle handelt es sich um einen deutschen Matrosen, welcher von einem anderen Matrosen tättowirt worden ist. Zur Ausführung dieser überreichen bildlichen Darstellungen sind drei volle Monate erforderlich gewesen.

(16) Hr. von Kaufmann zeigt eine Anzahl dem Tischlermeister Schneider zu Jordansmühl gehörende schöne Stein- und Bronzegeräthe und Waffen.

(17) Hr. von Kaufmann stellt sich als Vorsitzender eines in Berlin gebildeten Comité's vor, welches sich die Ausgrabung und Durchforschung altorientalischer Trümmerstätten zur Aufgabe macht. Die dabei gewonnenen Fundgegenstände sollen gegen Erstattung des Selbstkostenpreises den vaterländischen Museen zugewendet werden.

(18) Hr. P. Ascherson legte in Weingeist conservirte Exemplare der beiden

Fische Qârûs und Bûrî, welche den ägyptischen Caviar (Butarch) liefern,

vor, die er kürzlich von dem bisher in Damiette wohnhaften Naturaliensammler, Herrn Gustav Schrader (vergl. Sitzungsber. 1887, S. 319) erhalten hatte. Die Identität des Bûrî mit dem im Mittelmeer allgemein verbreiteten Mugil Cephalus und die Abstammung des Butarch von diesem Fische, welche von Herrn Wetzstein bereits (Sitzungsber. 1886, S. 72) constatirt wurden, sind längst in der Literatur erwähnt und letztere war vermuthlich den Schriftstellern der Renaissanceperiode geläufiger, als den heutigen Ichthyologen Mitteleuropas. Koehler citirt in seiner inhaltreichen Abhandlung Τάριχος ou recherches sur l'histoire et les antiquités des pêcheries de la Russie méridionale (Mém. Acad. impér. des sciences St. Pétersb. VI. série, Sciences polit., hist. et philolog., Tome I 1832), auf welche Professor E. von Martens den Vortragenden aufmerksam machte, p. 414 und 477 die Angaben von Platina und Julius Caesar Scaliger; beide geben schon die von Herrn Wetzstein angeführte Etymologie von Butarch, indem sie Botargo von ὠὰ τάριχα ableiten und letzterer verwirft mit Recht die von Gesner angedeutete

Ableitung des Wortes caviaro von derselben griechischen Bezeichnung. Ersterer beschreibt die Bereitung des Butarchs und empfiehlt, diese in geringer Feuchtigkeit leicht austrocknende, bei zu grosser leicht schimmelnde Waare in einem hölzernen, mit Kleie gefüllten Gefäss aufzubewahren. Koehler nennt als hauptsächliche Bereitungsorte des Butarch ausser Alexandrien noch Feodosia am Schwarzen Meere, Martègue bei Marseille und Tunis.

Vortragender war zur Kenntniss der wissenschaftlichen Namen der beiden in Rede stehenden Fische bereits längere Zeit vor Empfang der Schrader'schen Exemplare (die Wetzstein'sche Mittheilung hatte er früher übersehen) auf folgendem Wege gelangt. P. Mamoli, welcher als Delegirter der „Società d'esplorazione commerciale in Africa" zwei Jahre in Derna (Cyrenaica) verweilte, giebt unter anderen schätzbaren Notizen über die Natur-, Cultur- und Verkehrsverhältnisse dieses Platzes auch (L'Esploratore VI. 1882 p. 202) eine Liste der häufigsten daselbst vorkommenden Seefische mit ihren italienischen und arabischen Namen. In dieser Liste fanden sich auch Cefalo-Burì und Branzino-Garus. Der Name Branzino gehört dem venetianischen Dialekte an, in welchem er eigentlich Branzin lautet und findet sich daher nicht in den italienischen Wörterbüchern und in einigen vom Vortragenden verglichenen wissenschaftlichen Katalogen italienischer Seefische. Professor von Martens theilte indess dem Vortragenden mit, dass der an den nördlichen Ufern des adriatischen Meeres (und nach Mittheilung des Herrn Dr. von Luschan selbst in Wien) unter dem Namen Branzin allgemein bekannte Fisch mit dem Seebarsch Labrax Lupus identisch sei.

Die eingehendste Untersuchung der aus Aegypten eingesandten Exemplare der beiden Butarch-Fische seitens des Herrn Dr. F. Hilgendorf hat zu keinem anderen Ergebniss geführt, als die soeben auseinandergesetzten linguistischen Combinationen. Wir können mithin als sichergestellt annehmen, dass der ägyptische Butarch von Labrax Lupus (Qârûs) und Mugil Cephalus (Bûrî) abstammt.

Vortragender berichtigt bei dieser Gelegenheit den a. a. O. S. 315 von ihm vorgebrachten Irrthum, als ob Hud der Name eines dritten Butarch-Fisches sei, von welchem die auf der Nürnberger Versammlung vorgelegten, von Prof. Schweinfurth aus Port Said eingesandten Proben abstammen. Das arabische Wort hut حوت bezeichnet Fisch im Allgemeinen, namentlich aber grossen Fisch. So wird u. A. der Fisch, welcher nach der biblischen Tradition den auch bei den Muhamedanern sehr populären Propheten Jonas verschlang, stets als hut bezeichnet. Diese Tradition hat sich speciell in der vom Vortragenden besuchten Gegend an der Südostecke des Mittelmeers localisirt, wo die türkische Grenzfestung Chân Jûnis (Jonasmarkt) zwischen El-Arîsch und Ghasa, also kaum eine Tagereise von Askalon mit seinem „Schwarzen Wallfisch", als der Platz gilt, wo der Prophet nach dreitägigem Aufenthalte im Bauche des Fisches wieder an's Land gespieen wurde.

Was die von Herrn Wetzstein erwähnte Ableitung des Wortes Bûrî von einem heruntergekommenen Hafen- und Fischereiplatze Bura in Unterägypten betrifft, so bedauert Vortragender, diese Angabe erst nach Beendigung der Reise kennen gelernt zu haben, da er in anderem Falle an Ort und Stelle sich über die Lage dieses verschollenen Ortes hätte erkundigen können. Den heutigen Bewohnern der ägyptischen Mittelmeerküste scheint diese Ableitung des Namens so wenig zum Bewusstsein zu kommen, als denen der Cyrenaica oder Marokko's, wo nach Mittheilung des Herrn Quedenfeldt der Mugil ebenfalls unter dem Namen Bûrì bekannt ist. Ein von einer arabischen Wurzel herzuleitendes Appellativum scheint der Name nicht zu sein. Wie Herr Wetzstein dem Vortragenden mittheilte, bedeutet das Adjectivum bûr بور, vom Acker ausgesagt, „brachliegend", in übertragener Be-

deutung von einem reichlich erwachsenen Mädchen „unverheirathet". Von diesem Worte kann der Name Bûrî aus formalen und materiellen Gründen nicht wohl als sogenannte nisbeh abgeleitet sein.

Der a. a. O. S. 315 erwähnte Hassan-Effendi, Inspector der Fischereien an der ägyptischen Mittelmeerküste, gab dem Vortragenden an, dass es drei Arten Bûrî gebe,

bûrî jachrug minhu el-butârich, بورى يخرج منه البطارخ der Bûri, von dem der Butarch kommt,

bûri tubâr بورى طُبار und

bûrî asfar wudn بورى اصفر ودن der Bûrî mit gelbem Ohr, d. h. Kiemendeckel.

Auch Forskål, welcher, wie schon von Wetzstein erwähnt, in seinen Descript. animal. p. XVI den Namen Bûrî für Mugil Cephalus anführt, sagt l. c. p. 74: Alia species Mugilis Tobâr طُبار post occasum plejadum sociatur cum pluvia et fulgur neidit. Dieser Forskål'sche Tobar ist allerdings ein Fisch des Rothen Meeres.

(19) Hr. Schierenberg legt altrömische Hufeisen vor, von denen mehrere bei Horn im Detmoldschen, dem nach dem Redner unbezweifelbaren Gebiete der Varus-Schlacht, aufgefunden wurden. Sie stimmen nach der Angabe des Hrn. Jacobi mit den auf der Salburg bei Homburg vor der Höhe gefundenen überein. Dabei befanden sich Knochen und Zähne, welche nach der Auffassung des Redners von Pferden herrühren dürften.

Hr. Nehring erklärt, dass die vorgelegten Knochen und Zähne vom Rind herstammen.

(20) Hr. Alex. Schadenberg übersendet aus Vigan, 10. Octob. 1887, folgende

Beiträge zur Kenntniss der im Innern Nordluzons lebenden Stämme.

In neuerer Zeit haben die das Centrum Nordluzons bewohnenden Stämme in anthropologischer und ethnologischer Hinsicht vielfach die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und ist namentlich die Igorrotenfrage eingehender erörtert worden. Betrachtet man die neueste und zugleich beste Karte Nordluzons (por Don Enrique d'Almonte y Muriel, Madrid), so treten dem Beobachter eine Anzahl Namen verschiedener Stämme entgegen, deren Mehrzahl noch wenig besucht wurde, da sowohl das Terrain als der kriegerische Character der Leute ungemeine Schwierigkeiten entgegensetzten.

Als ich 1885 zum dritten Male meinen Wanderstab nach den Filipinen setzte, hatte ich mir zur speciellen Aufgabe gemacht, diese Terrains zu bereisen, um aus persönlicher Anschauung mir ein eigenes Urtheil über ihre Bewohner bilden zu können; bis jetzt habe ich eingehend die Bewohner der Provinzen Abra, Bontoc, Lepanto, Union und theils von Nueva Viscaya und Isabela besucht. An die viel verhandelte Igorrotenfrage wage ich mich noch nicht heran, dieses Problem wird in Europa mit grösserer Leichtigkeit gelöst, als hier an Ort und Stelle: der Spanier macht sich die Sache am leichtesten, er nennt alle Nichtchristen dieser Terrains Igorroten. In vorliegender Abhandlung werde ich mich zunächst mit den Bewohnern von Bontoc beschäftigen, da diese die nächsten Nachbarn der von mir im vorigen Jahre besuchten Banaoleute und Guinanen, die noch zu der Provinz Abra zählen, sind.

Die Grenzen von Bontoc sind Abra, Lepanto, Nueva Viscaya und Isabela. Die Bontocleute sind kräftig und wohlgebaut, sie leben von der Cultur noch voll-

kommen unbeeinflusst, während ihre Nachbarn von Lepanto schon viel von ihrem ursprünglichen Character verloren haben. Es ist schwer, für dieselben einen bestimmten Grundtypus herauszufinden, viele von ihnen erinnern ungemein an Chinesen durch geschlitzte Augen und hervorstehende Backenknochen, andere durch starke Prognatie, dunklere Farbe und gewelltes Haar offenbar an Negritokreuzung; die knollige Nase des heutigen Küstenbewohners findet man selten.

Das Gesicht des Bontocbewohners verräth Wildheit, aber auch eine gewisse Intelligenz, sie sind sehr gefürchtet von den Bewohnern der Nachbarprovinzen, sie erbeuten die meisten Köpfe. Ihre Rancherien liegen stets an Flussläufen, durch ein bewunderungswürdig angelegtes Canalisationssystem benutzen sie jedes irgend culturfähige Stück Land; treppenförmig ziehen sich ihre Reisfelder an den Berglehnen hin, oft dreissig Etagen übereinanderliegend, jede derselben sorgfältigst mauerartig aus Steinen und Thon construirt. Jede Rancherie steht unter einer Art Häuptling, sie leben in strenger Monogamie, auf Fehltritt der Frau steht Todesstrafe. Die Frauen entbinden leicht und schnell, hat eine Frau geboren, so geht sie mit dem Kinde an den Fluss, wäscht sich und das Kind, kehrt in die Rancherie zurück, übergiebt das Kind dem Manne und geht an ihre Arbeit; nur um Nahrung zu geben, nimmt es die Mutter, der Mann pflegt es, trägt es, in eine Decke gehüllt, auf dem Rücken[1]) und empfängt auch die Besuche der Freunde und Bekannten, während die Frau auf dem Felde arbeitet; dieser Usus schliesst vielleicht Anklänge an ein Männerwochenbett in sich. In den meisten Rancherien erhält das Kind den Namen des ersten Gratulanten, oder der Gratulantin. In Banaue (nicht zu verwechseln mit Banau in Lepanto oder Banao in Abra) fand ich einen Brauch, der mich an die Knotensprache erinnerte: Glaubt eine schwangere Frau, dass sie bald niederkommen wird, so präparirt der Mann ein Holz mit mehreren Abtheilungen; jede dieser Abtheilungen bedeutet einen männlichen und einen weiblichen Namen ihrer Wahl, jeden Tag, den die Frau noch in der Schwangerschaft zubringt, wird eine Abtheilung des Holzes umgebogen; kommt z. B. die Frau am fünften Tage nieder, so erhält das Kind den Namen der fünften Abtheilung, verbleibt die Frau mehr Tage in der Schwangerschaft, als Abtheilungen gemacht wurden, so wird wieder von vorn angefangen. Steht in einer Nachbarrancherie ein Canjao (Fest) bevor, der besucht werden soll, so werden in einen Strick so viel Knoten gemacht, als bis zu dem betreffenden Termine Tage sind, täglich wird dann ein Knoten gelöst und der Festtag nicht vergessen. — Die Kinder werden zwei Jahr lang gestillt, stirbt während dieser Zeit die Mutter, so wird das Kind mit ihr lebendig begraben. Etwa mit fünf Jahren werden die Kinder mit Schaamschürze bekleidet; mit Eintritt der Pubertät werden die Geschlechter streng getrennt, jede Rancherie hat eigene Hütten, in denen die geschlechtsreifen Mädchen und besondere Hütten, in denen die geschlechtsreifen Jünglinge schlafen. Diese Hütten sind in Construction verschieden von den anderen, sie ruhen nicht auf Pfählen, sondern auf einer Erhöhung von Steinen; der Eingang ist nur ein viereckiger Ausschnitt, etwa 0,75 *m* im Quadrat, so dass der Eintritt also nur kriechend möglich ist.[2]) Diese Hütten sind sehr niedrig, man kann nicht aufrecht stehen darin, sie besitzen keine Fenster und sind in Folge der darin brennenden Feuer und der vielfachen Ausdünstungen der Insassen mit einer Atmosphäre erfüllt, in der nur Bontoclungen zu athmen vermögen. Bewirbt sich ein Jüngling ernstlich um ein Mädchen, so darf er mit demselben im Concubinat leben; wird das Mädchen innerhalb von sechs Monaten

1) Siehe das von mir bereits übersandte Bild von Talubin. Nr. 21.
2) Bild 23.

nicht schwanger, so ist er jeder Verpflichtung enthoben, bei eingetretener Schwangerschaft muss er das Mädchen heirathen, auf böswilliges Verlassen steht Todesstrafe. Die Frauen werden nicht gekauft und erhalten keine Mitgift. — Um das Ehebündniss rechtskräftig zu machen, muss der Bräutigam der Familie, und wenn er wohlhabend ist, der ganzen Rancherie ein Fest, einen Canjao geben, bei dem grosse Mengen Fleisch von Büffeln, Pferden, Hunden, Schweinen und Hühnern nebst Reis und Zuckerrohrwein, Basi, vertilgt werden.

Die Bontocleute tättowiren sich, die Muster sind sehr mannigfaltig und variiren fast in jeder Rancherie. Die Weiber tättowiren meist nur die Arme und Handrücken, die Männer auch die Brust, bisweilen auch Rücken und Schenkel und Wundnarben: öfter sieht man im Centrum der bogenförmigen Brusttättowirung eine menschliche Figur mit ausgebreiteten Armen und Beinen. Die Muster bestehen in sich kreuzenden, zickzackartigen und parallelen Strichen, sie ähneln sehr denen, welche die Guinanen tragen. Das Tättowirungsinstrument ist ein etwa 10 *cm* langes Stück Büffelhorn von etwa 2 *mm* Dicke; in etwa $^1/_6$ seiner Länge ist es rechtwinklig gebogen und in den kürzeren Schenkel sind drei bis fünf spitze Drahtstücke eingelassen. Die Nadeln werden auf die Haut gesetzt und durch einen Schlag mit einem Holz auf den Winkel hinein getrieben, nach einer Anzahl Schläge werden die Wunden mit Russ, den sie durch Brennen harzreicher Hölzer, meist Fichte, gewinnen, eingerieben. Sämmtliche angrenzende Bergstämme bis zu den Tinguianen hinunter gebrauchen Tättowirungsinstrumente gleicher Form.

Die Bontocleute üben Beschneidung und reissen sich Achsel- und Schaamhaar aus oder rasiren es wie den spärlichen Bartwuchs. Das Kopfhaar wird meist über die Stirn bis zu den Augenbrauen herabhängend getragen, an den Schläfen ein Theil rasirt und am Hinterkopf etwa handbreit stehen gelassen; meist hält das struppig abstehende Haar eine Kopfbinde zusammen und wird in ein am Hinterkopf getragenes, aus Bejuco geflochtenes Körbchen gesteckt, ein gleiches Kopfkörbchen, wie die Guinanen tragen.

Die Weiber tragen das Haar lang, in der Mitte gescheitelt, meist geknotet und durch Schmuckschnüre oder ein Zeug- oder Rindenband zusammengehalten. Die verheiratheten Weiber färben sich die Zähne schwarz (wie in Japan); zu diesem Zweck brennen sie ein harzreiches Holz und verreiben den sich bildenden Russ vermittelst Zuckerrohrsaft auf einem flachen Steine, der mit einem Geflecht und einer Handhabe von Bejuco versehen ist. Um das Färben der Zähne zu bewerkstelligen, werden dieselben abgetrocknet, einige Zeit mit einem Lappen gerieben und die Farbe mit basi- (wein-) befeuchteten Fingern von dem Steine abgerieben und auf die Zähne aufgetragen.

Die Kleidung der Männer besteht nur in einer zwischen den Beinen durchgezogenen und um den Leib befestigten Schaambinde, die Weiber tragen um den Leib einen Tapis, gegen Kälte schützen sie sich durch eine Art Jacke, beide Geschlechter durch eine Decke; in dem das Haar zusammenhaltenden Kopfbande oder Körbchen wird Pfeife nebst Tabakblättern und Feuerzeug mitgeführt. Männer wie Weiber lieben ungemein Schmuck, derselbe besteht bei den Weibern in Diademen, Hals- und Brustschmuck von nierenförmigen Metallstücken, Glas- und Achatperlen und aufgereihten Pflanzensamen; manches Weib trägt gegen dreissig Schnüre, die zwischen den Brüsten herabhängen. Auf Ohrgehänge wird besondere Sorgfalt verwendet, man sieht die wunderlichsten Combinationen, namentlich fallen lange Segmente von Nautilus auf: ein Idividuum präparirte sich eine von mir geleerte Sardinenbüchse als Ohrschmuck und schien den Neid der anderen zu erregen. Sprungfederartig gebogene Ringe von starkem Messingdraht zieren Hals,

Arme und Unterbein. Die Männer tragen um die Hüften eine Binde aus etwa 60 bis 100 einzelnen geflochtenen oder einfach gedrehten bunten Stricken aus Baumwolle oder Bast, welche zugleich zur Aufnahme der Ligua dient. An den Oberarmen wird je ein Ring, der aus zwei grossen Schweinshauern componirt ist, getragen.

Eng verbunden mit den Schmucksachen des Mannes sind seine Waffen, die Lanze und die Ligua. An Lanzen beobachten wir solche mit Eisen- resp. Stahlspitze und solche mit Bambusspitze. Die Spitzen sind entweder lanzettlich glatt oder mit Widerhaken, oft bis zwanzig. Die Eisenlanze ist mehr Luxuswaffe und wird nur im Nothfalle als Stichwaffe benutzt, die wirkliche Angriffswaffe ist die Lanze mit Bambusspitze, welche im Feuer gehärtet ist; dieselbe schleudern sie mit grosser Geschicklichkeit. Die Ligua ist beilartig, sie ist Waffe und Arbeitsinstrument; mit der Ligua werden Köpfe abgeschnitten, Häuser gebaut, Haare rasirt. Bei den Frauen sieht man noch kleine Messerchen von etwa 12 *cm* Länge.

Der Schild ist länglich und in der Regel oben mit zwei, unten mit einem runden Ausschnitt versehen, häufig genug sieht man aber auch Schilde ohne Ausschnitte, oben wie unten nur einfach abgerundet; in der Mitte befindet sich ein Buckel, die Aussenfläche ist oft mit eingeschnittenen Mustern verziert.

Für seine Habseligkeiten auf dem Marsche benutzt der Bontocbewohner eine Rückentasche, Kalupi, die ähnlich unseren Tornistern construirt ist; sie ist aus Bejuco und wird durch eine Klappe, die schuppenförmig mit zerklopftem Bambus gedeckt ist, gegen Regen geschützt. Aus einiger Entfernung sieht dieser zu fingerlangen Fäden zerklopfte Bambus genau wie Fichtennadeln aus. Bisweilen findet man auch Kalupis mit Bast von Caryota onusta gedeckt oder auch solche ganz aus Büffelhaut hergestellt. Ausser dem Kalupi werden noch kleinere aus Bejuco geflochtene Seitentaschen mit schachtelartigem Deckel mitgeführt. In den Rancherien Ambayuan und Banaue fand ich eine originelle Sorte Regenmäntel; dieselben sind am besten zu vergleichen mit der Hälfte eines Kahnes, der Schnabel reicht über den Kopf, auf einem Skelet von Bambus sind der Länge nach vermittelst Bejuco Pandanusblätter befestigt. Bei Regengüssen auf dem Marsche bedeckte ich nothgedrungen mein Reisegepäck mit ihnen und überzeugte mich von ihrer Brauchbarkeit.

Die Bewohner Bontocs leben vom Feldbau, in ihre bereits erwähnten terrassenförmig angelegten Felder wird der Reis ausgepflanzt. Die Präparation der Felder ist folgende: in das betreffende Terrain wird Wasser eingelassen, nach drei bis vier Tagen wird mit ruderartigen Stangen das Erdreich umgearbeitet. Es arbeiten meist sechs Mann zusammen, sodann kommt Düngung, bestehend in Schweinemist, in das Feld, durch Arbeiten mit den Füssen und den ruderartigen Stangen wird ein vollkommen gleicher Grund hergestellt, in den dann die Weiber den Reis mit den Händen hineinpflanzen; es wird im Jahre zweimal Reis geerntet, im Juni und im December. Bei der Feldarbeit gehen die Männer vollkommen nackt,[1]) die Weiber mit Leibschurz, bei Regen legen sie auch diesen ab. Die Arbeitenden haben stets ihre Waffen neben sich in Bereitschaft. Ausser Reis werden Camote, Kartoffeln, Zuckerrohr, Mais, Bananen etc. gebaut. Zuckerrohr wird ausschliesslich zur Bereitung von Wein, Basi, gepflanzt; fehlt Zuckerrohr, so wird aus Reis ein berauschendes Getränk hergestellt. An Nutzthieren wären zu nennen Carabaobüffel, Hunde, Schweine, Hühner, auch bisweilen Pferde; auf Schweine wird besondere Sorgfalt verwendet, dieselben werden, um sie fett zu machen, castrirt;

1) Nr. 24 und 25 der von mir übersandten Bilder.

jedes Schwein hat zwei mit Steinen ausgelegte Gruben: die eine ist unbedeckt, die andere, durch einen Gang verbunden, ist gedeckt und schützt das Schwein vor zu viel Sonne wie Regen. Katzen sieht man selten; sie werden sehr geschätzt wegen der vielen vorhandenen Ratten; die Katzen, welche ich sah, waren stets von Farbe unserer Wildkatze und zeichneten sich durch ungemein grosse Köpfe aus.

Die Jagd ist so gering, dass sie nicht in Betracht kommt; fangen sie Fische, so werden dieselben stets an Ort und Stelle verzehrt, nie kommt einer nach der Rancherie; von dem Fischfange kehren sie tanzend zur Rancherie zurück. Fleisch wird nur bei Festlichkeiten gegessen, die gewöhnliche Nahrung ist Reis und erst in Ermangelung seiner Mais, Camote etc.

Die Häuser der Bontocleute stehen auf Pfählen; man kann zwei verschiedene Grundformen unterscheiden, die erste von der Rancherie Sabongan[1]) (noch zu Lepanto gehörig) nach Westen bis Talubin, die zweite von da bis zur Isabela. Bei der ersten Form bedeckt das Dach den Wohnraum und reicht fast bis auf die Erde; Eingang im Innern durch eine im Boden gelassene Oeffnung; nie dringt Tageslicht in den Wohnraum, stets müssen Fichtenspliessen brennen, um sehen zu können, da die Hütte keine Fenster besitzt; nur durch den Boden findet Austausch mit der äusseren Atmosphäre statt. Im Innern befindet sich ein kleiner Heerd, daneben die Lagerstatt, an den Seiten des Raumes stehen allerhand Utensilien, Gefässe zu Basi, Holzkästchen zum Aufbewahren von Amuletten, Sämereien, Essteller etc.; über diesem Wohnraum befindet sich, in das hohe Dach noch hineingefügt, eine Art zweite Etage, auf der Reis und Brennholz aufbewahrt werden und die auch im Nothfall zum Schlafen benutzt wird. Die Hütte ist von Fichtenbrettern construirt und mit Schilfgras gedeckt, das Ganze umgiebt eine Art Zaun. Unter dem Fussboden und unter dem überstehenden Dach sind Schädel, oder auch nur die Unterkiefer von Schweinen, Hunden, Carabaos und Pferden als Andenken an gefeierte Canjaos aufgehangen.

Die zweite Grundform[2]) steht gleichfalls auf Pfählen, jedoch verdeckt das Dach an den Seiten nicht den Wohnraum, die Hütten sind gleichfalls viereckig, haben aber unten eine kleinere Basis als oben, wo das Dach ansetzt; kurz unter dem Fussboden des Hauses befinden sich gegen die Ratten an den Pfählen walzenförmige Ansätze. Die Thür nimmt etwa den vierten Theil der Hausfront ein, sie hat an der Aussenseite zwei henkelartige Oehsen von Bejuco, durch welche ein Bejucoseil, so lang wie das Haus, durchpassirt: an seinen beiden Enden ist dasselbe oben an dem Hauspfosten befestigt, die geschlossene Thür sitzt unten in einer Nute und schliesst vermittelst eines Riegels dicht an; um sie zu öffnen, wird der Riegel zurückgeschoben, sie in die Höhe gelupft und zur Seite gleiten gelassen. An der entgegengesetzten Seite dieser Thür befindet sich eine Reservethür gleicher Construction, welche dazu dient, bei unvorhergesehenen Ueberfällen im günstigen Moment entschlüpfen zu können. Die beiden starken Bejucoöhsen, durch welche das Bejucoseil passirt, fand ich bei einigen Häusern durch Kinnladen von Schweinen oder Hunden ersetzt. Die Hütten sind gleichfalls aus Fichtenbrettern construirt und mit Schilfgras gedeckt, an einigen Punkten, wo Fichten fehlen, sind die Wände aus Bambus oder Schilfstengeln hergestellt. Die innere Einrichtung entspricht den vorher beschriebenen Hütten. In den mehr nach dem Rio Cagayan hin liegenden Rancherien wurden mir ohne Umstände die aufbewahrten Köpfe resp. Schädel gezeigt, unter den überstehenden Dächern sah ich abgetrocknete Hände, Füsse

1) Bild Nr. 4 und 5 der übersandten.
2) Bild Nr. 30.

und Ohren mit noch daran befindlichem Schmuck neben Schweine-, Hundeschädel etc. aufgehangen.

Wie bereits erwähnt, sind die Bontocleute leidenschaftliche Kopfjäger; es ist noch nicht lange her, dass sie einen Commandante politico militar mit vierzig Soldaten auf dem Marsche überfielen und tödteten; ich selbst habe den Platz passirt zwischen Banane und dem Valle de Sapao, in dessen Rancherien noch die Köpfe, auch der des europäischen Commandeurs aufbewahrt werden. Die Hauptperiode der Kopfjäger ist die Pflanz- und Erntezeit des Reis. Damit die Frucht gut geräth, muss jede Rancherie wenigstens einen Kopf zur Pflanzzeit und einen zur Erntezeit holen, ein Mehr wird gern willkommen geheissen. Die Kopfjäger ziehen zu Zweien oder Dreien mit Bambuslanzen, jeder etwa sechs derselben mit sich führend, und Ligua bewaffnet aus, suchen günstiges Jagdterrain und legen sich in den Hinterhalt; nähert sich das Opfer, gleichviel ob Mann oder Weib, — nur Kinder schonen sie — so bringt es ein Lanzenwurf zur Strecke, mit der Ligua werden der Kopf, Hände und Füsse abgeschlagen, die Trophäen in die Kalupis, die Rückentaschen, gethan und in Eile der Heimweg angetreten. Schon von Weitem empfängt in der heimathlichen Rancherie grosser Jubel die Kopfjäger, sofort nach Einbringen des Kopfes werden Anstalten zu einem grossen Canjao (Fest) getroffen. Jede Rancherie besitzt einige dazu bestimmte Plätze, mit grossen Steinen umlegt, die als Sitze dienen, in der Mitte zwei bis drei abgestorbene Bäume mit zugespitzten Aesten;[1]) auf diese angespitzten Aeste werden die Köpfe gespiesst und um die Bäume herum wird getanzt. Die Tänze bestehen in Waffentänzen, welche Angriff und Vertheidigung darstellen, und in den gewöhnlichen Tänzen, die in Herumtrampeln der Füsse bestehen, verbunden mit Bewegungen des Oberkörpers und der Arme. Als Musikinstrumente werden dabei eine Art Tamtam, die „Ganzas“ geschlagen; dieselben sind aus Bronze, rund, Durchmesser etwa $^1/_3$ *m*, mit ca. 5 *cm* rechtwinklig ansitzendem Rande; mit einem durch zwei Löcher in der Ganza gehenden Strick ist ein menschlicher Unterkiefer daran befestigt; dieser wird in der Hand gehalten, so dass die Ganza an dem Strick frei hängt,[2]) mit einem elastischen Schlägel aus Bast oder Bejucogeflecht wird sie geschlagen. Bei dem Canjao werden grosse Mengen Fleisch und Basi genossen, ein allgemeines Berauschtsein endet das Fest. Der Kopf bleibt drei Tage an seinem Platz, dann wird er abgenommen, zum Fluss getragen, gewaschen und wieder auf den Baum gesteckt; daselbst verbleibt er, bis die Fleischtheile verwest oder getrocknet sind, dann wird er von dem Erbeuter im Hause als Reliquie aufbewahrt; die Füsse und Hände bekommen seine Begleiter. Bisweilen werden auch die Köpfe lebendig eingebracht; in diesem Fall wird das gefangene Individuum an den betreffenden Baum gebunden, langsam unter Martern getödtet und sein Kopf gleichfalls auf den Baum gesteckt.

Ist eine Rancherie durch Kopfjagd geschädigt, so sucht sie natürlich Revanche, und daher kommt es, dass ein steter Krieg herrscht, der die Rancherien decimirt und die Bevölkerung dieses Terrains nie in normaler Weise wachsen lässt. Bei der vorhandenen dünnen Bevölkerung können diese Striche nie für einen europäischen Staat von Nutzen sein, zumal auch schon die specielle Gebirgsformation Terrainschwierigkeiten entgegensetzt, die grössere Verwaltungskosten verursacht, als der Betrag der eventuell einzukassirenden Steuern ausmachen würde.

Die Waffen werden von den Bontocbewohnern selbst hergestellt; das Eisen

1) Nr. 22 der von mir übersandten Bilder „Canjaoplatz in Talubin“.

2) Nr. 20 derselben.

wird in Form von Stabeisen durch Tausch mit Reis etc. von Chinesen erhandelt und zwar meist von der Ebene des Rio Cagayan, da dieselbe näher ist, als der Westen. Zum Schmieden bedienen sie sich eines Hammers mit Ambos nebst Blasebalg mit Holzkohlenfeuer. Den Hammer stellt ein länglich-ovaler Stein dar, an den ein Holzgriff vermittelst Bejuco befestigt ist, der Ambos ist ein Stein. Der Blasebalg besteht aus zwei etwa 1 *m* langen, möglichst starken, inwendig geglätteten Bambusstücken, welche unten durch ein Nodium geschlossen sind; von jedem dieser Bambus geht etwas über dem Nodium ein dünnes Bambusrohr ab. In die dicken Rohre werden zwei Stempel, welche unten mit an den Seiten dicht mit Hühnerfedern besetzten hölzernen Tellern versehen sind, eingeführt, so dass sie beim Hinaufziehen Luft einlassen und beim Herunterbewegen doch genügend nach unten stossen. Wird nun diese Vorrichtung so in Bewegung gesetzt, dass, wenn der eine Stempel nach oben gezogen, der andere zugleich nach unten bewegt wird, so entsteht ein continuirlicher Luftstrom, der ein tüchtiges Schmiedefeuer zu Stande bringt. Ist dem Eisen die gewünschte Gestalt in Form einer Lanzenspitze oder Ligua gegeben, so wird die Waffe nach dem Erkalten auf einem Stein geschliffen.[1]) Die kleinen kurzen Metallpfeifen, deren Köpfe Thiere oder Menschen darstellen und die gegossen sind, fertigen die Bontocleute nicht selbst: sie beziehen dieselben von den Suyuc-Igorroten in Lepanto.

Streitigkeiten innerhalb der Rancherie schlichten die Aeltesten, deren Urtheil die streitenden Theile sich unweigerlich zu fügen haben. Bei einem nicht klar liegenden Falle versammelt der Rath der Alten sämmtliche Einwohner der Rancherie, die beiden Gegner treten in die Mitte, unter Anrufung der Anitos (s. w. u.) wird jeder mit einem spitzen Bambus am Hinterkopf geritzt; der Theil, bei welchem weniger Blut kommt, hat verloren.

Die Religion der Bontocbewohner besteht im Anitocultus. Der Anito ist eine Art Dämon, den sie durch Opfergaben bei guter Laune zu erhalten suchen; meist sehen sie in den Anitos die Seelen ihrer abgeschiedenen Angehörigen. Ausser diesen bösen Geistern haben sie noch einen guten, dem sie jedoch keinen Cultus widmen, denn sie sagen sich: der gute Geist ist so wie so gut, mithin ist er nicht fähig, uns zu schaden, daher ist es unnöthig, ihm Opfer zu bringen. Dem Anito weisen sie Bäume als Wohnort an und feiern ihn unter diesen Bäumen mit Canjaos, Aufstellen von Nahrungsmitteln etc. In der Nähe der Rancherien werden an den Bergen die Waldungen geschlagen, vereinzelte Bäume lässt man jedoch stehen, meist herrliche Exemplare; diese Bäume sind ihre Anitobäume. Specielle Priester kennt man nicht. Die Bontocleute sind ungemein abergläubisch, schreit z. B. ein gewisser Vogel beim Marsche auf der rechten Seite, so wird der Marsch sofort unterbrochen, eventuell nach dem Ausgangspunkt zurückgekehrt, tritt eine Person des Morgens aus ihrer Hütte und sieht eine Ratte, so thut sie den ganzen Tag nichts; in jedem unbedeutenden Ereigniss sehen die Bontocleute das Wirken des ihnen Schaden zufügen wollenden Anito.

Sie heilen mit Pflanzen und legen dem Kranken die Verpflichtung auf, Canjaos zu geben zur Versöhnung der Anitos; stirbt der Kranke, so wird er in oder vor seinem Hause auf eine Art Stuhl, der an einem Pfahl befestigt ist, gebunden, angethan mit seinen besten Schmucksachen. Ein grosses Feuer wird vor ihm angemacht und sämmtliche Anverwandte und Freunde, Männer, Weiber und Kinder versammeln sich, um den Leichenschmaus abzuhalten, der so lange dauert, bis

---

1) Die von mir aufgenommene Photographie (Nr. 12 der übersandten) verdeutlicht gut die beschriebene Schmiede.

sämmtliche Vorräthe aufgezehrt sind; bei Wohlhabenheit der Verstorbenen dauert dies öfter zwei bis drei Wochen, während welcher Zeit natürlich die Leiche in Verwesung übergeht; durch das stetig unterhaltene Feuer wird allerdings der Leichnam einem Räucherungsprocess unterzogen und mir ist es nicht aufgefallen, dass sich Gase des sich zersetzenden Cadavers besonders unangenehm bemerkbar machten.

Die Bestattungsweisen sind je nach den Rancherien verschiedene: unter dem Hause oder in der Nähe desselben wird ein etwa mannstiefes Loch gegraben, von seinem Grunde wird nach der Seite, wo es das Terrain am besten zulässt, ein 2—3 *m* langer Stollen getrieben, an seinem Ende wird der Todte in kauernder Stellung, in oder ohne kistenartigen Sarg, niedergesetzt, zur Seite Lanze, Schild und Reis; der Gang wird mit Steinen geschlossen, die senkrechte Grube mit Erde gefüllt und nichts bezeichnet die Stelle, wo der Todte ruht.

Liegt die Rancherie an der Berglehne, so wird nur ein Stollen in den Berg hinein getrieben, in ihm der Todte in gleicher Weise, wie soeben beschrieben, beigesetzt und der Gang mit Steinen und Stachelgestrüpp geschlossen. Bisweilen wird der Todte auf einer Bergspitze bestattet und über seinem Grabe eine Steinpyramide errichtet, deren Steine mit Lehm mauerartig verbunden werden. Einige Rancherien benutzen für ihre Todten lange Holzsärge, die dann in einer Höhle oder unter einem überhängenden Stein aufgestellt werden; man sieht öfter 1 Dutzend oder mehr derartiger Särge zusammen, neben und über einander;[1]) die in Stein hineingearbeiteten Gräber, die ich in einer früheren Arbeit in der Berliner Zeitschrift von den Guinanen erwähnte, findet man bei ihnen nicht. —

In einigen Rancherien der Bontocs, namentlich in dem Thale von Banaue und den durch die Cordillera getrennten, politisch bereits zu Lepanto zählenden Thälern von Sapao, Asin und Lahutan, sieht man öfters aus Holz geschnitzte Bildnisse, Männer oder Weiber in hockender Stellung oder männliche Figuren mit Schild, Lanze, Ligua oder Boco bewaffnet; einige in meinem Besitz befindliche derartige Figuren in hockender Stellung sind alt und wurden von den Besitzern ungern und nur gegen hohe Aequivalente gegeben, während Figuren neueren Datums mir mit weit weniger Schwierigkeiten vertauscht wurden; ich glaube, dass diese Figuren eine Art Heilige, vielleicht Anitos darstellen, denen man jetzt weniger Einfluss zutraut, ein Cultus der Bilder ist mir nicht aufgefallen; in der Rancherie Suyuc in Lepanto werden gleiche Figuren aus Gold gefertigt. Die Figuren, welche grosse Schaalen in den Händen halten und namentlich den Thälern von Asin und Lahutan eigenthümlich sind, dienen effectiv dazu, um Opfergaben für die Anitos aufzunehmen. Weiter werden in den genannten Orten oder besser gesagt Thälern Holzlöffel geschnitzt, deren Griffe Figuren darstellen, die häufig obscön gehalten sind, z. B. zwei Individuen im Coitus, schwangere Weiber etc.; die Löffel dienen während der Mahlzeiten zum Wassereinnehmen und zum Herausraffen von Reis aus dem gemeinsamen Behälter; der Reis wird dann nicht mit dem Löffel, sondern mit den Fingern in den Mund gesteckt. Aehnliche Figuren, wie an den Löffeln, findet man als Pfeifenköpfe, aus denen sie die cigarrenartig zusammengedrehten Tabaksblätter rauchen; in der Rancherie Suyuc werden derartige Pfeifenköpfe aus Messing resp. Bronze gegossen und bilden Tauschartikel. Aehnliche Industrie ist in den genannten Thälern mehr entwickelt, als an anderen Punkten des Centrums Nordluzons; in Häusern des Thales von Banaue sah ich eine Art, ich möchte sagen, Wandschrank, bestehend aus sieben aus einem grossen Holzblock geschnitzten

1) Nr. 6 der von mir übersandten Bilder.

Crocodilen, die Köpfe nach unten; die nach oben frei herausgearbeiteten Schwänze wurden zum Aufhängen von Sachen benutzt; jedes Crocodil hatte etwa $^2/_3$ *m* Länge. Weiter findet man Stöeke ebenfalls mit Figuren mannigfaltiger Stellung versehen; diese Stöeke dienen zur Stütze und haben nichts zu thun mit etwa nachgeahmten spanischen Befehlshaberstöcken; Ess- und Waschschalen, sauber aus hartem Holz gearbeitet und inwendig ausgeschliffen, die Esssehalen häufig mit aus demselben Stück herausgearbeiteten Seitennäpfehen versehen, die Salz oder andere Speisezuthat aufnehmen; sehr sauber aus Bejueo, Bambus, Wurzeln oder Pandanus gearbeitete Körbe mannigfaltiger Form, meist in Gestalt der bekannten aus China stammenden bauchigen Tibores; Holzkästen, aus einem Stück gearbeitet, mit Henkeln in Form von Schweineköpfen mit Ohrgehängen, und andere Sachen mehr, welche auffallen. Am interessantesten sind jedoch wohl die alten, von den Eingeborenen der Umgegend Mancayans einst gefertigten kupfernen Gefässe, die durch Tausehhandel auch zu den Nachbarn gelangten; diese alten Gefässe werden von der heutigen Generation als Reliquien betrachtet und ungemein hochgeschätzt.

In der Ranecherie Suyuc sah ich zwei solcher Gefässe; nach tagelangem Unterhandeln gelang es mir, eines derselben gegen ein allerdings lächerlich hohes Aequivalent, gegen vier Carabaobüffel, in meinen Besitz zu bringen; dasselbe hat die bauchige Form unserer alten Todtenurnen, (Höhe $27^1/_2$ *cm*, grösster Umfang 110 *cm*, Oeffnung 23 *cm* Diameter, Halseinschnürung 68 *cm* Umfang) und hält etwa sechs spanische Pfund Kupfer; an dem gewölbten Boden sieht man noch gut Merkmale von Hammerschlägen der Triebarbeit.

Es ist traurig, all diese Kunstproducte als Reste einer erlöschenden Industrie resp. Cultur ansehen zu müssen.

(21) Hr. Missions-Superintendent A. Kropf (Bethel, Cap-Colonie) hält einen Vortrag über

die religiösen Anschauungen der Kaffern und die damit zusammenhängenden Gebräuche.

Wenn ich hier von Kaffern rede, so dürfen wir nicht, wie es gewöhnlich geschieht, unter diesem Namen alle braunen südafrikanischen Völker begreifen. Gehören sie auch der sogenannten Bantu-Sippe an, so unterscheiden sie sich von anderen, selbst nahe verwandten Bantu-Sippen, wie Basutos und Betschuanen durch die Eigenthümlichkeit der Sprache, die sich der Schnalzlaute bedient, die sonst nur in den Hottentottensprachen gefunden werden. Die Kaffernation scheidet sich wieder in Sulus und Xosakaffern, deren religiöse Anschauungen im Ganzen und Grossen übereinstimmen, mit dem Unterschiede, dass bei den Sulus noch mehr davon zu finden ist, als bei den Xosakaffern, die man auch sonst Kaal d. i. nackte Kaffern nennt, weil sie selbst ihre Schaam nicht bedecken.

Wenn die alte, aber noch ganz neuerdings von Gelehrten und Ungelehrten, ja selbst von alten Missionaren, nachgesprochene Behauptung, „dass die Kaffern weder Gott noch Götzen, weder Religion noch Opfer, ja gar keine Vorstellung von Gott und göttlichen Dingen haben und im Punkte der Religion auf der alleruntersten Stufe, tiefer als die Heiden, die Fetische anbeten, stehen", Wahrheit wäre, dann müsste es sehr schwer sein, über dies Thema zu reden. Wahr ist nur, dass man sich im Anfange, als man mit den Kaffern in Berührung trat, wenig Mühe gegeben hat, die ursprünglichen religiösen Anschauungen dieses Volkes zu erkunden, und dass jetzt, wenn wir das Versäumte nachholen wollen, jene Anschauungen uns wahrscheinlich in verblasster, verzerrter und vermischter Gestalt

mitgetheilt werden. Das gegenwärtige junge Geschlecht hat kaum noch eine Ahnung von den religiösen Vorstellungen der Väter. Die Alten halten damit hinter dem Berge und die Christen sagen einem, es schicke sich für einen Getauften nicht, von solchen heidnischen Dingen zu reden. Somit ist es schwer, diese Vorstellungen in ihrer reinen Gestalt darzustellen.

Es giebt kein Elementareres, als das Heidenthum der Kaffern, sie haben weder Tempel noch Götzen, sie glauben aber an die Existenz einer anderen Welt, in der die abgeschiedenen Geister leben, denen aber, damit sie dort in Ruhe leben können, von ihren Nachkommen auf Erden Opfer dargebracht werden müssen.

Die Kaffern, Sulus sowohl als Xosas, gebrauchen das Wort n-Tixo für Gott, können aber seine Bedeutung nicht angeben. Einige Missionare haben dies Wort verpönt (und gebrauchen dafür Dio oder unkulunkulu d. i. der grösste, älteste, würdigste), weil es von dem Hottentotten-Worte Cükoab herkomme, was verwundetes Knie bedeute.[1]) Wohl zeigt der Schnalzlaut n-Tixo, dass die Hottentottensprache einen Einfluss auf die Kaffersprache ausgeübt hat, wie oft die Sprache der Unterjocher durch die der Unterjochten bereichert und verändert wird; aber die Behauptung, dass dies Wort kafferisch umgebildet und dann von den Missionaren eingeführt sei, muss noch erst bewiesen werden, da alle der Hottentottensprache entlehnten und in der Kaffersprache gebrauchten Wörter durch Lautähnlichkeit herauszufinden sind, die zwischen Cükoab und n-Tixo zu fehlen scheint. Eher könnte man n-Tixo mit dem in einer Gegend am Congo für das göttliche Wesen gebrauchten Worte Tshikob zusammenstellen. Dem sei nun, wie ihm wolle, die Kaffern gebrauchen n-Tixo, um Gott damit zu bezeichnen, gerade so wie schon vor 1760 die Buschleute mit Cükoab den Schöpfer aller Dinge bezeichneten, der zwei Menschen schuf, der ihnen Kühe zu Milch, Spiesse, Bogen und Pfeile zum Wilderlegen, Keule und Schild zur Wehr und Schakalsschwänze zum Schweissabtrocknen gab, der in einem weissen Himmel wohnt, und dem der blaue Himmel als eine Art Mittler wehrt, seinen Zorn auszulassen. Wenn der erste Kaffermissionar dies Wort n-Tixo bei den Kaffern vorfand und sie ihm sagten, es bedeute einen, der Strafe verhängt, so ist diese Bedeutung (wenn v. d. K. die Kaffern richtig verstanden hat oder sein Dolmetscher zuverlässig war, was sie gewöhnlich nicht sind), gänzlich verloren gegangen. In dem sonst noch für das höchste Wesen gebrauchten Namen umvelinqangi gehen die Begriffe Schöpfer und erster Mensch durcheinander. Eine Anbetung dieses n-Tixo giebt es nicht. Sie sei nicht nöthig, meinen sie, weil er ihnen nur Gutes thue, während man den Geistern opfern müsse, weil sie Böses thun können.

Vor 40 bis 50 Jahren riefen und auch jetzt noch rufen die Kaffern den Namen Gottes beim Schwure an: Ich schwöre bei Gott! und beim Niesen: Gott, hilf mir! Ausser diesen beiden Fällen habe ich keine Anrufung oder Anbetung wahrnehmen können. Eine Spur von Gewissen, und zwar des fürchtenden, bösen, ängstigenden Gewissens ist noch bei ihnen zu finden, dabei weisen sie auf die Spitze des Brustbeins, wie sie auf die Kehle weisen, wenn sie vom Herzen als Sitz des Seelenlebens reden.

Eine gewisse Verehrung zollen sie der Natur und ihren Gewalten. Geht der Kaffer auf Reisen und kommt an einen steilen Weg, so legt er einen Stein in die

1) Zwei Brüder, Söhne eines mächtigen Fürsten, stritten sich einst um die Herrschaft. Der jüngere überwand den älteren, wurde aber am Knie verwundet und erhielt deshalb den Namen Cükoab, so geht die Sage.

Gabel des Baums, und wenn solcher nicht da ist, wirft er den Stein neben den Weg und spricht: Hilf mir! Geht er durch den Fluss, so wirft er einen Stein hinein und spricht: Friss mich nicht. Hat er seinen Hund bei sich, so bindet er dem ein Paar Binsen um und ruft: Fluss, friss nicht meinen Hund! Bekommt Jemand Ausschlag, so heisst's, der Fluss habe ihn gefressen. Ertrinkt Jemand im Flusse, so schreiben sie es dem Wassernix uhili zu. Der Himmel regnet, sagt der Kaffer, und wenn Jemandes Vieh oder Garten vom Blitz getroffen wird, so sagt er: der Himmel hat den Mann angebettelt oder ist zu ihm zu Gaste gekommen. Klagt etwa der Eigenthümer über seinen Verlust, so sagt man: Gehört das Vieh dir oder dem Herrn i. e. Gott, er hat Lust zu essen und schlachtet es für sich.

Der Cultus der Kaffern ist nicht Gottes- sondern Ahnenverehrung, besonders Verehrung des verstorbenen Königs und der Häuptlinge. Diese grosse Verehrung zeigt sich besonders darin, dass sie den Stammbaum ihrer Fürsten so weit als möglich, und zwar mit grösster Sorgfalt zurückführen, so weit als nur irgend ihr Gedächtniss reicht und von ihren Vorvätern tradirt worden ist. Dem Kaffer ist der Häuptling die Verkörperung aller Majestät, Würde und Herrlichkeit, der Spender aller guten Gaben, der Beschützer in der Noth, mit einem Wort, der König ist sein Gott, den man über alles fürchten, lieben und vertrauen muss. Wenn's heisst: So spricht oder will's der König! so ist ihm dieser Wille ein unverbrüchliches Gesetz, und will der König seinen Tod, so kauert er sich nieder und lässt sich den Spiess durch den Leib rennen. Fällt der König in der Schlacht, so fällt seine Leibgarde, die den schönen Namen amafanankosi d. i. „„die mit dem Herrn sterben““ mit ihm. Als vor einigen Jahren die Capregierung 1000 Stück Rindvieh auf die Gefangennehmung meines Häuptlings Sandili setzte, rührte kein Kaffer einen Finger, um sich diesen Preis zu verdienen, trotzdem das Vieh der zweite Abgott des Kaffers ist. So ist es leicht erklärlich, dass der Kaffer seinen Häuptling sich auch nach dessen Tode fortlebend denkt und seinen Namen zur Hilfe beim Angriff der Feinde anruft: Ha! ha! izikali zika Rarabe! was etwa so viel heisst wie: Hie Schwert des Herrn und Gideon! Der Mensch stirbt, aber lebt fort nach dem Tode, deshalb heisst's auch vom Tode des gemeinen Mannes: „er ist nach Hause gegangen!“

Wie der Tod in die Welt gekommen ist, darüber herrscht bei den meisten Bantu-Völkern eine Sage, die aber bei den einzelnen Sippen etwas anders gefärbt ist. Bei meinen Ngqikakaffern wird erzählt: Ein sehr grosser Streit entstand unter den Grossen der Erde darüber, ob es nicht zum Heil der Menschen wäre, wenn der Tod auf die Erde käme, da die Leute sich zu sehr vermehrten und nicht mehr Raum hätten auf Erden. Eine grosse Versammlung wurde berufen, — damals starben nehmlich die Menschen noch nicht, — um einen Weg zu finden für die Verminderung der Menschen, damit nicht einer den anderen erdrücke. Viel wurde gestritten, ehe man sich einigen konnte. Einige sagten: das einzige, was uns helfen kann, ist, dass die Menschen sterben, damit wir Luft bekommen. Die anderen sagten: Nimmermehr! Endlich einigten sie sich dahin, zwei Männer nach der grossen Residenz des Schöpfers zu schicken, dieser Schöpfer des Lebens in der Höhe möge entscheiden. Zwei Männer wurden als Boten abgesandt. Die eine Partei sagte: das Chamäleon solle mit der Botschaft geschickt werden: die Grossen der Erde haben beschlossen, die Leute sollen nicht sterben. Die andere Partei liess durch die Eidechse sagen: die Menschen sollen sterben. Da entstand grosser Lärm. Wie ist's möglich, riefen jene, die Eidechse mit dem Chamäleon zu schicken, da dieses viel langsamer läuft, als jene!! Es ist ja klar,

dass diese mit ihrer Botschaft dort ankommen wird, wenn dieses hier noch im Zweifel steht. Nach vielem Hin- und Herreden, bei dem es immer lauter wurde einigte man sich endlich dahin, dass das Chamäleon bis zu einem gewissen Punkte vorausgehe, und dass ihm dann die Eidechse folge. Gesagt, gethan. Das Chamäleon geht hübsch langsam und nachdem es sich unterwegs rechts und links an Fliegen gesättigt hatte, schläft es an dem bestimmten Orte ein. Die Eidechse geht ab und läuft an dem schlafenden Boten vorbei. Dieser erwacht und sieht die Eidechse dahin springen und sperrt sein Maul vor Verwunderung auf. Das Chamäleon nahm seine Kraft zusammen, aber es half nichts. Die Eidechse, angekommen bei der Residenz des Schöpfers, rief mit schriller Stimme: die Herrscher der Erde haben beschlossen, dass die Menschen sterben sollen. Dann langte das Chamäleon mit der anderen Botschaft an. Da ertönte eine Stimme vom Palaste her: Die Eidechse ist zuerst gekommen, ihre Stimme hat Geltung: von jetzt an werden die Menschen dem Tode unterworfen sein! Von der Zeit herrscht der Tod unter den Menschen. Beide Thiere werden gehasst, das Chamäleon wird mit Tabackssaft vergiftet und die Eidechse muss deshalb so flüchtig sein, denn kriegt sie der Buschmann, so verzehrt er sie mit zugekniffenen Augen und hält die Hand vor den Mund, damit kein Tropfen verloren gehe.

Die Geister der Verstorbenen bleiben mit den noch auf Erden lebenden Menschen in fortwährendem Verkehr. Die Geisterwelt ist dem Kaffer eine höhere Macht, der er aus Furcht dient, die ihm weniger helfen, als vielmehr schaden kann. Unter den abgeschiedenen Geistern sind es aber besonders die der Fürsten, die als helfend und segenbringend angerufen werden, wiewohl die Wurzel des Wortes für Geist umnyanya auf ein zu Fürchtendes hinweist und mit dem Wüsten und Leeren enyanyeni zusammenhängt. Wenn der König in den Krieg zieht, so rufen ihm die Alten zu: die Geister deiner Vorfahren mögen dich beschützen! Diese Verehrung dehnt der Kaffer auch auf die Geister seiner Vorfahren aus und gebraucht deren Namen gleichfalls bei Eidesformeln. Er sucht diese Geister bei gutem Muthe zu erhalten und bringt ihnen deshalb Opfer, dem Geist des Vaters und Grossvaters als Schutzgeist, als Haus- oder Heimbewahrer, die auch nach dem Tode den im Leben bewiesenen Schutz fortsetzen. Sobald die Kaffern aber von diesen Geistern im Traume oder Nachtgesichten, in denen sie sie in ihrer wirklichen Gestalt ihres irdischen Lebens, angethan mit den Kleidern, die sie beim Tode trugen, zu erkennen vermeinen, beunruhigt werden, nennen sie diese Geister imishologu, böse oder besser beunruhigende, oder Schatten, die ihnen und ihrem Vieh Schaden thun können, der nur durch Opfer abgewandt werden kann.

O p f e r spielen eine Hauptrolle bei den Kaffern. Früher war jedes Schlachten eines Thieres (Ochsen oder Ziegen) ein Opfern. Nachdem der Kaffer mit dem Spiess eine Oeffnung des Bauches gemacht, reisst er die Herzarterie ab, denn das Blut darf nicht ausströmen, nimmt ein Stückchen von dem aus der Bauchhöhle hervorquellenden Fett und wirft es ins Feuer, d a m i t e s a u f s t e i g e n a c h o b e n u n d a n g e n e h m s e i. „Die Geister belecken und beriechen es“, sagt der Kaffer. Diese Ceremonie kommt jetzt mehr und mehr in Verfall, ist auch auf unseren Stationen der Grausamkeit wegen verboten.

Hat Jemand z. B. geträumt und den Geist gesehen, worauf er gewöhnlich — wohl vor Aufregung — krank wird, so antwortet er auf die Frage, was er geträumt habe, z. B.: ich habe meinen Vater gesehen, der ist sehr erzürnt darüber, dass ich ihm nicht genug geopfert habe, davon bin ich so elend; oder: mein Bruder ist mir erschienen und will mich umbringen: er verlangt nach Fleisch; ich werde noch um all mein Vieh kommen. Nun redet man ihm gut zu. Du hast ja noch eine

Ziege, die opfere ihm nur: denn sie haben ihren Vortheil davon. Wird auch vom besten Fett, Mark und Knochen verbrannt, so machen sie sich doch eine gute Mahlzeit vom Fleische, das sie ja, wie sie sagen, zum Besten der Geister essen. Auch das Uebrige vom Fett etc. essen sie, dies aber nur im Viehkraal. Solche von den Geistern Beunruhigte und die von gewöhnlichen Krankheiten Behafteten dürfen nicht selber das Opfer darbringen, sie würden sich sonst damit für schuldig erklären. Der Familienrath beruft einen sogenannten Doctor igqira, der, sobald er ins Haus tritt, die dort versammelten Leute des Platzes auffordert, für ihn selbst zu opfern und damit die Geister der Vorfahren zu bitten, ihm beistehen zu wollen, damit er dem Kranken helfen könne, und wenn dies geschehen, opfert er für den Kranken, um die Geister zu versöhnen und so dem Kranken zu helfen. Den zu diesen Opfern bestimmten Thieren wird zuvor der Rücken mit Räucherwerk eingerieben, wobei der Doctor ausruft: Ehre sei allen Geistern unseres Stammes! Alles ist still. Dann fährt er fort: Ist es recht, dass ihr Geister der Unseren fortwährend Krankheit bringt und Essen fordert? Seht ihr denn nicht, dass ihr heute von mir als die Ursache der Krankheit angeklagt werdet? Da habt ihr euer Opfer; lasset alle Geister unserer Vorfahren daran theilnehmen. Wir wollen euch nichts vorenthalten, denn wir haben ja von euch alles, was wir brauchen: Vieh, Korn und Kinder. Dann wird das Opfer geschlachtet und zerlegt. Ein Stück vom Netzfett und ein Scherben mit glühenden Kohlen, auf dem Räucherwerk liegt, wird zu dem Kranken ins Haus getragen, das sich mit Geruch erfüllt, und dort alles verbrannt. Die Galle des Thieres wird dem Kranken auf den Leib geschüttet. Das Fleisch dieses Opfers darf nicht ausserhalb dieses Platzes gegessen, auch von keinem Hunde berührt werden; die Knochen werden nach der Mahlzeit verbrannt. Tritt keine Besserung ein, so wird dieser Process immer wiederholt, und wenn alles nichts hilft, so heisst es, die Krankheit ist nicht durch die Geister, sondern durch einen Menschen verursacht, d. h. es muss jemand den Kranken behext haben, sonst würden die Geister helfen.

Ein ähnliches Opfer wird bei der Rückkehr aus dem Kriege dargebracht. Es ist ein Reinigungsopfer, zu dem noch hinzukommt, dass die Krieger sich durch Brechmittel, die überhaupt eine grosse Rolle bei dem Kaffer spielen, wobei mancher seinen Geist aufgiebt, sich reinigen müssen, weil sie Blut vergossen und sich mit Blut bespritzt, d. i. verunreinigt haben, wie denn der Kaffer einen grossen horror vor jedem Tropfen Blutes hat und nie leidet, dass ein Tropfen Blutes aus der Nase oder aus einer Wunde unbedeckt bleibe. Er schüttet Erde darauf, damit sich seine Füsse daran nicht verunreinigen.

Ferner werden von den Häuptlingen den Geistern ihrer Vorfahren Bittopfer dargebracht, um Wohlthaten, besonders Gesundheit zu erlangen. Nachdem das Stück Vieh zum Opfer ausersehen ist, ruft der Häuptling: Nehmt dies Opfer an, ihr Geister meiner Vorfahren, seht, da ist eure Speise. Gebt mir Gesundheit und seid mir barmherzig. Als eine gute Vorbedeutung wird es angesehen, wenn der Ochse während des Schlachtens brüllt. Da heisst es dann: Rufe laut, du Ochse unserer Geister! Er nimmt etwas Blut und verbrennt es an einem geheimen Ort, ein Stückchen Netzfett legt er auf einen Scherben mit glühenden Kohlen und verbrennt es den Geistern zu einem angenehmen Geruch. Jetzt folgt die Mahlzeit. Der Häuptling, begleitet von einem Diener, der eine Essmatte mit etwas Fleisch trägt, geht bei Seite nach dem oberen Ende des Viehkraals und ruft: Alles sei stille! Ich rufe euch an, ihr Geister unserer Vorfahren, die ihr so grosse und edle Thaten gethan habt, ich bitte um guten Fortgang und Glück; ich bitte, dass ihr meinen Kraal mit Vieh füllet, meine Scheunen mit Korn, damit hier viele zu

eurer Ehre speisen können; ich bitte um Kinder, damit eure Namen uns nie aus dem Gedächniss kommen.

Bei dem Dankopfer für Genesung nach Krankheit oder nach dem Wochenbette betet der Genesene vor dem Schlachten: Möge ein guter Geist mit uns sein, damit die Kinder gesund und die Erwachsenen frisch bleiben. Von dem Fleische des Opfers, das in dem Hause der Wöchnerin aufgehäuft wird und dort einen argen Geruch verbreitet, kann sich ein Jeder etwas ausbitten, und wenn er zur Genüge gegessen, so dankt er mit den Worten: Wir danken dir und bitten um einen guten Geist für dich. Das neugeborene Kind wird mit Wasser gewaschen, in das zuvor ein Kraut isikiki hineingetaucht wurde. Hierauf wird ein anderes Kraut umnikamniba verbrannt und das Kind wiederholt durch den Rauch gezogen, damit alle Unreinigkeit von ihm gehe und es stark werde gegen alle Anläufe der bösen Geister. Später werden zu eben diesem Zwecke dem Kinde Amulette von Wurzeln und Haaren umgehängt oder in seine Decke genäht; ebenso kauft der Mann um jeden Preis Leopardenzähne, damit seine in gesegneten Umständen sich befindende Frau durch das Umknüpfen derselben um den Hals ihm auch ein gesundes Kind zur Welt schaffe.

Vor dem Auszuge zum Kriege müssen die Krieger durch den Rauch eines gewissen Krautes, das verbrannt wird, schreiten, nachdem sie mit der Galle eines vorher geopferten Rindes, die vermischt wird mit anderen Medicamenten, besprengt wurden, was sie Kafula nennen, um die Krieger kugelfest und unbesiegbar zu machen und dadurch den Feinden den Untergang zu bereiten.

Beim Schlachten eines Opfers, um Regen zu erlangen, wird das dazu bestimmte Stück Vieh mit anderen in die Ecke des Kraals getrieben und erstochen. Gewöhnlich schlachten die vornehmsten Männer des Platzes, angethan mit den Gürteln der Mädchen, das Vieh und legen es im Hause der alten oder grossen Frau nieder, in das Niemand ausser ihr und kleinen Kindern hineingehen darf. Am nächsten Morgen geht der Mann, der es geschlachtet, um es zum Kochen zu zertheilen. Bei Sonnenuntergang wird es auf Essmatten nur den Männern zum Essen vorgesetzt. Sie setzen sich in Schichten nach ihren Kraalen nieder. Dann bekommt jeder sein Theil, hält es in der Hand, bis alle erhalten haben. Dann singen sie, ehe sie essen und stampfen mit den Füssen, so dass die Erde erbebt, und dann erst essen sie das Fleisch.

Die Schädel mit den Hörnern der geschlachteten Opfer stellt der Kaffer auf seine bienenkorbartige Hütte, damit einestheils ein Jeder sehen kann, dass er kein Gottes- oder Geisterverächter ist, der seine Pflicht nicht gethan habe und anderntheils als eine Herausforderung an die Geister, ihn nicht mehr zu belästigen und zu beunruhigen.

Dass diese religiösen Vorstellungen und Gebräuche im Verschwinden begriffen sind, braucht wohl kaum bemerkt zu werden, wiewohl sie dann und wann mit alter und aller Macht wieder hervorbrechen bei den Alten, so sind sie durch den Contact überhaupt mit den Weissen und besonders mit den Missionaren bei dem jungen Geschlecht schon ins Wanken gekommen, ja bei manchem schon ganz unbekannt geworden.

Auch die unter den Fingus — ein Stamm, der zwischen Sulus und Xosas steht — herrschende Leviratsehe, und die bei allen Kaffern, mit Ausnahme der Sulus, herrschende Beschneidung, ferner die Speiseverbote, die letzthin noch von einem vorzüglichen Gelehrten geleugnet wurden, die Reinigungen u. s. w. zeigen, dass diese Ideen und Gebräuche mit einem wenn auch noch so dünnen Faden mit der Urtradition zusammenhängen.

Der Vorsitzende spricht dem Vortragenden den Dank der Gesellschaft für die hochinteressanten, das innerste Leben jenes Naturvolkes berührenden und klärenden Mittheilungen aus.

(22) Hr. K. Abel spricht über

den Gegenlaut.

Im Anschluss an einige Mittheilungen, die ich im vorigen Jahr über den Urprung der Sprache und seine Erforschung mittelst der ägyptischen Philologie an dieser Stelle zu machen die Ehre hatte, erlaube ich mir einige weitere Worte über den Gegenlaut, d. h. die phonetische Umkehrung der Wurzeln mit oder ohne gleichzeitiger Ersetzung eines oder des anderen ihrer Consonanten durch diejenigen anderen Consonanten, welche nach ägyptischen Lautgesetzen mit dem betreffenden Consonanten wechseln können, zu sagen. Professor Brinton in Philadelphia, einen der leitenden Amerikanisten der Gegenwart, hat, wie er soeben in der New-Yorker Zeitschrift Science bekannt macht, dieselbe Erscheinung in noch lebenden Indianersprachen entdeckt. Es giebt eine ganze Anzahl dieser Sprachen, in welchen derartige Wandlungen alltäglich sind, und die einzelnen Worte demnach ganze Reihen von Varianten neben sich haben, genau nach dem von mir festgestellten und von Prof. Brinton angezogenen ägyptischen Muster. So dass also ton sowohl ton als not, und da n und r wechseln, auch rot lauten kann; ton gleich not ist u. s. w. Ich lasse über diese wichtige Bestätigung der differenzirten Metathese, welche der Etymologie ein neues äusserst fruchtbares Hilfsmittel gewährt, Prof. Brinton um so mehr selbst sprechen, als seine Darstellung Metathese und Differenzirung zusammenzufassen und somit weitere Ausführungen wünschenswerth zu machen scheint. In einem Artikel: On the Rate of Change in the American languages, in Science, 2. December 1887, sagt er:

. . . A much more curious and important law underlies the apparent variability of many American tongues. I refer to the law of alternating consonants and permutable vowels. In a number of these languages it is entirely optional with the speaker to articulate any one of three or four consonanted sounds for the same phonetic element. For example, he may at will pronounce the syllable ton either thus, or rot, lon, not etc., alternating the elements l, n, r, t at will. I have little doubt. but that something of the same kind obtained in ancient accadian, which will explain why the same cuneiform character stands indiscriminately for the sounds ku, tus, pun and dur; and the recent researches of Dr. Carl Abel on the phonetic modifications of the ancient Coptic Radicals hint strongly at the prevalence of this peculiarity in that venerable speech. In American, I name as special examples of this the Klamath and the Chapanec." . . . . .

Hr. R. Virchow fragt, ob die Benennung der Hügelgräber im Südslavischen Gamile ebenfalls auf Umdrehung beruht. Das Wort laute im Nordslavischen Mogile.

Hr. Abel bestätigt diese Voraussetzung.

(23) Hr. Pastor Becker berichtet über

Alterthümer aus der Provinz Sachsen.

Bei Gelegenheit der früheren Nachgrabung (S. Verhandl. Sitzung v. 23. April 87, S. 306) drängte sich mir die Wahrscheinlichkeit auf, dass bei ev. späterer Nach-

suchung auf wenig Erfolg zu rechnen sein würde. Dazu hörte ich, dass sogar bei Mondschein von einigen Liebhabern, deren Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gelenkt war, archäologische Schätze dort zu heben versucht waren, während die bisherige Art der Ausbeutung allerdings aufgehört hatte. Nichtsdestoweniger habe ich, nachdem alle Anstände beseitigt waren, noch einmal unternommen, eine möglichst gründliche Untersuchung des Platzes vorzunehmen. Der sofort entgegentretende Augenschein einer umfassenden Durchwühlung liess allerdings wenig

Fig. 2. 1/5
b a

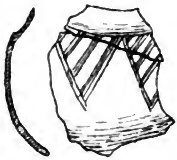
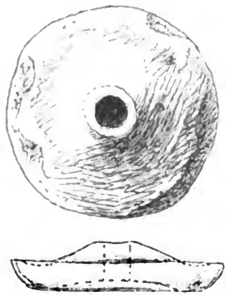




Fig. 3 1/3

Fig. 1.
a 1/1



b

Fig. 5. 1/1



Fig. 4. 1/5

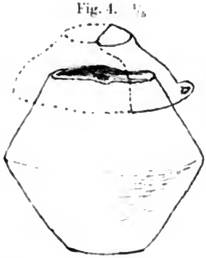


Fig. 6. 1/5

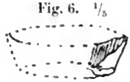


Fig. 8. 1/5

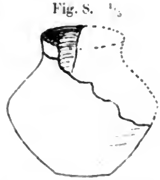


Fig. 7. 1/3



Hoffnung. Jedoch schon die ersten Spatenstiche ergaben eine willkommene Ausbeute. Es war eines von jenen Gefässen (Fig. 4), die nach oben und unten konisch, im mittleren Querdurchschnitt die Seitenwände im stumpfen Winkel zeigen, den Scheitel ein wenig abgerundet, beide Schenkel geradlinig und von gleicher Länge. Die Höhe betrug 18.5 *cm* und die grösste Breite 19 *cm*. Es ist gut erhalten. Bedeckt war es mit einem schüsselartigen, einhenkligen Gefässe von roher Arbeit, das aber vollständig in Trümmer gegangen war. In der oberen Schicht der inliegenden zerkleinerten Knochen fand sich, ausser einer Reihe von kleineren dünnen Bronzedraht-Stückchen, die eiserne Nadel Nr. 5. Sie war mit den sie um-

gebenden Knochenresten so zusammengerostet, dass ich nicht wagen durfte, sofort an Ort und Stelle dieselben zu entfernen. Das hat freilich den Nachtheil gehabt, dass ich die Nadel nur in zwei Stücke gebrochen nach Hause gebracht habe. Auch den Knopf habe ich nicht gewagt, soweit frei zu legen, dass die Frage, ob er nach Art der Schwanenhalsnadeln oder durch Zusammenrollen gebildet ist, entschieden werden kann. Beigefässe waren die Fig. 8 und 7 wiedergegebenen. Nr. 7 stand aufrecht in Nr. 8, beide mit Erde gefüllt, letzteres nicht vollständig zusammensetzbar. Das kleine Gefäss Nr. 7 ist auffallend plump gearbeitet. — Ein weiteres mehrstündiges Graben hat nur Bruchstücke zu Tage gefördert, so dass schliesslich die Fortsetzung als resultatlos aufgegeben wurde. Unter den zahlreichen Bruchstücken waren jedoch einige willkommen, so Nr. 2 und 3, die zu demselben Gefässe gehört haben. Nr. 2 besteht selbst aus 2 zu einander passenden Stücken, die fern von einander gefunden sind. Diese Scherben zeigten lebhafte gelbrothe Farbe, die von einem Ueberzuge herrührte aus ganz fein geschlemmtem Thon. Die innere schwarz gebrannte Masse zeigte viel kleinere Quarzkörner als Beimischung, wie die sämmtlichen übrigen Gefässe, in denen die oft beobachtete Zugabe von groben Quarzkörnern deutlich sichtbar ist. Die eingerieften Dreiecke, die mit ihrer Füllung von parallelen Strichsystemen vom Lausitzer Typus her so bekannt sind, waren auffallend gross und mittels eines Lineals und eines mässig stumpfen Falzbeins nur in den rothen Ueberzug flach eingedrückt, zu einer Zeit, als derselbe nur noch wenig Feuchtigkeit von der ursprünglichen Auftragung her besass. Ein anderer Scherben, obwohl nur klein und sonst unscheinbar, liess doch den Schluss seiner Abstammung von einem kleinen napfartigen Gefässe (Fig. 6) zu, wie es mehrfach in Wilslebener Steinkistengräbern beobachtet ist (Käsenapf). Endlich wurde ein Spinnwirtel gefunden, den ich gleichfalls abgebildet habe. Die Spinnwirtel in unserer Gegend haben eine so auffällig verschiedene Form, dass der Versuch, in ihnen eine Art „Leitmuschel" zu gewinnen, nicht ohne Aussicht auf Erfolg unternommen werden dürfte. Es ist Schade, dass die bereits vorhandenen Sammlungen, in denen die Spinnwirtel zum Theil zu Hunderten vertreten sind, so wenig Anhalt bieten durch Nachweisung der Fundumstände.

Für das zeitliche Naheliegen des hier besprochenen Urnen-Friedhofes auf dem Galgenberge bei Friedrichsaue mit den Steinkistengräbern von Wilsleben dürfte ausser dem oben erwähnten Scherben Nr. 6 und dem, was früher beigebracht ist, auch noch das Hauptgefäss sprechen. Solcher doppelt-konischen Gefässe habe ich in Wilslebener Steinkistengräbern 3 gefunden, darunter eines fast ganz übereinstimmend auch in der Grösse.

II.

Bei einem gelegentlichen Besuche Halberstadts im vergangenen Sommer hatte ich das Vergnügen, die reichhaltige Sammlung des Herrn Pastors Dr. Zschiesche daselbst zu besichtigen, die derselbe mir freundlichst zeigte. Dabei fiel mir u. A. ein Steingeräth auf, dessen Erklärung ich Ihrem Urtheil unterbreiten möchte und das vielleicht, nehmlich wenn meine Erklärung als richtig erkannt wird, ein Licht auch auf andere ähnliche Geräthe werfen würde. Ich weiss allerdings nicht, ob nicht Geräth und Erklärung schon bekannt sind. Das Geräth ist eine flache runde Scheibe von Stein, die von der durchlochten Mitte nach den Seiten sich abflacht, so dass der mittlere Querdurchschnitt 2 spitze Winkel zeigt, deren Schenkel an den äusseren Enden zusammenstossen. Vor Kurzem erhielt ich brieflich folgende gütige nähere Mittheilungen durch den Besitzer: Durchmesser 140 *mm*. Stärke der Scheibe am Mittelloch: 22 *mm*. Durchmesser des Mittelloches: auf der einen Seite

21 *mm*, auf der anderen 22 *mm*. Material: Diorit-Aphanit. Fundort: Nienhagen, rechtes Holtemmenufer. Nähere Fundumstände: in einem Kochloche. Auf der einen Seite ist ein nicht unbedeutendes Stück abgesprengt. —

Als ich das Geräth sah, fiel mir sofort die grosse Aehnlichkeit mit dem griechischen Diskus auf und mir scheint, dass es kaum eine Möglichkeit giebt, dasselbe anders, denn als Schleuderstein aufzufassen.

Damit würde für eine Reihe von Thongeräthen, die ich immer nur als Netzbeschwerer angeführt gefunden habe, die Deutung der Benutzung zum Schleudern bedeutend näher gerückt sein. Am meisten hat mich diese Deutung frappirt bei den zahlreichen Funden dieser Sachen in der Nähe von Mehringen bei Aschersleben. Vgl. Verhandlungen 1886 S. 267. Auch Friedrich in den Abbildungen der Augustin'schen Sammlung, Wernigerode 1872, S. 24 sagt zu Taf. XVIII, 10: „Eine flache Scheibe aus Thon, 3 Zoll im Durchmesser, in der Mitte mit einem Loche durchbohrt. Diese Scheibe ist mit noch 5 anderen von ähnlicher Gestalt und Grösse bei Aschersleben im Jahre 1822 gefunden worden. Da sich bei den anderen Scheiben mehr oder weniger ausgeprägte, auf beiden Seiten correspondirende, vom Mittelloch nach der Peripherie zu laufende Rinnen zeigen, die durch das Reiben einer Aufhängeschnur entstanden sein müssen, so sind diese Steine als Netzsenker anzusehen." Im Montagsblatt der Magdeburger Zeitung vom 12. December 1887 wird in dem Artikel „Prähistorische Alterthümer im Kloster U. L. Fr.", „ein aus gebranntem Thon hergestellter Netzbeschwerer" erwähnt. J. Mestorf, Vorgesch. Alterthümer aus Schleswig-Holstein Tafel XV Nr. 105 stellt ein den Mehringern ganz ähnliches Geräth dar mit der Beschreibung: Stein mit Loch, gefunden nebst einer flachen, fast rechteckigen Flintaxt in der Steinkammer eines Riesen- oder Langbettes, auf dem später ein Urnengräberfeld der älteren Eisenzeit angelegt war. Feldmark Pommerbye, Schwansen, Kieler Sammlung Nr. 4780". Bei Mehringen, wo diese Geräthe gerade in grosser Zahl gefunden sind, giebt es gar keine Gelegenheit, Netze auszuwerfen, die solche „Beschwerer" gebraucht hätten. Die Migger ist da ein sehr wenig breites und tiefes Flüsschen. Wohl aber heisst noch jetzt ein kleiner Bach dort, der Hengstenbach, die rothe Melle, jedenfalls in Erinnerung an ein sehr blutiges Treffen, das dort ausgefochten ist, von dem man jedoch aus historischer Zeit nichts weiss. Pfister in seiner Geschichte der Deutschen hat Bd. I S. 144 folgende Bemerkung: „Die Fussgänger warfen auch mancherlei Geschosse, Steine, die belgischen Germanen glühende Thonkugeln; dies thaten sie im Anfang der Schlacht oder auch einzeln, nackt oder in leichtem Waffenrock, in unermessliche Weite". Leider giebt er seine Quelle dafür nicht an. Auch die Streitäxte wurden, wie ich mich erinnere, öfter gelesen zu haben, zuweilen zum Werfen benutzt. Es scheint mir darum die Deutung der sogen. Netzbeschwerer als Schleudersteine nahe zu liegen.

III.

Hr. Pastor Zschiesche hat mir, wie bei Obigem, so auch bei Folgendem Erlaubniss gegeben, davon an die Oeffentlichkeit zu berichten. Verhandl. 1887 S. 61 ist von der Aufhängung eines Donar-Hammers im Thurm des Halberstädter Domes die Rede. Ein gleicher Hammer hängt in dem Flure des Hospitales St. Spiritus zu Halberstadt, das „1225 von Wilhelm v. Lent begonnen und mit Hilfe unserer Herren und der Bürger zu Stande gebracht ist", an schwerer eiserner Kette. Hr. Zschiesche hatte diesen Hammer einige Zeit in seinem Hause. Da droht ein Gewitter. Sofort schicken die Hospitaliten: Wenn er nicht den Hammer herausgebe, so träfe ihn die Schuld, falls der Blitz einschlüge.

IV.

Hr. Pastor Kühne in Mehringen erzählte mir von einem Gebrauche aus der Nähe von Oranienbaum (unweit des bekannten Wörlitz). Dort giebt es auch äusserlich kenntliche „Hünengräber“. Die Leute werfen dort, sobald sie in die Nähe derselben kommen, einen Stein, einen Erdkloss, einen Zweig oder dergleichen auf den Hügel. Es wäre gegen die Pietät, das zu unterlassen oder gar hernach das darauf Geworfene zu entfernen. Das ist sicher ein Rest alten Gebrauches und der Pflicht der ganzen Gemeinde, den Verstorbenen einen Grabhügel zu wölben.

V.

Noch eine kurze Bemerkung zu den Schulzenstäben. In Köbbelitz, Kr. Salzwedel, war bis vor ungefähr 10 Jahren auch die Sitte, mittels eines solchen die Amtsnachrichten des Dorfoberhauptes bekannt zu geben. Der Stab musste als Amtszeichen ein K tragen. Hr. Lehrer Eisentraut in Aschersleben ist dafür mein Gewährsmann.

(24) Hr. H. Jentsch, Guben. berichtet 20. Januar, über

Eisenfunde aus Sachsen und der Lausitz.

I. La Tène-Fund von Schmetzdorf, Prov. Sachsen.

Zu den La Tène-Funden aus der Provinz Sachsen, welche Undset, d. Eisen in Nordeuropa, S. 225 ff. 232 aufzählt, tritt ein im Spätherbst v. J. gewonnener von Schmetzdorf bei Gross-Wudicke, südlich von der Berlin-Stendaler Eisenbahn, im 2. Jerichowschen Kreise gelegen, etwa unter demselben Breitengrade, wie Tangermünde. Das Urnenfeld, welches äusserlich nicht mehr erkennbar ist, liegt auf der Anhöhe im N.N.W. des Dorfes, deren beiderseitige Fortsetzung die Wasserscheide zwischen Havel und Elbe bildet. Von den zahlreichen früheren Funden ist nichts erhalten; nur die Nachricht liegt vor, dass einmal in eine grosse Urne ein kleines Gefäss eingelegt war. Steinsatz ist nicht bemerkt worden, auch sind Beigefässe nicht gefunden.

Die Urne, welche den Bronze- und Eisenfund umschloss, ist 22 *cm* hoch; der Boden hat einen Durchmesser von 9 *cm*, eine obere Oeffnung von 11 *cm*; die grösste Weite in Höhe von 13 *cm* beträgt 22 *cm*. Die Farbe ist gelbbraun; Verzierungen fehlen. Ueber den ziemlich stark zerkleinerten Gebeinresten lagen folgende Gegenstände, von denen ich, da sie in festen Privatbesitz übergegangen sind, genauere Angaben mittheile:

1. Eine eiserne Spange von 14,5 *cm* Länge mit eingeschlagenen Enden; die grösste Breite beträgt 1,4 *cm*. Die ein wenig erhabenen Kanten der convexen Seite haben durch seichte Einkerbungen das Aussehen einer Perlenreihe erhalten. Die spitz zulaufende Hälfte ist verrostet und mit feinen Knochensplittern belegt (Fig. 1).

Fig. 1.



$^2/_3$ natürlicher Grösse.

2. Eine 9 *cm* lange eiserne Fibel der mittleren La Tène-Periode. Die Spirale besteht zu beiden Seiten von Bügel und Dorn aus drei Windungen, unter denen

die Sehne frei liegt. Die zurückgeschlagene Verlängerung des Fusses zieht sich 4 *cm* weit auf dem Bügel hin: dicht vor der Spirale flacht sich das zurückgeschlagene Stück ab und umfasst, mit einem kleinen Wulst endigend, den Bügel (Fig. 2).

Fig. 2



$^2/_3$ natürlicher Grösse.

Fig. 3.



$^2/_3$

3. Ein vierkantiger offener Eisenring von 5 *cm* Durchmesser, im Lichten 3,7, bei welchem nur die eine der Kanten — diejenige, welche nach vorn heraustritt, wenn das Stück hängend getragen wird — Spuren einer feinen Einkerbung zeigt; an anderen Stellen wird eine mässige Abnutzung erkennbar. Eine Hälfte ist oxydirt und mit Knochenbröckchen besetzt. Auf diesen Ring ist eine eiserne Zwinge von 2,2 *cm* Länge aufgezogen (Fig. 3). Sie ist hergestellt aus einem Streifen, der unter der ringförmigen Zusammenbiegung beiderseits kleine rundliche Ausschnitte zeigt und sich dann zu abschliessenden Kreisen erweitert. Den Mittelpunkt der letzteren bildet eine flach heraustretende Niete. Ein ganz ähnliches Stück ist abgebildet in J. Mestorf, Urnenfriedhöfe in Schleswig-Holstein, Taf. 10 Nr. 21 vom Borgstedter Felde; vgl. Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein, Taf. 50 Nr. 619 von Sülldorf.

4. Fünf kleine geschlossene Bronzeringe von 1,5 *cm* Durchmesser und ein Bruchstück eines sechsten. Vier derselben halten je zwei eiserne Zwingen der beschriebenen Art, deren Abschluss theils gleichfalls kreisförmig ist, theils die Gestalt eines unten abgerundeten Wappenschildes hat, theils auch ein Rechteck mit abgestutzten Ecken darstellt. Einer der Ringe ist fast zerschmolzen und hält die Zwingen in ihrer zufälligen Lage fest; von dem sechsten ist nur das innerhalb der Zwinge liegende Stück erhalten (Fig. 4). Ganz ähnliche Verbindungen, s. ebenfalls in J. Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein Taf. 43, Nr. 517 von Borgstedt; vgl. Taf. 52 Nr. 656 vom Schiersberge.

Fig. 4.



$^2/_3$

5. Schliesslich ist ein Ohrring von der Art der Verh. 1879 S. 348 abgebildeten erhalten: Durchmesser 1,5—1,8 *cm*. Die segelförmige Erweiterung ist durch zwei von innen herausgedrückte Querstriche halbirt; die in den Drahtring auslaufende Hälfte ist glatt; aus der anderen treten drei mittlere Längsstreifen heraus, zu deren beiden Seiten je zwei kleine Oeffnungen zum Einhaken des dünnen Bügels eingestochen sind (Fig. 5). Auf dem Reifen läuft eine Buckelperle aus blauem, ein wenig körnig gewordenem Glase; zwischen den drei

schwefelgelben Buckeln ist je eine weisse Kreislinie aufgetragen (in der nebenstehenden Zeichnung Fig. 6 sind die Farben heraldisch angegeben). Ueber die Verbreitung und Zeitstellung dieser Schmucksachen s. **Jakob**, die Gleichberge bei Römhild, S. 35.

Fig. 5.





Fig. 6. 1/1

Ersichtlich ist, dass der Schmuck zum Theil im Brande gewesen ist; ferner, dass er einer Frau angehört hat. Fraglich erscheint, wozu die Anhängsel der Ringe mit Nieten versehen sind. Am einfachsten ist die Annahme, dass die Ringe mit den nach verschiedenen Seiten gerichteten Zwingen die Glieder einer Kette bildeten, bei welcher die Metallbestandtheile mit Streifen aus vergänglichem Material — nach der Stärke der Nieten zu schliessen, etwa aus farbigem Leder — abwechselten. Es würde sich eine Form ergeben, welche annähernd der eines La Tène-Fundes aus dem Hradischt bei Stradonic in Böhmen entspricht (s. **Osborne** in den Mittheilungen der anthropol. Gesellsch. in Wien, Bd. 10 Taf. 4 Nr. 6) sowie einem von Gera (s. **Undset** Taf. 23 Nr. 11; vgl. S. 236 Anm. 4). Sieht man auf die Analogie des von Fräulein **Mestorf** in den vorgeschichtlichen Alterthümern aus Schleswig-Holstein Fig. 656 abgebildeten Ringes mit mehreren Zwingen, so erscheint möglich, dass entweder die Ringe als Hängeschmuck befestigt waren, oder dass sie, etwa auf eine Schnur gereiht, vermittelst der Zwingen einen Kragen oder dergl. festhielten; doch ist diese Deutung minder wahrscheinlich.

Die Fibelform, wie die Buckelperle weisen den Fund der mittleren La Tène-Zeit zu.

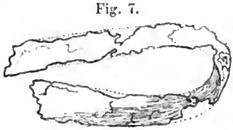
II. Eisenfund von Rampitz, Kr. West-Sternberg.

Die Verhdl. 1879, S. 372; 1880, S. 25; 1883, S. 194, 358 beschriebenen Funde von Rampitz a. d. Oder (Schildbuckel, Messer, Speerspitze, eiserne Fibeln, römische Sprossenfibel aus Bronze) werden vervollständigt durch zwei im Spätherbst 1886 gleichfalls auf dem Acker des Kossäthen **Barfuss** ausgegrabene Stücke:

1. Eine eiserne **Schwertklinge**, deren beide Enden abgebrochen sind, gegenwärtig noch 40 *cm* lang, von 5,8 bis zu 5 *cm* sich verjüngend, zusammengebogen, stark verrostet (Fig. 7).

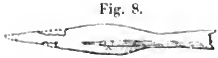
2. Eine **Speerspitze** von 27 *cm* Länge, flach, mit kaum fühlbarer Mittelrippe, weidenblattförmig, insofern ganz allmählich nach dem Tüllenansatz hin verschmälert, grösste Breite 4 *cm*; Länge der Schafttülle 6 *cm*. An den oxydirten Stellen haften Knochenstückchen (Fig. 8).

Fig. 7.



1/4

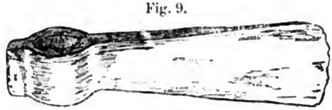
Fig. 8.



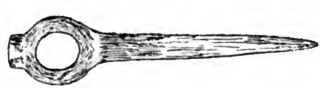
1/6

Fig. 9.

a



b



2/3 natürl. Grösse.

Ein zweiter Sporn von der Gestalt des Verhandl. 1879 S. 373 Fig. 4 abgebildeten ist im Jahre 1879 gefunden, aber vor Ablieferung der Fundstücke abhanden gekommen.

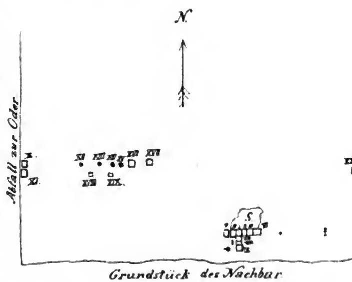
III. Horno, Kr. Guben.

Die Verhdl. 1887, S. 404 erwähnte eiserne Axt von Horno stellt Abbildung 9 dar. Das Gewicht derselben beträgt 750 *g*. Sehr ähnlich ist ihr die von Jakob die Gleichberge bei Römhild S. 30 Fig. 87 dargestellte der mittleren La Tène-Zeit, und die von Ragow, Kr. Kalau, welche Verhdl. 1880, S. 99 Fig. 11 abgebildet ist.

(25) Hr. Buschan in Leubus berichtet unter dem 12. Januar über ein

Gräberfeld bei Gleinau a. d. Oder (Schlesien).

Die Urnenfundstätte, über die ich berichten will, befindet sich einige hundert Schritte südlich vom Dorfe Gleinau (½ Meile von Leubus a. d. O.), und zwar zwischen dem rechten Oderufer und der Landstrasse, die von Stödtel-Leubus nach Gleinau führt. Das ganze dortige Terrain ist leicht wellig; auch unser Urnenfeld liegt auf einem kleinen Hügel, der gegen die Oderwiesen hin ziemlich steil abfällt. Der Besitzer des Grundstückes, das noch nie angebaut gewesen zu sein scheint, weil sein Boden nur aus Kies besteht, ist der Müller Vogt in Gleinau, der mir bereitwilligst die Erlaubniss zum Nachgraben ertheilte. Schon vor Jahren war man zufällig beim Kiesfahren und Steinegraben auf Urnen gestossen; später sollen bei ähnlicher Gelegenheit Sachverständige (?) aus



Wohlau eine grosse Anzahl von Urnen gehoben und in ihren Privatbesitz mitgenommen haben. Mitte October v. J. begann ich daselbst meine Ausgrabungen. Am ersten Tage blieben zwar die Versuche, die an den verschiedensten Stellen des Terrains angestellt wurden, erfolglos, d. h. es wurden nur Scherben ans Tageslicht gefördert, die von früheren Nachgrabungen nach Feldsteinen herrühren konnten; am nächsten Tage aber, als wir am Rande der Kiesgrube, also dort, wo die früheren Ausgrabungen eingestellt worden waren, zu graben fortfuhren, bot sich sogleich eine reichliche Ausbeute von Gefässen dar. Wir stiessen auf Steineinfassungen, von denen die einen sich in der Richtung von Ost nach West, die anderen in der dazu senkrechten Richtung hinzogen.

Die Gräber hatten die Form eines Rechtecks, dessen vier Wände aus Feldsteinen von beträchtlicher Grösse bis zu 25 *cm* Durchmesser bestanden und dessen Boden, sowie Decke ebenfalls eine Lage solcher Steine bildete. Diese Feldsteine zeigten auf der dem Innern des Grabes zugekehrten Seite eine leichte Bearbeitung. Die Grösse der Gräber war verschieden: ihre Länge schwankte zwischen 150 und 65 *cm*; ihre Breite zwischen 60 und 35 *cm*; ihre Bodenpflasterung lag ungefähr 1 *m* unter der Erdoberfläche. Die drei grössten, sowie zwei kleinere Urnen standen ohne Steineinfassung frei in der Erde. Den Inhalt der Grabstätten bildeten Knochengefässe und Beigefässe. Jedesmal das grösste Gefäss barg in seinem Innern calcinirte Knochenreste mit Kies vermischt; öfters auch kleine Beigefässe. Auch kleinere Urnen, die Knochenreste, meistens Kinderknochen enthielten, wurden

beobachtet. Im Ganzen wurden bis jetzt 20 Gräber, in diesen 83 Gefässe, 5 Sturzen und 1 Spinnwirtel ausgegraben. Von diesen Gefässen wurden 53 ziemlich intact erhalten; 16 zeigen leichte Defecte; die übrigen 14 konnten nur in Trümmern gehoben werden.

Die Gräber 1—6 lagen in der Richtung von Ost nach West, und zwar in der Weise, dass sich eins an das andere anschloss; die Gräber 7—9 senkrecht zu den ersteren; die Gräber 11—20 schliesslich lagen durchschnittlich 1 *m* von einander entfernt, ebenfalls in der Richtung von Osten nach Westen.

Von Beigaben metallischen Characters liessen sich trotz wiederholten genauen Durchmusterns des Inhaltes nur 3 Gegenstände auffinden, die sämmtlich in einer Urne des zuletzt aufgedeckten Grabes Nr. 20 auf dem Boden lagen.

Ausser diesen zwanzig Steineinfassungen, deren Gefässe Leichenbrand enthielten, wurden noch 2 annähernd vollständige Skelette und Schädelreste eines dritten (die letzteren zwischen den Urnengräbern) freigelegt. Die Skelette schlossen sich an Grab Nr. III in der Richtung nach Osten zu an. Ihre Beigaben bestanden ebenfalls in Urnen, die zwar gröbere Formen und gröberes Material aufweisen, sonst aber von den Gefässen mit Leichenbrand nicht wesentlich abweichen. Bei einem der Skelette soll ein eisernes, stark verrostetes Messer gelegen haben; mir scheint dasselbe mehr modern zu sein und ich lege es deshalb zur Begutachtung bei. Ich selbst kam diesen Tages erst später aufs Urnenfeld und muss mich betreffs der Lage dieses Gegenstandes auf die Aussagen meines Arbeiters verlassen.

Leider musste ich im December wegen Eintritt der Kälte die Ausgrabungen vorläufig einstellen; ich gedenke sie aber im Frühjahr wieder fortzusetzen. Die ganze Ausbeute ist dem Museum schlesischer Alterthümer in Breslau überwiesen worden; nur einige wenige Exemplare sind in meinem Privatbesitz zurückgeblieben. Was schliesslich die Zeit betrifft, der das Urnenfeld angehören kann, so ist mit Sicherheit anzunehmen, dass dasselbe vorslavisch (germanisch) sein dürfte, worauf die Form und Beschaffenheit der Gefässe, sowie der Leichenbrand deuten. Dass aber sich gleichzeitig auf demselben Terrain Skeletgräber finden, macht die Bestimmung der Zeit und des ihr angehörenden Völkerstammes ungleich schwieriger. Die Form der in den Skeletgräbern aufgefundenen Schädel ist die dolichocephale; das Urnenmaterial weicht im Allgemeinen von dem in den Gräbern des Leichenbrandes nicht ab, bietet auch sonst keine durchgreifenden Unterschiede, — ausgenommen vielleicht sein eigenthümliches Ornament. Vielleicht gehören die Skeletgräber einer späteren Zeit an, da die Bevölkerung, die diese Todten beigesetzt hat, mit dem Gebrauche des Eisens vertraut gewesen zu sein scheint.

Es folgt nunmehr eine Aufzählung und Beschreibung der in den Steinkisten aufgedeckten Gefässe. Vorher möchte ich noch bemerken, dass die Grabstätten nach der Reihenfolge ihrer Aufdeckung mit fortlaufenden (römischen) Nummern bezeichnet worden sind. Die eingeklammerten (arabischen) Nummern dagegen geben die Reihenfolge an, in der die Gefässe, welche dem Breslauer Museum geschenkt worden sind, etikettirt wurden; die Urnenmaasse sind mit dem v. Hölder'schen Schieberzirkel genommen worden.

Im Grossen und Ganzen können wir 7 Gefässformen hierbei unterscheiden: napf- oder schalenförmige Gefässe mit und ohne Henkel, tassenförmige, blumentopfförmige (Fig. 3), terrinenförmige, vasen- bezw. ballonförmige (Fig. 10), kürbisförmige und krugförmige; am häufigsten davon kehren die terrinenartigen und blumentopfartigen Gefässformen wieder. Das Material der Gefässe besteht zum Theil aus grobsandigem und stark mit Quarzpartikelchen durchsetztem Thon —

in diesem Falle sind die Gefässe meistens roth gebrannt — oder es besteht aus feinerem, aber immer noch sandigem, öfters auch aus ganz fein geschlemmtem Thon. Die Farbe ist dann gelb und schwarz. Einige Male ist auch die Oberfläche der Gefässe absichtlich rauh gemacht, öfter blättert sie auch ab. Auffällig ist, dass von den blumentopfförmigen, roth gebrannten Gefässen jedesmal nur ein einziges in den Gräbern stand, nie mehrere zusammen, — eine Beobachtung, die mir von Hrn. Rittmeister v. Köckeritz-Mondschütz, der in der hiesigen Umgegend viele Ausgrabungen veranstaltet hat, bestätigt worden ist.

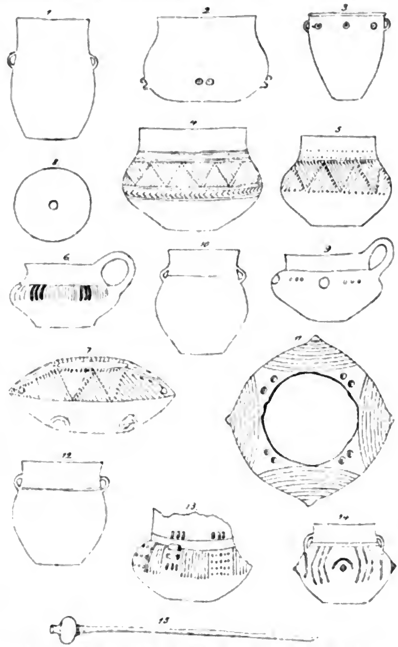


Fig. 1 gehört zu Grab V; Fig. 2 zu Grab II; Fig. 3 zu Grab II; Fig. 4 zu Skelet II (?); Fig. 5 zu Grab XVI; Fig. 6 zu Grab XX; Fig. 7 zu Grab I; Fig. 8 zu Grab V; Fig. 9 zu Grab XVII; Fig. 10 zu Grab XI; Fig. 11 zu Grab XII; Fig. 12 zu Grab X; Fig. 13 zu Skelet III; Fig. 14 zu Grab XVI; Fig. 15 zu Grab XX.

Eine grosse Anzahl der Gefässe zeigt Verzierungen, und zwar radiäres oder horizontales Strich- oder Punktornament, Tupfen, Nageleindrücke, einige Male auch das trianguläre Ornament, niemals jedoch Wellenornament (Burgwalltypus).

Grab I war ca. 150 *cm* lang und 60 *cm* breit; sein Boden lag 95 *cm* unter der Erdoberfläche. Leider wurden die Gefässe der ersten Gräber mehr oder weniger beschädigt, weil erst mit der Zeit die zum Herausheben der Gefässe erforderliche Fertigkeit erlernt wurde. In der einen Ecke des Grabes stand ein aus grobkörnigem Thon verfertigtes, gelb gebranntes Gefäss (1), dessen Wanddicke 7 *mm* betrug. Seine Form ist nicht zu bestimmen gewesen, da die oberen $^2/_3$ des Gefässes total abbrachen. In ihm stand eine schwarz und gelb gebrannte, graphitirte, terrinenförmige Urne (2), deren Inhalt calcinirte Knochenreste und Sand bildeten. Ihre Höhe (= h) betrug 15 *cm*; der Durchmesser ihrer oberen Oeffnung (= od) 13 *cm*; der ihres Bodens (= ud) 8 *cm*; der Durchmesser ihres grössten Umfanges (Bauchdurchmesser = bd) 17,2 *cm*. Das dritte Gefäss (3) war ebenfalls terrinenförmig;

ihm fehlten die Henkel, dagegen waren am Uebergange des Halses in die Bauchwölbung nach den 4 Richtungen zu 4 kirschkerngross hervortretende Zapfen aufgesetzt, h = 12 *cm*; od = 11,4; bd = 14,1; ud = 7,1. Ferner fand sich im Grabe I ein roth gebranntes, grobkörniges, blumentopfförmiges Gefäss (4) mit 2 Oehsen, an dem 1 *cm* unter dem Rande auf einer schmalen horizontalen Leiste eine sägeförmige Verzierung mit Hilfe der Fingernägel angebracht worden ist; h = 14; od = 15; ud = 7,5 *cm*.

In der anderen Ecke des Grabes fanden sich noch 2 Gefässe, das eine (5), eine Tasse mit Perl- und Strichverzierung, schwarzgelb gebrannt, graphitirt, h = 4,4 *cm*; od = 7,5 : 6,5 (weil die obere Ansatzstelle des Henkels ein wenig nach innen gedrückt ist, bildet die obere Oeffnung keinen vollständigen Kreis, sondern ist, wie bei allen ähnlichen Gefässen, in der Ebene des Henkelansatzes etwas zusammengedrückt; daher ergeben sich die ungleichen Durchmesser); bd = 8,5; ud = 2,4 *cm*. Das andere Gefäss, über dessen Zweck und Function ich im Unklaren geblieben bin, zeigt rhomboide Form mit abgerundeten Ecken (Fig. 7). Sein abgerundeter Boden ruhte auf 4 niedrigen, zapfenförmigen Füssen, die jetzt abgebrochen; seine obere Oeffnung ist oval; an seinen zugespitzten Enden finden sich Löcher, die durch die ganze Dicke der Wand senkrecht durchgehen und wahrscheinlich zum Durchziehen einer Schnur gedient haben. Länge 9,5; Breite 7,4; Höhe 4,8 *cm*. Die obere Oeffnung misst 4 : 3,3 *cm*. Die ganze obere Fläche ist mit triangulärem Strichornament verziert.

In Dr. Jentsch's zweitem Berichte über „prähistorische Alterthümer der Gymnasialsammlung in Guben" 1885 (Schulprogramm) finde ich ein Gefäss beschrieben, das mit dem meinigen Aehnlichkeit haben dürfte: p. 17 „längliche Thondose mit an den schmalen Seiten ausgezogenem Rande, der in diesen Verlängerungen durchbohrt ist, und mit einem mittelst Falzrandes eingreifenden Deckel (ist bei meinen Ausgrabungen nicht gefunden worden, kann aber zertrümmert worden sein); blassroth; Deckel zeigt 6 Längsfurchen, Dosenrand Fingertupfen". Vielleicht ein Anglergeräth (S. Verhdl. 1882. S. 407). Seitenstücke im schles. Museum zu Breslau aus Löwenberg mit triangulären Strichsystemen (wie das meinige), graphitirt; aus Stannowitz u. s. w.; man hält sie dort für Räuchergefässe.

Grab II. Länge 1,30 *m*; Breite 70 *cm*; Tiefe des Bodens unter der Erdoberfläche 80 *cm*. In ihm standen: ein rothgebranntes, blumentopfförmiges Gefäss (6), das sich nach unten zu stark konisch verjüngt, so dass es einem Trichter gleicht (Fig. 3). 2 *cm* unterhalb seines oberen Randes sind zwischen den sich diametral gegenüberstehenden Oehsen auf jeder Seite 3 erbsengrosse Zapfen aufgesetzt. h = 14,5; od = 15,5; ud = 7 *cm*. Inhalt Knochenreste. Das zweite Gefäss (7), das gleichfalls mit Knochen angefüllt war, war stark graphitirt, trug 2 Henkel und zeigte die sogenannte Kürbisform. Strich- und Tupfornament. h = 12; od = 13,7; bd = 16,7; ud = 8,5 *cm*. Darüber lag, gleichsam den Deckel bildend, eine flache Schale aus feinkörnigem Thon, graphitirt (9). h = 8,3; od = crc. 20,5; ud = 6,5 *cm*. Daneben standen 2 graphitirte Gefässe, beide von Tassenform, die sich nach dem Boden zu aber trichterförmig verjüngt: das eine (8) mit einfachem Strichornament [h = 5,2; od = 8,4 : 7,6; bd = 8,4; ud = 2,0]; das andere mit Perlschnurornament; [h = 5,7; od = 7,5 : 6,5; bd = 9; ud = 2,4 *cm*]. Ein anderes 2henkliges Gefäss (10) zeigt Kürbisform und ist mit Fingereindrücken unterhalb des Halses verziert. h = 22,5; od = 15; bd = 23; ud = 10 *cm*. In ihm steckte ein kleines, tassenförmiges, stark graphitirtes, einhenkliges Gefäss (13) mit radiärem Furchenornament, h = 4,8; od = 10,1; bd = 10,4; ud = 3,5 *cm*. Ein wenig seitwärts von den bisher beschriebenen Gefässen des Grabes II stand noch eine grosse terrinenförmige

Urne (12) aus feinkörnigem Thon, deren Inhalt in Knochenresten nebst einem stark graphitirten flachen Napfe (14) bestand. Urne: h = 27 *cm*; od = 22,5; ud = 13; Bauchumfang = 100 *cm*. Napf: h = 4,2; od 13,2; ud = 3,5 *cm*. Zwischen diesem Gefässe und der Wand des Grabes war eine rothe Stürze (runder Deckel) (15) mit Nägeleindrücken aufgestellt, die leider beim Herausnehmen in viele Stücke zerbrach. An der Seite der grössten Urne dieses Grabes stand endlich noch ein schwarz graphitirtes Gefäss (11), an dem 11 *cm* über dem Boden 4 Paare grosser Zapfen angebracht sind (in der Zeichnung, Fig 2, zu tief sitzend). Inhalt ebenfalls Knochen und Sand. h = 17; od = 11,5; bd = 23,2; ud = 9,5 *cm*. Grab II enthielt demnach 10 Gefässe und eine Stürze; es war also am reichsten von allen bis jetzt aufgedeckten Gräbern ausgestattet.

Grab III dagegen enthielt nur ein einziges Gefäss, blumentopfförmig, mit 2 Oehsen versehen (16). h = 12,4; od = 12,9; ud = 6,9 *cm*. Inhalt Knochen schwächeren Kalibers (Kinderknochen?).

Grab IV wurde, um die Stellung der Gefässe zu einander zu fixiren, von mir photographirt. Das grösste Gefäss (17) ist stark graphitirt, von Terrinenform, besitzt 2 Henkel und zeigt Fingertupfen als Ornament. h = 16,2; od = 14,5; ud = 7,5 *cm*. Inhalt Knochen. Das zweite Gefäss (18) ist von derselben Form, aber von geringerer Grösse. h = 11,3; od = 11; bd = 13,5; ud = 6,7 *cm*. In ihm fanden sich, in Kies gebettet, zwei schwarze, stark graphitirte, kleinere Gefässe, die in ihrer Form an unsere Kaffetassen mit Henkeln erinnern. Das eine (19), dessen Boden absichtlich durchstossen zu sein scheint: h = 6; od = 8 : 6,5; ud = 2,3 *cm*; das andere (19a): h = 6; od = 7,7; ud = 2,5 *cm*.

Das dritte grössere Gefäss war ein Topf aus grobkörnigem Thon; es zerbrach bei der Herausnahme in viele Stücke. An diesen Topf lehnte sich nach hinten eine Stürze (23) von derselben Form und Consistenz, wie die oben schon erwähnte; nach vorn, auf die Kante gestellt, ein Napf (22) aus grobem, stark mit Quarzkörnchen durchsetztem Thon mit Graphitanstrich. h = 6,0; od = 20; ud = 6,5 *cm*.

Ferner fanden sich 2 kleine Schalen mit kleinem rundlichem Henkel, der nur einen Finger aufnehmen kann. Sie bestehen aus feinem Thon, sind aussen graphitirt. Die eine (20): h = 3,9; od = 12,5 : 11,4; ud = 3,5 *cm*; die andere (21): h = 3,1; od = 8,9 : 8,2; ud = 2,6 *cm*. Schliesslich ein kleines Gefässchen in Gestalt einer Vase, schwarzgelb gebrannt, graphitirt (24). h = 6; od = 5,8; bd = 6,7; ud = 2,5 *cm*.

Grab V zeichnete sich durch Gefässe aus, die durch ihre Form von denen der übrigen Gräber abweichen. Das eine (28) ist cylinderförmig, aus feinem Thon roth gebrannt und trägt in halber Höhe 2 Oehsen (Fig 1). Inhalt wenig Knochen. h = 21,5; od 14,2; bd 17,6; ud = 10,2 *cm*. Daneben stand ein graphitirter, einhenkliger Krug (27) mit deutlich abgesetztem, senkrecht aufsteigendem, 4,9 *cm* hohem Halse. h = 11,4; od = 9,8; bd = 11,9; ud = 5,7 *cm*. Ueber das erste Gefäss war gleichsam als Deckel gestülpt ein rothgebrannter Napf (26) aus feinkörnigem Thon, dessen nach innen gebogener Rand zwei zapfenförmige Erhebungen trägt. h = 7,4; od = 23,3; ud = 7,8 *cm*. Daneben stand ausserdem noch eine Henkelschale (25) aus feinem Thon, lehmgelb gebrannt. h = 4; od = 10,7 *cm*: Boden abgerundet. In ihr lag ein kreisrunder Spinnwirtel (Fig. 8) mit einem centralen Loche, aus fein geschlemmtem Thon hergestellt. Durchmesser 8 *cm*; Dicke 6 *mm*.

Grab VI enthielt einen roth gebrannten Napf (29), dessen Aussenwand im oberen Drittel mit schmalen senkrechten, in den beiden unteren Dritteln mit breiten waagerechten Nägeleindrücken verziert ist und dessen nach innen gezogener Rand Schnurornament trägt. Auch dieses Gefäss zerfiel in viele Stücke. Ferner 2 terrinenförmige Urnen; beide schwarz gebrannt, graphitirt, mit 2 kleinen Oehsen und Finger-

tupfen versehen. Die eine (30): h = 14; od = 11,7; bd = 15,7; ud = 8,0 *cm*. Die andere (32): h = 18,2; od = 14,5; bd = 21,4; ud = 11,5 *cm*. Schliesslich fand sich auch in diesem Grabe ein blumentopfförmiges Gefäss (31) mit 2 Oehsen von bekannter Farbe und Consistenz. Seine Aussenfläche ist absichtlich rauh gemacht. h = 12,5; od = 12,4; ud = 7,7 *cm*.

Grab VII enthielt 2 terrinenförmige Urnen mit Tupfenverzierung, die beide zerbrachen (33). Inhalt Knochenreste. Eine Schale (34), mit einer zapfenartigen Erhebung am Rande und mit Tupfenornament unterhalb desselben, deckte die eine von diesen Urnen zu.

Grab VIII enthielt nur ein einziges Gefäss von Kürbisform mit 2 kleinen Oehsen und radiärem Strich-, sowie horizontalem Punktornament. Es besteht aus fein geschlemmtem Thon; seine Aussenfläche ist geglättet und stark graphitirt. h = 16,2; Halshöhe = 6,0; od = 13,1; bd = 18,4; ud = 8,5 *cm*. Seitwärts, in westlicher Richtung von Grab VIII fand sich ohne Steineinfassung ein vasenförmiges Gefäss ohne Henkel, aus feinem Thon verfertigt und schwarzgelb gebrannt. Es zeigt Punkt- und Linien-, beziehungsweise trianguläres Ornament (Fig. 4). h = 12,0; od = 13; bd = 17,2; ud = 6,5 *cm*. Vielleicht gehört diese Urne zu den, weiter unten noch zu erwähnenden Schädelresten Nr. II.

Grab IX war das äusserste auf diesem Grundstücke in südlicher Richtung, womit nicht gemeint sein soll, dass mit diesem Grabe der Urnenfriedhof endige; denn zahlreiche Scherben auf dem Nachbaracker, die durch den Pflug an die Erdoberfläche gerissen worden sind, deuten darauf hin, dass sich das Urnenfeld in der obengenannten Richtung noch weiter erstreckt. Länge des Grabes IX 95 *cm*; seine Breite 65 *cm*; sein Boden 75 *cm* unter der Erdoberfläche. Die Gefässe standen wiederum sämmtlich in der einen Ecke des Grabes. An der westlichen Wand stand das grösste Gefäss, eine terrinenförmige, schwarz gebrannte, henkellose Urne (35) mit Tupfenornament. In ihr fanden sich zahlreich Knochenreste. h = 17,7; od = 19; bd = 24; ud = 8,3 *cm*. Eine Stürze, wie die oben beschriebenen, diente als Deckel. Neben dieser Urne stand ein Henkelnapf (41), aussen gelb, innen schwarzgelb gebrannt. h = 2,7; od = 9,5 : 8,5; ud = 2 *cm*. Um diesen kleinen Napf herum bildeten die übrigen fünf Gefässe einen Halbkreis: ein lehmfarbenes, einhenkliges Tässchen (36) mit verticalem Strich- und Punktornament, aus fein geschlemmtem Thon. h = 4,5; od = 7,7; bd = 8,1; ud = 2 *cm*. Ferner ein blumentopfförmiges, auch an eine Tonne erinnerndes Gefäss mit 2 Henkeln (40). h = 14,2; od = 13,4; bd = 14; ud = 8,3 *cm*. Ausserdem ein kleines vasenförmiges Gefäss (37), nicht graphitirt; Inhalt ein Gemisch von zarten Knochen (Kinderknochen) mit Sand. h = 9,1; od = 8,4; bd = 10,7; ud = 4,0 *cm*. Schliesslich zwei kleine terrinenförmige Gefässchen (38 und 39) von annähernd gleicher Grösse und Gestalt; jedes mit zwei kleinen Oehsen, die nur für einen Strohhalm durchgängig sind. Das eine: h = 7,4; od = 6,8; bd = 8,6; ud = 3,1 *cm*; das andere: h = 8,3; od = 7; bd = 8,5; ud = 4,4 *cm*.

Mit diesem Grabe stellten wir die Ausgrabungen an dieser Stelle ein, da sich etwa 1 *m* im Umkreis keine Steineinfassungen mehr zeigten. Dagegen setzten wir sie am westlichen Ende des Grundstückes fort, d. h. an der Stelle, wo dasselbe ziemlich steil zur Oder abfällt.

Grab X zeigte nur an drei Seiten Steinwände, die vierte Seite schien früher beim Steinegraben weggenommen zu sein, wie eine Anzahl von Urnenscherben (46) in diesem Grabe vermuthen liessen. An vollständig erhaltenen Gefässen fanden sich eine ballonförmige Urne (44) aus feinem Thon, gelbschwarz, graphitirt; mit 2 Oehsen versehen (Fig. 12). h = 11; od = 9,5; bd = 11,2; ud = 4,5 *cm*; daneben ein

terrinenförmiges, stark bauchiges Gefäss (45). h = 11; od = 9,2; bd = 11,2; ud = 6,2 *cm*. In der ersten Urne waren Knochenreste; in dieser dagegen ein kleines vasenförmiges Gefässchen (43) von einer für seine geringe Grösse verhältnissmässig starken Wanddicke von 5 *mm*. Das Material war stark mit Sandkörnchen durchsetzt. h = 4,5; od = 4; bd = 4,9. Boden abgerundet.

Grab XI, das sich nach Süden zu an Grab X anschloss, maass in der Länge 65, in der Breite 35 *cm*; seine Tiefe unter der Oberfläche betrug 60 *cm*. Es enthielt 3 Gefässe: das grösste von ihnen, ein ballonförmiges Gefäss (47), war aus feinem Thon verfertigt, graphitirt und mit 2 Oehsen verziert (Fig. 10). h = 12,2; od = 9,5; bd = 11,9; ud = 6,9 *cm*. Daneben ein terrinenförmiges Gefäss (47a). h = 10,5; od = 9,5; bd = 11,2; ud = 4,5 *cm*. Einige Decimeter davon ab stand ein blumentopfförmiges Gefäss (48) von bekannter Farbe und Beschaffenheit, ebenfalls mit 2 kleinen Oehsen versehen. Inhalt Knochen, ebenso wie beim vorigen. h = 11; od = 13,2; ud = 8,6 *cm*. Daneben ein schwarz gebranntes, stark graphitirtes Gefäss, mit triangulärem Strichornament verziert.

Von Grab XI an setzten wir unsere Ausgrabungen in östlicher Richtung fort. In 5 *m* Entfernung von ihm stiessen wir wiederum theils auf einzelne Gefässe, theils auf Steineinfassungen, die fast immer 1 *m* von einander entfernt lagen.

Grab XII, ohne Steineinfassung, bestand nur in einem einzigen Gefäss (50) von sogleich zu beschreibender Gestalt und Form (Fig. 11). Es lag 1 *m* unter der Erdoberfläche. Ueber einem Boden von 14,5 *cm* Durchmesser erheben sich stark konisch auseinandergehend die Wände des Gefässes, um in einer Höhe von etwa 12 *cm* über dem Boden im abgerundeten spitzen Winkel nach innen umzubiegen und horizontal der Mitte zuzustreben. Es entsteht so ein Gefäss, das in seiner Form an die sogenannten Stechbecken erinnert. Der Durchmesser der oberen Oeffnung beträgt 31 *cm*; der Durchmesser des grössten Umfanges des Gefässes 46,5 *cm*; seine Höhe 16,2 *cm*. An der grössten Peripherie sind 4 pflaumengrosse Buckel aufgesetzt; um jeden Buckel herum ziehen sich auf der horizontalen oberen Wand je 9 concentrische Halbellipsen (leichte Erhabenheiten). Wo sich je zwei Ellipsen am Innenrande nähern, sitzen zwischen ihnen je zwei kirschkerngrosse Buckel oder Zapfen der oberen horizontalen Wand auf. Die Farbe dieses so eigenthümlich gestalteten Gefässes ist oberhalb der grossen Buckel eine schwarze, unterhalb derselben eine gelbe; seine Oberfläche ist ausserdem noch künstlich rauch gemacht. Der Inhalt bestand in einer reichlichen Anzahl Knochenstücke.

Grab XIII, ebenfalls ohne Steineinfassung, enthielt die zweitgrösste Urne (51) unseres Fundes. Dieselbe ist von der Form, die ich als Vasenform bezeichnet habe, zeigt rothgelbe Farbe und innen sowohl, als aussen einen feinen Thonüberzug. An seiner grössten Peripherie bemerkt man als Ornament 8 Gruppen von radiär zum Gefäss verlaufenden seichten Furchen. Inhalt Knochenreste. Tiefe unter der Erdoberfläche 1 *m*. h = 31; od = 34,5; bd = 49; ud = 15,4 *cm*.

Grab XIV, auch ohne Steineinfassung, repräsentirte sich in nur einem terrinenförmigen Gefässe (52). Dasselbe, von rothbrauner Farbe, ist aus fein geschlemmtem Thon hergestellt, besitzt 2 Oehsen und als Ornament theils radiär, theils im spitzen Winkel dazu verlaufende, seichte Furchen, sowie schwache Fingertupfen. h = 14,6; od = 12; bd = 18,9; ud = 8,7 *cm*.

Grab XV, das letzte der Gräber ohne Steineinfassung, wies das grösste Gefäss auf. Leider brach dasselbe, da es ganz und gar von Wurzeln durchwachsen war, in eine Anzahl Stücke (53), die aber, weil sie ziemlich gross sind, ein Wiederzusammensetzen der Urne gestatten. Seine Gestalt war ähnlich der Urne aus dem Grabe XIII. Vor der Herausnahme wurde noch der Umfang des Gefässes

constatirt; die Messung ergab ungefähr 160 *cm*, das macht einen Durchmesser von 50,3 *cm*. So viel mir bekannt ist, wäre demnach dieses Gefäss, sowie die beiden anderen aus den Gräbern XII und XIII, die drei grössten von den bis jetzt in Schlesien aufgefundenen Urnen.

Grab XVI zeigt wiederum vier reguläre Steineinfassungen und einen gepflasterten Boden. In ihm fanden sich zwei ziemlich gleich geformte Knochengefässe. Aus roth gebranntem, feingeschlemmtem Thon verfertigt, besitzen sie annähernd stumpfwinklig gebogene Seitenwände; die untere Hälfte der Gefässe ist mässig nach aussen gewölbt, der obere Theil ist über der Kante mässig nach innen gewölbt und verengt sich nach oben zu einer 22,4, resp. 27,1 *cm* breiten Oeffnung. Bei dem einen Gefässe verlaufen oberhalb der Kante parallel mit dieser 3 mit einem Stift hervorgebrachte Furchen.

Das eine Gefäss (54): h = 21,8; od = 27,2; bd = 33,5; ud = 14,5 *cm*; das andere h = 22; od = 22,7; bd = 26; ud = 9,7 *cm*.

Das grösste (55) der Beigefässe zeigt ebenfalls eine eigenthümliche Form. Das untere Drittel desselben verläuft über einem flachen Boden von 12,5 *cm* Durchmesser im stumpfen Winkel steil nach aussen; das mittlere Drittel biegt im spitzen Winkel nach innen um, ist dabei aber mässig nach aussen gekrümmt; das oberste Drittel besteht in einem senkrecht aufstrebenden, 6,5 *cm* hohen Halse. An seinem unteren Ende laufen drei horizontale, wahrscheinlich mit einem Stift gezogene Kehlstreifen um das Gefäss; senkrecht zu diesen laufen ausserdem noch bis zur Kante des Gefässes radiäre Streifen herab. Zwei Oehsen sitzen am Uebergange des Halses in das mittlere Drittel. h=20,4; od=13,5; bd=26; ud=12,5 *cm*. Von kleineren Beigefässen wies das Grab XVI noch folgende auf: eine kleine schwarz gebrannte Buckelurne mit 4 erbsengrossen Buckeln, die von einer halben Ellipsenfurche umgeben sind. Zwischen den Buckeln finden sich radiäre Strichfurchen (Fig. 14). h = 9; od = 7,5; bd = 11; ud = 4,5 *cm*. Ferner zwei vasenförmige, bauchige Gefässe (56, 57), rothschwarz gebrannt, mit Perlschnur- und Triangulär-Ornament verziert. Das eine (56): h = 10; od = 10,4; bd = 14,6; ud = 4,5 *cm* (Fig.5). Das andere (57): h = 7,2; od = 7,3; bd = 9,6; ud = 3,3 *cm*. Ausserdem ein den Knochengefässen dieses Grabes ähnlich gestaltetes Gefäss, roth gebrannt, mit feinem Thonüberzug versehen. Ornament eine Reihe Perlen und 3 Reihen paralleler Streifen. h = 6,4; od = 8; bd = 10,4; ud = 4 *cm*. Schliesslich eine roth gebrannte Stürze (58) von 29 *cm* Durchmesser, mit Nägeleindrücken auf der Oberseite.

Grab XVII enthielt ein Gefäss von Kürbisform (59), henkellos, grobkörnig, graphitirt. Inhalt Knochen. 10 *cm* über dem Boden sind 4 pflaumenkerngrosse Buckel aufgesetzt; unterhalb derselben ist die Oberfläche des Gefässes künstlich rauh gemacht. h = 23,7; od = 20,7; bd = 26,3; ud = 13 *cm*. Hinter ihm stand auf der Kante eine Stürze (61), in Farbe und Consistenz wie die anderen; daneben ein tassenförmiger, graphitirter, einhenkliger Napf (60), mit 4 grossen Fingertupfen und zwischen denselben mit je drei stecknadelknopfgrossen Punkten verziert (Fig. 9). h = 7,8; od = 11,3 : 10,6; bd = 12,6; ud = 3 *cm*.

Die nun folgenden Gräber XVIII und XIX lagen parallel den soeben beschriebenen, in einem Meter Entfernung; Grab XX zwar in derselben Richtung, wie diese beiden, aber 25 *m* von Grab XIX entfernt.

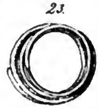
Grab XVIII bestand nur in einem Gefässe (62). Dasselbe, terrinenförmig, ist innen und aussen mit einem feinen, rothgelb gebrannten Thonüberzug versehen und mit 2 Oehsen ausgestattet. Inhalt Knochen. h = 24,6; od = 18,8; bd = 28; ud = 11 *cm*.

Grab XIX enthielt einen einhenkligen Topf (63), roth gebrannt, innen ge-

glättet, aussen künstlich rauh gemacht. Inhalt Knochen. h = 13,5; od = 13,5; bd = 14,7; ud = 7,8 *cm*. Als Beigefässe fanden sich: ein rothbraun gebrannter Napf (64), mit einem Zapfen am Rande, ähnlich einer Schnauze, ausgestattet. h = 7,3; od = 18,7; ud = 6 *cm*. In ihm steckten zwei kleine, flache, einhenklige Näpfchen; das eine (65) mit centraler Boden-Erhebung, das andere (66) unten abgerundet. h = 2,7 resp. 3; od = 9,9 resp. 10,3; ud = 2,5 *cm*. Ferner ein einhenkliger tassenförmiger Napf, wie ihn schon Grab II aufwies. h = 48; od = 10,4; ud = 4,3 *cm*. Dann ein kleines terrinenförmiges, graphitirtes Gefäss (67), mit 2 Oehsen und radiärem Furchenornament verziert. h = 8,5; od = 8,7; bd = 10,6; ud = 3,5 *cm*. In ihm stand wiederum ein kleines bauchiges, vasenförmiges Gefässchen (68) mit künstlich rauh gemachter Oberfläche. h = 4,8; od = 6; bd = 7,5; ud = 3 *cm*.

Grab XX. Das Hauptgefäss war eine vasenförmige, bauchige, henkellose Urne (69), aussen stark graphitirt, innen gelb. h = 11,5; bd = 29; ud = 19,5. Zur Hälfte defect. Sein Inhalt bestand in wenigen, fein zertrümmerten Knochenresten; ausserdem aber fanden sich auf seinem Boden die oben schon erwähnten Metallgegenstände, eine 9 *cm* lange bronzene Knopfnadel (Fig. 15) mit lackartig glänzender Patina, sowie zwei kleine spiralige Fingerringe (Fig. 23). Ein zweites Knochengefäss (70) zeigte die bekannte Kürbisform, war stark graphitirt und mit 2 Oehsen versehen. Unterhalb des Halses Tupfenornament. h = 21,0; od = 15,2; bd = 20,9; ud = 10,5 *cm*. An Beigefässen fanden sich ein krugförmiges, einhenkliges Gefäss (71), roth gebrannt mit künstlich rauh gemachter Oberfläche. h = 12,6; od = 12,5; ud = 7 *cm*. Ferner ein blumentopfähnliches Gefäss (75) mit 4 bohnengrossen Zapfen unterhalb des Randes. h=21,5; od=21,5; ud=11,5 *cm*. Ausserdem von kleineren Gefässen: eine kleine terrinenförmige Urne (72), mit 2 Oehsen und triangulärem Strichornament versehen. h = 7,2; od = 7,9; bd = 10; ud = 4,5 *cm*. Zwei graphitirte Henkelschalen, beide mit centraler Bodenerhebung, die eine (73): h = 4,1; od = 12; ud = 3 *cm*; die andere: h=3,7; od=12; ud=3,3 *cm*. Ein kleines vasenförmiges Gefässchen (74) mit rothgelbem feinem Thonüberzug. h = 4,3; od = 4,2; bd = 5,7; ud = 2,5 *cm* und schliesslich ein tassenförmiger Napf, (Fig. 6), im Ornament etwas von den gleichgeformten Gefässen aus Grab II und XIX abweichend. h = 4,3; od = 10,4 : 9,1; bd = 10,6; ud = 4 *cm*.

23.



Ich gehe jetzt zu den Skeletgräbern über.

Das mit Nr. I bezeichnete Skelet lag 2,90 *m* östlich vom Urnengrab III. Seine Längsaxe fiel ebenfalls in die Richtung von Ost nach West, und zwar in der Weise, dass der Kopf nach Westen, die Beine nach Osten zu lagen, während das Gesicht nach Norden sah. Nach dieser Richtung lagen auch die Oberextremitäten. Leider wurden dieselben in meiner Abwesenheit von meinem Arbeiter in kleinen Stücken hervorgezogen. Die übrigen Skelettheile, soweit sie noch vorhanden waren, wurden in toto freigelegt und gemessen. Die ganze Wirbelsäule war der Zerstörung anheimgefallen, dagegen waren die Unterextremitäten incl. Becken, sowie der Schädel erhalten geblieben. Die Entfernung vom Os occiput bis zum Trochanter major, d. h. die ungefähre Länge der fehlenden Wirbelsäule, betrug 55 *cm*; die Entfernung vom Trochanter major bis zum Os tali, im Verlaufe der etwas gebeugt daliegenden Röhrenknochen gemessen, 72 *cm*; davon kommen 46 *cm* auf den Abstand zwischen Talus und Patella; 26 *cm* auf den zwischen Patella und Trochanter. Schätzt man die Höhe des Schädels auf 13,5 *cm*, die des Calcaneus auf 3 *cm*, so ergiebt sie für das Skelet eine ungefähre Körperlänge von 143 *cm*, was wohl kaum möglich ist, zumal der Unterkiefer einem Greise an-

zugehören scheint. Daraus ergiebt sich, dass der Todte mit gebeugter Wirbelsäule bestattet worden ist. Beim Herausholen zerfiel das Skelet; nur der Schädel blieb ganz, zerbrach aber beim Transporte ebenfalls. Ich habe versucht, ihn zusammenzusetzen und folgende Maasse, soweit es möglich war, ohne Rücksicht auf die deutsche Horizontale zu nehmen. L = 185 *mm*; BB. 136; LBr.-Index also = 73,5; St.-Br. 92.

Demnach wäre der Schädel als ein dolichocephaler zu betrachten. Der dazu gehörige halbe Unterkiefer zeigt die Alveolen für die Schneide- und den Eckzahn, sowie den ersten Backenzahn erhalten: die übrigen Alveolen sind verstrichen. Neben dem Skelet, in der Höhe der Halswirbel, lagen einige Urnenscherben, die einen grobkörnig (76), dickwandig, die anderen (77) zu einem terrinenförmigen Gefäss noch zusammensetzbar.

Von dem mit Nr. II bezeichneten Skelet liessen sich nur das linke Schläfenbein, das Hinterhauptbein, sowie 2 Backenzähne auffinden. Das Os occipitale ist insofern merkwürdig, weil es oberhalb der Protuberantia cruciata interna mächtig hervorgebuchtet ist, — eine Erscheinung, die ich bisher nur an pathologischen Schädeln zu beobachten Gelegenheit hatte. Diese spärlichen Skeletüberreste lagen westlich vom Grabe IX; wenige Schritte von ihnen abseits stand das schon oben, hinter Grab VIII beschriebene, vasenförmige Gefäss. Da dasselbe ohne Steineinfassung dastand, so darf man es vielleicht als die Beigabe zu Skelet II betrachten.

Das dritte Skelet (III) hingegen ist wiederum in ziemlich demselben Maasse erhalten worden, wie Skelet I. Von der Wirbelsäule blieben ausserdem noch die 4 obersten Wirbel durch die Zerstörung unbeeinflusst. Dieses Skelet fand sich in der Rückenlage mit ziemlich gestreckten Gliedmaassen; im Uebrigen in derselben Richtung und Stellung, wie Nr. I. Bei seiner Herausnahme war leider ebenfalls, namentlich bezüglich der Röhrenknochen, keine Vollständigkeit zu erzielen. Der Schädel ist bis auf geringe Defecte erhalten geblieben. Es fehlen nur die Nasenbeine, die beiden Orbitalfortsätze des Oberkiefers, das rechte Jochbein, der Keilbeinkörper und die mittlere Partie des oberen Alveolarbogens. Der Oberkiefer besitzt an noch vorhandenen Zähnen links einen Schneidezahn, 2 Prämolar- und 2 Backenzähne, rechts 1 Prämolar- und 2 Backenzähne.

Am linken Os parietale, 1,5 *cm* von der Pfeilnaht, 2,3 *cm* von der linken Kronennaht entfernt, bemerkt man einen etwa ein 20-Pfennigstück grossen Defect, der beim Ausgraben des Schädels schon vorhanden war und wegen seiner glatten vernarbten Ränder nicht ein Artefact post mortem zu sein scheint. Sämmtliche normalen Nähte sind noch erhalten, die Stirnnaht ist geschlossen. Am Hinterhaupt findet sich ein sogenanntes Os Incae. Dasselbe wird abgegrenzt durch eine Naht, die an der Spitze der λ-Nähte beginnt, ziemlich vertical 5 *cm* lang nach unten geht, um sich im rechten Winkel mit dem rechten λ-Schenkel zu vereinigen. Die Protuberantia externa oss. occip. springt zapfenförmig hervor; die von ihr nach beiden Seiten abgehenden lineae nuchae infer. sind ebenfalls stark entwickelt. An der Pars basilaris oss. occip., gerade in der Mitte, existirt ein für eine Stricknadel passirbarer Kanal, der in die Schädelhöhle führt und innen hinter einem kleinen Höckerchen mündet. Die Schädelmaasse, genommen in der deutschen Horizontale, sind folgende:

L = 184; Br. 137. LB.-Index = 74,4; H = 137. L-H-Index = 74,4.

OGH = 61; St-Br. 105. Joch-Br. $^1/_2$ = 56. A.Br. = 121. Bas.Br. = 102. Bs.L = 29; For. magn. L : Br. = 38 : 29. GBr. = 45.

Der Schädel ist demnach mässig dolichocephal, hypsicephal, leptoprosop. Am

Unterkiefer lässt sich nichts Abnormes nachweisen. Von Zähnen sind an ihm vorhanden: rechts 1 Schneidezahn, 1 Molarzahn; links 2 Prämolarzähne, 1 Molarzahn.

Neben diesem Skelet standen 3 Gefässe. Das eine (78) von der Form, die ich als Vasenform bezeichnet habe, nur etwas niedriger und stärker ausgebuchtet. Es ist schwarz-gelb gebrannt. 10 *cm* über dem Boden sind an demselben vier pflaumenkerngrosse Buckel befestigt. h = 25; od = 21; bd = 28,5; ud = 13,5 *cm*. Das zweite Gefäss (79) ist blumentopfförmig mit Uebergang in die Tonnenform, roth gebrannt und roh geformt. Seine Oberfläche ist künstlich rauh gemacht. Es trägt 2 Henkel und 2 Buckel unter dem Rande. h = 15; od 15,2; ud = 9,0 *cm*. Das dritte (80) und letzte Gefäss hat Terrinenform, ist aus feinerem Thon verfertigt und trägt 2 Oehsen, sowie Furchen- und Punktornament (Fig. 13). h = 8,3; ud = 3,7 *cm*. Boden central hervorgewölbt. Das bei diesem Skelet gefundene Messer lässt eine Spitze, sowie Rücken und Schneide erkennen. Es ist stark verrostet. Seine Länge beträgt 10,3 *cm*; seine grösste Breite an der Basis 1,5 *cm*.

Weitere Funde wurden auf dem unmittelbar im Süden angrenzenden Grundstücke gemacht. Die Urnen (Knochengefässe und Beigefässe) standen ebenfalls in Steineinfassungen, die grössten ohne dieselben frei in der Erde.

Folgende Gegenstände, die mir von dem mit Steingraben dort beschäftigten Arbeiter gebracht wurden, scheinen der Beschreibung werth zu sein:

18.



$^1/_2$

1) Grosse vasenförmige Urne von derselben Form und mit derselben Zeichnung, wie die des Grabes XIII, graphitirt. h = 31 *cm*; od = 33,5; bd = 45; ud = 11 *cm*. Inhalt Knochen und Kies. Auf denselben ein 7,8 *cm* langer Bronzegegenstand von der Gestalt eines Nagels. Die Kuppe, 2,9 *cm* im Durchmesser, trägt einen Rand, der, wie es den Anschein hat, zur Einfassung eines Steines (?) gedient hat. Der 7,8 *cm* lange Stiel zeigt Andeutungen eines Gewindes; dasselbe dürfte dadurch entstanden sein, dass der Stiel anfangs mit Bronzedraht umsponnen war, dessen Windungen später durch die Oxydation mit einander sich verbanden (Fig. 16*a* und *b*).

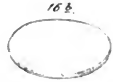
2) Ein ähnlich geformtes Gefäss von derselben Grösse. In ihm ein Bronzering. Graue Patina. Figur 17.

16a

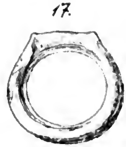


$^2/_3$

16b



17.



$^1/_1$

3) Ein Gefäss von derselben Form, wie das in Grab XII (Fig. 11). In derselben Weise mit Buckeln und concentrischen Halbellipsen ver-

sehen. In ihm eine Nadel (Fig. 18). Die auf derselben angebrachte Zeichnung scheint nicht mit dem Guss entstanden, sondern erst später mit Hülfe eines Instrumentes hervorgerufen zu sein. Patinaüberzug.

4) In einem vierten grossen Gefässe (Vasenform) neben Knochen 5 Stück zusammengeschmolzener Bronzebröckchen (Pflaumenkerngrösse).

5) Kleines bauchiges Gefäss mit schwacher centraler Bodenerhebung. Unter dem Rande 2 Zapfen. Material stark mit Glimmer (Katzengold) durchsetzt. h = 5,2; od = 8,0; bd = 8,5; ud = 3 *cm*.

6) Pokalurne, roth gebrannt, innen und aussen feinerer Thonanstrich. Paralleles Linienornament. h = 8,0; od = 7,7; bd = 8,0; ud = 5,2 *cm* (Fig. 19).

7) Doppelurne. Material sehr sandig. Irreguläre Strichzeichnung. Farbe gelbroth. Scheidewand im Innern (Fig. 20) asymmetrisch. h = 4,6; od = 5,9; bd = 6,6; ud = 2,7 *cm*.

8) Einhenkeliges Näpfchen mit feinem Thonüberzug. Strichornament. Aufragender Henkel mit scharfkantigem Graht. h = 5,4; od = 7,0; bd = 7,4; ud = 2,8 *cm* (Fig. 21).

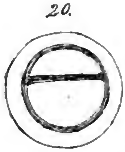
9) Terrinenförmiges Gefäss mit hohem Halse und 2 kleinen Oehsen unterhalb desselben. Senkrechtes Furchenornament in 2 Reihen, alternirend. h = 7,0; od = 7,2; bd = 9,5; ud = 3,7 *cm*.

19.



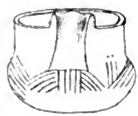
1/3

20.



1/3

21.



1/3

22.



1/4

10) Kleine terrinenförmige Urne mit zwei kleinen Oehsen. Das kleinste Gefäss aus dieser Urnenstätte. Trianguläres feines Strichornament. h = 3,9; od = 4,0; bd = 4,9; ud = 2 *cm*.

11) Eine fast ebenso kleine einhenklige Tasse, graphitirt. Dicht gedrängtes radiäres Strichornament unterhalb des Halses. h = 3,3; od = 5,6; bd = 5,9; ud = 1,6 *cm*.

12) Vasenförmiges Gefäss mit stumpfwinklig gebogener Seitenwand. Centrale Bodenerhebung. Dicke der Wände bedeutend. h = 7,2; od = 7,6; bd = 8,6; ud = 5,0 *cm*.

13) Kürbisförmige Urne, stark graphitirt, feiner Thon, 2 Oehsen. Ornament: drei Serien seichter Furchen kommen unter einem spitzen Winkel unterhalb des Halses zusammen. h = 15,8; od = 12,3; bd = 16,4; ud = 8,0 *cm* (Fig. 22).

14) Ein kleines Gefäss von derselben Form und mit derselben Zeichnung, nur die mittelste Furchenserie fehlt, statt dieser ein Fingertupfen. h = 11,7; od = 9,2; bd = 12,0; ud = 5,6.

15) Sehr ausgebauchtes terrinenförmiges Gefäss mit 2 Oehsen. Tupfen unterhalb derselben; in den diesen entgegengesetzten Seiten je ein kirschkerngrosser Zapfen, unterhalb desselben wieder ein Tupfen; im übrigen Furchen- und Linienornament. h = 14,5; od = 9,9; bd = 17.6; ud = 8,3 *cm*.

16) Hohes terrinenförmiges Gefäss mit 19,5 *cm* hohem Halse. h = 30; od = 20,5; bd = 30,2; ud = 13 *cm*.

Ausserdem eine Anzahl einhenkliger flacher Näpfchen (Thränennäpfchen).

Hr. Olshausen bemerkt, dass ihn besonders der Bronzering (Fig. 17) interessire; am 24. Februar 1887 übersandte ihm Hr. Dr. Behla in Luckau N.-L. ebenfalls einen bronzenen Fingerring mit nachfolgenden Bemerkungen: „Als mir derselbe übergeben wurde, hatte ich meine Bedenken, ob er in einer Urne gelegen haben könne. Nach wiederholten Recherchen aber muss ich sagen, dass nach Versicherung des ganz glaubwürdigen Kossäthen Schumann in Giessmannsdorf dieser Ring in einer Knochenurne vom Lausitzer Typus sich befunden hat. Schumann hat ihn in Begleitung seines Bruders mitten aus den gebrannten Menschenknochen herausgenommen. Das Urnenfeld, aus dem er stammt, liegt im Nordwest des Dorfes Giessmannsdorf bei Luckau. Es würde wohl angezeigt sein, den in seiner Form von den gewöhnlichen Bronzeringen in Urnen abweichenden Ring einer chemischen Untersuchung zu unterwerfen." Diese Prüfung konnte noch nicht vorgenommen werden; die Form des Gegenstandes ist aus nebenstehender Abbildung ersichtlich. Der Ring hat an beiden Rändern eine kleine Furche, deren vordere auf der Zeichnung sichtbar; sein oberer breiter Theil ist auf der Unterseite leicht ausgehöhlt. — Das Alter des Messers bei Skelet III bleibt wohl zweifelhaft. —



$^1/_1$

(26) Eingegangene Schriften.

1. Finsch, O., Abnorme Eberhauer, Pretiosen im Schmuck der Südsee-Völker, Wien 1887; aus Mittheilungen der anthrop. Ges. Bd. 17; vom Verf.
2. Stieda, Ludwig, Ueber die Namen der Pelzthiere und die Bezeichnungen der Pelzwerksorten zur Hansa-Zeit; aus Altpreuss. Monatsschrift XXIV, 1887; vom Verf.
3. 4. Rendiconti delle sessioni della R. accademia delle scienze dell'istituto di Bologna. Anno accademico 1886—87. — Memorie della R. a .... Serie IV, Tomo VII, Bologna 1886. — Beide als Beginn des Austausches.
5. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Heft 62—84, Bonn 1878—87; in Tausch.
6. Pitt Rivers, Excavations in Cranborne Chase near Rushmore on the borders of Dorset and Wilts, Vol. I 1887 ohne Ort; vom Verf.
7. Penka, Karl, Die Herkunft der Arier, Wien und Teschen 1886; vom Verf.
8. Lissauer, A., Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und der angrenzenden Gebiete, Leipzig 1887; von der naturforschenden Gesellschaft in Danzig.
9. 10. Topinard, Paul, Présentation de quatre Boshimans vivants. — Crane trépané sur le vivant et après la mort (Grotte néolithique de Feigneux, Oise): beides aus Bulletins de la soc. d'anthrop. de Paris 1886, 1887. Vom Verf.
11. 12. Derselbe, Mensuration des cranes de la caverne de Beaumes chaudes. — L'anthropologie criminelle. — Beides aus Revue d'anthropologie 1886, 1887. Vom Verf.
13. 14. Brinton, Daniel G., On the so-called Alaguilac Language of Guatemala. — On an ancient human footprint from Nicaragua. — Beides aus Proc. Amer. Philos. Soc. 1887; vom Verf.

Sitzung vom 18. Februar 1888.

Vorsitzender Hr. **Reiss.**

(1) Als neues Mitglied wird angemeldet:
Hr. Stabsarzt Dr. Philipp Hummerich in Steglitz.

(2) Der Vorsitzende begrüsst die in der Sitzung anwesenden Gäste, Herrn Dr. Obst, Director des Mus. f. Völkerkunde in Leipzig, und Hrn. Emanuel Seyler, Vorstand der Sammlungen des histor. Vereins in Bayreuth.

(3) Der Vorsitzende theilt mit, dass Hr. R. Virchow am 14 ten Abends nach Alexandria abgereist ist, wo er mit Hrn. Schliemann zusammentreffen wird, der daselbst bereits mit Ausgrabungen beschäftigt ist.

(4) Die Gelehrte estnische Gesellschaft bei der Kais. Universität zu Dorpat dankt in einem sehr verbindlichen Schreiben vom 11. Februar für die ihr bei Gelegenheit des 50 jährigen Stiftungsfestes am 30. Januar übersandte Glückwunsch-Adresse.

(5) Hr. Ludwig Heimann übersendet unterm 17. Januar eine Mittheilung über die

Sterblichkeit der farbigen Bevölkerung im Verhältniss zur Sterblichkeit der weissen Bevölkerung in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Das Departement des Innern der Vereinigten Staaten von Amerika hat im vergangenen Jahre die von John S. Billing nach den Ergebnissen des Census vom 1. Juni 1880 bearbeitete Sterblichkeits-Statistik der Vereinigten Staaten, also die Statistik über die Sterbefälle vom 1. Juni 1879 bis zum 31. Mai 1880 veröffentlicht. Wir entnehmen dieser sehr umfangreichen und eingehenden Arbeit diejenigen summarischen Ziffern, die uns das Verhältniss der Sterblichkeit der farbigen Bevölkerung zu jener der weissen Bevölkerung zeigen. Es ist im Bericht nicht angegeben, welcher Theil der Bevölkerung zu den „Farbigen" (colored) gerechnet wird. Jedenfalls sind ausser den Schwarzen noch die Mischlings-Rassen hinzugerechnet. Die Indianer sind besonders angeführt. In der Einleitung sagt der Bericht, dass die gewonnenen statistischen Resultate nicht auf vollständige Genauigkeit Anspruch machen können, dass es den Behörden der Vereinigten Staaten durch die dort bestehenden Gesetze nicht möglich ist, sich so genaue Zahlen über die Bewegung der Bevölkerung zu verschaffen, wie sie alle anderen civilisirten Länder der Welt durch ihre betreffenden Institutionen erlangen können. Statistische Zusammenstellungen über die Sterblichkeit der Bevölkerung konnte man sich in Amerika nur dadurch verschaffen, dass man ein bestimmtes ganzes Jahr lang eine möglichst genaue Notirung aller in den Vereinigten Staaten vorkommenden Sterbe-

fälle und deren Ursachen vornehmen liess. Der erste derartige Versuch wurde im Jahre 1850 gemacht, der Census von 1879/80 ist der zehnte. Wenn diese Methode der Gewinnung einer Sterblichkeits-Statistik schon an und für sich keine genauen Verhältnissziffern ergeben kann, weil die Berechnungen nicht auf der mittleren Bevölkerungsziffer, d. h. auf der Gesammtzahl der Lebenden, welche in Wirklichkeit die Anzahl der Todesfälle liefert, basiren, sondern auf der Anzahl der Ueberlebenden am Ende des Jahres, welche grösser ist, als die mittlere Bevölkerungsziffer, wodurch sich ein kleineres Sterblichkeitsverhältniss ergiebt, so wurde dieser Mangel auch noch durch die nicht gänzlich zu beseitigenden Ungenauigkeiten bei der Zählung selbst vermehrt. Die ersten vier Zählungen haben erwiesenermaassen nicht mehr als 60—70 pCt. der wirklichen Todesfälle ergeben. Bei dem Census von 1879/80 hat man sich nun ganz besondere Mühe, hauptsächlich auch durch Hinzuziehung der Aerzte zur Zählarbeit, gegeben, um ein möglichst genaues Resultat zu erlangen. Jedenfalls zeigen diese Erwägungen, dass ein Vergleich der Ziffern der verschiedenen Zählungen nur mit grosser Vorsicht vorzunehmen ist.

Die Summe der im Jahre 1879/80 gezählten Todesfälle von 756 893 ergiebt ein Sterblichkeitsverhältniss von 15,09 von 1000. Wegen der der Zählung anhaftenden Mängel hat man sich aber entschlossen, ein Sterblichkeitsverhältniss von 18,0 von 1000 im Censusjahr anzunehmen, indem man damit eine von der Wirklichkeit nur sehr wenig abweichende Rate zu gewinnen glaubte. Diese Gesammt-Durchschnittsziffer ist eine im Verhältniss zu anderen Ländern sehr günstige, wie sich aus nachstehender, dem Bericht entnommener Zusammenstellung der Sterblichkeitsziffer in einer Anzahl von Ländern ergiebt:

	Periode	Sterblichkeitsverhältniss auf 1000 lebende Personen berechnet
Vereinigte Staaten	Censusjahr 1879/80	18,0
England	Kalenderjahr 1880	20,5
England (ländliche Districte) .	„ 1880	18,5
Dänemark	„ 1880	20,4
Schweden	„ 1880	18,1
Oesterreich	„ 1880	29,6
Deutschland	„ 1880	26,1
Italien.	„ 1880	30,5
Belgien	„ 1880	22,4
Frankreich	Durchschnittsziffer 1860—70	23,6
Spanien	„ 1861—70	29,7

Hierbei ist jedoch zu berücksichtigen, dass Amerika eine Einwanderung von meist im besten Lebensalter stehenden Personen hat, wie kein anderes der oben genannten Länder, und dass hierdurch die Sterblichkeit günstig beeinflusst werden muss. In der mit dem 30. Juni 1880 endenden Periode von 10 Jahren wanderten in die Vereinigten Staaten 1 725 148 männliche und 1 087 043 weibliche, im Ganzen 2 812 191 Personen ein.

Nachstehende Tabelle zeigt nun das Verhältniss der bei Kindern unter 1 Jahre in einzelnen Staaten vorgekommenen Sterbefälle, auf 100 Geborene gerechnet.

Staaten	Weisse	Farbige	Staaten	Weisse	Farbige
Alabama	7,64	11,30	Maryland . . .	15,25	18,87
Arkansas	9,91	10,96	Mississippi . . .	6,97	8,70
Delaware	11,96	14,81	Nord-Carolina . .	8,87	11,74
District von Columbia	17,32	32,10	Süd-Carolina . .	7,46	11,32

Staaten	Weisse	Farbige	Staaten	Weisse	Farbige
Florida	5,98	7,33	Tennessee	9,75	13,37
Georgia	8,21	11,17	Texas	9,80	10,78
Louisiana	9,24	10,08	Virginia	9,46	13,90

Der Bericht bemerkt, dass gerade die Angaben über die Sterblichkeit der Kinder unter einem Jahre sehr mangelhaft sind. Eine andere Tabelle des Werkes zeigt das Verhältniss der in den einzelnen Staaten Gestorbenen zu 1000 während des Censusjahres Geborenen. Wir entnehmen der Tabelle nur die Angaben, welche die Ziffern über die Sterbefälle sowohl von den Weissen, wie von den Farbigen enthalten:

	Männliche	Weibliche		Männliche	Weibliche
Vereinigte Staaten	90,3	73,2	Georgia	77,8	66,4
District von Columbia	158,7	145,4	Weisse	63,8	55,5
Weisse	115,5	104,4	Farbige	93,4	77,2
Farbige	220,7	200,2	Alabama	77,8	68,5
Virginia	97,3	81,3	Weisse	61,9	54,0
Weisse	77,6	61,6	Farbige	95,2	83,8
Farbige	121,7	104,4	Mississippi	64,7	51,6
Louisiana	89,0	68,9	Weisse	53,2	40,9
Weisse	78,7	61,5	Farbige	73,0	58,6
Farbige	87,7	76,9	Florida	53,4	46,0
Süd-Carolina	82,2	71,3	Weisse	41,9	41,7
Weisse	55,2	47,5	Farbige	66,3	50,6
Farbige	97,5	84,1			

Von der Gesammtzahl von 756 893 Todesfällen kommen 640 191 Fälle auf eine Bevölkerung von 43 402 970 Weissen, was eine Sterblichkeitsziffer von 14,74 auf 1000 ergiebt, und 116 702 Todesfälle auf eine Bevölkerung von 6 752 813 Farbigen, einem Verhältniss von 17,28 vom Tausend entsprechend. Auch die Todesfälle bei den in den verschiedenen Staaten lebenden Chinesen und Indianern wurden gezählt, doch sind hier die Angaben so ungenau, dass wohl die Zahlen der betreffenden Fälle berichtet werden, eine Berechnung der Verhältnissziffer aber unterlassen wurde. Nur bei den in den Reservationen lebenden Indianern konnten, wenn auch nicht ganz genaue, doch immerhin solche Aufnehmungen gemacht werden, dass die sich ergebenden Verhältnissziffern einen annähernden Schätzungswerth beanspruchen. Die Anzahl dieser Indianer betrug 78 521 Personen, bei denen 1859 Todesfälle gezählt wurden, was einer Sterblichkeitsziffer von 23,6 von 1000 entspricht.

Nachstehende Tabelle zeigt nun das Verhältniss der Todesfälle, nach gewissen Todesursachen specificirt, für Weisse, Farbige und Indianer, auf 1000 bekannte Todesursachen berechnet:

Todesursache	Weisse	Farbige	Indianer
Masern	12,12	23,75	61,78
Scharlach	28,05	5,15	10,46
Diphtherie	52,63	23,27	37,36
Darmentzündung	44,70	42,44	24,41
Durchfall	52,05	48,70	80,21
Malaria-Fieber	40,54	64,61	41,85
Venerische Krankheiten	2,25	4,14	34,87
Skrofeln und Rückenmarks-Schwindsucht	8,29	21,42	34,37
Schwindsucht	166,62	186,03	286,99
Krebs und Tumor	28,36	13,18	8,47

Todesursache	Weisse	Farbige	Indianer
Krankheiten des Nervensystems	157,39	129,65	53,81
Krankheiten des Circulatory-Systems . . .	54,67	36,90	20,92
Bronchitis	22,76	17,16	9,96
Pneumonie.	108,88	141,09	102,64
Andere Krankheiten der Respirations-Organe	59,21	45,30	47,33
Krankheiten der Verdauungsorgane	61,93	66,44	31,88
Krankheiten der Harnorgane	25,39	12,93	7,97
Krankheiten der weiblichen Geschlechtsorgane	8,66	13,57	8,35
Mit der Schwangerschaft verbundene Krankheiten	24,84	40,26	49,06
Unfälle und Verletzungen	57,84	90,39	77,22

Bemerkenswerth ist die grosse Ziffer der Sterbefälle in Folge venerischer Krankheiten bei den Indianern, doch muss dies, wie der Bericht bemerkt, zum grossen Theil auch dem Umstande zugeschrieben werden, dass bei den Indianern eine grössere Bereitwilligkeit, als bei den Weissen herrscht, diese Krankheit vorkommenden Falles mit ihrem wirklichen Namen als Todesursache anzugeben.

Die am Schluss befindliche Tabelle zeigt endlich das Sterblichkeitsverhältniss, auf 1000 Einwohner berechnet, in allen Staaten für Weisse und Farbige an. Der besseren Uebersicht halber stellen wir aus derselben nachstehend die Sterblichkeitsrate der Schwarzen (männliche Bevölkerung) aus denjenigen Staaten, welche die höchsten Ziffern enthalten, mit den betreffenden Ziffern der Weissen zusammen:

	Weisse	Farbige		Weisse	Farbige
Connecticut . . .	15,00	22,41	Massachusetts. . .	19,06	24,41
Dakota	8,80	25,89	New-Hampshire . .	16,23	26,57

	Vereinigte Staaten Im Ganzen			Weisse Männlich		
	Bevölkerung	Todesfälle	Von 1000	Bevölkerung	Todesfälle	Von 1000
Vereinigte Staaten . . .	50 155 783	756 893	15,09	22 130 900	333 735	15,08
Alabama	1 262 505	17 929	14,20	327 517	4 145	12,66
Arizona	40 440	291	7,20	24 556	199	8,10
Arkansas.	802 525	14 812	18,46	308 706	5 965	19,32
Californien	864 694	11 530	13,33	435 056	6 516	14,98
Colorado	194 327	2 547	13,11	127 041	1 595	12,56
Connecticut	622 700	9 179	14,74	299 980	4 499	15,00
Dakota	135 177	1 304	9,65	81 176	714	8,80
Delaware	146 608	2 212	15,09	60 777	891	14,66
District von Columbia . .	177 624	4 192	23,60	57 320	1 096	19,12
Florida	269 493	3 159	11,72	370 264	902	12,31
Georgia	1 542 180	21 549	13,97	403 744	5 164	12,79
Idaho	326 110	323	9,90	18 440	186	10,09
Illinois	3 077 871	45 017	14,63	1 561 726	23 267	14,90
Indiana	1 978 301	31 213	15,78	989 953	15 456	15,61
Iowa	1 024 615	19 377	11,93	842 694	10 096	11,98
Kansas	996 096	15 160	15,22	514 084	7 374	14,34

	Weisse	Farbige		Weisse	Farbige
District v. Columbia	19,12	38,62	New-Jersey . . .	16,85	26,37
Indiana	15,6	25,24	New-York	18,23	26,74
Kansas	14,34	24,22	Pennsylvania . . .	15,53	25,96
Louisiana	14,50	23,96	Rhode Island . . .	17,43	26,53
Maryland	17,72	21,88			

Diesen Angaben des officiellen Berichts, die allerdings Manches an der Genauigkeit zu wünschen übrig lassen, die wir bei derartigen amtlichen Arbeiten zu finden gewohnt sind, fügen wir noch hinzu, dass auch nach den Erfahrungen der amerikanischen Lebensversicherungs-Gesellschaften die Sterblichkeitsrate der Farbigen eine höhere ist, als die der Weissen, und zwar scheint hier der Unterschied ein noch wesentlich grösserer zu Ungunsten der Farbigen zu sein, als eben in dem amtlichen Bericht angegeben, denn die Lebensversicherungs-Gesellschaften haben sich in Folge ihrer langjährigen Erfahrungen durch diesen Umstand veranlasst gesehen, von den Farbigen bedeutend höhere Versicherungs-Prämien zu verlangen, als von den Weissen. In einem Staate haben sogar die Farbigen bei der Legislatur hiergegen remonstrirt, ohne aber etwas auszurichten. Diese Thatsache verdient nun deswegen besondere Beachtung, weil man doch annehmen muss, dass diejenigen Farbigen, die ihr Leben versichern, zu den besser Situirten ihrer Klasse, zu den Vermögenderen und Intelligenteren gehören, auf die also die schlechten Existenzverhältnisse oder Lebensgewohnheiten, die man vielleicht für die grössere Sterblichkeit der Farbigen im allgemeinen verantwortlich machen könnte, gewiss in bedeutend geringerem Grade einwirken. Darnach läge die Ursache für die höhere Sterblichkeitsrate eben nur in der Rasse.

Weisse			Farbige					
Weiblich			Männlich			Weiblich		
Bevölkerung	Todesfälle	Von 1000	Bevölkerung	Todesfälle	Von 1000	Bevölkerung	Todesfälle	Von 1000
21 272 070	306 456	14,41	3 387 920	58 225	17,19	3 364 893	58 477	17,38
334 668	4 184	12,50	295 112	4 697	15,92	305 208	4 903	16,06
10 604	82	7,73	3 646	8	2,19	1 634	2	1,22
282 825	5 342	18,89	107 573	1 776	16,51	103 421	1 729	16,72
332 125	3 946	11,88	83 120	879	10,58	14 393	189	13,13
64 085	926	14,45	2 090	15	7,18	1 111	11	9,90
310 789	4 429	14,25	5 802	130	22,41	6 129	121	19,74
51 971	535	10,29	1 120	29	25,89	910	26	28,57
59 383	846	14,25	13 331	222	16,65	13 117	253	19,29
606 646	904	16,38	26 258	1 014	38,62	33 360	1 088	32,01
69 341	816	11,77	63 180	717	11,35	63 708	724	11,36
413 162	5 031	12,18	359 237	5 618	15,64	366 037	5 736	15,67
10 573	120	11,35	3 378	15	4,44	219	2	9,13
1 469 425	20 918	14,24	24 797	431	17,38	20 923	401	18,29
948 845	14 757	15,55	20 408	515	25,24	19 095	485	25,40
771 906	9 122	11,82	5 442	91	16,72	4 573	68	14,87
431 071	6 726	15,35	22 583	547	24,22	21 358	513	24,02

	Vereinigte Staaten Im Ganzen			Weisse Männlich		
	Bevölkerung	Todesfälle	Von 1000	Bevölkerung	Todesfälle	Von 1000
Kentucky	1 648 690	23 718	14,39	698 757	9 288	13,29
Louisiana	939 946	14 514	15,44	226 974	3 992	17,43
Maine	148 931	9 523	14,67	322 973	4 696	17,54
Maryland	934 943	16 919	18,10	350 670	6 375	17,72
Massachusetts	1 783 085	33 149	18,59	848 977	16 185	19,06
Michigan	1 636 937	19 743	12,06	850 795	10 200	11,99
Minnesota	780 773	9 037	11,57	417 075	4 835	11,59
Mississippi	1 131 597	14 583	12,89	243 226	3 171	13,04
Missouri	2 168 380	36 615	16,89	1 054 879	17 794	16,87
Montana	39 159	336	8,58	15 522	204	7,99
Nebraska	442 102	5 930	13,11	247 815	3 083	12,44
Nevada	262 266	728	11,69	35 059	495	14,12
New-Hampshire	346 941	5 584	16,09	117 137	2 761	16,23
New-Jersey	1 131 116	18 474	16,33	540 870	9 913	16,85
New-Mexico	119 565	2 436	20,37	58 655	1 322	22,54
New-York	5 082 871	88 332	17,38	2 473 121	45 091	18,23
North-Carolina	1 399 750	21 547	15,39	424 944	6 007	14,14
Ohio	3 198 062	42 610	13,32	1 572 789	21 256	13,51
Oregon	174 768	1 864	10,67	92 935	992	10,67
Pennsylvania	4 282 891	63 881	14,92	2 095 213	32 587	15,53
Rhode Island	276 531	4 702	17,00	130 014	2 266	17,43
South-Carolina	995 577	15 728	15,80	192 544	2 574	13,37
Tennessee	1 542 359	25 919	16,80	571 603	8 669	15,17
Texas	1 591 749	24 735	15,54	640 439	10 215	15,95
Utah	143 963	2 414	16,77	73 477	1 264	17,20
Vermont	332 286	5 024	15,12	166 312	2 497	15,01
Virginia	1 515 565	24 681	16,32	436 611	6 121	14,02
Washington	75 116	755	10,05	40 513	441	10,89
West-Virginia	618 457	7 418	11,99	300 992	3 566	11,85
Wisconsin	1 315 497	16 011	12,17	676 949	8 546	12,62
Wyoming	20 789	189	9,09	13 026	114	8,75

(6) Hr. Ludwig Heimann theilt einen Fall erblichen Zahndefektes mit.

In einer mir befreundeten hiesigen Familie hatte ich Gelegenheit, folgende Mittheilungen über einen in derselben sich vererbenden Zahndefekt zu erhalten. Es sind bis jetzt in der Familie 4 derartige Fälle beobachtet worden. Persönlich kenne ich nur einen der von diesem Defekt Betroffenen. Es fehlen bei demselben gänzlich von Geburt an die Schneidezähne, welche Lücken von je 2, also zusammen 4, spitzen, etwas längeren Zähnen begrenzt werden. Diese Zahnbildung soll in allen 4 Fällen die gleiche sein. Ausserdem hat sich in 3 Fällen bei den betreffenden Personen ein äusserst spärlicher Haarwuchs des Kopfhaares, dagegen

Weisse			Farbige					
Weiblich			Männlich			Weiblich		
Bevölkerung	Todesfälle	Von 1000	Bevölkerung	Todesfälle	Von 1000	Bevölkerung	Todesfälle	Von 1000
678 422	9 050	13,34	133 831	2 659	19,87	137 678	2 721	19,76
225 980	3 046	13,48	239 780	3 847	16,04	245 212	3 629	14,80
323 879	4 774	14,74	1 085	26	23,96	999	27	27,03
365 023	5 987	16,40	102 517	2 243	21,88	107 733	2 314	21,48
914 805	16 535	18,07	9 463	231	24,41	9 840	198	20,12
763 765	9 128	11,95	11 560	207	17,91	10 817	208	19,23
359 809	4 125	11,46	2 074	34	16,39	1 815	43	23,69
236 172	2 851	12,07	323 951	4 356	13,45	328 248	4 205	12,81
967 947	15 855	16,38	72 308	1 443	19,96	73 246	1 523	20,79
9 863	93	9,43	7 655	21	7,91	1 119	18	16,09
201 949	2 792	13,83	1 426	29	20,34	1 212	26	21,45
18 497	185	10,00	6 960	40	5,75	1 750	8	4,57
176 092	2 809	15,95	389	8	26,57	373	6	16,09
551 147	8 572	15,55	19 052	411	21,57	20 047	378	18,86
50 066	1 075	21,47	5 841	25	4,28	5 003	14	2,80
2 542 901	41 608	16,36	32 201	861	26,74	34 648	772	22,28
422 298	6 160	13,93	262 964	4 586	17,44	259 544	4 794	17,79
1 545 131	19 700	12,75	41 147	823	20,00	38 995	831	21,31
70 140	800	11,41	10 446	42	4,02	1 247	30	24,06
2 101 803	29 230	13,91	41 442	1 076	25,96	44 433	1 038	23,36
139 925	2 257	16,13	3 016	80	26,53	3 576	99	27,68
198 561	2 620	13,19	297 864	5 035	16,90	306 608	5 499	17,93
556 798	8 643	15,24	197 674	4 131	20,90	205 854	4 476	21,74
567 228	8 783	15,77	197 401	2 906	14,72	197 111	2 831	14,36
68 946	1 139	16,52	1 032	6	5,81	508	5	9,84
164 906	2 511	15,23	575	8	13,91	493	8	16,23
444 247	6 224	14,01	308 978	6 095	19,73	322 729	6 241	19,34
26 686	262	9,82	5 460	26	4,76	2 457	26	10,58
291 545	3 418	11,72	13 503	215	15.92	12 417	219	17,64
632 669	7 381	11,67	3 120	46	14,74	2 759	38	13,77
6 411	69	10,76	1 126	5	4,44	226	1	4,42

eine sehr frühzeitige und starke Entwickelung des Bartwuchses gezeigt. Im vierten Falle lässt sich diese Erscheinung noch nicht constatiren, da es sich hier um einen kleinen, etwa 4 jährigen Knaben handelt, doch ist bis jetzt bei demselben der Haarwuchs auch nur spärlich. Die Vererbung des Defektes hat bisher insofern eine sonderbare Regelmässigkeit gezeigt, als sie stets nur durch weibliche Familienglieder, welche selbst normal veranlagt waren, bezw. sind, auf einen ihrer männlichen Nachkommen übertragen wurde. Die Eltern der hier in Berlin wohnenden Dame, welche beide bis in ihr hohes Alter hinein sich guter Zähne und eines vollen Haarwuchses erfreuten, hatten 8 Kinder, von denen das siebente, ein Sohn,

zum ersten Male die betreffende Zahnbildung aufwies. Der einzige Sohn desselben ist in dieser Beziehung vollkommen normal ausgestattet. Der zweite Fall zeigte sich bei dem Sohne einer der Töchter des erstgenannten Paares. Eine andere dieser Töchter ist die mir bekannte Dame, die einen Sohn und 3 Töchter hat. Der Sohn, das erstgeborene Kind, zeigt wieder den Defekt. Von diesen 4 Kindern ist nur eine Tochter verheirathet, die wieder 4 Kinder hat, 2 Söhne und 2 Töchter, von denen der älteste Knabe den Defekt zeigt.

(7) Hr. Müschner übersendet 2 Mittheilungen über

die Ortsnamen Niemitsch und Sackrau.

Die Ortschaften Niemitsch bei Guben und bei Senftenberg bieten das Material zu einer Betrachtung, die der Möglichkeit Vorschub leistet, dass diese beiden Namen wenigstens mit dem bekannten „nimski", d. h. „deutsch", nicht verwandt zu sein brauchen. Ist es nicht auffällig, dass bei beiden „das heilige Land" eine wichtige Rolle spielt?

Wir finden bei den westlichen Slaven auf der ganzen Linie für unser deutsches Wort Kirche eine doppelte Bezeichnung, nehmlich cerkwja, cerkej etc. für die Kirche als Gebäude und namša, mša etc. für Kirche in dem Sinne von Gottesdienst. „Ja du do cerkwje" (ich gehe in die Kirche), wenn kein Gottesdienst statt hat; aber „ja du namšu" (ich gehe in die Kirche), wenn die Glocken rufen. Daher heisst die Kirchenthür cerkwine zurja, aber der Kirchenanzug namšaiska drastwa. Die Bezeichnung namša ist entstanden aus der Präposition na (auf) und aus dem latein. missa, indem sich beide zu einem Substantiv-Begriff verschmolzen haben. Namšu hyś = in die Kirche gehen, zemše hyś = aus der Kirche kommen. Namscha (namša) ist die Bezeichnung der niederlausitzer Wenden, in der Oberlausitz hört man kemš und auch kemše, zusammengesetzt aus k, d. h. zu, und missa; ferner heisst der Gottesdienst polnisch msza, tschechisch mša und mše, kroat. misa, slavon. maša und meša etc.

Nun hat Hr. Prof. Virchow in den Verh. 1886 S. 569 ff. die urkundlichen Bezeichnungen der beiden in Rede stehenden Ortschaften zusammengestellt, und da ist besonders „Castellum Niemszi" und „Civitates Niempse", die mir wie Namschi (namšy) d. h. „beim Gottesdienst" in den Ohren klingen. Noch mehr als diese urkundlichen Aufzeichnungen sprechen dafür die Namen für diese beiden Dörfer im Munde der Wenden. Niemitsch bei Guben nennen sie Njemschk (Nemšk) und das bei Senftenberg Njemeschk (Nemešk). Klingt das nicht ebenfalls ähnlich, wie die Zärtlichkeitsform Namschka, und wie das beliebte, den kleinen Kindern so häufig zugeraunte „Namschku hisch" (namšku hyś) d. h. zur Kirche gehen?

Unwillkürlich drängt sich bei dieser Betrachtung der Gedanke auf, dass dort „auf dem heiligen Lande" sowohl, als auch hier „in dem heiligen Haine" die Priester das Volk um sich versammelt und den Göttern ihre Opfer dargebracht haben mögen. Aus leicht erklärlichen Gründen werden bei der Christianisirung die Missionare die alten, hoch verehrten Cultusstätten beibehalten und die junge Gemeinde hier zur Andacht (missa) um sich versammelt haben. Froh pflegte der Wende na messku (namšku oder namšu) hyś, wie er es heute noch thut, mehr der Gewohnheit folgend, als dem inneren Triebe.

Das Dorf Dörgenhausen im Kreise Hoyerswerda nennen die Wenden ganz correct Nemcy = der deutsche Ort.

In Bezug auf die Bemerkung S. 109 des Correspond.-Bl. d. Deutschen anthrop. Ges. von 1887, dass das Wort Sackrau in Schlesien sich aus dem Sanskrit als Ort,

an welchem gemeinsame Opfer stattfinden, erklären liesse, fühle ich mich zu folgender Ergänzung veranlasst: Sakrow (Sackrau) ist auch ein echt wendisches, bezw. polabiches Wort, bestehend aus dem Wurzelwort keŕ = Strauch und der Präposition za = hinter, und bedeutet „hinter dem Strauch, bezw. Gesträuch". Das Dorf Sakro im Kreise Sorau hiess wendisch Krje = Sträucher. Ein Sackro finden wir unweit Potsdam, eins im Spremberger Kreise, das sonderbarerweise die deutsche Bezeichnung Türkendorf führt, eins im Luckauer Kreise u. s. w. Wendisch correct lautet der Präpositivkasus zakrjom, indess findet man gar zu häufig, dass in solchen Fällen die letzte Silbe sich einer oft eigenthümlichen Gestaltung unterzieht. Das Wort kèŕ (Strauch) war nach Schaffarik zur Zeit Albrechts des Bären, als wendische Knaben in Magdeburg das Kyrie-eleison übten, zu einer scherzhaften Berühmtheit unter den Wenden der Zauche u. s. w. geworden dadurch, dass sie statt des unverstandenen Kyrie-eleison das allerdings verständliche kèrju wólše (in dem Gesträuch stehen Erlen) sangen. Aus kèŕ nun leitet der Wende krice, dimin. kricki ab. Das Wort krice, heute so gut wie ganz ungebräuchlich, das ebenfalls Gesträuch bedeutet und ehemals auch mit ch statt k geschrieben wurde, finden wir in der urkundlichen Schreibung von Kiritz, desgleichen vielfach bei dem Namen Göritz. Wo jedoch der urkundliche Name von Göritz nicht auf chèŕ (chórice) schliessen lässt, ist er wohl ausnahmslos auf das wendische górica = „bedeutende Anhöhe" zu beziehen. — Nachstehend die Declination von keŕ:

	Singular	Plural
N.	keŕ, Strauch.	kŕe.
G.	kŕa.	kŕow.
D.	kŕoju.	kŕam.
A.	keŕ (kŕa).	kŕe.
	we kŕu, in dem Strauch.	we kŕach.
	za kŕom, hinter dem Strauch.	za kŕami.

(8) Hr. H. Handelmann in Kiel übersendet eine Mittheilung über

Thorshammer.

Meinen früheren Notizen (1886 S. 316—17) möchte ich noch hinzufügen, dass der Thorshammer als Cultussymbol, soviel ich mich erinnere, nur zweimal ausdrücklich erwähnt wird. In der älteren Edda wird der von den Riesen gestohlene Hammer herbeigeholt, um die Braut (den verkleideten Thor) zu weihen, und in der jüngeren Edda weiht Thor mit seinem Hammer den Scheiterhaufen Baldurs. Die beiden Runensteine in Jütland, auf denen das Hammerzeichen vorkommt, sind nicht eben alt; den von Lanborg bezieht Thorson auf die bekannte Königin Thyra (10. Jahrhundert), und auf dem von Hanning steht die Sprache schon dem Isländischen nahe[1]). Viel später, aus dem 12. und 15. Jahrhundert, datiren die Beispiele abgöttischer Verehrung wirklicher Hämmer bei lettisch-litthauischen Völkern, welche Mannhardt (Zeitschrift für Ethnologie Bd. VII S. 291 ff.) anführt. Aehnliches ward noch mehrere Jahrhunderte nachher von den Finnlappen berichtet, und Nilsson (Steinalter" S. 170) wollte sogar einen finnischen Ursprung des Gottes Thor annehmen.

Nilsson S. 58 hat auch schon die axtförmigen Bernsteinperlen unseres nordischen Steinalters mit der kleinen securicula ancipes, welche römische und griechische Kinder am Halse trugen, zusammengestellt. Und dazu passen auch die

1) Jyllands Runemindesmärker S. 18 und 204.

kleinen Votiv-Doppelbeile aus Bronzeblech, welche an mehreren Stellen Olympias in tiefster Schicht gefunden sind (Museum Berlin). In der Rigweda wird der Blitz die „Axt des Himmels" genannt. Sie ist ein weitverbreitetes, vielleicht ursprünglich (anstatt des Blitzstrahls) vorherrschendes Symbol im Kreise der arischen Zeus-Religion, und hat sich als solches in abgelegenen Culten erhalten[1]), z. B. bei dem Jupiter Dolichenus auf der Heddernheimer Bronzepyramide (Museum Wiesbaden). Es scheint mir auch bemerkenswerth, dass die mehr oder minder ausgeprägte Doppelaxt-Form unter den nordischen Steingeräthen[2]), wenn auch verhältnissmässig selten, vorkommt, aber nicht mehr im Bronze- und Eisenalter.

Ueber den Gebrauch des Hammerzeichens[3]) während der letzten heidnischen Zeit haben wir bekanntlich nur den einen historischen Beleg in Snorre Sturleson's Norwegischer Königsgeschichte. Als König Hakon der Gute (gestorben um 950) dem heidnischen Opferfeste widerwillig beiwohnte und der dem Odin geweihte Becher ihm zugebracht wurde, machte er das Zeichen des Kreuzes darüber. Da sprach Kaare von Gryting: Warum thut der König nun so? Will er noch immer nicht den Göttern opfern?" Jarl Sigurd aber antwortete: „Der König thut gleich wie alle thun, die ihrer Macht und Gewalt vertrauen und weiht seinen Becher dem Thor; er machte das Hammerzeichen darüber, ehe er trank." Aus dieser kurzen Andeutung geht nur hervor die grosse Aehnlichkeit zwischen beiden Zeichen; aber nichts genaueres über die Form, so dass es nicht Wunder nehmen kann, wenn die Deutung so lange irre ging.

Bekanntlich war Hakon in England als Christ erzogen, entweder bei dem angelsächsischen Oberkönig Aethelstan (gestorben 940) oder wahrscheinlicher bei einem dänischen Wikingerfürsten desselben Namens, der in Ostanglien herrschte[4]). Und nun haben wir von einem anderen Wikingerkönig derselben Periode, Sihtric in Northumberland (gestorben 926), eine Münze, welche einerseits dem Peterspfennig von York nachgeprägt ist, andererseits aber das Zeichen T aufweist. Man hat dies Zeichen als Thorshammer angesprochen, was aber B. E. Hildebrand[5]) und gewiss mit Recht gemissbilligt hat. Denn jene dänischen Häuptlinge pflegten in England längst die Taufe anzunehmen, und es liegt daher näher, an das sogenannte Antonius-Kreuz zu denken.

Ich muss daran erinnern, dass dies T förmige Symbol schon in der antiken Welt eine weite Verbreitung und ein hohes Alter hatte und uns möglicherweise auf die Blitzaxt zurückführt. Aber dann ist es dem heiligen Antonius von Theben zugeeignet, welcher schon im frühen Mittelalter als hochgewaltiger Schutzpatron für Menschen und Vieh galt; seine Fürsprache soll insbesondere gegen die häufig wiederkehrende Volkskrankheit des Antoniusfeuers (Mutterkornvergiftung) geholfen haben. Dieser Heilige, der Vater des Mönchswesens, steht nicht nur bei der katholischen, sondern auch bei den orientalischen Kirchen im höchsten Ansehen, und sein Symbol konnte also sowohl von West wie von Ost nach dem Norden kommen.

---

1) Milchhöfer: „Anfänge der Kunst in Griechenland" S. 111. 116—17.

2) 3) Die allerdings veralteten Aufsätze von Thorlacius über Thor's Hammer u. s. w. (1802) und von Abrahamson über Thor's Hammerzeichen (1810) — deutsche Bearbeitung nebst Zusätzen von Giesebrecht in den Baltischen Studien Bd. X (1844) — dürfen doch nicht ganz in Vergessenheit gerathen.

4) Lappenberg: „Geschichte von England" Bd. I S. 321—22, 373; auch 375.

5) Anglosachsiska Mynt 2. Aufl. S. 4 und 473. Ueberdies ist das Stück in einem christlichen Grabe gefunden.

Von Osten mit den Hacksilberfunden, welche nach Ausweis der begleitenden arabischen Münzen um das Jahr 880 beginnen; selbstverständlich zunächst nach Schweden.

Von Westen her bieten sich hier als Vermittler Hakon der Gute und die gleichzeitigen Wikinger, die aus England nach Norwegen heimkehrten.

Auch das zweifelhafte Immenstedter Symbol (A. S. H. Fig. 736) könnte allenfalls hierher gerechnet werden, da sich die Beziehungen zwischen England, Norwegen und Holstein fortwährend mehren: es wäre dann das älteste derartige Beispiel.

Wie nun dies Symbol, das also meines Erachtens im Norden als Thorshammer gedeutet und stylisirt wurde, zu dem Hämmerchen (A. S. H. Fig. 735) und dergleichen sich stellt, darüber bin ich an meiner früheren Auffassung zweifelhaft geworden und eher geneigt, diese naturalistischen Formen für jüngere einheimische Nachahmung anzusehen; doch fehlt es mir noch an weiterem Material.

Indem ich mir daher vorbehalte, gelegentlich auf die Sache zurückzukommen, habe ich schliesslich noch hinzuzufügen, dass ich es für eine spätzeitliche halbgelehrte Erfindung erachten muss, wenn man auf Island den Hammer, womit man dem Diebe ein Auge ausschlagen will — ein auch sonst weitverbreiteter abergläubischer Brauch! — Thorshammer benennt[1]).

(9) Hr. Telge übersendet zur Ansicht einige von ihm restaurirte

Gold- und Silbersachen aus dem zweiten Funde von Sackrau.

Es sind das Schnallen und andere, plattenförmige Beschläge, wahrscheinlich sämmtlich für lederne Gürtel bestimmt. Reste wohl durch Pressen verzierten Leders, sowie ein Stück, das durch 5 aufgenietete römische Silbermünzen (deren mittlere vergoldet), geschmückt ist, scheinen von diesen Gürteln herzurühren, die eine bedeutende Breite gehabt haben müssen. Ein rechteckiger Schlitz in einer der Platten, welcher vermuthlich zum Durchschieben des Riemens diente, hat eine Länge von 7 *cm*; ein anderer in einer zweiten Platte ist 4¹/₄ *cm* lang. Die 3 silbernen rechteckigen Platten sind aufs prachtvollste durch Nielloeinlagen, sowie durch aufgepunzte Goldplättchen verziert und z. Th. durchbrochen gearbeitet. 2 Platten, welche zur Befestigung von Schnallen an die Riemen dienten, tragen je einen grossen Carneol in goldplattirtem Felde. Die z. Th. erhaltenen silbernen Nieten in den Ecken der Beschläge mit silbernen Gegenplättchen auf der Unterseite lassen auf die Dicke des Leders schliessen.

(10) Hr. Max Bartels spricht über

die Spät-Laktation der Kafferfrauen.

Eine in ihrem physiologischen Verhalten noch sehr räthselhafte Erscheinung, welche man wohl am besten mit dem Namen der Lactatio serotina, der Spät-Laktation, bezeichnen kann, ist uns von mehreren Völkern (Irokesen, Arawaken, Maori, Egba, Betschuanen u. s. w.) berichtet worden. Es handelt sich dabei um die merkwürdige Thatsache, dass Frauen, welche die Jahre der Fortpflanzungsfähigkeit bereits überschritten haben, dennoch wieder in den Stand gesetzt werden,

1) K. Maurer: „Isländische Volkssagen“ S 100. Vgl. Thiele: „Danmarks Folkesagn“ Bd. III Nr. 630.

einem jungen Kinde, meistentheils ihrem Enkel, erfolgreich die Brust zu geben[1]). Es ist nun wohl auch dem Nichtmediciner bekannt, dass bei den Frauen unserer Rasse die Brüste nur in dem directen Anschlusse an ein Wochenbett zu ergiebiger Milchsekretion veranlasst werden, niemals aber ohne ein solches, selbst nicht bei jungen kräftigen Frauen, geschweige denn bei solchen in höherem Alter, nach dem Eintritt der Wechseljahre, des Klimakteriums. Es ist daher von hoher wissenschaftlicher Bedeutung, immer von Neuem diesem anthropologischen Probleme nachzuforschen und womöglich ganz specielle Thatsachen herbeizubringen.

Ich verdanke Hrn. Missionssuperintendenten A. Kropf, welcher 42 Jahre hindurch im Caplande als Missionar unter den Kaffern gewirkt hat, ganz neue Nachrichten über diesen Gegenstand, welche um so bedeutungsvoller sind, als sie uns Selbsterlebtes und Selbstgesehenes mittheilen. Aus den auf meinen Fragebogen freundlichst ertheilten Antworten ergiebt sich das Folgende:

Die Spät-Laktation hat bei den Kaffern eine so ausserordentliche Verbreitung, dass Hr. Kropf davon „unzählige Fälle" kennen gelernt hat. Die betreffenden Frauen standen in einem Alter von 60—80 Jahren. Besonders lebhaft erinnerlich ist ihm eine Frau mit Namen Mamase; dieselbe hatte, als er im Jahre 1845 nach Afrika kam, erwachsene Kinder in den zwanziger Jahren, und im Jahre 1887 säugte sie noch einen Grossenkel. Dieses Nährgeschäft vermögen die alten Frauen nicht nur einmal zu übernehmen, sondern so oft es ihnen beliebt, d. h. so oft ein Enkel oder Grossenkel geboren wurde. Auf diese Weise lag zwischen den einzelnen Nährperioden ein Zwischenraum von 2—4 Jahren. Die Kinder bei den Kaffern folgen nehmlich nicht sehr schnell auf einander. Sie setzen das Nähren dann über Jahr und Tag hinter einander fort, je nachdem des Kindes Mutter zurückkehrt. Der Grund nehmlich, warum nicht die Mütter, sondern diese alten Frauen die Kinder nähren, liegt darin, dass Erstere sehr bald in die Städte ziehen, um Arbeit zu suchen, und dass dann die Kleinen der Pflege der Grossmutter oder der Urgrossmutter überlassen bleiben.

Die Kinder gedeihen bei dieser Nahrung ganz vortrefflich und zwar scheinbar ganz ebenso gut, als wenn sie bei ihrer eigenen Mutter wären. Hr. Kropf hat auf diesen Punkt gerade seine ganz besondere Aufmerksamkeit gerichtet, hat aber in keinem Falle irgend eine nachtheilige Wirkung auf den Gesundheitszustand oder die Entwickelung des Kindes zu entdecken vermocht. Leider konnte ich keine Auskunft darüber erhalten, wie viele Tage vergingen, bis die Milchsekretion in den Brüsten der alten Frauen zu Stande kam und wie oft und wie lange die Kinder zu diesem Zwecke täglich angelegt wurden. Hr. Kropf hatte auf diesen Umstand nicht geachtet. Hingegen hat er beobachtet, dass die alten Frauen beide Brüste in Thätigkeit setzten, aber er ist der Meinung, dass, wenigstens dem äusseren Anscheine nach, keine sehr reichliche Absonderung von Milch stattfinden könne, da die Brüste niemals das volle, strotzende Ansehen bekommen, wie bei jungen nährenden Frauen. Er fügt hinzu, dass dieses aber nichts zur Sache thäte, da die Kinder gleich von klein auf nebenbei mit Kuhmilch aus dem Milchsacke gefüttert würden. Dieser Milchsack ist ein Ledersack, in welchen die Milch, frisch, wie sie von der Kuh kommt, hineingegossen und dann stark umgeschüttelt wird, worauf sie einen süsssauren Geschmack annimmt. Es scheint dieses also eine Art von Kefir zu sein, und es bleibt immer noch die Frage eine offene, wieviel von dem guten Gedeihen dieser Kinder auf Rechnung der Grossmutter- oder

1) Näheres hierüber findet sich in meiner Ausgabe von H. Ploss: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde" II. Aufl. Bd. II S. 430. Leipzig 1887.

Urgrossmuttermilch und wieviel auf Rechnung dieser künstlichen Ernährung zu setzen ist. Immerhin verliert der Gegenstand durch diesen Zweifel durchaus nichts an seinem hohen physiologischen Interesse, denn das Wunderbare und Räthselhafte liegt ja gerade darin, dass die schon seit Jahren und Jahrzehnten der senilen Atrophie verfallenen Brustdrüsen überhaupt noch wieder, und zwar ohne ein voraufgegangenes Puerperium, zu erneuter Milchsekretion angeregt zu werden vermögen. —

Hr. Gustav Hahn bemerkt hierzu: Bei Frauen in den fünfziger Jahren, welche die climacterische Zeit hinter sich haben, kommt nicht selten eine Absonderung rothbrauner Flüssigkeit aus den Brüsten vor. Seltener findet dies bei Jungfrauen statt. Die Flüssigkeit stammt aus Cysten, welche sich aus den Milchgefässen der Brustdrüse entwickelt haben. Die Absonderung ist meist so reichlich, dass die Hemden unterhalb der Brüste nass werden und schon deshalb ärztliche Hülfe aufgesucht wird. Ich sehe im Jahre 2—3 an dieser Krankheit leidende Frauen. — Es ist nun wohl möglich, dass solche Frauen das pathologische Sekret zur Ernährung von Kindern benutzen. Bei der Frage der Spät-Laktation kommt es daher vor Allem darauf an, festzustellen, ob das Sekret der Brustdrüse milchweiss oder rothbraun ist. — Ich habe das Leiden oft dadurch geheilt, dass ich durch die natürliche Oeffnung in der Warze Lugollsche Lösung, d. i. Jod-Jodkalium-Lösung in die Cyste in mehrwöchentlichen Zwischenräumen eingespritzt habe. Ist die Oeffnung des Milchgefässes in der Warze zu klein, um die Einspritzung sicher machen zu können, so muss man sie mit feinen Thränensonden oder feinen Fischbeinbougies vorher erweitern. —

Hr. Bartels: Mit Hrn. Hahn kann ich darin nicht übereinstimmen, dass der von diesem geschilderte Zustand ein relativ häufiger ist. Es kommen allerdings dem Arzte bisweilen derartige Patientinnen vor; aber im Vergleiche zu der Gesammtbevölkerung bilden sie doch nur eine verschwindend kleine Zahl. Die Hahnschen Fälle gehören auch in ein ganz anderes Gebiet, das ich absichtlich hier mit Stillschweigen übergangen habe, da ich nicht über alle Abnormitäten der Laktation habe sprechen wollen. Bei den von Hrn. Hahn erwähnten Fällen handelt es sich um rein pathologische Zustände. Uebrigens ist auch bei jungen Frauen ohne ein vorhergehendes Wochenbett bisweilen das Eintreten einer Milchsekretion beobachtet worden, und vor nicht langer Zeit wurden mehrere solcher Beobachtungen beschrieben. Aber diese Frauen standen in der Blüthe ihrer Jahre, in voller Geschlechtsreife und ihre Brustdrüsen waren noch nicht den Veränderungen des Greisenschwundes verfallen gewesen. Es ist der Gesellschaft unzweifelhaft bekannt, dass bisweilen selbst Männer eine so starke Milchsekretion in ihrer Brustdrüse zeigten, dass dieselbe zur Ernährung ihres Kindes ausreichend war. Hier liegt eine sogenannte Heterogenie vor, ein Auftreten weiblicher Geschlechtscharaktere bei dem männlichen Geschlecht. In einem dieser Fälle[1]) wird in den officiellen Berichten besonders hervorgehoben, dass die Milch von weisser Farbe gewesen sei. Das sind also, wie gesagt, alles andere Zustände, wie die von mir bei den alten Kafferfrauen geschilderten. Es ist sehr fraglich, ob die alten Damen unserer Bevölkerung, selbst wenn sie es wünschten, in den Stand gesetzt werden könnten, wieder junge Kinder zu säugen. —

1) Es ist der in der Debatte von Hrn. Hartmann erwähnte Landmann aus Neu-Andalusien, welchen A. von Humboldt und Bonpland kennen lernten.

Hr. Woldt hat in der Sage von der Entdeckung Grönlands durch die Wikinger von einem Manne gelesen, der statt der verstorbenen Mutter ein Kind an seiner eigenen Brust nährte. —

Hr. R. Hartmann: Mir ist erinnerlich, als junger Arzt eine 65 jährige, gut situirte und wohl genährte Dame beobachtet zu haben, welche aus ihren Brüsten eine reichliche plastische, Colostrum-ähnliche, blassröthliche Flüssigkeit spontan absonderte. Eine von mir damals angefertigte mikroskopische Zeichnung ergab die Anwesenheit zahlreicher sogenannter Colostrum-Körperchen. Die Dame hatte noch recht regelmässig ihre Menses und lebte völlig enthaltsam. Bekannter ist übrigens ein von Al. von Humboldt, wenn ich nicht irre, im III. Bande seiner Reisen in die Aequinoctialgegenden des neuen Continentes beschriebener Fall, in dem ein venezuelanischer Mann (ich weiss nicht mehr, ob reinblütiger Kreole oder Mestize) nach dem Tode seiner Frau das neugeborne Kind aus seinen eigenen Brüsten vollkommen zu stillen vermochte. —

Hr. Reiss bemerkt hierzu: Auf Java ist, wie ich von gut unterrichteter Seite erfahre, die Spät-Säugung eine weit verbreitete Sitte, der von den Frauen der Eingeborenen allgemein gehuldigt wird. Die Javanin verheirathet sich früh, gewöhnlich schon im Alter von 12—14 Jahren. Unmittelbar nach der Geburt nimmt die Frau ein Bad — die landesüblichen Bäder bestehen im Begiessen des Körpers mit Wasser — und widmet sich der Pflege des Kindes. Vierzig Tage lang schont sich die Mutter; sie vermeidet während der ganzen Zeit jede schwere Beschäftigung. Nach Ablauf dieser Frist nimmt die Frau wieder ihre gewohnte Arbeit auf; sie geht in die Zuckerrohrfelder, in die Fabriken, zum Reisstampfen oder tritt in Dienst einer der grossen europäischen Haushaltungen. Das Kind bleibt zu Hause; es wird der Fürsorge einer alten Frau, der Grossmutter oder irgend einer Nachbarin übergeben, die für geringes Entgelt und zum eigenen Vergnügen sich dieser Aufgabe widmet. Zwei bis drei Mal wird das Kind im Laufe des Tages zur Mutter gebracht. Um in der Zwischenzeit möglichst wenig durch das Kind in der Besorgung des Haushaltes gestört zu sein, bindet sich die alte Frau das in ein Tuch eingeschlagene Kind an den nackten Oberkörper. Nach Nahrung suchend, vielleicht auch aus Langerweile, saugt das Kind an dem welken Busen seiner Pflegerin, der in Folge des fortdauernden Reizes allmählich ein milchartiges Sekret abzusondern beginnt. Die nur spärlich entwickelte Flüssigkeit ist gelblich und entspricht keineswegs der Muttermilch. Dass das Kind trotzdem gedeihen kann, erklärt sich nur aus der Thatsache, dass schon vom ersten Tage nach der Geburt eine künstliche Ernährung angewandt wird, indem das Kind allmählich an einen aus weichgekochtem Reis und rohen Bananen gemischten Brei sich gewöhnen muss, der ihm trotz anfänglichen Widerstrebens eingestopft wird. Die künstliche Nahrung mit der in grösseren Intervallen gereichten Muttermilch dürfte für die Ernährung ausreichen; das Sekret der alten Wärterin dient zu ihrem und des Kindes Wohlbehagen. „Kassi-tetek“ heisst in malayischer Sprache das Säugen an der Mutterbrust; „Mpeng“ das Säugen am welken Busen alter Frauen. So allgemein ist die Sitte auf Java verbreitet, dass europäische Aerzte bei Annahme alter Pflegerinnen für Kinder weisser Mütter stets ernstlich die Ausübung des Mpeng verbieten, da nach ihrer Ansicht üble Folgen für das Kind daraus entstehen können.

(11) Der Vorsitzende stellt den durch die ungewöhnlich starke Entwickelung seiner Muskulatur ausgezeichneten Hrn. August Maul aus Plauen i. Sachsen vor.

Hr. Hans Virchow giebt einige anatomisch-physiologische Erläuterungen, das Spiel der einzelnen Muskeln betreffend.

(12) Hr. Bischoff hat die primitive Staatstoilette einer vornehmen jungen Südseedame und eine schön geflochtene Mafuca-Mütze aus Innerafrika der Gesellschaft zum Geschenk überwiesen, wofür der Vorsitzende den Dank der Gesellschaft ausspricht.

(13) Hr. W. Schwartz legte drei javanische Bilder vor, die zwar, wie er sagte, nicht durch künstlerische Ausführung sich auszeichneten, sondern gerade durch die in denselben sich bekundende Unbeholfenheit es bestätigten, dass sie, wie er wisse, von einem Eingeborenen angefertigt seien. Schon an sich als ein volksthümliches Produkt interessant, seien sie es auch durch das Thema der Darstellung; es seien, wie ihm der verst. Prof. Buschmann s. Z. nach den Ueberschriften angegeben, Darstellungen von Scenen aus einem javanischen Puppenspiel. Das erste Bild stellt nach der Ueberschrift dar „der Büffel kommt in die Gegenwart des Fürsten". Man sehe letzteren in seinem eigenthümlichen Kostüm, den Kris an der Seite, dem Büffel entgegentretend, während die Frauen sich hinter ihm zu bergen versuchten. — Das zweite Bild zeige einen Mann mit einer charakteristischen Thiermaske, der einen Büffel mit einer Hand am Horn fasse und mit der anderen die Keule auf ihn niederfallen lasse. — Das dritte zeige den Tanz von Bajaderen, die sich nicht gerade durch ihre Schönheit auszeichneten. Zur Linken stände eine etwas unförmliche männliche Figur. —

Hr. R. Hartmann glaubt in dem Büffel die ganz treffende Abbildung eines Banteng-Stieres (Bos sondaicus ♂) zu erkennen.

(14) Der Vorsitzende theilt die vom Gesammtverein der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine auf seiner Generalversammlung zu Mainz im vorigen Jahre gefassten 6 Beschlüsse mit, welche die gesetzliche Regelung und administrative Organisation des Schutzes der deutschen Alterthümer betreffen (abgedruckt in den Protokollen über die Plenarsitzungen am 15. und 16. September in Nr. 12 des Correspondenzblattes des Gesammtvereins, 1887; vgl. diese Verhandlungen 1887, S. 715). Die Gesellschaft ist aufgefordert, diesen Beschlüssen zuzustimmen; Vorstand und Ausschuss glauben dies auch im allgemeinen empfehlen zu sollen, Bedenken erregten indess der Beschluss II, sowie Satz 5 des Beschlusses III, beide vom 16. September; sie lauten wie folgt:

II. Die deutschen Regierungen zu ersuchen, die auf öffentlichem Grund und Boden gemachten Funde der Regel nach nicht dem centralen Staatsmuseum, sondern dem betreffenden Territorial-Museum (Provinzial-, Bezirks- u. s. w. Museum) zuzuweisen, nöthigenfalls unter Vorbehalt des fiskalischen Eigenthumsrechts. Dies möge nicht ausschliessen, dass denjenigen kleineren Lokal- und Vereinssammlungen, welche Gewähr für ihre wissenschaftliche Leitung und für ihren gesicherten Bestand bieten, dergleichen Zuwendungen gemacht werden.

III, 5: Für den Fall der Auflösung (einer neu, unter staatlicher Genehmigung zu begründenden Museums- oder Vereinssammlung) regierungsseitig vorzuschreiben: eine Bestimmung darüber, wohin die Sammlungen mit den dazu gehörigen Schriften gelangen sollen. Der Regel nach wird hierbei das nächst belegene grössere territoriale Museum zu berücksichtigen sein.

Die Befolgung der in diesen beiden Beschlüssen ausgesprochenen Grundsätze

würde ohne Zweifel eine Lahmlegung der grösseren Staatssammlungen nach sich ziehen; Vorstand und Ausschuss empfehlen daher die nachstehenden Gegenvorschläge zur Annahme:

Zu II: Die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte hält es, im Gegensatz zu dem vorgelegten Beschluss, für dringend geboten, dass seitens der deutschen Staatsregierungen die auf fiskalischem Grund und Boden gemachten Funde zunächst dem centralen Staatsmuseum zur Verfügung gestellt werden, unter Befürwortung der Abgabe derjenigen Fundstücke, welche für das Centralmuseum entbehrlich sind, an die betreffenden Territorialmuseen.

Zu III, 5: Dem in Beschluss III Satz 5 enthaltenen Vorschlage in Betreff der Vertheilung einer etwa aufzulösenden Sammlung kann die Gesellschaft nicht zustimmen, sie hält es vielmehr für zweckmässiger, wenn die Entscheidung in solchen Fällen über die Vertheilung des Materials von der Berücksichtigung des Inhalts der Sammlung und der etwa wünschenswerthen Vervollständigung anderer Sammlungen abhängig gemacht wird. —

Hr. Römer-Hildesheim bemerkt, dass Preussen so grosse und selbständig entwickelte Provinzialmuseen besitze, dass die Weiterbildung derselben nicht gestört werden dürfe und dass daher eine gewisse Decentralisation geboten erscheine. —

Herr Polenz-Berlin, welcher als Vertreter der Regierung die Mainzer Generalversammlung besucht hat, erwidert: Es ist seitens der Verwaltung der Grundsatz befolgt, einen Theil der gemachten Funde den Provinzialmuseen, einen anderen dem centralen Staatsinstitut zu überweisen. Die betreffenden Funde werden durchaus nicht immer von fiskalischen Beamten gemacht, sondern vielfach von Privaten. Durch letztere können in den Grenzdistricten, z. B. in Schleswig, in der Rheinprovinz u. s. w. gemachte Funde leicht defraudirt und durch Verschleiss über die Grenze in fremden Besitz hinübergespielt werden. An der Grenze ist er daher sicherer, die Funde vorläufig den dortigen Provinzialmuseen zuzustellen, im Binnenlande dagegen wird man eher einer Abführung an das Centralmuseum zustimmen müssen. Uebrigens verdient es volle Anerkennung, dass die Berliner Gesellschaft den Beschlüssen der Mainzer Generalversammlung in der angegebenen Weise entgegentritt. —

Hr. Olshausen bemerkt, dass es ein Gebot der Selbsterhaltung werde, den zahllosen, wie Pilze aus der Erde schiessenden und häufig nur sehr dürftig verwalteten „Museen“ zu steuern. Denn durch solche Pseudomuseen werde eine bedauernswerthe Verzettelung der prähistorischen Funde und damit ein grosses Hinderniss für die Forschung geschaffen. —

Hr. Hollmann bittet, die exorbitanten Forderungen der Mainzer Generalversammlung einhellig abzulehnen und die in Berlin gestellten Gegenanträge ebenso einhellig anzunehmen. —

Der Vorsitzende resumirt: Es handelt sich vorläufig für die Berliner Gesellschaft nur um den Ausspruch von Wünschen. Die definitive Regelung der Angelegenheit gebührt der Staatsregierung. An uns bleibt es aber immerhin, zu verhindern, dass den Staatsmuseen die Lebensbedingungen abgeschnitten werden. —

Hr. Künne beantragt Annahme der Berliner Gegenvorschläge durch Acclamation.

Es erhebt sich kein Widerspruch, die Vorschläge sind mithin angenommen.

Eine Abschrift derselben wird Sr. Excellenz dem Herrn Cultusminister zugestellt werden.

(15) Hr. Jannasch spricht über

die Textilindustrie bei den Ur- und Naturvölkern.

Bei Betrachtung der historischen Entwickelung der modernen Grossindustrie fallen hauptsächlich 2 Industriezweige ins Auge, welche sowohl hinsichtlich der Güte des von ihnen verarbeiteten Materials, der vielfältigen Verwendung ihrer Erzeugnisse zu den praktischen Zwecken des Lebens, der Formen- wie Farbenschönheit ihrer Producte, sowie endlich hinsichtlich der Vervollkommnung ihrer mechanischen Hülfsmittel vor allen anderen sich auszeichnen. Diese beiden Industriezweige sind die Metall- und die Textilindustrie. Gewährt die erstere dem Menschen die Mittel zur Vertheidigung, wie zum Angriff, ermöglicht sie ihm durch gewaltige Kraftmaschinen seine agressive, wie defensive Stellung zu verstärken, zeichnen sich die Gebilde anderer Zweige der Metallindustrie durch plastische Schönheit aus, so excelliren die in der Textilindustrie zur Verwendung gelangenden Maschinen und Werkzeuge durch eine äusserst sinnreiche Construction zwecks der Veredelung des Rohstoffes, und kaum eine andere Industrie darf sich rühmen, Werkzeuge des Friedens in gleicher Menge und von gleicher mechanischer Vollkommenheit erzeugt zu haben, wie solche die Textilindustrie von den ersten Anfängen der Cultur bis auf den heutigen Tag uns vorzuführen vermag. Kein Zweifel, dass daher das jeweilige Entwickelungsstadium der Textilindustrie einen tieferen Einblick in die Culturverhältnisse eines Volkes gestattet. Aus diesem Grunde erscheint eine eingehendere Betrachtung der Ur- wie Uebergangsformen, in welchen sie auftritt, u. A. auch zur Erlangung weiterer Einblicke in die Culturgeschichte der Menschen werthvoll.

Um darzulegen, zu welch' einschneidender Bedeutung und Wichtigkeit die heutige Textilindustrie im Leben der modernen Culturvölker gediehen ist, möge es mir gestattet sein, Ihnen das Bild eines Zweiges derselben — der Baumwollenindustrie — zu entwerfen. Dieselbe zeigt in Europa eine Entwickelungsperiode von kaum 100 Jahren. Während im Jahre 1789 der Werth der in Europa eingeführten Baumwolle sich auf kaum 200 000 Mk. bezifferte, beträgt jetzt die jährliche Baumwolleneinfuhr aus überseeischen Productionsgebieten in Europa in runder Summa etwa 1,3 Milliarde Kilogramm; berechnen wir den Werth pro Kilogramm auf etwa 1 Mk., so ergiebt sich, dass die alten europäischen Culturländer alljährlich 1,3 Milliarde Mark an die überseeischen Productionsgebiete abzuführen haben, was hauptsächlich in Gestalt von Waaren geschehen wird, ein Umstand, welcher einestheils bezeugt, wie sehr die wirthschaftliche Thätigkeit alter und junger Wirthschaftsgebiete einander ergänzt und anderentheils zeigt, von welch' hoher Bedeutung die jungen colonialen Wirthschaftsgebiete für die Industrieländer Europas bereits geworden sind. Um 1,3 Milliarde Kilogramm oder 1,3 Mill. Tons (à 1000 *kg*) Baumwolle aus den Productionsländern nach Europa zu transportiren, würden 2000 Segelschiffe à 650 Tons oder etwa die gesammte deutsche Handelsmarine — dieselbe zählte Ende 1887 1 284 703 Tons — in den Transportdienst des in einem einzigen Industriezweige verarbeiteten Rohstoffes gestellt werden müssen; um die gleiche Menge Rohstoffes von den europäischen Häfen nach den Productions-

centren der europäischen Baumwollenindustrie: Manchester, Rouen, Mühlhausen, Glarus, Chemnitz u. s. w. zu bewegen, würden 130 000 Eisenbahnwaggons, mit einer Tragfähigkeit von je 100 Doppelcentnern, erforderlich sein. Rechne man zu den vielen Tausenden von Arbeitern, welche mit dem Transport der Baumwolle zu thun haben, das Heer von Agenten, Commissionären und Anderen, welche an dem Baumwollenhandel interessirt sind, hinzu, so marschirt eine ganz stattliche Armee von Interessenten vor uns auf.

Ein anderes Bild! Werfen wir einen Blick auf die in der europäischen Baumwollenindustrie zur Thätigkeit gelangenden Anlage- und Betriebskapitalien. Die Zahl der in Europa thätigen mechanischen Baumwollspindeln beziffert sich z. Z. auf etwa 70 Millionen; berechnen wir die Anlagekosten pro Spindel durchschnittlich auf 35 Mk., so ergiebt sich die gewaltige Summe von nahezu $2^1/_2$ Milliarden Mark als Anlagekapital für die europäische Baumwollspinnerei; fixirt man die Anlagekosten des mechanischen Webstuhls auf durchschnittlich 900 Mk., so berechnet sich das Anlagekapital für die in der europäischen Baumwollweberei thätigen 700 000 mechanischen Webstühle auf 630 Millionen Mark, also zusammen in der Weberei und Spinnerei über 3 Milliarden Mark! Da durchschnittlich auf 1000 Spindeln 8 Arbeiter und Vorarbeiter und auf 5 mechanische Webstühle etwa 4 Arbeiter und Vorarbeiter entfallen, so berechnet sich die Zahl der in der europäischen Baumwollenspinnerei und -Weberei beschäftigten Arbeiter auf mindestens 1 Million. Dieselben erhalten durchschnittlich etwa pro Tag 2 Mk. Lohn; mithin werden jährlich 600 000 000 Mk. an Löhnen ausgezahlt. In diesen Ziffern sind weder die Löhne der Unternehmer, noch der Ingenieure, noch der anderen leitenden technischen wie kaufmännischen Kräfte inbegriffen. Das sind gewaltige Ziffern, welche weder die kühnste technische noch finanzielle Spekulation auch nur zu ahnen vermochte, als im Jahre 1738 John Kay die Schnellschütze und im Jahre 1767 Hargreaves die Muljenny erfand. Und die Baumwollenindustrie ist doch nur ein Zweig der Textilindustrie, deren Zahlen um ein Gewaltiges vermehrt werden würden, wenn wir an dieser Stelle die volkswirthschaftliche Bedeutung der Wollen- und Seidenindustrie, sowie der Zeugdruckerei ziffermässig zum Ausdruck bringen wollten. Wer das Werben und Streben der Unternehmer im Konkurrenzkampfe verfolgt, wer gewahrt, wie die technische Leistungsfähigkeit der mechanischen Productionsmittel fort und fort unablässig gesteigert wird, wie durch methodisch fortgeführte Arbeitstheilung der Arbeiter immer mehr zum Appendix der Maschine herabsinkt, wer sich der furchtbaren Krise erinnert, welche in der Baumwollenindustrie unter dem charakteristischen Namen „cotton famine" hunderttausende von Arbeitern in Europa dem Elende und dem Untergange preisgab, wer andererseits wieder gewahrt, wie jener kleine unscheinbare Baumwollenfaden die Interessen meergetrennter Länder auf das Innigste miteinander verknüpft, so dass noch heute, nach mehr als 100jähriger politischer Trennung Englands und der Vereinigten Staaten wirthschaftliches Gedeihen von einander abhängen, wer Alles dies erwägt, der wird zugeben, dass die Baumwollenindustrie in mehr wie einer Hinsicht für die wirthschaftliche wie wirthschaftspolitische Entwickelung der modernen Völker typisch geworden ist [1]). Und doch bildet die Baumwollenindustrie nur einen Theil der Textilindustrie. Wenn auch, in Hinsicht auf die Menge der Productionsmittel wie Erzeugnisse, nicht von gleicher Bedeutung wie die erstere, so stellen die durch die Wollen- und Seidenindustrie, sowie durch die, im unmittelbaren Anschlusse

1) Vergl. auch meine Schrift: „die europäische Baumwollenindustrie und ihre Productionsbedingungen", Berlin 1882.

an sie sehr umfangreich entwickelte Zeugdruckerei und Färberei repräsentirten Ziffern doch sehr hohe Werthe im industriellen Haushalte der Nationen dar, wie gleiche nur noch die Metallindustrie zeigt.

Die mitgetheilten Angaben lassen erkennen, welche grosse Wichtigkeit die Textilfasern für die Bedürfnisse und die Entwickelung der Menschheit gewonnen haben. Angesichts der starken Volkszunahme scheint es somit auch um so erklärlicher, dass das Bestreben, neue solcher Fasern zu finden, sich fortgesetzt geltend macht. Die Güte einer Textilfaser hängt nun keineswegs von ihrer Stärke und Länge ab, sondern vorzugsweise von ihrer Elasticität. Unter dem Mikroskop betrachtet, zeigt die Schafwolle eine gewellte oder auch spiralförmige Struktur. Zieht man das Wollhaar auseinander, so hat es in Folge seiner Struktur das Bestreben, in die frühere Lage zurückzuschnellen. Insbesondere zeigt das Merinohaar diese Eigenschaft. Die Elasticität und gleichzeitig rauhe Aussenseite der Wolle verstärkt ihre Textilfähigkeit, ihre Fähigkeit, sich mit anderen Fasern auf das Innigste mechanisch zu durchdringen. Wenn nun auch nicht gleich vorzügliche, so zeigen die besseren Baumwollenmarken, wie die Aegyptische, Louisiana, Sea-Islands, der Schafwolle ähnliche Eigenschaften; diese Marken weisen Fasern von 5—6 *cm* auf. Dazu gesellt sich noch der weitere günstige Umstand, dass die Baumwolle von Gummi und Magensaft nahezu gänzlich frei ist, so dass ihre Textilfähigkeit unter solchen Beimischungen, wie andere Textilpflanzen sie leider in grossen Mengen zeigen, nicht leidet. In Folge starken Gehaltes an Magensaft zeigt selbst die Handelswaare von Hanf und Flachs eine grüne Farbe, die gänzlich zu beseitigen, auch durch eine starke Röstung kaum, bei unserer Brennnessel ebenfalls nur in durchaus ungenügender Weise gelingt. Die Textilfähigkeit der Faser wird dadurch ungemein gemindert und die Versuche der sog. „preussischen Nesselkommission“, durch unsere einheimische Nessel die eingeführten Gespinnstfasern zu verdrängen, haben sich als völlig vergebliche bisher erwiesen. Unter den Versuchen, neue Fasern in die Textilindustrie einzuführen, haben nur die sich bewährt, welche auf die Verwerthung der Jute gerichtet waren. Die Versuche, die Ramiefaser in der europäischen Industrie zu verwenden, können z. Z. noch keineswegs als erfolgreiche betrachtet werden, wogegen sie in Indien gelungen sind. Höchst wahrscheinlich ist die grössere oder geringere Textilfähigkeit der Faser abhängig von der Erntezeit und der unmittelbar an ihre Ernte sich anschliessenden präparatorischen Bearbeitung. Der billige Arbeitslohn unterstützt in Indien dieselbe, welche bei uns wegen des hohen Arbeitslohnes zu kostspielig ist. Die bisher in Europa angestellten Versuche, durch chemische und mechanische Processe die indische Handarbeit zu ersetzen, haben sich bis jetzt als vergebliche erwiesen. Das in Deutschland mit grossen Opfern und Kosten angewandte Krämer'sche Verfahren hat resultatlos geendet. Gegenwärtig bemüht sich die Gesellschaft „La Ramie française“ in Avignon, die Pflanze zu cultiviren und die Faser auf mechanischem Wege textilfähig zu machen (vergl. übrigens die eingehenden Mittheilungen hierüber im „Export“ 1887 Nr. 27, 34, 42, 44).

Unter den hier ausgelegten Textilpflanzen sei besonders noch auf die Istlefaser, welche in grossen Mengen auf den Hochplateaux von Mexiko wächst, hingewiesen. Die Blätter dieser Aloë werden, nachdem sie geschnitten, einem sehr primitiven Röstverfahren unterzogen und die einzelnen, oft mehrere Fuss langen Fasern gelangen dann unter dem Namen Hennequen in den Handel. Die Gesammtausfuhr dieser Handelswaare aus Mexiko werthet jährlich etwa 4—5 000 000 Dollars. Die Geflechte und Gewebe, welche daraus hergestellt werden, sind jedoch sehr gewöhnlicher und einfacher Art. Unter den hier ausgestellten Textil-

fasern gewahren Sie ferner die der Stechpalme, welche gleichfalls eine starke Beimischung von Chlorophyll enthält. Zweifellos ist aber die Faser der Tucuma ungleich elastischer und biegsamer, als die der Aloë. Die hier ausgestellten Fasern der Ananas wie der Banane zeigen eine schöne weisse Farbe und dürften sich wohl für sehr feine Webereien und Knüpfarbeiten eignen. Es kommen sehr kunstvolle Arbeiten davon bereits im Handel vor, aber zur Verwerthung dieser Fasern durch die Grossindustrie ist man im umfangreichen Maasse noch nicht gelangt. Auch die Fasern einiger südamerikanischer Lianen (Cypo) — wie solche hier ausliegen — gelangen in der Handweberei und Flechterei zur Verwendung, aber noch ist es nicht gelungen, sie in den Dienst des Grossindustriell-Betriebes zu stellen. Es sei nicht unerwähnt gelassen, dass die von dem „Centralverein für Handelsgeographie" vor 2 Jahren zu Berlin inscenirte südamerikanische Ausstellung eine Menge bisher in Europa unbekannter Textilpflanzen und Fasern zur Kenntniss der wissenschaftlichen wie industriellen Interessenten gebracht hat, aber alle auf die Textilfähigkeit dieser Pflanzen hin angestellten Untersuchungen und Versuche haben bisher nur negative Ergebnisse zu zeitigen vermocht. Schliesslich sei noch auf die hier vorgelegten schönen Exemplare von südamerikanischen, neuseeländischen und japanischen Flachs und Hanf hingewiesen, Proben, welche in gleich schöner Qualität wohl selten hier bekannt geworden sind.

Die einfache Faser, wie die Natur sie uns bietet, genügt nur sehr selten zur Herstellung eines Fadens, welcher zur Anfertigung von Geweben benutzt werden könnte. Wir sind deshalb genöthigt, die einzelnen Fasern mit einander auf mechanischem Wege zu durchdringen, — ein Process, welchen wir „spinnen" nennen. Einer der ursprünglichsten Spinnprocesse besteht darin, dass die Spinnfasern, parallel nebeneinander gestreckt, zwischen den flachen Händen gerollt werden. Die Nomaden in den Steppen des Wad-Draae (Nordwest-Afrika) pflegen auch die Fasern über den Schenkel zu legen, mit der flachen Hand darüber zu rollen und sie so zu einem kräftigen Faden zu verbinden; hat der Faden dann eine Länge von etwa 1 *m* erreicht, so wird das Ende am grossen Zehen der in sitzender Stellung arbeitenden Person festgebunden, das andere Ende durch neu hinzugefügte Fasern verlängert und das Rollen auf dem Schenkel wiederholt. Je länger der Faden wird, um so öfter wird er um die Zehen, bezw. den Fuss gewickelt, so dass lange und sehr haltbare Fäden entstehen. Sogar Schafwolle wird auf diese Weise zu dicken Fäden versponnen, welche zur Herstellung von Zeltdecken und einfachen Teppichen dienen.

Auch unsere alten Schäfer pflegen, namentlich in Westfalen, in nicht minder ursprünglicher Weise dicke Wollfäden dadurch herzustellen, dass sie Wolle an einem kleinen Stäbchen, etwa von der Länge eines Bleistiftes, befestigen, dann in geringer Entfernung die Wollfäden um ein anderes Hölzchen herumwinden und alsbald die beiden Hölzer in entgegengesetzter Richtung scharf andrehen, um so dem Faden eine grössere Dichtigkeit und Festigkeit zu geben. Der so gewonnene Faden wird dann auf dem einen der beiden Hölzer aufgewickelt und der Spinnprocess fortgesetzt, bis der Faden die gewünschte Länge erreicht hat. Es liegt nun nahe, diesen ebenso ursprünglichen, wie langwierigen und ungleichmässigen Spinnprocess dadurch zu verbessern und gleichmässiger zu gestalten, dass der Spinner an dem einen Ende des Fadens einen schweren Gegenstand — etwa einen Stein — befestigt, alsdann den Faden in eine drehende, wirbelnde Bewegung versetzt und während der fortgesetzten Drehung von Stein und Faden dem letzteren neue Gespinnstfasern zuführt, welche alsdann, in die wirbelnde Bewegung hineingerissen, sich enger und enger mit einander verbinden. Der gedrehte

Faden wird von Zeit zu Zeit auf dem Stein aufgewickelt und der Spinnprocess aufs Neue fortgesetzt. Bei fortgesetzter Uebung und zunehmender technischer Erfahrung tritt dann an die Stelle des Steines die Spindel mit ihrem Schwungrädchen, an dessen Stelle bei den primitiveren Spindeln eine ziemlich starke Verdickung an der unteren Hälfte der Längenachse der Spindel tritt. Trotz der grossartigen Entwickelung der Maschinenspinnerei in Europa ist die Handspindel noch überall, namentlich in den südosteuropäischen Ländern vertreten. Sie sehen hier unter den ausgelegten Gegenständen eine vortreffliche Sammlung von Spindeln der verschiedensten Art, welche Geh.-Rath Reuleaux die Freundlichkeit gehabt hat, mir zur Verfügung zu stellen. Auf eine der vorgelegten Spindeln mache ich ganz besonders aufmerksam; es ist eine der marokkanischen Spindeln, welche ein kräftiges schweres Schwungrad zeigt. Die marokkanischen Spinner pflegen sie auf den Fussboden zu setzen und sehr kräftig zu drehen, so dass sie wie ein Brummkreisel auf der Erde dahintanzt. Die starke Reibung am Boden bewirkt begreiflicherweise eine starke Abnutzung der Schwungkraft, der Faden muss deshalb sehr häufig straff angezogen und gedreht werden, um gleichzeitig das Forttanzen der Spindel zu bewirken. Die schnelle Drehung, sowie die durch die Reibung veranlasste gleichmässige Flugbahn des Schwungrädchens ermöglicht die Herstellung sehr wollreicher und doch feiner Fäden. Die Gewebe, sowie auch die Djellabas (Kapuzenmäntel) und Hayaks (Umschlagetücher), welche aus diesen Gespinnsten hergestellt werden, sind daher sehr wollreich und warm. Unter den anderen ausgelegten Spindeln zeichnen sich durch ihre hübsche, graciöse Form insbesondere die griechischen aus; unter den Kunkeln ist das spanische Exemplar mit vornehmem, edlem Geschmacke ausgestattet.

Um den Spinnprocess zu beschleunigen, dient das Spinnrad, dessen ursprünglichere Form in dem asiatischen Spinnrade zu suchen sein dürfte, wie es sich sowohl bei den Japanern, wie Indern, Persern und Arabern findet, und welches durch die letzteren auch nach Nordafrika gebracht worden ist. Das hier ausgestellte marokkanische Spinnrad zeigt mit seinen Transmissionen genau die gleiche Construction, wie das noch heute im Gebrauch befindliche ägyptische und japanische Spinnrad, die beide hier durch Abbildungen vertreten sind und welche die ausserordentliche Aehnlichkeit der durch diese Spinnräder in Bewegung gesetzte Spindeln mit der Mule-Spindel erkennen lassen.

Um die Gespinnste zu Zeugstoffen und Kleidungsstücken zu verarbeiten, werden die Gespinnstfäden bekanntlich durch das Weben unter einem rechten Winkel mit einander durchschossen. Die hierbei zur Anwendung gelangenden Apparate sind in den Anfängen ihrer frühesten Entwickelung ausserordentlich einfach construirt.

In den Nigerhochländern bestehen die Webeapparate in einem viereckigen Rahmen, welcher ziemlich genau die Form des bei uns gebräuchlichen Stickrahmens hat. Die Kettenfäden werden von der einen Seite des Rahmens nach der gegenüber befindlichen gezogen, alsdann der erste, dritte, fünfte und weiter jeder in der Reihe folgende ungerade Kettenfaden mit einem flachen Brettchen, welches die Form eines Lineals hat, gehoben, das Lineal (Schwert) alsdann auf die schmale Kante gestellt, wodurch ein sogenanntes „Fach“ gebildet wird; durch dieses wird alsdann der Schuss- oder Einschlagsfaden durchgeführt und mit dem Lineal, — nachdem dasselbe in seine Breitlage zurückversetzt worden ist, — kräftig an die bereits durchgezogenen Schussfäden angeschlagen. Alsdann werden mit dem Lineal die Kettenfäden zwei, vier, sechs, acht u. s. w. aufgehoben, in gleicher Weise wie vorher das Gegenfach gebildet, der Schussfaden durchgereicht und an die anderen

Schussfäden mit dem Lineal wiederum angeschlagen. Man sieht, dass der ganze Webeprocess hier in einem sehr langsam fortschreitenden „Durchreichen" des Einschlages besteht.

In ganz ähnlicher Weise habe ich die Beduinen in den Wad-Draa-Ländern weben sehen. Die Arbeiter schlugen etwa 30—40 Holzpflöcke dicht nebeneinander in gerader Linie in die Erde und bildeten etwa in einer Entfernung von 3—4 *m* eine der ersteren Reihe parallele Reihe von Holzpflöcken in der gleichen Weise. Alsdann wurden die gegenüberstehenden Holzpflöcke durch Kettenfäden mit einander verbunden und durch dieselben die Einschlagfäden in gleicher Weise, wie bei dem Weberahmen der Nigerhochländer durchgeführt oder vielmehr durchgereicht.

In ähnlicher Weise ist der Webeprocess von den Pfahlbautenbewohnern geübt worden. Das hier ausgestellte Modell eines Pfahlbautenwebestuhls zeigt eine ähnliche Art der Arbeit, obwohl der Webstuhl selbst eine vertikale Stellung hat. Zwei derbe Stämme sind senkrecht in einer Entfernung von mehreren Schritten von einander in die Erde geschlagen, beide an ihren oberen Enden durch einen Querstamm oder einen starken Strick mit einander verbunden; von diesem hängt der Kettenfaden herab bis auf die Erde, am unteren Ende durch einen Stein beschwert. Der Schussfaden kann hier in der gleichen, wie oben beschriebenen Weise durch die Kettenfäden durchgeführt werden, kann aber auch um jeden dritten Kettenfaden herumgeschlungen, bezw. festgeknüpft werden, um alsdann — zur Erzielung eines dichteren Gewebes — an die bereits vorhandenen Einschlagsfäden eng angedrückt zu werden.

Der alte „römische Webstuhl" zeigt eine ebenfalls vertikale Stellung, wie aus dem vorgeführten Modell zu ersehen ist. Auch hier sind die Kettenfäden durch Steine an ihrem unteren Ende beschwert. Jeder 1., 4., 7., 10., 13., sowie jeder 2., 5., 8., 11., 14., sowie endlich jeder 3., 6., 9., 12., 15. Kettenfaden ist mit schwachen horizontalen Zugstäben verbunden, durch deren abwechselndes Anziehen das Fach, bezw. Gegenfach zum Einführen des Schussfadens gebildet wird. Bei diesem Webstuhl sei ganz besonders auf den drehbaren Kettenbaum aufmerksam gemacht, welcher sich am oberen Ende der beiden Seitenstützen des Webstuhls befindet.

Ausserordentlich geschickt ist auch der noch jetzt in der Südsee zur Anwendung gelangende Webstuhl construirt. Die Urform desselben ist etwa folgende: Vom Querbalken eines hölzernen Gerüstes, welches die Construction eines Turnreckes zeigt, hängen die langen Kettenfäden herab; in einer Entfernung von etwa 2 *m* befindet sich ein dem ersteren ähnliches, aber niedrigeres Holzgestell, an welchem jeder 1., 3., 5. u. s. w. Kettenfaden festgeknüpft ist. Der 2., 4., 6. u. s. w. Kettenfaden ist dagegen an einer horizontalen Stange angeknüpft, welche ein auf der Erde sitzender Mensch vorn am Leibe festgebunden hat. Zur weiteren Befestigung der Stange dient eine bogenförmige Rückenlehne, welche um den Körper des Webers herumgelegt, an ihren beiden vorderen Enden die Stange trägt. Der Weber sitzt also zwischen Stange und Lehne. Die an der Stange angeknüpften Kettenfäden sind zwischen dem ersten und zweiten Gestell mit Gewichten beschwert, welche, wenn der Arbeiter sich nach vornüber beugt, die Fäden herunterziehen und so das Durchreichen und Anschlagen des Schussfadens ermöglichen. Wirft dann der Arbeiter den Oberkörper an die Lehne zurück, so werden diese Kettenfäden straff angezogen und amalgamiren sich auf das Engste mit dem Schuss. Eine einfache, sinnreiche Vorrichtung, durch welche die beweglichen Kettenfäden gehoben werden, ermöglicht die Bildung des Gegenfaches. Der im Museum Gode-

froy in Hamburg befindliche Südseewebstuhl zeigt bereits erhebliche Verbesserungen, und wäre es wünschenswerth, wenn die Urform des Südsee-Webstuhls in Europa durch Gewinnung einiger Originale genauer bekannt würde.

Der zweifellos am sinnreichsten construirte Webstuhl ist der der nordischen Völker, von welchem hier ein Modell samojedischen Ursprungs ausgestellt ist. Die Kettenfäden sind zwischen zwei parallelen, festen, horizontalen Balken straffgespannt und führen sämmtlich durch ein Webegatter. Jeder zweite Faden nimmt seinen Weg durch die durchlöcherten Gitterstäbe, so dass beim vertikalen Auf- und Abziehen des Webegatters die betreffenden Fäden auf- und niedergezogen werden, während die durch die von den Gitterstäben offen gelassenen Zwischenräume laufenden Kettenfäden straff gespannt bleiben. Die Bildung des Faches und Gegenfaches erfolgt mit grosser Schnelligkeit und die Winkelbildung der Fächer ist von nahezu mathematisch genauer Gleichmässigkeit. Die Construction dieses Webstuhles verdient die sorgsamste Berücksichtigung unserer Technologen.

Eine andere, vielfältig zur Anwendung gelangende Technik zur innigen mechanischen Durchdringung der Fasern zeigt die Flechterei. Der Unterschied zwischen ihr und der Weberei besteht darin, dass letztere durch eine mechanische Vorrichtung eine grössere Zahl von Kettenfäden behufs einer Fachbildung in Bewegung setzt, während bei der Flechterei die einzuschlagende Pflanze oder Pflanzenfaser einzeln um jeden Kettenstock herumgeführt wird, wie dies beim Flechten jedes Korbes beobachtet werden kann. Die Flechterei hat bei uns in Deutschland eine sehr grosse Ausdehnung erlangt und concentrirt sich hauptsächlich zwischen Lichtenfels, Coburg und Bamberg, wo in der Hausindustrie etwa 70 000 Menschen mit Flechtarbeiten beschäftigt sind. Nächst der Brauerei und Bierindustrie liefert die bayerische Flechterei die grössten Exportwerthe. Das Rohmaterial wird aus allen Ländern der Erde herbeigeschafft, ausser der deutschen Weide, gelangen namentlich Weiden aus der Nähe von Pressburg sowie aus der Pikardie zur Verarbeitung. Esparto (Halfa) wird in grossen Mengen aus Spanien und Nordafrika eingeführt; Hamburg allein führte von da im Jahre 1886 für 14 290 Mk. ein, ganz Deutschland für 63 000 Mk. Palmenblätter bester Qualität werden in grossen Mengen namentlich aus Pernambuco importirt; italienisches Stroh, Pfauenfedern, Rosshaare, Fischbein u. s. w. gelangen ebenfalls bei den feineren Flechtwaaren zur Verarbeitung. Noch schönere Flechtarbeiten als Deutschland liefert Japan und wird darin durch ein vorzügliches Material, welches aus der glatten Rinde des Bambusrohres gewonnen wird, sehr unterstützt; die Rinde wird durch eigens dazu construirte Hobel zu Streifen von etwa 15 *cm* Länge und wenige Millimeter Breite verarbeitet, die u. A. auch zum Ueberflechten von Tassen und anderem Porzellangeschirr dienen. Alle diese und ähnliche Flechtarbeiten sind in bester Qualität jetzt überall in den hierselbst eingerichteten japanischen Läden zu erhalten. Ein besonderes Interesse bietet die Knüpfarbeit des hier ausgelegten, völlig wasserdichten japanischen Regenmantels aus Reisstroh, eine Knüpfarbeit, wie sie auch bei der Handarbeit der Teppichfabrikation zur Anwendung gelangt. Nächst den japanischen Geflechten sei noch auf die hier ausgelegten mexikanischen, grönländischen und madagassischen Binsengeflechte hingewiesen. Der vorgelegte Korb aus Madagaskar, welcher von der dortigen Bevölkerung auf dem Kopfe transportirt wird, dient als Wasserbehälter; die zu seiner Herstellung verwandte Binse ist sehr hygroskopisch, saugt das Wasser in grossen Mengen auf, verhindert, dass es durchläuft, befördert aber die schnelle Verdunstung, so dass sich das Wasser im Innern des Korbes kühl erhält. Die schönen Blätter und Fasern der Chouchoute

werden auf Mauritius zu sehr schönen Flechtarbeiten verwandt, wie solche hier ausliegen.

Ein ausserordentlich schönes Geflecht repräsentirt die hier ausgestellte Häuptlingsdecke aus Fiji. Sie zeigt, dass sehr schöne und dauerhafte Zeugstoffe durch Geflechte hergestellt werden können und bietet somit ein Gegenstück zu der vielfach verbreiteten Ansicht, dass Zeugstoffe zu ihrer Herstellung die Erfindung der Weberei voraussetzen. Lange Stengel von Fiji-Hanf, welcher dem von Neu-Seeland sehr ähnelt, sind parallel an einer Stange aufgehängt und, wie das Muster zeigt, auf das Engste miteinander verknüpft und verknotet. Nachdem auf diese Weise eine dichte Matte aus Hanfpflanzen gebildet ist, wird dieselbe mit einem derben Schlägel bearbeitet, die einzelnen Pflanzen auf diese Weise gebrochen, von Holz und anderen Bestandtheilen befreit, alsdann durch Rösten und Bleichen auch von Gummi und anderen Substanzen. Das fertige Product ergiebt eine dicke, sehr weiche Decke, welche auch als Umhang, bezw. Mantel dient. Auf denselben sind als Zierrath bunte Federn und Schnüre befestigt, wodurch der Mantel das Aussehen eines Thierfelles erhält.

Diese gänzlich ohne Zusammenhang mit der Weberei bewirkte Herstellung von Stoffen findet weitere Seitenstücke in den gewalkten Stoffen. Die hier in grösseren Mengen ausgestellten Tapastoffe aus Tonga, Samoa, Hawaii — die auch bereits in weiteren Kreisen bekannt sind — bezeugen, dass das Verbreitungsgebiet dieser Fabrikation ein sehr grosses ist. Der Rohstoff für die Tapafabrikation wird zumeist aus den Fasern gewonnen, welche unter der Rinde des Maulbeerbaumes liegen. Diese Fasern werden, möglichst gleichmässig geschichtet, auf einem Brette aus weichem Holz gewalkt, welches der knieende Insulaner auf seinem Schenkel liegen hat und auf welchem er das aufgelegte Material mit dem sehr harten Tapaschlägel fortgesetzt bearbeitet. Die Fasern des gewalkten Stoffes durchdringen sich eng und der ihnen beigemischte Gummi hält sie fest zusammen. In ähnlicher Weise und aus dem gleichen Stoffe sind auch die hier ausgelegten japanischen Tapeten und Papiere hergestellt worden. Dieselbe Art von Walkerei ist auch schon durch die Aegypter bei Verarbeitung der Papyrusstaude zur Anwendung gelangt. Unterlassen möchte ich nicht, darauf hinzuweisen, dass der ausgelegte, aus der Südsee stammende Tapaschlägel genau dieselbe Form zeigt, wie der ausgelegte Steinschlägel, welcher von den Schlangenindianern in Nordamerika fabricirt worden ist, und welcher vermuthlich zur Fabrikation eines der Tapa ähnlichen Stoffes gedient hat.

Dem farbenverwöhnten Auge des Tropenbewohners genügt die Herstellung von weissen Bekleidungsstoffen, zu welchen die Tapa verwandt wird, nicht, sondern er sucht und sehnt sich nach Stoffen, welche mit hellen und leuchtenden Farben ausgestattet sind. Bei dem Reichthum der Tropen an mineralischen und namentlich vegetabilischen Farbstoffen wird die Färbung weisser Gewebe oder gewalkter Stoffe in hohem Grade erleichtert. Bekleidungsstoffe und Zeuge, mit einer Farbe getränkt, sind verhältnissmässig leicht herzustellen, schwieriger ist dagegen die Herstellung mehrfarbiger Stoffe, namentlich wenn durch die Farben gewisse Figuren zur Erscheinung gebracht werden. Nach den Mittheilungen, welche ich dem Maler Klingelhöfer verdanke, welcher über 20 Jahre in Westafrika gelebt hat, wenden die Bewohner der Nigerhochländer beim Färben der von ihnen fabricirten Baumwollenstoffe sehr häufig die Spritzmethode an, wie sie in den letzten Jahren bei uns so häufig von Dilettanten bei der Verzierung von Holzarbeiten geübt wird. Die zierlichen und graziösen, schön gezeichneten Blätter, Zweige und

Blüthen der tropischen Bäume und Sträucher lassen die Herstellung sehr schöner Zeichnungen durch die gedachte Methode erzielen.

Bei den Javanern gelangt eine bereits seit langer Zeit sehr vorgeschrittene Technik zur Anwendung. Nach den mir gewordenen Informationen beobachten die Javaner bei der Färbung ihrer Stoffe vornehmlich 2 Methoden. Sie überziehen den zu färbenden Stoff auf beiden Seiten mit einer dünnen Wachsschicht, schneiden in dieselbe Figuren hinein, lösen innerhalb der Umrisse derselben den Wachs von denjenigen Stellen heraus, auf welche die Farbe wirken soll; dann tauchen sie den ganzen Stoff in die Farblösung, so dass die von Wachs entblössten Stellen des Gewebes die Farbe eindringen lassen. Dies wiederholen sie, um nach einander den Stoff in mehrere Farblösungen zu tauchen. Durch sorgfältige Ablösung und wiederholte Auftragung von Wachs vermögen sie die farbenprächtigsten Abbildungen von Vögeln, Blumen u. s. w. zu erzielen. Das andere, von den Javanen practicirte Färbungsverfahren besteht darin, dass sie aus kleinen Kännchen das flüssige Wachs auf den Stoff giessen und diesem Gusse die Gestalt der zu bildenden Muster, Figuren u. s. w. geben. Diese Stellen bleiben dann von der Farblösnng frei, während die wachsfreien Stellen mit der zu wählenden Grundfarbe des ganzen Zeugstückes durchtränkt werden. Die bewachsten Stellen können dann durch successive Ablösung des Wachses gefärbt oder bemalt werden.

Die Südsee-Insulaner wenden bereits seit langer Zeit den Handdruck in ganz ähnlicher Weise an, wie er noch heutzutage bei uns in den Handdruckereien ausgeübt wird. Während bei uns die zu druckenden Figuren auf einer Holzplatte eingeschnitten werden, so bilden die Südsee-Insulaner die Formen und Figuren durch Hochreliefs, welche sie glatt und straff gespannten Palmenblättern aufnähen. Das ausgespannte Palmenblatt wird auf einen kleinen Holzrahmen von etwa 1 Quadratfuss Fläche befestigt, die Rippen eines anderen Palmenblattes, spiralförmig gewunden, dem ersteren Blatte aufgelegt und an den Rippen desselben festgeknüpft, bezw. festgenäht. Die Biegsamkeit der so fixirten Palmenrippen und Rippchen gestattet eine vielfache Verschlingung derselben, eine Spirale wächst aus der anderen hervor, an dieselbe reihen sich andere, zum Theil sehr phantastische Figuren. Diese Hochreliefs werden alsdann in Farbe getaucht, um dieselbe dem zu bedruckenden Stoffe aufzutragen. Die Haltbarkeit der aufgetragenen Farben wird durch Beimischung einer Säure oder durch eine dünne Firnissschicht erhöht, wie dies die ausgestellten Muster auf das Deutlichste erkennen lassen.

Die Biegsamkeit der Druckplatte aus Palmblatt legt die Folgerung nahe, dass dieselbe, zu einem Cylinder gerollt, die fortgesetzte Manipulation des Druckes erleichtere; diese Folgerung erscheint um so berechtigter, als ein Volk, welches im Verlauf seiner industriellen Entwickelung bereits zum Handdruck gelangt ist, die Vortheile des Cylinder- oder Walzendruckes sehr bald erkennen und anwenden wird. Und in der That ist der Zeugdruck durch Walzen den Südsee-Insulanern sehr wohl bekannt. Im Museum Godefroy zu Hamburg habe ich selbst etwa 30 Druckwalzen, auf deren hartem Holze die zu vervielfältigenden Zeichnungen eingeschnitzt waren, gefunden, und der Vergleich dieser Zeichnungen mit den den Tapabeständen des Museums aufgedruckten Figuren lieferte den Beweis, dass diese Druckwalzen in der Praxis benutzt worden waren. Die Längenachse dieser Walzen war etwa 0,75 *m*, ihr Querschnitt zeigte einen Durchmesser von etwa 0,20 *m*. Die damit bedruckten Tapastücke waren 80 *cm* breit und 30—40 *m* lang.

Unter Hinweis auf die ausgestellten Gegenstände und im Anschluss an die gemachten Mittheilungen, die ich im Hinblick auf die vorgeschrittene Zeit durch weitere Ausführungen leider nicht zu ergänzen und zu vervollständigen vermag,

möchte ich mir gestatten, namentlich diejenigen Herren, welche auf ihren Reisen Gelegenheit haben, mit Ur- und Naturvölkern künftig in engere Berührung zu kommen, der Textilindustrie derselben eine möglichst sorgfältige methodische Beachtung und Beobachtung zu Theil werden zu lassen und durch Bereicherung der hiesigen Sammlungen unsere Kenntniss über die Geschichte der Textilindustrie zu vermehren. Dadurch wird nicht allein die Gewinnung neuer Textilfasern und Geflechts- und Gewebearten für die praktischen Zwecke unserer Textilindustrie, sondern auch ein tieferer Einblick in die Culturgeschichte der betreffenden Völker, namentlich mit Hülfe vergleichender Studien, im hohen Grade gefördert werden.

(16) Hr. Seler übersendet aus México, 14. Januar, einen Bericht über

die Ruinen von Xochicalco.

In den letzten Wochen des alten Jahres hatte ich Gelegenheit, mich einer vom Dr. Antonio Peñafiel im Auftrage des ministerio de fomento unternommenen Expedition nach den Ruinen von Xochicalco anzuschliessen. Wir schlugen dort ein Lager auf und verweilten acht Tage in unmittelbarer Nähe der Ruinen selbst und hatten so Gelegenheit, diese vielgenannten, aber im Grunde bisher doch wenig gekannten Ruinen mit Musse zu studiren.

Die Ruinen liegen auf den Höhen, die sich südwestlich von Cuernavaca über dem schluchtenzerrissenen Kalksteinplateau erheben, — welches in sich die bewässerten und mit Zuckerrohr bestellten Thalvertiefungen von Temisco, El Fuente und Xochitepec birgt. Die Strasse, welche von Acapulco herauf über Mexcala und Puente de Ixtla nach Cuernavaca führt, passirt diesen Höhenzug an der Stelle, wo der Apatlaco, der spätere Rio Grande — einer der Hauptquellflüsse des Rio de las Balzas, — denselben Höhenzug durchbricht. Die Höhen, welche diese Stelle umgeben, waren vielleicht sämmtlich in alter Zeit befestigt. Wenigstens sieht man an der rechten Seite des Weges den cerro de Xochitepec deutlich mit einer Reihe von Steinsetzungen umgürtet, die in verschiedener Höhe den Berg umziehen. Dort soll sich auch ein cerro de los Idolos befinden, den wir leider nicht Gelegenheit hatten, zu exploriren. Auch der hohe Colotepec, an der linken Seite des Weges (von Süden aus gerechnet), zeigt an verschiedenen Stellen Terrassen und parallele Linien. Die eigentliche Hauptfestung aber, eben die, welche die Pyramide Xochicalco, das sogenannte „castillo“, birgt, liegt etwas abseits vom Wege, auf den Höhen, die auf den Colotepec folgen, und ist auf der anderen Seite durch die tiefe, von steilen Wänden eingefasste Schlucht des Rio Tenbembe („Barranca de los perritos“) begrenzt.

Die Hauptfront war, wie es scheint, nach Süden gekehrt. Wenigstens zeigt an dieser Seite die breite, steil abfallende Höhe eine ganze Reihe Terrassen und Befestigungslinien übereinander (Fig. 1). Nach rechts (vom Centrum der Befestigung aus gesprochen) sind in verschiedener Höhe gegen den Rand der Barranca de los perritos zwei starke, durch hohe, steil abfallende Steinsetzungen befestigte Bastionen vorgeschoben, deren obere den Namen „loma de la Malinche“ führt, wegen des Steinbildes, das sich früher am Rande der Plattform derselben befand, von den Franzosen aber herabgeholt wurde und dabei in Trümmer ging. Auf der linken Seite läuft die Höhe in einen scharfen Grat aus, der am Fusse in seiner ganzen Ausdehnung von einem tiefen und breiten Graben umzogen ist, an dessen innerer Seite sich wieder Steinsetzungen mauerartig erheben. Die Nordseite fällt steil gegen das Kalksteinplateau ab, in welches der Apatlaco sich sein Bett gegraben, und wo, zunächst am Berge, die Ortschaft Tetlama liegt. Weiter oben

Fig. 1



Fig. 2



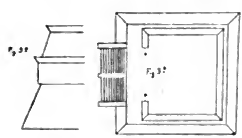
umzieht hier, an der Barranca de los perritos beginnend und an der anderen Seite nach Osten umbiegend, ein tiefer Graben den centralen Theil des Berges. Ausserhalb dieses Grabens verbindet ein schmaler Sattel den Berg von Xochicalco mit einem anderen, nach allen Seiten ziemlich steil abfallenden Berge, den Cerro Moctezuma des P. Alzate, der aber von den Umwohnern, wie wir hörten, Cuatzin genannt wird, — was „die kleine Schlange", aber auch „Herr Adler" bedeuten kann, denn in dem Nahuatl der Gegend wird das Wort quauh-tli der „Adler" cua-tli gesprochen. Ein viel benutzter Fusssteig führt von Miacatlan im Süden durch die den Berg von Xochicalco im Osten umziehende Schlucht und über diesen Sattel nach Tetlama. Der Berg Cuatzin selber ist höher, als der von Xochicalco, und es macht den Eindruck, als ob er als Citadelle von Xochicalco fungirt hat. In zwei verschiedenen Höhen umzieht ein tiefer Graben den ganzen Berg, der nur an der Seite, wo der erwähnte Sattel zu dem Berge von Xochicalco führt, unterbrochen ist. Der Uebergang zum Berge von Xochicalco selbst ist durch einen anderen tiefen Graben geschützt, der, an dem oberen Ringgraben beginnend, den ganzen Abhang des Berges hinab bis an den Fuss führt. Andere radial verlaufende Gräben sind an der Ostseite des Berges zu sehen. Die Spitze ist von Mauerwerk gekrönt, das vier verschiedene Höfe und einen Thurm umschliesst. Wir fanden verschiedene Skulpturstücke im Innern dieser Befestigung, und einen anderen grossen skulpirten Stein entdeckte ich an der Südostseite des Berges, wo ein Sattel ihn mit einem anderen kleinen vorgeschobenen Berge verbindet. Die beiden Berge zusammen, der Cuatzin und der von Xochicalco, von der Nordseite aus gesehen, geben übrigens das Bild, welches der P. Alzate in seiner merkwürdigen Zeichnung (Tafel I Fig. 1) darzustellen versuchte, — ein Bild, welches Dupaix und auch die Franzosen sich begnügten, in etwas verschönerter Form zu reproduciren.

Der Berg von Xochicalco selber besteht aus einem breiteren, im Westen durch die Barranca de los perritos begrenzten Theil und einem schmäleren nach Südosten verlaufenden Grat. Der ganze Kamm ist, sowohl in seinem breiteren, wie in seinem schmäleren Theil, mit viereckigen, durch Steinsetzungen gestützten Bastionen und Erdhügeln verschiedener Höhe bedeckt, über deren eigentliche Bedeutung es schwer ist, sich einen Begriff zu machen. Man vergleiche die Fig. 2, die von der Höhe des Cuatzin aus genommen ist. An der Nordostseite des breiteren Theils umschliessen Erdwälle einen geräumigen viereckigen, genau nach den Himmelsrichtungen orientirten Hof, der nach Angabe des P. Alzate früher mit regelmässig

zubehauenen Steinfliesen bedeckt war. Und hier erhebt sich, ebenfalls genau nach den Himmelsrichtungen orientirt und an der Nordseite von einem noch ununtersuchten, der Pyramide an Höhe gleichkommenden rundlichen Steinhügel begleitet, die mit den wundervollen Skulpturen bedeckte Pyramide, die zuerst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (1777) vom P. Alzate, später vom Capitain Dupaix besucht und beschrieben ward — meiner Empfindung nach das grossartigste Denkmal altmexikanischer Kunst, das wir kennen, das — Dank seiner abgeschiedenen Lage — der Zerstörungswuth der ersten, dem Materialismus und der Nichtachtung der späteren Zeiten zum Trotz in voller Schönheit bis auf unsere Tage sich erhalten hat.

Die Pyramide hat eine, wie schon erwähnt, genau nach den Himmelsrichtungen orientirte rechteckige Grundfläche. Die Dimensionen derselben giebt der P. Alzate in der Richtung Ost-West auf 21 varas, in der Richtung Nord-Süd auf 25 varas an, findet also die Ost- und Westseite um 4 varas länger, als die Nord- und Südseite. Umgekehrt fand Hr. Dr. Gustav Brühl, der Xochicalco im Jahre 1886 besuchte, den Fries der ersten Terrasse auf der Nord- und Südseite um $5^1/_2$ Fuss länger als auf der Ost- und Westseite. Nach den Messungen des Herrn Segura, der als Ingenieur unsere Expedition begleitete, hat die Basis der Pyramide an der Nord- und Südseite eine Länge von 21 *m*, an der Ost- und Westseite eine solche von 20,93 *m*. Er fand also an Unterschied zwischen den beiden Dimensionen nur 7 *cm*. Das ist in gewisser Weise auffällig, da, wie ich unten zu erwähnen habe, die Skulpturen der Nord- und Südseite, gegenüber denen der Ostseite, um zwei Figuren vermehrt sind.

Die Höhe der ersten Terrasse beträgt 3,89 *m*. Sie besteht aus einem unteren, mit einer Neigung von 73° ansteigenden Haupttheil, einem darauf gesetzten und etwas vorspringenden Fries von 1,16 *m* Höhe und einem Karniess, der eine Länge von 0,47 *m* besitzt, und dessen obere Kante um 0,23 *m* gegen die untere vorspringt (vgl. Fig. 3*a*). Auf der Westseite führt eine jetzt leider ziemlich zerstörte, 9,53 *m* breite Treppe auf die Höhe dieser Terrasse. Die Stufen haben eine Höhe von 40 *cm* und eine Tiefe von 30 *cm*. Die Zahl derselben giebt Brühl auf 15 an. Wir fanden nur 11. In der Mitte der Basis ist ein um 30 *cm* vorspringender, 39,5 *cm* breiter Stein zu erkennen, der vermuthen lässt, dass die Treppe zweigetheilt war. In



einer Stelle des Historikers Bétancourt, auf die Hr. Peñafiel die Güte hatte, mich aufmerksam zu machen, findet sich die Angabe, dass sowohl der grosse Tempel, wie sämmtliche andere Tempel Méxicos die Treppe auf der Westseite hatten, und dass die Treppen zweigetheilt waren. Und die Zweitheilung der Treppe ist auch in der Abbildung zu sehen, welche Durán — ohne Zweifel nach alten Handschriften, — von dem grossen Tempel in México giebt. Die oft wiederholte Angabe des Conquistador Anónimo, dass an dem grossen Tempel in México die Treppen schräg an der Seite der Terrasse in die Höhe stiegen, derart, dass man, um auf die Höhe der Pyramide zu gelangen, jedesmal die ganze Peripherie der Terrasse hätte umwandeln müssen (vergl. die Abbildung Icazbalceta, Documentos para la Historia de México tom. I, p. 384) — scheint demnach auf Irrthum zu beruhen. — Der ganze Innenraum der ersten Terrasse der Pyramide von Xochicalco ist mit Schutt und Steingeröll, wie es die Kalksteinformation der Gegend liefert, ausgefüllt. Aussen aber werden die Wände von grossen, regel-

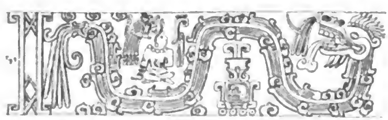
mässig zubehauenen Trachytplatten gebildet, aus welchen in halberhabener Arbeit die die Decoration der Wände bildenden Skulpturen herausgemeisselt sind. Es fiel schon dem P. Alzate auf, dass das Material dieser Platten in einer Entfernung von vielen Leguas nicht zu finden ist, — ein Umstand, der übrigens nicht zum Besten des Monumentes diente, denn lange Zeit ward dasselbe von den umliegenden Zuckerhaciendas als Steinbruch benutzt, wo man feuerfeste Steine zum Bau der Oefen holte.

Dieser ersten Terrasse sollten, wie der P. Alzate erkundet haben wollte, in alter Zeit noch vier weitere Stockwerke aufgesetzt gewesen sein. Dass das aber ein Unding ist, geht schon aus den Maassverhältnissen der ersten Terrasse hervor. Der letzteren war aber nicht einmal eine zweite gleiche Terrasse aufgesetzt. Denn die Treppe führt nur auf die Höhe der ersten Terrasse, und hier öffnet sich ein breiter Zugang in einen mauerumschlossenen Raum, der — vielleicht mit luftigerem Material bedeckt — eine Art Gemach bildete (vgl. den Grundriss Fig. 3*b*). Das, was als Seitenwände einer zweiten Terrasse erscheint, sind nur die Seitenmauern dieses eingefriedeten Raumes. Die Skulpturen, welche zu beiden Seiten des Einganges zu sehen sind, die regelmässig zubehauenen Steine, welche wie Sitzreihen an der Innenseite entlanglaufen, lassen über den Sachverhalt nicht den geringsten Zweifel aufkommen. Und es passt ganz gut zu diesem Sachverhalt, dass, wie der P. Alzate angiebt, sich oben auf der Pyramide ein Stuhl oder chimotlale (auf mexikanisch) befunden haben soll, aus Stein in zierlicher Weise construirt (Alzate § 17 p. 11). Die Pyramide von Xochicalco weicht durch dies Verhalten von den sonst bekannten Tempelpyramiden in merkwürdiger Weise ab. Die Seitenmauern dieses zweiten Stockwerks haben nach den Messungen des Herrn Segura eine Neigung von 66° 70′, stehen also ein wenig senkrechter, als die unteren Theile der ersten Terrasse. Ein darauf gesetzter, senkrecht stehender Fries scheint zu fehlen und nur ein ähnlicher vorspringender Karniess vorhanden gewesen zu sein. Wenigstens fanden wir am Boden liegend Karniesstheile, die nur eine Länge von 40 *cm* hatten, — also um 9 *cm* geringer, als die des Karniesses der ersten Terrasse. Die Höhe des stehenden Theils der Mauern fand Hr. Segura 1,68 *m*, — wozu aber dann noch ein fehlendes Stück von ungefähr 40 *cm* und die Höhe des Karniesses hinzuzurechnen wäre. — Was es für eine Bewandtniss mit der Vertiefung hat, die auf der Höhe der ersten Terrasse innerhalb des mauerumschlossenen Raumes zu sehen ist, und die von den einen für einen Brunnen, von den anderen für einen Eingang in ein unterirdisches Gemach gehalten wird, — konnten wir nicht erkunden, da wir keine Vorrichtungen hatten, die schweren Steinblöcke, die in der Vertiefung lagen, zu entfernen.

Die Skulpturen, welche die Wände sowohl der ersten, wie der zweiten Terrasse bedecken, sind, wie erwähnt, in halberhabener Arbeit ausgefürt. Wir fanden die Höhe, um welche sich die Reliefs über den Fond erheben, 8—10 *cm*. Die ganzen Wände waren mit einer dünnen Lage roth bemalten Stucks überzogen, wovon wir in den Tiefen überall und hier und da auch auf den vorspringenden Theilen Spuren fanden. Der P. Alzate macht darauf aufmerksam, dass in dem Cerro Tepeyoculco, in der Nähe des Dorfes Cuentepec, welches $1\frac{1}{2}$ Legua westlich von Tetlama liegt, sich Zinnoberminen finden, die allerdings nicht besonders reich und wenig ausgebeutet sind, die aber ausreichendes Material zur Bemalung der Wände von Xochicalco geliefert haben würden. Wir fanden in dem Geröll, welches das Innere der ersten Terrasse füllt, einige Gesteinsstücke, welche ansehnliche Quantitäten von Realgar zu enthalten schienen. Eine chemische Untersuchung dieses rothen Wandbelags wird wohl noch erfolgen.

Der P. Alzate hat in seinem Werkchen die Nordseite gezeichnet, und als Südwestecke der zweiten Terrasse einen Stein, der noch an dieser Stelle zu sehen ist, aber daneben merkwürdigerweise nicht den, welcher noch heute an dieser Stelle neben dem ersteren steht, sondern einen anderen, der an der Nordostecke am Boden liegt. Die Zeichnungen sind natürlich ziemlich mangelhaft, insbesondere die der Nordseite. Doch wäre, könnte man der Zuverlässigkeit der Zeichnung etwas vertrauen, gerade diese Zeichnung besonders interessant, da, wie es scheint, der P. Alzate den Fries an dieser Stelle noch vollständig gesehen hat, der heute nur zur Hälfte erhalten ist. Etwas besser sind die Zeichnungen von Dupaix in Kingsboroughs Antiquities of Mexico Vol. IV. Humboldt hat die Pyramide von Xochicalco nicht gesehen und giebt (Vues des Cordillères pl. I) nur die Zeichnung P. Alzate's wieder. Ebenso haben sich die Franzosen begnügt, die Zeichnung des P. Alzate von der Nordseite des Monuments in etwas verschönerter Form zu reproduciren. Geradezu lächerlich ist die Zeichnung in Chavero's México à traves de los siglos. Es soll, wie es scheint, eine Ansicht von der Nordostseite sein, wo die nach Westen vorspringende Treppe die Skulpturen unterbricht. In Folge dessen ist aber dem Zeichner Chavero's die ganze hintere Hälfte des Gebäudes weggefallen. Und die Figuren, die er zeichnet, sind absolute Phantasiegebilde. Photographien von dem Gebäude hat Batres von seiner Expedition mitgebracht, die aber schwer im Handel zu haben sind. Unsere eigenen Aufnahmen sind, in Folge schlechter Platten, missglückt. Doch habe ich alle wichtigen Sachen gezeichnet. Und wenn es mir auch kaum geglückt sein dürfte, den eigenthümlich energischen Charakter der Skulpturen zum Ausdruck zu bringen, so habe ich mir doch Mühe gegeben, nichts hinzuzuthun und nichts zu vergessen. Gute Bilder von dem Ganzen und den Details werden die Zeichnungen geben, welche Hr. Domingo Carral für Hrn. Peñafiel anfertigt, und die in dem grossen Werke über altmexikanische Kunst publicirt werden sollen, welches Hr. Peñafiel in Vorbereitung hat, — ein Werk, das in jeder Beziehung ein standard work zu werden verspricht.

Die Skulpturen des unteren Haupttheils der ersten Terrasse sind in der Fig. 4



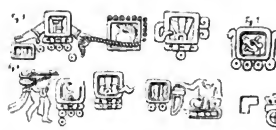
wiedergegeben, die der Ostseite des Gebäudes entnommen ist. Auf jeder der drei Hauptseiten (Ost, Nord, Süd) sind zwei solcher Federschlangen zu sehen, die Köpfe an den Enden der Seiten liegend, und die Schwänze einander zugekehrt, wo die in der Zeichnung angegebene Flechtwerkverzierung die beiden Schlangen trennt. Die in der oberen Windung mit gekreuzten Beinen à la turca sitzende Figur ist merkwürdig durch den reichen Kopfputz, der aus einem aufgesperrten Thierrachen und Federschmuck (quecholli und lang herabwallende quetzal-Federn) besteht. Von einem Palenque-Typus, den einige Autoren in dieser Figur sehen, ist natürlich keine Rede. Die rauchartige verzierte Zeichnung, die vor dem Munde der Figur zu sehen ist, ist eine Erweiterung oder Verzierung des kleinen blauen Züngelchens, welches in den mexikanischen Codices als Symbol der Rede fungirt, und bezeichnet vermuthlich verzierte Rede, — Gesang oder Gebet. Die in der unteren Windung sichtbare Figur ist ohne Zweifel ein Datum. Dies geht aus den vier Kreisen

(Zeichen der Zahl 4), der bundartigen Figur darüber (Zeichen des xiuhmolpilli, der Jahresbindung) unzweifelhaft hervor. Die Form des Zeichens aber, welches im Centrum der Figur steht, ist eine besondere und aus den mir bekannten Formen der Tages- und Jahresbilder nicht erklärbar. Möglich, dass das vierte Weltalter gemeint ist, — die auf Feuer, Wasser und Luft folgende Zeit der Erde. In dem Codex Vaticanus A. ist dieses Weltalter durch die Göttin Xochiquetzal, die Göttin der blumentragenden und fruchtspendenden Erde bezeichnet. Nach der Erde (tlâlli) nannten sich die Tlalhuica, die Bewohner des Thals von Cuernavaca. Und Xochicalli, das „Blumenhaus", ist der Name unseres Monuments.

Auf der Nord- und Südseite haben die beiden Schlangen je eine Windung mehr. Es ist dort in der ersten, auf den Kopf folgenden Windung eine zweite, der anderen aber vollkommen gleichende, mit gekreuzten Beinen sitzende Figur zu sehen, und das eben besprochene Datum folgt dann erst in der dritten Windung.

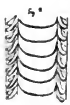
Auf der Westseite ist die Mitte durch die Treppe eingenommen. Der Raum links und rechts davon ist durch eine ähnliche und in gleicher Stellung befindliche Schlange eingenommen, die aber nur eine Windung macht, indem der Schwanz mit den lang herabwallenden Federn dem Rachen zugekehrt ist. Im Innern dieser Windung sind eine Reihe interessanter Daten angegeben, die in den Figuren 5 (nördliche Hälfte) und 6 (südliche Hälfte) wiedergegeben sind. Ein weiteres Datum war unten rechts an der Aussenseite der Windung vorhanden. Davon ist aber das auf der nördlichen Hälfte ausgefallen (diese Daten stehen auf besonderen, in die grossen Platten eingesetzten Steinen), und nur das auf der südlichen Hälfte erhalten (Fig. 7).

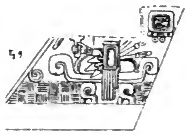
Die Figur 5 zeigt zunächst das Jahr macuilli calli („fünf Haus"), welches den Jahren 1497, 1445, 1393, 1341, 1289 unserer Zeitrechnung entspricht. Von diesem Datum gehen zwei Arme aus. Die Hand des rechten zeigt die Haltung, wie man eine Spanne misst, — eine Haltung, die auch anderwärts als Symbol des Messens gebraucht wird. Die linke Hand hält an einem Strick das Zeichen des Tages matlactli ce oçomatli (elf Affe"). Auch das kann als Symbol des Messens gedeutet werden. Denn der Strick (mecatl oder tlalmecatl) ist das übliche Längenmaass, wonach in den mexikanischen Grundbüchern die Maassangaben der Terrains gemacht sind. Daneben endlich ist das Zeichen des Jahres oder der Periode ce acatl „eins Rohr".



Die Figur 6 zeigt zunächst eine leider nur in der unteren Hälfte erhaltene menschliche Figur. Daneben eine Jahresangabe und zwar, wie es scheint, das Jahr nahui tecpatl, „vier Feuerstein", das wäre das dem Jahr macuilli calli vorhergehende Jahr. Es könnte aber auch das Jahr nahui tochtli „vier Kaninchen" bedeuten, welches den Jahren 1470, 1418, 1366 u. s. w. entspricht. Daneben ist mit dem doppelten Zeichen der Jahresbindung und, wie es scheint, einem Strick versehen, das Zeichen acatl „Rohr" zu sehen. Dann folgt der Tag ome ollin „zwei Kugel" und daneben eine auf einem Steinsitz sitzende Figur, die, wie es scheint, eine Tasche (Kopalbeutel) in der Hand hält. Daneben ist ein Stück ausgefallen. Und dann folgt noch eine Figur, die ich nicht erklären kann.

Fig. 7 ist das Zeichen des Tages — oder des Mannes? — nahui coatl „vier Schlange".





Die Federschlange, die unter den Skulpturen des unteren Hauptheils der ersten Terrasse eine so grosse Rolle spielt, ist auch zur Decoration der Treppenwangen verwendet. Die nach oben gekehrten breiten Kanten derselben (vgl. Fig. 8) stellen ohne Zweifel die schuppige Bauchseite eines solchen dar.

Auf den nach Nord und Süd gekehrten Seitenflächen der Treppenwangen ist unten ein Muster in Gestalt einer Matte dargestellt. Darauf steht ein Stuhl mit grossen geschweiften Seitentheilen und auf demselben ist (vgl. Fig. 9) die untere Hälfte eines mit gekreuzten Beinen sitzenden, Schild und drei Speere in der linken, eine Art Fackel in der rechten Hand haltenden Kriegers zu sehen — eine Figur, die ohne Zweifel ähnlich war den Kriegerfiguren, die wir unter den Skulpturen des zweiten Stockwerks zu beschreiben haben werden. Rechts daneben das Datum ome coatl „zwei Schlange". In der vergleichsweisen Vollständigkeit, wie sie Fig. 9 zeigt, ist das Bild übrigens nur in der nach Süd gekehrten Seite der Treppe zu sehen. Auf der nach Nord gekehrten Seite ist nur die mattenartige Zeichnung mit den Stuhlbeinen erhalten.

Der senkrechte, vorspringende Fries, welcher auf den unteren, schräg ansteigenden Haupttheil der ersten Terrasse folgt, ist auf der Südseite ganz zerstört und nur auf den drei anderen Seiten theilweise erhalten. Nord-, West- und Südseite, und die nach Ost umbiegenden Theile desselben scheinen einen einheitlichen Charakter gehabt zu haben. Dagegen zeigt der ganze mittlere Theil der Ostseite andere, abweichende und eigenthümliche Darstellungen.

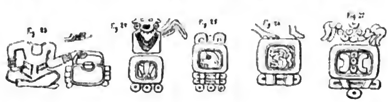
Der ganze Fries ist durch breite, senkrechte, verzierte Streifen, die sich wie ein Flechtwerk oder Rankenwerk ausnehmen (vgl. Fig. 10), in eine grössere Anzahl annähernd gleicher Abschnitte gegliedert. In jedem dieser Abschnitte ist in den regulären Darstellungen der Nord- und Westseite und der Enden der Ostseite eine mit gekreuzten Beinen sitzende Figur zu sehen — unscheinend die Figur eines Priesters — mit eigenthümlichem bindenartigem Kopfputz, langem Ohrpflock, Brustplatte, in der Hand, wie es scheint, einen Kopalbeutel haltend. Vor dem Munde das Zeichen der verzierten Rede (vgl. Fig. 10). Vor dieser Figur findet



sich in der vorderen Hälfte der Abtheilung, unten, regelmässig wiederkehrend, das Zeichen eines aufgesperrten Rachens und eine durch Striche im Kreuz getheilte Kugel (Fig. 11). Darüber wechselnde Symbole. — In der Mitte der Nordseite beginnend (die vordere östliche Hälfte des Frieses der Nordseite fehlt), finden wir zunächst einen Arm, der einen Pfeil hält (Fig. 12), dann, nach Westen fortschreitend,

einen Coyote, mit einer Muschel auf dem Kopf (Fig. 13), darnach einen ähnlichen Coyote (Fig. 14), weiter zwei Beine, die auf den Enden eines Wassergefässes stehen (Fig. 15), herabhängende Tropfen (Fig. 16), herabhängende Blumen (Fig. 17), zwei Beine, die auf Schildkröten stehen (Fig. 18). Hier ist die Nordwestecke erreicht. Auf die Westseite übergehend, finden wir in der ersten Abtheilung, wie es scheint, einen Vogel mit langem Schwanz (Fig. 19). Doch ist die Deutung ungewiss, da der Haupttheil des Symbols zerstört ist. In der sich daran schliessenden Abtheilung ist zwar die sitzende Figur und der offene Rachen mit der kreuzgetheilten Kugel noch gut zu sehen. Das Symbol darüber aber ist abgeschlagen. Auf der Südseite steht, wie gesagt, der Fries an keiner Stelle. Am Boden liegende Stücke lassen erkennen, dass die Darstellungen identisch waren denen der Nordseite. Den Figuren 12—19 entsprechende Symbole waren aber nicht aufzufinden. Auf dem den Hof umgebenden Wall liegt an der Ostseite ein grosser Stein, der ohne Zweifel einen Bestandtheil des Frieses bildete und der vielleicht der Südseite des Gebäudes angehörte. Er war vermuthlich bestimmt, herunter zur Hacienda geschleppt zu werden, und ist dann liegen gelassen worden. Hier ist über dem aufgesperrten Rachen und der kreuzgetheilten Kugel die unzweifelhafte Figur eines Kaninchens zu erkennen (Fig. 20). An der Ostseite fehlt die der Südostecke zunächst gelegene Abtheilung. In der folgenden ist über dem Rachen und der kreuzgetheilten Kugel die Figur 21 zu sehen, die, wie es scheint, die untere Hälfte eines knieenden Menschen darstellt. Die der Nordostecke zunächst belegenen Theile des Frieses endlich fehlen. Doch gehört ihnen oder der fehlenden östlichen Hälfte der Nordseite ein an der Nordseite am Boden liegendes Stück an, welches über dem Rachen und der kreuzgetheilten Kugel die Figur 22 zeigt. — Eine Deutung der in den Figuren 12—22 dargestellten Symbole wage ich vor der Hand nicht zu geben.

In den Abtheilungen des Frieses des mittleren Theils der Ostseite war, wie es scheint, eine der Figur 10 ähnliche sitzende Figur dargestellt — die Frage ist nicht bestimmt zu lösen, da die oberen Theile des Frieses fehlen, — aber diese Figuren halten hier eine Art Korb oder rundlichen Sackes (Fig. 23) statt des läng-



lichen Beutels in der Hand. Und vor den Figuren fehlt der aufgesperrte Rachen mit der kreuzgetheilten Kugel. Dafür sehen wir in der ersten, der Südostecke benachbarten Abtheilung dieses Friestheiles das Datum yei acatl „drei Rohr“ und darüber ein Idol (vgl. Fig. 24). In der nächsten, wie es scheint, das Datum yei oçomatli „drei Affe“, und darüber? (vgl. Fig. 25). Hier ist die Mitte der Ostseite erreicht. Die jetzt in den Abtheilungen folgenden Figuren sehen nach der anderen Seite, — wie die vorigen von der Mitte weg, und die die Abtheilungen trennende Verzierung (vgl. Fig. 10) hat an beiden Seiten zwei kleine Protuberanzen. In der zuerst folgenden Abtheilung finden wir das sonderbare Datum Fig. 26. In der nächsten endlich das Datum ce ollin „eins Kugel“, und darüber die eigenthümliche Figur, die in Fig. 27 dargestellt ist.

Ich möchte die Conjectur wagen, dass wir hier, von rechts nach links, bezw. von Nord nach Süd fortschreitend, die Darstellung der vier Weltalter vor uns haben, — die Herrschaft des Feuers, des Wassers, der Luft und der Erde. Dass das Zeichen ce ollin und die Figur 27 mit dem Feuer in Verbindung zu bringen

ist, dafür kann ich allerdings keinen directen Beleg beibringen. Dagegen weiss ich mir die Figur 26, die ich mich bemüht habe, mit möglichster Treue zu kopiren, nicht anders zu deuten, als ein aus Schlangenwindungen zusammengesetztes Gesicht, wie man nicht selten den Regengott dargestellt sieht. In Figur 25 ist der Affe unverkennbar, das Thier des Windgottes. Dass endlich das Datum der Fig. 24 — yei acatl „drei Rohr“ — mit der Göttin des Orts in Verbindung steht, ist deutlich durch das darüber dargestellte Idol zum Ausdruck gebracht und geht ferner daraus hervor, dass wir dasselbe Datum, — wie ich gleich zu erwähnen haben werde, — an hervorragender Stelle an dem Gebäude selbst angebracht finden, nehmlich an der Aussenmauer des zweiten Stockwerkes zu beiden Seiten des Eingangs, zu welchem die Treppe hinaufführt. Dass aber die Göttin des Orts keine andere als Xochiquetzal, die Göttin der blumentragenden und fruchtspendenden Erde ist, darauf deutet schon der Name Xochicalco „Blumenhaus“ hin, und es wird direct bewiesen durch das nicht weit von der Pyramide, nehmlich auf der Loma de la Malinche gefundene grosse Steinbild (Fig. 61), welches eine Göttin zeigt, sitzend auf einem Thron von Blumen und blühenden Maiskolben.

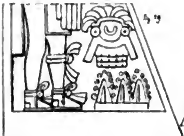
Der Karniess der ersten Terrasse ist an einer kleinen Stelle der Nordseite noch in loco zu sehen. Wir finden regelmässig wiederholt die Figur 28 — eine Figur, die auf dem Leibe der grossen Federschlangen und zwischen den Windungen derselben, zur Ausfüllung der Lücken verwendet, vielfach zu sehen ist (vgl. Fig. 4). Bruchstücke des Karniesses, die dieselbe Zeichnung zeigen, finden sich an verschiedenen Stellen in der Umgebung des Gebäudes am Boden liegend.

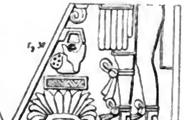
Fig. 28



Bei den Mauern des zweiten Stockwerkes ist die Zerstörung naturgemäss weiter gediehen, als beim ersten Stockwerk. Der Karniess, der, wie schon oben angegeben, zweifellos vorhanden war, ist an keiner Stelle mehr zu sehen, und an keiner einzigen Stelle haben die Mauern mehr ihre volle Höhe. Doch ist es mir gelungen, unter Inbetrachtziehung der zerstreut am Boden und auf der Höhe des Gebäudes liegenden Stücke, wenigstens für einen Theil der Umfassung die Aufeinanderfolge der Stücke zu eruiren.

Eine besondere Betrachtung verdienen zunächst die an den Seiten des Einganges in den mauerumschlossenen Raum (an den in der Fig. 3*b* mit einem Stern bezeichneten Stellen) angebrachten Skulpturen. An der nach Norden gekehrten Seite des Einganges steht die Mauer noch aufrecht und hier sieht man die Skulptur Fig. 29. Die gegenüberliegende Eingangsseite ist zerstört. Aber in dem tiefen,









mit Geröll angefüllten und mit Gras und Buschwerk bewachsenen Loch, welches sich an dieser Stelle befindet, liegen nicht fern von einander die beiden gewaltigen Steinblöcke, welche einst den unteren Theil dieser Eingangsseite bildeten. Durch Combination der einander ergänzenden Skulpturen erhält man für die nach Süden gekehrte Eingangsseite die der Figur 29 correspondirende Figur 30. Auf beiden

sieht man, in ziemlich ansehnlicher Grösse dargestellt, die Beine eines Menschen. Die Füsse sind mit Sandalen bekleidet. Das linke Knie mit einem Band umwunden. Vorn und hinten sind die herunterhängenden Enden des maxtli, der von den alten Indianern als Hauptkleidungsstück getragenen Schaambinde, sichtbar. Und ganz oben ist noch der untere feder- oder riemenbehangene Rand eines Schildes sichtbar, den die Figuren hier — ähnlich wie die Figuren 9 und 33 — in der Hand gehalten haben müssen. Obere, diese Figuren ergänzende Stücke waren nirgends aufzufinden. Waren sie vorhanden, so müssen die Eingangsseiten den übrigen Theil der Umfassungsmauer des zweiten Stockwerkes an Höhe überragt haben. Es ist indess nicht ganz undenkbar, dass nur der untere Theil der Figur vorhanden war. In den dem Fries der ersten Terrasse angehörigen Figuren 15 und 18 sehen wir zwei Beine, in die Composition eines Symbols eingehend. Und auch unter den zerstreut liegenden, nicht direct unterzubringenden Stücken finden wir einmal zwei Beine (Fig. 56), ein anderes Mal ein Bein dargestellt. — Das Hauptinteresse bei den Skulpturen Fig. 29 und 30 liegt aber nicht in den Hauptfiguren, sondern in dem Beiwerk. Auf der noch aufrechtstehenden, nach Norden gekehrten Eingangsseite (Fig. 29) sehen wir vor der Figur unten drei Wellenberge und darüber die Darstellung eines Idols, — abweichend von dem Idol Fig. 24. Die beiden runden Ohrpflöcke (nacochtli) sind sichtbar, aber statt Nase, Mund und Auge nur eine Art Halbmond. Ueber der Stirn eine Blatt- oder Federkrone. Als Bekleidung tetehuitl, — aus Papier geschnittene, vielleicht mit ulli gezeichnete Fähnchen, ähnlich denen, welche die Mexikaner für ihre Hausgötzen fertigten. Auf dem Bild gegenüber (Fig. 30) scheint unten ein ähnliches Idol angedeutet. Die Skulptur ist an dieser Stelle nicht vollständig. Es fehlt augenscheinlich noch ein kleiner Rand. Denn auch die Sandalen, die ich aus Versehen vollständig gezeichnet habe, sind unten um ein Stück abgeschnitten. Ueber der untersten Figur ist eine Matte zu erkennen und darüber, wie es scheint, eine Art tlemaitl, eine im Griff mit rasselnden Steinen angefüllte Räucherpfanne.

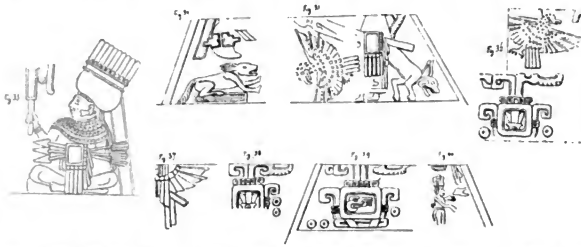
An der nach aussen (Westen) gekehrten Seite dieser Eingangsecken ist dann das merkwürdige Datum yei acatl „drei Rohr" zu sehen (Fig. 31), mit dem Zeichen der Jahresbindung (xiuhmolpilli) versehen und von Rauchwolken umhüllt, — zweifellos Symbol des am Beginn einer neuen Jahresperiode neu erriebenen Feuers. Ich habe schon erwähnt, dass sich dasselbe Datum in dem Fries der Ostseite unter dem Idol Figur 24 befindet und dass ich daher dies Datum als mit der Göttin des Orts in Beziehung stehend annehme. An der gegenüberliegenden Eingangsecke scheint dasselbe Datum vorhanden gewesen zu sein (vgl. Fig. 32). Doch fehlt an diesem Stein, wie erwähnt, unten ein kleiner Rand, und sind daher die Zahlen vermuthlich weggefallen. Die beiden kleinen Kreise, die ich über der Figur gezeichnet habe, sind mit grösster Wahrscheinlichkeit als Bestandtheile der Rauchwolken aufzufassen, die sich über dem Datum hinziehen, — herrührend von der Fackel, welche die auf das Datum folgende Kriegerfigur (vgl. Fig. 33) in der rechten Hand hält.

An dem übrigen Theil der Umfassungsmauern des zweiten Stockwerkes wechseln, wie an dem Fries der ersten Terrasse, sitzende Figuren mit verschiedentlichen Symbolen. Doch fehlt hier eine Scheidung in Abtheilungen, wie sie an dem Fries der ersten Terrasse durch das Rankengeflecht Fig. 10 hergestellt ist.

Die sitzenden Figuren sind an keiner Stelle vollständig zu sehen. Doch ergiebt sich durch Combination von stehenden und am Boden liegenden Theilen, dass sie die Gestalt Figur 33 gehabt haben. Wir sehen einen eigenthümlichen, turbanartig anschwellenden Kopfputz, aus dem oben steife Federn ragen, und an

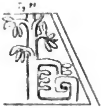
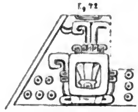
dem nach hinten eine breite Binde sich herabzieht. Unter demselben hängt hinten eine lange Haarflechte herab. Im Ohr ist ein Pflock, wie es scheint, von der Gestalt eines Knochens. Ein prächtiger Federkragen fällt in 5 Reihen über Brust und Schultern. In der linken Hand hält die Figur einen kleinen viereckigen Schild, von dem, wie es scheint, unten und an der Seite Riemen herunterhängen, und drei Speere. In der rechten Hand eine Fackel. Der obere Theil der letzteren ist unvollständig, doch sind an anderen Stücken (vgl. z. B. Fig. 47) die oberen, sich mannichfach verzweigenden und ballenden Enden der Rauchwolken deutlich sichtbar. — Sämmtliche Figuren sind, wie die des Frieses der ersten Terrasse, dem Eingang zugekehrt und die Scheidung in Bezug auf die Haltung liegt auch hier in der Mitte der Ostseite.

Die zwischen den sitzenden Figuren vorhanden gewesenen Symbole sind ebenfalls nur sehr unvollständig erhalten. Ich beginne mit dem Symbol, welches an die der Nordseite des Eingangs zunächst folgende sitzende Figur sich anschliesst. Dasselbe füllt den nach Westen gewendeten Theil der Nordwestecke aus. Wir sehen (Fig. 34), auf einer Matte sitzend, ein Thier, welches von unseren Indianern sofort als tlalcoyote, — wie man uns sagte, eine besondere Art Coyote, — erkannt ward. Die Figur darüber weiss ich nicht zu deuten. Die obere Vervollständi-

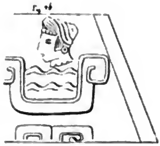
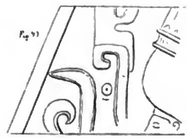


gung des Stückes fehlt. Dann folgt auf der Nordseite die Figur 35. Wir sehen einen ähnlichen Coyote, der unter einem, wie es scheint, von einer Figur gehaltenen Schild hervorstürzt, und auf der anderen Seite einen herabfliegenden Adler. Die Ecke mit dem Coyote und die unteren Flügelspitzen des Adlers stehen. Das Stück mit dem Leibe des Adlers liegt, von den übrigen getrennt, auf der Plattform des Gebäudes. Dann folgt wieder eine sitzende Figur (Fig. 33) und darnach die Fig. 36, die ich allerdings aus zwei Stücken, — einem am Boden und einem auf der Plattform des Gebäudes liegenden, — reconstruirt habe. Weiter gehören der Nordseite des zweiten Stockwerkes unzweifelhaft zwei an der Nordseite am Boden liegende Stücke an, die neben der sitzenden Figur die Symbole Fig. 37 und Fig. 38 zeigen. Auch die Nordostecke liegt am Boden. Auf der Nordseite derselben ist die Figur 39 zu sehen — das Datum yei cipactli „drei Meerungeheuer". Die beiden Kreise unten und das Zeichen der Jahresbindung sind an dem stehenden Theile der Mauern zu sehen. Der Theil darüber, mit der Figur des cipactli, liegt, wie erwähnt, am Boden. Auf der anderen Fläche dieser Ecke, die also nach Ost gekehrt war, ist die Figur 40 zu sehen.

Kehren wir zurück zum Eingang und gehen von da nach Süden herum, so finden wir, an die der Figur 31 folgende sitzende Figur zunächst sich anschliessend, die Figur 41, — ein mit Blättern und Früchten beladener Baum, der die Westseite




der Südwestecke füllt. Das ist die Ecke die der P. Alzate zeichnet. Aber, wie schon oben erwähnt, zeichnet er neben den Baum an Stelle des Steines, der noch jetzt an dieser Stelle steht, den Stein Fig. 37, der an der Nordseite des Gebäudes am Boden liegt. Darauf folgt, die Südseite der Südwestecke füllend, die Fig. 42, — wieder ein Datum: chicuei acatl „acht Rohr“. Dann folgt, durch einen Zwischenraum getrennt, die Figur 43. Der untere Theil mit dem Datum calli „Haus“ (?) steht. Der obere Theil mit der Figur des Çoyote liegt dahinter auf der Plattform des Gebäudes. Weiter folgt ein Stein mit der sitzenden Kriegerfigur und der Figur 45. Und am Boden liegt ein Stein mit der sitzenden Kriegerfigur und der Figur 44. Von der Südostecke habe ich nur den oberen Theil, und zwar an der Südostecke des Gebäudes am Boden liegend, gefunden. Er zeigt an der nach Süd gekehrten Seite die Figur 46 — ein Frauenkopf über einem Wassergefäss. Darunter muss, wie der Rest der Zeichnung erkennen lässt, ein Datum sich befunden haben. Die nach Ost gekehrte Seite dieses Stückes zeigt die Zeichnung Fig. 47 — der obere Theil der sitzenden Kriegerfigur und die Spitzen der von ihr in der Rechten gehaltene Fackel (vgl. Fig. 33).

Von der Ostseite der Umfassungsmauer des zweiten Stockwerkes habe ich ausser den beiden Ecken nur ein Stück auffinden können, das an der Ostseite des Gebäudes am Boden liegt, und das neben der sitzenden Kriegerfigur die Zeichnung Fig. 48 zeigt.

Unter den in der Umgebung des Gebäudes am Boden liegenden Trümmern finden sich nun aber noch einige Stücke, die sich nicht in den organischen Zu-







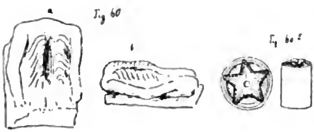




sammenhang des Ganzen fügen und eine besondere Stelle eingenommen haben müssen. Hier erwähne ich zunächst zwei rechtwinklig parallelopipedische und auf zwei Seiten skulpirte Stücke, von denen das eine (Fig. 50 und 51) nahe der Süd-

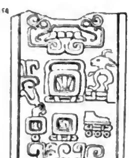
westecke, das andere (Fig. 52 und 53) nahe der Nordwestecke am Boden liegt. Möglich, dass dieselben einem pfeilerartigen Theil angehörten, der, in der Mitte des Einganges gelegen, denselben in zwei Theile — entsprechend den zwei Treppenseiten — schied. — Dann liegt auf der südlichen Treppenseite selbst ein merkwürdiger Stein mit der Skulptur Figur 49. Und nahe der Nordwestecke des Gebäudes ein Stein mit der Figur 54 (Arm mit Adlerklaue) und ein anderer mit der Figur 55 (Rachen mit Ohr und strahlenförmigem Ohrgehänge). Die Figur 56 liegt in dem grossen Loch auf der Plattform des Gebäudes, die Figur 57 ebenfalls nahe der Nordwestecke am Boden.

Vor allen Dingen interessant aber ist ein Stein, der frei in der Mitte des westlichen Theils des Hofes, ziemlich genau dem Treppenaufgang gegenüber liegt. Er ist in Figur 60*a*, *b* abgebildet. Man sieht, vollkommen ausgearbeitet, die Figur eines Menschen, der Kopf ist abgeschnitten, — nicht etwa abgebrochen. Die Brust ist in der Mitte in ihrer ganzen Länge aufgeschnitten und die stark hervortretend ausgearbeiteten Rippen lassen vermuthen, dass ein nach dem Opfer abgehäuteter Mensch dargestellt worden sein sollte. Die nach unten eingeschlagenen Beine sind abgebrochen und unkenntlich. Die ganze Figur ist ohne Zweifel ein Symbol der Menschenopfer, die hier zweifellos, ebenso wie an anderen heiligen Stätten, dargebracht wurden. — Merkwürdig ist auch ein säulenartiges Stück (Fig. 60*c*) mit einem fünfstrahligen Stern am Ende, das vielleicht als Feuerständer auf der Höhe der Terrasse gestanden hat.



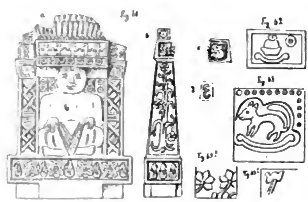
Ich habe oben schon erwähnt, dass wir auf dem dem Berge von Xochicalco benachbarten Cuatzin innerhalb der Befestigungswerke ebenfalls Skulpturstücke gefunden haben. Eines derselben ist in Figur 58 abgebildet. Es ist aus demselben grauen trachytischen Stein gearbeitet, aus dem auch die Wandbekleidung der Pyramide hergestellt ist. Eine ganze Anzahl regelmässig viereckig zubehauener Steine aus demselben Material lagen in den Höfen der Befestigungswerke zerstreut. Ein zweites Skulpturstück, das neben dem ersteren lag, war aus einem weisslichen Stein gearbeitet und zeigte Spuren rother Bemalung. Es war ein Stück eines tief ausgearbeiteten à la grecque-Musters (Fig. 58*a*). Dann aber habe ich auf dem Sattel, welcher den Cuatzin mit einem anderen kleineren, nach Südosten vorgeschobenen Berge verbindet, einen grossen skulpirten Stein aufgefunden, der in Figur 59 abgebildet ist. An dem Ostfuss des Cuatzin lag in alter Zeit ein Dorf, wie die zahlreich aufgefundenen Topfscherben und Spindelsteine aus gebranntem Thon beweisen. Und der ebenerwähnte Sattel war der Weg, der von diesem Dorfe nach der Pyramide von Xochicalco führt. Der Stein ist leider oben und unten unvollständig. Oben sieht man Kopf und Rachen einer Schlange, stark stylisirt und en face. Darunter in einer Art Henkelkorb das Zeichen, acatl „Rohr“ — das wir oben an der Pyramide so oft angetroffen haben —, mit dem Zeichen der Jahresbindung. Rechts ein tochtli „Kaninchen“ und ein Fuss, beide mit dem Zeichen der Jahresbindung,





der letztere ausserdem mit der Zahl drei verbunden. Links eine Hand, die eine Fackel hält, wie es scheint, über dem Datum ce ollin „eins Kugel". Unter dem acatl ein weiteres, aber undeutliches Zeichen, ebenfalls mit dem Zeichen der Jahresbindung versehen. Unten endlich Rauchwolken — vielleicht die oberen Enden eines grossen Datums, das sich darunter befand. — Was nun die Bedeutung dieser Zeichen anlangt, so kann ich nicht anders, als in ihnen dieselbe Beziehung auf Xochiquetzal, die Göttin des Orts, zu erkennen, auf die ich oben schon mehrfach hingewiesen habe. Die Schlange ist Symbol der Erde. Das Zeichen acatl „Rohr" haben wir in Figur 24 mit dem Idol in Verbindung gesehen. Und das tochtli und der Fuss finden sich in gleicher Weise an dem grossen Steinbild der Göttin, das ich gleich zu beschreiben haben werde.

Auf der Loma de la Malinche nehmlich, der oberen nach Südwesten vorgeschobenen Bastion, — und zwar auf der Höhe derselben an der nach Osten gewendeteten Seite, — stand seit alter Zeit ein grosses Steinbild, dessen verschiedene Theile ich in Fig. 61 abgebildet habe — la India oder „la Malinche" von den Umwohnern genannt, wovon auch der Hügel selbst seinen Namen hat. Zur Franzosenzeit versuchte man das Bild herunterzuholen, dabei ging es in Stücke und es liegt nun zerbrochen am Fusse des Hügels. Es ist eine Figur in weiblicher Tracht, mit untergeschlagenen Beinen sitzend, wie es Styl bei den Figuren von Xochicalco ist. Ueber dem Haupt ist eine Art vorspringender Baldachin, dessen Front, wie es scheint, von einer Schaar Tanzender eingenommen wird. An der Seite dieses Baldachins befindet sich die merkwürdige Verzierung Fig. 61 *d*. Zu beiden Seiten der Figur ist eine Verzierung von sich kreuzenden Bändern, ganz ähnlich der, welche



auf den Seiten des unteren Haupttheils der ersten Terrasse die beiden Schlangenbilder trennt. Unter der Figur ist eine Bordüre von Blumen und elotes, — jungen Maiskolben mit dem lang herunterhängenden Narbenbüschel. Die beiden Seitenflächen des Steines zeigen in dem mittleren Haupttheil einen blühenden Baum (Fig. 61 *b*), darunter drei elotes. Darüber auf der rechten Seite — mit Zahlzeichen versehen — einen sandalenbekleideten Fuss (Fig. 61 *b*), auf der linken Seite ein Kaninchen (Fig. 61 *c*), — also dieselben Symbole, wie auf dem von mir entdeckten Steine an der Südostseite des Berges Cuatzin (Fig. 59). — Ich habe oben schon erwähnt, dass diese Göttin kaum eine andere sein kann, als Xochiquetzal, die Göttin der blumentragenden und der fruchtspendenden Erde, die ja in gewisser Weise mit der Xilonen, der Göttin des jungen Mais, und der Cinteotl oder Chicomecoatl, der Maisgöttin, sich deckt. Wir haben wenig Nachrichten über die alten Bewohner des Thals von Cuernavaca und der sich an dasselbe schliessenden Gebiete. Aber schon der Name Tlalhuica „Erdleute", den sie sich gaben, oder der ihnen beigelegt wurde, deutet auf die besondere Beziehung, in der sie zur Erde standen. Ich habe auch bei der Beschreibung der Skulpturen der Pyramide erwähnt, dass gewisse derselben die Beziehung zur Erde und zur Erdgottheit nahe legen: die Schlangen, die häufige Wiederkehr des Zeichens acatl „Rohr", die Bäume und Blumen, — ausser in den Figuren 17, 22 und 41 finden sich auch ein Paar besondere, in den Rahmen der zusammenhängenden Reihen nicht unter-

zubringende Darstellungen von Blumen, die ich in Fig. 63*b* und *c* wiedergegeben habe, — endlich auch der Coyote, der so vielfach auf den Skulpturen vorkommt. Es scheint mir nicht bedeutungslos, dass die Figur desselben, die auf den Skulpturen sich vorfindet, von den Indianern der Gegend uns als tlalcoyote „Erdcoyote" bezeichnet ward. In dem Wörterbuch von Molina finde ich das Wort tlalcoyutl übersetzt mit: „eine Art Fuchs, der sich unter dem Erdboden verbirgt und in demselben wühlt, wie ein Maulwurf." Ich glaube, dass in dem Coyote dieselbe Beziehung zur Erde sich ausspricht, wie in dem Kaninchen und endlich in dem Fuss, den wir ja auch so häufig unter den Skulpturen der Pyramide angetroffen haben. In denselben Zusammenhang scheint mir zu gehören, dass wir in Miacatlan, in dem ansehnlichen alten Dorfe, welches zunächst der Südseite des Berges von Xochicalco liegt, zwei Steinwürfel vorfanden, — einen in dem Ort selbst in einer Art alten Gewölbes, — wie die Leute sagten, in einem Schatzhause (lugar de deposito) —, den anderen in dem mirador, einem zwischen dem Dorfe und dem Berge von Xochicalco gelegenen Hügel, von denen der eine (Fig. 62) über einer Art Schüssel die Figur einer Blume mit dem Zahlzeichen „eins" aufweist, der andere (Fig. 63) über einer ähnlichen Schüssel die Figur eines Coyote mit dem Zahlzeichen 13.

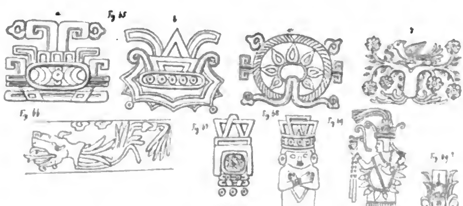
Die Erde ist dürr und unfruchtbar ohne das Wasser. Die Göttin der Erde bedarf, wenn sie Nahrung spenden soll, der Beihilfe der Göttin des Wassers. In den Codices erscheint Cinteotl, die Maisgöttin, nicht selten in einem Wassergefäss oder über dem Wasser, häufig dabei in Combination mit dem Fisch cipactli, dem Symbol der Erde. Auch an der Pyramide sahen wir an zwei Stellen (Fig. 29 und 46) ein Idol über dem Wasser. Dieser Zusammenhang erklärt es uns, dass auch Chalchihuitlicue, die Göttin des fliessenden Wassers, der Quellen und Bäche, wie es scheint, ihr Standbild in Xochicalco hatte. In der Hacienda von Miacatlan sahen wir auf dem Dach der Zuckersiederei ein Steinbild; der Administrador hatte die Freundlichkeit, es herunterholen und in der Veranda des Hauses aufstellen zu lassen. Angestellte Erkundigungen ergaben übereinstimmend, dass das Bild von Xochicalco stammt. Ich habe die Figur in Fig. 64 abgebildet. Man sieht eine Frau, deren Gesicht aus dem aufgesperrten Rachen einer Federschlange herausschaut und die vor sich ein rundes Gefäss hält. Mit der Federschlange oder einem cipactli als Kopfschmuck ist Chalchihuitlicue in den Codices ziemlich regelmässig abgebildet. Das runde Gefäss vor dem Bauch ist eine Besonderheit, die wir in gleicher Weise auch bei dem sogenannten Chac Mool von Chichen Itza und der correspondirenden Steinfigur von Tlaxcala sehen, welche Hr. Jesus Sanchez für einen Tzontezcatl, einen Pulque-Gott, hält.

Fig. 64



Es wäre nun noch die Frage zu erörtern, welcher Zeit und welchem Volke wir diese Monumente zuzuschreiben haben. Die letztere Frage habe ich eigentlich schon beantwortet. Dass von einem Palenque-Typus, von dem einige Autoren fabeln, absolut keine Rede ist, das bedarf keines besonderen Nachweises. Die Daten sind die mexikanischen, und Styl und Charakter der Figuren und der Symbole gehören ganz in den Rahmen der sogenannten toltekisch-aztekischen Cultur. Die einzige Besonderheit, die an Palenque und Copan erinnert, ist, dass die Figuren mit untergeschlagenen Beinen à la turca sitzen. Und das ist ein sehr untergeordneter Umstand. Die alten Tlalhuica gehörten der Nahua-Familie an. Sie figuriren regelmässig unter den sieben Stämmen, die aus den sieben Höhlen (Chicomoztoc) auszogen, und deren siebenter und jüngster die Azteca sind. Noch heute wird in

den Dörfern Tetlama, Xochitepec und Alpuyeca am Nord- und Ostfuss des Berges von Xochicalco, sowie in Cuatetelco am Südostfuss desselben Nahuatl gesprochen. Ich weiss nichts, was mich veranlassen könnte, die Erbauung der Monumente von Xochicalco anderen, als den Vorvätern der noch jetzt im Lande lebenden Rasse zuzuschreiben. Wenn nun aber auch die intime Verwandtschaft der Monumente von Xochicalco mit den eigentlich mexikanischen ausser Frage steht, so zeichnen sie sich doch vor den letzteren durch einen ernsteren und zum Theil archaistischeren Charakter aus. Man vergleiche z. B. die so vielfach an der Pyramide vorkommende Form des Tageszeichens acatl „Rohr" mit der Figur 69*a*, die einem Relief an dem Felsen von Chapultepec angehört — vermuthlich eine zur Zeit des jüngeren Motecuhçoma gearbeitete Statue seines Vorgängers Ahuitzotl — das barbarischer Weise, und zwar erst in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zerstört ward. Die Form der Daten und das Zeichen der Jahresbindung finden wir in ähnlicher Weise auf dem Monolith von Tenango. Vgl. die Figur 67, welche eines der vier auf dem Monolith dargestellten Daten wiedergiebt. Die Federschlangen von Xochicalco erinnern durch gewisse Besonderheiten, — die Hörner über den Augenbrauen und die Zapfen unter dem Kinn, — an eine Federschlange, die auf dem Hackentheil der Sandale eines der riesigen Beinpaare von Tula angebracht



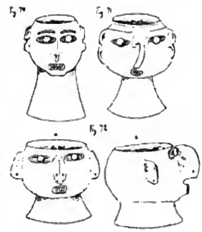
ist, welche jetzt im Museo Nacional von México aufgestellt sind (Fig. 66). Ebendaselbst findet sich auch, Lücken ausfüllend, das eigenthümliche Ornament, das neben den Federschlangen von Xochicalco (Fig. 4) Lücken ausfüllend verwandt ist und im Karniess der ersten und zweiten Terrasse von Xochicalco (Fig. 28) zu sehen ist. Den eigenthümlichen Kopfputz der Figur 10 finde ich an einer grossen Statue von Tula wieder (Fig. 68) und an einer Figur einer Priesterin (Fig. 69) die in dem Dorfe Xico, auf einer Insel im See von Chalco, ausgegraben ist. Vor allen Dingen aber erinnern an Xochicalco die Skulpturen eines viereckigen Steingefässes, welches jetzt im Museo Nacional in México aufgestellt ist, von dem ich aber nur erkunden konnte, dass es aus dem Valle de México stammt und von einer in der Gegend von Chalco ansässigen Familie dem Museum zum Geschenk gemacht worden ist. Ich habe die vier Seiten desselben in Fig 65*a*—*d* abgebildet. Die erste Figur zeigt ein Datum, von Rauchwolken umhüllt, und mit dem Zeichen der Jahresbindung darunter, genau so wie es verschiedene der Daten von Xochicalco zeigen (vgl. z. B. die Figuren 31 und 32), nur dass an den Enden der oberen Rauchwolken noch das eben besprochene eigenthümliche Ornament des Karniesses von Xochicalco zu sehen ist. Das Datum selbst ist dasselbe, welches in Figur 27 vorliegt — wie ich oben angab, vermuthlich eine Form des Tageszeichens ollin. Ich habe oben die Figuren 27—24 auf die vier Weltalter, die Herrschaften des Feuers, des Wassers, des Windes und der Erde bezogen. Dieselbe Beziehung

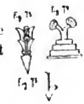
scheint mir hier vorzuliegen. Denn die zweite Figur (65*b*) zeigt oben einen Kopfschmuck, welcher nicht selten (z. B. im Codex Sanchez Solis) als auszeichnende Tracht bei Tlaloc zu sehen ist. Und der blüthentragende Baum mit dem quetzaltototl darauf ist eine directe Hieroglyphe der Göttin Xochiquetzal, als welche ich ja das Idol in Figur 24 angesprochen habe.

Der P. Sahagun erzählt in dem Prolog zu seinem Geschichtswerk, dass man noch zu seiner Zeit indianische Reste sähe, die von einem hohen Alter zeugten, z. B. in Tullan, in Tullantzinco und in den Ruinen von Xochicalco. Aus dieser Stelle geht hervor, dass schon in den Zeiten unmittelbar nach der Conquista Xochicalco in Trümmer lag. Und ich habe ja auch eben gezeigt, dass die Monumente ihrem Styl nach am nächsten an die Monumente von Tullan und verwandter Lokalitäten erinnern, — Monumente, die man sich gewöhnt hat, als toltekische zu bezeichnen. Man kann den letzteren Namen sich gefallen lassen, wenn man dabei nicht an ein bestimmtes Volk der Tolteken denkt, sondern den Namen ähnlich verwendet, wie man in Griechenland von pelasgischen Denkmalen redet. Die Tlalhuica waren ein in altväterischer Sitte lebendes Volk, die von den Mexikanern als dumm, roh und böotisch verachtet wurden, die aber sicher mehr Elemente der alten originalen Cultur bewahrt hatten, als die verfeinerten Bewohner der grossen Hauptstädte in und an der Lagune von México. Die nächste Beziehung scheinen sie zu den Chalca und Xochimilca gehabt zu haben, an die sie ja auch unmittelbar grenzten. Von Chalco führt die Strasse über Anrecameque nach Cuauhtla und Yauhtepec im Lande der Tlalhuica, — ein Weg, der auch heute wieder von den Erbauern der Eisenbahn aufgenommen ist. Und an die Unterwerfung der Chalca unter dem ersten Motecuhçoma schloss sich auch die Unterwerfung des Landes der Tlalhuica. Es ist daher nicht zu verwundern, dass auch die Skulpturen von Xochicalco die nächste Beziehung zu Skulpturen zeigen (Fig. 65 und 69), die aus dem Gebiet der alten Chalca stammen.

Auf dem Berge von Xochicalco selbst, und zwar an der Nordseite desselben, befindet sich eine Stelle, wo man Gefässscherben in Haufen sieht. Dieselben rühren aber sämmtlich von groben, unglasirten, grossen Gefässen her. Es macht den Eindruck, als ob dort die Scherben der Opfergefässe deponirt worden seien. Dagegen habe ich schon erwähnt, dass an dem Ostfuss des Berges Coatzin sich eine Stelle befindet, wo ohne Zweifel in alter Zeit ein Dorf gestanden haben muss. Ich fand einige Obsidianmesser, einige Spindelsteine aus gebranntem Thon, sämmtlich unverziert, die einen mit ebener Grundfläche und gewölbter Oberfläche, die anderen von der Gestalt eines Napfkuchens oder eines abgeschnittenen Kegels. Und daneben einen ganzen Haufen Topfscherben, — die meisten roh, unglasirt und unverziert, daneben aber auch einige fein, mit einem eigenthümlichen Carmoisinroth, combinirt mit Weiss und Schwarz, bemalte Scherben. Endlich auch einige Bruchstücke von molcajetes — Gefässen mit geripptem innerem Boden, die zur Bereitung von Saucen dienen — von ganz genau der gleichen Art und gleicher Bemalung, wie man sie in Haufen in Tlaltelolco und in Azcapotzalco im Valle de México findet. Das Vorkommen der letzteren erklärt sich wohl durch die engen Handelsbeziehungen, die zwischen den Bewohnern der Thäler von Cuernavaca und von México, in alter Zeit ohne Zweifel genau ebenso wie heute, bestanden. Und feine glasirte Gefässe von schönen Formen werden noch heute — ohne Zweifel in Fortführung alter Technik — in San Antonio bei Cuernavaca gefertigt, die weithin nach Süden ins Land getragen werden. Es ist mir in gewisser Weise bemerkenswerth, dass unmittelbar im Süden von Xochicalco, auf dem mirador von Miacatlan Gefässe von einem ganz anderen Typus ausgegraben worden sind, nehm-

lich „Gesichtsbecher", — wenn der Ausdruck erlaubt ist, von unglaublich roher Technik, mit grossen Löchern in der Nasenscheidewand, in denen unzweifelhaft ursprünglich ein Zierrath hing. Vgl. die Figuren 70 bis 72. — Soll man daraus auf ein anderes, im Süden des Berges von Xochicalco ansässiges Bevölkerungselement schliessen, gegen das etwa die Vertheidigungswerke von Xochicalco gerichtet gewesen seien? Im Süden von Miacatlan liegt die Stadt Tetecala. Hier wohnte eine aufsässige Bevölkerung, gegen die die mexikanischen Könige mehrfach sich veranlasst sahen, zu Felde zu ziehen, und die schliesslich nach der letzten Besiegung gänzlich ausgerottet und vertilgt ward. Die Oerter Miacatlan und Cuatetelco (vergl. Fig. 73 und 74) sind im Codex Mendoza unter den dem mexikanischen Hof tributpflichtigen Städten aufgeführt. Es ist interessant, dass die Hacienda von Miacatlan noch heute einen Brandstempel führt (Fig. 75), der, — eine Variante der alten Hieroglyphe, — aus zwei Pfeilen zusammengesetzt ist. Miacatlan bedeutet „Ort des Pfeilrohrs".





Anhang.

Gelegentlich des kurzen Aufenthalts, den wir bei der Rückkehr von Xochicalco in Cuernavaca machten, besichtigten wir den Stein, den sogenannten Chimalli, dessen merkwürdige Skulpturen Capitain Dupaix in dem Bericht seiner ersten Reise unter Nr. 30 beschreibt und abbildet. Hierbei konnten wir aber ohne Weiteres constatiren, dass das, was Dupaix über dem Schild als Adlerkopf beschreibt und abbildet, in Wahrheit ein Tigerkopf ist. Das Datum über dem Schild ist daher nicht ce quauhtli „eins Adler" zu lesen, wie Dupaix las und wie, meines Wissens, allgemein nach ihm gelesen ward, sondern ce ocelotl „eins Tiger".

Im Hause des Hrn. Licentiaten Robelo sahen wir mehrere interessante Steinbilder, die aus verschiedenen Orten des Staates Morelos stammen, und erfuhren Näheres über die merkwürdige Pyramide, die sich in Tepoztlan östlich von Cuernavaca befindet. Wir haben die Absicht, noch einmal in das Land zurückzukehren und diese Ruinen genauer zu untersuchen.

(17) Eingegangene Schriften.

1. Cels, Alph., Essai d'une classification des instruments quaternaires en silex; aus Bulletin de la soc. d'anthrop. de Bruxelles; vom Verf.
2. Brinton, Daniel G., On the Chane-Abal (four-language) tribe and dialect of Chiapas; from American Anthropologist 1888; vom Verf.
3. Treichel, A., Volksthümliches aus der Pflanzenwelt, besonders für Westpreussen. VII; aus Altpreuss. Monatsschrift Bd. 24, 1887; vom Verf.
4. Protokolle der Generalversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine zu Mainz, Berlin 1887 (mit Anhang: E. Friedel, Die Brandpletter von Wilhelmsau); durch Hrn. Friedel.
5. Hale, Horatio, Race and Language; aus The popular Science monthly, Jan. 88; vom Verf.
6. Mayer, R. und Müller, E., Handelsfreiheit und Recht im Buchhandel, Berlin 1888; von den Verfassern.

Sitzung vom 7. April 1888.

Vorsitzender Hr. **W. Reiss.**

(1) Der Vorsitzende eröffnet die anlässlich des Todes Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm vom 17. März auf den 7. April verlegte ordentliche Sitzung mit folgender Ansprache:

M. H. Eine Zeit schwerer Sorge und Trauer brachten die vergangenen Wochen unserem Vaterlande. Kaiser Wilhelm ist dahingeschieden; die ganze Nation betrauert den Heldengreis, den Schöpfer und Begründer des deutschen Reiches. Es ist hier nicht der Platz, es kann nicht meine Aufgabe sein, all' das Grosse Ihnen vorzuführen, dessen Erfüllung mit dem Namen des ersten deutschen Kaisers für alle Zeiten verknüpft ist; dankbar aber dürfen wir dessen gedenken, was uns in unserem Streben am nächsten berührte: Unter Kaiser Wilhelms Regierung erstand das erste selbständige Museum für Völkerkunde, entwickelten sich aus kleinen Anfängen die grossartigen ethnologischen Sammlungen, die von keiner ähnlichen Anstalt der Welt an Reichthum übertroffen werden.

Dankbar blicken wir auf eine grosse Vergangenheit, voll Hoffnung wenden wir uns der Zukunft zu. In Kaiser Friedrich, dem siegreichen Heerführer, sehen wir den Friedensfürsten, unter dessen Schutz Künste und Wissenschaften reicher Pflege sich erfreuen werden. Auch dem von unserer Gesellschaft erstrebten Ziele hat Seine Majestät der Kaiser und Ihre Majestät die Kaiserin Victoria längst schon ihr hohes Interesse zugewendet. In nächster Nähe des Museums für Völkerkunde erhebt sich der stolze, dem Kunstgewerbe gewidmete Bau, dessen Errichtung vor allem der Anregung des hohen Paares zu verdanken ist; die feierliche Eröffnung des Museums für Völkerkunde fand in seinem Beisein statt und viele von uns erinnern sich noch jener Excursion der deutschen Anthropologen-Versammlung, bei welcher der Kronprinz und seine hohe Gemahlin aufmerksam der Besichtigung der Heidenschanze beiwohnten und trotz strömenden Regens sich eingehend den prähistorischen Forschungen widmeten.

M. H. Wir vereinigen unsere heissen Wünsche mit dem des ganzen deutschen Volkes: Möge Kaiser Friedrich Heilung finden von der schweren Krankheit, deren Leiden er in so heldenmüthiger Weise trägt, möge ihm und ihrer Majestät der Kaiserin Victoria, zum Heil und Wohlergehen unserer Nation, eine lange glorreiche Regierung beschieden sein.

(2) Der Vorsitzende theilt mit, dass die Gesellschaft für Erdkunde am Sonnabend den 21. April in ausserordentlicher Sitzung die Feier ihres sechzigjährigen Bestehens zu begehen gedenke; in derselben werde u. A. Hr. Dr. Wilhelm Junker sprechen; es erscheine daher angemessen, die April-Sitzung der anthropologischen Gesellschaft, welche auf denselben Tag gefallen sein würde, um 8 Tage zu verschieben. Er werde also die nächste Sitzung auf den 28. dieses Monats anberaumen

und zwar in den Hörsaal des K. Mus. für Völkerkunde, da die Verhandlungen zwischen der Generalverwaltung der Königlichen Museen und dem Vorstande der Gesellschaft zu einer Einigung geführt hätten, welche die Benutzung des Hörsaales schon jetzt gestatte, falls die Gesellschaft den Abmachungen beitrete.

(3) Der Vorsitzende verliest darauf den Vertrag, welcher die Beziehungen der Gesellschaft zu dem K. Mus. f. Völkerkunde zu regeln bestimmt ist, und empfiehlt mit Rücksicht auf die erheblichen Schwierigkeiten, die mit dessen Zustandekommen verknüpft waren, dringend, demselben zuzustimmen. —

Hr. Bartels beantragt Annahme durch Akklamation. —

Es erhebt sich kein Widerspruch, der Vertrag ist somit von Seiten der Gesellschaft angenommen, er bedarf indess noch der Bestätigung durch den Herrn Cultusminister. —

Auf ferneren Antrag des Hrn. Bartels wird der Vorstand beauftragt, der Generalverwaltung der Königl. Museen für ihr Entgegenkommen und ihre wohlwollende Haltung bei den Verhandlungen den Dank der Gesellschaft auszusprechen.

(4) Die Gesellschaft hat den Tod eines ihrer correspondirenden Mitglieder zu beklagen. Dr. Emil Bessels von der Smithsonian Institution in Washington, ein hervorragender Geograph, besonders bekannt durch seine Betheiligung an mehreren Forschungsreisen in den hohen Norden, ist am 30. März in seiner deutschen Heimath gestorben.

Es starben ferner 2 unser ordentlichen Mitglieder, Hr. Major a. D. Hilder in Berlin und Hr. Hofapotheker Dr. Caro in Dresden.

(5) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Dr. phil. Gustav Diercks, Charlottenburg.
„ Dr. phil. Eduard Hahn, Berlin.
„ Gymnasialprofessor N. Beldiceanu, Jassy.

(6) Von Hrn. R. Virchow sind Nachrichten bekannt geworden aus einem Briefe desselben an Hrn. Woldt d. d. Luqsor (Theben), 21. März. Die Herren Virchow und Schliemann waren nicht ohne kriegerische Zwischenfälle bis nach Wadi Halfa und dem zweiten Nilkatarakt gelangt, von wo sie am 12. März die Rückfahrt antraten.

(7) Hr. Dr. Karl von den Steinen berichtet in einem Briefe d. d. Cuyabá, 7. Februar an den Vorsitzenden, wie folgt:

„Von uns ist nur Glückliches zu vermelden. Ich meinerseits wäre fürs Leben gern noch länger bei unseren Gastfreunden geblieben, aber die Regenzeit setzte so früh ein, die grossen Strapazen beim Rudern und das die Hiesigen am stärksten angreifende Fieber brachte unsere Leute derart herunter, dass es die allerhöchste Zeit war, heimzukehren, wenn ich die werthvolle Sammlung nach Hause schaffen wollte. Es war ein Rückzug mit Ach und Krach, mit Hunger und Krankheit. Der eine Offizier wurde, nachdem er sich mit seinem Kameraden elf Tage lang verirrt hatte, vorübergehend verrückt, ist zur Zeit aber reparirt, während die Anderen noch zahlreiche Klapperanfälle haben.

„Die wissenschaftliche Ausbeute ist, wie es sein muss, bedeutend reichhaltiger als 1884; im Einzelnen habe ich Mancherlei zu corrigiren, aber meine hauptsächlichsten Hypothesen haben kräftige Stützen gefunden. In jeder Beziehung bin ich froh, dass ich nicht daheim geblieben bin.

„Zum August werde ich zurück sein: vielleicht verlasse ich Cuyabá mit dem Mai-Dampfer, nachdem ich die Zwischenzeit noch den Coroados am S. Lourenço gewidmet haben werde."

(8) Der Vorsitzende theilt mit, dass die 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte vom 18.—23. September dieses Jahres zu Cöln a. Rhein tagen wird. Einführer der Section für Ethnologie und Anthropologie ist Herr Dr. W. Joest hierselbst.

(9) Der Hr. Cultusminister übersendet als Geschenk das erste Heft des unter staatlicher Subvention herausgegebenen Prachtwerkes von L. Bickell: Hessische Holzbauten, in Lichtdruck von Obernetter, Marburg 1887.

(10) Der Hr. Cultusminister überschickt mittelst Erlasses vom 15. Februar Abschrift eines Berichtes des Vorstandes des Hanauer Bezirks-Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde über

Aufdeckung von 3 Hügelgräbern im Berger Walde, 1887.

Hr. Olshausen giebt daraus folgenden Auszug:

Im Walde zwischen Enkheim und Bischofsheim befinden sich 12 Hügelgräber, von denen immer je 3 zusammenliegen. (Aehnliches hat man auch sonst beobachtet, z. B. wiederholt auf Insel Amrum an Schleswigs Westküste; O.) Die Hügel A, B, C einer solchen Gruppe wurden im Jahre 1887 untersucht; B war der grösste von ihnen, hatte 26 *m* Durchmesser und 1,65 Höhe; A, etwa 100 Schritt nördlich von B, dagegen nur $14^1/_2$ Durchmesser und 1,0 Höhe; C, einige Meter westlich von A, war in Grösse diesem letzteren gleich. A bestand aus losem Sand, B aus Lehm mit Sand gemengt, einer Masse, die nach unten hin immer fester und härter wurde und auf dem gewachsenen Boden, einem steinharten Thon, aufgebaut war. C, auf demselben Grunde ruhend wie B, war nach unten hin ebenfalls lehmig, doch nicht so hart wie B.

Hügel A lieferte ausser Thonscherben und etwas Holz mehrere Bronzen; die Fundstücke lagen in ungleichem Niveau (können wohl verschiedenen Gräbern angehören; O.).

1. Zunächst traf man in $^3/_4$ *m* Tiefe, nahe dem Centrum, ein Skeletgrab mit erhaltenem Schädel, dicht unter letzterem, wagerecht liegend, einen massiven, glatten, ganz geschlossenen Halsreif von $13^1/_2 : 14^1/_2$ *cm* innerem Durchmesser und 6 *mm* Stärke, und von diesem umschlossen Bruchstücke von 2 kleineren, hohlen, dünnwandigen Ringen von 9 und 10 *cm* innerem Durchmesser. Jeder von diesen letzteren bestand aus 2 Hälften mit je einem nadelförmigen Ende und einer Mündung zur Aufnahme eines solchen. Dicht bei ihnen fanden sich Kinnlade und Zähne. (Hat man es hier vielleicht mit Ohrringen zu thun? Man vergl. Schliemann, Ilios, S. 511 u. Fig. 705—8. Die Grösse dieser Ringe ist, wie uns die heutigen Naturvölker lehren, durchaus kein Hinderniss für eine solche Annahme; O.) Etwa 1 Fuss nördlich von dieser Stelle fanden sich einige, ganz dünn gewölbte Bronzestücke (Nietenköpfe? O.) und Holzreste, „vermuthlich von einem Kästchen herrührend", sodann Scherben eines schwarzen Trink-

gefässes und eines zierlich gearbeiteten, braunrothen Gefässes von 37 *cm* Höhe und 44 äusserem Durchmesser, mit einer schwachen Abstufung in der oberen Partie als einzigem Ornament.

2. Etwa 1 Fuss östlich vom Schädel, aber tiefer als dieser, 1 *m* unter dem Hügelgipfel, lag ein massiver Ring von 50/60 *mm* innerem Durchmesser und 13/15 *mm* Stärke, reich verziert, aber sehr stark oxydirt, fast, aber nicht ganz geschlossen.

3. Ein massiver, geschlossener, glatter Ring von 80 *mm* Durchmesser und 8 *mm* Stärke fand sich 1 *m* nördlich vom Kopf auf dem gewachsenen Boden. In demselben Niveau traf man auch in allen Versuchsgräben, die in den Hügel eingeschnitten wurden, $1^1/_2$ *m* vom Centrum, Scherben, besonders von flachen Schalen.

Im grossen und ganzen lagen sämmtliche Fundstücke in der Mitte des Hügels.

Der Berichterstatter nimmt an, dass es sich in Hügel A um ein Frauengrab handle. —

Hügel B. Auch hier lagen die Beigaben in der Mitte und zwar auf einen Raum von 1 *m* Durchmesser beschränkt; weiter hinaus, bis zu $5^1/_2$ *m* vom Centrum, waren nur einzelne werthlose Scherben und Kohlenstückchen zum Vorschein gekommen. Die Fundstelle reichte aber bis 1 Fuss in den harten gewachsenen Boden hinein. 2 *m* unter der Hügelspitze stand ein Thongefäss von 38 *cm* Höhe und 49 *cm* grösstem äusseren Durchmesser, aussen durch Gruppen theils ringsum laufender, theils vom Bauch zum Fuss absteigender gerader Linien verziert und etwas glänzend. Darin lag ein zierliches schwarzes Trinkgefäss, 7 *cm* hoch, an der Mündung 8 und am Bauch $8^1/_2$ weit, mit so kleiner Bodenfläche, dass es nicht stehen konnte. 1 Fuss westlich von diesen Gefässen lag ein eisernes Schwert in Holzscheide, mit dem zerstörten Griff im Norden, der Spitze im Süden; Gesammtlänge noch nicht 1 *m*, Breite 5—6 *cm*. Zwischen Schwert und Thongefäss 2 Paare einfacher Schalen, etwa $7^1/_2$ *cm* hoch, von 21, 20, 19 und 18 *cm* Durchmesser, die grösste schwärzlich und innen mit schwach glänzenden, parallelen Linien, zum Theil im Zickzack verziert (Graphit?), die andere bräunlich. Nördlich an diese Schalen stossend noch ein braunes Thongefäss, 8 *cm* hoch, oben 14 weit, unten ziemlich spitzzugehende Rundung, daher nicht aufstellbar, ein Trinkgefäss. Endlich, vertheilt an der ganzen Länge des Schwertes, also schon bei der Niederlegung zerstreut, zahlreiche Bruchstücke eines dunkelbraunen Gefässes, in Grösse etwa wie der schwarze Becher, aber von anderer Form. Andere Scherben, als zu vorgenannten Gefässen gehörige, kamen nicht vor.

Der Berichterstatter hält B für ein Brandgrab und zwar wegen der geringen Ausdehnung der Fundstelle und wegen des Vorkommens von Holzkohle tief unten im Hügel. Von Knochen war indess nichts erhalten, auch nicht in dem grossen Gefäss, welches der Bericht dennoch stets als „Urne“ bezeichnet. Ein Chemiker wies nach, dass der Thon innerhalb und ausserhalb des Gefässes gleiche Zusammensetzung hatte, gleich phosphorhaltig war (von Raseneisenstein), und erklärte dies damit, dass die Phosphorsäure der vergangenen Knochen bei dem grossen Gehalt des Erdreichs an solcher nicht von Einfluss gewesen sei. Meines Erachtens müssten sich aber gebrannte Knochen in dem Gefäss, zumal unter der schützenden Lehmschicht, unbedingt fast völlig erhalten haben, so dass solche in dem Gefäss nicht beigesetzt sein können. Die Kohlenstückchen sind kein Beweis für Leichenbrand; sie finden sich häufig bei Skeletgräbern, theils von der Bereitung des Leichenschmauses herrührend, theils wohl von Ceremonialfeuern. Die Bestattungsart für dieses Grab B bleibt daher unsicher, könnte nur aus der

Analogie mit zuverlässig bestimmten gleichen Gräbern jener Gegend erschlossen werden. (O.)

Hügel C lieferte auf dem gewachsenen Boden ziemlich zerstreut, doch immerhin noch nahe der Mitte liegende Fragmente von mindestens 6 Gefässen, die im Allgemeinen denen aus Hügel A glichen; ausserdem mehrere winzige, nicht näher bestimmbare Bronzestückchen. Von den Gefässen liess sich eines wieder zusammensetzen, 40 *cm* hoch bei 46 Durchmesser, oben mit einem Ornament, gebildet aus je 3 senkrechten, vertieften Linien, die mit je 3 runden Näpfchen abwechseln, in der unteren Hälfte verziert durch 2 Bänder dunkler und heller, aufgesetzter Steinchen (Kiesel) bis zu 3 *mm* Durchmesser, die theils einzeln, theils gruppenweise angeordnet sind; ähnliches fand sich an römischen Töpfen vom Salisberg bei Kesselstadt.

(11) Der Vorsitzende übergiebt eine Schrift des Hrn. E. H. Wichmann über: Grundmauern und Baureste, welche in der Baugrube des neuen Rathhauses und des Börsenanbaues in Hamburg gefunden sind. In einem begleitenden Schreiben vom 19. März weist der Autor namentlich hin auf einen Damm aus Weidenzweigen, welchen er für einen Wohnplatz hergestellt ansieht. Verfasser vermuthet, dass ähnliches auch anderwärts bei gehöriger Aufmerksamkeit gefunden werden würde und hält besonders die sich beim Bau des Nord-Ostsee-Kanals darbietende Gelegenheit für geeignet zu einschlägigen Nachforschungen. Der fragliche Damm wurde ursprünglich als Theil eines Weges (Knüppeldammes) oder einer Uferbefestigung angesehen; er ist aber nach Meinung des Hrn. Wichmann hierfür von zu bedeutender Ausdehnung, da er mindestens 40 *m* Breite gehabt hat und über 2000 *qm* des Baugrundes bedeckte, ohne im West und Ost desselben seine Grenze erreicht zu haben; auch liegt er 2—3 *m* unter dem jetzigen Elbspiegel. Dünne Weidenzweige waren etwa eine Hand hoch ausgebreitet, festgetreten und mit Erde bedeckt und auf dieser Unterlage eine zweite, ähnliche Schicht hergestellt; an einigen Stellen fanden sich 3 Schichten übereinander.

Vorstand und Ausschuss der Gesellschaft haben beschlossen, den Hrn. Cultusminister zu bitten, veranlassen zu wollen, dass beim Bau des Nord-Ostsee-Kanals etwa vorkommende Baureste aus alter Zeit die gehörige Beachtung finden.

(12) Der Vorsitzende weist hin auf die wichtige neue Erscheinung: Das Internationale Archiv für Ethnographie, redigirt von J. D. E. Schmeltz, dessen beide ersten Hefte, Leiden 1888, der Gesellschaft als Geschenk zugegangen sind.

(13) Der Vorsitzende überweist der Gesellschaft zum Geschenk eine Anzahl durch Hrn. v. der Crab, früheren holländischen Residenten in Niederländisch-Indien, aufgenommene Photographien von Völkertypen und Gegenden auf den kleinen Sundainseln und Celebes (Papúa, Minahassa u. s. w.).

(14) Hr. Schumann in Löcknitz bei Stettin übersendet unter dem 23. Februar folgenden Bericht über einen

Depotfund von Steinwerkzeugen im Randow-Thal.

Aus dem Randowthal ist in neuerer Zeit ein Depotfund, aus Steinwerkzeugen bestehend, in meinen Besitz gekommen, der, da auf dem linken (märkischen) Randowufer gemacht, auch für die Berliner anthropol. Gesellschaft nicht ohne Inter-

esse sein wird und der die Zahl der in der Mark gemachten Depotfunde von Steinwerkzeugen um einen vermehrt.

In der Nähe des Dorfes Bagemühl an der Randow (Kr. Prenzlau) wurde vor einiger Zeit ein grosser erratischer Block behufs Gewinnung von Steinen gesprengt. Unter demselben fanden sich 7 Steinwerkzeuge von verschiedener Form und Grösse, aber aus demselben graugrünen Material bestehend, von körniger bis strahliger Struktur, welches ich für Chloritschiefer halte. 3 der Werkzeuge haben ein Stielloch, 4 sind ohne ein solches.

Artefakt I ist 23,5 *cm* lang, 8 *cm* breit und 6 *cm* dick, das Stielloch hat 27 *mm* Durchmesser und ist schief nach unten gebohrt, also nicht senkrecht auf die Längsachse des Stückes, wie sonst an Steinbeilen und Hämmern.

Von der Seite gesehen bemerkt man, dass das Stück nach oben zu seitlich zusammengedrückt (dachartig) ist und in einen Längsgraht endigt, der von vorne nach hinten verläuft. Diese dachartigen Seitenflächen, sowie der Längsgraht sind glatt, wie geschliffen. Ich vermuthe, dass das Werkzeug aus einem brauchbaren Geröllstein hergestellt wurde und dass diese glatten Flächen am Kopfe die natürlichen Wasserschliffe sind, jedenfalls, und das scheint mir wichtig, sind am Kopfe keine Spuren von Schlägen bemerkbar. Das untere Ende des Stückes ist pflugscharartig nach vorne und unten abgekantet, ebenfalls seitlich in glatt geschliffenen Flächen sich vereinigend.

Artefakt II. 24 *cm* lang, 8 *cm* breit, 4,3 *cm* dick. Das Stielloch hat 26 *mm* Durchmesser und verläuft gleichfalls schräg nach hinten und unten. An der Vorderseite ist ein Stück ausgesprungen. Unten endet das Werkzeug in glatte, sich vereinigende Seitenflächen, die auch hier pflugscharartig zusammenstossen. Oben endet dasselbe in eine stumpfe Spitze, an welcher Schlagmarken nicht erkennbar sind.

Artefakt III. 18,9 *cm* lang, 6 *cm* breit, 3 *cm* dick. 24 *mm* Durchmesser des Stielloches, oben abgeplattet, unten in glatten Flächen sich vereinigend, Stielcanal schräg durchgehend.

Artefakt IV. Flachbeil ohne Stielloch, 14,5 *cm* lang, 7 *cm* breit, oben schmal endend, unten geschliffene Schneide.

Artefakt V. Flachbeil ohne Stielloch, 14,2 *cm* lang, 5,2 *cm* breit, Schneide ungeschliffen.

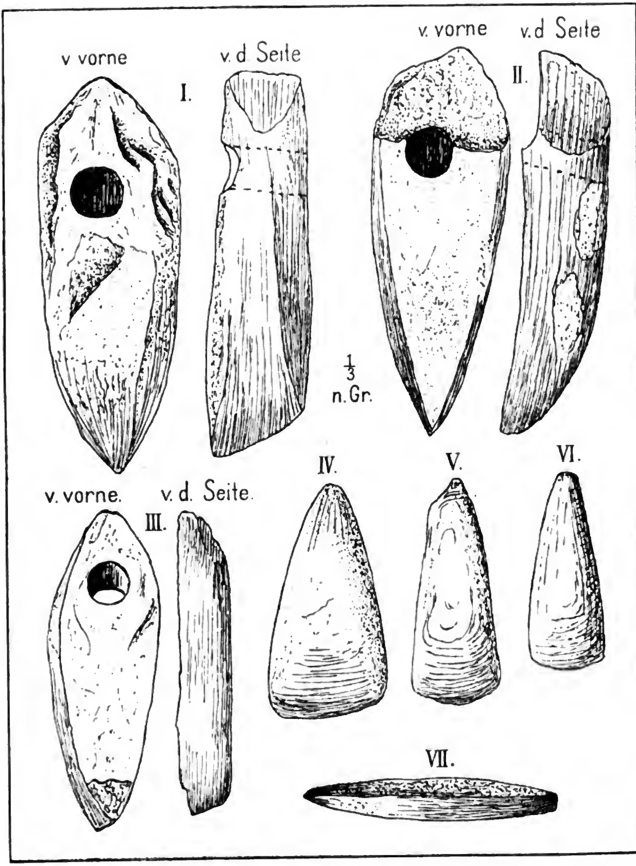
Artefakt VI. Flachbeil 12,2 *cm* lang, 4,5 *cm* breit, Schneide kaum geschliffen.

Artefakt VII. Schmalmeissel, oben spitz endend, unten schmale Schneide. 14,5 *cm* lang, 2,0 *cm* breit, von nahezu quadratischem Querschnitt. Schneide und Seitenbahnen angeschliffen.

Dass die Nr. IV—VI als Beile in Holzfassung benutzt wurden, darf wohl angenommen werden, ebenso dass Nr. VII als Schmalmeissel diente, zweifelhaft könnte man aber sein, welchen Zweck die Arfakte I—III gehabt haben.

Das Gemeinsame aller drei Beile besteht darin, dass dieselben erstens an ihren unteren Enden eigenthümlich pflugscharartig zugeschärft sind, zweitens, dass dieselben einen schräg gebohrten Stielcanal zeigen und drittens, dass die Stärke des Stieles eine sehr geringe ist im Verhältniss zur Schwere des Gegenstandes, dass man dieselben also wohl kaum als Beile wird benutzt haben können. Ich selbst besitze noch grössere Exemplare von der nehmlichen Form (so ein solches von 50 *cm* Länge und 12 Pfund Gewicht, dessen Bohrloch ebenfalls nur 25 *mm* Durchmesser hat), bei denen es jedenfalls ausgeschlossen ist, dass man dieselben als Hämmer oder Beile benutzt haben könnte, ohne sofort den Stiel abzubrechen.

Aus einer schriftlichen Mittheilung des Hrn. Director Dr. Voss ersehe ich, dass derselbe geneigt ist, diese Werkzeuge als Keile anzusehen, die zum Spalten



Steingeräthe aus einem Depotfund im Randowthal,
Kr. Prenzlau.

des Holzes benutzt wurden. Das Bohrloch war bestimmt, einen Stiel aufzunehmen, durch welchen der Keil seine Führung bekam. Einige meiner Keile sind aber hierzu gar nicht geeignet, besonders der grosse von 50 *cm* Länge, da derselbe vollständig rauh und höckerig ist und niemals ob der starken Reibung hätte ins Holz eindringen können, ausserdem zeigen die vorliegenden Keile keine Spuren von Schlägen am oberen, zuweilen sogar spitzen Ende. Von anderer Seite hat man dieselben als Erdhacken bezeichnet und für Geräthe zur Bearbeitung des Bodens genommen. Die grösseren könnte man bei dem bedeutenden Gewicht (z. B. 12 Pfd.) und dem schwachen Stiel auch hierzu nicht gebrauchen. Ich bin geneigt, diese Geräthe geradezu als Pflüge zu bezeichnen.

In Folge des schräg gebohrten Stielcanals kam beim Aufhängen die untere Spitze des Geräthes etwas nach vorne zu stehen, wie es bei Pflugscharen der Fall ist. Nimmt man an, dass eine Person an einem langen Stiele gezogen und eine zweite Person das Geräth mit der Spitze gegen den Boden gedrückt habe, musste dasselbe für ein einfaches Aufreissen des Bodens sich ganz gut eignen, was auch der praktische Versuch sofort zeigt. Dass in der Steinzeit aber schon eine primitive Landwirthschaft getrieben wurde, beweisen die Pfahlbaufunde der Schweiz und Württembergs, wo z. B. in Schussenried sich Vorräthe von Triticum vulg. Heer, Linum usitatissimum u. s. w. fanden.

Aus Pommern sind nach einer Zusammenstellung von Dr. Kühne (Balt. Studien 33, 305) 8 Depotfunde mit Steingeräthen bekannt:

Stettiner Museum.

1. Wollheide bei Gartz. Zwei Beile aus Diorit (?).
2. Sallentin (Kr. Pyritz). Drei Aexte aus krystallinischem Schiefer (unter einem grossen Stein).
3. Pasewalk. Acht Meissel und Beile, unter denen ein Schmalmeissel und ein Hohlmeissel, zwei roh behauene, zu Beilen bestimmte Knollen, alles aus Feuerstein (Moorfund aus den Ueckerwiesen).

Stralsunder Museum.

4. Triebsees. Vier Aexte, fünf Schmalmeissel (im Torfmoor).
5. Ebenda. Elf Hohlmeissel, sieben Dolchmesser.
6. Hagen auf Jasmund (Rügen). Fünf Lanzenspitzen.
7. Viervitz (Rügen). Acht Aexte.
8. Hohen-Barnekow (Kr. Franzburg). Zwei Aexte, ein Hohlmeissel, fünf Messer, Lanzenspitze (unter einem Stein gefunden).

Es fragt sich nun, wie ist dieser aus Steingeräthen bestehende Depotfund aufaufzufassen.

Der bekannte dänische Forscher Sophus Müller hat sich schon 1878 in seinem Werke: „Die nordische Bronzezeit und deren Periodentheilung“ mit der Frage der Erd- und Moorfunde beschäftigt und ist auch erst kürzlich in einer Arbeit: „Votivfund fra Sten- og Bronzealderen [1])“ dieser Frage näher getreten. Nachdem er die einzelnen Möglichkeiten, dass es zufällig verlorene Sachen, dass es Schätze, dass es Waarenvorräthe eines Händlers oder Eigenthum eines Arbeiters gewesen seien, als nicht ausreichend zur Erklärung aller derartigen Funde aufführt, stellt er eine bestimmt charakterisirte Gruppe auf, die er Votivfunde nennt, Funde, die man den Göttern dargebracht habe in Folge eines allgemeinen religiösen Gebrauches. Man glaubte,

1) Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1886 p. 216.

dass man diese Dinge, von denen man sich freiwillig bei Lebzeiten trennte, nach dem Tode nach Walhalla mitnehmen könnte, wie dies Müller durch eine Stelle der Ynglingasaga belegt. Auch bei den Lappen existirten ähnliche Anschauungen, indem dieselben Geld eingruben, in dem Glauben, dass es ihnen im Jenseits zu Gute komme.

Der ganze Charakter unseres Fundes, wenn die Geräthe auch nicht, wie in Dänemark aus Feuerstein hergestellt sind, ähnelt doch den Votivfunden Sophus Müller's und könnte derselben Reihe von Funden angehören.

Es kommt indess noch ein Punkt hinzu, der Erwähnung verdient. Etwa 6 Fuss von dem erwähnten erratischen Block entfernt fand sich eine Stelle, die etwa 1 *m* Durchmesser hatte und bis in eine Tiefe von 0,5 *m* aus durch Feuer zusammengesinterter lehmiger Erde bestand, mit Kohlenstückchen und Asche untermischt. Spuren von Knochen oder Scherben, die eine Andeutung für die Zeit hätten geben können, fehlten ganz, und es kann kein Zweifel sein, dass man es nicht etwa mit einem Grabe, sondern mit einer alten Feuerstelle zu thun hatte. Wollte man der Phantasie einigen Spielraum lassen, so könnte man annehmen, dass der grosse Steinblock die Hinterwand einer Hütte gewesen wäre, deren Heerd die Brandstelle bildete, und dass der Besitzer der Hütte einen ausgehöhlten Raum unter dem Block als Vorrathsraum zur Aufbewahrung seiner künstlichen Arbeitsgeräthe benutzt habe.

Ebenso gut würde es auch gestattet sein, wenn man mit Sophus Müller den Fund als Votivfund annimmt, die Brandstelle mit etwaigen Opferungen in Verbindung zu bringen.

(15) Dr. Friedrich S. Krauss in Wien übersendet nachstehende Notiz als Ergänzung zu Hrn. Richard Andree's Mittheilungen über

Swinegel und Hase.

(Zeitschrift für Ethnologie 1887, S. 340—342.)

Meine Mutter, welcher ich eine Unzahl Sagen verdanke, erzählte mir als Knaben das Märchen in der Variante: Schildkröte und Reh. Schildkröte Männchen wartet an dem einen, Schildkröte Weibchen an dem anderen Ende des Maisfeldes. Die Schildkröte ruft dem Reh jedesmal schon von Weitem zu: „Guck, guck, ich bin schon da!" bis das Reh vor Müdigkeit und Aerger todt zu Boden fällt

Meine Mutter, die in einem slavonischen Dörfchen (Gaj) aufwuchs, bemerkte zu diesem Märchen ausdrücklich, mein Grossvater habe es ihr erzählt. Nun war aber mein Grossvater aus Niederösterreich nach Slavonien eingewandert, und es will mich bedünken, als läge uns hier keine slavische, sondern eher eine ursprünglich deutsche Variante zum Märchen vom Swinegel und Hasen vor. Dies dürfte um so eher und wahrseinlicher der Fall sein, als die eine mir bekannte slavische Fassung des Märchens, welche ich vor 4 Jahren in Bosnien wortgetreu nach der Erzählung des Bošnjaken Milovan Ilija Crljić Martinović in Rgovi aufgezeichnet, sich von der deutschen bezeichnend unterscheidet.

Krebs und Fuchs[1]) gingen eine Wette ein und da sagte der Fuchs zum Krebs: „Was bist du, schnurrbärtiges Gernegrösschen, Nachrückwärtsschreiterchen?" — „Na, und was bist denn du, Reineke? Ich kann dir noch immer", sagt er, „davonlaufen; ich bin ja schneller als du!" — Und das Rennen begann. Der Krebs

1) Im slavischen ist Fuchs = lisica ein Femininum. Im Thiermärchen heisst der Fuchs: teta lija = Tante Füchsin oder einfach nur teta = Tante oder lija

zwickte sich mit seinen Beinen dem Fuchs in den Schwanz, der Fuchs aber rannte, floh. Als der Fuchs an das verabredete Ziel gelangt war, drehte er sich um, um zu sehen, ob ihm der Krebs nachkomme; der Krebs aber lies sich los vom Schwanz und stand schon da vor dem Fuchse. Darob verwunderte sich bass das Füchslein und sagte darauf: „Geh, lass uns noch einmal rennen!“ Der Krebs sagt: „Mir ist's gleichgiltig.“ — Sie rannten wieder wie vordem. Wiederum steht der Krebs vor dem Fuchs. — „Wohlan, noch einmal!“ — „Meinetwegen!“ — Wiederum ist der Krebs dem Fuchs voraus. So rannten sie denn auf und ab einige zwanzigmal, bis den Fuchs die Kräfte verliessen und er verendete. Hierauf schleppte ihn der Krebs mit der Krebsin in den Bach hinab: „Nehmt Kinderchen Reinekens Braten!“

Besser ist ein kluges Köpfchen, als ein flinkes Füsschen.

Eine Entlehnung dieses Märchens braucht man nicht unbedingt anzunehmen. Solche Geschichtchen erfindet oder dichtet das Volksgemüth eines jeden Volkes leicht. Gerade die hier mitgetheilte Fassung scheint mir genug selbständig zu sein, so dass man die Erfindung der Fabel nicht von vorneherein dem Slaven absprechen dürfte.

(16) Von Hrn. Handelmann in Kiel gingen ein

Nachträge zur Mittheilung über Thorshammer, diese Verh. S. 77.

Ich möchte die Frage stellen, ob nicht die sogenannten Doppelcelte, worüber ich mich in diesen Verhandlungen 1881 S. 47—48 äusserte[1]), hierher gehören und richtiger als symbolische Doppeläxte anzusprechen sind. Die Bestimmung dieser colossalen und ganz unpractischen Stücke ist meines Wissens noch immer nicht weiter aufgeklärt; sie eignen sich jedenfalls noch am ehesten dazu, als religiöses Symbol oder Weihgeschenk an einer Cultusstätte niedergelegt und aufbewahrt zu werden.

Auch die römischen Fibeln, welche Lindenschmit: „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ Bd. IV Tafel 9 Fig. 1 und 2 abbildet, kommen in Betracht. Fig. 1 ähnelt am meisten der securicula ancipes und dem sog. Thorshammer; Fig. 2 repräsentirt am oberen Ende die ausgeprägteste Doppelaxtform, am unteren Ende aber ein einschneidiges Beil, hinten in einen schmäleren Zapfen auslaufend (Hammerbeil)[2]).

Der defekte Thorshammer von Bernstein aus Jütland (s. Aarböger for Nordisk Oldkyndighed og Historie 1881 S. 145) ist ebensowenig ganz sicher, wie der schon erwähnte defekte Thorshammer aus Dithmarschen; vgl. Mittheilungen des anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein Heft I (Ausgrabungen bei Immenstedt) S. 12.

Zwischen den unzähligen Gehängen des Aspelin'schen Bilderwerkes fand ich schon vor längerer Zeit unter Nr. 1014 („Antiquités Mériennes“) einen bronzenen Ring mit vier Anhängseln, welche in einem Burgwall des russischen Gouvernements Wladimir gefunden sind, und die man allenfalls als hammer- oder ⊥-förmig

---

1) Vergl. Verhandlungen 1879 S. 336 und 1880 S. 92; Album der Berliner Ausstellung von 1880 Section VI Tafel 1; auch V. Gross: „Les Protohelvetes“ S. 22—24; „Antiqua“, herausgegeben von Messikommer und Forrer 1885 S. 106 und 125—26. Dazu die von Mannhardt a. a. O. besprochenen „malleos Joviales inusitati ponderis“.

2) Aehnliche Steingeräthe s. Nilsson: „Steinalter“ Fig. 163 S. 57; „Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein“ Fig. 79 und 80.

ansprechen könnte; doch habe ich bisher nicht gewagt, dieselben hier heranzuziehen. Aspelin rechnet diesen Schmuck zu der Hinterlassenschaft des finnisch-ugrischen Volkes der Meren, welche bei der uralten Stadt Rostow in den Gouvernements Jaroslaw und Wladimir wohnten und schon von Rurik (gest. 879) der russischen Herrschaft unterworfen, allmählich ganz slavisirt wurden[1]).

Nun ersehe ich aber aus einem gefälligen Schreiben des Hrn. Dr. Hjalmar Stolpe, dass die von ihm auf Björkö (Birka) gefundenen hammerähnlichen eisernen Schmucksachen[2]) — er fügte freundlichst eine kleine Zeichnung bei — im Wesentlichen mit den Aspelin'schen Stücken übereinstimmen. Ob nun die schwedischen Waräger und Kaufleute diese Art einfachen Schmuckes nach Russland mitgenommen oder von dort mitgebracht haben? Ich meine, die Analogie der silbernen Thorshämmer spricht am meisten für die letztere Vermuthung. Jedenfalls sind die schwedisch-russischen Hämmerchen keineswegs von naturalistischer Art, sondern stellen sich den silbernen ganz und gar an die Seite. Mit dem Amrumer Exemplar haben sie keine Gemeinschaft, sondern das letztere bleibt vorläufig eine für sich allein stehende Form.

(17) Hr. Jentsch in Guben übersendet unter dem 6. April die nachstehenden beiden Mittheilungen:

I. La Tène-Fund von Giessmannsdorf, Niederlausitz.

Zu den in den Verh. 1886 S. 597 aufgezählten La Tène-Funden tritt ein bei Giessmannsdorf, 5 *km* nördlich von Luckau, gewonnener, welchen Herr Pastor Siemann gelegentlich der Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft in Burg vorlegte und dann der Alterthümersammlung der Gesellschaft übergeben hat. Er besteht aus Bronze- und Eisengeräth.

Die Fundstätte liegt von Giessmannsdorf aus nordwestlich in der Richtung auf Zieckau (s. S. 67). Loser Steinsatz schützte das Grab. Die Leichenurne war unverziert. Erhalten ist u. a. ein kleines Beigefäss von 6 *cm* Höhe, im ganzen kugelförmig, doch mit merklich heraustretender Mittelkante; auch ist der untere Theil fast konisch. Der glatte Boden hat einen Durchmesser von 3,5 *cm*; die grösste Weite beträgt 6 *cm*. Die obere Oeffnung ist unregelmässig, 3—3,5 *cm* weit. Um dieselben herum wie über dem Aequator sind je 2 seichte Furchen eingezogen: den Raum zwischen diesen beiden Streifen füllen Gruppen von 7—9 theils senkrechten, theils flach schräg gelegten Strichen aus; an einzelnen Stellen ist noch eine trianguläre Anlage erkennbar, der Art, dass sich die Zeichnung als nachlässige, verwilderte Nachbildung der schraffirten Dreiecke darstellt. Dem Boden ist ein seichtes Kreuz eingestrichen: die Linien sind schmal, nicht, wie bei den älteren Gefässen, flach ausgerundet, sondern mit einer stumpfen Spitze eingezogen.



Von Eisensachen waren beigegeben: 1. ein dünner Ring von 3 *cm* Durchmesser im Lichten; 2. ein kleiner Gürtelhaken (s. Figur) von 5,5 *cm* Länge, 1—1,8 *cm* breit, an einem Ende in einen Haken

1) Karamsin: „Geschichte des Russischen Reichs" (Deutsche Uebersetzung) Bd. I S. 32 und 99.

2) Stockholmer „Månadsblad" Bd. II S. 507 (Nr. 2—17; dazu Nr. 18—23 aus Grabhügeln). Vgl. diese Verhandlungen 1886 S. 317.

auslaufend, während am anderen Ende die Platte flach umgelegt ist; 3. eine Nadel, deren Knopf von 1 *cm* Durchmesser elliptischen Querdurchschnitt hat; aus dem Schaft treten dicht unter demselben 3 ganz feine Ringe heraus. — Die Bronzegeräthe bestehen in 1. zwei dünnen Nadelschäften, deren einer 6, deren anderer 9 *cm* lang ist; 2. einem schalenförmigen Nadelknopf von 2,5 *cm* Durchmesser, welcher verzogen ist; 3. in zahlreichen Bruchstücken von mehr als zwei Ohrringen: die segelförmigen Theile derselben sind 2,5 *cm* breit und ebenso lang; die Durchbohrungen sind mindestens 2 *mm* weit. Auf einem der Drähte sitzt eine zerlaufene blaue Glasperle. Ausserdem ist die grünlich blaue Masse von einer anderen Perle erhalten [1]).

Die Funde dürften dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert einzureihen sein.

In der Nähe befindet sich eine zweite Fundstätte der mittleren La Tène-Zeit unweit der Ziegelei von Wierigsdorf, südlich von Giessmannsdorf: dort ist, wie gleichfalls in Burg mitgetheilt wurde, ein hoher, unverzierter Topf mit verkümmertem Halse und ausgebogenem Rande gefunden worden, an welchen eine längere, schlichte Eisenspange angehängt war.

Die Zahl der Fundstätten aus der mittleren La Tène-Periode beläuft sich hiernach in der Niederlausitz gegenwärtig auf 11.

II. Flurnamen aus dem Kreise Crossen.

In der Gegend südöstlich von Crossen a. O. finden sich gegenwärtig noch folgende Flurnamen (vgl. Verh. 1887 S. 292), die aber zum Theil schon im Ersterben begriffen sind.

1. Gemeinde Plau: Gain im W. des Dorfes, Gliena SO., Kaschûben O., sämmtlich Wiesen; Lasken SO., ein Sumpf; Paire N., Graben und Gestrüpp; Belch SO., Gesträuch; Urbaine W., Waldung; Quaire N., Schmûg N., Dahlen NW., sämmtlich Thalsenkungen; Spaeznieze S., sandiges Land; Windlache N., Niederung.

2. Gemeinde Grunow: Lug S., Lauken SO., Seurâsen S., Niederungen; Râschen (sch = ŝ) N., Demôze N., Anhöhen; Waelzegannen NO., Sandboden; Strûgen S., Lajischken S., schwerer Boden.

3. Gemeinde Tschausdorf: Zeidel N., Knesbrieze N., Aufdedâmen N., Wasten O., Krawânen NW., Wiesen; Cruppê NO., Cuttdô W., Schedtke SO., Niederungen; Strick N., Senkung; Barjung NO., Höhe; Waelsegannen (s. ob.) S., Callebô O., Dreistangen S., Wâchen W., Anhöhen; Kruschnieze S., starker Boden; Pogenziske N., brachliegendes Land, vormals eine ergiebige Urnenfundstätte.

4. Gemeinde Thiemendorf: Lagannen N., Waddersieze N., Lasken N., Mallasken N., Dubiene N., Klavastrò NO., Wiesen; Pontocken S., bruchartig; Bürst N., Graben; Schleckopp N., Teich; Schwirg N., Gehölz; Laese W., Gehege; Breschiene (brza Birke) NW., jetzt ein Eichengarten; Ackerwieze W., sandige Fläche; Strâsengarre NO., Anhöhe; Rasenieze N., Dôken NO., Dubro (duba Eiche) SO., Ackerland; Cutten N., starkes Ackerland.

5. Gemeinde Logau: Walschiene O., Senkung; Dâhlen S., bergig; Wilze S., flaches Ackerland; Scharzstücken SO., starkes Ackerland.

Die Mehrzahl dieser Namen verräth wendischen Ursprung.

---

1) Eine grünlichblaue Glasperle besitzt die Niederlausitzer Alterthümersammlung zu Cottbus auch vom Kopainz bei Lübben.

(18) Hr. P. Ascherson legt einige

Gegenstände aus dem Pflanzenreiche

vor, welche ethnologisch bemerkenswerthe Verwendungen finden: Holz von Salvadora persica L., Wurzel von Sterculia (Cola) acuminata P. B. und Antheren von Mesua ferrea L.

Hr. M. Quedenfeldt erwähnt (Verh. 1887 S. 285) eine am Rio de Oro (spanische Factorei an der Saharaküste, etwa unter dem nördlichen Wendekreis gelegen) zum Reinigen der Zähne verwendete Wurzel einer Pflanze, welche messuäk genannt wird. Unter diesem Namen (مسواك), der im Arabischen „Zahnstocher“ oder „Zahnbürste“ bedeutet[1]), versteht man im grössten Theile des Sahara-Gebiets das Astholz von Salvadora persica L., einem in den trockenen subtropischen Landschaften Nordafrikas und Südasiens verbreiteten[2]) Strauch oder kleinem Baume von zweifelhafter Verwandtschaft, welcher von Bentham und Hooker neben die Oleaceen, vom Vortr. und Baillon aber neben die Celastraceen gestellt wird. Der angloindische Botaniker Royle erklärte ihn wegen des Senfgeschmacks der korinthenähnlichen Beeren für den „Senfbaum“ des Neuen Testaments (Matth. 13, 31, 32), obwohl mit Unrecht, da dort jedenfalls eine Culturpflanze und zwar Brassica nigra (L.) Koch gemeint ist. Das Salvadora-Holz zerfällt gekaut leicht in einen Faserbüschel und wird daher allgemein als Zahnbürste benutzt, eine Anwendung, die schon im Koran erwähnt und empfohlen wird.

Die Abstammung der von Hrn. Quedenfeldt mitgebrachten Wurzel konnte zunächst nicht aufgeklärt werden, da die botanische Bestimmung von Wurzeln überhaupt nach dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft sehr schwierig, in vielen Fällen unmöglich ist. Dagegen erinnerte sich der kenntnissreiche Assistent des Botanischen Museums, Hr. Hennings, dieselbe Wurzel vor einigen Monaten von dem Mitgliede der Flegel'schen Expedition, Hrn. E. Hartert, erhalten zu haben, welcher sie als „tooth-stick“ von Freetown mitgebracht hatte. Somit war mindestens die Herkunft der fraglichen Wurzel aus dem tropischen Afrika und nicht aus dem Sahara-Gebiet nachgewiesen. Das Object war auch Hrn. Consul Vohsen, der sich ein Jahrzehnt in der Colonie Sierra Leone aufgehalten, wohl bekannt, doch wusste er die Abstammung nicht anzugeben. Erst vor Kurzem fand Vortr. in Alfr. Moloney, Sketch of the Forestry of West Africa, London 1887, p. 287 die Notiz, dass die Wurzeln des die bekannte Kola- oder Guru-Nuss liefernden Baumes Sterculia (Cola R. Br.) acuminata P. B. in Sierra Leone unter dem Namen chew-stick gebraucht werden, „for cleaning the teeth and sweetening the breath.“ Der in demselben Buche p. 371 erwähnte „Chew-stick of Ewuro (Vernonia amygdalina Del.) shrub 6—10 feet high, used in Sierra Leone as a bitter“ kann hier wohl nicht in Betracht kommen.

Die vorgelegten Antheren von Mesua ferrea L. (Clusiaceae) waren von Herrn Professor Sadebeck, Director des Botanischen Museums in Hamburg zur Bestimmung eingesendet. Sie stammten aus einer Sammlung von Pflanzenprodukten, welche die von Hrn. Hagenbeck eingeführte Singhalesen-Karawane mitgebracht hatte. Sie dienen dort als Parfum und heissen Na mal ren. Mesua ferrea ist ein in Vorder- und Hinterindien verbreiteter, bereits von Rheede (Hort. Malabar. III p. 63

1) Im Sahara-Gebiet heisst auch der Strauch ssuäk (سواك) der schriftarabische Name ist iräk (اراك), gewöhnlich in räk (راك) verkürzt.

2) Neuerdings wurde derselbe auch von Pechuel-Loesche, Stapff, Schinz u. A. in Deutsch-Südwest-Afrika beobachtet.

Tab. 53) beschriebener und abgebildeter Baum, dessen eisenfestes Holz hoch geschätzt und dessen grosse, wohlriechende weisse Blüthen in Tempeln, in deren Nähe der Baum häufig angepflanzt wird (Thwaites, Enum. Plant. Ceylon p. 50), als Opfergaben dargebracht werden (F. und P. Sarasin). Diese Anwendung theilen sie vermuthlich mit den ebenfalls sehr wohlriechenden gelben Blüthen der Michelia Champaca L. (Magnoliaceae). Der schon von Rheede erwähnte Malajalim-Name lautet daher veluttachenpaken, d. h. weisse Champaca. Der genannte holländische Schriftsteller erwähnt auch schon die vielfache medicinische Anwendung der Pflanze. Dagegen ist die Benutzung der Antheren nur zweimal in der Literatur erwähnt[1]) und zwar für einen ganz absonderlichen Luxus, nehmlich zum Ausstopfen von Kissen. Der alte Rumph (Herbar. Amboin. Auct. p. 4) bemerkt missfällig über diese die Rosen- und Veilchen-Lager der alten Römer noch an Ueppigkeit überbietende Sitte: „Petulantes Baleyae reges hoc Sari (Localname der Antheren) pulvinaria implent." Auch bei den Grossen Birmas soll diese Sitte noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bestanden haben (Kanny Loll Dey, The indigenous Drugs of India, Calcutta 1867; Drury, Useful Plants of India 1873). Ausführlicheres hat Vortr. im Sitzungsber. d. Naturf. Fr. Berlin 1888 S. 34—38 mitgetheilt.

(19) Hr. P. Ascherson spricht

über angeborenen Mangel der Vorhaut bei beschnittenen Völkern.

In der neuerdings vielfach erörterten Frage, ob eine während des Lebens erworbene Verstümmelung vererbt werde, ist auch (vgl. Sitzungsber. 1887 S. 726) diejenige Verstümmelung zur Sprache gekommen, welche zu rituellem Zwecke u. a. an fast allen männlichen Angehörigen der semitischen Völker, speciell bei den Juden, nachweislich seit weit über 100 Generationen durch Entfernung der Vorhaut vorgenommen wird. Man hat etwas voreilig behauptet, dass trotzdem noch nie bei einem jüdischen Neugeborenen Mangel der Vorhaut beobachtet sei. Vortr. erinnerte sich aus seiner medicinischen Studienzeit, dass derartige Fälle allerdings aufgezeichnet worden seien und wandte sich mit der Bitte um literarische Nachweise an den verdienstvollen Gelehrten, Rabbiner Dr. Immanuel Löw in Szegedin, welcher dann ihm folgende, vom schicksalsvollen 9. März d. J. datirte Mittheilung gütigst übersandte:

Defectus totalis praeputii, nach jüdischen Quellen.

Die älteste Erwähnung des angeborenen Mangels der Vorhaut in jüdischen Quellen stammt aus den Schulen Schammaj's und Hillel's, also aus dem ersten Jahrhundert[2]). Es handelt sich um Feststellung der Norm dafür, ob bei einem solchen Defekte der Betreffende die Aufnahme in den Bund Abraham's dennoch mit seinem Blute besiegeln müsse. Die Schule Schammaj's spricht sich für die Entnahme des Bundesblutes aus, — wohl weil in ihrem Kreise angenommen wurde, die Vorhaut fehle nicht in Wirklichkeit, sondern sie hafte unlösbar an der Eichel[3]) — während die Schule Hillel's die Entnahme des Blutes für unnöthig erklärt, wohl weil sie einen wirklichen Defekt der Vorhaut annahm.

1) Vortr. verdankt diesen Nachweis der Güte der Herren Dr. F. Jagor und Dr. D. Brandis in Bonn

2) Toszefta Śabbat XV p. 133 Zuckermandel; Sifra Tazria 1 p. 58c Weiss; Jeruśalmi und Babli an den anzuführenden Stellen. Berêśit rabbâ 46 § 12 Romm.

3) עָרְלָה כְּבוּשָׁה

Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts will ein Schriftgelehrter, Simon ben Eleazar, die Differenz beider Schulen folgendermaassen feststellen: Es handle sich nicht um eine Differenz in Bezug auf Entnahme des Bundesblutes bei beschnitten Geborenen überhaupt, — hierin hatte wohl gegen Erwartung die erschwerendere Praxis der Schammaj'schen Schule sich Geltung zu verschaffen gewusst, — da beide Schulen darüber einig seien, dass es keinen wirklichen Defectus totalis gebe, sondern die Meinungsverschiedenheit beziehe sich nur auf den speciellen Fall, dass ein nichtjüdischer Beschnittener sich als Proselyte aufnehmen lassen will, in welchem Falle der Aufzunehmende sich bekanntlich der Beschneidung zu unterziehen hätte. Sein Zeitgenosse Eleazar bezieht die Differenz der Schulen auf die Frage, ob die Blutentnahme von beschnitten Gebornen, als nicht eigentliche, über dem Sabbathgesetze stehende Beschneidung am Sabbath vollzogen werden dürfe oder nicht.

In Babylon hat sich Rab Abbâ Arichâ (gest. 247) nach dem Berichte des babylonischen Talmud für die Annahme erklärt, es handle sich in der Differenz der beiden Schulen um die Entnahme des Bundesblutes bei beschnitten Gebornen überhaupt und entscheidet daher, man habe auf Grund der maassgebenden Meinung der Hillel'schen Schule von der Entnahme des Bundesblutes abzusehen: er hält also den Defectus totalis für möglich.

Im folgenden Jahrhunderte erklärten sich in Babylon (um 330) zwei der bedeutendsten Lehrer über die Frage: Rabba und R. Josef: jener entscheidet sich für die Wahrscheinlichkeit, dass der Fall einer angewachsenen Vorhaut vorliege, dieser nimmt an, es sei gewiss Nichts als eine solche, das heisst, er bestreitet das Vorkommen des Defectus totalis[1]). An derselben Stelle berichtet der Talmud, dass dem gelehrten und frommen R. Adda bar Ahaba ein Sohn beschnitten geboren wurde, der in Folge der dennoch vollzogenen Operation, über die nicht genauer berichtet wird, starb[2]).

Der Gaon **Hai** in Pumbedita (geb. 969, gest. 1038) bespricht in einem Gutachten[3]) die Frage und äussert sich über dieselbe in folgender Weise: „Die früheren Häupter unseres Lehrhauses haben festgestellt, dass dem beschnitten Geborenen in vorsichtiger Weise Bundesblut zu entnehmen sei, der Sachverhalt müsse aber erst sehr genau durch unmittelbare Untersuchung mit der Hand — ohne Zuhilfenahme eines eisernen Werkzeuges, das übermässige Schmerzen verursachen könnte — und durch den Augenschein festgestellt werden. Ein Segenspruch, — wie er bei der regelrechten Beschneidung vorgeschrieben ist, — wird nur dann gesprochen, wenn man sieht, dass eine angewachsene Vorhaut vorhanden ist. Man muss aber sehr bedächtig und behutsam vorgehen, wenn man im Falle einer entdeckten mangelhaften Vorhaut die Beschneidung vollziehen will. In solchen Fällen wartet man ohne Rücksicht auf den für normale Fälle vorgeschriebenen achten Tag mit der Operation auch längere Zeit, um das Kind keiner Gefahr auszusetzen. In Beziehung auf die Entnahme des Bundesblutes entscheiden wir erschwerend (d. h. wir nehmen auch bei dem augenscheinlich beschnitten Geborenen an, es könne die Vorhaut zum Theile vorhanden oder angewachsen sein) und fordern die Vornahme dieser Operation und in Beziehung auf die Sabbathfeier ebenfalls er-

---

1) Babyl. Šabbat 135a.

2) Babyl. a. O. jerus. Šabb. XIX, 17a. jerus. Jebam. VIII, 8a.

3) Ša'are Zedek p. 23a, angeführt in fast allen späteren halachischen Schriften, so bei Js. b. Abba Mare (1170), Abr. b. Natan (1200), Zidkijja b. Abr. (1230), David Abudarham (1340), Meir hakohen (um 1380) u. s. w.

schwerend, indem der Sabbath wegen der zweifelhaften Operation nicht verletzt, dieselbe also am Sabbath nicht vorgenommen werden darf.

Aus späterer Zeit berichtet Simson ben Abraham aus Sens (gest. 1235), es sei zu ihm ein nichtjüdisches, etwa einjähriges Kind aus seiner Nachbarschaft gebracht worden, das beschnitten geboren worden war[1]). Er bemerkt auch, dass die Ablösung der an die Eichel angewachsenen Vorhaut bei der Abnahme der nöthigen Kunstfertigkeit — für die frühere Zeit wird natürlich eine ungleich grössere vorausgesetzt — sehr gefährlich sei. Um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts berichtet der Karäer Aron ben Elijjah, es seien sowohl früher in Aegypten solche Fälle, als zu seiner Zeit in Konstantinopel ein solcher Fall vorgekommen[2]), und im funfzehnten Jahrhunderte erfahren wir von Jakob ha Lewi (gest. 1427 in Worms), dass seinem Lehrer Schalom aus Wien ein Sohn beschnitten geboren worden sei[3]).

Aus neuerer Zeit ist von jüdischer Seite das Zeugniss zweier jüdischer Aerzte und eines Halachisten anzuführen. Gideon Brecher, Spitalsarzt in Prossnitz, als Schriftsteller nicht unbekannt, behauptete 1845: Es kommen oft Kinder zur Welt, denen die Vorhaut gänzlich oder zum Theile mangelt[4]) und Dr. Karl Ziffer, zur Zeit als Arzt und vielbeschäftigter Beschneidungsoperateur in Budapest thätig, behauptet[5]): Es sei selten der Fall, dass die Vorhaut gänzlich fehlt, häufiger komme es vor, dass die Eichel frei liegt, weil die Vorhaut der Länge nach gespalten ist[6]).

Von neueren Halachisten ist Dr. B. H. Auerbach zu erwähnen, der in seinem Werkchen über die Beschneidung[7]) sich über die Frage folgendermaassen äussert: „Meist ergiebt dort, wo man auf den ersten Anblick gänzlichen Mangel der Vorhaut anzunehmen geneigt ist, die nähere Untersuchung, dass ein Theil derselben oder doch wenigstens das innere Vorhautblatt vorhanden ist und einen Theil der oberen Seite der Eichel bedeckt . . . . . Ich bezeuge, dass ich unter vielen hundert Kindern gar manches scheinbar beschnittene, aber nie ein wirklich beschnitten Gebornes mit totalem Defekte der Vorhaut gesehen habe.“

Aus Auerbach's Zeugniss scheint übertriebene Scrupulosität zu sprechen und sein älterer Gewährsmann, Josef Molcho, wird auch nicht ohne bestimmte Tendenz geurtheilt haben, wenn er behauptete: „in unserer Zeit — der Autorität des Talmud gegenüber wagt er das Vorkommen des Defectus nicht in Abrede zu stellen — haben wir nie einen gänzlich beschnitten geborenen Knaben gesehen, sondern nur halbbeschnittene, indem der obere Theil der Eichel wohl blossgelegt, aber dennoch die kreisförmige Vorhaut vorhanden ist, die wir wie bei den gewöhnlichen Fällen ringförmig abschneiden[8]).“

Soweit ich hier, wo jährlich 60—70 Knaben geboren werden, in Erfahrung gebracht habe, sind in den letzten 10 Jahren (1878—1887) unter 670 Knaben vier mit totalem Defectus praeputii geboren worden. — Ein eigenthümlicher Zufall wollte es, dass gerade am vorigen Sonnabend der vierte mir bekannte Fall eingetreten ist, wie ich gestern durch den Mohel und den Arzt constatiren liess. Als Kuriosum wurde im vorigen Winter in Budapest folgende, mir von Angehörigen der Familie

1) Or zaru'a, Milah c. 99 p. 51a
2) Gan Eden 162b.
3) Maharil, Milah.
4) Die Beschneidung der Israeliten, Wien 1845 S. 65.
5) Az izraeliták körülmetélése, Budapest 1880 S 59.
6) Zu vergleichen ist, was J. B Friedreich, Zur Bibel 1848, II 67 sagt.
7) Berith Abraham Frankfurt a. M. 1860.
8) A. O. S. 128 nach Sulchan arba.

mitgetheilte Geschichte colportirt: Ein junges Paar hatte sich, damit der erwartete Erstgeborene nicht als Jude geboren werde, kurz vor der Geburt desselben getauft und — der Knabe kam beschnitten zur Welt.

Es ist nach alledem unleugbar, dass man das Vorkommen des Defectus totalis nicht bestreiten kann. Die Agada hat es sich denn auch nicht nehmen lassen, auch diesen Gegenstand in ihrer Weise zu verwerthen: ganz besonders vorzügliche, besonders von der heiligen Schrift als vollkommen („tam") bezeichnete Männer lässt sie beschnitten zur Welt kommen: der Vollkommene darf mit der Unvollkommenheit, eine Vorhaut zu haben, nicht behaftet sein. Als beschnitten geboren gilt ihr Moses[1]), — der dies im Midrasch über seinen Tod von sich ebenfalls aussagt[2]) — Jakob[3]), Sem[4]), Malki Zedek[5]). Später weiss man schon von 7[6]), ja 13[7]) oder 14 so Geborenen.

Soweit Dr. Löw. Die hier gegebene Statistik wird noch wesentlich vervollständigt durch eine dem Vortr. auf Veranlassung des Dr. Löw freundlichst zugekommene Mittheilung des oben erwähnten Dr. Karl Ziffer in Budapest. Derselbe schreibt am 5. April 1888:

„Unter 550 bisher vorgenommenen Circumcisionen ist mir ein „totaler" Defekt des Praeputiums nur in 2 Fällen vorgekommen. Eben darum nannte ich einen solchen Fall auf Seite 59 meiner einschlägigen Brochure eine Seltenheit, um so mehr als ich damals — 1879 — erst 150 Falle absolvirt und keinen einzigen Fall von totalem Defekt zu verzeichnen hatte.

„Hingegen kamen partielle Defekte ziemlich oft, etwa 18 Mal vor, namentlich in der Form, dass die vordere Oeffnung des Praeputiums so weit ist, dass es ganz leicht über die Glans reponirt werden kann oder es war das Praeputium auf zwei seitliche Lappen beschränkt."

Dieselbe Deformität ist auch, wie Prof. G. Schweinfurth dem Vortr. mittheilte, unter der mohammedanischen Bevölkerung Aegyptens nicht unbekannt. Bei einer Nachfrage in einer Sitzung des Institut égyptien ergab es sich, dass dieselbe an dem jüngeren Bruder eines Mitgliedes, eines verdienstvollen Arztes und Anatomen, beobachtet worden war. Dass dieser Fall nicht ganz vereinzelt sein kann, beweist der Umstand, dass dafür eine eigene Benennung existirt; man nennt den Zustand eines ohne Vorhaut geborenen Knaben tohûr-el-melâika (طهور الملايكه) „Beschneidung durch die Engel". Diese Bezeichnung knüpft offenbar an die von den Juden übernommene Tradition an, wonach diese Eigenschaft eine besondere göttliche Bevorzugung bedeute, wie denn (worauf Vortr. durch Hrn. Dr. Löw und Hrn. Gottl. Ad. Krause aufmerksam gemacht wurde) auch nach der moslemischen Tradition die drei grossen Propheten Musa (Moses), Isa (Christus) und Mohammed sich in diesem Falle befanden. Für Christus streitet diese Meinung allerdings gegen die auf zahlreichen Gemälden berühmter Meister dargestellte kirchliche Tradition, würde sich aber zur Noth mit dem Wortlaut von Luc. 2, 21: καὶ ὅτε ἐπλήθησαν ἡμέραι ὀκτὼ τοῦ περιτεμεῖν αὐτόν καὶ ἐκλήθη τὸ ὄνομα αὐτοῦ Ἰησοῦς vereinigen

---

1) Sota 42a Šemot rabba c. 1 § 20. Jlk. Šemot 126. Kohelet rabba 4.

2) Midraš Petirat Mose, Bet hamidraš VI, 76. Debarim rabba c. 11 § 11.

3) Berešit rabba c. 63 § 7.

4) Berešit rabba c. 26 § 3. Jlk. Ber. 43. Jlk. 1 Chr. 1073.

5) Berešit r. c. 43 § 6.

6) Tanchuma Noach 5.

7) Abot d. R. Natan 2 p. 12 ed. Schächter. Jlk. Berešit 16, Jlk. Jeremia 261. Salšelet ha kabbala Anfang. Midr. Tillim hat 13.

lassen, da dort nur gesagt ist, dass er seinen Namen erhielt, als die für die Beschneidung vorgeschriebene Zeit von 8 Tagen nach der Geburt vollendet war.

Die älteren von Löw citirten Fälle sind für uns ohne Belang, da wir nicht wissen können, ob es sich dabei um Fälle von Vorhautmangel oder um Anwachsung der inneren Lamelle an die Eichel handelte. Es ist a priori wahrscheinlich, dass Beides vorgekommen ist und leicht möglich, dass aus dogmatischen Gründen der erstere Fall (selbstverständlich zum grössten Nachtheile der Patienten) wie der letztere sogar chirurgisch behandelt wurde. Indess lehren uns die Fälle aus neuerer Zeit, dass bei Juden und Mohammedanern angeborener Mangel der Vorhaut unzweifelhaft vorkommt. Diesen Defekt mit der bei diesen Religionsparteien geübten Abtragung der Vorhaut in Causalverbindung zu bringen, wäre nun freilich erst dann berechtigt, wenn eine vergleichende Statistik bei unbeschnittenen Völkern, z. B. bei christlichen Neugeborenen in Europa[1]) ein erheblich selteneres Vorkommen des fraglichen Mangels nachweisen würde. Eine solche Statistik, die an einer grösseren Entbindungsanstalt schon in wenigen Jahren brauchbare Ziffern liefern würde, ins Leben zu rufen, ist einer der Zwecke dieser Mittheilung. Dass auch bei europäischen Christen dieser angeborene Mangel vorkommt, bezeugt schon der oben angeführte Fall des Rabbi Simson ben Abraham und solche Fälle werden auch jetzt beobachtet; so stellte sich ein Mitglied der Gesellschaft nach der Sitzung vom 7. April dem Vortr. als „beschnitten geborener Christenknabe“ vor.

Schliesslich will Vortr. seine Meinung nicht verhehlen, dass er es für wahrscheinlich hält, dass die vergleichende Statistik annähernd gleiche Ergebnisse bei Beschnittenen und Unbeschnittenen liefern wird. Dies ist auch die Ueberzeugung unseres fachmännischen Mitgliedes Prof. Dönitz, der dieselbe auf das notorische Vorkommen von Phimose, einer auf dem Vorhandensein einer abnorm langen Vorhaut beruhenden Deformität, bei jüdischen Neugeborenen gründet. Von der von Hrn. Geh.-Rath Virchow (a. a. O.) postulirten Erblichkeit des Defekts ist in der Literatur kein Fall erwähnt.

(20) Hr. Ulrich Jahn spricht

über den Zauber mit Menschenblut und anderen Theilen des menschlichen Körpers.

Wer eine Sammlung abergläubischer Gebräuche in die Hand nimmt oder gar die lange Reihe der volksthümlichen Werke, welche den Aberglauben behandeln und seine verschiedenen Erscheinungsformen wiedergeben, durchblättert, pflegt den Kopf zu schütteln über diese Ausgeburten menschlicher Narrheit. Denkt er dabei an das erleuchtete 19. Jahrhundert und das finstere Mittelalter, so steigen ihm mancherlei Bedenken auf. Sind die Forscher des Volksthümlichen auch nicht gar zu leichtgläubige Leute, die sich Sachen aufbinden lassen, welche niemand ausser ihnen für ernst nimmt? Haben sie vielleicht die Ausgeburten der Phantasie irgend eines verkommenen, halb blödsinnigen Individuums wiedergegeben und irrthümlich verallgemeinert? Und wenn sie Recht haben, gilt, was da geschrieben steht, wirklich noch für den heutigen Tag, oder sind es nicht sammt und sonders Reminiscenzen aus längst vergangener Zeit, Reminiscenzen, welche jetzt unschädlich sind und lediglich in den Köpfen alter Weiber und einiger weniger, an altväterischen Traditionen mit zäher Anhänglichkeit haftender Bauern und Tagelöhner spuken?

1) Bekanntlich wird auch von einem Theile der eingeborenen christlichen Bevölkerung Aegyptens die Beschneidung ausgeübt.

Und warum glaubt man den Sammlern nicht? Ganz allein deshalb, weil das Zeug zu abenteuerlich und kunterbunt aussieht. Doch ist dieser Wirrwarr nur ein scheinbarer, eine aufmerksame Betrachtung lehrt, wie den verworrenen Massen Gesetze zu Grunde liegen, welche in dem menschlichen Geistesleben begründet sind und die von dem Volke, wenn auch unbewusst, so regelmässig befolgt werden, wie beispielsweise die Sprachgesetze. Wer diese Gesetze weiss, wird in dem Aberglauben etwas Naturgemässes erblicken, das gar nicht anders sein kann, wie es ist. Er wird erkennen, dass der Aberglaube nichts Todtes ist, dass er lebt und sich weiter entwickelt, wie eine Mundart lebt und sich weiter entwickelt; dass seine Erscheinungsformen zahllos sind und sein müssen, wie die Worte der Sprache.

Wenn wir unter einem abergläubischen Brauche im weitesten Sinne des Wortes einen Brauch verstehen, in welchem einem Gegenstande, einer Handlung, einem Zustande, einem Naturvorgange, einem Worte eine Wirkung beigelegt wird, welche dieselben aus Vernunftgründen nicht haben können, so treten bei dem Volke an die Stelle der Vernunftgründe instinctive Glaubensvorstellungen, die nun einmal vorhanden sind und mit deren Dasein gerechnet werden muss. Zu den vorzüglichsten darunter gehört einmal die Vorstellung, welche man sich von dem Verhältniss des Theiles zum Ganzen macht. Man nimmt nehmlich an, dass der Theil, auch der allerkleinste, alle Eigenschaften und Kräfte in sich birgt, welche dem Ganzen inne wohnen, und, was das wunderbarste dabei ist, selbst dann noch, wenn er räumlich weit von diesem getrennt ist. Leidet das Ganze, so wird auch der Theil, ganz gleich, ob er noch mit jenem äusserlich in Zusammenhang steht oder nicht, in Mitleidenschaft gezogen, und umgekehrt, leidet der Theil, so leidet mit ihm das Ganze. Eine andere derartige Glaubensvorstellung ist der Glaube an die Möglichkeit der Abwehr von und Errettung aus Unglück und Gefahren, der Tilgung einer Schuld u. s. w. durch die Darbringung eines Opfers. Im Zusammenhang damit steht drittens der Glaube an den Uebergang göttlicher Wunderkraft auf das Opfer, da es der Gottheit dargebracht wurde und diese sich gewissermaassen mit ihm verquickt hat.

Ich habe gerade diese Glaubensvorstellungen herausgegriffen, weil ich zeigen will, wie durch dieselben der grosse Bruchtheil der abergläubischen Bräuche, dessen Existenz bei dem wissenschaftlich gebildeten Menschen vorzugsweise Befremden erregt, ich meine den Zauber mit Menschenblut und Theilen des menschlichen Körpers, seine volle Erklärung findet. Ich gehe auf die einzelnen Bräuche über und beginne mit den Haaren. Die ausgekämmten oder abgeschnittenen Haare darf niemand zum Fenster hinauswerfen, denn kommen Thiere darüber und verwenden sie zum Nestbau oder gehen Leute über sie hin und zertreten sie, so bekommt der betreffende Mensch Kopfschmerzen. Lesen böse Leute sie auf, so können sie damit der betreffenden Person etwas anthun. Zieht die, bekanntlich von dem Volke für äusserst giftig gehaltene Kröte sie in ihr Loch, so siecht der Mensch langsam dahin. Wirft man die Haare ins Feuer, so hemmt man dadurch den Haarwuchs oder bekommt einen rothen Kopf. Was dem Theile des Kopfhaares geschieht, geschieht also in erster Linie dem übrigen Haar, dann dem Kopf und schliesslich auch dem ganzen Körper. Letzteres zeigt auch recht deutlich folgende Art des Verrufens. Man nimmt von seinen ausgekämmten Haaren und macht Knoten daraus, segnet sie und gräbt sie dem Feinde, je nachdem man Menschen oder Vieh verhexen will, unter die Schwelle der Haus- oder Stallthüre. Alle Bosheit des Verrufenden theilt sich seinen Haaren mit und schädigt nun aus nächster Nähe die Person des Feindes oder dessen Viehstand. Gräbt dieser jedoch die

Schwelle auf und nimmt die Haare heraus und kocht oder verbrennt sie, so schwindet das Leben des Verrufenden dahin, wie seine Haare vergehen.

Was von den Haaren gesagt ist, gilt ganz ähnlich von den abgeschnittenen Nägeln und ausgezogenen oder ausgefallenen Zähnen, weshalb wir darüber kurz hinweg und sogleich auf den Schweiss übergehen können. Die Ausdünstungen des menschlichen Körpers treten, wie die Haare, als ein Theil des Leibes für den ganzen Leib ein. Man zaubert zunächst mit dem frischen Schweiss. Ein Beispiel für viele. Um einen gekauften Hund oder eine gekaufte Katze an sich zu gewöhnen, nimmt man ein Stückchen Brot und legt es unter die Achsel, bis es warm geworden, d. h. von Schweiss durchzogen ist; dann giebt man den Bissen dem Thiere zu fressen, und es wird von Stund' an niemals den neuen Herrn verlassen. Man kann aber nicht nur mit dem frischen Schweiss Zauber treiben, sondern auch mit den Ausdünstungen, welche sich von dem Menschen auf einen anderen Gegenstand übertragen haben, also z. B. mit getragenen Kleidungsstücken, mit der Fussspur, mit dem Bettstroh und schliesslich mit allen ererbten Sachen, die lange in Gebrauch gewesen sind. Einige Proben aus der Unzahl der hierher gehörigen Bräuche werden genügen.

Wenn die junge Frau die Herrschaft im Hause haben will, so zieht sie dem Manne in der Hochzeitsnacht das durchschwitzte Hemde aus, bindet die Aermel im Kreuzknoten zusammen und legt darauf das Hemde an einen Ort, wo Niemand hinkommen kann. So lange der Kreuzknoten nicht gelöst ist, kann auch der Mann seine Hände nicht rühren, wenn die Frau ihn schlägt. — Wer einen Dieb zwingen will, das gestohlene Gut zurückzubringen, der schneide eine Fusstapfe desselben aus dem Boden heraus, schütte die Erde in einen neuen Sack und hänge ihn in den Rauchfang. Wie die Erde und der in ihr enthaltene Schweiss der Fussspur vertrocknet, so vergeht auch der Dieb, und er muss sterben, wenn er nicht zu dem Bestohlenen eilt und ihn bittet, den Sack aus dem Rauchfang zu nehmen. Selbstverständlich bringt er dabei das gestohlene Gut zurück. Dasselbe ist es, wenn Abmagerung und Abzehrung dadurch bewirkt werden, dass man ein Stück Rasen, besonders bethauten, auf welchem Jemand mit blossen Füssen gestanden hat, aussticht und hinter den Heerd legt oder in den Kamin hängt und dort ausdorren lässt. Leicht ersichtlich ist auch, warum von den kundigen Leuten angelegentlichst empfohlen wird, bei dem Ausschneiden der Fussspuren dieselben nicht mit blossen Händen zu berühren oder selbst hineinzutreten. Wer das thut, schadet damit eben seinem eigenen Leben. — Für die Wirksamkeit des Bettstrohs mag es mit folgendem oberpfälzischem Gebrauch genug sein. Um Jungvieh zum Ziehen zu gewöhnen, nimmt man unbeschrien drei Strohhalme aus dem Ehebett und legt sie dem Stiere unter das Joch. Bezweckt wird, dass der Ochse fortan ebenso geduldig sein Joch trägt, wie der Bauer, beziehungsweise die Bäuerin das Ehejoch. — Der Zauber mit Erbschlüssel, Erbbibel, Erbsieb, Erbsilber, Erbgold, Erbkette u. s. w. ist bekannt; immer liegt der Gedanke zu Grunde, der Verstorbene, mit dessen Ausdünstungen der betreffende Gegenstand durchdrungen ist, sei auch noch im Grabe mit demselben verbunden und helfe dem Zaubernden mit seiner Gegenwart. Ja der Zauber mit den Ausdünstungen des menschlichen Körpers geht so weit, dass man selbst mit dem Schatten, welcher von dem Volk mit den Ausdünstungen in Zusammenhang gebracht wird und somit gewissermaassen als etwas Stoffliches gilt, Zauberei treiben kann. So muss man sich beispielsweise hüten, bei dem Ausschneiden einer Fusstapfe des Diebes oder Feindes in den eigenen Schatten zu treten. Thut man es doch, so geht man sich damit selbst an das Leben.

Wie mit dem Schweisse ist es mit dem Blute. Wer von seinem Blute ein paar Tropfen in den Trank des oder der Geliebten thut, fesselt die Person dadurch dauernd an sich. — Der Vater giebt dem kranken Kinde von seinem Blute unter die Speise und macht es dadurch gesunden. — Der junge Bursche schützt sich vor Verwundung durch Kugel und Eisen, indem er von seinem eigenen Blute etwas in einen angebohrten frischen Baumstamm einwachsen lässt. So lange der Baum grünt, kommt auch ihm nichts an das Leben. — Einer Hexe schlägt man mit dem Rücken der Hand ins Gesicht, dass es blutet, wischt das Blut mit einem Tuche ab und verbrennt es; sie muss sterben.

Etwas anders liegt die Sache mit dem Speichel. Er wird für sehr giftig gehalten und gilt als ein Theil des Bösen, welches dem Menschen inne wohnt, wirkt also, als Zaubermittel, in seinem geringsten Quantum gleich der Bosheit des ganzen Menschen. Daraus erklärt sich, dass allgemein verbreitet ist einmal: dass man durch Anspeien verrufen kann, zweitens: dass ein verhextes Wesen durch Anspeien wieder enthext wird, und drittens: dass eine Hexe oder ein Hexenmeister seine Kraft verliert, wenn er angespien wird.

Wir kommen zu dem Menstrualblut, dem männlichen Samen und der Muttermilch. Sie haben, sobald sie zu zauberischen Zwecken Verwendung finden, ihre Bedeutung naturgemäss auf dem geschlechtlichen Gebiete. Will Jemand einer jungen Frau den Kindersegen verschliessen, so verschafft er sich ein Stück von einem Hemde, das mit ihrem Menstrualblut befleckt ist, und legt es in ein Vorlegeschloss, klappt dasselbe zu und wirft es in einen Brunnen oder sonst an einen Ort, wo er das Schloss vor Auffindung sicher wähnt. — Ist einer Frau der Mann entlaufen, so schneidet sie den Latz aus einer zurückgelassenen alten Hose heraus und kocht ihn und mit ihm den eingetrockneten Samen in einem Topfe. Es lässt dem Ungetreuen keine Ruhe, er muss zurückkommen und wäre er schon hundert Meilen weit gelaufen. — Das Mädchen giebt dem Burschen von ihrem Menstrualblut, der Bursche dem Mädchen von seinem Samen heimlich in Speise oder Trank, und der Geschlechtstrieb ist erweckt, dass sie nicht mehr von einander lassen können. — Kann eine Frau nicht gut gebären, so giebt man ihr Milch von einer Säugenden ein, und sofort geht Alles auf das Beste von statten. Nimmt man von der Milch und giesst sie auf einen heissen Stein, dass sie verdunstet, so raubt man damit der Frau das Vermögen, ihr Kind zu säugen.

Nabelschnur, Nachgeburt und die sogenannte Glückshaube gelten als ein Theil des Kindes. Es wird deshalb darauf genau Obacht gegeben, wie auf Haare und Fingernägel. Bekommen böse Leute sie in die Hände, so können sie damit das Kind zu Tode hexen, oder ihm das Glück nehmen, welches ihm für das Leben bestimmt war. Man trocknet darum diese Dinge, hebt sie sorgsam auf und giebt in Krankheitsfällen pulverisirte Theile davon dem Kinde als Heilmittel ein. Hier und da vergräbt man sie auch unter einem Baum und lässt dadurch den Theil des Kindes und mit dem Theile das Kind selbst in den Baum übergehen. Stirbt das Kind, so geht auch der Baum ein und umgekehrt, wird das Leben des Baumes vernichtet, so ist es auch um das Menschenleben geschehen. — Der Glaube, dass die Glückshaube Glück bringen soll, schreibt sich daher, dass die Kinder nur selten mit der Kappe zur Welt kommen. Der Besitz etwas Seltenen bringt aber auch dem Besitzer etwas Absonderliches, ein grosses Glück oder ein grosses Unglück. So erklärt sich, dass in denselben Gegenden der Glaube auftritt, das mit der Kappe geborene Kind würde einmal sehr glücklich oder sehr unglücklich, dass man, je nachdem das eine gehofft oder das andere gefürchtet wird, die Glückshaube sorgfältig trocknet und aufbewahrt oder im Feuer verbrennt.

Was in dem Leibe des Menschen verborgen ist, ist unsichtbar. Weil nun die ungeborenen Kinder auf diese Weise unsichtbar sind, misst man ihnen und demgemäss auch den Theilen von ihnen die Kraft zu, unsichtbar zu machen. Daher die Sehnsucht der Diebe nach ungeborenen Kindern, die oft zu dem Morde schwangerer Frauen geführt hat, einzig und allein, um aus ihrem Körper die Leibesfrucht herauszuschneiden. Dieselbe Kraft misst man ferner dem menschlichen Herzen zu, wenn es noch warm und zuckend verschlungen wird. Auch der menschliche Koth macht unsichtbar, so lange er warm ist. Darum die bekannte Sitte der Diebe, bei einem Einbruche, ehe sie an das Mitnehmen denken, niederzuhocken und die Nothdurft zu verrichten. Mit dem Kothe geben sie jedoch einen Theil ihres Ichs fort, und sie halten sich für verloren, wenn der Bestohlene den Koth nimmt und ihn in den Schornstein hängt. Wie der Koth vertrocknet, so vertrocknet auch die Lebenskraft des Diebes, und er siecht langsam dahin.

Sehr verbreitet und ebenfalls auf der Glaubensvorstellung von dem Verhältniss des Ganzen zu seinem Theile beruhend, ist endlich der Zauber mit Leichenresten. Wie die Leiche vergeht, so vergeht auch alles, was mit ihr selbst oder einem Theile von ihr in Berührung gebracht wird. Wie konsequent dabei das Volk vorgeht, erhellt daraus, dass der Zauber noch wirksam gehalten wird, wenn nur ein Theil des Sarges, beispielsweise ein Sargnagel, mit der Ausdünstung eines Menschen, wie sie sich in der Fussspur findet, in Verbindung gebracht wird. Nach dem Volksglauben muss die Person unfehlbar sterben, in deren Fussspur ein Sargnagel geschlagen wird, wenn sie nicht umgehend ein Schutzmittel dagegen gebraucht.

Die Gebräuche, welche wir bisher betrachtet haben, fanden ihre völlige Erklärung in dem Glauben an das sympathische Verhältniss von Theil und Ganzem; wir kommen jetzt zu der anderen Klasse von Zauberbräuchen mit Menschenblut und Theilen des menschlichen Körpers, bei denen die genannte Glaubensvorstellung zwar auch eine Rolle spielt, aber nicht die Hauptrolle; es sind das die Zauberbräuche, welche der Idee des Menschenopfers ihren Ursprung verdanken. Geopfert wurden von unseren heidnischen Vorfahren schuldbeladene und schuldlose Personen, beide zu demselben Zwecke. Der Tod des Verbrechers sollte, ebenso wie der Tod des unschuldigen Kindes oder der reinen Jungfrau den Zorn der Götter versöhnen. Dieselbe Anschauungsweise findet sich auch heute noch. Der Hingerichtete nicht minder wie das gewaltsam getödtete unschuldige Kind, die ermordete reine Jungfrau gelten dem Volke als Opfer; ihr Körper ist heilig und von der Gotteskraft durchdrungen. In Folge dessen gelten alle Körpertheile derselben und selbst die Gegenstände, welche in naher Beziehung mit dem Leibe gestanden haben oder gekommen sind, also z. B. die Kleidung, der Strick der Erhängten, das Schwert, mit welchem der Verbrecher gerichtet wurde, als wunderkräftig und bleiben es für alle Zeit.

Eine gute Zusammenstellung von Zauberbräuchen, welche mit den Resten von Hingerichteten in unserer Zeit getrieben werden, giebt Wuttke in seinem Werke: „Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart". Er schreibt dort § 188 ff. unter anderem: „Alles, was von einem Hingerichteten herrührt, ist glückbringend. Ein Fingerglied oder ein anderes Knöchelchen eines armen Sünders, in dem Geldbeutel aufbewahrt, schafft reichlich Geld und lässt den Beutel nie leer werden; trägt man es bei sich, so schützt es vor Ungeziefer und schützt den Dieb, dass der Bestohlene nicht aufwacht; unter die Hausschwelle vergraben, schafft es beständigen Haussegen. Ein Diebesdaumen neben oder unter die Waaren gelegt, verschafft dem Kaufmann Glück. Als in Breslau der alte Rabenstein abgebrochen

wurde, trieben die Arbeiter einen sehr einträglichen Handel mit den bei der Ausgrabung vorgefundenen Knochen. — Vor allem aber ist das Blut der Hingerichteten, und seien es auch nur wenige Tropfen auf einem Lappen, ein kostbarer Schatz, der oft theuer bezahlt wird. Solches Blut getrunken, heilt die gefährlichsten Krankheiten. Ein Tuch oder Lappen, worauf solches Blut aufgefangen ist, unter das Essspind oder den Ladentisch gelegt, bringt grosses Glück und wird besonders von Krämern und Schänken angewandt. Das Blut muss frisch, wo möglich noch warm getrunken werden, und man muss dann stark laufen. Brot in dieses Blut getaucht und gegessen, hilft gegen die Gicht. Aus den Knochen von Hingerichteten wurde ehemals ein Wunderpulver bereitet. Der Strick eines Gehenkten hat grosse Kraft und bringt Glück. Wenn man mit ihm dreimal auf die Schwelle des Hauses schlägt, so schlägt der Blitz nicht ein. Ein Brauer, der viel Abgang haben will, legt einen solchen Strick, an welchem ein Daumen des Gehängten befestigt ist, ins Bierfass. Ein Stück davon in der Tasche getragen, bringt Geld und Glück. Wer den Finger eines Gehängten bei sich trägt, dem gelingt alles, was er wünscht. Selbst Holzsplitter vom Blutgerüst, die Blutflecken haben, sind ein kostbarer Schatz. In Franken waren sonst an Hinrichtungstagen die Lotterie-Kollekten von Glücksuchenden förmlich umlagert, die in Besitz von irgend welchem Rest des Hingerichteten gekommen waren; und als in Preussen die Hinrichtungen noch öffentlich waren, kam es regelmässig zu Reibungen zwischen der die Richtstätte umschliessenden bewaffneten Macht und den mit gieriger Hast sich durchdrängenden Weibern, welche um jeden Preis etwas von dem Blute der Hingerichteten haben wollten und mit Löffeln, Schüsseln und Töpfen es aufrafften. Bei der Hinrichtung eines Raubmörders in Hanau 1861 stürzten viele Menschen auf das Blutgerüst und tranken von dem rauchenden Blute. Als 1864 in Berlin zwei Mörder hingerichtet wurden, tauchten die Scharfrichtergesellen ganze Massen von weissen Schnupftüchern in das Blut und erhielten für jedes zwei Thaler.

Soviel über die Reliquien hingerichteter Verbrecher, die eben deshalb zu allen Dingen gut sind, weil sie mit göttlicher Kraft erfüllt gedacht werden. Die Zauberbräuche mit den Resten ermordeter Kinder und Jungfrauen sind bekannt, ich erinnere hier nur an den vor wenigen Tagen vor dem Schwurgericht zu Oldenburg verhandelten Mordprocess gegen den Arbeiter Bliefernicht aus Sage. Derselbe lebte, wie die Aussagen zweier Zeugen bekunden, des Glaubens, dass, wer Fleisch von jungen unschuldigen Mädchen geniesse, alles auf der Welt thun könne, ohne dass Jemand vermöge, ihn zur Verantwortung zu ziehen. Er ermordete zwei Mädchen im Alter von sechs und sieben Jahren, und die eine von den beiden Leichen zeigte nicht nur einen völlig durchschnittenen Hals, sondern auch einen aufgeschlitzten Leib, so dass Gedärme, Lunge und Leber frei lagen. Ein grosses Stück Fleisch aus der Gesässgegend war kunstgerecht herausgeschnitten und trotz alles Suchens nirgends zu finden, eben weil der Unmensch es aufgefressen hatte. Wenn die Zeitungen aber zusetzten, die Ursache des Mordes sei eine so seltene, dass sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wohl einzig dastehe, so ist das entschieden irrig.

Allgemein verbreitet sind die Bräuche, welche den Zauber mit Menschenblut und Theilen des menschlichen Körpers zum Gegenstand haben, in dem Sinne allerdings nicht, dass Jedermann im Volke sie kennte. Nur die mehr unschuldigen Gebräuche, wie beispielsweise der Brauch, neu gekauften Hausthieren mit Schweiss durchtränktes Brot zum Futter zu reichen, kann man überall finden; die grosse Mehrzahl der oben genannten Zauberbräuche ist eine Geheimlehre, aber eine Geheimlehre, in welche man auf jedem Dorfe von den klugen Leuten eingeweiht werden kann. Damit ist jedoch nicht gesagt, dass auch

in jedem Dorfe diese Bräuche, zumal die schlimmeren und schlimmsten wirklich ausgeübt werden. Durch die Kirche ist dem Volksbewusstsein so fest der Glaube eingeprägt worden, dass man sich durch den Zauber, und das Volk bezieht das vorzugsweise auf den Bosheitszauber, dem Teufel übergäbe, dass verhältnissmässig selten Jemand alles das in der Praxis ausübt, was er weiss, ob er schon in seinem Innern von der Wahrheit des Aberglaubens felsenfest überzeugt ist.

Die Zauberbräuche, welche ich vorgeführt habe, entstammen sammt und sonders dem deutschen Volksthume der Gegenwart, sie sind aber darum nicht specifisch deutsch; im Gegentheil, sie finden sich mit unwesentlichen Veränderungen auch bei den anderen indogermanischen Völkern wieder und ebenso bei den semitischen und hamitischen Völkerschaften, bei den Arabern, Negern, Südseeinsulanern u. s. w. Und zwar beruht hier wie dort die eine Hälfte der einschlägigen Gebräuche allein auf dem sympathischen Verhältniss vom Theil zum Ganzen, die andere auf derselben Glaubensvorstellung, verbunden mit der Idee des Opfers. Während die letztere bei uns durch Bildung und Religion gemildert erscheint oder, besser gesagt, niedergehalten wird, findet sie sich bei den sogenannten Wilden begreiflicherweise in grosser Blüthe. Der Höhepunkt ist aber die Menschenfresserei aus abergläubischen Beweggründen, die Verzehrung der Menschenopfer, der getödteten Verbrecher, um dadurch zauberischer Kräfte theilhaftig zu werden, wie sie bei verschiedenen Völkerschaften bis in die neuere Zeit geübt wurde und zum Theil auch noch bis auf diesen Tag geübt wird.

Es würde hier zu weit führen, an Beispielen klar zu legen, dass der Zauber mit Menschenblut und Theilen des menschlichen Körpers allgemein menschlich ist, nur eine Frage mag noch zum Schlusse vom ethnischen Standpunkte aus beleuchtet werden, die bis zur Stunde grosse Aufregung in der Welt verursacht. Der ganze Verlauf der Untersuchung wird gezeigt haben, in welch nahem Zusammenhang das, was wir eben als internationalen Zauberglauben kennen gelernt haben, mit dem steht, was von dem Volke dem rituellen Judenthum beigemessen wird. Ich sage vom Volke, denn nur die urtheilslosen Massen und Narren können nach den eingehenden Untersuchungen von Delitzsch und Strack noch die Albernheit glauben, dass im alten Testament oder im Talmud irgend ein Blutdienst vorgeschrieben sei. So sehr aber auch betont werden muss, dass die jüdische Religion rein ist von jeglichem Blutdienst, so wenig ist damit gesagt, dass der einzelne Jude, dass die Hefe des jüdischen Volkes frei sei von den Verirrungen des Aberglaubens. Jedes Volk, mag es sich auch zu einer sittlich noch so hoch stehenden Religionslehre bekennen, hat neben der von aussen in das Gemüth des einzelnen hineingetragenen Priesterlehre einen Volksglauben. Sollte dieser den Israeliten fehlen? Schwerlich! Ich will hier an wenig Beispielen zeigen, nicht dass unter den Angehörigen des jüdischen Volkes überhaupt Aberglaube besteht, sondern dass sie den Zauber mit Menschenblut und Theilen des menschlichen Körpers kennen und dass er bei ihnen, wie bei der übrigen Menschheit, auf dieselben Grundgesetze des Aberglaubens zurückzuführen ist.

Es ist bedauerlich, dass es bis jetzt noch keine Sammlung des Volksthümlichen der Juden giebt. Würde eine solche Sammlung eingerichtet, etwa nach dem Muster von Kuhn und Schwartz, „Norddeutsche Sagen, Sitten und Gebräuche", es würde eine empfindliche Lücke in der volksthümlichen Literatur ausgefüllt werden. So müssen wir uns hier mit einigen zuverlässigen Schriftquellen begnügen. Was den Zauber mit den menschlichen Ausdünstungen angeht, so verweise ich zunächst auf Matth. 9, v. 20—22: „Und siehe ein Weib, das 12 Jahre den Blutgang gehabt hatte, trat von hinten zu ihm und rührte seines Kleides Saum

an; denn sie sprach bei sich selbst: „Möchte ich nur sein Kleid anrühren, so würde ich gesund.“ Da wandte sich Jesus um und sah sie und sprach: „Sei getrost meine Tochter, dein Glaube hat dir geholfen“ und das Weib war gesund zu derselbigen Stunde.“ (Vergl. auch Marcus 5, 25—34 und Lucas 8, 43—48.) Dass dies Berühren des Saumes nicht etwa ein plötzlicher Gedanke des Weibes war, sondern dass die abergläubische Vorstellung von der Heilkraft der Kleidungsstücke allgemein bekannt war, dafür zeugen Matthäus 14, 34—36: „Und sie schifften hinüber und kamen in das Land Genezareth. Und da die Leute an demselbigen Ort seiner gewahr wurden, schickten sie aus in das ganze Land umher und brachten allerlei Ungesunde zu ihm und baten ihn, dass sie nur seines Kleides Saum anrühreten. Und alle, die da anrühreten, wurden gesund.“ Und ganz ähnlich Lucas 6, 17—19: „Und er ging hernieder mit ihnen und trat auf einen Platz im Felde, und der Haufe seiner Jünger und eine grosse Menge des Volks von allem jüdischen Lande und Jerusalem und Tyrus und Sidon, am Meer gelegen, die da gekommen waren, ihn zu hören, und dass sie geheilt würden von ihren Seuchen, und die von unsauberen Geistern umgetrieben wurden, die wurden gesund. Und alles Volk begehrte, ihn anzurühren; denn es ging Kraft von ihm und heilte sie alle.“ — Je näher dem Körper das Kleidungsstück liegt, je mehr es von Schweiss durchzogen ist, um so grösser seine Kraft. So heisst es Apostelgeschichte 19, 11—12: „Und Gott wirkte nicht geringe Thaten durch die Hände des Paulus, also dass sie auch von seiner Haut die Schweisstüchlein und Koller über die Kranken hielten, und die Seuchen von ihnen wichen und die bösen Geister ausfuhren.“ — Ja wie den Germanen, so galt auch den Juden der Schatten als etwas Reales, mit dem Zauber getrieben werden kann. So trugen die der christlichen Lehre gewonnenen Juden, wie Apostelgeschichte 5, 15—16 berichtet, die Kranken auf die Gassen heraus und legten sie auf Betten und Bahren, auf dass, wenn Petrus käme, sein Schatten ihrer etliche beschattete.“

Von hierhergehörigem Zauberbrauch, den ich selbst in Pommern bei jüdischen Trödlern und Hausirern fand, erwähne ich den Zauber mit der getrockneten Nabelschnur. Auch die abgeschnittenen Fingernägel dienen dort zauberischem Zwecke. Wie selbst noch nach vielen Jahren das Ganze die innige Gemeinschaft, in der es zum Theile steht, nicht verläugnen kann, davon zeugt folgende jüdische Sage, die freilich nicht als Sage aufgefasst sein will, sondern als verbürgtes Faktum zum Beleg der Behauptung gebraucht wird, dass selbst in physischer Hinsicht Eltern und Kinder einen Körper bilden. Ich entnehme die Sage dem Werke: „Pharisäische Volkssitten und Ritualien in ihrer Entstehung und geschichtlichen Entwicklung. Frankfurt a. M. 1840. Heimann.“ Der Verfasser ist M. Brück, ein gelehrter Jude, und nach dem gewiss unverdächtigen Zeugniss Franz Delitzsch's ein zuverlässiger Gewährsmann. Er schreibt S. 65 ff. Anm. 7. „Einst machte Jemand in Begleitung seines Dieners eine Seeréise, nahm eine bedeutende Summe Geldes mit sich und überliess dagegen seine zurückgebliebene, damals schwangere Frau ihrem Schicksale. Als er bald darauf in einem überseeischen Lande das zeitliche mit dem ewigen Leben vertauschte, bemächtigte sich der Diener der sämmtlichen Geldschätze und Habseligkeiten seines Herrn, indem er sich als Sohn desselben ausgab. Die zurückgebliebene Gattin wurde bald nach Abreise ihres Mannes von einem Sohne entbunden, den sie glücklich aufzog. Als dieser ein männliches Alter erreicht hatte und von dem Verfahren jenes gottlosen Dieners seiner Eltern in Kenntniss gesetzt wurde, begab er sich zum Gaon R. Saadjah, damit dieser ihm rathe, auf welche Weise er zum Besitz des hinterlassenen Vermögens seines Vaters gesetzlich gelangen könnte. Darauf ihm der Gaon rieth,

er möchte dies sein Anliegen dem König vorstellen, welches dann auch geschah. Nun liess der König den Gaon R. Saadjah vorladen und gab ihm den Auftrag, diesen schwierigen Streit zu schlichten. Dieser liess sogleich beide Parteien holen und befahl, es möchte dem wirklichen, als auch dem angeblichen Sohn zu Ader gelassen und das Blut eines jeden in ein besonderes Gefäss gegeben werden. Als dies geschehen war, liess er aus dem Grabe des betreffenden Vaters einen Knochen bringen, den er nun in die Schale legte, in welcher des Dieners Blut war, und als man ihn dann herausnahm, fand sich, dass er von dem Blute gar nicht angesogen hatte. Nun wurde er in das andere Gefäss gelegt, und siehe, da zeigte sich zusehends, wie er das Blut einsog. Daraus wurde nun geschlossen: Jener, von dem dies Blut kam, ist also der wirkliche Sohn, und der Pseudosohn musste diesem sogleich das an sich gebrachte Vermögen seines Vaters ausliefern." Brück fügt spottend hinzu: „Unsere Criminalrichter dürften wohl von diesem Factum Notiz nehmen".

Nun noch einige Worte zum Beweis, dass die Vorstellung vom sympathischen Verhältniss vom Theil und Ganzen auch in Verbindung mit der Opferidee im jüdischen Aberglauben auftritt. Ich erinnere zunächst an das bekannte Opfer der rothen Kuh Numeri 19, deren Asche Zauberkraft zugeschrieben wurde und die deshalb sorgsam aufbewahrt wurde. Ferner sei erinnert an die ängstliche Sorgfalt, mit welcher die Reste des Passahlammes behandelt werden und die Vorschrift, dass alle etwa übrigbleibenden Fleischstücke und Knochen im Feuer verbrannt werden müssen. Auch der von Paulus bekämpfte jüdische Aberglaube, dass die Reste der zu Ehren heidnischer Götter geschlachteten Opferthiere Widergöttliches blieben für alle Zeit, gehört hierher. Von neuerem Aberglauben erwähne ich schliesslich nur aus dem oben genannten Buche Brück's folgenden Beschneidungsbrauch. Es heisst bei ihm S. 24 ff.: „Nun war aber noch die Frage, was mit der abgeschnittenen Vorhaut zu machen sei. Da man sie durch Vollziehung eines göttlichen Gesetzes erhalten, so sollte sie doch einen gewissen Grad von Heiligkeit haben. Darauf wurde nun entschieden, sie müsse in Staub gelegt werden, und dieses deshalb, weil auch die Israeliten, als sie in der Wüste sich beschnitten haben, die Vorhäute in den dortigen Sand vergruben, die dann Bileam gefunden und darauf zu sich selbst gesprochen: „Wer vermag einem solchen Volke zu fluchen!"" Und dann fährt er fort S. 25: „Andere, die auch das Beschneidungsblut für heilig hielten, liessen das Kind über Wasser halten, damit das Blut hineinfliesse, und die Umstehenden wuschen dann ihre Gesichter mit dem Blutwasser. Damit aber das Publikum mit Lust nach diesem Blutwasser greife, verordnete man, nur solches Wasser dazu zu verwenden, das mit verschiedenen narkotischen Ingredentien gekocht würde. Andere schütteten auch das Blut in Staub oder Sand. Auf gleiche Weise verfuhren die Operateure mit dem Beschneidungsblute, welches sie nach talmudischer Vorschrift mit dem Munde ausgesogen. Manche spuckten es in den Sand, manche aber in den Becher, woraus sie den Wein zum Aussaugen des Blutes genommen und schütteten sodann diesen Wein hinter die Gesetzeslade. Ferner befiehlt schon der Talmud nach vollendeter Ceremonie ein Gebet für die Genesung des Kindes und dessen Mutter zu verrichten (ebendas. S. 26), auf welches ein Dankgebet folgen soll. Diese Gebete mussten beim Wein verrichtet werden, den man dann als ein Heilungsmittel für Wöchnerin und Kind hielt, weshalb es auch Sitte wurde, beiden davon zu trinken zu geben."

Der Zusammenhang ist klar ersichtlich. Weil die Beschneidung eine heilige Handlung ist, müssen auch die abgeschnittene Vorhaut und das Beschneidungs-

blut heilig sein. Sie und Theile von ihnen gelten darum als Heil- und Zaubermittel.

Wie hat man sich nun den einzelnen Blutprocessen wider Angehörige des jüdischen Volkes gegenüber zu verhalten? Die Möglichkeit solcher Verbrechen bei tief im Aberglauben befangenen Israeliten ist, denke ich, ebensowenig abzustreiten, als sie bei den anderen Völkern der Erde abgeläugnet werden darf. Und wer die lange Reihe der Blutprocesse studirt, wird sich kaum des Eindrucks erwehren können, dass einige der Angeklagten schuldig waren und wirklich Blut erringen wollten, um damit Zauber zu treiben. Da dieser Zauber jedoch geradezu gegen die Satzungen der jüdischen Religion verstiess, so wurde der Blutzauber, wie bei den christlichen Völkerschaften zur Geheimlehre. Ich berufe mich dafür auf das Zeugniss des in seinem 30. Jahre zum Christenthum übergetretenen Rabbi Moldavo, welcher in seinem Buche: „Untergang der hebräischen Religion" nach Rohling, „Meine Antworten an die Rabbiner" S. 82 (ich selbst habe Moldavo's Schrift nicht in Händen gehabt) sagt: „Ich veröffentliche Geheimnisse, welche in den jüdischen Schriften nicht zu finden sind. Die Familienväter und Rabbiner theilen sie ihren Kindern mündlich mit, welche sie unter furchtbaren Fluchbedrohungen verschwören, sie auch auf die grösste Gefahr hin geheim zu halten. Gott ist mein Zeuge, dass ich die Wahrheit sage. Ich war 13 Jahre alt, als mein Vater mir das Geheimniss des Blutes mittheilte, indem er mich bei allen Elementen beschwor, es nicht zu verrathen, auch nicht meinen Brüdern, und indem er wiederholt sagte: „Wenn du verheirathet sein wirst, so wirst du, wie gross auch die Zahl deiner Kinder sei, das Geheimniss nicht allen offenbaren, sondern bloss Einem, demjenigen, der am klügsten, hoffnungsvollsten und in Sachen der Religion am festesten ist. Auch verbot er mir, es Frauen mitzutheilen und sagte: Nie mögest du Ruhe finden auf Erden, wenn du das Geheimniss je verrathen solltest, selbst wenn du Christ würdest [1])."

Der Blutlügner Rohling, wie ihn Delitzsch mit gutem Grunde nennt, schmiedet daraus eine seiner Meinung nach wichtige Waffe gegen die jüdische Religion. Der Ethnologe braucht die Worte des Exrabbi nicht zu bezweifeln, nur dass er in ihm einen Menschen aus abergläubischer, sittlich verkommener, jüdischer Familie sieht, welche mit unseren Hexenfamilien auf gleiche Stufe zu stellen ist. Und Rohling sagt an anderer Stelle (ebendas. S. 102) in seiner nichtswürdigen Manier: „Man darf gegen die Juden im Allgemeinen keine Anklage erheben, die bloss die Eingeweihten angeht, und niemals wegen dieser Sache eine specielle Bestrafung am Leben fordern, als nur für solche, welche thatsächlich überwiesen werden; aber andererseits weiss man ja gar nicht, wo und wie eine Stadt mit Eingeweihten gesegnet ist, und darum ist, weil die rabbinische Blutlehre unleugbar existirt, für die Christen doppelte Wachsamkeit am Platz und mindestens die Forderung gesetzlicher Einschränkungen der Juden auch auf Grund dieser Blutlehre um so motivirter, als ja in unseren Tagen die ungefährliche Ausführung der rabbinischen Ideen weitaus leichter ist, als in alten Zeiten." Rohling bedenkt nicht, dass, wenn man eine Religionsgesellschaft für die Verirrungen verkommener Subjecte verantwortlich machen will, in noch grösserem Maasse das Christenthum eine Blutreligion heissen müsste. Denn in die Zauberbräuche mit Menschenblut und Theilen des menschlichen Körpers kann man fast in jedem Dorfe von Leuten eingeweiht werden, welche auf Christi Namen getauft sind.

1) Meine Antworten an die Rabbiner. Oder: Fünf Briefe über den Talmudismus und das Blut-Ritual der Juden. Von Prof. Dr. Aug. Rohling. Prag 1883.

Man wird fragen: Wenn dieser Zauber international ist, warum werden denn gerade die Juden desselben beschuldigt? Die Beantwortung ist nicht so schwer. Das Volk hängt gern übel berüchtigte Geheimlehren denjenigen Genossenschaften an, deren inneres Wesen ihm verborgen ist. Die Juden selbst behaupteten das Kinderschlachten von den Aegyptern, die Griechen von den Juden, die alten Römer von den Christen, später die Christen von den Juden, und heutigen Tages ist das Landvolk in Norddeutschland in nicht geringem Zweifel, ob die Juden grössere Blutzauberer sind oder die Freimaurer.

Wichtiger ist eine andere Frage: Ist es nicht möglich, diesen Zauberglauben aus der Welt zu schaffen? Vom ethnischen Standpunkte aus gehörte ein starker Optimismus dazu, auch nur die Möglichkeit glauben zu können. Wie im Anfang angedeutet wurde, scheinen die Grundgesetze, nach denen sich der Aberglaube richtet, im menschlichen Geistesleben begründet. Man müsste also zuvor die Grundglaubensvorstellungen bei der Menschheit im Keime ersticken. Nun betrachte man die unleugbar sittlich am höchsten stehende Religion, das Christenthum. Die weitaus verbreitetste und volksthümlichste aller christlichen Confessionen, die römisch-katholische Kirche, deren Anhänger an 200 Millionen und darüber zählen, hat sie nicht alle ebengenannten Grundgesetze des Aberglaubens sanctionirt? Ich erinnere nur an die Lehre vom Fronleichnam, an das Brot, das, nachdem es zum Opfer dargebracht worden ist, Corpus Christi ist und bleibt bis in alle Ewigkeit. Ferner der Reliquiendienst, unterscheidet er sich seinem inneren Wesen nach von dem Zauber, welcher mit Knochen, Blut, Fingern, Haaren, Nägeln, Kleidungsstücken u. s. w. getrieben wird?

Wie ist unter den Umständen an eine Besserung zu denken! Man kann seine Auswüchse zurückhalten, die Kraft wird jedoch Niemand dem Aberglauben bestreiten können, dass er sich, wenn die Verhältnisse für ihn günstig liegen, wieder genau so entwickeln kann, wie er in den schlimmsten Zeiten des Heidenthums gewesen ist. Es ist darum kein Grund vorhanden, anzunehmen, dass beispielsweise die Menschenfresserei das Zeichen eines Urzustandes sei; sie kann gegebenen Falles immer wiederkommen.

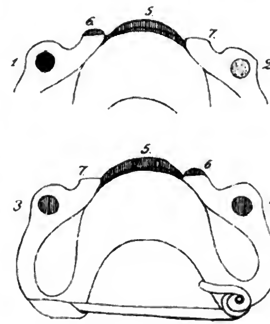
So traurig nun auch dieser Ausblick sein mag, so lehrt der Gang unserer Untersuchung doch, welch grosser Vortheil der Entwickelungsgeschichte der Menschheit durch die Disciplin des Volksthümlichen erwachsen kann. Sie ist darum der handgreiflichen Ethnologie gewiss nicht nachzusetzen, sondern ihre gleichberechtigte Schwester.

(21) Hr. Olshausen spricht über

die farbigen Einlagen einer Bronzefibel von Schwabsburg in Rheinhessen, Kr. Mainz.

In „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" Bd. I 4 Taf. III 1, 2 und Bd. III, 1 Textbeilage S. 33 zeichnete und beschrieb L. Lindenschmit eine Bronzefibel von Schwabsburg, welche zusammen mit einem grossen eisernen Schwerte und einem reich verzierten Gürtelkrappen den Inhalt eines Grabhügels gebildet zu haben scheint (vergl. Abbildungen von Mainzer Alterthümern, herausgegeben vom Verein zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer, Heft 4, 1852, Ein deutsches Hügelgrab aus der letzten Zeit des Heidenthums [bei Weisskirchen an der Saar], S. 9—10). — Sie gehört zu jenen Armbrustfibeln mit Thierkopf, welche zu Beginn der Tènezeit im mittleren Westdeutschland und besonders zwischen Saar und Nahe so häufig auftreten, und zwar ist sie symmetrisch ausgebildet an

beiden Bügelenden, trägt einen Kopf oben und unten; vergleiche Tischler in Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns 4 (1881) S. 62 und 66—67 und Taf. 4, 24, 25, sowie im Corresp.-Blatt d. Deutschen anthrop. Ges. 1885, 159. Die Enden der Rollenaxe waren mit grossen Knöpfen besetzt, wie bei Tischler Fig. 24, dieselben sind aber verloren. Die Abbildung bei Lindenschmit I 4 Taf. III 1 zeigt das Stück von der einen Seite mit der Nadel unten; III 1 S. 33 giebt dieselbe Seite, aber im Spiegelbilde und in umgekehrter Stellung, die Nadel oben liegend (so auch in Lindenschmit, Hohenzollersche Sammlungen zu Sigmaringen, Mainz 1860, S. 134, und in Mainzer Abbildungen Heft 4, S. 10); unsere nebenstehenden Zeichnungen führen beide Seiten vor unter Weglassung der Ornamente der Bronze selbst, die uns hier nicht interessiren, aber mit Andeutung der farbigen, nicht metallischen, ursprünglich überall reliefartig vorstehenden Einlagen. Das vollständig erhaltene Auge 1 ist hellroth, das stark beschädigte 2 (dessen Einlage sich jetzt nicht mehr über die Bronze erhebt) ist weiss, an allen anderen Stellen ist die noch jetzt meist (vgl. 4 S. 146) erhaben vorstehende Einlage schmutzig gelblich-weiss; aus Schnabel 7 ist sie ganz herausgefallen.



Lindenschmit sagt nun in Bezug auf dieses Zierstück: Von dem mittleren Theile erheben sich, wie aus einem gemeinsamen Körper, zwei Schwanenhälse, deren Köpfe roth emaillirte Augen haben. Die Farbe des Schmelzwerks an den Schnäbeln und an dem sie verbindenden Streifen des Bügels ist nicht mehr zu erkennen.

An zweiter Stelle heisst es zunächst etwa: Ausser der Zusammenstellung von verschiedenfarbigen Metallen (Tauschirung) und ihrer Verzierung durch Elfenbein und Bernstein, finden sich noch andere Mittel und Stoffe, durch deren Verwendung man den gewünschten Farbenwechsel bei den Erzgeräthen zu erreichen wusste. Sie bestehen in dem Auftrag einer Art bunten Kittes und in dem Aufheften von wirklichen Korallen sowohl, als von rothen und weissen porzellanartigen Pasten. — Es wird nun weiter zuerst der Einlagen „eines farbigen harzartigen Kittes“ in Waffen und Geräthen der „sog. älteren Bronzeperiode“ gedacht, worauf Lindenschmit fortfährt: Aehnlich zwar, doch nicht ganz derselben Art sind farbige Aufsätze an Fibeln, Gürtelhaken und Erzscheiden von Eisenschwertern aus den Gräbern und Grabhügeln, in welchen auch etruskische Erzkannen gefunden werden. Bei den meisten dieser Gegenstände ist freilich nur eine weisse Masse noch vorhanden, welche die Unterlage der gefärbten Oberfläche bildete (so an unserem Auge 2). Die letztere aber zeigt sich an wohlerhaltenen Stellen als ein rother glänzender Ueberzug. Die neben abgebildete Fibula eines Grabes zwischen Nierstein und Schwabsburg besitzt denselben einzig noch an dem einen Auge (unserer Nr. 1) eines ihrer Schwanenköpfe, während er sonst überall, an den Schnäbeln wie auf der Kante des gemeinsamen Thierleibes verschwunden und nur durch die weisse Unterlage angedeutet ist (mit dieser letzteren sind also die hervorstehenden Einlagen 5 und 6 gemeint, denen übrigens die bei 3 und 4 ganz gleichen; Linden-

schmit dachte sich also auch diese an sich schon erhabenen Massen als ursprünglich noch mit einem besonderen Ueberzuge bedeckt). Ferner heisst es dort: Der farbige Ueberzug ist verhältnissmässig dünn und scheint bei seiner Composition mit Harz oder Wachs wie die Farben bei der enkaustischen Malerei aufgetragen und sodann durch starke Erhitzung mit der Masse, welche seine Unterlage bildet, verbunden zu sein. Es ist selbstverständlich, dass diese Ansicht nur mit allem Vorbehalt der Berichtigung ausgesprochen wird, da jede genaue Untersuchung selbst für die Bestandtheile jener Masse fehlt, welche die Grundlage für die Färbung bildet. Dass die letztere, wie Hr. Professor Lohde nach Aeusserung eines Chemikers mittheilt, aus Bleiweiss bestehe, können wir ihrer starken Cohärenz und geringen Gewichtes wegen kaum annehmen. Obschon die Arbeit ganz im Charakter der Emaillirung angeordnet und ausgeführt ist, zeigt der Stoff doch keinerlei Verwandtschaft mit dem eigentlichen Email. — Endlich seine Ausführungen zusammenfassend sagt Lindenschmit: Erhöhte Aufsätze aus einer weissen, porösen, noch nicht näher bestimmten Masse mit einem Ueberzug von Farbstoff, sind gleichzeitig mit Aufsätzen von Korallen und Pasten aus farbiger Fritte; sie bezeichnen den Zeitraum der letzten 4 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Der Gebrauch von wirklichem Email beginnt für das Abenland im Lauf des ersten Jahrhunderts nach Chr. u. s. w. —

Diese Auffassung hat Lindenschmit auch später noch festgehalten, so Bd. III 8 Taf. III, wo „rothe und weisse porzellanartige Pasten" gleichsam als Vorläufer des eigentlichen Schmelzes bezeichnet werden; ferner III 9 Taf. I 8 und besonders 1 „weisse Masse (in Vertiefungen einer Fibel), welche nach besser erhaltenen Stellen ähnlicher Exemplare zu urtheilen, die Grundlage eines schmelzartig glänzenden Harzstoffes bildete"; IV Taf. 14, 1 und namentlich 4, wo es heisst: Die vorspringenden Theile des Bügels (einer Fibel) haben runde und eiförmige Vertiefungen zur Aufnahme von farbigem Schmelzwerk, welches jedoch nur in den Resten des Materials erhalten ist, das ursprünglich seine Grundlage bildete. Es ist derselbe weisse verwitterte Kitt, der sich an ähnlichen Nadelspangen stellenweise noch mit einem glänzenden rothen Farbstoffe überzogen findet, der seiner geringen Dimension und leichten Zerstörbarkeit wegen jedoch kaum eine Untersuchung zulässt. — Soweit Lindenschmit. Man sieht, wie lebhaft und andauernd ihn dieser Gegenstand beschäftigt hat; in der That handelt es sich dabei ja auch um eine für die Geschichte des Emails wichtige Frage.

Inzwischen ist nun aber durch die glänzenden Arbeiten Tischler's die Entwickelung des Schmelzes in seinen Anfängen bedeutend aufgeklärt[1]). Er stellte u. a. fest, dass die rothen Einlagen in den Bügeln und die rothen Auflagen auf den Fussscheiben der Frühlatènefibeln (wie z. B. Heidn. Vorzeit II 6 Taf. 3; Beiträge zur Anthrop. Bayerns 4, Taf. 5, 29 und 33; v. Tröltsch, Fund-Statistik, Stuttgart 1884 Fig. 14 und farbige Abbildungen de Bonstetten, Recueil d'antiq. Suisses, Suppl. Lausanne 1860 Taf. 18) sowie die auf den Scheiben gleichzeitiger Halsringe (wie Heidn. Vorzeit I 6 Taf. 3, wo die Auflagen allerdings

1) Beiträge zur Anthrop. u. Urgesch. Bayerns 4 (1881) S. 63. — Correspondenzblatt d. D. anthrop. Ges. 1884, 179—183; 1885, 159; 1886, 128—132. — Sitzungsberichte der phys.-ökon. Ges. Königsberg 1886 S. 38—59 (auch 5—15). — Ueber gallische Schmelzwerkstätten zu Mont Beuvray (Bibracte) siehe noch J. G. Bulliot et Henri de Fontenay, L'Art de l'Émaillerie chez les Éduens avant l'ère chrétienne, Paris 1875, und über römischen Schmelzschmuck v. Cohausen in Annalen des nassauischen Alterthumsvereins 12 (1873) S. 211—40 mit Taf. 1 und 2.

als „Thonperlen" bezeichnet sind; ebenso II 5 Taf. 1; de Bonstetten a. a. O.; v. Tröltsch Fig. 62) theils Koralle, theils Blutglas, d. h. durch Kupferoxydulkrystalle gefärbtes Glas seien, welches, wie die Koralle und wohl zum Ersatz derselben, fertig geformt und durch Nieten befestigt wurde. Daneben findet sich in den Falten der Halsringe wirklich eingeschmolzenes Email. Die Thierkopffibeln untersuchte Tischler nicht näher, vermuthete aber, auch deren Einlagen, selbst die weissen, seien Koralle, letztere verwitterte. Bei Besprechung römischer Dolchscheiden mit Schmelz der älteren gallischen Art (eben jenes Blutglases) bemerkte er auch bereits, dass farbige Kittmasse auf diesen (und ähnlichen) Metallobjecten nicht existirt, vielmehr nur an Geräthen der nordischen Bronzeindustrie sich dunkles Harz als Einlage in Bronze findet, sonst aber überall ein gefärbtes Glas als echtes Email auftritt.

Wie gesagt hatte Tischler die Vogelkopffibeln nicht untersucht; es war mir daher ein willkommener Anlass, mich mit diesem Gegenstande zu beschäftigen, als im verflossenen Herbst Hr. Geh. Rath Virchow, aus Mainz zurückkehrend, mir die Schwabsburger Fibel behufs Prüfung ihrer Einlagen überbrachte. Indem Herr Prof. Lindenschmit das kostbare Stück für die chemische Untersuchung zur Verfügung stellte, bewies er aufs Neue, welche Wichtigkeit er dem Gegenstande beilegte, vollkommen entsprechend dem, was er Mainzer Abbildungen Heft 4 S. 10 über die rothe Einlage geäussert hatte: „sie erklärt die gleichen Stellen sämmtlicher hier besprochener Alterthümer".

Der jetzige Zustand des farbigen Schmuckes ist oben schon kurz angegeben; natürlich war es aber von Interesse, festzustellen, ob er schon zur Zeit der Auffindung der Fibel der gleiche war, oder ob nachträgliche Veränderungen desselben stattgefunden haben. Nach Hrn. Lindenschmit's brieflicher Mittheilung nun war dieser schöne Grabfund, was jene farbige Zierden betrifft, schon bei der Ausgrabung verletzt und ist seit seiner Erwerbung im Jahre 1847 durch Unglücksfälle noch weiter verstümmelt worden. Bei der Ueberlieferung an die Sammlung waren die Einlagen 3 und 4 stark beschädigt, alle anderen aber befanden sich in dem Zustande, wie jetzt noch; es können also nachträglich auch nur die Augen 3 und 4 noch weiter verändert sein. Welcher Art diese Veränderungen waren, wird nicht angegeben, vor allem liess sich nicht mehr mit Sicherheit ermitteln, ob auch diese Augen bei der Einlieferung noch roth waren. Hr. Lindenschmit neigt zwar zu dieser Meinung noch jetzt, entsprechend seinen früheren, oben angegebenen Veröffentlichungen, wie er denn auch von den Einlagen der Schnäbel glaubt, dass sie ursprünglich roth gewesen seien; aber gewiss ist nur, dass das eine Auge noch jetzt roth ist und schon 1852 in Mainzer Abbildungen (sowie 1860 in „Sigmaringen" S. 134) heisst es in Bezug auf die Farbe nur: von der verwitterten Fritte oder Porzellanmasse . . . ist die ockerroth gefärbte glänzende Oberfläche in dem Auge eines der Thiere trefflich erhalten. Hr. Lindenschmit vertritt namentlich die Ansicht, dass eine ungleiche Färbung der Augen beider Fibelseiten und also auch der beiden Augen jedes einzelnen Thierkopfes nicht denkbar sei, da der Anblick der Vorderseite der Fibel, die beim Gebrauch mit dem verzierten Bügel und den Thierköpfen nach aussen gerichtet war, bei je einem rothen und einem anders gefärbten Auge an demselben Thierhaupte ein zu sonderbarer gewesen sein würde. Ich komme hierauf später zurück.

Im Laufe meiner Untersuchung stellte sich ferner als wünschenswerth heraus, zu ermitteln, ob die Fibel behufs Conservirung einstmals im Mainzer Laboratorium einer Tränkung mit organischen Stoffen unterzogen worden; Anlass hierzu gab die Auffindung organischer Substanz in zweien der gelblichen Einlagen;

Hr. Lindenschmit bestreitet eine solche Behandlung, Hr. Dr. Munier hält es aber für möglich, dass der Bügel 5 in früheren Jahren mit Harz oder Kautschuck imprägnirt worden; jedenfalls wurde er beim Abgiessen (in Gyps) mit Oel bestrichen und dieses möglicherweise nicht genau abgetrocknet. Eine zuverlässige Auskunft war also auch hierüber nicht zu erlangen, wie ganz natürlich, da die Erwerbung der Fibel durch das Mainzer Museum schon 40 Jahre zurückliegt; man sollte indess künftig in den Museen die an den Alterthümern vorgenommenen Conservirungs-Handhabungen in den Katalogen vermerken, da bei der stofflichen Beurtheilung der Altsachen die Kenntniss derselben von Wichtigkeit sein kann.

Die Hauptergebnisse der chemischen und mikroskopischen Prüfung der Einlagen der Schwabsburger Fibel sind nun folgende: 1. die rothe Masse des Auges 1 ist Koralle; 2. die weisse Masse des Auges 2 ist kohlensaurer Kalk mit etwas organischer Substanz, vielleicht ein Kitt und die Unterlage einer verloren gegangenen, möglicherweise anders gefärbten Decke, jedenfalls aber verschieden von 3—6; 3. die Natur dieser letzteren Einlagen, nehmlich der beiden noch übrigen Augen, des Bügels auf dem Thierleibe und des einen Schnabels ist nicht mit Sicherheit aufgeklärt; es kann sich aber füglich nur um Koralle oder Knochensubstanz (also gewöhnlichen Knochen, Elfenbein, Geweih u. s. w.) handeln und zwar beide im Verwitterungszustande. Die Massen aus Schnabel 6 und Auge 4 sind freilich nicht analysirt, aber ihr Aussehen ist völlig gleich dem der Einlage des Bügels und des Auges 3, die aus kohlensaurem Kalk mit organischer Substanz und Phosphorsäure bestehen.

Erwähnt zu werden verdient noch, dass alle Einlagen, selbst der „Kitt" in Auge 2, mittelst eines schwarzen, glänzenden, hellleuchtend unter Hinterlassung von ein wenig Asche brennbaren Peches in den Vertiefungen der Bronze befestigt waren; Reste dieses Pechs bemerkt man in der sonst leeren Höhlung des Schnabels 7, an Auge 3 quillt es unter der Einlage hervor und bei Entfernung eines Theiles der weissen Masse in Auge 2 fand ich dieselbe Grundlage, was freilich die Natur der ersteren als „Kitt" recht fraglich macht.

1. Das Auge 1 ist eine nicht ganz regelmässig gestaltete, rundliche, die umgebende Bronze etwas überragende Kuppe, mässig glänzend, hellroth mit weisslichen Flecken und Streifen; im auffallenden Lichte war unter dem Mikroskop organische Struktur nicht zu erkennen. Die Masse ist sehr hart; mit einem gut geschärften Stahlstichel konnte ich indess einige winzige Splitterchen loslösen, ohne das Auge merklich zu beschädigen; unter der Lupe sahen sie wie Glas aus, sie lösten sich aber in kalter Salzsäure sofort unter lebhaftem Brausen, dabei nur eine Spur einer äusserst zarten leichten Substanz, vermuthlich organischer Natur, zurücklassend, indess zu wenig, um dies durch Verbrennen bestätigen zu können. Die Lösung enthielt Kalk; auf Phosphorsäure prüfte ich vergebens. Farbe, Glanz, Härte und chemischer Befund sprechen für Edelkoralle, Corallium rubrum Lamarck (Corallium nobile); Splitter von der Oberfläche der Kalkaxe letzterer erscheinen ebenso glasartig; ihre Härte ist bedeutend, da Kalkspath = 3 der mineralogischen Skala und Aragonit = 3,5—4,0 (ich konnte nicht ermitteln, in welcher dieser beiden Formen der kohlensaure Kalk in der Koralle auftritt, sonst aber kommen in organischen Gebilden, an Muscheln u. s. w., beide Formen vor; Liebig und Kopp, Jahresbericht der Chemie f. 1856 S. 882 und f. 1858, 126) Chemische Analysen von Korallenaxe zeigen, dass dieselbe im Wesentlichen aus kohlensaurem Kalk mit geringen Mengen von Magnesia und Eisenoxyd besteht; nach Vogel enthält sie 6 pCt. Wasser, aber nur Spuren organischer Substanz; es fehlen die leimgebenden Massen der Knochen. Dagegen ist in Edelkoralle nach einer Angabe

etwa $^1/_2$ pCt. phosphorsaurer Kalk vorhanden; bei der überaus geringen Menge, die ich in Arbeit nahm, kann es aber nicht auffallen, dass Phosphorsäure trotz der Schärfe der Molybdänsäure-Reaction nicht nachgewiesen wurde[1]). — Ganz und gar ausgeschlossen ist nach meiner Analyse der Gedanke an einen wachshaltigen Ueberzug, an einen wirklichen Schmelz, d. h. an Glas und endlich an (gefärbten) Knochen, da letzterer bei einem Gehalt von etwa 55 pCt. an phosphorsaurem Kalk in seiner gesammten Masse oder von 85 pCt. in seiner Asche jedenfalls eine Reaction hätte geben müssen. — Die mikroskopische Prüfung eines Dünnschliffes durch Hrn. Dr. W. Weltner von der zoologischen Abtheilung des naturhistorischen Museums hierselbst ergab ein Resultat, welches mit der chemischen Analyse durchaus in Einklang steht und dieselbe wesentlich stützt; nicht nur ist das Aussehen im Allgemeinen gleich dem von Corallium rubrum, sondern bei genügender Feinheit des Schliffes erkannte Hr. Weltner auch 2 jener für Koralle charakteristischen Kalkkörperchen, der sog. Sklerodermiten (Schmarda, Zoologie I 285—86); auch Hr. Prof. Schulze sprach sich dahin aus, dass höchst wahrscheinlich Edelkoralle vorliege. Im Zusammenhalt mit allem übrigen muss dies aber als ganz sicher gelten.

2. Das Auge 2 enthält in der rundlichen Vertiefung der Bronze eine weisse, nicht besonders harte Masse mit ebener Oberfläche, nicht kuppig hervorragend. Hier hat offenbar ein Substanzverlust stattgefunden und es fragt sich jetzt, ob der verschwundene Theil wohl mit dem verbliebenen gleicher Art war oder nicht. Beim Erhitzen schwärzt sich die weisse Substanz anfangs, brennt sich dann hell, ohne zu schmelzen oder ihre Form wesentlich zu verändern (Ausschluss von Bleiweiss) und enthält nun nur Kalk; ungeglüht löst sie sich unter Brausen fast vollständig auf in kalter Salzsäure, ein wenig, vermuthlich organische Materie zurücklassend; die Lösung ist phosphorsäurefrei. Ein Dünnschliff zeigte unter dem Mikroskop eine körnige Masse ohne bestimmt erkennbare Anordnung der Theilchen und keinerlei Aehnlichkeit mit Koralle. Dürfte man die organische Substanz als zuverlässig ursprünglich mit dazu gehörig betrachten, so liesse sich an einen „Kitt“, etwa aus Kreide mit Eiweiss oder Oel denken, so dass diese Masse in Uebereinstimmung mit Lindenschmit's Ansicht nur die Unterlage einer jetzt verlorenen Decke bildete. Zu vergleichen wäre vielleicht ein solcher Kitt in einem Bronzeschwert, diese Verh. 1886, 242 (siehe jedoch unten S. 148) und der schmutzigweisse Kittrand, durch welchen bei einer römischen Fibel mit Schmelz die Farben umgeben sind und „welcher organischer Natur ist, da er erhitzt schwarz wird, dessen Substanz aber seine harzige Natur abgelegt hat, weil sie bei der Erwärmung weder raucht noch einen Geruch von sich giebt“ (v. Cohausen, Römischer Schmelzschmuck, Nass. Annalen 12, 225). Die Thatsache jedoch, dass unser „Kitt“ selbst wiederum mittelst Pechs befestigt ist, begründet den Verdacht, die weisse Masse sei nicht eine blosse Unterlage der eigentlichen Deckschicht, sondern ein Theil der Ziereinlage selbst und da die Abwesenheit der Phosphorsäure Knochen ausschliesst, so kann ich, trotz des mikroskopischen Befundes,

1) Ueber Koralle siehe: A. Moquin-Tandon, Éléments de zoologie médicale, seconde édit., Paris 1862, p. 71; H. Lacaze-Duthiers, Histoire naturelle du Corail, Paris 1864 — J. E. Schlossberger, Versuch einer allgem. u. vergleich. Thierchemie, Bd. 1 (Chemie der Gewebe), Leipzig und Heidelberg 1856, Abtheilung 1 S. 181 (und 163). — Ludwig K. Schmarda, Zoologie, 2. Aufl., Bd. 1, Wien 1877, S. 295 (und 289). — Auch Muschel- und Schneckenschalen enthalten nur wenig phosphorsauren Kalk, die Angaben darüber schwanken aber ziemlich; Schlossberger, S. 208—12.

nur an allerdings stark verwitterte Koralle denken (siehe diese Seite unten), es sei denn, dass man irgend eine Muschel oder Schnecke annehmen will; in dieser letzteren Richtung habe ich jedoch keine Vergleiche vorgenommen.

3. Das Auge 3 enthält eine schmutzig-gelbe bis weissliche, schwach glänzende, nicht sehr harte Kuppe, welche den Rand der Bronze nahezu ebensoweit überragt, wie die rothe in Auge 1, und deshalb im Wesentlichen intakt erscheint; es steht dies allerdings mit den Angaben Lindenschmit's in Widerspruch, wäre aber eine besondere (rothe) Deckschicht vorhanden gewesen, so hätten wir hier wiederum die Befestigung derselben durch Pech und eine anders geartete Zwischenschicht, was, wie bemerkt, mir unwahrscheinlich ist. Die gelblich-weisse Masse besteht aus kohlensaurem Kalk mit nicht unerheblicher Menge Phosphorsäure und mit organischer Substanz; die Phosphorsäure unterscheidet sie deutlich von der weissen Masse in Auge 2.

4. Das Auge 4 besteht aus einer im Aeussern der vorigen völlig gleichenden Substanz, doch zeigt sich der matte Glanz nur noch an einer kleinen Stelle und sie ragt nicht als Kuppe hervor; es kann daher hier etwas fehlen, wie ich glaube, eben von der Masse selbst, deren Rest jetzt noch die Höhlung füllt, nicht eine besondere Deckschicht; eine Analyse wurde nicht vorgenommen.

5. Der schmutzig-hellgelbe, durch infiltrirtes Kupfersalz stellenweise grünliche Bügel auf dem gemeinsamen Thierleibe ist an einer Stelle etwas beschädigt; man erkennt hier Streifung parallel der Längsaxe; die Analyse ergab dasselbe wie für Auge 3; der organische Bestandtheil dieser Massen blieb beim Lösen in Salzsäure beide Male als gelbliche Schmiere zurück, welche, mittelst Platindrahtes aus der Lösung gezogen und vorsichtig an demselben getrocknet, mit lebhaft leuchtender Flamme verbrannte; ob die Substanz ursprünglich schon darin enthalten war, ist, wie bemerkt, nicht ganz sicher.

6. Der eine Schnabel enthält eine etwas hervorragende, schmutzig-weissliche Füllung, theilweise glänzend und wohl im Wesentlichen intact; sie wurde nicht analysirt; ich halte sie für ganz identisch mit der aus 3, 4, 5.

Mit was für einem Material haben wir es nun hier zu thun? Dass die reliefartig vorstehenden Ausfüllungen früher noch mit einer besonderen (etwa roth gefärbten) Deckschicht belegt gewesen sein sollten, will mir durchaus nicht in den Sinn; diese könnte nur durch einen Kitt oder Leim befestigt gewesen sein, ein Verfahren, welches als durchaus unsolide bezeichnet werden müsste; die jetzt noch vorhandenen nichtmetallischen Massen stecken doch wenigstens in der Aushöhlung der Bronze, wodurch ihnen natürlich ein grösserer Halt gegeben wird. Am wenigsten scheint mir aber eine solche Annahme für den steil aufragenden Bügel 5 statthaft; derselbe ist ausserdem an beiden Seiten insofern ornamentirt, als eine in unserer Zeichnung durch eine Linie angedeutete Kehlung oder ein Absatz vorhanden ist.

Wenn daher die sämmtlichen Einlagen ehemals eine wesentlich andere Farbe, als jetzt hatten, so kann ich mir nur denken, dass eben die noch vorhandenen Theile in sich gefärbt waren, wie z. B. Koralle, und dass diese Färbung durch besondere Umstände zerstört wurde. Für die weisse Masse in Auge 2 habe ich schon oben auf verwitterte Koralle hingedeutet, allerdings eigentlich nur Mangels einer besseren Auslegung des chemischen Befundes, da das mikroskopische Bild hierfür keine Stütze gewährte. Nachdem schon Lindenschmit, Heidn. Vorzeit III 1, Beilage S. 33, auf die Veränderung der Koralle im Erdboden hingewiesen hatte, hob auch Tischler hervor, dass dieselbe ihre Farbe verlieren kann; die Masse wird schliesslich weich und weiss, wie Kreide. In einzelnen Fällen könnte

man es allerdings mit ursprünglich weisser Edelkoralle, Corallium rubrum Lamk., varietas alba, zu thun haben, die sich, wennschon selten, neben der rothen im Mittelmeer findet und gleich dieser eine gestreifte Kalkaxe besitzt; Härte und Glanz liessen eine gelegentliche Verwendung derselben wohl zu. Immerhin würden dies nur Ausnahmsfälle sein und die leichte Zerstörbarkeit der Farbe der rothen Koralle ist ja bekannt; denn nicht allein beim Glühen geht sie vollständig verloren, sondern auch durch Erhitzen mit Oel oder Wachs, und schon durch die Transpiration wird sie beeinträchtigt (Lacaze p. 215); wodurch die Färbung bedingt, ist noch nicht ausgemacht, vielleicht handelt es sich um einen eisenhaltigen organischen Farbstoff. Die Verwitterbarkeit der Koralle kann auf ihrem Wassergehalt von angeblich 6 pCt. beruhen und vielleicht durch die Magnesiabeimengung befördert werden. Ob die aus Gräbern stammenden entfärbten, ursprünglich rothen Korallen übrigens alle durch blosse Verwitterung verändert sind, ist fraglich; man wird auch an den Leichenbrand denken müssen; so finden sich unter den mit Korallen besetzten bronzenen Mittel-Latènefibeln von Lohne, Prov. Sachsen, einige, die wohl im Feuer waren (K. Mus. f. Völkerkunde II 614), während andere Spuren des Brandes nicht zeigen (II 565, 566); zu vergleichen sind auch die Fibeln von Meisdorf, Seekreis Mansfeld, Prov. Sachsen, I g 515 und 516, neben denen sich auch im Feuer beschädigte fanden.

Geben wir aber ein Mal zu, dass die Entfärbung rother Korallen im Erdboden sicher nachgewiesen, so bliebe doch auffallend, wie dieselbe in Auge 2 so vollständig sein konnte, während Auge 1 derselben Fibelseite keine Spur von Verwitterung zeigt; ich muss daher mein Urtheil über die eigentliche Natur der weissen Masse in Auge 2 zurückhalten. Kaum minder gross sind die Schwierigkeiten in Bezug auf die Einlagen 3—6; der in 3 und 5 nachgewiesene erhebliche Phosphorsäure-Gehalt lässt Koralle ausgeschlossen erscheinen, obgleich das mikroskopische Bild von 5 Corallium rubrum nicht ganz unähnlich; die Masse erscheint nehmlich in Schollen zerklüftet und die Struktur von Corallium rubrum scheint die Vorbedingungen für eine solche Theilung zu bieten. Man könnte demnach an Knochenmasse irgend einer Form denken und die Streifung am Bügel würde dann wohl auf Elfenbein deuten. Aber der mikroskopische Befund spricht wieder hiergegen; mehrfache Schliffe, welche Hr. Dr. Weltner die Güte hatte anzufertigen, in dünnem und in hartem Canada-Balsam, lassen weder die Dentinkanälchen des Elfenbeins, noch die Hohlräume gewöhnlichen Knochens erkennen; sowohl Herr Dr. Weltner als Hr. Prof. Schulze geben daher nur zu, dass vielleicht stark umgewandeltes Dentin vorliege. (Die Anwendung von Balsam war nothwendig, um überhaupt genügende Durchsichtigkeit der von Kupfer gefärbten Masse zu erzielen.) — Ein sicheres Resultat wäre wohl durch einen quantitativen Versuch zu erwarten, welcher bei der sehr grossen Differenz im Phosphorsäure-Gehalt von Koralle und Knochen zwischen diesen beiden Materialien zu entscheiden gestattete, vorausgesetzt, dass eine starke Aufnahme von Phosphorsäure aus dem Erdboden ausser Betracht zu lassen. Es wäre hierbei nicht nöthig, die Phosphorsäure selbst ihrer Menge nach zu bestimmen, vielmehr dürfte es genügen, gleiche Gewichtsmengen der fraglichen Substanz, rother Koralle, frischen und vielleicht stark verwesten Knochens in Arbeit zu nehmen und ganz gleichartig zu behandeln; die Stärke der Molybdän-Reaction würde dann den Ausschlag geben. Auf diesen Weg bin ich leider erst verfallen, als ich die Fibel bereits nach Mainz zurückgeschickt hatte, und es ist mir trotz mehrfacher Bemühung nicht gelungen, noch nachträglich ein Körnchen fraglicher Masse zur Untersuchung zu erhalten. Bedauerlicherweise ist das Interesse an dieser Feststellung in Mainz gänzlich ge-

schwunden, nachdem durch meine Analysen der „Schmelz" an diesem Stücke für immer beseitigt worden.

Nach all diesem muss man anerkennen, dass die Natur der Einlagen 2—6 nicht aufgeklärt ist. Ob die Annahme rother Augen für eine Fibelseite, weisser (z. B. aus Elfenbein) für die andere durchaus zu verwerfen ist, wie es Lindenschmit aus aesthetischen Gründen thut, bleibt wohl dahingestellt; vermuthlich legte sich die sehr schwere Fibel beim Gebrauch auf eine Seite, so dass man nur gleichgefärbte Augen gesehen haben würde.

Die Verwendung von Koralle[1]) und Elfenbein an Geräthen dieser Art und Zeit hat ja an sich sonst nichts auffallendes. Lindenschmit vermuthete Koralle (oder hochrothe Fritte) an dem Bügel der Frühlatènefibel Heidn. Vorzeit II 6 Taf. III 3, und ebenda II 2 Beilage 1 S. 2 besprach er die Verwendung beider Substanzen als Einlage auf Metall in bedeutend früher Zeit; ebenso III 1 Textbeilage S. 32 (Elfenbein) und S. 33—34 (Koralle) (vergl. die Fibel II 7 Taf. III 2 mit aufgenieteten Stücken; den Schild Kemble, Horae ferales Taf. 14 und p. 185 und 190); man sehe ferner ebenda S. 36 und Note **.

Neuerdings wandte, wie erwähnt, Tischler diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zu (Corresp.-Blatt 1885, 159; phys.-ökon. Sitzungsber. 1886, 42), er deutete nach mikroskopischer Prüfung die bisher als Biberzahn angesehene Einlage in einem Ringe der Tènezeit (Heidn. Vorzeit IV Taf. 3, 1) als verwitterte Koralle und ein mir gütigst durch Hrn. C. Dreysigacker in Meiningen, Pfleger der Hennebergischen Vereinssammlung, übersandtes Bröckelchen der Masse besass in der That noch die unveränderte Farbe der Koralle und enthielt kohlensauren Kalk mit einer Spur Phosphorsäure. Koralle ist vermuthlich auch das „hellrothe Email" einer Fibel vom Typus der Schwabsburger, Heidn. Vorzeit II 4 Taf. II 4. — Zahlreiche Altsachen harren jedenfalls noch einer genauen Prüfung in dieser Richtung, so das „gelbliche Schmelzwerk" in einer Vogelkopffibel Heidn. Vorzeit I 4 Taf. III 5; das „früher weisse, jedenfalls hellfarbige Email" in einem Gürtelhaken von Weisskirchen a. d. Saar, ebenda II 4 Taf. II 7 und colorirt in Mainzer Abbildungen Heft 4 Taf. 2, IV; die Einlage an vertieft ausgedrehten Knöpfen der Scheide und an einem Ringe des Gehänges eines Dolches ebenfalls von Weisskirchen, H. V. II 8 Taf. III 1 und 3 und colorirt Abbildungen Taf. 2, XI und VI (v. Cohausen, röm. Schmelzschmuck S. 232 erwähnt Elfenbeinknöpfe an dieser Scheide, wovon aber Lindenschmit nichts sagt, der vielmehr Abbildungen S. 4 Spuren von Schmelzarbeit erwähnt); „weisse, kittartige, angenietete Pasten" an Schmuck von Waldalgesheim, ebenda III 1 Taf. II 11, 12; weisse Einlage an Griff und Scheide eines Dolches von Hallstatt, II 2 Taf. IV 3 u. s. w. Darf man manche dieser weissen Stoffe als Elfenbein (oder Knochen) ansehen, so ist man versucht, auch die früher von mir nach einer Untersuchung des Hrn. Dr. Karl Virchow als „Kitt" publicirte Ausfüllmasse an einem Bronzeschwerte von Barkow in Pommern ähnlich aufzufassen; es wurde allerdings auf Phosphorsäure nicht geprüft, im übrigen aber lassen sich die Angaben wohl mit Knochensubstanz zusammenreimen; beim Lösen in Salzsäure blieb eine leichte organische Masse zurück, mit dem Glasstab sich weich anfühlend, unregelmässig gequollen und schwammig, die, im einseitig geschlossenen Glasrohr erhitzt, alkalische, nach verbranntem Haar oder Nägeln riechende Dämpfe entwickelte, also stickstoffhaltig

1) Der oft gebrauchte Ausdruck „Koralle" für „Perlen von farbiger Fritte" u. s. w. sollte ganz fallen gelassen werden jetzt, wo der Gebrauch echter Edelkoralle so allgemein festgestellt ist.

war. Diese oberflächlich weisse Einlage scheint mittelst eines Harzes festgeklebt gewesen zu sein, denn es war auch ein braunes brennbares Pulver vorhanden, das allerdings ebenfalls stickstoffhaltig gewesen sein soll.

Ueber eine hierhergehörige weisse Masse will ich noch kurz berichten, nehmlich aus einer jener durchbrochenen Bronzescheiben von Besseringen, Kreis Merzig, Reg.-Bez. Trier, von denen Lindenschmit Heidn. Vorzeit II 2 zu Taf. I 3 sagt: „Der Zwischenraum der concentrischen Ringe, welche diese Scheiben umfassen, ist mit Resten einer mineralischen Einlage, einer Art von Email ausgefüllt"; es sind das eigentlich breite Ringe von 30 *mm* äusserem und 13 *mm* innerem Durchmesser, auf der Rückseite nahe dem Rande mit je einer Oehse, auf der Vorderseite mit einer tiefen kreisrunden Nute versehen, die durch Querwände in 4 Abtheilungen getheilt ist. Jetzt enthält von allen Scheiben nur noch eine theilweise die weisse Einlage (K. M. f. Völkerkunde Berlin II 6263 f.); dieselbe ist zur Hälfte in die Nute versenkt, deren Abtheilungen jede mit einem besonderen Stück, Radfelgen vergleichbar, ausgelegt war; ein solcher Quadrant ist noch fast vollständig, von einem zweiten nur ein kleines Stück erhalten. Die aussen weisse und ziemlich feste Masse ist innen mehr graulich und pulverig zerfallend; am grösseren Stücke bemerke ich Streifung, parallel seiner gekrümmten Längsaxe; von dem kleineren entnahm ich eine Probe. Auch hier handelt es sich wieder um kohlensauren Kalk mit durch Verbrennung nachgewiesener organischer Substanz und etwas Phosphorsäure; die Menge der letzteren schien mir indess für Knochensubstanz zu gering; ich stellte daher in der oben S. 147 angegebenen Weise einen quantitativen Versuch an, indem ich gleiche Mengen (3 *mg*) 1. der fraglichen Masse, 2. weisser und 3. rother Koralle, 4. eines bei der Auffindung völlig breiigen, später wieder erhärteten Knochens aus einem Amrumer Skeletgrabe (Ual Höw Nr. 2), 5. eines wohl im Feuer gewesenen Knochenkammes aus einem Brandgrabe der Wikingerzeit, ebenfalls von Amrum, und endlich 6. frischen Knochens (Tibia vom Menschen) auf Uhrgläsern in ganz gleicher Weise mittelst starker Salpetersäure (spec. Gew. 1,40) wiederholt auf dem Wasserbade behandelte, bis keine Einwirkung mehr bemerkbar, zur Trockenheit verdampfte, mit je 2 Tropfen Wasser und einem Tropfen Salpetersäure aufnahm und schliesslich mit Ammoniummolybdat versetzte. Nr. 1 brauste stark mit der Säure, schied aber Anfangs viel bräunliche Masse ab, die erst nach wiederholter Behandlung mit Salpetersäure sich bis auf weniges löste; Nr. 2 und 3 lösten sich dagegen spielend unter lebhaftem Brausen; sie gaben beide keine Fällung mit Molybdänsäure, obgleich ich an grösseren Mengen dieser Korallen einen kleinen Phosphorgehalt nachgewiesen hatte; bei Nr. 1 bildete sich sehr langsam ein feines Häutchen des gelben Molybdats, dagegen trat hier sehr schnell ein ziemlich starker, weisser, flockiger Niederschlag auf; derselbe rührte indess, wie sich ergab, von organischer Substanz her und Hr. Director Voss vom K. Museum glaubt sich zu entsinnen, dass die Masse behufs Conservirung mit Lösungen organischer Stoffe früher getränkt sei. Jedenfalls giebt diese secundäre Fällung, obgleich sich eine ähnliche Erscheinung bei den Knochenproben zeigte, kein Argument für Knochensubstanz ab, angesichts der kaum nachweisbaren Spur von Phosphorsäure; denn bei 4—6 trat die Phosphorsäure-Reaction alsbald als gelbe Fällung deutlichst auf, nachdem bei 4 und 6, die mit der Salpetersäure schliesslich fast ganz in Lösung gingen, sofort ein dicker weisser flockiger Niederschlag erfolgt war, der höchst wahrscheinlich von der Leimsubstanz des Knochens herrührt. Das Stückchen 5 des Kammes hinterliess beim Lösen viele braune Materie; ich glaube, dass ich den Kamm seiner Zeit, wie viele andere Objecte von Amrum, mit der von Director Voss her-

gestellten Flüssigkeit getränkt habe; die Molybdänfällung selbst war hier nicht mit den weissen Flocken untermischt, vermuthlich deshalb nicht, weil der im Feuer gewesene Kamm Leimsubstanz nicht mehr enthielt, die von mir zugeführte organische Substanz aber von der Salpetersäure nur wenig angegriffen war. — Wenn nun auch durch diese nebensächlichen Erscheinungen das klare Bild etwas getrübt ward, so trat doch der grosse Unterschied im Phosphorgehalt von Nr. 1 einerseits und 4—6 andererseits so unzweifelhaft hervor, dass 1 unbedingt kein Knochen sein kann; es ist vielmehr Koralle, die entweder von vorneherein etwas mehr Phosphorsäure enthielt, als Nr. 2 und 3, oder im Erdboden davon eine Spur aufnahm. In vielen Fällen, wo es einem lediglich auf die Phosphorsäure ankommt, würde es sich übrigens empfehlen, in allen Proben die organischen Stoffe durch Glühen zu zerstören, ehe man zur Auflösung in Säure schreitet; uns aber führte der eingeschlagene Weg zu der bisher wohl noch unbekannten Beobachtung, dass molybdänsaures Ammon durch Lösungen gewisser organischer Stoffe flockig weiss gefällt wird. —

Die Einlage der Besseringer Scheibe wurde endlich auch mikroskopisch geprüft, die Abwesenheit von Knochensubstanz irgend einer Form dargethan und die grosse Aehnlichkeit mit einem Schliff rother Koralle durch Hrn. Prof. G. Fritsch nachgewiesen; namentlich zeigte sich hier wieder die schon S. 147 an dem Bügel 5 der Schwabsburger Fibel bemerkte Tendenz zu scholliger Spaltung. — Die Besseringer Schmuckeinlage besteht demnach ebenfalls aus (verwitterter) Koralle.

Es erübrigen noch einige Worte über das zur Befestigung der Einlagen verwendete Bindemittel; denn auch an 2 der Besseringer Scheiben konnte ich ein hierzu benutztes bräunliches, brennbares, ziemlich aschenhaltiges Harz nachweisen. — Harz oder Pech scheint an Bronze gut zu haften; man brauchte es daher schon frühzeitig als Ziereinlage an den im Norden gefundenen Bronzen[1]); Lindenschmit glaubte an einem und demselben Schwertgriffe (von Retzow, Meklenburg) verschiedene Färbung dieser Einlagen wahrzunehmen, er sprach dieselben z. Th. als Pech an, „das jedenfalls nur die Unterlage einer glänzenderen, ursprünglich helleren und stärkeren Farbe war". Er hielt die Ausfüllung für „ganz identisch mit einer auf anderen in Mainz befindlichen Bronzen noch erkennbaren Emaillirung"; ob aber diese Verzierungsweise wirklich von Einfluss auf die eigentliche Schmelztechnik war, ist wohl nicht nachgewiesen. Lindenschmit's Annahme, dass das Harz verschiedene Farben zeigte an einem und demselben Stück, also wohl noch besonders gefärbt wurde, kann indess wohl begründet sein, wenngleich man vielleicht nicht annehmen darf, dass Farben auf das Harz aufgetragen waren; aber das Harz selbst könnte z. Th. durch Zusätze gefärbt gewesen sein; vergl. Meklenb. Jahrbücher 30, 152, wo nach Balt. Stud. XII Heft 1 (1846) S. 146 die Ausfüllung an einer Hängeurne als Gemisch aus Kupferasche (CuO) mit Harz bezeichnet wird. —

Ausser an jenen alten Bronzen scheint das Harz nur als Befestigungsmittel gedient zu haben. An dem schon S. 148 erwähnten Ring des Dolchgehänges von

1) Lindenschmit nahm etwa 1860 für sich die Priorität dieser Beobachtung in Anspruch und hielt daran auch später (1871) noch fest, obgleich Lisch schon 1865 in Meklenburger Jahrbücher 30, 151—52 nachgewiesen hatte, dass dieselbe J. G. G. Büsching gebühre (vergl. Neues Lausitzisches Magazin Bd. 3 und 4 und Büsching, die Alterthümer der Stadt Görlitz. Görlitz 1825, S. 14): auch Annaler f. n. O. für 1844—45 S. 362 wurde schon ähnliches besprochen. — Lindenschmit's Bemerkungen siehe Heidn. Vorzeit I 7 Taf. II 5; III 1 Textbeilage S. 33; Mekl. Jahrbücher 26 (1861) S. 147; vergl. auch Mekl Jahrb. 26, 148 und 27. 176

Weisskirchen soll der „weissliche Kitt“ in ausgeschnittenen Ornamenten auf einen dunklen harzigen Grund aufgetragen sein, der das ganze Innere des hohlen Ringes erfüllt; dies wäre wohl noch näher zu untersuchen.

Sonst kannte man ja, wie öfters erwähnt, die Befestigung der farbigen Auf- und Einlagen mittelst Nieten; v. Cohausen war sogar „Schmelzschmuck“ S. 232 der Verwendung von Harz als Kitt gegenüber sehr skeptisch, da bei antiker römischer Schmelzmosaik, im Gegensatz zu moderner, ein solches Festkitten nicht vorkommt, sondern nur ein Aufschmelzen; er sagt a. a. O. (allerdings kaum verständlich): „Wir glauben, wenn auch ungern und nur dort an einem Harzkitt, durch welche die Glasaugen in jenen vorrömischen Schlangen und Drachenfibeln, und jene Elfenbein Knöpfe auf den Schwertscheiden von Weisskirch befestigt sein mögen“. Vergleiche übrigens v. Cohausen's Mittheilung oben bei uns S. 145. Tischler wies an Schmuck aus der Pyramide von Meroë in Nubien Kittmasse zum Befestigen der rothen Blutglastäfelchen nach; er hält die Stücke für älter, als die römische Kaiserzeit (Correspondenzbl. d. D. Ges. f. A. 1884, 182; phys.-ökon. Sitzungsbericht 1886, S. 40).

Der Untersuchung werth möchte noch der mit Ornamentirung versehene braune „Kittüberzug“ an einem „tiefgefurchten, gewundenen Kopfring“ von Reinshagen, Amt Doberan, sein (Mekl. Jahrb. 30, 150), den man anfangs für Torf hielt und der nach Jahrb. 38, 98 nicht brennbar und nicht schmelzbar war.

Ich habe die im Vorstehenden behandelten Fragen so ausführlich erörtert, weil es mir bei der Wichtigkeit und allgemeinen Verbreitung von Lindenschmit's grossem Werke „Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit“ geboten schien, die dort vermuthungsweise ausgesprochenen Ansichten, soweit sie unhaltbar geworden, durch thatsächliche Feststellungen zu ersetzen. Leider ist dies nur zu einem Theile gelungen; es zeigte sich, dass einer solchen Untersuchung nicht geringe Schwierigkeiten entgegenstehen, und namentlich hat sich mir wieder bestätigt, was ich bei Untersuchung von Altsachen schon wiederholt beobachtete, dass das Mikroskop einen sehr leicht im Stiche lässt; so vortreffliche Dienste es unter Umständen auch auf diesem Gebiete zu leisten vermag, wie erst neuerdings Tischler's schöne Arbeiten über das Email gezeigt haben, so sicher ist, dass oft die makroskopische Betrachtung im Verein mit der Chemie weit eher zum Ziele führt.

(22) Hr. Buschan in Leubus übersendet nachstehende Berichte über

Funde in Schlesien und Posen.

Weitere Funde aus Gleinau (Kr. Wohlau; Urnen- und Skeletgräber), die mir von Arbeitern, welche während der wenigen warmen Tage des Winters dort mit Steingraben beschäftigt waren, gebracht wurden.

Die Form und die Ornamentik der Gefässe, wie ich selbige schon in den Verhandlungen der Januarsitzung d. J. beschrieben habe, wiederholen sich öfters. Besonders interessant scheinen mir folgende Gegenstände zu sein.

Figur 1.



1/4

1) Ein kleines Gefässchen, roth gebrannt, mit stumpfwinklig zu einander stehenden Seitenwänden. Das Ornament bilden Strichzeichnungen, Wedeln von Farrenblättern vergleichbar (Fig. 1). h = 5,5; od = 7; bd = 7,5; ud = 2,5 *cm*.

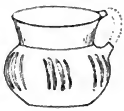
2) Ein einhenkliger Krug (Henkel abgebrochen), schwarz gebrannt, mit nach aussen gebogenem oberen Rande. Ornament

5 Serien von schief vom unteren Halsrande über die Ausbauchung des Gefässes verlaufenden Furchen (Fig. 2). h = 10; od = 10,5; bd = 12,2; ud = 6,2 *cm*.

3) Eine Kinderklapper in Birnenform mit 1,2 *cm* langem Stiel, der, wahrscheinlich zum Durchziehen einer Schnur, quer durchbohrt ist (Fig. 3). Ganze Höhe 4,8 *cm*.

4) Ein henkelloses Gefäss, das sich nach dem Boden zu blumenkelchähnlich verjüngt. Unterhalb des ziemlich senkrecht aufstrebenden Halses verlaufen in schräger Richtung 12 aufgelegte Leisten, bezw. Rippen (Fig. 4). h = 25; od = 28,5; bd = 37; ud = 11 *cm*.

Figur 2.



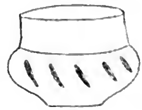
3/16

Figur 3.



3/8

Figur 4.



3/40

Figur 5.



3/20

5) Ein roth gebranntes Gefäss aus feinem geschlemmten Thon verfertigt, mit senkrecht aufsteigendem Halse und fast rechtwinklig zu einander stehenden Seitenwänden. 11 *cm* über dem Boden sitzen an der grössten Ausbauchung des Gefässes 4 Buckel, die von concentrischen Halbellipsen (Furchen) umgeben sind. Zwischen je 2 dem Halse am nächsten liegenden Ellipsen sitzen 2 (einmal auch nur 1) Knöpfe, die von einem concentrischen, kreisförmigen Hofe umgeben sind. Unterhalb der 2 Oehsen, die in Bezug auf ihre Befestigung am Gefäss den Buckeln desselben nicht entsprechen, laufen je 4—5 senkrechte Furchen herab (Fig. 5). h = 20,9; od = 13,4; bd = 24,6; ud = 8,9 *cm*.

Von Bronzegegenständen aus dem Urnenfelde erwähne ich nur Folgendes:

6) Eine Gewandfibel. Dieselbe, durch den Leichenbrand zwar beschädigt, lässt dennoch ihre einfache Grundform erkennen (Fig. 6). Länge des Bügels 7 *cm*.

Von den Bronzesachen aus den Skeletgräbern sind besonders interessant:

7) Fünf Stück Schläfenringe aus Bronze, von derselben Form, wie sie von Virchow aus Schubin (diese Verh. 1884 S. 200) beschrieben und abgebildet worden sind; sie weichen aber durch ihre bedeutend kleinere (Durchmesser der Spirale 1—1,5 *cm*) und auch zierlichere Gestalt von denselben ab (Fig. 7). Die Dicke der Ringe schwankt zwischen 1,5—2,5 *mm*.

Figur 6.



1/2

Figur 7.



1/1

8) Eine Gürtelschnalle von der Gestalt eines viereckigen Rahmens, dessen Längsseiten durch eine schwach nach hinten ausgebogene runde Querspange verbunden sind. Die eine Querseite ist ebenfalls nach hinten ausgebuchtet. Die Masse ist Bronze, von einer dunkelgrünen Patina überzogen und überdies auf der Vorderseite sehr stark vergoldet. Das Ornament besteht in zierlicher Perlenschnurzeichnung und feinen Parallelstrichelchen.

9) Ein Bronzereif, der um seine Längsaxe gedreht ist (Torques). Die Zahl der Windungen beträgt etwa 20;

die Länge des Reifes 15 *cm*, die Dicke 10 *mm*; die Weite der Spirale circa 4 *cm*. Die Enden des Ringes gehen eine kleine Strecke weit über einander weg.

10) Ein viermal spiralig gewundener Armring aus 2 *mm* dickem Bronzedraht. Weite der Spirale 3,5 *cm*.

11) Eine Bronzenadel mit zurückgebogener Spitze. Eine ähnliche finde ich von Dr. Jentsch aus Ostfeld (Gubener Schulprogramm 1886 Taf. III) beschrieben und in der Abbildung restaurirt. Der Schaft meiner Bronzenadel ist einer Schraube ähnlich gerieft; ebenso die Kuppe (Kopf) der Nadel an ihrem Rande (Fig. 8). Länge des Schaftes bis zur Umbiegung 6 *cm*.

Figur 8.



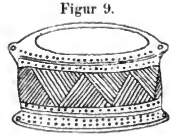
1/2

Verschiedene kleinere Funde.

I. Aus Klein-Ausker bei Wohlau (Geschenk des Hrn. Restaurateur Zinsch). Ueber die Art der Fundstätte konnte ich nichts näheres erfahren. Unter Urnen vom sogen. Lausitzer Typus fanden sich:

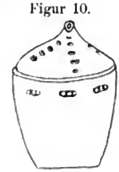
a) Ein dosenförmiges Gefäss (Angelgeräth zum Aufbewahren der Fischköder), dessen Längsseiten oben und unten ausgezogen und senkrecht durchbohrt sind (zum Durchziehen einer Schnur). Schwarz gebrannt. Ornament besteht in Perlschnur- und triangulärem Strichornament (Fig. 9). Ein Deckel, wie man einen solchen nach Analogie mehrerer im Breslauer Museum (Löwenberg, Stannowitz u. a. m.) befindlichen Seitenstücke anzunehmen berechtigt ist, ist nicht mehr vorhanden. h = 6,2; L : B = 10,6 : 8,4 *cm*.

Figur 9.



1/4

Figur 10.

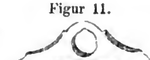


3/16

b) Ein blumentopfförmiges Gefäss (Fig. 10), roth gebrannt, aus grobkörnigem Thon verfertigt, nebst einem umgekehrt-trichterförmigen Deckel, der oben in eine asymmetrisch geformte Spitze (Tülle) ausläuft, die von einem senkrechten Kanal durchsetzt wird. An diesem Deckel bemerkt man ausserdem radiär verlaufend 5 Reihen übereinander liegender Nageleindrücke; am Gefäss selbst 2 *cm* unter dem Rande horizontal aufgelegte Leisten, die, durch den Finger eingedrückt, gesägt erscheinen. h = 11; bd = 11,4; ud = 7 *cm*. Höhe des Deckels 5,5 *cm*.

II. Aus Kreuz a. Ostbahn (Reg.-Bez. Bromberg) (Geschenk des Stabsarztes Dr. Simon). In einem Grabe (?) fand sich ein Bronzeeimer, der leider in Folge des häufigen Transportes zerbrochen und verloren gegangen ist. Derselbe, von circa 30 *cm* Bauchdurchmesser, soll aus papierdünnem Bronzeblech verfertigt gewesen sein. Seine Oberfläche war mit schief in Schlangenlinien verlaufenden seichten Furchen ausgestattet. Auf seinem Rande sassen (wie? wahrscheinlich aufgelöthet) zwei sich diametral gegenüberstehende Bronzeöhsen von stärkerem Kaliber (5 *mm* Dicke), die noch erhalten sind (Fig. 11). In dieselben soll ein Bronzebügel (wie ein Torques gedreht) eingehakt gewesen sein. Sonstige Umstände, unter denen der Fund gemacht wurde, sind nicht mehr bekannt.

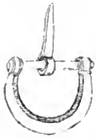
Figur 11.



1/2

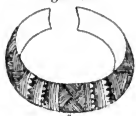
In diesem Bronzeeimer lagen eine Bronzeschnalle von derselben Form,

Figur 12.



1/2

Figur 13.



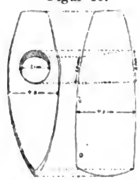
3/8

Figur 14.



1/2

Figur 15.



1/4

wie unsere modernen Kleiderschnallen (Fig. 12). Dieselbe ist von einer dunkelgrünen, lackartig glänzenden Patina überzogen, gerade so wie das dazugehörige Armband; letzteres ist äusserst fein und sauber gearbeitet, leicht elastisch und zeigt trianguläres Strich- und Linienornament. Seine Aussenseite ist an den Rändern mässig nach innen gewölbt (Fig. 13). Länge des Armbandes 20,5; Breite 2,5 *cm*. In demselben Grabe fand sich noch ein vierter Bronzegegenstand, den Fig. 14 darstellt. Die eine Hälfte der Spitze ist glatt; die andere mit 9 Flächen versehen. Unten ist dieselbe kegelförmig ausgehöhlt zur Aufnahme irgend eines anderen spitzigen Gegenstandes. Ich halte daher diese Spitze für eine Helmverzierung oder für einen Schildbuckel, vielleicht auch für den Knauf eines Schwertes [1]).

II. Aus Ober-Sannitz (Kreis Goldberg-Haynau, Reg.-Bez. Liegnitz). Steinaxt. Der Fundort ist nach einem Berichte des Töchterschullehrers in Alt-Bunzlau ein sich zwischen den Schwarzwasserwiesen hinziehender, sehr niedriger Sandrücken: auf schwarzem, etwas moorigem Untergrund ist eine 0,75—1 *m* hohe Sandschicht aufgespült. In dem östlichen Ende dieser Sanderhebung nun soll vor ungefähr 10 Jahren beim Umpflügen eine Steinaxt gefunden worden sein. Andere Gegenstände, wie Scherben u. s. w. kamen nicht zur Beobachtung. Die Axt selbst besteht aus Serpentin (geringe Härte); die Grundfarbe ist ein dunkles, schmutziges Graugrün, dem eine ungeheure Menge dunkelgrauer, bald grösserer, bald kleinerer Fleckchen beigemischt ist. Auf eine früher vorhanden gewesene Politur, die aber in Folge der Einwirkung der atmosphärischen Einflüsse geschwunden ist, deutet der Umstand, dass eine Schicht von 2 *mm* Dicke abgewittert ist und bloss einige warzenartige Hervorragungen, die, einer aderartig durch den Stein gehenden oder knollenartig eingesprengten härteren schwarzen Gesteinsmasse angehörig, dem Verwitterungsprocess getrotzt haben.

Die Form der Axt (Fig. 15) entspricht im hohen Grade den Gesetzen der Symmetrie. Das Loch für den Stiel steht ein wenig schräg zur Längsaxe der Axt. An seinen Ausgängen ist es ungleich weit, dabei an beiden immer noch weiter, als zwischen denselben. Die Lage des Loches zur Oberfläche der Axt ist nicht genau symmetrisch, d. h. die Verlängerung der Längsaxe seiner Oeffnung entfernt sich von der Längsaxe der Axt um 2—3 *mm*. Daher ist die eine Seitenwand stärker, als die andere.

(23) Hr. W. v. Schulenburg übersendet d. d. München, den 29. Februar die folgenden Mittheilungen:

1. Sensenband „Schande“.

In der Ostpriegnitz (Provinz Brandenburg) ist noch jetzt ein gewisses Sensenband gebräuchlich, das „Schande“, plattdeutsch „Schanne“ genannt wird. Dasselbe,

1) Es ist ein Sporn. Olshausen

bestehend aus einem breiten, vielfach mit Stickerei und Besatz verzierten Leinenband, wird schleifenartig über Handgelenk und Unterarm gestreift und ist durch einen Lederriemen (auch Strick) mit dem Sensenbaum verbunden, eine Befestigungsart, deren Beschreibung zu weit führen würde. Nur sei bemerkt, dass die Schande, mehr oder weniger verziert, auch als Liebesgabe von der Binderin dem Mäher geschenkt wurde (wie umgekehrt auf dem Lande von jungen Männern der verzierte Wockenstock an die Braut oder Geliebte, vergl. Verh. 1882 S. 36). Der Zweck der Schande ist, um es in Kürze zu sagen, dass der Mäher die Sense mehr in der Gewalt hat und ihr mehr „Zug" geben kann. Nach einer mir von Herrn Lehrer Dahms in Seedorf gemachten Mittheilung kommt dieselbe auch im Ruppiner Kreise vor; ebenso fand er sie im Osthavelland und im Niederbarnim. Nach meinen Nachforschungen ist der Name selbst dem Volke nicht erklärlich, vielleicht stammt er aus der Zeit der slavischen Herrschaft in Norddeutschland. Es wäre also bei dieser Annahme im Namen ein slavischer Rückstand zu suchen. Unter šanda versteht man noch jetzt im Lausitzer Serbisch („Wendisch") verschiedene Arten von Haltbändern, wie Schürzen-, Kiepen-, Karrenbänder u. a. (šant = Tuch). Früher hiess in Magdeburg, nach einer gelegentlichen Mittheilung des Hrn. Rabe in Lenzen, die (Wasser-) Trage: Schanne, weshalb Hr. Paschke in Lenzen, in Hinsicht auf meine Erklärung, der Vermuthung Raum giebt, dass auch dieses Wort Schanne aus „Schande" gemacht worden sein könne, wie das in Schlesien Stande genannte Gefäss (auf drei Füssen ruhend und zur Wasseraufnahme bestimmt) in Magdeburg Stanne genannt werde.

Die vorgelegte Schande habe ich voriges Jahr in Wusterhausen erworben, nachdem ich mich jahrelang vergebens um ein Exemplar bemüht hatte.

2. Leinewand als Geld.

Der alten geschichtlichen Nachricht, welche Giesebrecht in seinen „Wendische Geschichten" mittheilt, wonach Wenden sich der Leinewand als Geldes bedient haben (vergl. Verh. 1886 S. 196), füge ich hinzu, dass noch jetzt in Russland gleiche Aushülfsmittel gebräuchlich sind. Iwan Turgenjew lässt in seinem Werke „Aus dem Tagebuche eines Jägers" (Berlin, deutsch von Gerstmann, S. 86) einen Districtsarzt sagen, der zu einer Schwerkranken über Land gerufen wird: „Ausserdem ist die Frau ziemlich arm — mehr als zwei Rubel Silber konnte ich dort nicht erwarten, und auch die waren noch zweifelhaft; vielleicht gab man mir nur Leinewand oder eine Quantität Buchweizen als Honorar."

3. Lausefenn.

Auf der Versammlung zu Nürnberg (vergl. Corresp.-Blatt d. deutsch. anthrop. Ges. XVIII. S. 116) hat Hr. Virchow gelegentlich einer Erwähnung der Luse- oder Lauseberge bereits an „die in der Mark nicht ungewöhnliche Bezeichnung „Lausefenn" für zumeist kleine Moore" erinnert. Ein solches Lausefenn liegt z. B. nahe Berlin an der Jungfernhaide. In dem Namen Lausefenn ist das Wort Fenn die deutsche Uebersetzung des in deutschem Munde etwas umgeänderten slavischen Wortes, da dessen u vielfach in au übergeht, z. B. Lug in Laug, Lužieg in Lausitz. Solche Namen, die in ihrem zweiten Theil die deutsche Uebersetzung oder Erklärung des vorstehenden slavischen Wortes enthalten, kommen in Norddeutschland mehrfach vor. Sie sind ein thatsächliches Zeugniss von der Milde des deutschen Volksgeistes, der selbst im eigenen Gebiete das Fremde bestehen liess und sich begnügte, dem Deutschen die zweite Stelle zu gönnen, während im Herrschaftsbereiche slavischer Sprachen, nicht von solchen slavischen Volksthums reden

zu wollen, die deutschen Namen ausgerottet und durch slavische ersetzt wurden und werden, weshalb in solchen Länderbezirken germanische Sprachrückstände fast gänzlich fehlen, ein volksthümlicher und gleichzeitig geschichtlicher Umstand, der bei Betrachtung der grossen germanisch-slavischen Volksverhältnisse bisher ausser Betracht gelassen wurde, was Veranlassung ward zu irrthümlichen Folgerungen und falscher Auffassung, da man nur den Zustand der zeitweiligen Volksdeckschicht in Betracht zog.

4. Ostersemmel und Seelenzopf.

Zu Ostern bildet in der Lausitz bei den Serben die Ostersemmel (jatřowa guska, jastrowna calta), ein Gebäck aus Mehl, ein regelmässiges Pathengeschenk an die Kinder bis zu deren Einsegnung. Sie ist in der Nieder- und Oberlausitz Preussens länglich viereckig (vergl. Zeitschr. f. Ethn. 1886. XVIII. S. 133 Fig. 39), mit eingedrückten Verzierungen versehen. und gilt, wenigstens in der Lausitz, als eine besondere serbisch-slavische, sog. wendische, Volkseigenthümlichkeit. Diese Annahme ist aber irrthümlich. In ganz Bayern — soweit ich erfahren, auch in Oesterreich — wird im Bereich der römisch-katholischen Kirche von den Pathen den Taufpathen am Allerseelentag (2. November) ein Gebäck geschenkt, das Seelenzopf heisst und ebenfalls länglich viereckig ist. Besonders die Seelenzöpfe, welche in reicherer Ausstattung, tortenartig, zu hohem Preise angefertigt werden, haben eine scharf rautenförmige Gestalt, wie sie im Umriss die Lausitzer Ostersemmel zeigt. Das Gebäck „Zopf“ wird, nebenbei bemerkt, in München das ganze Jahr hindurch verkauft.

5. Siebscheiben.

In Bezug auf die vorgeschichtlichen Thonsiebe theile ich mit, dass noch jetzt in der Lausitz runde durchlöcherte Holzscheiben als Abgusssiebe dienen. Dieselben haben solchen Umfang, dass sie ziemlich genau in gewisse Kochtöpfe hineinpassen. Damit das Wasser von gekochten oder ungekochten Kartoffeln ablaufe, drückt man die Scheibe auf die Kartoffeln in den Topf, schwenkt diesen um und lässt so das Wasser durch die Löcher ablaufen. Es steht wohl wenig der Annahme entgegen, dass ebenso in älterer Zeit solche Holz- oder Thonscheiben dazu gedient haben mögen, andere Früchte „abzugiessen“. Bei Düsseldorf theilte man mir (1887) mit, dass dort früher (vielleicht noch jetzt) Buchweizen- (Pfann-) Kuchen, bereitet aus Buchweizenmehl, Wasser und Salz und gebacken in Oel oder Fett, auf durchlöcherte Holzscheiben gelegt wurden (sei es, damit sie abkühlten oder das Fett abträufelte), statt deren man sich jetzt vielfach gewisser Holz- oder Korbgeflechte bediene.

6. Gebärmutter in Krötenform.

In der Berl. Anthr. Gesellschaft ist seiner Zeit, gelegentlich der Besprechung gewisser Fibeln, der in Gestalt einer Kröte dargestellten Mutter (vergl. Panzer, Bayrische Sagen; Höfler, Volksmedicin in Oberbayern, München 1888 S. 16, 17, 19, 147, 196) gedacht worden, die früher auch aus Eisen hergestellt wurde. Ich übersende zur Ansicht eine solche von Wachs, wie sie in Tölz in Oberbayern zu Weihgeschenken dienen.

7. Hr. v. Schulenburg überschickt ferner eine stählerne Pincette mit Löffelchen daran, „Bartzange“ und „Ohrlöffel“ in einem Stück vereinigt, wie sie noch jetzt in Eisengeschäften verkäuflich sind. Sie entsprechen also ihrer Bestimmung nach durchaus den wohlbekannten prähistorischen Geräthen, Zange und Löffelchen aus Bronze an einem gemeinsamen Ringe hängend, die ja auch allgemein

in dieser Weise gedeutet werden. Hr. v. Schulenburg weist auch auf den Gebrauch der Haarzangen und Ohrlöffel bei aussereuropäischen Völkern hin, ebenso wie der Nasenlöffel und bemerkt bezüglich dieser letzteren, dass bei uns im Volke die Kinder noch das Schimpfwort „Rotzlöffel" haben. Es sei daher nicht unwahrscheinlich, dass dieser Bezeichnung (wie z. B. dem Schimpfworte „alter Oelgötze") ein thatsächlicher Gebrauch zu Grunde liege.

(24) Hr. v. Schulenburg überreicht mit Brief vom 30. März aus München die

colorirte Photographie eines Meraner Saltners (Weinhüters),

„dessen Tracht, obwohl nur Europa angehörig, ja sogar dem alt cultivirten Tirol, doch mindestens ebenso eigenartig und denkwürdig den „Völkergedanken" darstellt, wie die Tracht irgend eines Südseehäuptlings."

Der Mann, bewaffnet mit einem Doppelpistol und Morgenstern, gewährt allerdings in seinem höchst phantastischen colossalen Kopfputze aus Fuchsschwänzen und Hahnenfedern, sowie mit seinem Brustschmuck, wie es scheint aus Eberhauern, einen originellen Anblick.

(25) Hr. v. Schulenburg theilt ferner

Zeichnungen einer Art moderner Gesichtsurnen

aus dem Bayr. Nationalmuseum in München mit, woselbst sie als Producte „altbayerischer Bauerntöpferei" bezeichnet sind. Sie gleichen, bemerkt Hr. v. Schulenburg, nicht den Gesichtsurnen aus Ostdeutschland, sondern, wenn man will, etwas



den römischen und sind hart gebrannt. Höfler, Volksmedizin in Oberbayern S. 14 heisst es in Bezug auf diese Gefässe:

„Beziehung mit dem 3-Fräulein-Cultus haben wahrscheinlich auch die in Langwinkel (Beuerbach bei Griesbach) vom Herrn Hauptmann Arnold aufgefundenen Gesichtsurnen, welche vom Spender mit dreierlei Korn (Weizen, Roggen, Gerste) gefüllt wurden; das Korn durfte aber nicht gekauft sein, sondern nur geschenkt. Die Mannsleute opferten sie, um die Braut, die Mädchen, um die Heirath, die Weiber, um eine glückliche Geburt zu erhalten; beide Geschlechter opferten sie auch gegen Kopfweh (Mittheilung des Hrn. Hauptm. Arnold)."

Vorgeschichtliche Bedeutung haben sie also nicht.

(26) Hr. Ossowidzki aus Oranienburg bespricht einige

Alterthümer aus der Mark Brandenburg.

Von den der Versammlung vorgelegten und hier z. Th. in Zeichnung in halber Grösse wiedergegebenen Fundgegenständen ist zunächst ein Einzelfund zu be-



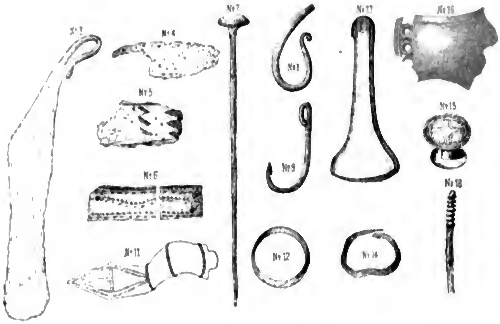


merken. Derselbe, Nr. 1, besteht aus einer 11 *cm* langen Bronzenadel, welche in Grüneberg bei Löwenberg in der Mark 2 Fuss unter der Erdoberfläche gefunden wurde. Sie läuft am dickeren Ende in einen Dreizack aus und ist daselbst durchbohrt; die Bronze ist mit einer glänzenden grünen Patina überzogen, die jedoch am unteren dünneren Ende der Nadel anscheinend in der Neuzeit abgeschabt worden.

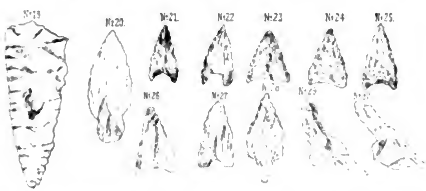
Ein zweiter Fund, Nr. 2 der Zeichnungen, stammt aus Teschendorf bei Löwenberg i. Mark. Es sind dies 5 zum Theil kettenförmig zusammenhängende, mit grüner matter Patina überzogene Ringe, von denen die 3 untersten bis zur Mitte scheibenförmig mit derselben Masse wie die Ringe ausgefüllt sind. Die Dicke der Scheibe beträgt $^1/_3$—$^1/_4$ der Ringstärke. Der in das Lumen der Ringe hineinragende freie Rand der Scheiben ist bei dem einen Ringe geradlinig, bei den beiden anderen concav. Diese 3 Ringe erscheinen in der Mitte ihres inneren freien Randes erheblich dünner, was wahrscheinlich dadurch verursacht wurde, dass diese Ringe an dieser Stelle, wie aus der Zeichnung ersichtlich, an dem oberen Ringe gehangen und sich durch Reibung abgenutzt haben; ausserdem erweisen sich die Ringe auf den einander zugekehrten Flächen abgeplattet. Der nächste Ring, welcher die eben erwähnten Ringe verbindet und trägt, hat denselben Umfang, nur ist er etwas dicker; an zwei sich gegenüberliegenden Stellen der inneren Peripherie ist er verdünnt und dürfte der Grund dafür wohl der sein, dass an diesen Stellen durch Reibung mit den anderen Ringen ein Substanzverlust verursacht worden ist. Der oberste Ring, welcher mit dem letzterwähnten kettenförmig verbunden ist, erscheint im Umfang kleiner, in seiner Masse schwächer, aber von gleichförmigerer Dicke. Von demselben Fundort stammten die von mir bereits vorgelegten Bronzesachen aus Urnen mit Leichenbrand (diese Verh. 1885, 143). Die Urnen standen in einer Hügelkette am südwestlichen Ende des Dorfes Teschendorf auf dem Wege nach Neuhof zu; das Grundstück gehört dem Bauergutsbesitzer Brandenburg.

Nr. 3—18, sämmtlich Bronzegegenstände, stammen aus Wandlitz bei Basdorf, wo sie in Urnen mit Leichenbrand gefunden wurden. Die Urnen standen in einem Hügel am westlichen Ende des Dorfes in der Nähe des Wandlitz-Sees. Nr. 3 und 4 sind Messer. Nr. 5 ein Stück eines verzierten dünnen Bleches mit Nietloch, vielleicht auch Theil eines Messers; Patina grün; Nr. 6 zwei Stücke eines Blechstreifens mit Resten dreier, wohl eiserner Nieten; Patina braun[1]); Nr. 7 eine Nadel mit Kopf; Nr. 8 ein Stück gebogenen Drahtes, an dem zur Oehse aufgerollten Ende abgeflacht; Nr. 9 ein Angelhaken; Nr. 10 eine Pincette mit alter, durch Umguss bewirkter Reparatur an der Federung, wie bei einer der a. a. O. erwähnten Pincetten von Teschendorf, die aber in der Form etwas abweicht und die an den Kanten der beiden Backen mit quergestrichelten Bändern verziert ist. Nr. 11 eine Fibula, welche, wie auf der Zeichnung ersichtlich, mit Verzierungen versehen ist; dem Bügel sind 3 Bronzedrähte aufgesetzt. Nr. 12 ein geschlossener

1) Das Ornament, auf der Zeichnung nur angenähert richtig, ist nicht eingepunzt, sondern ausgestochen. Die gleiche Technik, bei anderer Form des Ornaments, zeigt ein schmaler Blechstreifen mit Bronzenieten darin, von Teschendorf; Olshausen.



Ring nach Art unserer modernen Trauringe; Nr. 13 ein offener Ring; Nr. 14 ein mit 4 vertieften Linien der Länge nach versehener offener Ring; Nr. 15 ein Doppelknopf, auf dessen oberer, schwach gewölbter Platte eine sternförmige Verzierung, umrahmt mit 3 dem Rande parallel verlaufenden Linien, eingegraben ist[1]). Nr. 16 Bruchstücke, wahrscheinlich eines Armbandes, deren grösstes (vermuthlich ein Endstück) wir abbilden. Nr. 17 ein schwacher Pfriem, 46 *mm* lang, an dem in den Holzgriff zu steckenden Ende vierkantig und abgeflacht. Nr. 18 das Ende einer Nadel mit einem in Wülste gegliederten Kopfe.



Nr. 19—30 sind Gegenstände von bearbeitetem Feuerstein; Nr. 19 ein Bruchstück einer Lanzenspitze, gefunden im Torfmoor bei Wandlitz. Nr. 20—30 verschiedene auf beiden Seiten bearbeitete Pfeilspitzen und Entwürfe zu solchen, welche in der Umgebung des Wandlitz-Sees auf freiem Felde gefunden wurden; sämmtlich hellgrau, nur Nr. 23 röthlichbraun.

Endlich sei hier noch eine im Schönfliesser Forst bei Hermsdorf beim Roden im Walde gefundene, gut erhaltene silberne Münze von Antoninus Pius Divus erwähnt.

1) Dies Ornament erinnert durchaus an das auf dem Urnendeckel I f 254 b des Kön. Museums für Völkerkunde von Weissagk, Kr. Luckau, auf welchen mich bei meinen Nachforschungen Hr. Dr. Weigel hinwies; der Stern ist aber bei diesem aus je 4 gekrümmten Linien gebildet und in der Mitte noch ein geradliniges Kreuz angebracht; die Zeichnungen bei Behla, Urnenfriedhöfe 1882, Taf II 13 zu S. 60 und diese Verh. 1887, 379 Fig c sind daher nicht ganz richtig; auch müsste der dunkle hier sichtbare Saum durch 3 Kreislinien ersetzt werden; Olshausen.

(27) Hr. A. Treichel übersendet die folgende Mittheilung:

Nachtrag zum Schulzenstab, sowie verwandte Communicationsmittel.

1. Geschrey und Signale altpreussischer Landwehren. Um die an den Grenzen der Lande in den Wildnissen, an Seen, Sümpfen, Flüssen gelegenen Hagen drehen sich viele Kämpfe und Schlachten der alten Zeit, ja, die meisten derselben waren nicht offene Feldschlachten, sondern Hagen- oder Waldschlachten. Hier (längs der Grenze gegen Litthauen) lag in Friedenszeiten eine Besatzung von Wächtern oder Wachtposten (custodes), welche, wenn damals auch Telegraphen fehlten, durch ihren Dienst die Rüstungen und Stellungen des Heeres im benachbarten feindlichen Lande ausspioniren, das Anrücken desselben und die Richtung, die es nahm, den Landesbewohnern und den Hauptburgen des Ordens durch Signale, wie Rauch, Feuer u. s. w. ankündigen sollten. (Ueber die ermländischen, in den Grenzwildnissen sich aufhaltenden custodes und die excubiae in solitudine factae vergl. Dipl. Warm. I. p. 321 u. III. p. 321; die custodia et vigilia des Ordens S. R. P. II. p. 493, p. 567. Düsb. III. c. 300, 313, 328. Zu diesem Behufe gab es auch eine Abgabe custodiales, Wartgeld oder Schalweskorn, wohl um diese Landeswachen zu unterhalten.) Auf das sogenannte „Geschrey" brachten die Einwohner die bewegliche Habe an sichere Orte, in die Städte, Burgen und die Verstecke der Wälder und Wildnisse und die Landwehr (defensio terrae) rückte in die Hagen und Burgen der Wildniss an die Grenzen der Lande. Dann war das Land gewarnt (avisati), und der Feind zog sich entweder zurück oder wurde beim Durchzug durch die Engpässe der Hagen überfallen und niedergemacht oder konnte, wenn er trotzdem durchdrang, im Lande, wo alles geflüchtet war, nur geringen Schaden verursachen. In Urkunden wird im 16. Jahrhundert noch die Verpflichtung auferlegt, mit rüstigem Pferd, Mann und Harnisch zu dienen zu allen Geschreien, Heerfahrten und Landwehren. (Nach Dr. Kolberg: Die Heerfahrt der Litthauer gegen das Ermland 1311. Braunsberg, 1871.)

Zahlreich sind die urkundlichen Belegstellen dafür. Ausser den a. a. O. angeführten Stellen mögen diese noch Platz finden: a) Cod. Warm. II. 291. 1359. 8. September. Frauenburg. Verschreibung für das Geschlecht Karyothen über 130 Hufen (Trinkhauss bei Allenstein): ad terrarum custodias et clamores hostiles ac ad cetera que pro succursu et defensione terrarum fuerint, cum hastis et clypeis intra terras succurrere et servire teneantur. b) Cod. Warm. II. 384. 1364. 12. Juli. Heilsberg. Verschreibung für P. Mul über 6 Hufen auf dem Felde Lekotiten bei Seeburg: in equis et armis conpetentibus pro defensione terre sine aliqua contradictione ibunt fideliter ad clamores, id est Geschrey cum advocatis ecclesie nostre. c) Cod. Warm. III. 27. 1377. 2. August. Holland, betreffend Welilit bei Elbing: das sie vns davon dienen sullen mit hengesten vnde brunigen zcu allen reysen, geschreyen vnd lantweren.

Auch die Amtsgeschäfte der altpreussischen Witinge oder Weitinge (von der litthauischen Wurzel wid. waid, weid = sehen) bestanden ausser der Aufsicht über Bauten, Weideplätze und Rossgärten zur Ordenszeit besonders in der Wacht an den Landesgrenzen. Es ist wohl wahrscheinlich, dass auch die benachbarten Litthauer gleiche Späherposten hatten, die sich durch ähnliche Signale bemerkbar machten. Die Eigenschaft des Sehers oder Lugers oder Aufsehers liegt auch schon in mehrfachen Namen der litthauischen reguli oder Magnaten, wie Witold oder Witen, welcher den Kriegszug von 1311 gegen das Ermland ins Werk setzte.

2. Der Kamswikusberg bei Insterburg besonders ein Feuersignalberg. Er soll seinen Namen haben vom altpreussischen Camenis, nach Nesselmann's

Thesaurus Feuermauer, Esse (also unser heutiges Camin) und würde in jener Form etwa Feuerstelle, Feuerberg bedeuten. Man wird dabei an Fanal erinnert und muss ihm diese Eigenschaft nach der Bestimmung des Namens ganz besonders zu eigen gewesen sein. Vielfach werden die Burgen, namentlich die kleineren, bei den alten Preussen nur diesem Zwecke gedient haben, weil von ihnen aus durch eine mit Werg umwickelte und mit Pech oder Theer getränkte hohe angezündete Lärmstange Feuersignale gegeben wurden, wegen der starken Erscheinung von Rauch oder Licht sowohl bei Tage, als bei Nacht weithin sichtbar. Er war also ein Berg zur Signalisirung des herannahenden Feindes mittelst Stangenfeuers. Nach A. Horn: Tammow und Kamswikus (Insterburg.) lugten die preussischen Wachen in den Baitschen (Grenzgegenden) auf den Feind und kündeten sein Herannahen von Station zu Station durch Feuersignale an. Vom Signalberge bei Eysseln ab, über den Rombinus, die Nemmersdorfer Schwedenschanze, über die Kallner Berge zog sich diese Kette von Feuersignalen bis zum Kamswikus und wurde von hier über Nettinen, Norkitten, Tapiau, Kremitten bis ins Centrum des alten Preussenlandes, zum Galt Garben, befördert. Diese Signalwache musste beständig auf der Hut sein und befand sich auf der einen (wohl der östlichen) Seite des Walles, während der Priester auf der entgegengesetzten Seite desselben sich aufhielt und zwischen beiden der Brandopferaltar, zugleich Ausgangspunkt des Signals, zu denken ist. Die Deutschordensritter haben gewiss aber auch viele Wälle der Preussen oder der Litthauer etwa nicht aufgegeben, sondern weiter benutzt und sich selbst darin angesiedelt, um sie als Signalberge weiter zu benutzen. So ist es auch vom Kamswikus überliefert, und der Komthur von Ragnit warnte den Königsberger Marschall Schindekopf kurz vor der Schlacht bei Rudau vor dem Feinde, man sagt, durch ein Feuersignal.

Vom Kamswikus oder doch von einer gewissen Höhe über demselben (Baum oder Thurm) kann man den Einfluss der Arse (Pissa) in die Angerap und die damals in der Regel flusswärts andringenden litthauischen Erbfeinde überblicken. Ein Feuerzeichen im Augenblicke der Ankunft derselben machte die Besatzung der Hauptburg Insterburg auf die Gefahr sofort aufmerksam. So wird es erst klar, warum in den Quellen so oft von dem Avisiren die Rede ist.

Es verräth sich darin der Kriegsgebrauch, dass man in der Ritterzeit den herannahenden Feind von Burg zu Burg avisirte, vermuthlich durch Feuerzeichen, die von hohen Stangen aus gen Himmel leuchteten. Als Kynstut 1381 nach Insterburg zieht, findet er den Pfleger derselben wohl avisirt und muss darum abziehen.

So wurde auch das Haus Tammow selbst durch eine noch kleinere, westlich davor liegende Burg Ytem avisirt. So war's für die Haltung einer Burg immer die Frage, ob sie von dem Feinde avisatus oder inavisatus war.

3. Rüffen der Beutner in Westpreussen bei Haidebrand. In einer alten Beutner-Gerechtigkeit von Gemel von 1614 aus Westpreussen (demnächst zu publiciren) finde ich den folgenden Artikel (§ 8), der auch das Beschreien ansagt im Falle der Feuersgefahr: „Allerhand Brandschaden oder Pozarow, sollen die Bühtner schuldig sein Mit allem fleiss zu ver hütten daferne sich aber zufälliger Weise solcher Er eignen Möchte, soll der Erste, welcher solchen am Ersten sehen möchte, ver Bunden sein zu Rüffen, welcher aber auff solches geschrey sich nicht einfinden möchte, sol fünf Marck Straff erlegen, in welche Straffe auch derjenige verfallen sein soll, welcher, diesen entstandenen Brandt sehendt, die andren zum löschen nicht rüffen Möchte.“

4. Ladung durch Richtzeichen. Zur Zeit des Deutschen Ordens hatte

der Comthur über seinen Bezirk kein unbedeutendes Maass seiner Thätigkeit auf die Ausübung der Gerichtsbarkeit zu verwenden und übte er sein Richteramt in zweierlei ordentlichen Gerichtshöfen, auf den „Richthofen" und auf dem Landding. Da nun keine bestimmte Zeit für Abhaltung des Gerichtes unter Vorsitz des Comthurs festgesetzt sein wird, muss es für die Parteien eine Art Ladung zur Stellung gegeben haben, besonders in Criminalfällen. So giebt denn auch Th. Hirsch in Gesch. d. Karthauser Kreises (Zeitschr. des Westpr. Gesch.-Ver. Heft VI. S. 34.) an, die Ladung sei erfolgt durch Uebersendung des Richtzeichens, indem er sich bezieht auf die Danziger Wachstafeln (herausg. v. A. Bertling in Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. Heft XI. S. 13.) T. IV. 4., wo es heisst: des so sollen vorborgen by dem czeichen czu Solmin. Es wäre interessant, zu erfahren, worin dies Zeichen bestanden. Die Zeit steht zwischen 1368 und 1419. Sulmin, jetzt ein Dorf im Kr. Carthaus, ist neben Mirchau und Putzig eins der Lokale des Gerichtes, wo auch zugleich (hier noch Lauenburg) der Sammelpunkt für Kriegsmittel und Mannschaften war, ein „Richthofe", nach Hirsch nur der pommerellische Ausdruck für das deutsche Wort Gerichtshof, daher urkundlich und jetzt noch lebend Rechtowo genannt.

5. Klingel in Neustadt, W.-Pr. In den Häusern Neustadt's erscheint jetzt wöchentlich, gewöhnlich am Montage, doch je nach seiner Tour, ein Junge, der nur durch den Ton seiner Klingel darauf aufmerksam macht, dass er für das katholische Hospital dort milde Gaben einsammelt; in die umgebundene Kiepe werden dann die zugedachten Victualien oder sonstigen Stücke hineingelegt, etwaiges Geld jedoch in die kleine Büchse vor der Brust.

6. Bebotten in Elbing. Bebotten, botten, sw., zum Kommen entbieten, ein- oder vorladen. Urkundlich Cod. dipl. Warm. I. S. 446. Rolle der Marien-Bruderschaft oder der Bierträger-Gilde in Elbing von 1334. § 10: „Und wisset auch vorbas mehr, welcher Bruder oder Schwester versaeumet eine Vigilie oder Gedaechtniss, der bebotten wird und nicht kommet, der soll geben ein halb Pfund Wachs, nicht abzubitten, er habe denn eine redliche Sache."

7. Hut, Glocke und Fahne beim Marktbeginn in Kulm im Mittelalter. Der Beginn des Marktes in Kulm (Dr. Fr. Schultz: Stadt Kulm im Mittelalter. S. 162. Zeitschr. d. Westpr. Gesch.-Ver. Heft 23.) wurde in origineller Weise verkündigt. In ältester Zeit befand sich auf dem Marktplatze eine Stange mit einem Hute, jedenfalls dem Zeichen der der Stadt zustehenden Hoheitsrechte. Dieses Symbol wurde an Markttagen aufgepflanzt, und sobald der Markt seinen Anfang nehmen sollte, wurde der Hut von der Stange heruntergelassen, sei es, um damit anzudeuten, dass die Hoheitsrechte mit dem Beginne des Marktes an die Landesherrschaft übergingen, sei es, um für das Auge ein sichtbares Zeichen zu wählen, nach welchem Käufer und Verkäufer sich richten könnten. (Ouch sal nymand vorkouff thun an keynerley Speisekouff uff dem markte uff die czeit feyle wesende als der hut uff der stangen steet [odir ee die glocke gelowt werde bey der Statkor: spätere Nachschrift].) Später liess man dies Symbol fallen und wählte das Glockensignal. Noch später kehrte man wieder zum älteren Signale zurück und steckte am Markttage eine Fahne mit dem Stadtwappen heraus; das Einziehen dieser Signalstange bezeichnete den Beginn des Marktes (. . . . sich des vorkouffens gentzlichenn enthaltenn sollenn byss zur Glocke zehenn, so lange die Fahne mit der Stat wapfenn aussgesteckt ist unndt ouff dyeselbige stunde allzeit abgenommenn werdenn soll). Doch scheint dieses Signal nicht für alle Verkäufer gegolten zu haben; denn während der Beginn des Hauptmarktes erst um 10 Uhr stattfand, rechnen ihn die Fleischer schon vom Läuten der Vesperglocke; ja, es war ihnen

sogar verstattet, wenigstens in der hinter der Verkaufsstelle befindlichen Kammer den Verkauf vorzunehmen.

8. Verbottung im Amte Insterburg auf dem Lande; durch die Glocke oder den Wettknecht in der Stadt. Dem Schulzen steht die niedere Gerichtsbarkeit zu: er entscheidet über Grenzstreitigkeiten, Vorfluth und Polizeistrafen. Wenn er's gebeut, sollen alle Personen ins Schulzenamt kommen; wer behindert ist, schickt seine Frau, bei 25 Schilling Strafe . . . . . Strafen, sagt die Willkür, legt der Schulze nicht ohne Wissen und Willen der Ratleute auf . . . . Wird ein Diebstahl dem Kaufschulzen angesagt, so verbottet der Schulze die Gemeinde, kieset 4 Männer, die zu Ross höchstens 4 Meilen weit auf 4 Strassen (nach den Himmelsgegenden) dem Diebe nachsetzen. Finden sie ihn, so nimmt ihn der Finder ins nächste Gefängniss, einer bleibt als Wache bei ihm, ein anderer kommt ansagen, damit die Sachwalter die Sache weiter verfolgen. (A. Horn: Das Hauptamt Insterburg in Zeitschr. d. Alterth.-Ges. Inst. H. I. S. 87.) Es ist zu bedauern, dass die Weise und das Mittel der Verbottung nicht mehr hat festgestellt werden können.

Während es nach jener Schilderung so auf dem Lande war, ist in der Stadt die Glocke das mittheilende und berufende Mittel. Die angeführte Arbeit sagt darüber (S. 102): Ein Glöcklein auf dem Rathhause rief die Bürgerschaft alljährlich am Sonntage Reminiscere in die Kirche oder aufs Rathhaus zu einem wichtigen Akte, der jährlichen Wahl des Bürgermeisters, der Ratmannen, des Richters, der Schöffen und der Abnahme der Jahresrechnung des abtretenden Rathes. Da mag manch hartes Wort gefallen, mancher Wortkampf ausgefochten sein. Es waren dies die Anfänge des öffentlichen Lebens und das diese Wahlen einführende Stadtprivileg datirt von 1584.

Eine Verbottung kommt aber auch bei der seit 1672 datirenden Ordnung für die dortigen Kaufleute vor, ausschliesslich in der eigentlichen Stadt (nicht auf Vorstadt und Freiheit) zu finden, die Engrossisten, die „summenweise" über Scheffel und Wage handelten. Sie bildeten eine Societät, die unter zweijährlich aus ihrer Mitte gewählten Elterleuten und zwei aus dem Rathe deputirten „Wettherren" standen, jährlich bei den Elterleuten zweimal zusammen kamen, wobei jedesmal ihre Ordnung verlesen, das Ordnungsstrafregister festgestellt und über gemeinschaftliche Handels-Angelegenheiten berathen und per majora der durch den „Wettknecht" verbottenen Anwesenden (Ebenda S. 112) abgestimmt wurde, wonächst der Rath den Beschluss zur Genehmigung erhielt. Von ihm allein wurde die Entscheidung erwartet.

9. Glockengeläut für Steuern in Posen. Zum Einbringen der Steuern wurde in der Stadt Posen mit den Glocken geläutet. So beglaubigt für das Jahr 1613 nach Dr. A. Warschauer: Die Chronik der Stadtschreiber von Posen. Nr. 114. in Zeitschr. d. Hist. Ges. f. d. Prov. Posen. Jahrg. III. Heft 1.

10. Ueber den Gebrauch der Keule im Gemeindedienst als einer wendischen Sitte schrieb man aus dem Kreise Delitzsch, Prov. Sachsen, Folgendes:

Angenommen, dass das Herumgehen der Keule oder des Hammers wirklich von den Wenden stammt, so muss die Sitte eine ziemliche Verbreitung gefunden haben oder sich auch bei den Deutschen in den Gegenden erhalten haben, wo Wenden früher sesshaft gewesen sind. Im diesseitigen Kreise und auch weiter nach Westen ist der Gebrauch der Keule noch ziemlich verbreitet, und zwar in verschiedener Weise. In manchen Orten ist es Sitte, dass jede Nachricht an die Gemeindeglieder durch die Keule herumgeht, indem das die Nachricht tragende Schriftstück in die Keule geklemmt wird und so vor dem Verlorengehen geschützt ist. In anderen Dörfern

werden nur eilige Sachen mit der Keule befördert, und dann ist jeder Empfänger verpflichtet, sobald er Kenntniss genommen hat, die Keule zum nächsten Nachbar zu befördern, der dann auf gleiche Weise zu verfahren hat. Nun gab es aber vor einigen Jahren noch Orte, wo das dreimalige Anschlagen mit der Keule an Thor oder Thür der Ruf zur Gemeindeversammlung war, die dann sofort, oft auf freier Dorfstrasse, abgehalten wurde. Hin und wieder geschah der Ruf mit der Keule um die Mittagsstunde und die Versammlung wurde dann um 12 Uhr pünktlich eröffnet. Dass solche kurzen Ankündigungen zumal für die, welche gerade nicht zu Hause sind, ihre Fehler haben und hatten, liegt wohl klar zu Tage, und darum passen sie nicht in unsere jetzige Zeit. Sie haben auch in den letzten Jahren, wo in grösseren Dörfern Gemeindevertretungen eingeführt sind, vielfach aufgehört. Noch eines Gebrauchs der Keule sei Erwähnung gethan: manchmal rief sie auch zur gemeinschaftlichen Gemeindearbeit. (Magdeb. Zeit. 1887.)

11. Ueber den Gebrauch der Keule in wendischen Gegenden des Regierungsbezirks Frankfurt schreibt uns unser Correspondent in Burg i. Spr.:

Gegenwärtig ist hier, soweit mir bekannt, die Keule oder der Hammer im Gemeindedienst nicht in Gebrauch. Auch ältere glaubwürdige Personen erzählten, sich nicht erinnern zu können, dass dies jemals der Fall gewesen. Bekanntmachungen gelangen hierorts, sowie auch in den umliegenden Spreewaldsdörfern durch laufende Zettel an die Gemeindeglieder. In einem benachbarten Dorfe wurde es noch vor nicht zu langer Zeit so gehalten, dass der Gemeindediener von Haus zu Haus ging und die Bekanntmachungen den Dorfeinwohnern mündlich mittheilte. Dennoch aber wäre es möglich, dass das Herumgehen der Keule ein wendischer Gebrauch war. Der Gemeindediener wird in hiesiger Gegend Kuler genannt, abgeleitet von dem Worte Kula = Kugel. Vielleicht hatte man für das Wort „Keule“ einen sehr ähnlichen Ausdruck; doch habe ich trotz eifrigen Nachforschens den wendischen Ausdruck für „Keule“ nicht erfahren können. Auch in der Bibelübersetzung ist ja an einigen Stellen keulig in dem Sinne von „kuglig“ gebraucht (1. Könige 7, 41). Es wäre demnach nicht ausgeschlossen, dass der Gemeindebote, als der Träger der Keule, mit dem Namen Kuler belegt wurde. Soviel ich weiss, herrschte die Sitte, Bekanntmachungen durch das Herumgehen der Keule mit eingeklemmtem Zettel zu verbreiten, noch vor einigen Jahren in einigen Dörfern der Neumark und des Kreises Lebus. Wenn ich nicht sehr irre, habe ich diese Wahrnehmung in den Dörfern Gross-Neuendorf oder Carlsbiese gemacht. (Frankf. Oder.-Zeit. Nr. 272. 1887. 22. November.)

Die Artikel der „Frankf. Oder-Zeit.“ über den Gebrauch der Keule im Gemeindedienst haben zahlreiche Zuschriften zur Folge gehabt, womit abermals der Beweis geliefert wurde, dass liebevolles Interesse und Verständniss für alte Sitten und Gebräuche in erfreulicher Weise im märkischen Volke zur Geltung kommen. Ob der alte Brauch wirklich wendischen Ursprungs ist, wurde durch die Einsendungen noch nicht zuverlässig erwiesen. Aber immerhin war es werthvoll, zu erfahren, in welchen Ortschaften und Gegenden und in welcher Form die Sitte geübt wurde; die einzelnen Nachrichten lassen erkennen, dass sie weit verbreitet war. Dabei ist dann zu beachten, dass sie anscheinend nur in den Gegenden noch heute sich erhalten, die früher von Wenden bewohnt waren. Ein frankfurter Leser theilt uns mit, dass er selbst noch als Knabe in Amtsfreiheit bei Alt-Landsberg — einer unter Verwaltung eines Schulzen stehenden Vorstadt — die Keule herumgetragen habe, auf welcher durch eingeschlagene Nägel die Jahreszahl ihrer Stiftung verzeichnet war. In Rauden bei Calau herrscht, wie uns ein dortiger Leser schreibt, die Sitte gleichfalls heute noch, nur hat sich bei der Wahl

des jetzigen Gemeindevorstehers die Keule in einen Hammer umgewandelt. Aus Nieder-Jesar bei Pförten, Nied.-Lausitz, wird uns berichtet:

„Wenn im hiesigen Dorfe der Gemeindevorsteher die Gemeinde zu einer Versammlung berufen oder eine kurze Bekanntmachung ergehen lassen will, so schreibt er die betreffende Mittheilung auf einen Papierstreifen, den er an einen 30—40 *cm* langen Knittel bindet. Letzterer ist entweder gebogen oder gekniet. Nach dem Anbinden der Bekanntmachung geht der Gemeindevorsteher mit dem Knittel zum Nachbargehöft, schlägt dort mehrmals mit dem Knie des Knittels an die Hausthür und wartet, bis alsbald jemand heraustritt und den Knittel abnimmt. Auf diese Weise wird derselbe von Haus zu Haus weiter befördert. Diese seit urlange hier übliche Sitte wird mit dem Ausdruck benannt: „Der Haken geht herum." Unser Dorf, dessen Name zwar slavisch ist (Jesor = See, Seedorf), wird seit langen Zeiten von Deutschen bewohnt."

Im westlichen Theile des Kreises Spremberg ist der Gebrauch des Hammers ebenfalls noch üblich. Das Instrument ist in Welzow 20 *cm* lang und 10 *cm* im Durchmesser und hat in der Regel den Zweck, die Gemeindemitglieder zur Gromada (Versammlung) einzuberufen. Der Correspondent in Nehesdorf, der uns diese Nachricht zusendet, theilt ferner Folgendes mit:

„Einen anderen Gebrauch findet der Hammer hier auf den Rittergütern. Der Vogt hat nehmlich am Morgen und Mittag eine halbe Stunde vor Beginn der Arbeit gegen ein hängendes Brett, das allerdings aus festem Holze sein muss, oder gegen eine schmiedeeiserne Platte zu schlagen (zu „klappern" sagt der Landmann). Soll die Arbeit beginnen, so wird das zweite Mal geklappert. Den Schluss bilden diesmal drei einzelne Schläge, gleich dem Betglockeschlagen beim Läuten. Hierauf erhalten die bereits versammelten Arbeiter ihre Arbeit angewiesen. In früherer Zeit musste die ganze Gemeinde diesem Rufe folgen, um der Herrschaft die pflichtschuldigen Frohndienste zu leisten. Wer unentschuldigt ausblieb, hatte Strafe zu gewärtigen. Das „Klappern" ist übrigens sehr weit, bei ruhigem Wetter sogar aus eine Stunde weit entfernten Dörfern deutlich zu hören."

Bezüglich der Neumark theilt endlich unser Reetzer Correspondent mit, dass fast überall auf den Dörfern um Reetz, sowohl den märkischen als den pommerschen, der Stock (hier Knüppel genannt) noch gebräuchlich, oder erst in den letzten Jahren abgeschafft ist. Der Stock, an seinem oberen Ende durch einen schwarzen Knopf oder einen Messingring zuschraubbar, glich den Zeitungshaltern in den Kaffees; nur war er bedeutend plumper und massiver. Die Sitte des Keuleschickens welche sich nur auf dem Boden des ehemaligen Slavenlandes findet, kann, nach Meinung des Correspondenten, nur als ein Ueberrest slavischer Sitte angesehen werden. Dass auch deutsche Coloniedörfer dieselbe Gewohnheit haben, sei durchaus kein Gegenbeweis, da die Colonisten einfach die Sitte von den Umwohnenden annahmen. Die Hypothese der wendischen Herkunft dieser Sitte dürfe erst dann als unhaltbar angesehen werden, wenn aus einer rein deutschen Gegend Aehnliches berichtet werden könnte. (Frankf. Oder-Zeit. 1887. Nr. 277.)

12. Jodute. In der Zeitschr. f. Ethnol. 1874 Bd. VI ist zum Schlusse eines Aufsatzes von A. Bastian (Australien und Nachbarschaft S. 305), welcher Auszüge giebt aus einem Werke S. Gaston's über den im Verschwinden begriffenen australischen Stamm der Dieyerie und daran allgemeine Mittheilungen aus bekannten Thatsachen knüpft, der folgende Punkt zu finden: „Blutrache ist Pflicht in Australien und die Verwandten mütterlicherseits üben Rache an dem mit Blutschuld Behafteten."

Zur Bestätigung sind aus einem anderen Werke die folgenden Worte angeführt:

„The moment any great crime has been committed, those who have witnessed it, raise loud cries, which are taken up by more distant natives, and are echoed widely through the woods. The nature of these cries indicates, who has been the guilty party, who the sufferer and those, who are jeedyte (in safety, as inconnected with the guilty family) in Australia (Grey)."

Zur Erklärung des englischen Wortes jeedyte bringt Bastian, der es dem deutschen iodute gleichsetzt, mehrfache Beispiele, meist aus altdeutschem Rechte herbei.

„Würde ein Minsche geschlagen binnen eines Mannes Wehre, idt were Man offte Wiff, dat scholen the Handt kündigen, de in den Wehren is, mit einem Jodute sinen negesten Naburen." (Statuta Verd. ant.).

„Die Friesen und andere haben anstatt der Wörter „Waffen, Waffen" geschrien jodute. Dieses Wort wird auch noch bey Beschreiung der gewaltsamer Weiss Ermordeten Cörper im Herzogthum Bremen und Verden, Hamburg und anderen stätten gebraucht." Nach Cranz aus dem Italienischen (io mi adjute) erklärt (s. Scherzing).

Rustica plebs (trophaeum in loco Welperholde) idolum coluere, tanquam veterem Saxoniae deum quem Jodute dicere (Crantzius). When dat ruchtbar worde mit Jodute ropende, edder dergliken (Statuta Frisica), als gedeute (s. Gerhard v. Mastricht). Haseus originem nominis ex clamore Saxonum militari „dio adjuti" deducit.

Ab initio Jodute (clamor tragicus) fuit formula communis exclamandi et convocandi vulgus in quovis casu atroci et repentino, ad opem ferendum, quae postea usui forensi inserviit (Wachter). Duten vulgari lingua est sonare (Haltaus). Jo vocula est inclamandi et convocandi (Jodutte oder Jogerüffte), intonare, ut Romae: adeste Quirites (jo dude).

Hr. Alm. W. Wybrands, ein verstorbener niederländischer Geschichtsforscher, berichtet in der Zeitschrift De Navorscher (Jahrg. 1876. S. 212): „De woorden to jodute komen herhaaldelijk voor, als uitroep of kreet in den mond van duivelen in de diablerie van een (nederrijnsch) Paaschspel, uitgegeven door Mone (Schausp. des Mittelalters II. S. 33 ff.). Zoo roept by voorbeeld Lucifer, als Satan te lang uitblijft:

To jodute, to jedute, Satana is jo to langhe ute!

Zie voorbeelden by Mone, t. a. p., S. 49, 53, 94.

Durchaus nichts Passendes dürfte Hermann Allmers in seinem Marschenbuche (Gotha 1858) geben. Höchstens würden seine angeführten Namen der Jedutenberge auf die Beziehungen Westrum's hinführen. Jener bringt nehmlich das Folgende: „Vor der alten Kirche zu Wulsdorf liegt ein mässiger, künstlich aufgeworfener Hügel, der Jedutenberg genannt. Hier haben wir wahrscheinlich eine der wenigen Spuren friesischer Heidenzeit. Nach einigen Geschichtsschreibern war hier nehmlich der Sitz eines Jodutencultus, von dessen Gottheit wir indessen nicht viel mehr, als den Namen wissen. Dieser aber hat sich seltsamer Weise bis in's vorige Jahrhundert aufs Lebendigste im Munde der Leute erhalten. Noch vor nicht langer Zeit hörte man von alten Vierländern als Ausdruck der Verwunderung und des plötzlichen Erstaunens: O de Jedute! oder auch kurzweg: O Jedut! rufen, gleichwie unser christliches Herrje! und Mein Gott! Ein anderer Ausruf lautet: O de Wed un de Wod!, unzweifelhaft zusammengesetzt aus den Namen der friesischen Gottheiten Weda und Wodan, von denen der alte Chronist Heimreich redet. Ausser den obengenannten giebt es auch noch bei Lehe und dem nahen Dorfe Langen ähnliche Jedutenhügel, und endlich weiss man, dass der Ruf Jedut oder Jodut ein

altes Feldgeschrei der Bremer und Friesen war. — Später diente der zu Wulsdorf liegende Hügel, da man von ihm einen weiten Blick nach der Wesermündung hat, als Piratenwarte, und dies gab dann zu der häufig herrschenden, durchaus irrthümlichen und unsinnigen Meinung Anlass, es hätten sich die Seeräuber den Namen Jeduten gegeben."

Woeste im Westphäl. Wörterbuch (S. 115) schreibt allerdings fast ähnlich: Jedoto soll im Heidenthum eine Gottheit beim Volke geheissen haben und im Jüberge, alt Jodeberg, Jutberg bei Deslinghoven verehrt worden sein." Dies Jodeberg dürfte doch wohl nichts mit Jodute zu thun haben; sonst könnte man auch wohl den Godesberg bei Bonn und zahlreiche ähnlich anklingende Namen hinzuthun. Auch sind als zugehörig von der Hand zu weisen die mit Juden-, Jud'n- anfangenden Namen, besonders von Bergen oder dem Worte Kirchhof vorgesetzt, wie eine solche Erklärung im Urdsbrunnen (ebenda S. 159) ebenfalls versucht worden ist.

Nach einem vom Rechtsanwalt A. Westrum im Verein für Kunst und Wissenschaft in Celle gehaltenen Vortrage „Die Longobarden und ihre Herzöge", später als Brochure gedruckt, findet sich dort (S. 5) diese Stelle, die über Jodutte Aufschluss giebt: Das Wort dudde findet sich in verschiedenen alten longobardischen Urkunden, z. B. in einem Erlass Romualds von Benevent de 715, in welchem letzterer ein gewisser Ursus als Duddo et Referendarius des Fürsten bezeichnet wird. Eine Erklärung dieses Wortes habe ich nirgends gefunden, nicht einmal in Meyer's Sprache der Longobarden. Verständlich wird das Wort uns erst, wenn wir aus von Hammerstein's Bardengau ersehen, dass die Steine und Bäume, an und unter denen Gericht gehalten wurde, bei den Longobarden Jeduttensteine und Jeduttenbäume heissen. Hammerstein zählt eine ganze Reihe solcher Jeduttensteine in der Provinz Lüneburg auf, z. B. den grossen und kleinen Jeduttenstein auf dem blauen oder Helxer Berge bei Suderburg. Jedutt, — vielleicht auf denselben Wortstamm zurückzuführen, wie judex, judicium, — bedeutet also bei den Longobarden „Gericht" und duddo wird „Richter" bedeuten, eine Erklärung, die zu dem Inhalte der Urkunden, in welchen wir das Wort duddo finden, aufs Beste passt. — Für Jedutt kommt auch die Form Jeduch vor, z. B. heisst es in einer alten Urkunde: „Ich schreie Jeduch über den Vogt zu Uetze."

Joduthe soll (nach Urdsbrunnen Bd. V. Nr. 10. S. 159.) wahrscheinlich aus thjodh uti entstanden sein. In der altisländischen, der niedersächsischen nah verwandten Sprache würde die gerichtliche Formel für die Ausschliessung einer Person von der menschlichen Gesellschaft „res-thu thjodh uti" (hominum expers esto) gelautet haben, der Herausruf der Leute bei einem Morde aber bloss thjodh uti, „Leute heraus!" Im stat. Brem. steht daher auch nicht Joduthe, sondern Tiodute und in der Lübecker Bibel t'jodute. Wie es scheint, ging das Th allmählich verloren und man schrieb anstatt to thiodh ute „to joduthe" und „jodute". Das im Nachtrag von J. Grimm's Mythol. S. 7, 71 und 338 Vorgebrachte lässt sich mit vorstehender Deutung leicht vereinen, bis auf den Paderborner „Gott Jodüthe", der, wie so viele andere Götter der „Deutschen Mythologie", in das Reich der Phantasie gehört.

Zahlreich sind, wie man sieht, die Beziehungen und die Erklärungen des Wortes jodute und liessen sich mit der Zeit gewiss noch andere herbeibringen. So entsinne ich mich, das Wort auch in älteren Jahrgängen der Baltischen Studien gelesen zu haben, einer der Provinz Pommern und seiner Alterthumskenntniss gewidmeten Zeitschrift, so dass es also auch hier im Gebrauche gewesen sein muss; die einschlägige Stelle kann ich jetzt nicht auffinden.

Hinsichtlich der Worterklärung will es mir scheinen, dass man der ungezwungensten den Vorzug geben muss. Es erscheint augenfällig, dass das Wort jodute aus zwei Theilen besteht, aus jo und dute.

Die Sylbe jo oder io jenes Wortes ist, wie schon Hr. Joh. Winkler-Haarlem (in Urdsbrunnen V. 10. S. 158) angiebt, wohl einfach die nehmliche, welche in den als Ausruf dienenden Wörtern Feuerjo und Mordio vorkommt, und auch als der altlateinische Ruf: Jo! Es ist ja auch der Ruf, mit dem man sich bemerkbar machen will. Ist man im Walde von seiner Gesellschaft abhanden gekommen, so ruft man sein gezogenes Ho-i-o, indem man also aus voller Brust mit einem dumpfen Vokal anfängt, zum helleren, schrillenden übergeht und mit demselben dumpfen endigt, obschon im gewöhnlichen Laufe der volksthümlichen Lautbildung das i meist von einem a gefolgt wird, wie, das Alphabet durch, Bindband, Fickfacker, Gix-Gax, Himphamp, Klingklang, Kritzkratz, Mischmasch, Piffpaff, Rietzratz, Schlingschlang, Schnickschnack, Singsang, Tifteltaft, Tingeltangel, Wirrwarr, Wischiwaschi, Zickzack u. a. m., andererseits, weil ein noch dumpferer Ton dem a folgen muss, erst in dreifachen Zusammensetzungen ein o oder u eintritt, wie Simmelsammelsurium; nur im volksthümlichen Brimborium folgt auf das i ebenfalls sogleich das o; ebenso im ganz hergehörigen Halli hallo! Das i-o ist also ein Naturlaut, den man unwillkürlich ausstösst, wenn man seelisch in Bewegung geräth. Von den obigen Zusammensetzungen ist Mordio das bekannteste, in Zetermordio (d. h. Zeter und Mord rufen) noch verstärkt und in mordionsch adjectivisirt. Ihnen zur Seite stelle ich noch den Ruf der Freude, viel im Schwange bei Jäger und Wanderbursch, das Holdrio.

Es bleibt nur übrig eine Beleuchtung des dute als der zweiten Hälfte jenes Wortes. Wie verschieden dies gedeutet wurde, war schon oben zu ersehen.

Ein Nachschlagen in den verschiedenen Wörterbüchern wird wie bei io, so auch für dute noch mehrfachen Gebrauch und Ableitung zu Tage fördern. Am passendsten erscheint mir die Hinweisung Westrum's auf Duddo, nur dass ich's nicht als Richter, sondern einfach als Sprecher nehmen möchte, wie schon aus dem Zusatze referendarius hervorgeht, also eines, der referirt, vortragsmässig wiederholt, obschon ein Referat auch nicht ausserhalb der Thätigkeit eines longobardischen Richters gelegen haben mag. Duten soll also das einfache Sprechen sein. Ihm haftet wohl deshalb der dunkele Laut an, weil es in der significanten Anwendung bei Gericht gewiss mit markiger, ernster, dumpf erscheinender Stimme geschehen sein wird. Aus dem dumpfen Tone käme auch die provinzielle Bezeichnung dumm zu Wege, wie sie z. B. Frischbier für Westpreussen in seinem Wörterbuche (S. 60 und 160) angiebt unter dut und bedut, auch verduzt, ausser Fassung, ohne dass ich die Belegstellen dazu setze. Auch hört man in Verbindung weiter den Ausdruck: dumme Dutt. Grimm in Mythol. I. 451 bezieht's auf Hünen und Riesen, verwechselt in der Anmerkung aber die schon übertragene Bedeutung und meint, dutten sind stulti, was das beigefügte Adjectiv noch verstärkt; im Teutonist dod, guck; vergl. Richthofen s. v. dud. Düten heisst auch die Sprache, der noch so leise Naturton der Bienen (tût, tût, tût), das Zeichen für das zweite Schwärmen (Nachschwarm) desselben Bienenstockes; beim ersten Schwärmen hört man diesen Ton nicht. Es ginge also doch auf ein Referiren zu beziehen. Uebrigens kommt eine andere Umwandelung des duten auch im neuhochdeutschen deuten vor, die Erklärung, Auslegung der Veränderung des duten, während ein zu häufiges und gesuchtes Deuten das Düfteln ist. Aehnlich geht rufen seinen Weg in rüffen und rüffeln. Jo dute wäre also der Jo-Ruf, das laute Geschrei, zu dem man sich in bewegten Lagen des Lebens bewogen findet, wenn etwas

Aussergewöhnliches vorkommt, Krieg, Aufgebot, Signalisirung, Zusammenkunft, Gericht, Feuersgefahr, Diebstahl, Todschlag oder etwa Auffindung einer Leiche, in diesem Falle, um sich vor der Rolle des Mörders selbst zu sichern oder noch mögliche Hülfe herbeizuholen.

13. Glocke und Jodute (Jul. Wolff: Der Sülfmeister. II. 207). Die Vorbereitungen zum Aufstande waren allen Uneingeweihten verborgen geblieben, und als sie nun die von Ilsabe gezogene Glocke auf Sankt Nikolai zu so ungewöhnlicher Stunde läuten hörten, erstaunten sie und konnten es sich nicht erklären. Als aber eine Glocke nach der anderen einstimmte, bald das volle Geläut der Stadt von allen Thürmen klang und nur die Glocken des Rathhauses schwiegen, als sicherstes Zeichen, dass der Rath nicht darum wusste, da blieb kein Zweifel mehr, das war nicht Feuerlärm, das war Aufruhr, die Glocken riefen zum Kampfe. Den davon Ueberraschten blieb nicht Zeit zum Erkunden und Fragen, denn Jeder hatte seiner Gilde einen bewehrten Mann zu stellen. Diejenigen aber, die schon Tag um Tag und Stunde für Stunde auf diese Klänge gewartet hatten, die sprangen freudigen Muthes auf, von ruheloser Ungeduld endlich erlöst. In allen Werkstätten ward die Arbeit mitsammt dem Geräth hingeworfen, wohin sie fiel, Meister und Gesellen griffen zu Schwert und Spiess und stürmten hinaus, und durch das Glockengeläut, durch das Hetzen und Hasten, das Rennen und Treiben erscholl in allen Gassen der alte Noth- und Kampfschrei: jodute! jodute!

14. Das sogenannte Zugrabebitten in Schlesien. Wie ich von dem Todtenknüppel in Altpaleschken in der Zeitschr. 1882, Verh. S. 17. berichtet, so scheint auch derselbe Gebrauch in Schlesien obzuwalten. Nach freudlicher Mittheilung von Hrn. Dr. Schepky gilt z. B. in Conradswaldau, Kr. Schweidnitz, das sogen. Zugrabebitten und wird gewiss auch weiterhin Verbreitung haben. Bei einem Todesfalle wird an die Hausthüre nicht mit dem Knöchel des Fingers, sondern mit einem länglichen Stückchen Holz angeklopft und damit zur Leichenfolge eingeladen. Nach dem Aberglauben will man nicht Unglück in das Haus bringen. Mir scheint aber, dass man es vermeiden will, die Gewalt des Todes durch den Gebrauch des Fingers in das Nachbarhaus zu übertragen.

15. Schweiz: optisch-telegraphische Station. Der Noce hat sich seine Bahn mitten durch die wilde und enge Felsenklamm gebrochen und die Strasse steigt an den Wänden rechts hinan, um über die Klamm zu gelangen. Hoch oben auf einem Felsen steht der Thurm Visione oder Visiaua, der Sage nach schon zu Römerzeiten eine optisch-telegraphische Station zwischen der unteren Etschregion und dem Nonsberg, die er weithin auf- und abwärts beherrscht, zweifellos auch im Mittelalter als Luginsland an dieser wichtigen Stelle zu gleichem Zwecke verwendet. (Fr. Nibler: Bilder aus dem welschen Nonsberg. Vortrag aus Alpen-Vereins-Section München. 1886. S. 9.)

16. Zeichen für Verbot. Gemäss der vielen Bezeichnungen innewohnenden Eigenschaft von Sinn und Gegensinn, von Ent- und Zuzauberung, von Ja und Nein, finden wir ein Gleiches auch bei dem Schulzenstocke, den wir mit allen seinen Abarten und Verwandten bisher nur als eine Vermittelung für Gebote kennen lernten, insofern als damit auch ein Verbot ausgesprochen sein kann. Solcher Warnungszeichen kann es, wie bei den benachrichtigenden Geboten, sehr viele und mannichfacher Art geben. Ja, ich halte selbst die mit Mütze oder Hut oder sonst einem alten und zerrissenen Kleidungsstücke (alias Kodder) behangene Stange in Gemüsegärten, besonders bei Erbsenpflanzungen, die sogen. Vogelscheuche, oder die in Kirschbäumen aufgehängte todte Krähe und andere Zeichen der Art, wie es ihrer gewiss noch mehrfach geben wird, als Verbotsvermittelungen, wenn auch nur den Thieren

gegenüber. Unter den für die sinnenbegabten Menschen berechneten Verbotsmitteln halte ich für besonders volksthümlich die hier in Westpreussen sogenannte Fuse, eine aufrecht stehende Stange oder Pfahl oder Stock mit einem Strohwisch an der Spitze, welche man als Warnungszeichen auf dem Lande früher häufiger, wie jetzt, an Wegen, Feldern, Wiesen (selbst auf dem Eise) vorfindet. Sie besagen, man solle die betreffenden Ackerstücke nicht betreten, mehr zu deren Schonung, als zur Wahrung eigenen Schadens, oder höchstens dessen, dass man sich einer Uebertretung schuldig machte. Nach einer handschriftlichen Sammlung von 1860 (vgl. Frischbier, Preuss. Wörterbuch II. 523) eines Generals von Auer aus Kreis Fischhausen in Ostpr. (Samland) wurde früher in Preussen an die Fusenstange ausser dem Strohwisch noch ein Tonnenreifen und ein „Knüppel" gehängt und sollte diese Zugabe andeuten, der Uebertreter der durch die Fuse ausgedrückten Warnung müsse sich entweder mit einer Tonne Bier auslösen (der Tonnenreifen!) oder er werde über ein Bund Stroh gestreckt (der Strohwisch!) und bekomme mit dem Knüttel. In Westpreussen heisst solch ein Verbotszeichen der Wipen.

Nach Bock (Wirthsch. Nat.-Gesch. IV. 696) ist Fuse nur die von gemeinen Leuten gebrauchte Bezeichnung für Faude und ist dieses Warnungs- oder Grenzzeichen nach ihm am oberen Ende ausser mit Stroh auch mit Strauch umwunden. Ebenso Hennig: Preuss. Wörterbuch S. 64 nach Frischbier a. a. O. I. 183.

Fuse heisst aber auch, wie bemerkt, die Marke im Eise, und zwar an seinen offenen oder dünnen Stellen. Natürlich wird sich das nur auf die Eisflächen grösserer Gewässer beziehen. Nach Passarge (Aus balt. Landen S. 65) heissen Fusen auch die Tannen- oder Birkenäste, welche auf dem Haffeise die Fahrbahn bezeichnen. Eine Bahn auf diese Weise markiren, heisst ausfusen, sie mit Fusen versehen. Die Fischerei-Ordnung f. d. kur. Haff (vom 7. März 1845 § 52) bestimmt: „Zur Verhütung von Unglück sind bei der Winterfischerei die ausgehauenen Eisstücke jedesmal am Einlasse sowohl, wie beim Auszuge aufrecht zu stellen und auch die gemachten Löcher durch Fusen oder Strauch zu bezeichnen."

Die Haff- und Fischer-Ordnung von 1640 bestimmt: „Es soll kein Angesessener von Adel oder einiger Einsass sich unterstehen, Fauden ins Haab zu setzen oder abzustecken, als die, welche hierzu geordnet."

Fuse erscheint auch in der Bedeutung von Fahne: (das Haus) had uthgestöckt ön Fuhsz. Carm. nupt. V. 190c. Strohwische werden auch gebraucht zur Markirung von Colonnenwegen.

Hennig, 76, weist rücksichtlich der Abstammung des Wortes auf Fase, Fose = Faser; Grimm, Wörterbuch IV. 1 und I, 961, fragt verlegen: „slavisch ist es nicht; ob etwa Ableitung von fusen, fasern?" Das Wort liesse sich wohl, da die Fuse Aehnlichkeit mit einer Spindel hat, auf das lat. fusus, ital. fuso = Spindel, zurückführen. In den Pflznräts. treten ausser Fuse (Nr. 30) noch auf (Nr. 70): Komfelfûs' und Kunkelfûs'. Die letztere Form (Kunkel = Spinnrocken und Spinnrockenstock) unterstützt die Herleitung des Wortes Fuse von fusus = Spindel. S. Passarge, Balt. Stud. 65.

Der Strohwisch vertrat übrigens auch in der alten Danziger Gerichtsverfassung das Zeichen für die Subhastation. Nach Strohwischrecht wurde nehmlich, wenn der Pfennigzinsschuldner nicht zahlen konnte, vom Gerichte auf Aussteckung des Strohwisches erkannt, und wenn der Strohwisch vor dem Hause eine gewisse Zeit ausgesteckt hatte und dennoch nicht bezahlt war, der Gläubiger ohne Weiteres in den Besitz des Hauses gesetzt (Frischbier, Preuss. Wörterbuch II. 382 und 139). Pfennigzins war aber in der Danziger Gerichtsverfassung das Kapital,

welches zur ersten Stelle auf ein Grundstück geliehen wurde und für welches nur das Grundstück allein und nicht auch das sonstige Vermögen des Schuldners haftete. Vergl. Siewert: Strohwischrecht.

17. Siebenbürgen: A. Das blutige Schwert. Auch hier sind solche Zeichen, die zu einer bestimmten Nachricht umhergetragen wurden, gewissermaassen zur Autorisirung eines Befehles nicht unbekannt gewesen. Zu Zeiten der höchsten Landesnoth wurde das blutige Schwert in den Szeklergauen herumgetragen und kam insofern dem Befehle zur augenblicklichen militärischen Insurrecton gleich. Näheres hierüber ist zu finden u. A. in Wolfgangi de Bethlen historia de rebus Transsylvaneis. Ed. secunda. Tom. IV. Cibinii 1785, wo es 8. Ausg. S. 354 heisst: „. . . . jussit insuper Princeps (Andreas) cruentatum quoque verutum (sonst gewöhnlich „gladium") circumferri, in tractu mediterraneo Siculorum eorum, qui Marusio et Crisolae . . . . inter annates sunt. Id in extremis difficillimisque Reipublicae temporibus, cum ab externo hoste formidolosum periculum immineret, remedium erat primum a Scythis quaesitum, indeque a primis Hungarici regni initiis solitum fuit populatim circumgestari, quo ad capienda viritim arma, hostemque propulsandum, edictum gravissimum promulgabatur; qui extemplo imperatis non pareret, adactis per medium corpus varris, foedo genere supplicii castigabatur."

B. Nachbarschaftszeichen. Der Stock ist auch unter den siebenbürgischen Sachsen das Zeichen der Würde für den Vorstand der Landgemeinden, welcher hier den Namen „Hann" oder „Herr der Hann" führt, und geschieht des Hannenstockes u. A. Erwähnung in Fr. Fr. Fronius: Bilder aus dem sächs. Bauernleben in Siebenbürgen. E. Beitr. z. d. Culturgesch. (3. Aufl. Wien und Hermannstadt 1885. S. 209.) Dieser Zwälkstok (zweijähriger Trieb des wolligen Schneeballs, Viburnum Lantana L.) wurde jedoch niemals herumgeschickt, weder für sich allein, noch ëtwa mit Schriften oder mündlichen Befehlen begleitet, war also reines Zeichen der Würde. Dagegen ist als stiller Bote bis zum heutigen Tage in den sächsischen Städten das sog. Nachbarschaftszeichen gebräuchlich, wie mich des Näheren Hr. Ludw. Michaelis, Redacteur des siebenbürgischen Volkskalenders, auf das Liebenswürdigste belehrt hat. Dasselbe hatte und hat auch noch gewöhnlich die Form eines eingeschnürten Schildes. Es ist 15—20 *cm* lang, aus Holz geschnitzt oder seltener aus Erz und anderen Metallen gefertigt. Dasselbe wird mit Publicationen, welche die gesammte Bürgerschaft angehen und vom Magistrat an die Nachbarschaftsvorsteher (Nachbarhannen oder Nachbarväter) hinausgegeben werden, von Haus zu Haus getragen. Wer das Zeichen über Nacht bei sich behielt, verfiel nach älterem Rechte einer Strafe zu Gunsten der Nachbarschaftskasse.

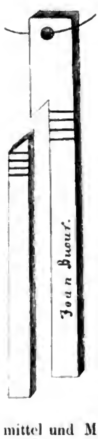
Aehnliche Zeichen hatten auch die Zünfte und wurden dieselben ebenso in Zunftangelegenheiten von Meister zu Meister befördert. Der Zunftmeister hatte das Zeichen in Verwahrung und setzte es auch in Umlauf. Die Nachbarschaftszeichen trugen gewöhnlich den Namen der Nachbarschaft mehr oder weniger kunstreich eingegraben. Wenn sie von einem Mitgliede derselben gewidmet werden, so wird dies ebenfalls inschriftlich bemerkt. Die Zunftzeichen dagegen waren mit dem Wahrzeichen des betreffenden Handwerks geschmückt. Ein besonders interessantes Zunftzeichen von nicht unbedeutendem Kunstwerthe wurde im verflossenen Monat August in der Sitzung der historischen Section des „Vereins für siebenbürgische Landeskunde" in Hermannstadt gezeigt. Es ist das Zunftzeichen der Kronstädter Goldschmiedezunft. Dasselbe ist aus Silber getrieben und trägt auf einer Seite in äusserst zierlicher Reliefarbeit Proceduren und Scenen aus der Gold-

schmiedewerkstätte, während die andere Seite mit ähnlichem Bilderschmucke in Gravirarbeit geschmückt ist. Die Länge des äusserst zierlichen Kunstwerkes wird kaum mehr als 10 *cm* messen.

C. Auf dem *Lande* dagegen werden heutzutage in Siebenbürgen Publicanda in der Weise an den Mann gebracht, dass der „jüngste Borger", d. h. das jüngste Mitglied des Gemeindeamtes, oder auch der Amtsdiener von Haus zu Haus geht. an das Fenster klopft, z. B. mit dem Stocke (Haslinger), da die sächsischen Bauernhäuser meist mit hohem Parterre gebaut sind, und sich mündlich seines Auftrages entledigt. Das soll aber seit Menschengedenken so Sitte und kaum anders gewesen sein.

18. *Schulzenstock oder Kerbholz?* (Siebenbürgen). Durch freundliche Zuvorkommenheit von Frl. Sofie v. *Torma* aus Broos wurde mir aus Siebenbürgen die vielleicht nicht hierher gehörige Mittheilung über die dortigen Robbotverpflichtungen, wie solche vor dem Jahre 1848 bestanden haben.

Die Frohndienste waren nach den Gegenden verschieden, wie eben die Unterthanen (Jobagyen, Leibeigene) mit ihren Herrschaften sich kontraktmässig abgefunden hatten. Entweder lieferten sie dem Grundherren den Zehent ihres gesammten Thierstandes und aller ihrer „Fechsung", d. h. überhaupt Crescenz des bebauten Bodens, oder sie leisteten wöchentlich 2 Tage Spann- oder Händedienst. Die Aufforderung dazu geschah jedes Mal durch den herrschaftlichen Wirthschaftsleiter. Dieser sendete Tags zuvor den Hofrichter (oder Schulzen) zu den Unterthanen mit dem Befehle, ihre Arbeit am nächstfolgenden Tage zu leisten und wurde dieses *nachträglich* auf ihren Kerbhölzern (magyarisch rovás, sächsisch ruosch), eingeschnitten. Die Abbildung eines solchen nebenstehend. Auf dem Obertheile des flachen Kerbholzes war der Name jedes Dienstleisters mit Tinte aufgeschrieben. Weiter unten war das Holz gespalten, der eine Theil mit der Namensschrift kam zum Grundherrn an den Hof, wo die verschiedenen Hölzchen auf eine Schnur gereiht und deren Enden zusammengeknüpft wurden, der andere aber blieb in den Händen des Bauers (Jobágy), und jeden Sonntag früh erschienen dieselben mit ihren Kerbholztheilen auf dem herrschaftlichen Hofe, wo die geleisteten Dienste durch den Beamten auf beiden eingepassten Kerbholztheilen eingeschnitten wurden. — Dagegen ist Frl. *von Torma* nichts bekannt von papierenen Händen und Ochsenköpfen.



Nach Darstellung von Hrn. Buchhändler Ludw. *Michaelis* in Hermannstadt ist der Sachverhalt so, dass nach vollzogener Arbeit (Fuhre u. s. w.) beide Theile des Holzes zusammengestellt und quer darüber eine Kerbe mit dem Messer eingeschnitten wird. So ist die Anzahl der geleisteten Arbeiten durchaus sicher und mit Ausschluss jeder betrügerischen Aenderung leicht zu constatiren. Es ist das Kerbholz also nichts weiter, als ein sehr bequemes Controlmittel und Merkzeichen in allen den Fällen, wo es sich um Feststellung geleisteter Fuhren und anderer der *Anzahl* nach zu controllirender Dienste handelt. Doch hatte insofern das Kerbholz nichts mit der Leibeigenschaft an sich zu thun.

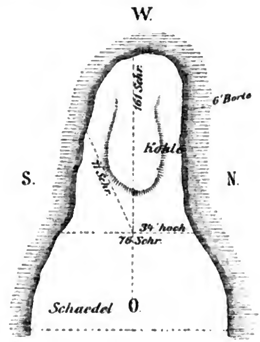
Solche Kerbhölzer sind sogar als Steuerquittungen benutzt worden; dann wurden die Gulden auf der einen Seite, die „Zwölfer" (rumänisch Dutsche, Singular Dutke) auf der anderen eingeschnitten.

(28) Hr. A. Treichel berichtet ferner über den

Burgwall von Schiwialken, Kr. Pr. Stargardt.

Auf der Grenze der westpreussischen Kreise Berent und Preuss. Stargardt liegt der ziemlich grosse See von Locken, dessen oberes Ende zu Gardschau gehört und auch nach dieser Ortschaft genannt wird, obgleich die Sectionskarte der Generalstabs-Aufnahme den ganzen See also benennt. Die Fischerei-Pächter wohnen im Bauerndorfe Schiwialken (Kr. Preuss. Stargardt), einem Dorfe, in der Localgeschichte durch einen Diamanten mit mannichfachen Schicksalen berüchtigt, wofür ein Bauer dort einen Kieselstein so lange hielt, bis er überschnappte. Zu Schiwialken gehört besonders das Land am nordöstlichen Theile jenes Sees und einem Bauern Schmilecki eine grössere Landzunge mit einem Burgwalle darauf, dessen Besuch ich im November v. J. ausführte und dessen Befund ich folgends näher beschreiben möchte. Aus dem obigen Grunde kann ich ihn nur den Burgwall von Schiwialken nennen. Der Vorsprung jener Halbinsel ist deutlich durchgegraben, vor Zeiten wahrscheinlich bis auf die Sohle des Wasserstandes, da mein mein Begleiter, Hr. L. v. Ubysz, welcher früher in dieser Gegend war, sich erinnert, dass das Seewasser bei hohem Wasserstande hier überspülte, jetzt jedoch





durch Abpflügen der beiden höheren Seiten bedeutend erhöht. Die Länge des Durchstichs beträgt 76 Schritte. Von hier aus in den See hinein beträgt die Länge des Wallplatzes 161 Schritte bei 10 Fuss Höhe über dem Seespiegel, der noch eine Borte Landes von etwa 6 Fuss frei lässt, wo ich trotz der Novemberzeit noch eine reiche Vegetation von blühenden Pflanzen vorfand. Die beiden Höhen rechts und links des Durchstiches sind heute fast gleich hoch. Gewiss ist das Erdreich des Durchstichs zur Erhöhung der Wallkrone gebraucht, die jedoch, seitdem das Land in Beackerung genommen, durch das Pflügen in der Runde alljährlich um etwa einen viertel Fuss erniedrigt worden sein muss. Heute ist sie auf der Durchstichseite auf noch ungefähr 34 Fuss zu halten, weniger nach der anderen Seite, wo sich der Boden zur Spitze hin immer mehr verflacht. Früher soll sie um 10 Fuss höher gewesen sein. Von der Mitte des Walles hatte man bis zur Höhe heute immer noch 71 Schritte zu gehen.

Jene höchste Spitze, sowie auch das Ganze, wofür beim Volke sonst kein anderer Ausdruck existirte, wird die Kanzel genannt, polnisch Kenzel, gerade wie beim Burgwall von Paleschken. Nächst dem Abfalle der Krone zur Seeseite ist eine muldenförmige Vertiefung zu bemerken, im Volksmunde, wie sonst jede Vertiefung in flacher Gegend. Lêgde (von lêg, läg) genannt, wo namentlich das Korn jedesmal sich zu ungeheurer Kraft entfaltet, zumal der Boden, obschon am Ufer wenig sprinkig, auch ockerhaltig, überall grandig und bei geringer Tiefe stark kalkmergelhaltig ist. Daher finden sich in ihm, namentlich auf der Seite des Festlandes, viel Kalksteine, aber auch solche, die nur so aussehen (Feuerstein?), welche das Volk Wölfe nennt. Weil der Boden auch jetzt besät war, überdies wegen der nassen Witterung nur tiefe Eintritte in das lockere Erdreich zuliess, konnte vor den ängstlichen und argwöhnischen Augen des Besitzers kaum eine ergebnissreiche Begehung vorgenommen werden. Doch fanden wir vielfach Scherben auf der Oberfläche ausgepflügt liegen, von grauer, oberseits mehr röthlicher Farbe, jedoch ohne Ornamentik. Es soll später auf alles Ausgepflügte mehr geachtet werden, wie versprochen wurde. Namentlich auf der rechten (Norden) Seite der Lege wurde das sehr häufige Vorkommen von Kohle hervorgehoben und auch bestätigt. Diese entstammte von Eichenholz. Auf dieser Seite wird also auch der Kochplatz gewesen sein. Von hieraus werden sich auch die Steine oder Gebilde auf das Ganze hin verbreitet haben, welche durch ihr Aussehen fast den Anschein gaben, als rührten sie von einem Gemäuer her. Ich bringe aber ihren schlackengemässen Ueberzug oder ihren kalkartigen Menge-Gehalt mit dem Umstande der Verbrennung und der Verbindung mit Kalkmergel zusammen.

Dem Ende der Zunge gegenüber ist nach Aussage des Fischers mit 17 Klaftern die tiefste Stelle im See. Mehr nach rechts hin sollen viele Eichen von äusserst kernigem Holze im See liegen und wurde kürzlich eine herausgefischt, welche nur nach Viertheilung nach Hause gefahren werden konnte. Es wird also auch nur irgend ein Holzstamm gewesen sein, wo rechts von der Zunge vor Jahren Fischer mit ihrem Netze anhakten, wenn auch später daraus das Gerede entstand und weiter ging, es sei das eine Kanone gewesen, welche das Volk mit der Schwedenzeit in Verbindung brachte. Es sollen nehmlich der Sage nach im See von Gardschau bei einer Schlacht, die dort einst gewesen, so viele Schweden umgekommen sein, dass man hat hindurchgehen können, ohne nasse Füsse zu bekommen. Auch sollen in dem See von dieser Schlacht her viele Kanonen liegen, welche nach Aussage der Fischer bei klarem Wetter und Sonnenschein auf dem Grunde des Sees zu sehen sind. Auch Knochenfunde stellten wir vielfach fest, soweit meine Kenntniss reicht, von Thieren, namentlich um die „Legde" (d. h. Vertiefung) herum. Auf der Landseite des Bergrückens will der Besitzersohn vor wenig Jahren einen Todtenkopf ausgepflügt, sowie sein Bruder einen Ring gefunden haben, beides jetzt verschollen. Deuten Todtenkopf, sowie die fragliche Kanone und die scheinbar kalkincrustirten Steine auch fast mehr auf die Neuzeit hin, so giebt es für mich doch einen Umstand, der mich zwingt, das Ganze nicht etwa als Schwedenschanze anzusehen, obschon nicht ausgeschlossen erscheint, dass Schweden den vorgefundenen Burgwall benutzt und vielleicht fortificatorisch entsprechend bearbeitet haben, sondern als einen alten Burgwall anzusprechen, und das ist der Name der so nahen Ortschaft Gardschau, welcher, gleich Garczin im Kr. Berent, doch schon fast von selbst auf das Vorhandensein einer Gârd, einer Befestigung, hindeutet und jedenfalls längst vor der Schwedenzeit gewesen sein und gedeutet haben muss. Der Name ist wie eine alte Münze, da beide trotz

etwaiger Verstümmelungen immerhin feste Erinnerungen in weite Jahrhunderte hinaustragen.

Nachträglich finde ich jedoch, eigentlich meiner Annahme entgegen, in Dr. E. F. W. Schmitt (Prov. Westpreussen. Thorn 1879. II. Land und Leute. S. 150) das Folgende: Ein (ähnlicher) Ueberfall fand während des zweiten Schwedenkrieges (1655—60) bei dem Dorfe Gardschau statt, wo im Anfange 1657 der berühmte polnische Reitergeneral Czarnecki eine schwedische Heeresabtheilung niedermachte. Ein Theil der Schweden ertrank in dem am Dorfe befindlichen See, dessen Eis unter der Last der Bagage- und Munitionswagen brach. Es steckt also doch etwas hinter der Volksrede. Im dortigen Kirchenbuche soll noch vermerkt stehen, dass die Schweden beim Pfarrer in Gardschau nach einer guten Aufnahme beim Abgange schliesslich dessen Beine sehen wollten, weil ihnen gesagt war, die Geistlichen hätten Pferdefüsse.

A. Lissauer (Prähist. Denkm. d. Pr. W.-Pr. S. 97.) sagt bei Gardschau: südlich vom Dorfe in der Nähe der 1657 aufgeworfenen Schwedenschanze liegt eine Fundstelle von Urnen. Das würde sich wohl auf diese untersuchte Stelle beziehen.

(29) Eingegangene Schriften.

1. Beddoe, John, On the stature of the older races of England, as estimated from the long bones; London 1888; aus Journal Anthrop. Instit.; vom Verf.
2. Weber, Fr., Die Besiedelung des Alpengebietes zwischen Inn und Lech und des Innthales in vorgeschichtlicher Zeit; aus Beiträge zur Anthrop. und Urgesch. Bayerns, Bd. 8, 1888; vom Verf.
3. Proceedings of the trustees of the Newberry library to January 5, 1888; Chicago 1888; von d. N. l.
4. Conwentz, Bericht über die Verwaltung der Sammlungen des westpreuss. Provinzial-Museums für 1887; vom Verf.
5. Jacques, Victor, Sur la façon d'étudier une série de cranes d'après M. Topinard.
6. Derselbe und H. Siret, Compte rendu de la visite des collections préhistoriques de M. M. H. et L. Siret à Anvers.

   Nr. 5 und 6 aus Bull. de la Soc. d'anthrop. de Bruxelles T. VI, 1887—88; von den Verfassern.
7. Sergi, Giuseppe, Evoluzione Umana, Milano-Torino 1888; aus Rivista di filosofia scientifica, Serie 2, Anno VII, Vol. VII, 1888; vom Verf.
8. Derselbe, Antropologia fisica della Fuegia, Roma 1888; aus Bullet. della R. Accad. Medica di Roma, Anno XIV, 1887—88; vom Verf.

Sitzung vom 28. April 1888.

Vorsitzender Hr. W. Reiss.

(1) Hr. Bastian begrüsst die Gesellschaft, welche heute zum ersten Male ihre ordentliche Sitzung im Hörsaale des K. Museums für Völkerkunde abhält, mit folgender Ansprache:

Meine Herren! Am heutigen Abend, der uns in diesem Sitzungslocal vereinigte, kommen diejenigen Hoffnungen zur Erfüllung, die viele Jahre hindurch genährt und gepflegt waren, die oftmals zu scheitern drohten, welche indess mit vertrauensvollem Glauben festgehalten werden durften, in der Ueberzeugung, dass sie tief im Geschichtsverlauf unserer Gegenwart wurzelten, klar und deutlich durch die Zeitbedürfnisse verlangt, weshalb sie, diesen entsprechend, sich zu verwirklichen haben würden.

Und so ist es geschehen!

Noch weilen unter Ihnen Einige derer, die sich jenes Tages zu erinnern vermögen, als wir am 17. November 1869 in dem Bibliothekssaal der hiesigen Gesellschaft für Erdkunde zusammentraten, um diese, unsere Gesellschaft zu begründen, die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Das war fremdartig damaliger Zeit und mannichfach neu.

Die Anthropologie allerdings hatte sich seit Jahren bereits auf deutschem Boden heimisch befunden, aber das Uebrige klang, wie mit fremden Stimmen aus unbekannter Welt, fern von den Nachbarländern herüber. In Deutschland bestand damals weder ein Lehrstuhl für Anthropologie und Ethnologie, noch ein Museum, noch selbst eine Gesellschaft.

Dem letzteren Mangel abzuhelfen, war die erste Aufgabe die Begründung der anthropologischen Gesellschaft, der unsrigen hier, im Anschluss an die deutsche. Und an dem Stamm dieser Gesellschaft ist dann die Ethnologie emporgerankt, ist sie erstarkt und gediehen, mit fröhlich gedeihlichem Wachsthum, unter dem einflussreich durchgreifenden Vorsitze Dessen, den wir heute leider unter uns vermissen, aber bis zur nächsten Sitzung zurückerwarten können. In der erfolgreichen Thätigkeit der Gesellschaft, mit ihren wissenschaftlich arbeitenden Kraftwirkungen sind die Grundmauern dieses Gebäudes heraufgewunden, heraufgezwungen, aus dem Nichtsein in die Verwirklichung getreten.

Und so ziehen Sie ein in Ihren Bau, geöffnet Ihnen, geöffnet dem deutschen Volke seit den glückverheissenden Worten des Erlauchten Protectors der königlichen Museen, Se. Majestät, unseres allergnädigsten Kaisers, wie bei der Einweihung gesprochen (Ende des Jahres 1887).

Seitdem ist noch einige Zeit mit Berathungen vergangen, wie weder zum Verwundern noch zum Beklagen, denn: was lange währt, wird gut. Und die Aufgabe war eine schwierige, lösbar nur mit der hochgeneigten Förderung, die uns zugewendet war, seitens des Cultusministeriums sowohl, wie der Generalverwaltung, denn scheinbar Desparates und Antagonistisches sollten wir vereinigen. die freie Unabhängigkeit einer privaten Gesellschaft und die formelle Stabilität eines Staats-

instituts. So genügte es hier nicht, oberflächlich zusammenzuleimen, was bald wieder auseinanderzufallen hatte. Es galt ein Instrument zu schaffen, wo Alles richtig zusammengefügt sei, das Einzelne genau auf einander passend, um die Möglichkeit eines nutzbaren Zusammenarbeitens herzustellen. Solches Ziel vor Augen, haben unsere Freunde, die Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses, welche Sie mit Ihrer Vertretung beauftragt hatten, sich nicht verdriessen lassen, die Angelegenheit nach allen Gesichtspunkten hin in Ueberlegung und Erwägung zu ziehen, im reiflichsten Abwägen jedes Details, im Prüfen und Wiederprüfen, und schliesslich, wie wir jetzt glauben, wird die rechte Form gefunden sein, zum gemeinsamen Anbau unserer Forschungsfelder, des anthropologischen und ethnologischen, beide getragen von der vaterländischen Alterthumskunde in der prähistorischen Abtheilung des Museums.

Als günstiges Omen darf es begrüsst werden, dass bei dem Einzug in das Museum an der Spitze der Gesellschaft ein Mann steht, der innerhalb dieser Räume in der Reihe verdienstvollster Gönner und Förderer gefeiert wird. Möge, was unser Vorsitzender für die Sammlungen des Museums gethan hat, was er zu thun fortfährt, was er fernerhin thun wird, als Muster und Vorbild zur Nachfolge anregen, mögen aus Ihrem Kreise Viele hinzutreten für gemeinsame Mitarbeit, zur Hülfe und Stütze. Das Material liegt aufgehäuft vorhanden, die Ernte steht reif, nur fehlt es noch an den Schnittern. Für Meldungen deren Zahl zu vermehren, bleibt reiche Auswahl nach eines Jeden Fachstudium, oder wie er Lieblingsneigungen bevorzugt. Dass seitens der Verwaltung Alles geschehen wird, um in solcher Hinsicht ausgesprochenen Wünschen entgegenzukommen, bedarf keiner Bemerkung. Je lebhafter also Ihr Interesse sich bethätigen sollte, desto dankbarer wird es entgegengenommen werden. —

Der Vorsitzende spricht Namens der Gesellschaft dem Redner für seine freundlichen Worte und allen Denjenigen, welche an dem Zustandekommen des Einigungswerkes mitgeholfen haben, den verbindlichsten Dank aus, namentlich auch seiner Excellenz dem Hrn. Cultusminister Dr. v. Gossler, dem Generaldirector der K. Museen, Hrn. Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Schöne, sowie dem Herrn Geh. Med.-Rath Dr. R. Virchow.

(2) Hr. Bastian legt neue Erwerbungen des K. Mus. f. Völkerkunde vor.

Die hier ausgestellten steinernen Figuren liefern wieder eine schlagende Bestätigung für die Bedeutung, welche aus anschaulicher Beweisführung einzelnen Sammelstücken bereits innewohnen mag, in ihrer Tragweite auf Fragen hin, welche bisher nur theoretisch hatten behandelt werden können, indem der hier entgegentretende Eindruck centralamerikanischen Charakters sich mit der Thatsache auseinanderzusetzen haben wird, dass diese Funde aus British-Columbien stammen, und zwar aus einer abgelegenen Localität des Innern, welche zugleich wieder eine wichtige Ergänzung bietet zu dem von dem dortigen Küstenstriche im Museum befindlichen Sammlungsmaterial. Da von demselben Reisenden weitere Zusendungen in Erwartung stehen, wird sich Gelegenheit bieten, darauf zurückzukommen.

Ebenfalls unter Vorbehalt späterer Ausführung der anzuknüpfenden Weiterfolgungen will ich heute nur kurz eine andere Bereicherung werthvollster Art erwähnen, welche dem Museum durch gütige Vermittelung Herrn Robert Cust's in London seitens Hrn. Payne in Lagos zugegangen ist, nehmlich ein Geschenk der zu den symbolischen Schriftsubstituten gehörigen Aroko, die sich für die dortige Localität an die ersten Entdeckungsberichte über die damalige Halb-

cultur in Ardrah anschliessen, sowie als historische Reminiscenzen etwa an die scythischen Briefe (bei Herodot) oder an diejenigen Mittheilungsaushülfen, welche in Indochina z. B. angetroffen werden und sonst. Da der verdienstvolle Gönner des Museums zugleich eine ausführliche Erklärung zugefügt hat, nach dem einheimischen Idiom, dessen Kenntniss für die Lesung der Zeichen erfordert wird, gebührt ihm desto verbindlicherer Dank, der hiermit ausgesprochen wird, in Hoffnung auf Fortbewahrung solch schätzbarer Theilnahme.

(3) Die Gesellschaft hat wiederum den Tod eines ihrer correspondirenden Mitglieder zu beklagen; Hr. Dr. N. von Miklucho-Maclay in St. Petersburg, früher in Sydney, Australien, welcher unsere Publicationen wiederholt durch interessante Beiträge bereichert hat, ist verschieden.

Es starb ferner unser ordentliches Mitglied, der Kais. Generalconsul Dr. Ernst Bieber in Capstadt, und von Personen, welche zwar der Gesellschaft nicht angehörten, aber ihrer hervorragenden Stellung in den von uns gepflegten Wissenschaften wegen Erwähnung verdienen, zu New-York der amerikanische Alterthumsforscher Ephraim George Squier und zu Jungbunzlau, erst 33 Jahre alt, der Dr. phil. Anton Stecker, der Begleiter Rohlfs' auf dessen Reisen in Abessinien und Kufra.

(4) Als neue Mitglieder sind angemeldet
Hr. K. E. O. Fritsch, Architect in Berlin.
„ Dr. phil. F. Harck, Berlin.

(5) Der Vorsitzende theilt mit, dass Hr. Olshausen, seiner früher schon ausgesprochenen Absicht gemäss, das Amt als Schriftführer und Bibliothekar der Gesellschaft niederlegt, die Geschäfte aber bis zur demnächst erfolgenden Cooptation des Vorstandes fortführen wird.

(6) Der Hr. Cultusminister hat 50 in Plakatform gedruckte Exemplare kurzgefasster Regeln zur Conservirung von Alterthümern überschickt mit dem Ersuchen, solche vornehmlich an Privatsammler und Liebhaber verbreiten zu helfen. Die Regeln sind vom Director Dr. Voss zusammengestellt.

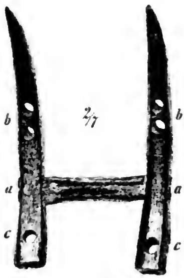
(7) Der Hr. Cultusminister hat ferner mit Erlass vom 6. April Abschrift eines von dem Regierungspräsidenten in Lüneburg eingereichten Verzeichnisses nebst Beschreibung des jetzigen Zustandes der im Kreise Bleckede vorhandenen vorchristlichen Denkmäler übersandt und stellt Maassregeln zum Schutz dieser Denkmäler in Aussicht. Desgleichen liess er unter dem 9. April dem Vorstande Abschrift der ihm von dem K. Regierungspräsidenten in Lüneburg unter dem 7. November vorigen Jahres und 28. Januar dieses Jahres erstatteten Berichte, betreffend den Ringwall bei Behringen im Kreise Soltau, zugehen mit dem Bemerken, dass die Generalverwaltung der hiesigen K. Museen veranlasst worden sei, Nachgrabungen in die Wege zu leiten, oder sonstige geeignete Vorschläge zu machen. Vergl. diese Verhandl. 1887, S. 720. Der Staat hat nehmlich das Recht erworben, Ausgrabungen daselbst vornehmen zu lassen und wird voraussichtlich den Ringwall selbst ankaufen.

(8) Der Vorsitzende überreicht als Geschenk des Hrn. John Kuipers 11 Photographien von Javanerinnen.

(9) Der Vorsitzende theilt folgenden an Hrn. R. Virchow gerichteten, von einer Photographie begleiteten Brief des Hrn. Dr. V. Gross, d. d. Neuveville, 4. April, mit, betreffend ein bei Corcelettes im Neuenburger See gefundenes

Pferdegebiss aus Hirschhorn und Knochen.

En faisant des fouilles dans la station de Corcelettes (époque du bronze) lac de Neuchâtel, le Dr. Brière d'Yverdon a découvert dernièrement une pièce très intéressante et unique jusqu'ici dans les trouvailles lacustres.



C'est un Mors de cheval, dont les montants sont en corne de cerf et la barre médiane en os.

Les montants, formés de bouts d'andouillers légèrement recourbés vers la pointe, ont 18 centim. de longueur et sont munis de plusieurs ouvertures rondes, les unes (*b*) pour y passer les rênes, les autres (*c*) pour le suspendre au harnais.

La pièce en os qui forme la barre n'a que 7 centimètres de long[1]) entre les montants et comme elle est creuse à l'intérieur on a solidifié son ajustement avec les montants, en y introduisant de chaque côté, de petits coins de corne de cerf (*a*) dont on aperçoit très distinctement les extrémités sur la photographie ci jointe.

Ce mors parait n'avoir pas beaucoup servi, car on remarque encore sur la corne les traces d'un travail récent et très peu d'usure de la barre médiane.

Ainsi serait donc confirmée l'opinion[2]) émise par moi précédemment à savoir que ces bouts d'andouillers, percés d'ouvertures et toujours trouvés par paires dans les stations de l'âge du bronze, avaient dû servir d'engins destinés à diriger la monture.



(10) Von Hrn. Prof. Ad. Erman, Director der orientalischen Abtheilung der K. Museen, ist dem Vorsitzenden nachstehende Mittheilung zugegangen über

das frühzeitige Auftreten von Eisen in Aegypten.

„Da Sie sich für „Eisen in Aegypten“ interessiren, so erlaube ich mir, Ihnen mitzutheilen, dass wir heute beim Durchsehen alter Inventare gefunden haben, dass ein grosser eiserner Schlüssel, den wir besitzen, aus einem Grabe der Zeit Ramses II. (ca. 1300 v. Chr.) stammt. Die Angabe ist unverdächtig und es liegt kein Grund vor, sie zu bezweifeln.“

Die Mittheilung hat Bezug auf die Verhandlung über denselben Gegenstand, welche sich an den Vortrag des Hrn. Dr. Montelius auf der anthropologischen Generalversammlung zu Nürnberg knüpfte; vgl. Correspondenzblatt d. Deutschen anthrop. Ges. 1887, S. 111 ff.[3]).

---

1) Un Mors (filet) en bronze, qui se trouve dans ma collection et qui est figurée: Pl. XXIV Fig. 20 des Protohelvètes ne mesure que 6 centim. entre les montants.

2) Protohelvètes p. 84; Corresp.-Blatt d. deutsch. anthr. Ges. 1877, S. 101.

3) Dr. Montelius selbst rückte übrigens schon in seinem Vortrage den Gebrauch

(11) Der Vorsitzende lenkt die Aufmerksamkeit auf eine interessante, von dem Verfasser als Geschenk eingegangene Publication des Hrn. Dr. A. Stübel: „Ueber altperuanische Gewebemuster".

(12) Der Vorsitzende erwähnt den durch die Zeitungen schon bekannt gewordenen Brief des Hrn. Virchow an Hrn. Woldt d. d. Alexandrien 15. April, wonach die Reise der Herren Virchow und Schliemann sehr erfolgreich verlaufen ist. Der Rückkehr des Hrn. Virchow können wir im Laufe der ersten Woche des Mai entgegensehen.

(13) Der Hr. Schatzmeister Ritter berichtet über den Erfolg der Erhöhung des Beitrags für die Mitgliedschaft der Gesellschaft von 15 auf 20 Mark. Obgleich eine Anzahl Mitglieder in Folge dieser Erhöhung ausgetreten sind, ist doch der finanzielle Effect ein günstiger gewesen, auch ist der Verlust an Mitgliedern zum Theil schon wieder durch Neueingetretene ausgeglichen.

(14) Hr. Woldt legt eine Kartenskizze der unter Führung des Dr. K. von den Steinen stattgefundenen zweiten Expedition zur Erforschung des Schingu in Brasilien vor. Ohne dem Bericht des Reisenden vorgreifen zu wollen, knüpft er hieran einige Mittheilungen über den wohlgelungenen Verlauf der Expedition, welche die Hypothese des Dr. v. d. Steinen, dass die Urheimath der Kariben im Quellgebiet des Schingu zu suchen sei, bestätigt habe.

Der Vorsitzende bemerkt, dass Hr. Dr. von den Steinen und sein Begleiter, Hr. Dr. Ehrenreich, im Laufe des Monats Mai zurückerwartet würden.

(15) Hr. Nehring spricht über

das sogenannte Torfschwein (Sus palustris Rütimeyer).

Ein wesentlicher Aufschwung der Forschungen über die Beschaffenheit der prähistorischen Hausthiere, sowie über die Abstammung derselben ist bekanntlich durch Rütimeyer's Publicationen über die Fauna der Pfahlbauten herbeigeführt worden. An diese haben sich zahlreiche andere Publicationen ähnlichen Inhalts angeschlossen. Ein Hauptrolle in denselben spielt das sogen. Torfschwein; fast überall, wo man an prähistorischen Fundstätten Europas Hausthierreste fand, wurden auch Reste von kleinen Schweinen beobachtet und nach dem Vorgange Rütimeyer's als S. palustris oder auch als S. scrofa palustris bezeichnet.

Rütimeyer's Ansichten über das Torfschwein haben seit seinen ersten Publicationen einigermaassen gewechselt. Anfangs hielt er dasselbe für eine selbständige, wilde Art, welche neben dem gemeinen europäischen Wildschwein (Sus scrofa ferus) die Schweiz bewohnt haben sollte[1]). Später betrachtete er unter dem

des Eisens in Aegypten noch höher, bis etwa 1500 vor Chr., hinauf. Die Form des Schlüssels ist aus der obenstehenden Abbildung ersichtlich, welche ich der Güte des Hrn. Schäfer verdanke; sie entspricht vollkommen der des Schlüssels bei Leemans, aegyptische Monumenten van het nederlandsche Museum van oudheden te Leyden, Leyden 1846, Afd. II, Taf. LXXIX Fig. 591, ebenfalls mit 4 Bartzinken (ohne Angabe der Provenienz und des Alters). Bei Leemans sind indess keine Ornamente sichtbar. Dreizinkig ist der Schlüssel Fig. 592 ebenda. Olshausen.

1) Rütimeyer, Untersuchungen der Thierreste aus den Pfahlbauten der Schweiz, Zürich 1860, und die Fauna der Pfahlbauten der Schweiz, Basel 1861.

Einflusse der Nathusius'schen Forschungen das Torfschwein als ein zahmes Thier, und zwar als ein Kreuzungsproduct von indischem und europäischem Hausschwein (S. indicus × S. scrofa domest.), doch mit stärkerem Antheil des letzteren [1]). Zuletzt hat Rütimeyer das Torfschwein in sehr nahe Beziehungen zu dem sog. indischen, in Ostasien weit verbreiteten Hausschweine (S. indicus), resp. zu dessen wilder Stammart Sus vittatus gebracht, also den Antheil asiatischer Abstammung als besonders wesentlich betont [2]).

Schütz und R. Hartmann bringen das Torfschwein in Zusammenhang mit dem Sennaarschwein und deuten an, dass Afrika wahrscheinlich seine eigentliche Heimath sei [3]). Strobel sieht in ihm eine selbständige europäische Art, welche schon in der Pleistocän-Zeit existirt haben und auf europäischem Boden gezähmt sein soll [4]). Steenstrup und im Anschluss an ihn Rolleston wollen in dem Torfschwein lediglich das Weibchen von S. scrofa ferus sehen [5]).

Nach meiner Ansicht muss man, um ein richtiges Urtheil über das sog. Torfschwein zu gewinnen, vor Allem die Variationsgrenzen des gemeinen europäischen Wildschweins (S. scrofa ferus) und ferner die Wirkungen einer mehr oder weniger fortgeschrittenen Domesticirung auf dasselbe beobachten und feststellen. Dieses ist, wie mir scheint, von den früheren Autoren nicht ausreichend geschehen, und zwar hauptsächlich aus Mangel an Material.

Das aussergewöhnlich reiche Material an Schweine-Schädeln und -Skeletten, welches ich in der mir unterstellten Sammlung [6]) theils vorgefunden, theils selbst während der letzten Jahre zusammengebracht habe, beweist mit voller Klarheit, dass unser gemeines europäisches Wildschwein nach Grösse und Form viel variabler ist, als man gewönlich annimmt, und dass es unter gewissen Verhältnissen dem sog. Torfschwein so ähnlich werden kann, dass man keinen wesentlichen Unterschied mehr wahrnimmt. Solche Verhältnisse sind: Beschränkung der vollen Freiheit durch Eingatterung, Inzucht, knappe Nahrung, kaltes, rauhes Klima.

Unser Wildschwein ist sehr empfindlich in dieser Beziehung. Schon in der freien Wildbahn kommen nicht selten sogenannte „Kümmerer“ vor, welche sich durch auffallende Kleinheit von den normalen Exemplaren unterscheiden: es sind das meistens solche Individuen, welche einem Herbstwurfe entstammen [7]). Die gewöhnliche Wurfzeit unseres Wildschweins fällt bekanntlich in den März und den Anfang des April; doch werfen manche Sauen auch im Herbst. Die einem solchen Wurfe entstammenden Frischlinge gehen während des Winters, wenn er einigermaassen kalt und schneereich ist, meist zu Grunde, oder sie entwickeln sich, falls sie durchkommen, häufig als Kümmerer.

Noch häufiger und regelmässiger findet man eine deutliche Verkümmerung der Wildschweine in sog. Sauparks. Alle Beobachter sind darüber einig, dass

---

1) Neue Beiträge z. Kenntniss d. Torfschweins, Basel 1865.

2) Einige weitere Beiträge über das zahme Schwein u. d. Hausrind, Basel 1878.

3) Schütz, Zur Kenntniss des Torfschweins, Berlin 1868. R. Hartmann, Darwinismus und Thierproduction, München 1876, S. 190 f.

4) Strobel, Il teschio del porco delle Mariere, etc. Milano 1882.

5) Rolleston, On the domestic pig of prehistoric times in Britain etc. (Transact. Linn. Soc. London 1877). Vergl. Nathusius, „Vorstudien“, S. 146.

6) Zoolog. Samml. d. Kgl. landwirthschaftl. Hochschule in Berlin.

7) Zuweilen sind es auch solche Exemplare, die durch ihre kräftigeren Geschwister im Genuss der Muttermilch verkürzt wurden; längeres Kranksein im Jugendalter kann ebenfalls zur Verkümmerung führen. Vergl. meine Angaben in den „Landwirthschaftl. Jahrbüchern“, 1888, S. 57 f., 67 f., sowie Fig. 14 und 15.

die Eingatterung eines kleineren Schwarzwild-Reviers binnen weniger Generationen eine auffallende Verkleinerung, sowie auch manche Abänderungen in dem ganzen Körperbau und Habitus bei den betreffenden Wildschweinen herbeiführt, falls man nicht durch häufige Zuführung frischen Blutes und durch reichliche Fütterung der drohenden Degenerirung und Verkümmerung bei Zeiten entgegenwirkt. Je kleiner das eingeschlossene Revier ist, desto ungünstiger liegt die Sache[1]).

In der kürzlich erschienenen Monographie von Krichler (Das Schwarzwild, Trier 1887) findet man S. 94 ff. sehr interessante Angaben über die Verkümmerung der Wildschweine in Sauparks, und auf Taf. I sieht man die Producte solcher Verkümmerung photolithographisch dargestellt. Ich selbst kenne aus eigener Anschauung die Insassen verschiedener Sauparks, habe auch durch die betreffenden Besitzer oder leitenden Forstbeamten nähere Mittheilungen über dieselben erhalten und mir eine Anzahl Schädel von verkümmerten Parkschweinen verschafft. Danach lässt sich constatiren, dass unser europäisches Wildschwein, wenn es in Sauparks oder sonstigen engeren Umzäunungen, also in halber Gefangenschaft, gezüchtet wird, binnen weniger Generationen von seiner ursprünglichen Grösse viel einzubüssen und mancherlei Abänderungen in dem ganzen Habitus des Körperbaus zu erleiden pflegt. Wenngleich diese Abänderungen bei den einzelnen Zuchten solcher halbzahmer Wildschweine nicht immer in gleicher Richtung stattfinden[2]), so sind sie doch meistens derartig, dass eine Aehnlichkeit mit dem sog. Torfschwein herauskommt: Der Kopf ist oft auffallend zugespitzt, das Auge relativ gross, der Rumpf flachrippig, die Beine hoch und dürr, gerade so, wie Schütz das Torfschwein nach den von ihm untersuchten Knochenresten beschreibt[3]).

Am Schädel der „Parksauen" findet man den Incisivtheil meistens verkürzt und verschmälert, den entsprechenden Theil des Unterkiefers ebenso, die Hauer häufig nur schwach entwickelt, die Praemolaren relativ zierlich, die Molaren 1 und 2 relativ gross, Molaris 3 oft entsprechend gross, oft aber auch verkürzt, die Höckerbildung der Backenzähne meist sehr einfach, dabei in manchen Parks (z. B. in dem von Heimburg am Harz) mit auffallend dicker Emailschicht[4]), die Augenhöhle relativ gross, weil das Auge die Verkleinerung des ganzen Körpers nicht so schnell mitmacht, das Thränenbein nicht selten verkürzt und erhöht.

Die Form des Thränenbeins kann auch die ursprüngliche, schmale und niedrige, bleiben (natürlich in verkleinertem Maassstabe), wenn der Schädel im Grossen und Ganzen die schlanke, gestreckte Gestalt beibehält, welche bei dem normalen, völlig frei lebenden Wildschweine gefunden wird; dagegen pflegt es sich zu verkürzen und zu erhöhen, wenn der ganze Schädel sich verkürzt und zugleich im

1) Sehr ungünstig pflegen die Zuchtresultate in zoologischen Gärten zu sein, wo die Einschliessung eine engere als im Saupark ist, und wo bei der Fortpflanzung meistens nicht nur Inzucht, sondern auch Incestzucht vorkommt.

2) Vergl. Krichler, a. a. O.

3) Die vernachlässigten, knapp genährten, meist durch Inzucht fortgepflanzten Hausschweine der heutigen Naturvölker zeigen mehr oder weniger diesen Typus; daher die Aehnlichkeit des Torfschweins mit dem Sennaar-Schwein, mit dem Schwein von Neu-Irland u. s. w. Ueber die nachtheiligen Folgen der Inzucht siehe Rohde, die Schweinezucht, 3. Auflage, Berlin 1883, S. 124.

4) Die Höckerbildung und die Dicke der Emailschicht an den Molaren mehrerer, mir vorliegender Schädel aus dem Heimburger Saupark verhalten sich genau so wie bei den von Rütimeyer abgebildeten Torfschweinen aus den Pfahlbauten der Schweiz. Auch die Grösse ist dieselbe.

hinteren Theile erhöht, was bei manchen halbzahmen Wildschweinen vorkommt[1]), ebenso wie bei den im Stall gehaltenen Hausschweinen.

Alle jene Schädelcharaktere finden sich bei dem sog. Torfschwein wieder, wie ich nicht nur nach Abbildungen und Beschreibungen, sondern auch nach directen Vergleichungen von wohlerhaltenen, in unserer Sammlung befindlichen Resten aus den Pfahlbauten von Robenhausen, sowie aus norddeutschen Pfahlbauten behaupten kann. In Folge dessen bin ich zu der Ansicht gekommen, dass wir das sog. Torfschwein nicht als eine besondere Species, sondern als einen durch primitive Domesticirung verkümmerten Abkömmling des gemeinen europäischen Wildschweins[2]) anzusehen haben.

Nach Strobel soll freilich Reboux in dem Pleistocän bei Paris Reste des Torfschweins gefunden haben[3]); auch Woldrich erwähnt einige, angeblich echt diluviale Reste eines kleinen Wildschweins[4]). Ich selbst habe bei meinen eigenen Ausgrabungen in dem Diluvium von Thiede, Westeregeln, Oberfranken, am Rhein u. s. w. niemals den geringsten Rest eines Sus gefunden[5]); ich kenne Sus-Reste nur aus praeglacialen und aus altalluvialen Ablagerungen. Hinsichtlich der oben erwähnten Funde, deren diluviales Alter ich nicht anzweifeln will, wäre vorerst, ehe man ihnen eine wesentliche Bedeutung beilegen darf, noch nachzuweisen, ob sie nicht von Kümmerern des gemeinen Wildschweins herrühren können. Dass solche auch in freier Natur vorkommen, steht fest, und es ist mir sehr wahrscheinlich, dass die etwa vorhanden gewesenen diluvialen Wildschweine Mitteleuropas durch das rauhe Klima der Glacialzeit stark gelitten haben und oft verkümmert sein werden[6]).

Zur näheren Begründung obiger Bemerkungen über das Torfschwein und sein Verhältniss zum europäischen Wildschweine theile ich in der nachstehenden Tabelle aus der grossen Zahl meiner Messungen eine kleine Zusammenstellung mit den Angaben Rütimeyer's und Studer's über das sog. Torfschwein mit[7]). Ich bemerke zu den ersten 6 Rubriken noch Folgendes:

Nr. 1. Schädel eines grossen russischen, etwa 3—4 Jahre alten Keilers. Grösster recenter Schädel von S. scrofa ferus ♂ in unserer Sammlung. Nr. 1724.

Nr. 2. Schädel eines erwachsenen, 3—4 jährigen, weiblichen Wildschweins aus der Provinz Brandenburg. Durchschnittsgrösse. Nr. 503 unserer Sammlung.

Nr. 3. Schädel eines 2—3 jährigen Keilers aus einem Saupark des Grossherzogthums Hessen. Eigenthum des Hrn. Forstinspectors Joseph in Eberstadt bei Darmstadt, welcher ihn mir freundlichst geliehen hat.

Nr. 4. Schädel eines stark verkümmerten, etwa 3 jährigen Keilers aus der Matuschka'schen Sammlung. Nr. 519 unserer Sammlung.

1) So z. B. an den Schädeln mehrerer Wildschweine, welche im hiesigen zoologischen Garten gezüchtet und aufgewachsen sind.

2) In Südeuropa hie und da gekreuzt mit dem Blute asiatischer Schweine.

3) Strobel, a. a. O. p. 3, Note 1.

4) Woldrich, Diluviale europ.-nordasiat. Säugethierfauna, Petersburg 1887, S. 101.

5) Vergl. meine Uebersicht über 24 mitteleurop. Quartär-Faunen in der Zeitschr. der Deutschen geolog. Gesellsch. 1880, S. 471, 473, 475, 481, 482, 499.

6) Bekanntlich leiden die Wildschweine ganz besonders durch anhaltenden Frost; sie können in dem festgefrorenen Boden nicht wühlen und sind somit in der Aufsuchung ihrer Nahrung sehr behindert. Deshalb giebt es in den arktischen Gegenden keine Wildschweine.

7) Vergl. auch meine bezüglichen Angaben in d. Sitzungsb. d. Ges. naturf. Fr., Berlin 1888, S. 12—16.

Nr. 5. Schädel einer sehr alten Bache, welche in dem hiesigen zoologischen Garten aufgewachsen ist. Nr. 3906 unserer Sammlung.

Nr. 6. Schädel eines etwa 3 jährigen zwerghaften weiblichen Schweines aus einem Pfahlbau des Torfmoores von Tribsees in Vorpommern. Original der von mir aufgestellten Rasse: Sus scrofa nanus. (Vergl. Sitzungsber. d. Ges. naturf. Freunde zu Berlin, 1884, S. 7—14.) Nr. 3336 unserer Sammlung.

Die Studer'schen Messungen sind entnommen aus der Abhandlung des genannten Autors über „die Thierwelt in den Pfahlbauten des Bielersees", Bern 1883.

Messungen von Schweineschädeln in Millimetern	Sus scrofa ferus					Sus scrofa nanus Nehring. 3 jähr.	Torfschwein		
	Unverkümmert	Verkümmert					nach Rütimeyer		nach Studer
	3—4 jährig	3—4 jährig	etwa 3 jährig	etwa 3 jährig	sehr alt!			alt	
	♂ 1.	♀ 2	♂ 3.	♂ 4.	♀ 5.	♀ 6.	♂	♀	♂
1. Basilarlänge des Schädels vom Foramen magnum bis zur Spitze der Intermaxillaria . .	393	324	290	250	292	ca. 250	—	268	jung! 255
2. Profillänge des Schädels von letzterem Punkte bis z. Mitte des Occipitalkammes	466	363	339	275	320	ca. 270	—	310	275?
3. Länge des Schädels v. For. magnum bis Hinterrand einer der Eckzahn-Alveolen . . .	278	242	206	185	216	188	—	—	—
4. Länge eines der Intermaxillaria am Alveolarrande gemessen (Os incisivum)	86	67	62	52	60	—	55—63	50—55	—
5. Breite des Schädels an den Jochbogen	172	132	129	122	122	120	—	122—133	125
6. Stirnbreite zwischen den Spitzen der Postorbital-Fortsätze	132	99	99	84	94	84	—	94—99	83
7. Breite des Schnauzentheils über d. äusseren Alveolarrande des 2 Lückzahns (p 3 Hensel)	70	49	47	45	46,5	41,5	—	51	—
8. Höhe des Lacrymale am Orbitalrande.	27	20,5	20	18,5	?	17,5	Geschlecht? 20	19	22
9. Höhe des Lacrymale an der Vorderecke der unteren Naht	28	25	26	21	30	18,5	?	?	—
10. Länge des Lacrymale bis zur Vorderecke der unteren Naht (also am Unterrande) . . .	48	37,5	31	23	29	27	30	29	20
11. Länge des Lacrymale an der oberen Naht.	75	61	45	44	54	52	40	51	39
12. Länge der ganzen ob. Backenzahnreihe	136	120	115	100	112	103	116—120?		?
13. Länge der 3 ob. Molaren . .	85	72	73	61	65	64	65—77		?
14. Länge des letzten ob. Molars (m 3)	40	32	34	26,5	34	32	30—40		?
15. Durchmesser der ob. Canin-Alveole	34	16	22	19	16	15	17—22	16—21	15
16. Länge des Unterkiefers v. d. Spitze des Symphysentheils bis Hinterrand des Angulus, in der Höhe der Alveolen gemessen	332	280	250	207	245	—	240?	245—250	alt! 255
17. Höhe des Unterkiefer-Astes unter der Mitte von m 3 . .	58	38	35	32	38	—	38	38—42	—
18. Länge der unt. Backenzahnreihe (ohne p 4 Hensel) . .	126	114	111	98	107	—	105	100—103	103

Messungen von Schweineschädeln in Millimetern	Sus scrofa ferus					Sus scrofa nanus Nehring. 3 jähr.	Torfschwein		
	Unverkümmert		Verkümmert				nach Rütimeyer		nach Studer
	3–4 jährig	3–4 jährig	etwa 3 jährig	etwa 3 jährig	sehr alt!			alt	
	♂ 1.	♀ 2.	♂ 3.	♂ 4.	♀ 5.	♀ 6.	♂	♀	♂
19. Länge der 3 unteren Molaren	84	r. 76 l. 73	72	65	70	—	68	65—74	68
20. Länge des letzten unt. Molars (m 3)	40	r. 37 l. 35	33	28	36	—	31	31—37	35
21. Grösster (schräger) Durchmesser der unteren Canin-Alveole	29,5	17	19	16	14	—	16—17	10—15	13
22. Länge der Unterkiefer-Symphyse	115	90	75	56	77	—	70—79	62—75	72
23. Grösste Breite des Symphysen-Theils	82	50	49,5	44	49	—	45—53	44—53	—

Im Uebrigen will ich nicht bestreiten, dass in den Mittelmeerländern und in in der Schweiz während der Bronzezeit, oder auch schon früher manche Importirungen asiatischer Hausschweine und Kreuzungen mit den Nachkommen des europäischen Wildschweins stattgefunden haben mögen. Bei den aus norddeutschen Fundstätten stammenden sog. Torfschwein-Resten, welche mir vorliegen, habe ich sichere Spuren solcher Kreuzungen nicht beobachtet; dieselben sehen aus, wie die entsprechenden Skelettheile von verkümmerten, knapp genährten, halbgezähmten Wildschweinen.

Nach meiner Ansicht werden die verkümmernden Wirkungen der primitiven Domesticirung, von denen uns die Zuchtresultate der zoologischen Gärten, sowie auch die urwüchsige Thierzucht der heutigen Naturvölker eine Vorstellung geben können, bei den Forschungen über die Abstammung der prähistorischen Hausthierrassen im Allgemeinen viel zu wenig berücksichtigt. Nicht nur bei dem Torfschwein, sondern auch bei der Torfkuh und den übrigen Hausthieren der Pfahlbauten müssen dieselben mehr als bisher in Rechnung gezogen werden. Die meisten Hausthiere der Pfahlbauten erscheinen mir im Vergleich sowohl mit ihren wilden Stammarten, als auch mit den wohlgepflegten, hochgezogenen Rassen der modernen Thierzucht als Verkümmerungsformen.

Die Formverhältnisse des Schädels und der übrigen Skelettheile werden bei den Säugethieren mehr, als man gewöhnlich glaubt, durch die Lebensverhältnisse, unter welchen die Thiere aufwachsen, beeinflusst. Dieses gilt ganz besonders von den Schweinen; bei ihnen kann man oft innerhalb derselben Rasse, ja sogar innerhalb desselben Wurfes, deutliche Unterschiede in der Schädelform wahrnehmen, wenn die betreffenden Individuen unter wesentlich verschiedenen Verhältnissen aufwachsen.

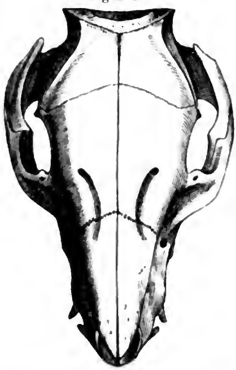
Nachdem Hr. v. Nathusius früher bereits gezeigt hat, dass die Schädel zweier weiblicher Berkshire-Schweine eines und desselben Wurfes sich in Folge verschiedener Ernährungsverhältnisse verschieden entwickelten[1]), habe ich dieses Thema

1) Nathusius, „Vorstudien", S. 90 ff. Die betreffenden beiden Schädel befinden sich in der mir unterstellten Sammlung.

kürzlich mehrfach besprochen, namentlich auch in meiner vor wenigen Monaten erschienenen Arbeit über „die Gebissentwicklung der Schweine, insbesondere über Verfrühungen und Verspätungen derselben, nebst Bemerkungen über die Schädelform frühreifer und spätreifer Schweine", Berlin 1888, P. Parey (Sep.-Abdr. aus d. „Landwirthsch. Jahrb." 1888), S. 38—43.

Indem ich auf diese Arbeit, sowie auch auf den Sitzungsbericht der naturf. Freunde zu Berlin vom 21. Febr. 1888 verweise, hebe ich hier nur hervor, dass zahlreiche Schweineschädel der mir unterstellten Sammlung zeigen, dass zwischen wohlgenährten, gesund heranwachsenden und schlechtgenährten, verkümmerten, resp. durch andauernde Kränklichkeit im Jugendalter zurückgehaltenen Individuen oft sehr wesentliche Unterschiede in der Schädelform sich herausbilden.

Figur 1.



Schädel eines gesunden, wohlgepflegten, 2 Monate alten Ferkels englischer Rasse. 1/2 nat. Grösse.

Figur 2.



Schädel eines verkümmerten, an Tuberculose gestorbenen, 3 Monate alten Ferkels englischer Rasse. 1/2 nat. Grösse.

Als Beispiele mögen die vorstehend dargestellten Schädel dienen, deren Holzschnitte ich hier aus den „Landwirthschaftl. Jahrbüchern" mit gütiger Erlaubniss des Herrn Verlegers wiederhole.

(16) Hr. Fritsch macht die folgenden

Bemerkungen zur anthropologischen Haaruntersuchung.

Es dürfte noch in guter Erinnerung bei den Mitgliedern der Gesellschaft geblieben sein, als die Commission zur wissenschaftlichen Untersuchung des Haarwuchses ihre Bestimmungen zu treffen hatte und darüber gelegentlich auch vor diesem Kreise berichtet wurde. Ich muss dankbar anerkennen, dass von dem wissenschaftlichen Publikum unseren Arbeiten auf diesem Gebiet stets ein reges Interesse entgegen gebracht wurde; die Haarfrage beschäftigt Jeden in dem einen oder anderen Sinne, wir beruhigen uns nicht, zu wissen, dass unsere Haare auf dem Haupte alle gezählt sind, wir wollen die Zahl selbst kennen und noch so

manches Andere über Wuchs und Beschaffenheit des Haares, was zum Theil bis auf den heutigen Tag in tiefes Dunkel gehüllt ist.

Damals gab die Anwesenheit der verschiedenen Gruppen wilder Völker in Berlin, besonders die Zulu-Gesellschaft, gute Gelegenheit zu vergleichender Haaruntersuchung; seitdem sind andere solche Fremdlinge hier gewesen und boten Gelegenheit, das Material zu erweitern, die Vergleichungen sicherer zu begründen, wenn auch noch manche Lücke auszufüllen ist. Auch aus dem Schoosse der Gesellschaft selbst ging mir schätzbares Material zu, wofür ich an dieser Stelle meinen besten Dank aussprechen möchte.

Wichtig war mir unter den fremden, hier in Berlin erschienenen Völkerschaften zumal die Buschmanntruppe, weil gerade das Haar der Buschmänner in der Anthropologie eine so sehr hervorragende Rolle spielt und zu mannichfachen wissenschaftlichen Erörterungen Veranlassung gegeben hat. Bei dieser Gelegenheit möchte ich im Anschluss an die Untersuchung der Buschmannhaare mit ein paar Worten auf eine gewisse Meinungsverschiedenheit zurückkommen, welche ich seiner Zeit mit Hrn. Virchow hatte. Da meine Ueberzeugung dahin geht, dass diese Meinungsverschiedenheit im Wesentlichen nur einen formalen Charakter trägt, erscheint es mir nur nöthig, dieselbe scharf genug zu umgrenzen, um sie damit gleichzeitig zu beseitigen.

Ich gebe unserem hochverehrten stellvertretenden Vorsitzenden bereitwilligst zu, das Publikum wird die sonderbare Bewachsung des Hauptes bei Hottentotten, Buschmännern und Negern nach dem Aussehen stets als „Wolle" bezeichnen; es schien mir nur für die streng wissenschaftliche Unterscheidung ungeeignet, diesen Namen beizubehalten, da die für Wolle von den Sachverständigen gegebene Definition darauf nicht passt. Im Sinne dieser Autoren ist wirkliche Wolle „stapelbildendes Unterhaar"; das Haar oben genannter Völker zeigt keine Spur von Stapel, und lässt sich beim Menschen überhaupt Oberhaar und Unterhaar nicht auseinander halten. Ein Thier, wo das Verhältniss von Oberhaar (Contourhaar) und Unterhaar recht deutlich sichtbar wird, ist z. B. der Biber, dessen Pelzwerk sowohl vollständig mit beiderlei Haaren im Handel erscheint, als auch nach Entfernung des Oberhaares als sogenannter „gerupfter Biber", wo es ein durchaus abweichendes Aussehen erhalten hat.

In letzterer Form entspricht das Pelzwerk dem Vliess des Wollschaafes, bei welchem Thier durch die künstliche Züchtung Rassen entstanden sind, die überhaupt nur noch Unterhaar (Wollhaar) entwickeln, während dass Oberhaar fast vollständig verloren gegangen ist. Werden Schafe zur Mast gezüchtet, leben sie unter rauhen klimatischen Verhältnissen und findet keine künstliche Zuchtwahl mehr statt, so erscheint neben dem Wollhaar das Contourhaar wieder. Die Schafe zeigen dann ausser der tiefer sitzenden Wolle auch straffe Haare, die sich besonders an den Extremitäten deutlich zu entwickeln pflegen. Manche andere sogenannte „Wollen" der Thiere, wie z. B. Pudelwolle, ist nach ihrem Wuchs sehr feines, dicht gelocktes Oberhaar ohne Stapel, wie aus den vorgelegten Präparaten zu ersehen sein dürfte.

Entfernt man grössere Partien des dicht verfilzten, aus eng gedrehten Spiralen der einzelnen Haare gebildeten „Vliesses" vom Kopf eines Buschmannes und lässt dasselbe ohne Benutzung des Gesichtes von unbefangenen Untersuchern betasten, wie ich dies an der vorliegenden Probe habe ausführen lassen, so bezeichnete sie nach dem Gefühl allein bisher Niemand als „Wolle", wohl aber als Moos, Franzen eines groben Gewebes u. s. w. So ergiebt sich meines

Erachtens die Misslichkeit, auf das Ansehen allein gegründete volksthümliche Bezeichnungen in wissenschaftliche Unterscheidungen aufzunehmen.

Es liegen noch einige andere Präparate thierischer Haare vor, welche mir zur Vergleichung von Interesse schienen, wie die so sehr feinen Haare der Fledermaus mit gezacktem Oberhäutchen und des Maulwurfes. Letzteres Haar ist besonders merkwürdig, da es sich sehr „wollig“ anfühlt, obwohl es dem Bau der einzelnen Haare nach (gerade, oben zugespitzte Haare mit breiter Marksubstanz) als Oberhaar anzusprechen ist. Hier ist thatsächlich auch etwas dem Stapel Aehnliches vorhanden, indem die platten Haare mit einer solchen Regelmässigkeit um ihre Längsaxe torquirt sind, dass sich die Nachbarn wie bei echter Wolle aneinanderlegen und beim Darüberstreifen gruppenweise hin und her bewegt werden; dadurch entsteht der eigenthümliche Schimmer auf dem Maulwurfshaar.

Bei dem Bestreben, vergleichbare Proben menschlichen Haares in handlicher Anordnung vorzuführen, machte sich auch nach Beendigung der Commissionsarbeiten noch eine Lücke geltend, welche ich mich seitdem bemühte auszufüllen. Es fragte sich nehmlich, wie man langes, schlichtes Haar zur Vergleichung vorlegen sollte? Ich glaube einen bequemen Weg dazu gefunden zu haben, indem ich das einzelne Haar, nachdem die Länge desselben gemessen war, um einen Cylinder (Glasröhrchen) von 1 *cm* Durchmesser so aufwickelte, dass ich es von demselben nachher abstreifen konnte. Es wird also ein Haarring gebildet, der ohne Schwierigkeit so anzuordnen ist, dass Anfang und Ende des Haares sichtbar bleibt; ein derartig aufgerolltes Haar lässt sich nun als Präparat in Balsam eindecken, wie andere Haarproben.

Die als Beispiel vorgelegte Probe stammt von dem prächtigen, tief schwarzen Haar unserer hochverehrten Anthropologin Fr. von Kaufmann, welche die grosse Güte hatte, eine Locke desselben auf den Altar der Wissenschaft niederzulegen.

Ein in dieser Weise angeordnetes einzelnes Haar erlaubt ein Urtheil über die Dickenverhältnisse vom Anfang bis zum Ende, es giebt eine Vorstellung von der Massigkeit, sowie von der Farbe ganzer Haarpartien, da die einzelnen Ringe dicht an einander schliessen und gestattet an den heraustretenden Enden die mikroskopische Untersuchung. Im vorliegenden Falle war es mir besonders interessant zu sehen, dass selbst Haar, welches auf dem Haupte des Lebenden durch den lebhaften Glanz fast blauschwarz erscheint, in der Probe gegen dunklen Hintergrund betrachtet, doch einen bräunlichen Ton erkennen lässt.

Es ergiebt sich, dass in der angegebenen Weise hergerichtete Haarproben gerade zur Vergleichung der Pigmentirung besonders geeignet sind und es ermöglichen, sehr feine Unterscheidungen zu machen, wenn man die Unterlage in zweckentsprechender Weise wechselt. In Fällen, wo eine grössere Anzahl für das Aufrollen schon etwas kurzer Haare vorliegen, empfiehlt es sich, die Präparation in der Weise vorzunehmen, dass man von einem Strähn der Probe das obere und untere Ende in entsprechender Länge abschneidet und beide nebeneinander im Präparat vereinigt.

Bei solcher Anordnung der Haarenden wird auch ersichtlich, wie die Färbung gelegentlich im Verlauf jedes einzelnen Haares wechselt.

Die Frage nach der Entstehung der Pigmentirung in den Oberhautgebilden ist auch für die Anthropologie eine hochwichtige und kann trotz mancher neuen interessanten Entdeckungen in diesem Gebiet noch bis auf den heutigen Tag nicht genügend beantwortet werden; es ist daher wohl angezeigt, die Aufmerksamkeit in erhöhtem Maasse darauf zu richten.

Ganz allgemein bekannt ist, dass die Haarfarbe bei den einzelnen Individuen

nach dem Alter wechselt. Die Veränderung vollzieht sich allmählich, von der Wurzel des Haares beginnend, und man sieht daher im kindlichen Alter während des Farbenwechsels die beiden Enden der Haare verschieden gefärbt. Als Beispiel möge eine vorliegende Probe dienen, der Skalplocke eines Töchterchens von unserem verehrten Mitgliede Hrn. Woldt entnommen, die derselbe die Güte hatte, mir zuzustellen; hier sieht man im Präparat sehr deutlich, wie die goldblonde Färbung der Haarenden gegen die Wurzel zu von einer mehr aschblonden verdrängt wird. Die Veränderung hat sich etwa im zweiten bis vierten Lebensjahr des Kindes vollzogen.

Noch auffallender ist die Haarfarbe der jugendlichen Botokuden, von denen Hr. Dr. Ehrenreich gelegentlich seiner wichtigen Entdeckungsreisen im südlichen Amerika Proben mitgebracht hat. Das Haar der Eingeborenen dieses Continentes zeichnet sich im Allgemeinen durch seine sehr dunkle Farbe, meist auch durch Stärke und Straffheit aus; es ist nun höchst auffallend, dass noch bei neunjährigen Knaben die Pigmententwickelung wenig vorgeschritten ist. Die Probe, welche auch Ungleichheit der Pigmentirung an beiden Enden des Haares erkennen lässt, ist derartig hell, dass der betreffende Knabe nach diesem Merkmal unzweifelhaft dem blonden Typus zugeordnet werden müsste und zwar dem rothblonden. In späteren Lebensjahren haben sich die Haare gewiss mehr und mehr dunkel gefärbt und dadurch dem verbreiteten Typus genähert, wie ihn Ehrenreich in Uebereinstimmung mit anderen Autoren beschreibt. Gleichzeitig wird aber bei dem heranwachsenden Manne auch die durchschnittliche Stärke zugenommen haben, welche an dem lichteren Haar des Kindes als Regel geringer erscheint, als sie bei Erwachsenen, zumal bei Männern, gefunden wird.

Auch bei den Proben einer anderen Rasse, den Japanern, erscheint der Unterschied der Haarstärke zwischen jugendlichen Individuen und Erwachsenen recht bedeutend, die Frauen behalten im Vergleich zum männlichen Geschlecht in den feineren Haaren einen mehr kindlichen Charakter; wenigstens ist dies bei den mir vorliegenden Proben der Fall, ohne dass ich daraus einen Schluss auf alle machen möchte.

Weitere Aufschlüsse über die Natur der Pigmentirung gewährt auch die Vergleichung gefärbter und farblos gewordener Haare desselben Individuums, welche man am bequemsten in demselben Präparat nebeneinander so in den Canadabalsam einkittet, dass ein Theil der Haarenden unter dem Deckgläschen frei in der Luft lagert, um die Beschaffenheit auch ohne Balsamdurchtränkung vergleichen zu können.

Das weisse Haar des hellblonden Kindes unterscheidet sich mikroskopisch in Betreff des Pigmentgehaltes wenig von dem weissen Haar des alternden Mannes und doch wird selbst der Laie die beiden Kategorien kaum mit einander verwechseln. Es fehlt dem pigmentlos gewordenen Haar des Greises die auf der Feinheit und Vollsaftigkeit beruhende Geschmeidigkeit des kindlichen Haares, sowie der feine, seidige Glanz, der die Lebenskräftigkeit begleitet, endlich ein selbst am sehr lichtblonden Haar bei scharfer Vergleichung mit weiss gewordenem Haar kenntliches zartes diffus verbreitetes Pigment.

Dieses diffuse Pigment, auf welches auch Hr. Waldeyer in seinem berühmten Atlas über das Haar aufmerksam macht, zeigt sich unter dem Mikroskop nicht körnig, wie es das gewöhnliche Pigment thut; es ist sehr viel lichter, als die verschiedenen Varietäten des letzteren und erscheint besonders in der hellröthlichen Farbe, das Haar in allen seinen Theilen durchtränkend. So hat es also einen

durchaus abweichenden Charakter und es ist nicht unberechtigt, in diesem Sinne zu behaupten, dass die richtig rothen Haare pigmentlos, wenigstens pigmentarm seien; denn thatsächlich pflegt in dieser Haarvarietät körniges Pigment nur äusserst spärlich aufzutreten.

So erklärt sich auch eine allgemein bekannte Erscheinung, dass die rothhaarigen Menschen sich durch besondere Weisse und Frische des Teints auszeichnen, weil, ebensowenig wie in den Haaren, in den anderen Oberhautgebilden Pigment in reichlicherer Menge vorkommt.

Der Einfluss, welchen die Vollsaftigkeit auf das Aussehen der Haare übt, macht sich auch dadurch geltend, dass sie, vom Kopf des Lebenden in safterfülltem Zustande geschnitten ein anderes Aussehen bewahren, als wenn sie vom Kopfe der Leiche geschnitten würden; die Perrückenmacher gewinnen in der Unterscheidung ihres Materials in dieser Hinsicht eine grosse Sicherheit und behaupten, es sei undenkbar, dass sie mit Leichenhaaren an Stelle von solchen Lebender betrogen würden. Wir wissen durch neueste Untersuchungen, dass nicht nur Säfte, sondern selbst zellige Elemente des Blutes bis hinein in die Haare verfolgt werden können.

Verschwinden diese Substanzen wieder aus ihnen, so wird es darauf ankommen, welcher Grad des Widerstandes, der Starrheit bereits erreicht worden ist. Sind die in Verhornung begriffenen Haarzellen bereits sehr fest, so werden sie nicht mehr zusammenfallen und verkleben können, es muss dann Luft in sie eintreten, wie es thatsächlich auch beim Lebenden in höherem Alter zu geschehen pflegt. Da lufthaltiges Haar das Licht stärker reflectirt als vollsaftiges, so kann auch Luftgehalt weisses Aussehen an schwach pigmentirten Haaren bewirken, worauf sogleich mit ein paar Worten zurückzukommen sein wird. Das Auftreten der sogenannten Marksubstanz, welche nur da zu erscheinen pflegt, wo diese Gebilde bereits eine gewisse Stärke erreicht haben, an feinen Wollhaaren aber zu fehlen pflegt, betrachte ich ebenfalls als einen Ausdruck dafür, dass auf der Zwiebel eine verhältnissmässig langsame Vermehrung von Haarzellen Platz gegriffen hat und die dem Wurzelende noch nahen Theile des Haares schon so stark verhornt sind, dass der Druck des Haarbalges die innersten Zellen nicht mehr zu Spindeln zusammenpressen kann, sondern unregelmässig gestaltete Markzellen aus ihnen werden lässt. So erklärt sich, wie mir scheint, auch am einfachsten, das bekannte Absetzen des Markes, welches streckenweise vorhanden ist und an anderen Stellen wiederum fehlt: die letzteren bezeichnen eben Perioden, wo kräftigeres Wachsthum das Haar in noch weichem Zustande durch den Balg emporgetrieben hat.

Die grossen, unregelmässigen Markzellen des menschlichen Haares, ebenso wie die vielfach sehr regelmässigen noch ausgedehnteren Anordnungen von Zellräumen im Innern thierischer Haare, die Räume in den Stacheln, welche Haaren gleichwerthig sind, wie beim Igel, Stachelschwein, endlich die sogenannte Seele in den Federn der Vögel, müssen alle, sobald ihr Saft oder Blutgehalt bei eintretender Starrheit der Wände nachlässt, sich durch eindringende Luft füllen, da die Wände dafür permeabel genug sind.

Es unterliegt auch keinem Zweifel und lässt sich an Querschnitten jeden Augenblick demonstriren, dass stark markhaltige Haare vom Kopf des Menschen in den Markräumen Luft zeigen, wenn wir die angefertigten Querschnitte unter dem Mikroskop untersuchen. Natürlich muss man dabei, wie es wohl zu geschehen pflegt, nicht die bei durchfallendem Licht auftretende Totalreflexion der lufthaltigen Partien für Pigment ansehen.

Auf der anderen Seite darf nicht geleugnet werden, dass der Nachweis von

Luft in einem derartigen Präparat noch kein Beweis ist, dass die Haare schon auf dem Kopf des Lebenden lufthaltig waren; diesen Beweis kann man wohl nur erbringen, indem man an einem vom Kopf genommenen weissen Haar den Eintritt von zugefügter Flüssigkeit und Verdrängung der Luft von einem Ende aus beobachtet, was thatsächlich gelingt, aber natürlich nur an pigmentarmen Exemplaren (Waldeyer's Atlas Taf. X Fig. 18). Aber auch die Analogien mit den unzweifelhaft lufthaltigen thierischen Gebilden sind wohl als ein Wahrscheinlichkeitsbeweis für ein gleiches Verhalten beim Menschen zu erachten.

Die eben erörterten Umstände erscheinen mir von Bedeutung in Betreff einer viel umstrittenen Frage, die ich hier als eine allgemein interessante wieder einmal anregen möchte, wenn ich es auch ablehnen muss, selbst darauf eine positive Antwort zu geben, nehmlich die Frage nach dem plötzlichen Ergrauen des Haares.

In diesen Fällen soll also bereits sicher abgelagertes Pigment in auffallend kurzer Zeit (beispielsweise 12 Stunden) aus denselben wieder verschwunden sein. Es liegt auf der Hand, dass ein solcher Vorgang schwierig zu verstehen ist, und man ist gewiss berechtigt, hier wie unter allen ähnlichen Verhältnissen zu fragen: Sind denn die betreffenden Beobachtungen mit genügender Sicherheit festgestellt? Von den Autoren, welche unverständlichen Erscheinungen grundsätzlich skeptisch gegenüber stehen, wird dies bestritten mit der Behauptung, dass dabei Täuschung oder Betrug untergelaufen sei.

Einer der berühmtesten Fälle, die hierher gehören, betrifft die Königin von Frankreich, Marie Antoinette, die während der Schreckenstage durch das Hereinbrechen der Revolution im Gefängniss im Verlauf einer Nacht ergraut sei. Die böse Welt hat dieser Angabe die Vermuthung entgegengestellt, dass der Abschluss im Gefängniss die Dame nur verhindert hätte, ihre sonst üblichen Färbemittel zu gebrauchen. So plausibel sich solche Erklärung aber auch liest, lässt sich doch nicht leugnen, dass Ergrauen des künstlich gefärbten Haares während einer Nacht noch wunderbarer wäre, als der Verlust der natürlichen Farbe.

Manche andere Fälle werden berichtet, wo der Verdacht einer absichtlichen oder unabsichtlichen Täuschung kaum aufrecht erhalten werden kann und es wird daher angezeigt sein, dieselben nach Möglichkeit zu sichern und zur vergleichenden Betrachtung zusammen zu stellen. Nehmen wir einmal an, dass die Thatsache des plötzlichen Ergrauens der Haare gesichert sei, und es sollte der Versuch gemacht werden, die Erscheinung auf natürliche Weise zu erklären, so hätte man jedenfalls zunächst auf die Wege zu achten, die das Pigment in den Oberhautgebilden nimmt.

Dabei darf ich die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auf eine Reihe höchst interessanter Untersuchungen hinzuweisen, die auch gerade für den Anthropologen von einer ganz hervorragenden Bedeutung sind, obwohl wir sie eigentlich der Chirurgie verdanken. Die antiseptische Wundbehandlung hat die Möglichkeit gewährt, heutigen Tages sogenannte plastische Operationen in einer Ausdehnung und mit einer Sicherheit des Erfolges auszuführen, wie es früher kaum zu denken gewesen wäre.

So kann man Hautstücke von einem Individuum auf das andere überpflanzen und zur Anwachsung bringen, selbst bei wesentlich verschiedenem Charakter der Haut. Solche Untersuchungen wurden seiner Zeit von Aeby vorgenommen, dann weiter durch unseren hochverehrten Hrn. v. Kölliker weiter geführt und in Leipzig besonders durch Hrn. Kary mit seltener Energie und günstigem Erfolge zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht.

Nach diesen Untersuchungen könnten sich zwei Menschen verschiedener Pigmentirung, also z. B. ein Weisser und ein Neger, mit einander darauf verabreden, eine besondere Art der Tättowirung durchzuführen, indem sie ihre verschiedenfarbige Haut Stück für Stück mit einander austauschten und sich Viereck für Viereck etwa nach Art eines Fliesenmusters in zierlicher Anordnung einsetzen liessen.

Was würde der Erfolg einer derartigen gründlichen Tättowirung sein, vorausgesetzt, die Einzeloperationen wären stets von Erfolg begleitet? Nun, wir können jetzt mit Gewissheit behaupten, der Erfolg wäre schliesslich ein negativer, d. h. nach wenigen Wochen wäre der ursprünglich weisse Mann wieder durchweg ein Weisser, der ursprünglich dunkel pigmentirte wieder ein Neger, die einzelnen übertragenen Hautstücke hätten ihren Charakter gewechselt und sich dem fremden Organismus angepasst.

Diese auffallende Thatsache wird so erklärt, dass bei den überpflanzten pigmentirten Hautstücken der Farbstoff herausgeschafft worden ist, bei den überpflanzten weissen von der Umgebung und Unterlage aus hineingeführt wurde. Auch hier handelt es sich um bereits sicher abgelagertes Pigment, die Arbeit der Weiterbeförderung aber im einen wie im anderen Sinne sollen sogenannte Bindegewebszellen besorgen, welche, mit Pigment beladen, zwischen die Oberhautzellen eindringen und hier ihren Inhalt an die Nachbarschaft abgeben oder, selbst pigmentarm, es wieder an sich reissen.

Hrn. v. Kölliker's vielleicht zu extrem aufgefasste Meinung geht dahin, dass alles Pigment der Oberhautgebilde nur auf diesem Wege in sie hineingelange. Es scheint nicht ausgeschlossen, dass ausserdem auch bei der Umwandlung der an Ort und Stelle befindlichen Zellen durch rückschreitende Metamorphose aus Protoplasmaresten solche pigmentirte Körnchen werden, auch erklärt der beschriebene Vorgang nicht die Erscheinung des oben erwähnten diffusen Pigmentes.

Unerklärt bleibt ferner die ungleiche, vielfach scharf abgesetzte Pigmentirung bei demselben Individuum, also das Auftreten von dunklen Flecken beim Weissen, der sogenannte partielle Albinismus beim Neger, welche doch sehr bald durch die wandernden Pigmentträger ausgeglichen werden müssten.

Jedenfalls ist die Thatsache unanfechtbar, dass durch Transplantation übertragene Negerhaut auf dem Weissen zur Europäerhaut wurde und umgekehrt. Damit ist zugleich die tiefgehende Verschiedenheit der ganzen Anlage des Organismus bei beiden Rassen und die damit zusammenhängende hochgradige Verschiedenheit der Hautfunction bei ihnen erwiesen, wie ich solche, auf andere Beobachtungen gestützt, selbst stets behauptet habe.

Ich segnete öfters im Stillen die Geruchsorgane mancher meiner afrikanischen Reisekollegen[1]), die ihren Berichten zufolge nie von dem besonderen Geruch dunkelpigmentirter afrikanischer Stämme, der auf die Hautausdünstung zurückzuführen ist, etwas bemerkt haben, und ich beneidete sie heimlich um diese Duldsamkeit ihrer Nase. Vielleicht sind auch manche Stämme stärker mit solchem Duft ausgestattet wie andere, was sogar wahrscheinlich ist, da auch im Süden, wo ich zugleich mit Dutzenden von anderen Beobachtern den auffallenden Geruch reingewaschener Nigritier constatiren konnte, selbst individuell derselbe ausserordentlich wechselt, zuweilen gänzlich zu fehlen scheint. Es ist dabei wohl zu

1) Vielleicht erklärt sich der Widerspruch in manchen Fällen dadurch, dass die Reisenden in Central-Afrika weniger Gelegenheit hatten, im dicht geschlossenen Raume mit Nigritiern zusammen zu sein, als in Südafrika es vorkommt.

verstehen, dass die so sehr schmutzigen Buschmänner und Hottentotten, gewaschen oder ungewaschen, ihn nicht zeigen, er also eine Besonderheit der dunkelpigmentirten Haut darstellt und offenbar mit ihrer höheren Function in Verbindung steht.

Wenn in die Elemente derselben mehr körniges Pigment abgelagert wird, als in die der weissen, so müssen die zelligen „Kohlenwagen", welche es herbeischleppen, bei gleicher Grösse zahlreicher zwischen die Zellen der Oberhaut und der Haare eindringen, als bei der schwach pigmentirten. Erstere wird daher überhaupt als vollsaftiger zu bezeichnen sein; der stärkere Säftegehalt und vermuthlich auch schnellerer Wechsel dürfte zugleich die so räthselhafte Widerstandsfähigkeit der Schwarzen gegen Sonnenbestrahlung erklären.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die dunkelpigmentirten Afrikaner sich ungestraft einer Bestrahlung ihrer durch die Färbung eigentlich ungünstigen Haut aussetzen, welche auf der weissen Haut Entzündung bis zur Blasenbildung erzeugt haben würde. Trotz der durch die Farbe bedingten stärkeren Absorption von Wärmestrahlen fühlt sich die dunkle Haut dabei vergleichsweise kühl an.

Die angeführten Transplantationen von Negerhaut auf den Weissen und der Pigmentverlust der verpflanzten Hautstücke führen zu der obigen Annahme, dass von Pigment freie Wanderzellen solches aus ihrer Umgebung wieder an sich reissen können, wenn der Pigmentverlust der Hautstücke früher eintritt, als ein vollständiger Zellwechsel von den tiefsten Schichten her durch die oberflächliche Abnutzung eingetreten sein kann. Nach den angeführten Beobachtungen scheint dies thatsächlich der Fall zu sein, und der Einwand des Verschwindens durch Abnutzung bei fehlender Erneuerung von unten damit widerlegt zu sein.

Ist dies richtig, so eröffnet sich auch eine entfernte Möglichkeit, Aufschluss über das behauptete Verschwinden von Pigment aus den Haaren in bemerkenswerth kurzer Zeit zu gewinnen. Hochgradige psychische Erregung, welche auch erhöhten Säftezufluss zu den Oberhautgebilden durch Congestionszustände veranlassen wird, dem bei der folgenden Abspannung ein plötzlicher Rückstrom folgt, könnte auch Theile des Haarpigmentes der Circulation wieder zugängig machen; dass thatsächlich zellige Elemente des Blutes bis in die Haare gelangen, ist durch neueste Untersuchungen von Sigmund Meyer gezeigt worden.

Dabei könnte sich gleichzeitig auch eine andere Veränderung im Haar geltend machen. Es wäre wohl denkbar, dass nach der Säftestauung in den vor Schreck oder Entsetzen starrenden Haaren der plötzlich eintretende Rückfluss der gestauten Strömungen den Lufteintritt in das Innere begünstigte, und so blonde Haare, plötzlich lufthaltig geworden, durch Totalreflexion weiss erscheinen.

Ich wiederhole nochmals, dass es mir fern liegt, durch diese Bemerkungen Erscheinungen sicher erklärt zu haben, deren genauere Feststellung als Thatsachen vor allen Dingen angezeigt sein muss; doch möchte ich meine Meinung dahin aussprechen, dass, im Hinblick auf die angeführten Beobachtungsreihen, es nicht für durchaus unsinnig gelten kann, den angezweifelten Angaben über plötzliches Ergrauen der Haare näher auf den Grund zu gehen.

Daher möchte ich auch die ergebene Bitte an die Gesellschaft richten, hilfreiche Hand zu leisten, um solche Fälle genügend sicher festzulegen, um sie als naturwissenschaftliche Thatsachen betrachten und ihre weiteren Untersuchungen auf gesicherter Grundlage anbahnen zu können. —

Hr. Nehring erwähnt einen ihm persönlich bekannt gewordenen Fall von einem plötzlichen Ergrauen der Haare über Nacht. Ein sehr kräftiger, mit starkem Haupthaar versehener Mann, den Referent in Halle a. S. kennen lernte,

hatte im Alter von etwa 36 Jahren einen furchtbaren Schiffbruch in den Dänischen Gewässern (Skagerack oder Kattegat) mitgemacht und war, nachdem er stundenlang während der Nacht im kalten Meereswasser, an einen Balken geklammert, zugebracht hatte, halbtodt aufgefischt worden. Seit jener Nacht war das bis dahin dunkle Haar grau geworden und blieb so.

Ein anderer Fall ist dem Referenten nachträglich durch eine anonyme Postkarte aus einer Stadt des Königreichs Sachsen mitgetheilt worden. Danach hat vor einigen Jahren die 27 jährige, gesunde, schöne Frau eines dortigen Beamten, die bis zu jener Zeit dichtes, schwarzes Haar besass, plötzlich über Nacht „einen weissen Kopf erhalten", und zwar aus Aufregung und Gram über die Dienstentlassung oder Absetzung ihres Mannes. „Es hat mehrere Jahre gedauert, bis das Haar wieder schwarz geworden ist, und noch jetzt sind Spuren des Ergrauens zu erkennen." Der anonyme Einsender fügt hinzu: „Ich habe früher geglaubt, dass das Grauwerden der Haare über Nacht eine Redensart sei; dieser Fall hat mich aber eines Besseren belehrt." Sehr interessant erscheint bei diesem Falle, dass das Haar allmählich wieder dunkel geworden ist. —

Hr. Fritsch nimmt die Angaben mit grossem Dank entgegen und constatirt, dass auch durch sie der Beweis geliefert werde, es sei unberechtigt, alle hierhergehörigen Berichte in das Bereich der Fabeln zu verweisen. —

Hr. Wetzstein: Bei dem Vortrage des Herrn Professor Fritsch über das menschliche Haar und seine Veränderungen, erinnerte ich mich an einen vor langen Jahren gehabten Anblick, der mich seiner Zeit nicht wenig überrascht hat und über den ich Ihnen jetzt eine Mittheilung machen möchte, da auch einer unserer besten Physiologen, dem ich einmal davon erzählt habe, meinte, dass die Sache bekannt zu werden verdiene. Leider muss ich der Verständlichkeit wegen etwas weit ausholen.

Bei allen Nomadenstämmen der syrischen Landschaft Trachonitis besteht wohl noch aus vormuhammedanischer und vorchristlicher Zeit her die Sitte, dass ein wegen seiner Tapferkeit und Gastfreiheit in Ansehen stehender lediger oder auch verheiratheter junger Mann aus guter Familie, wenn er im Kampfe fällt oder an seinen Wunden stirbt, in den ersten sieben Tagen nach seinem Begräbnisse von den Jungfrauen und jungen Ehefrauen seines Stammes in folgender Weise geehrt wird. Des Vormittags begeben sich sechs Frauen, unter Umständen wohl auch einige mehr oder weniger, zum Grabe; sie sind barfuss, haben ihre Zöpfe aufgelöst und das Haar stark geölt, so dass es straff herabfällt, tragen lange schwarze Mäntel und jede von ihnen hat einen blanken Säbel in der Hand. Am Grabe angekommen, rufen sie den Namen des Todten, worauf sie zum Lobe desselben einen Gesang anstimmen und nach dem Takte desselben mit den geschwungenen Säbeln um den Grabhügel tänzeln. Derselbe ist bei den Trachoniten ein aus Basaltblöcken geschickt aufgebautes Oblongum mit abgerundeten Ecken und oben flach, also ähnlich den unsrigen, von welchen er sich nur durch grössere Höhe, Länge und Breite unterscheidet. Am Kopf- und Fussende ist je eine hohe Steinplatte aufgerichtet, von denen die eine, tief eingegraben, das Wesm, d. h. das Eigenthums- und Erkennungszeichen des Stammes trägt, über welches die Verh. der Gesellsch. vom Jahre 1877 S. 14 und 15 zu vergleichen sind. Zwischen den beiden Steinplatten ist ein starker, aus Pferdehaaren gedrehter Strick etwa zwei Spannen hoch über dem Grabhügel ausgespannt, und damit er sich nicht senkt und vom Winde hin und her geworfen wird, hat man drei bis vier, gleich weit von

einander abstehende Stäbe in den Hügel gesteckt, durch die er hoch- und festgehalten wird. Am Schlusse des etwa eine Stunde dauernden Gesanges und Tanzes knien die Frauen zu beiden Seiten des Grabhügels und nähen mit Nadel und Zwirn an dem erwähnten Strick jede ein Zöpfchen ihres Haares fest, das sie sich schon zu Hause abgeschnitten und geflochten hatten. Gleich darauf entfernen sie sich. An jedem der sechs folgenden Tage kommen andere Frauen, die ganz dasselbe thun, so dass also der Strick schliesslich etwa vierzig Zöpfchen trägt. Diese sind durchschnittlich eine Spanne lang und oben, wo sie den Strick berühren, etwa einen kleinen Finger dick; sie hängen senkrecht herab und spielen im Winde, was dem Todten seine Ruhestätte heimisch macht, denn nach dem Glauben der Trachoniten sitzt die Seele des Verstorbenen bis zum jüngsten Tag auf oder in dem Grabe oder schwebt um dasselbe; daher auch dort die Sitte, beim Vorübergehen an einem Grabe zu grüssen. Dieser Strick mit den Zöpfen heisst ḥabl el-ǵawâ, „das Band der Hingebung, Verehrung, Huldigung“.

Die Nomaden haben keine gemeinschaftlichen Begräbnissplätze; ihre Gräber liegen einsam und zerstreut im Lande. Hätte man Gelegenheit, den ḥabl el-ǵawâ in vielen Exemplaren, alten und neuen, neben einander zu sehen, so würden die Reisenden längst die grosse Veränderung bemerkt haben, welche Luft, Licht und Wetter im Laufe der Zeit an der Farbe des menschlichen Haares bewirken. Ich machte diese Bemerkung im Herbste 1860 auf einer kleinen, 9 tägigen Reise von Damask nach den dortigen Landseen. Veranlasst wurde der Ausflug dadurch, dass in Folge der Regenlosigkeit des vorhergehenden Winters jene Seen während des Sommers ausgetrocknet waren, sich im September in grüne Wiesen verwandelt hatten und im Oktober mit den Heerden und Zeltlagern der Nomadenstämme bedeckt waren, die in dem weidelosen Jahre von weit und breit herbei geeilt waren. Der Zweck des Ausflugs war, die verwandelten Seen und die Beduinenlager zu sehen und über die Lage und Zahl der Seen Genaueres zu bestimmen, als bis dahin wegen der sumpfigen Umgebungen und der Wegelagereien der Trachoniten möglich gewesen war. Doch begünstigte der Conflux der Nomaden auch ethnologische Studien. Einen Theil derselben habe ich im 22. Bande der Deutsch-Morgenländischen Zeitschrift von S. 69—194 veröffentlicht. Hier genügt es, zu erwähnen, dass ich am Ende der Reise den südlichsten dieser Seen, den Maṭch Brâḳ, besuchte. Von Osten her sein trockenes Bett überschreitend, wendeten wir uns gegen einen niedrigen Höhenzug seines westlichen Ufers, auf welchem wir die Umgebungen überschauen wollten. Dieser Höhenzug heisst Duḥêrîg. An seinem nördlichen Fusse liegt ein Nomadengrab mit dem ḥabl el-ǵawâ, dessen Zöpfe, noch zwei und zwanzig an der Zahl, durchweg blond waren, worüber ich mich höchlichst verwunderte und unseren Führer, einen Trachoniten von der Völkerschaft No'eim, fragte, ob es denn blonde Beduinenweiber gäbe? Er antwortete lächelnd: „Nein! Vor zwanzig Jahren sind alle diese Zöpfe schwarz gewesen, aber Regen und Sonne haben sie allmählich gebleicht. Willst Du noch andere sehen, die ebenso gelb sind, so brauchen wir nur nach El-bulêj (eine verödete Ortschaft ½ Stunde südlich von unserem Standorte) zu reiten, wo zwei alte Gräber mit dem ḥabl el-ǵawa stehen.“

Dies habe ich mittheilen wollen. Uebrigens trägt das Beduinengrab neben dem ḥabl el-ǵawâ noch andere Symbole der Pietät seiner Hinterlassenen und Stammesgenossen und verdiente es wohl, ausführlich beschrieben zu werden. —

Gestatten Sie mir ferner, zu diesem Thema noch einige Erinnerungen aus dem Leben der Araber zu geben. Das vorzeitige Ergrauen der Haare durch

Kummer und Sorge gilt, wie wohl bei allen Völkern, auch bei den Arabern als unbestrittene Thatsache; so sagt einer ihrer ältesten (vorislamischen) Diehter, Urwa (herausgegeben von Th. Nöldeke, Göttingen 1863 S. 45): „Die Frauen nennen mich alt und meiden mich, weil ich ergraut bin, aber nicht die Menge der Jahre, sondern die schweren Ereignisse haben mein Haupt grau gemacht.“ Desgleichen wird die von Hrn. Nehring erwähnte Annahme, dass das Haar unter dem Einflusse des Entsetzens urplötzlich ergrauen könne, von den Arabern allgemein für unzweifelhaft gehalten, und in dem vielbändigen phantastischen Epos Antar heisst es in der bekannten überschwenglichen Ausdrucksweise dieses Volkes, die Erscheinung des Helden in der Schlacht, sein Brüllen, Hauen und Stossen sei so schreckenerregend gewesen, dass es Löwen (aus Furcht) pissen und Säuglinge grauköpfig machen konnte (istabâl el-ašbâl — wašeijab el-aṭfâl —). Hierzu will ich eine Geschichte erzählen, die ich öfters gehört und jedesmal ungläubig belächelt habe, aber nach dem, was der Herr Vorredner gesagt, Ihnen nicht vorenthalten will. Unmittelbar an den in der Springbrunnenstrasse (ḥârat en-nôfára) in Damask gelegenen Palast Kelâr-amîni, welcher zu meiner Zeit das preussische Consulat war, stösst das Wohnhaus des Patriziers Muhammed Effendi el-Muķâbălĕdschi, mit welchem ich befreundet war, so dass er fast täglich zu mir kam, mich auf meiner ersten 45 tägigen Reise in die östliche Trachonitis begleitete und mein beständiger Jagdgefährte war; auf seinem Landhause in dem ihm eigenthümlich gehörigen Dorfe Harestâ am Barădâ-Flusse habe ich viele heitere Stunden verlebt. Beim Anblick dieses Mannes machte man die höchst auffällige Wahrnehmung, dass die rechte Hälfte seines Schnurrbartes weiss, dagegen die linke ebenso wie sein Backen- und Kinnbart zusammen mit dem Kopfhaare vollkommen schwarz war. So hatte ich ihn zuerst im Jahre 1849, wo er kaum 45 jährig war, und so im Jahre 1862 bei unserem letzten Abschiede gesehen. Auf das Zureden seiner Freunde, sich die weisse Barthälfte doch mit Ḥinnâ[1]) zu färben, da sie allgemein als göttliche Strafe für seinen früheren Lebenswandel in Bagdâd angesehen werde, erwiderte er immer, sein Bart sei stadtbekannt, und das Färben brächte ihm nur Spott ein, auch fügte er wohl scherzend hinzu, sein grauer Bart solle das Schicksal erinnern, dass er von ihm einen Ersatz für die Schrecken der Nacht seiner Entstehung zu fordern habe. Diese Entstehung erzählte er also: Als Muhammed Ali, der Vicekönig von Aegypten, im Jahre 1832 seinen Sohn Ibrâhîm Pascha mit einem Heere nach Syrien schickte, um diese Provinz den Türken zu entreissen, war ich einer der rührigsten Parteigänger der Türken, und da ich in der wenige Jahre vorher aufgelösten Truppe der Kapikôl eine einflussreiche Stellung gehabt, wie mein Vater eine solche bei den Janitscharen, so konnte ich der Regierung wichtige Dienste leisten beim Aufgebote des Landsturms, der auch

1) Ḥinnâ nennt man bekanntlich die im getrockneten Zustande zu Mehl gemahlenen Blätter des seiner lieblich duftenden weissen Blüthentrauben wegen in den Gärten der Stadt Sêdâ (Sidon) viel cultivirten zierlichen Cyprus-Bäumchens (Lawsonia inermis L.). Man macht aus dem Mehle einen Teig, lässt diesen etwa 6 Stunden lang ziehen und reibt ihn, gewöhnlich beim Schlafengehen, in die grauen Haare, um welche dann ein Tuch gebunden wird; am Morgen, wo sie ausgewaschen werden, haben sie eine hellbraune Farbe, welche in den folgenden Tagen nachdunkelt und waschächt ist. Am wirksamsten färbt eine Mischung von mekkaner und bagdader Ḥinnâ. Dieses Färbemittel ist nicht nur eines der billigsten, denn ein Rotol (5 Pfund) Mehl, das für lange Zeit ausreicht, kauft man auf den Wochenmärkten der syrischen und ägyptischen Städte für wenige Groschen, sondern auch ein völlig unschuldiges und leicht zu handhabendes. Im Oriente ist es bei Reichen und Armen beider Geschlechter allgemein im Gebrauche.

in kurzer Zeit den regulären türkischen Truppen an Zahl überlegen war, so dass wir beim Anrücken der Aegypter hoffnungsvoll zum Empfange derselben auszogen und uns eine Meile südlich von Damask in Schlachtordnung aufstellten. Leider kam die Enttäuschung sehr schnell, denn wenige Kanonenschüsse reichten hin, unser ganzes Heer, den Landsturm und die Linientruppen, zu zerstreuen, worauf die Damascener Herren, welche bis an die Zähne bewaffnet und kampflustig mit uns ausgezogen waren, schnell nach Hause liefen, festliche Kleider anzogen und sich vor dem Stadtthore in langen Reihen aufstellten, um den Sieger Ibrâhîm Pascha zu erwarten und mit dem Grusse der Huldigung feierlich zu bewillkommnen. Nur ich durfte dies nicht wagen, und als die Aegypter durch das Gottesthor (das südliche der Stadt) einzogen, verliess ich, von meinem Mamluken begleitet, auf unseren besten Pferden durch das Thomasthor (das nördliche) die Stadt, um mich in Sicherheit zu bringen. Nach 10 Tagen war ich in Bagdâd, wo mich der türkische Gouverneur ehrenvoll empfing und, als bald darauf die Nachricht von der Confiscation meiner Besitzungen eintraf, mir eine Wohnung anwies und ein Jahrgehalt aussetzte. Nun befanden sich damals einige persische Prinzen in Bagdâd, die, in eine misslungene Verschwörung gegen den Schah verwickelt, aus der Heimath geflohen waren und in Bagdâd von der türkischen Regierung ein Gehalt bezogen. Mit diesen Männern befreundete ich mich; sie liebten ebenso wie ich selber Wein und Musik, Sängerinnen und Tänzerinnen und es verging keine Woche ohne ein paar fröhliche Nächte. Eines Abends sass ich mit zweien derselben trinkend und singend beisammen, als eine Polizei-Schaarwache die Hausthüre erbrach, uns alle drei gefangen nahm und ins Stadtgefängniss brachte, wo wir uns in Ermangelung der Betten und Teppiche auf das blosse Estrich lagern mussten. An solche Vorgänge aber ist die Jugend in der Türkei gewöhnt; man weiss, dass sie keine anderen Folgen haben, als dass von den männlichen Theilnehmern einer Orgie eine ihrem Vermögen entsprechende, nicht übermässig grosse Geldsumme erpresst wird, die zu den Einkünften der Polizei gehört. Um gegen solche Ueberfälle gesichert zu sein, zahlt daher ein vorsichtiger Festgeber eine mit dem Kihja-Bey (dem Polizeichef) vereinbarte Summe voraus. Obgleich über die Störung unseres Vergnügens aufgebracht, lagen wir doch bald alle drei im Schlaf. Gegen Ende der Nacht höre ich einen furchtbaren Schrei, erblicke beim Scheine eines oder zweier Lichter eine Anzahl Bewaffneter und sehe, wie die beiden mir zur Rechten liegenden Prinzen mit Stricken erdrosselt werden. Was vorging, war mir sofort klar, denn ich kannte das Stranguliren von Damask her. Meinem nächsten Nachbar traten die Augen aus dem verzerrten Gesichte und seine Arme und Beine bewegten sich heftig in der Luft. Ich schreie und springe entsetzt auf, aber man heisst mich schweigen, denn es gelte nur meinen beiden Gefährten. Ich weiss nicht, wie ich ins Freie und nach Hause gekommen bin. Als ich am anderen Tag zufällig in den Spiegel sah, war die rechte Hälfte meines Schnurrbartes ergraut, was nur der nächtliche Schrecken verursacht haben konnte, da bis dahin mein Bart durchweg schwarz gewesen war. — So weit die Erzählung des Effendi. Eine Auskunft über diese Hinrichtung hat man ihm nicht gegeben; entweder hatte sich die türkische Regierung überzeugt, dass die Prinzen weiterer Geldopfer nicht werth waren, oder dass die Beseitigung derselben dem damaligen Schah erwünscht sein würde. Dass der Effendi bei der Erwürgung der Prinzen mitgefangen war, wurde mir durch einige Männer bestätigt, welche gleichfalls vor den Aegyptern nach Bagdâd geflohen und erst im Jahre 1840, nachdem Ibrâhîm Pascha auf Betrieb der Engländer Syrien verlassen hatte, nach Damask zurückgekehrt und in den Wiederbesitz ihres Eigenthums gelangt waren. Ich wiederhole, dass ich die

Bestimmtheit, mit welcher der Effendi und seine Angehörigen die Ergrauung des halben Schnurrbartes auf jenen nächtlichen Schreck zurückführten, immer belächelt habe, dass ich mich aber dem Urtheil der Physiologen gegenüber als Laie gern bescheide. —

Hr. Fritsch hält den vorgetragenen Fall von Ergrauung, obwohl derselbe entschieden abenteuerlich klingt, nicht für unmöglich. Was das Ausbleichen der Haare in der Sonne anlangt, von dem Hr. Wetzstein berichtet, so hatte schon Hr. Woldt bei Uebersendung des Haarmaterials seines Töchterchens brieflich auf diese Beobachtung an den Beduinenhaaren hingewiesen. Dies Ausbleichen unter dem Einfluss der Bestrahlung ist aber wiederum ein besonderes Moment, welches auf die Haarfärbung Einfluss hat; die Richtigkeit hat der Vortragende bei seiner persischen Reise an seinem eigenen Haupthaar erprobt, welches gerade an den oberflächlichsten Partien in wenigen Monaten durch die Bestrahlung stark ergraut war, während die tieferen Lagen noch die aschblonde Farbe behalten hatten.

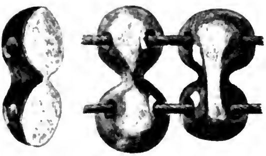
Da Hrn. Fritsch noch eine ganze Anzahl verschiedener Fälle von plötzlicher Ergrauung aus dem Schoosse der Gesellschaft mitgetheilt sind, beabsichtigt er, dieselben zu sammeln, um seiner Zeit darüber im Zusammenhange berichten zu können.

(17) Hr. Director Hugo Lemcke aus Stettin bespricht einen

Moorfund von Mellentin in der Neumark.

Auf dem Gute Mellentin, Kreis Soldin, nicht weit von Pyritz, dessen Umgegend durch ihren Reichthum an vorgeschichtlichen Funden aller Art sich auszeichnet, sollte im November 1887 ein Bruch, früherer Seeboden, durch sogenannte Moorcultur in Acker umgewandelt werden. Bei den zu diesem Behufe vorgenommenen Erdarbeiten fand man, etwa einen Meter tief unter der Oberfläche liegend, im Torf einige Bronzen und mit ihnen zusammen in unmittelbarer Nähe fünf Stücke eines eigenthümlichen Schmuckes, der aus einem ganz ungewöhnlichen Material hergestellt, wie es scheint, etwas in seiner Art ganz neues ist. Hr. Rittergutsbesitzer Ramm, der Eigenthümer von Mellentin, hatte die Güte, den Fund dem Museum der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde zu überweisen.

Die Bestimmung des Fundes ist keine leichte. Die Bronzen bieten allerdings nichts besonderes, sie gehören offenbar der Hallstatt-Periode an und sind dadurch für zeitliche Bestimmung von Werth, ein kleiner Zierbuckel von 6¼ *cm* Durchmesser und zwei Ketten von je drei ineinander gegossenen Ringen, deren mittlerer von 40—44 *mm* äusserem Durchmesser in beiden Fällen runden Querschnitt des Ringkörpers zeigt, während die äusseren, 38 *mm* weiten Ringe sämmtlich abgeflacht sind, linsenförmigen Querschnitt haben.



Fast räthselhaft und beinahe verdächtig erscheinen auf den ersten Blick die Schmuckstücke, Doppelknöpfe von 26—32 *mm* Länge, 13—17 *mm* Breite, etwa 9 *mm* Höhe mit starker Einschnürung der Verbindung. Vier derselben waren ganz und unbeschädigt, von dem fünften nur die eine Hälfte und diese nicht ganz unverletzt erhalten. Zieht man durch die

Bohrlöcher Schnüre, so wird leicht der Zweck und die Bestimmung dieser Knöpfe klar; sie bildeten, in genügender Anzahl an einander gereiht, eine Arm- oder Halsbandschnur. Die Begleitung der Bronzen, die keine zufällige sein kann, legitimirt diese Doppelknöpfe als vorgeschichtlich, räthselhaft aber bleibt zunächst das Material, das bei oberflächlichem Ansehen wie Horn erscheint, aber durch seine Härte wieder mehr an Knochen erinnert und doch keines von beiden sein kann. Wenn man sie mit einem harten Gegenstand oder untereinander in Berührung bringt, so geben sie einen klappernden hellen Ton, als wären sie von Hirschhorn, aber dem widerspricht die eigenthümliche Färbung der unteren Fläche. Die obere Fläche nehmlich zeigt eine dunkele, braune Masse, ist einer Kalotte ähnlich, stark gewölbt, nur dass nirgends eine eigentliche Kugelrundung bemerkbar ist, sondern es treten überall Schnittflächen deutlich hervor, die es bekunden, dass die Formgebung durch Schneiden mit dem Messer oder einem ähnlichen Werkzeug aus freier Hand erfolgt ist. Fehlstellen und solche, wo das Material brüchig oder löcherig war, sind mit einem Kitt ausgefüllt, der eine gelbliche Farbe zeigt. Derselbe hebt sich von der dunklen Hauptmasse deutlich ab und steht etwas über die Oberfläche empor, als sei er über dieselbe hinausgequollen, oder diese zurückgetreten. Die untere Fläche zeigt eine glänzende, an den Rändern haarscharf abgegrenzte, hellgrau gefärbte, theilweise fast in fleischfarbenen Ton übergehende Masse und ist von einem Netz rautenförmig sich kreuzender, bräunlicher feiner Linien überdeckt; sie ist ferner nicht ganz glatt, sondern mit kleinen, leicht gekrümmten, rillenartigen Vertiefungen durchzogen. Beide Massen sind hart, die hellere in hohem Grade. Die Bohrlöcher sind zum Theil recht unvollkommen; sie sind von beiden Seiten angebohrt, wobei sie nicht unerheblich aus der Axe gewichen sind.

Da sich die Natur der Masse durch blossen Augenschein nicht erkennen liess, wurde der einzelne Knopf preisgegeben und Theile desselben abgenommen, behufs chemischer und mikroskopischer Untersuchung. Das Ergebniss ist folgendes: die hellgraue, dünne Schicht der unteren Fläche besteht zum grösseren Theile aus kohlensaurem Kalk, welcher von einer verhärteten organischen Substanz durchsetzt ist. Bei 300 maliger linearer Vergrösserung ist ein maschiges Gewebe erkennbar, welches durch regelmässige Oeffnungen durchsetzt ist. Die dicke obere schwarzbräunliche und weniger feste Schicht enthält ebenfalls kohlensauren Kalk. Die schichtweise durchsetzenden häutigen Gewebsschichten quellen bei längerem Liegen im Wasser auf und zeigen ein mikroskopisches Bild, welches dem thierischer Häute ähnlich ist. Ein zum Vergleich derselben Behandlung unterzogenes Stück Perlmuttermuschel zeigte fast gleiche Bilder. —

Hr. Olshausen fragt, ob auf Phosphorsäure geprüft sei. —

Hr. Lemcke verneint dies, stellt aber zur weiteren Untersuchung den Rest des beschädigten Knopfes zur Verfügung und belässt vorläufig auch 3 der vollständigen Exemplare in Händen des Fragestellers. —

(18) Der Vorsitzende theilt mit, dass die Bibliothek nach deren Uebersiedelung ins Museum für Völkerkunde jetzt neu geordnet und es hoffentlich in nicht zu ferner Zeit gelingen werde, ein Lesezimmer zu eröffnen. Unter den neuen Eingängen für die Bibliothek seien besonders zu erwähnen die Notizie degli scavi di antichità, welche fortan in regelmässigem Austausch von der R. Accademia dei Lincei in Rom geliefert werden und Heft 1 der Mittheilungen des anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein, Kiel 1888, mit welchem gleichfalls ein Schriftenaustausch eingeleitet sei.

(19) Eingegangene Schriften.

1. Urechiă, V. A., Miron Costin, Opere complete, Tomul II, Bucuresci 1888.
2. Bianu, J., Dosofteiu Psaltirea in Versuri intocmita. Bucuresci 1887.
3. Stourdza, D. A, Le 10. Mai, Bucarest 1887.
4. Obédénare, G., Le cinq Mai, Ode sur la mort de Napoléon par A. Manzoni, Traduction littérale en Roumain, Montpellier 1885.

   Nr. 1—4 von der Academia Romana, Bucarest.
5. Nehring, Ueber die Form der unteren Eckzähne bei den Wildschweinen, sowie über das sog. Torfschwein; aus Sitzungsber. d. Ges. naturf. Freunde zu Berlin 1888 Nr. 2; vom Verf.
6. Dupont, Edouard, Sur les résultats de l'exploration scientifique qu'il a faite au Congo en 1887; Bruxelles 1888; vom Verf.
7. Internationales Archiv für Ethnographie, redig. von J. D. E. Schmeltz, Bd. I, Hefte 1, 2, Leiden 1888; von der Redaction.
8. Quedenfeldt, M., Mittheilungen aus Marrokko und dem nordwestlichen Sahara-Gebiet, Greifswald 1888; aus Jahresbericht IV d. Geogr. Gesellsch. Greifswald; vom Verf.
9. Bickell, L., Hessische Holzbauten, Heft 1, Marburg 1887; Gesch. d. Cultusministers.
10. Wichmann, E. H., Grundmauern und Baureste, welche in der Baugrube des neuen Rathhauses und des Börsenanbaues in Hamburg gefunden sind. Hamburg 1888; vom Verf.
11. Zapf, Ludwig, Wendische Wallstelle auf dem Waldstein im Fichtelgebirge; vom Verf.
12. Notizie degli scavi di antichità comunicate alla R. accademia dei Lincei per ordine di S. E. il Ministro della pubb. istruzione, Gennaio 1888. Roma 1888. Von der R. acc. dei Lincei als Beginn des Austausches.
13. The American Anthropologist, Vol. I, No. 1, Jan. 1888; von der Anthrop. Soc. of Washington.
14. Henshaw, Henry W., Perforated Stones from California, Washington 1887.
15. Pilling, James Constantine, Bibliography of the Eskimo Language, Washington 1887.
16. Derselbe, Bibliography of the Siouan Languages, Washington 1887.
17. Holmes, William H., The use of gold and other metals among the ancient inhabitants of Chiriqui, Isthmus of Darien, Washington 1887.
18. Thomas, Cyrus, Work in mound exploration of the Bureau of ethnology, Wash. 1887.

    Nr. 14—18 von dem Bureau of ethnology, Washington.
19. Mittheilungen des anthropologischen Vereins in Schleswig-Holstein, erstes Heft: Ausgrabungen bei Immenstedt, 1879—1880, Kiel 1888; Gesch. d. Vereins.
20. Undset, Ingvald, Norske jordfundne Oldsager i Nordiska Museet i Stockholm, Christiania 1888; aus Christ. Videnskabs-Selskabs Forhandlinger 1888 Nr. 2.
21. Derselbe, Zur Kenntniss der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden, II; aus Westdeutsche Zeitschr. f. G. u. K. VI, II.

    Nr. 20 und 21 vom Verf.
22. Fünfzehnter Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig, 1887, Leipzig 1888; vom Mus.
23. Matthews, Washington, The prayer of a Navajo Shaman; from the American Anthropologist, Vol. I, No. 2, 1888; vom Verf.

24. Stübel, Alphons, Ueber altperuanische Gewebemuster und ihnen analoge Ornamente der altklassischen Kunst; aus Festschrift zur Jubelfeier des 25 jährigen Bestehens des Vereins f. Erdkunde zu Dresden; vom Verf.

Die Berichte über die Sitzungen während der Monate Februar — April sind während meiner Abwesenheit von Hrn. Dr. Olshausen redigirt worden, wofür ich ihm hierdurch meinen herzlichen Dank ausspreche. Rudolf Virchow.

Sitzung vom 26. Mai 1888.

Vorsitzender Hr. **Reiss**.

(1) Der Vorsitzende eröffnet die, nunmehr zum ersten Male in vertragsmässiger Weise in der Aula des Königl. Museums für Völkerkunde stattfindende Sitzung mit einer Begrüssung des von seiner Orientreise zurückgekehrten Herrn R. Virchow und theilt zugleich mit, dass demselben von der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften in Haarlem die grosse Medaille Boerhave für Anthropologie einstimmig zuerkannt ist.

(2) Hr. Olshausen hat wegen anderweitiger dringender Geschäfte sein Amt als Schriftführer niedergelegt. Der Vorsitzende spricht ihm für seine gewissenhafte und erfolgreiche Amtsführung in herzlichen Worten den Dank der Gesellschaft aus.

Der Vorstand hat nach der Bestimmung des Statuts die Neuwahl vollzogen und Hrn. Dr. M. Bartels zum Schriftführer erwählt. Derselbe hat die Wahl angenommen.

Als neue Mitglieder werden gemeldet:

Hr. Architect Fritsch, Berlin.
„ Dr. phil. Harck, Berlin.

(3) Hr. Paolo Orsi, Unterbibliothekar an der Nazionale in Florenz, ist zum correspondirenden Mitgliede erwählt worden.

(4) Am 22. Mai hat in Guben die dritte Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte unter reger Betheiligung stattgefunden. Damit ist eine Ausstellung vorgeschichtlicher Funde der Lausitz, namentlich der bisher bekannten Bronzefunde, und eine Ausgrabung verbunden gewesen.

(5) Herr Paul Topinard, Sekretär der Section für die anthropologischen Wissenschaften bei der Ausstellung von 1889 und Specialcommissar für die eigentliche Anthropologie, übersendet das allgemeine Reglement für die Exposition du travail et des sciences anthropologiques, welche in dem grossen Schiff des Palais des Arts libéraux auf dem Champ de Mars veranstaltet werden wird.

Das Programm für die erste Section, Anthropologie und Ethnographie, umfasst folgende Gegenstände:

I. Anthropologie.

Pièces d'anatomie comparée et d'embryogénie relatives à l'homme. — Moulages de cerveaux. — Crânes et squelettes typiques et, à leur défaut, moulages.

Crânes préhistoriques, crânes trépanés et pathologiques préhistoriques.

Moulages de bustes et de masques typiques (vivant).

Instruments d'observation physique et physiologique. — Instruments de craniométrie et d'anthropométrie.

Cartes de répartition des races ou des caractères de races. Photographies de crânes et de types ethniques. Photographie composite.

II. Ethnographie.

Matériel de travail et spécimens représentant les diverses phases de la fabrication des instruments primitifs.

Taille, polissage, perforation, etc., des objets de pierre. — Travail des os, des bois de ruminants, etc. — Pièces se rapportant aux origines de la pratique des arts, du dessin, etc. — Céramiques primitives.

Vues, plans ou modèles réduits d'habitations, de monuments funéraires, des temps antiques, etc.

Coulage et martelage des métaux: cuivre, bronze, fer. — Spécimens de moules et d'objets en métal fondu ou martelé. — Cachettes de fondeur, etc.

Origine du verre, de l'émail, etc.

Termes de comparaison empruntés aux populations sauvages actuelles. — Moyens d'obtenir le feu, de fabriquer les objets en pierre, en os, en bois, en terre cuite, etc. — Métallurgie comparée.

III. Archéologie.

Objets relatifs à l'histoire du travail dans l'antiquité: Egypte, Assyrie, Phénicie, Grèce, Empire Romain (Gaule en particulier), Extrême-Orient, Nouveau-Monde.

Modèles reduits, plans, etc., de constructions caractéristiques. — Sculptures et peintures (originaux ou copies) reproduisant des professions manuelles. — Appareils scientifiques et matériel des arts industriels jusqu'au règne de Charlemagne. — Spécimens représentant les diverses phases de la fabrication. — Collections de produits fabriqués caractéristiques.

Da eine officielle Betheiligung Deutschlands nicht stattfinden wird, so erklärt Hr. Topinard sich bereit, die ihm persönlich zugänglichen Gegenstände in geeigneter Weise auszustellen. Er bittet namentlich um Uebermittelung der deutschen anthropometrischen Werkzeuge und hofft davon eine weitere Verständigung über die Messmethoden.

(6) Der Vorstand der Gesellschaft hatte sich im vorigen Monate an den Herrn Cultusminister mit der Bitte gewendet, dafür Sorge tragen zu wollen, dass bei der Ausführung des Nord-Ostsee-Kanals die nöthigen Anweisungen ertheilt werden möchten, genaue Aufnahmen etwaiger alterthümlicher Funde zu machen, und dass wenn möglich der Vorstand einer benachbarten wissenschaftlichen Gesellschaft zu solcher Untersuchung herangezogen werde.

Der Hr. Cultusminister hat darauf unter dem 19. d. M. mitgetheilt, dass bereits im Jahre 1886 auf sein Ersuchen der Reichskanzler die Kaiserliche Canal-Baukommission mit Instruktionen versehen und dieselbe beauftragt hat, alljährlich bis zum 1. April ein Verzeichniss der aufgefundenen Gegenstände mit möglichst genauer Beschreibung derselben einzureichen. . Die Bestimmung über die Vertheilung der Fundstücke ist dem Hrn. Cultusminister überlassen. Für die Leitung der Aufgrabung bekannter Stein- oder Erdmonumente und anderer heidnischer Anlagen ist der Conservator für Schleswig-Holstein, Prof. Dr. Handelmann mit Anweisung versehen.

(7) Der Hr. Cultusminister hat, in weiterer Verfolgung der in einer früheren Sitzung (Verh. 1887. S. 368) erwähnten Maassregeln zur Erhaltung der

Pipinsburg und der Nachbaralterthümer im Kreise Lehe (Prov. Hannover)

in einem Erlass vom 16. Dec. v. J. mitgetheilt, dass die darüber gepflogenen Verhandlungen an dem Widerspruch der Gemeinde Sievern gescheitert sind, indem die Betheiligten erklärten, sie könnten die zur Schafweide gebrauchten Heideflächen nicht entbehren und fürchteten überdies von einem etwaigen Verkauf später Unannehmlichkeiten. Gegen die Restaurirung des Bülzebettes hätten sie nichts einzuwenden.

(8) Der Hr. Cultusminister hat unter dem 3. Februar zur Kenntnissnahme das von General A. v. Oppermann im Auftrage des Historischen Vereins für Niedersachsen bearbeitete erste Heft eines

Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen

übersendet. Dasselbe enthält in Folioblättern genaue Pläne folgender Plätze:

1) Die Hünenburg auf dem Nesselberge bei Altenhagen, 6 *km* südlich von Springe, Reg.-Bez. Hannover.
2) Die Bennigser Burg bei Steinkrug, am östlichen Ende des Deisters, 6 *km* nordöstlich von Springe.
3) Die Heisterburg auf dem Deister, 5 *km* südöstlich von Nenndorf.
4) Den altgermanischen Wallring auf dem Wittekindsberge des Weserthores bei Porta.
5) Babilonie im Wichengebirge bei Ober-Mehnen, 4 *km* südwestlich von Lübbecke, Reg.-Bez. Minden (2 Blätter).
6) Das altgermanische Heerlager im Wichengebirge bei Rattinghausen, Kreis Wittlage, 8 *km* nördlich von Melle, Reg.-Bez. Osnabrück.
7) Die Wittekindsburg bei Rulle, 6 *km* nördlich von Osnabrück.

Die Ausführung ist eine höchst saubere und geht sowohl in Bezug auf die Höhenverhältnisse, als in Bezug auf die Anordnung der Wälle sehr ins Einzelne.

(9) Der Hr. Cultusminister übersendet unter dem 15. d. M. einen Bericht des Hrn. Tewes zur Kenntnissnahme, betreffend eine im vorigen Herbst unternommene Reise zur Inspektion der

Alterthümer und Steindenkmäler im Osnabrückschen.

Es wird zunächst constatirt, dass die dortigen Steingräber wohl ausnahmslos, die Hügelgräber bis auf wenige schon früher geöffnet und durchsucht worden sind. Selbst solche Steingräber, welche dem Staate gehören, sind unbefugter Weise angegriffen worden. Mit Recht wird darauf hingewiesen, dass es nothwendig sei, derartige Gräber durch Tafeln oder sonstwie zu bezeichnen; vielleicht dürfte hinzuzufügen sein, dass derartige Beraubungen ernstlich verfolgt werden sollten. Die wichtigsten Steindenkmale sind durch Photographien erläutert. Es mögen davon folgende hervorgehoben werden:

1) Die Karlssteine im Hon bei Osnabrück, schon von J. M. Müller (Zeitschr. des histor. Vereins für Niedersachsen. 1864. S. 267) genau beschrieben. Hr. Veltmann (Mitth. des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück. 1886. XIII. S. 242) hat berechnet, dass der grösste Stein dieses Grabes, der 14′ lang, $11^1/_2$′ breit und 3′ dick ist, einen Inhalt von 402 Cub.-Fuss = einem Ge-

wicht von 563 Centnern ergiebt. Er ist also kleiner, als der Deckstein des Grabes von Hekese im Kr. Bersenbrück, der 13½′ lang, 9′ breit und und 5′ dick ist = 607,5 Cub.-Fuss Inhalt und 850 Ctr. Gewicht. Noch grösser müssen die Decksteine des nicht mehr vorhandenen Grabes des Königs Surbold auf dem Hummling gewesen sein, über welche sich im Staatsarchiv von Osnabrück ein Bericht von 1613 befindet; darnach war der eine dieser Steine 26′ lang, 11′ breit und 6′ dick = 1056 Cub.-Fuss Inhalt und 1478 Ctr. Gewicht[1]), der andere 22′ lang, 10′ breit und 4′ dick = 880 Cub.-Fuss Inhalt und 1232 Ctr. Gewicht.

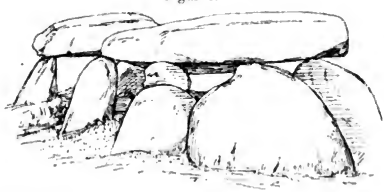
2) Das Steingrab bei Rulle, in der sog. Ruller Esche, der Sage nach das Grab von Geva, der Gemahlin Wittekind's, gegenwärtig ein in sich zusammengestürzter Steinhaufen. Ein zweites, von Wächter (Statistik der Denkmäler 1841. S. 105) aufgeführtes Steingrab ist spurlos verschwunden.

3) Die Wittekindsburg bei der Garthauser Mühle (Müller a. a. O. S. 269), offenbar frühgermanisch, jetzt ganz mit Holz bestanden.

4) Die Steingräber bei der Oestringer Mühle.

5) Die Steingräber bei Gretesch. In der Schinkeler Mark liegt ein unter dem Namen der Teufelssteine bekanntes, 1853 durch den Staat angekauftes, sehr zerstörtes Grab (Wächter S. 105. Müller S. 267. Lodtmann, Monum. Osnabrug. 106), das jedoch immer noch imponirt. Südöstlich von demselben, auf dem hohen Ufer des Gretescher Baches, ein leidlich erhaltenes. Am besten gepflegt ist ein Steingrab auf dem Privatgrunde des Kolonen Sundermann, dessen Bild (Fig. 1) eine gute Anschauung dieser Art von Denkmälern gewährt.

Figur 1.



6) Das Steingrab auf dem Halterdaren bei Haltern (Wächter S. 104. Müller 1867. S. 338), leidlich erhalten.

7) Der Sündel- oder Sonnenstein im Vehrter Bruch, 13′ hoch und 4′ breit, soll von einem Steinringe umgeben gewesen sein (Wächter 107, Müller 1864. S. 272, Osnabrücker Adressbuch 1883, Mitth. des hist. Vereins zu Osnabrück 1853. S. 399). Irrthümlicherweise ist angenommen worden, dass er aus 2 Stücken besteht.

8) Die Steingräber in der Bauerschaft Felsen, auf der Felser Esche, an der Landstrasse von Schwagstorf nach Bohmte, 3 an der Zahl (Wächter 111, Müller 1867. S. 341).

9) Die Steingräber bei Darpvenne-Driehausen, aus welchen Graf Münster-Langelage über 25 Gefässe gesammelt hat (Wächter 110, Müller 341). Dicht daneben 3 zerstörte und 4 untersuchte Hügelgräber.

1) Hier muss ein Rechenfehler oder eine falsche Angabe vorliegen. Der Cubikinhalt müsste sonst = 1716 und das Gewicht = 2402 Ctr. sein.

10) Der Bohlweg im Dieven-Moor bei Hunteburg, bei Gelegenheit der letzten Erörterungen über den Platz der Varus-Schlacht wiederholt erwähnt. Er führt von der Geest bei Damme im Oldenburgischen bis zu der bei Hunteburg quer durch das Moor. Hr. Tewes findet viel Aehnlichkeit mit der Anlage im Langen Moor bei Gr.-Hain (Verh. 1886. S. 553).

11) Die Schanzen bei Sierhausen (Oldenburg), von Dr. Franz Böcker (Damme als der muthmaassliche Schauplatz der Varus-Schlacht. Cöln 1887) als das unvollendete Lager des Römerheeres angesprochen, aber wahrscheinlich germanischen Ursprungs. Die Umwallungen sind durch einen Bach getrennt gewesen und konnten daher nicht geschlossen sein.

12) Das Steingrab bei Sievening vor Damme, genannt die Hünensteine, 16 Schritte lang, besser erhalten.

13) Die Münzen von Barenau, auf deren Studium Hr. Mommsen seine Annahme von dem Ort der Varus-Schlacht gestützt hat, sind nach der Ansicht des Hrn. Tewes wegen ihrer Oxydation kaum als Einzelfunde anzuerkennen; trotzdem hält er die Hypothese, dass die Schlacht im Dieven-Moor oder zwischen Barenau und Engter stattgefunden habe, für die am meisten berechtigte.

14) Die Hohsteine bei Engter, ein Steingrab bei der Depensiek's Mühle (Wächter 313), sehr zerstört.

15) Die Wittekindsburg auf dem Frankensundern bei Engter ist nach Hrn. Tewes eine mittelalterliche Anlage ohne Wälle.

16) Die Burg bei dem Schultenhof zu Rüssel zwischen Ankum und Bersenbrück (Mitth. des Vereins für Gesch. u. Alterthumsk. des Hasegaues. Heft 1. Ankum 1887. S. 9), nach der Ansicht des Hrn. Tewes frühgermanisch. Ob die „alte Burg“ mit der von Hrn. v. Stoltzenberg (Verh. 1887. S. 525) beschriebenen Aaseburg identisch ist, lässt sich nicht erkennen.

17) Die Reihengräber auf dem Kattenberge bei Ankum (Mitth. d. Vereins des Hasegaues S. 9). Ein kleiner eiserner Ring ist gefunden.

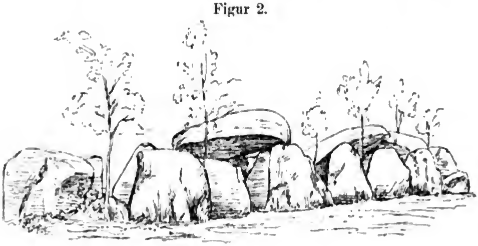
18) Die Alterthümer des Giersfeldes, Gemeinde Westerholte, bei Ankum (Ebendas. S. 10): Reste von 9 Steindenkmälern, von denen die 4 besten dem Staate gehören. In der Nähe des „Alkenkruges“, einer trichterförmigen Vertiefung, fand Hr. Tewes eine Eisenschlacke.

19) Die Steingräber von Ueffeln bei Ankum.

20) Das Steingrab bei Restrup, an der Landstrasse nach Bippen, sehr gut erhalten, dem Staate gehörig.

21) Das Steingrab bei Hekese (Fig. 2), wegen seines Umfanges und der Grösse der Steine das bedeutendste in der ganzen Reihe, auf einer dammartigen

Figur 2.



Anhöhe gelegen, die im östlichen Theile noch 6 Grabhügel trägt. Das vom Staate erworbene Grab ist 86 *m* lang und 6 *m* breit, jedoch nur an den beiden Enden nohh fast vollständig erhalten (Mitth. des Vereins f. d. Hasegau S. 8).

Hr. Tewes hebt am Schlusse hervor, dass die Gegend von Ankum, welcher die Alterthümer des Giersfeldes und die der Gemeinden Uefeln, Rüssel, Restrup und Hekese angehören, eine der wichtigsten für die Vorzeit unseres Vaterlandes ist. Schon früh wurde hier das Christenthum eingeführt, wie die Stiftungen zu Ankum, Bersenbrück, Merzen, Uefeln, Alfhausen, Bippen, Badbergen und Gehrde beweisen. Damals lagen in dieser Gegend Wittekind'sche Stammgüter. Nach dem Giersfelde und seinen beiden „hillgen Hallen" sollen noch am Ende des vorigen Jahrhunderts von Alfhausen, Merzen und Badbergen Prozessionen stattgefunden haben. Steinkeile findet man noch heute unter den Pferdekrippen der Bauerhäuser (Wächter S. 114). —

Die gleichzeitig vorgelegten „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde des Hasegaues" (Heft I. Ankum 1887. 18 S. mit einer Tafel) enthalten eine Aufzählung und kurze Beschreibung der Alterthümer des Gaues von W. Hardebeck aus Ankum. Sie liefern ein schönes Zeugniss dafür, wie allmählich der Sinn für die deutsche Alterthumsforschung auch in den kleineren Kreisen unseres Volkes erstarkt.

(10) Hr. M. Quedenfeldt theilt aus einem Schreiben des Mitgliedes Herrn 'Abd ess-Ssalâm Ben 'Abd er-Raḥmân in Clausthal vom 7. Mai d. J. auf dessen Wunsch mit, dass die von Hrn. P. Ascherson auf S. 33 des Heft I Jahrgang 1888 unserer Verhandlungen gegebene arabische Schreibweise des Wortes „ḥut", „Fisch", حُوت nicht die in Marokko gebräuchliche sei. Dort werde das Wort حوت geschrieben.

Ferner bestätigt Hr. 'Abd ess-Ssalâm das bereits von Hrn. Quedenfeldt mitgetheilte Vorkommen des Bûri (Mugil cephalus) an der marokkanischen Westküste und ergänzt diese Mittheilung dahin, dass sich der Bûri vorzugsweise in den Mündungen der grossen Ströme des Landes (Uâd Ssebû, Uâd Umm er-Rebĕ' u. a.) aufhalte.

(11) Hr. Rabl-Rückhard übersendet mit folgendem Briefe vom 15. d. M. Geschenke für die Bibliothek der Gesellschaft:

„Beifolgend übersende ich Separat-Abdrücke einiger, von mir für das Meyersche Conversationslexikon geschriebener anthropologisch-ethnographischer Artikel, eine von mir umgearbeitete Uebersicht der Menschenrassen nebst Karte und endlich vier Farbendrucktafeln von Völkertypen, mit der Bitte, dieselben der Bibliothek unserer Gesellschaft einverleiben zu wollen. — Ich möchte mir dabei einige erläuternde Bemerkungen erlauben. — Was die Artikel: Anthropologie, Mensch, Menschenrassen anbelangt, so sind dieselben vorwiegend neu bearbeitet, nur Einiges aus der früheren Auflage des Lexikons habe ich mehr oder weniger unverändert mit hinübergenommen, namentlich im Artikel Mensch. — In der Eintheilung der Rassen habe ich mich theils an Flower, theils an Peschel gehalten. — Noch ein Wort über die Tafeln: Dieselben sind ohne mein Zuthun durch unseren geschätzten G. Mützel zusammengestellt und ausgeführt worden. Derselbe hat sich dabei an die geographische Eintheilung gehalten, welche auch der frühere Artikel „Menschenrassen" befolgte. Dadurch entstand auf einzelnen Tafeln eine ziemlich bunte Mischung: „Kaukasier" sind sowohl auf der Tafel der asiatischen, wie der afrikanischen Völker zu finden, und es fehlt eine eigene Tafel für die europäi-

schen Völker. — Es erklärt sich diese Lücke vielleicht daraus, dass es schwer gefallen wäre, eine genügende Anzahl differenter Typen dieser Rasse zur Anfüllung einer ganzen Tafel zusammenzufinden, ohne dass eine Wiederholung entstanden wäre. Möglicherweise scheute sich auch der Künstler vor der Schwierigkeit der Wahl eines einzelnen Typus für jede Völkergruppe. — Da, wo die ethnologische Gruppirung sich mit der geographischen deckt, wie z. B. bei der Tafel der amerikanischen und oceanischen Völker (freilich letztere sind auch noch gemischter Rasse), wird die Gemeinsamkeit des Typus ausserordentlich auffällig.

„Zum Schluss bemerke ich nur noch, dass die ethnographische Karte eine Umarbeitung der früheren von Dr. Ploss entworfenen ist. Zum Theil ist dabei Huxley's Vertheilung der Menschenrassen mitbenutzt."

(12) Hr. Heinrich Brugsch legt

zwei bearbeitete Silex altägyptischen Ursprungs

vor, die seiner Meinung nach zu den besten Proben kunstgerechter Behandlung des Steines gehören. Es sei nicht daran zu denken, ihre Entstehung nach der, immer noch seit Lepsius bezweifelten prähistorischen Steinzeit Aegyptens zu verlegen. Sie gehören der geschichtlichen Periode Aegyptens an und stehen den in den Museen von Paris, London, Turin und Berlin vorhandenen Beispielen zur Seite. Während der Reise des Prinzen Friedrich Karl von Preussen in Aegypten 1883 hatte der Vortr. Gelegenheit, die beiden Stücke an einer Mumienstätte in Gebelên, an dem einbalsamirten Körper eines an der genannten Stätte begrabenen Aegypters, unter der Mumienumhüllung aus gröbsten Stoffen vorzufinden. Es war das erste und einzige Mal, dass er dem Zufall das Glück dankte, persönlich einen derartigen seltenen Fund zu machen. Gebelên, d. h. „die zwei Berge", liegt am linken Nilufer, ungefähr in der Mitte zwischen den beiden Städten Erment (Hermonthis) im Norden und Esne (Latopolis) im Süden. Der Umstand, dass Schweinfurth vor mehreren Jahren an derselben Stelle in den vorhandenen Mumienschachten ein Lager einbalsamirter Krokodile entdeckte, deren Verehrung nur sehr vereinzelt in den altägyptischen Tempeln und Nomen stattfand, führt zu dem Schlusse, dass Gebelên die Stelle der alten Stadt Krokodilônpolis (und zwar der südlichen) bezeichnet, welche nach Strabon (§ 817) in südlicher Richtung von Hermonthis und nördlich von den beiden Ortschaften Aphroditospolis und Latopolis gelegen war und nach seiner ausdrücklichen Angabe das Krokodil verehrte. In den hieroglyphischen Inschriften geographischen Inhaltes erscheint dieselbe Oertlichkeit unter dem

Figur 1.



Figur 2.



½ natürlicher Grösse.

Namen Anti, d. h. „der beiden Berge“, dessen arabische Uebersetzung, gebelên, die gegenwärtige Bezeichnung trägt.

Geschichtliche Daten in Verbindung mit diesem Stadtnamen habe er nirgends zu entdecken vermocht. Die Mumien von Gebelên gehören der niedrigen Volksklasse an. Reiche Leute zogen es vor, sich in den Nekropolen der in der Nähe gelegenen Hauptstadt Theben eine letzte Ruhestätte zu bestellen. Ueber das Alter der beiden Steinwerkzeuge vermag er nichts Sicheres anzugeben. Es fehlt jeder geschichtlich gesicherte Anhaltepunkt. —

Hr. Virchow bemerkt, dass er demnächst beabsichtige, über die ägyptische Steinzeit zu sprechen, und dass er sich bis dahin eine mehr eingehende Besprechung vorbehalte. Leider sei in Aegypten selbst ein so geringes Interesse für diese Frage, dass sogar die im Museum zu Bulaq befindlichen Steingeräthe wieder eingepackt seien und er nichts davon zu sehen bekommen habe.

Die von Herrn H. Brugsch vorgezeigten, ungewöhnlich schönen Specimina würden nach europäischen Begriffen der Periode des polirten Steins angehören. Zu ihrer Charakterisirung bemerkt er Folgendes:

Beide Stücke, welche zu dem Besten gehören, was Aegypten bisher an Steingeräth geliefert hat, zeigen nach Material und Farbe, sowie nach der Technik, die bei ihrer Herstellung angewendet ist, so viel Uebereinstimmendes, dass man sie auch ohne den sehr interessanten Fundbericht derselben Zeit zuschreiben müsste.

Das eine Stück (Fig. 1) stellt ein halbmondförmiges, plattes Geräth von 18 *cm* Länge und in der Mitte 3 *cm* Breite dar, dessen abgerundete Enden etwas dünner, als die Mitte sind. Die Farbe ist leicht bräunlichgrau, an den Rändern durchscheinend. Diese Ränder sind ganz fein gezähnelt und in Folge dessen scharf und ringsum schneidend. Die beiden Flächen zeigen je 2 Reihen flacher Absplisse, welche in der Mitte durch einen unregelmässigen Graht zusammenstossen und von einander durch etwas erhabene, gekrümmte Linien abgegrenzt sind. Zuweilen sind auf einer Seite statt eines Absplisses 2 und mehr kleinere angebracht.

Das andere Stück (Fig. 2) gleicht einer sehr platten Dolchklinge; es ist ungefähr 17 *cm* lang und hat in der Mittellinie, etwas mehr gegen das hintere Ende hin, eine Dicke von 6—7 *mm*. Vorn läuft es in eine Spitze mit convexen Rändern aus, dann verbreitert es sich unter allmählicher Divergenz der Ränder, um gegen das hintere Ende in 2 nach aussen vorgebogene Spitzen auszulaufen. Zwischen diesen Spitzen liegt eine 1,5 *cm* tiefe Einbuchtung, deren Ränder schwach gewölbt sind, aber in einem spitzen Winkel zusammentreffen. An den Rändern ist auch dieses Stück durchscheinend und mit zahlreichen feinen Spitzchen versehen, welche sehr sauber durch Dengeln ausgebrochen sind. Die beiden Flächen sind schwach gewölbt und ebenfalls mit queren, muscheligen Absplissen bedeckt, die auf der einen Seite breiter, auf der anderen schmaler, und in der Mitte durch weitere Absplisse verbunden sind. Material und Farbe wie bei Fig. 1, höchstens ist die Farbe im Ganzen etwas lichter, mehr bräunlichgelb und nur stellenweise bräunlichgrau und matt. Zum Stossen erscheint das Instrument weniger geeignet, als zum Schneiden. Jedoch sieht es einem Zierstück ähnlicher, als einem Werkzeuge zum Gebrauch.

(13) Hr. Virchow bespricht die

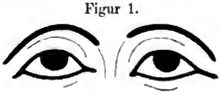
altägyptische Augenschwärze.

Zu wiederholten Malen habe ich der Gesellschaft Mittheilungen gemacht über die Auffindung von Schmucksachen und Geräthen aus Antimon in den Ländern

des Kaukasus und in Mesopotamien (Verhandl. 1884. S. 126 und 503, 1887. S. 334 und 559), welche den Beweis lieferten, dass, ganz entgegen den bis jetzt verbreiteten Vorstellungen, die Kenntniss des metallischen Antimons und seine Verarbeitung schon bis in eine graue Vorzeit zurückreicht. Zugleich legten diese Funde die Frage nahe, ob nicht eine gemeinsame Bezugsquelle für das Mineral anzunehmen sei. Auch in dieser Richtung ist es allmählich gelungen, wenigstens einzelne Angaben über natürliche Lagerungsstätten des Minerals in Kaukasien und Persien zu sammeln (Verh. 1884. S. 128, 1887. S. 335 und 560).

Bis dahin hatte ich irgend eine Beziehung zu den noch heutigen Tages im Orient viel gebräuchlichen schwarzen Augensalben, obwohl die Zusammensetzung mancher derselben aus Antimonpräparaten bekannt ist, nicht aufgesucht. Erst die Erfahrungen auf meiner ägyptischen Reise haben mir die Möglichkeit nahe gebracht, dass doch vielleicht solche Beziehungen existiren. Schon bei meinem ersten Besuche des Museums von Bulaq fiel es mir auf, dass die colorirten Statuen aus dem alten Reich ganz ähnliche schwarze Striche an den Augenlidern und in der Nachbarschaft der Augen zeigen, wie sie noch heutigen Tages von den Frauen der Eingebornen getragen werden. Ich nenne speciell die berühmten Statuen des Kronprinzen Rahotep und seiner jungen Gemahlin Nefert (Nr. 1050), welche aus einem Mastaba von Meydum stammen und der 4. oder 5. Dynastie angehören. Man schätzt sie als die ältesten bis jetzt bekannten Bildsäulen. Auch die lebensgrosse Statue des Ra-Nefer, eines Priesters aus der 5. Dynastie (Nr. 1049), kann als ein gutes Beispiel der Augenfärbung genannt werden. Kleine Alabastergefässe mit schwarzer Schminke aus der 11. Dynastie sind in Bulaq vorhanden.

Figur 1.



Nach einer Holzmaske aus einem thebanischen Grabe.

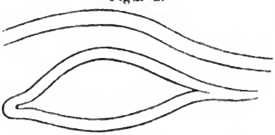
Da die genannten Statuen colorirt sind, so kann kein Zweifel darüber sein, dass die schwarze Augenschminke dargestellt werden sollte. Man färbte mit derselben nicht nur die Lidränder, sondern auch die Augenbrauen und führte die Striche nach der Schläfe zu ein ganzes Stück über das Auge hinaus (Fig. 1). Dadurch gewann das Auge nicht nur an Glanz und an Schärfe der Contourlinien, sondern es wurde geeignet, die Aufmerksamkeit des Beschauers so sehr zu fesseln, dass es zum beherrschenden Bestandtheil des ganzen Gesichts wurde. Zugleich steigerte diese Färbung die mandelförmige Gestalt der Augenspalten weit über das Natürliche hinaus zu einer fast schlitzförmigen, die gewöhnlich an dem inneren Winkel schwach gesenkt ist, nach aussen dagegen, wo die Augenbrauenlinie sich der Lidlinie nähert, zuweilen etwas in die Höhe geht, und dadurch der chinesischen Form ähnlich wird. Wie sehr der Gesammtausdruck des Gesichts dadurch verändert wird, sieht man am besten an lebenden Frauen. Wir hatten in dem arabischen Spital von Alexandrien, wo Prostituirte in grosser Zahl zur Vorstellung kamen, reiche Gelegenheit, die Wirkung dieser Bemalung zu sehen, die sich übrigens nicht auf die Augen allein beschränkt, sondern in grosser Ausdehnung, und zwar in ziemlich stereotypen Mustern, auch auf die Handrücken angewendet wird. Letzteres ist auch bei Männern sehr gebräuchlich. In demselben Spital traf ich auch einen Mann, einen Sahidi von Monfalut bei Assiut, der gefärbte Lider hatte, — eine allerdings recht seltene Erscheinung, da sonst fast ausschliesslich Frauen die Bemalung anwenden. In dem Spital von Assiut selbst hatte ich die ersten Fälle von Bemalung der Handrücken an Männern bemerkt.

Man muss sich dabei vor der Verwechselung mit gewissen Tättowirungen hüten. Die Frauen und Töchter der Fellahin, hier und da auch die der Barabra,

tragen sehr gewöhnlich blaue Tättowirungen an der Stirn und am Kinn, am häufigsten kurze Striche in kleinen Reihen, zuweilen Gruppen von Punkten oder Strichen in Gestalt von Blumenkronen. Bei einiger Uebung unterscheidet man sie leicht von den Bemalungen. Im Alterthum scheinen Tättowirungen nicht angewendet worden zu sein.

Von besonderem Interesse ist die Uebertragung der Bemalungslinien vom Auge der colorirten Statuen auf das Auge der nicht colorirten, an welchen die schwarzen Linien in erhabene Leisten übergeführt wurden. So zeigt der liegende Coloss von Ramses II. bei Mitrahine eine ganz lang ausgezogene Augenspalte mit etwas gesenktem innerem Winkel und ganz weit nach der Schläfe verlängerte Linien in erhabener Arbeit (Fig. 2). Aehnliches findet sich auch in späterer Zeit sehr häufig. Es kann darnach nicht zweifelhaft sein, dass diese Leisten nicht die natürliche Form des Auges wiedergeben, sondern vielmehr die Schminklinien zur Erscheinung bringen sollen, gerade so wie die Kopfperrücke und die künstlichen Kinnbärte nur eine Schmuckzugabe, nicht das natürliche Haar darstellten. So bestimmend ist die Augenschminke, die jetzt im Arabischen koḥl oder kuḥl heisst, für die ägyptische Skulptur geworden.

Figur 2.



W i l k i n s o n (The manners and customs of the ancient Eyptians, ed. S. B i r c h. London 1878. Vol. II. p. 347) bestätigt, dass die Sitte, Lider und Brauen mit einem angefeuchteten Pulver von schwarzer Farbe zu zeichnen, in Aegypten seit den ältesten Zeiten verbreitet war. Das Pulver, sagt er, sei auf verschiedene Weise hergestellt worden. Einige gebrauchten Antimon, schwarzes Manganoxyd, Bleipräparate und andere Mineralstoffe; andere wieder das Pulver oder den Blak von verbrannten Mandeln oder Weihrauch, und endlich zogen manche ein Gemisch verschiedener Dinge vor. Soweit man aus den Alterthümern schliessen könne, sei die Sitte in früher Zeit auch von den Männern befolgt worden. In den Gräbern sei eine Anzahl von Gefässen aus Metall, häufiger aus Stein, Holz oder Thon gefunden worden, zugleich mit den kleinen Pistillen, mit denen man die Schwärze auftrug. Abbildungen sowohl von den Schminkbüchschen, als von dem Pistill giebt W i l k i n s o n (p. 348. Fig. 1—7).

Ich hatte mich mehrfach nach solchen Schminkbüchschen umgesehen, um, wenn möglich, eine genauere Untersuchung des Inhalts zu veranlassen. Nach längerem Nachforschen fand ich endlich Beides, Büchse und Pistill, bei dem deutschen Consul in Luqsor, Hrn. T o d r u s, welcher die Güte hatte, mir Beides zu überlassen. Die kleine Büchse (Fig. 3) ist aus Alabaster und enthält noch eine grössere Menge von Augenschwärze; das Pistill (Fig. 4) hat eine keulen- oder kolbenförmige Gestalt und ein schwarzbraunes, glattes Aussehen. Es entspricht ganz der

Figur 3.



Figur 4.



Natürliche Grösse.

von Wilkinson abgebildeten Form, während die Büchse mehr Aehnlichkeit zeigt mit den in der Hand von Opfernden so gewöhnlichen Salb- und Weihrauchbüchsen.

Das ganz fest eingepresste Pulver hat ein schwärzlichgraues, metallisches Aussehen und erinnert allerdings sehr an Antimon. Aber die von Hrn. Salkowski veranstaltete Analyse hat ergeben, dass es fast ganz aus Schwefelblei besteht. Ein Stück krystallinischen schwarzen Minerals, welches mir Hr. Todrus übergab und welches in einem Grabe gefunden sein sollte, erwies sich als ganz verschieden davon. Nach der Bestimmung des Hrn. Hauchecorne besteht dasselbe aus Eisenglanz. Er schreibt: „Das Erzstückchen ist, wie Sie richtig vermuthet haben, kein Grauspiessglanz, sondern Eisenglanz (Eisenoxyd), demjenigen Vorkommen sehr ähnlich, welches in den Alpen als sogen. Eisenrosen bekannt ist. Die chemische Untersuchung hat die mineralogische Bestimmung bestätigt."

Ich bezweifle keineswegs die Angabe von Wilkinson, dass manches koḥl aus Antimon besteht; es würde jedoch darauf ankommen, zu ermitteln, in welcher Zeit dieses gebräuchlich wurde. Leider konnte mir Hr. Todrus über das Alter des Grabes, aus welchem die mir von ihm übergebene Schminkbüchse stammt, nichts berichten. Vielleicht findet sich in einem der ägyptischen Museen oder einer der so zahlreichen Privatsammlungen weiteres Material für Analysen. Darnach würde dann festzustellen sein:

1) wie früh erscheint Augenschminke aus Antimon?

2) woher stammt dieses Antimon?

In letzter Beziehung erinnere ich daran, dass nach der Mittheilung des Herrn Quedenfeldt (Verh. 1887. S. 284) in Marokko, wo die Augenschminke ḳöḥöl heisst, dieselbe aus Antimon bestehe, welches im Lande selbst gefunden wird. Es wäre wünschenswerth, dass von allen diesen Punkten Material, namentlich auch von den natürlichen Erzen, gesammelt würde, damit vergleichende Analysen hergestellt werden können. Ich werde gern bereit sein, das etwa an mich eingesendete Material in diesem Sinne prüfen zu lassen. Für Aegypten dürfte die Aufmerksamkeit sich in erster Linie den Erzdistrikten des Sinai zulenken müssen; sollte hier kein natürliches Antimonerz zu ermitteln sein, so würde wohl auf weiter zurückliegende asiatische Quellen zurückzugehen sein. Ob jedoch jemals reines Antimon in Aegypten eingeführt worden ist, muss vorläufig bezweifelt werden.

Vor Kurzem habe ich in der Gesellschaft (Verh. 1887. S. 566, 723) modernes westafrikanisches Ringgeld gezeigt, welches aus einer Mischung von Kupfer, Blei und 5 pCt. Antimon bestand. Dies ist die einzige Beobachtung von dem Vorkommen antimonhaltiger Geräthe in Afrika, welche mir bekannt ist; irgend einen Anhalt zur Beurtheilung der Herkunft dieses Antimons habe ich bis jetzt nicht aufgefunden. —

Hr. H. Brugsch: In der Sprache der Kopten bezeichnet das Wort ⲥⲧⲏⲙ (stēm) so viel als stibium, antimonium, collyrium. Es ist die unveränderte Form der älteren stem, wodurch hieroglyphisch wie demotisch dasselbe angezeigt wird. Von dem Verbum stem abgeleitet, mit der Bedeutung von salben, besonders mit Bezug auf das Auge gesagt, ist der ursprüngliche Sinn des Substantivs ganz allgemein Salbe. Schon die Alten bestätigen den ägyptischen Ursprung des Lehnwortes στίμμι, στίμμις für Antimon. Plinius, vor allen in ägyptischen Dingen gewöhnlich gut unterrichtet, giebt (Hist. nat. 33, 101) dem Metalle die Namen stimmi, stibi, alabastrum und larbasis. Die Bezeichnung alabastrum rührt ohne Zweifel von den (ägyptischen, nach Italien vielfach eingeführten) Alabastergefässen her, in welchen die Stimmi-Salbe aufbewahrt zu werden pflegte. „Unguenta optume servantur in alabastris", versichert er selber an einem anderen Orte

(13, 19). Wegen der adstringirenden und kühlenden Eigenschaften lässt er das Stimmi als Augensalbe der Frauen dienen und von vielen deshalb Platyophthalmos genannt werden. Eine Mischung von Stimmi in Staubform (farina), Weihrauch (tus) und Gummi (cummi) soll nach ihm (33, 102) gegen Flüsse (fluctiones) und Geschwüre (exulcerationes) an den Augen helfen, Blutausflüsse aus dem Gehirn stillen, bei frischen Wunden äusserst wirksam sein, auch bei alten Hundebissen helfen mit einem Zusatz von Fett (adeps), Silberglätte (spuma argenti), Bleiweiss (cerussa) und Wachs. Ich erwähne ausführlicher seine Angaben, da in den altägyptischen sogenannten medicinischen Papyrus (in Berlin, Leipzig, Leiden und Bulaq) eine Mischung von Stimmi, Weihrauch, Ochsenfett, Wachs und anderen Ingredienzen als Heilmittel bei Augenkrankheiten, Blutausflüssen (auch Menstruation), Muskelschmerzen und anderen Krankheiten an vielen Stellen aufgeführt wird. Die Verwendung des Stimmi geht nach den vorliegenden Zeugnissen in die ältesten Zeiten zurück. Die inschriftlichen Quellen, insoweit ich dieselben geprüft habe, weisen ihm einen ausländischen Ursprung an. Dass übrigens die Aegypter mit dem Stimmi die Vorstellung der Schwärze verbanden, geht aus folgender Stelle des sog. gnostischen Papyrus von Leiden (verso, II Lin. 7 fll. — aus der Mitte des 3. Jahrhunderts) hervor, die ich in wörtlicher Uebersetzung anführe:

„Der (sic) Maknesia
MANECIA (sic)
ein schwarzes Mineral, ähnlich wie Stem (στίμμι), der, wenn du ihn zerstampfst, schwarz wird.“

(14) Hr. Virchow spricht über

Wetzmarken und Näpfchen an altägyptischen Tempeln.

Die Frage der „Rillen und Näpfchen“ an alten Kirchen hat unsere Gesellschaft sehr oft beschäftigt, ja wir sind an derselben in gewisser Weise persönlich betheiligt, da sie überhaupt zuerst in unserem Kreise angeregt worden ist, so dass eine Erweiterung des thatsächlichen Materials über die bisherigen Gebiete hinaus immer lehrreich ist. So ist mir erst neulich eine kleine Schrift des Hrn. Wankel (Die Rund- und Wetzmarken an alten Kirchen, insbesondere an der Mauritzkirche zu Olmütz und der alten Georgskirche zu Littau. Olmütz 1884) zugegangen, worin derselbe das Vorkommen solcher Zeichen an cyrillischen Kreuzen nachweist, die er als eine Art von Ersatz für die Steinfiguren (Baby) der älteren Zeit ansieht.

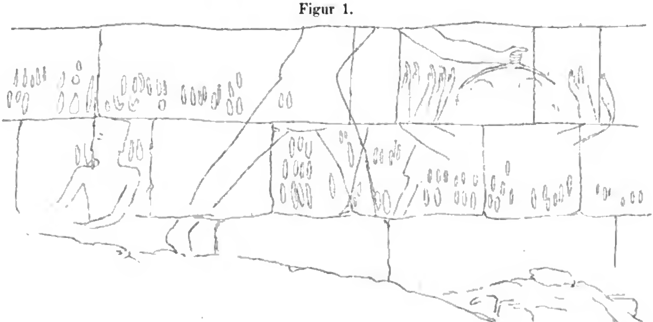
Nichts war für mich mehr überraschend, als beim Besuch der ersten altägyptischen Tempel, die ich sah, auf zahlreiche Wetzmarken zu stossen. Es war am 27. Februar, wo sie mir am Vormittage in Esne, am Abende in Edfu in grösster Menge entgegentraten. Der schöne Tempel von Esne, der noch jetzt zum grössten Theil verschüttet und von den elenden Hütten der Eingebornen bedeckt ist, zeigt sofort beim Eintritt in die Ausgrabungsstelle an den mächtigen Säulen der Façade, die aus römischer Zeit stammt, eine grosse Anzahl senkrechter Rillen, die sich von unseren Kirchenmarken hauptsächlich durch geringere Länge und grössere Breite in der Mitte auszeichnen, so dass sie meist eine spindelförmige, an den Enden zuweilen etwas abgerundete Gestalt besitzen. Im Innern des Tempels konnte ich keine auffinden und auch an der Façade schienen nur diejenigen Theile der Säulen damit versehen zu sein, die nicht ganz verschüttet gewesen waren. So entstand die Frage, ob sie nicht erst in neuerer Zeit hergestellt seien, aber keiner der Eingebornen wollte über ihre Entstehung etwas wissen. Als wir gegen Abend in den prächtigen Tempel von Edfu, dieses herr-

lichste Vermächtniss der Ptolemäer, eintraten, zeigten sich noch grössere und zahlreichere Rillen an den Basen und den unteren Theilen der Säulen des eigentlichen Tempelsaales, in welchen man von dem grossen Hofe aus gelangt; namentlich bedeckten sie die Säulen, welche an den Eingängen zu den kleinen Nebenkammern stehen. Hier dürfte ihr hohes Alter weniger zweifelhaft sein. Denn erst Mariette (Itinéraire de la Haute-Egypte. 3e Edit. Paris 1880. p. 205) hat diesen Tempel ausgegraben. Wie er sagt, hatte das moderne Dorf denselben eingenommen (envahi) und selbst die Terrassen desselben waren mit Häusern, Ställen und Magazinen aller Art bedeckt. Im Innern hatte der Schutt sich fast bis zur Decke der Kammern angehäuft. Darnach sollte man annehmen, dass auch die Basen der Säulen ganz von dem Schutt verhüllt gewesen sein müssen und dass die Herstellung der Rillen mindestens bis in die altchristliche Zeit zurückreicht.

In dem alten Tempel von Gebel Silseli sah ich sodann am Boden einen flachen Stein mit sehr regelmässigen Näpfchen, die in 2 Reihen zu je 6 angeordnet waren und etwa 5 *cm* im Durchmesser hatten. Die uns begleitenden Fellachen erklärten, dass diese Näpfchen zum Spielen bestimmt seien; einer derselben zeigte uns auch das Spiel, welches darin besteht, dass kleine Steinchen oder Topfscherben in die Näpfchen gesetzt und nach einer bestimmten Regel gewechselt werden. In besonderer Fülle und Mannichfaltigkeit fanden sich solche Schalensteine in Philae, sowohl oben auf der höchsten Gallerie im Thurme, als auch unten vor der Thür. Hier erfuhr ich, dass die mit 12 Näpfchen (je 6 in 2 Reihen) versehenen Steine (oder das Spiel darauf?) Mungálla oder Mangálla, die mit 24 (je 6 in 4 Reihen) Sirghé genannt werden. Zugleich gab es aber auch zahlreiche senkrechte Rillen, namentlich an dem Tempel Hadrians und den Säulenreihen vor dem Tempel, jedoch fehlten sie an den untersten Theilen der Säulen oder waren doch weniger häufig, als gegen die Mitte hin, die wohl weniger verschüttet gewesen ist. An manchen Stellen waren sie so lang und scharf, wie an der Kirche von Hagenau im Elsass.

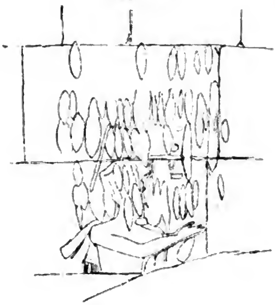
Ungemein zahlreich zeigen sich die Rillen in dem Haupttempel von Luqsor, der am Nilufer gelegen ist, und zwar nicht bloss an der Aussenwand; die meisten erst in 3—4 *m* Höhe, stets senkrecht, sehr breit und meist oval. Desgleichen in Karnak und Medinet-Abu, sowie in Qurnah, dessen Tempel an der vorderen Säulenreihe voll von Rillen ist. Hier sah ich auch grössere Mangállen auf flachen Steinen mit

Figur 1.



5 × 5 und 7 × 7 Näpfchen; eine solche Figur war auf einem liegenden Säulenstück gerade auf der Königs-Cartouche angebracht. Ganz besonders interessant erscheinen die Rillen an der äusseren Fläche der Nordwand des grossen Säulensaales im Haupttempel von Karnak, wo die Siege des Königs Seti I. in reichen Basreliefs dargestellt sind. Die Rillen liegen durchweg an den tieferen Abschnitten der Mauer, die früher durch Schutt verdeckt waren und erst neuerlich freigelegt worden sind. Sie laufen hier schonungslos quer durch die Figuren hindurch. Eine Photographie von mir zeigt einen solchen Abschnitt der aus grossen Sandsteinquadern aufgeführten Mauer (Fig. 1); noch dichter und zahlreicher sind sie an einer von dem Photographen Hrn. Beato in Theben aufgenommenen Stelle (Fig. 2). Ueberall sind sie in der Mitte sehr breit und tief, gegen die Enden hin flacher und leicht gerundet.

Figur 2.



Aehnliche Beobachtungen liessen sich immer wieder von Neuem anstellen. So zeigten die Säulen in Denderah unten tiefe Rillen und am Eingange Mangalla-Steine. Spärlicher sind die Rillen in Seti's Tempel zu Abydos: im Innern der einzelnen Zellen sah ich gar keine, dagegen etwas mehr am Ende der ersten Halle links und zwar in der untersten Abtheilung der Wand. Im Ramses-Tempel daselbst sind die Rillen zahlreich und selbst die Bildsäulen sind nicht verschont; namentlich die Füsse und die Piedestale waren damit bedeckt.

Das am meisten Abweichende von unseren Kirchenmarken beruht also darin, dass Näpfchen sich eigentlich nur auf flachen Steinen finden und beständig zu den Spielen der Eingebornen gebraucht werden. Offenbar gehören sie einer jüngeren Zeit an. Traf ich doch sogar oben auf der grossen Cheops-Pyramide von Gizeh, wo eine Art von Plattform zum Aufenthalt der Besucher eingerichtet ist, mehrere grosse Mangalla-Felder mit Reihen zu je 7 Näpfchen. Eine Combination von Rillen und Näpfchen an einer stehenden Fläche habe ich nur an der zerstörten Festung Schataui oberhalb von Abu Simbel gesehen, wo hier und da einzelne Trümmer der Mauerreste und Sandsteinquadern stehen geblieben sind, über denen sich die Schlammziegel-Mauern einer koptischen Bevölkerung erheben; an den Quadern sind sowohl Rillen, als Näpfchen angebracht. Auch an den Pylonen von Karnak fand ich einzelne Näpfchen, ohne über deren Bedeutung etwas erfahren zu können.

Die Rillen, welche in der That durch ihre Grösse und Häufigkeit eine charakteristische Erscheinung an den altägyptischen Tempeln darstellen, dürften wohl in der Hauptsache der altchristlichen Zeit angehören. Ihr Vorkommen theils an sehr tiefen, später verschütteten, theils an höheren, erst nach Bildung einer Schuttschicht erreichbaren Stellen deutet darauf hin, dass sie bald nach der Unterdrückung der alten Religion hergestellt worden sind. Dass sie nicht in der Zeit der Pharaonen selbst gemacht wurden, beweist ihr Vorkommen an den Bildsäulen selbst und an den mit herrlichen Siegesdarstellungen geschmückten Mauern. Es konnte nur eine Bevölkerung sein, welche die alten königlichen und kirchlichen Ueberlieferungen verachtete, wahrscheinlich dieselbe, welche an so vielen Stellen

mit bewusster Brutalität die alten Bilder, ja mit besonderer Vorliebe die Gesichter der Götter und der Könige zerpickte und unkenntlich machte. Möglicherweise wurden in den Rillen die Instrumente wieder geschärft, welche bei der Zerstörung der Reliefbilder abgestumpft worden waren. Aus einem solchen Gebrauche würde sich die ungeheure Zahl und Tiefe der Rillen, sowie ihre eigenthümlich ovale Form und ihr Sitz vielleicht am besten erklären.

Derartige Localbeobachtungen in verschiedenen Ländern werden wohl dahin führen, mit etwas mehr Vorsicht, als es vielfach geschieht, die Bedeutung solcher Rillen und Näpfchen zu beurtheilen und sie nicht überall nach einem einheitlichen Schema als Ueberlebsel einer prähistorischen Zeit anzusehen. Ich erinnere an meine Mittheilungen über die Näpfchen an alten Säulen und Statuen in Cordoba und Sevilla (Verh. 1880. S. 436), wo dieselben gleichfalls zu einem Spiele, genannt caliche, dienen.

Um so auffälliger ist es mir, dass ich bei meinem Aufenthalt in Griechenland, wo ich mit Herrn und Frau Schliemann die hauptsächlichen Ruinenstätten des Peloponnes besuchte, fast gar keine derartigen Marken wahrgenommen habe. In meinen Notizen finde ich nur die Beobachtung von Rillen in der Mauer der zerstörten Akropolis bei Megalochori, an der Nordküste der Halbinsel Methana. —

Hr. Brugsch erklärt, er habe in Aegypten nur Spiellöcher gesehen, übrigens aber der Sache keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet.

(15) Hr. Karl von den Steinen berichtet in einem Briefe d. d. Cuyabá, 9. März, an Hrn. Virchow über den weiteren Verlauf der

centralbrasilianischen Reise.

„Unsere Thätigkeit geht hier ihrem Ende entgegen. In diesem Monat haben wir Besuch von einem Dutzend Parecí gehabt, welche der Präsident der Provinz auf meinen Antrag, da es uns nicht möglich war, sie in ihrer Heimath aufzusuchen, aus den Campos der Paraguayquellen herbeordert hat. Ich bin sehr froh, dass diese Untersuchung nicht versäumt worden ist, weil sie eine werthvolle Ergänzung unseres Materials geliefert und dargethan hat, dass die in der Literatur über die Classificirung dieser Eingebornen aufgestellten Vermuthungen ganz irrig sind. Mato Grosso ist wirklich eine ethnologische Goldgrube. Ich danke alle Tage den Göttern, dass ich Afrikareisender in Südamerika geworden bin. Es giebt unendlich viel zu thun, es ist höchste Zeit, es zu thun, aber das Land ist aus der Mode und die in ihr Tupy gänzlich verrannten Brasilianer selbst studiren nur den vor Alters gedruckten Indianer, den aber von unhaltbaren Voraussetzungen aus.

„Praktisch sind sie erst recht unglücklich. Von den wilden Coroados, zu denen wir in nächster Woche aufbrechen wollen, hatte man endlich 1000 und einige „gezähmt" in einer Colonie beisammen; die durch ihre Raub- und Mordanfälle schlimm heimgesuchten Bewohner hatten endlich aufgeathmet, — da kommt jetzt die Nachricht, dass mehr als 700 wieder das Weite gesucht haben. Wir werden sehen, was für uns noch übrig geblieben ist."

(16) Hr. H. v. Ihering, der übrigens beabsichtigt, im Laufe des Sommers nach Europa zu kommen, übersendet aus Rio Grande do Sul, 22. Februar, folgende Mittheilung über

die Verbreitung der Ankeräxte in Brasilien.

In dem Museum zu Rio de Janeiro sind für die Kenntniss der prähistorischen

Geräthe der Indianer bereits sehr reiche und werthvolle Schätze angesammelt, von denen ein grosser Theil neuerdings durch den verdienstvollen Leiter und Organisator jenes Museums, Dr. Ladislaú Netto, bekannt gemacht wurde. Seine grosse, von zahlreichen Abbildungen begleitete Arbeit: „Investigaçoes sobre a Archeologia Brasileira“ bildet den Hauptinhalt von Bd. VI der Archivos do Museu nacional Jahrgang 1885. In dieser umfangreichen und grundlegenden Arbeit ist u. A. auch ein durch gute Abbildungen erläuterter Ueberblick über die verschiedenen, bisher in Brasilien getroffenen Steinwaffen und sonstigen Steinutensilien gegeben, welcher eben der zahlreichen bildlichen Darstellnngen halber künftig als Basis für alle weiteren bezüglichen Untersuchungen wird gelten müssen.

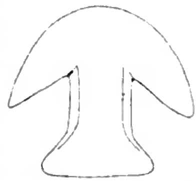
Eine der Hauptaufgaben wird es dabei sein, die verschiedenartigen Culturelemente unterscheiden und ihre Verbreitung würdigen zu lernen. Leider müssen wir bekennen, in dieser Hinsicht erst am Anfange zu stehen. Am nächsten liegt es ja, in dieser Hinsicht die Funde vom Amazonasgebiete mit jenen von Rio Grande do Sul zu vergleichen, wobei sich vielerlei Differenzen ergeben. Trotzdem sind wir bisher nur im Stande gewesen, eine einzige Form von Steingeräthen als dem Süden ausschliesslich eigen zu erkennen. Es sind das jene scheibenförmigen Steine mit centraler Durchbohrung und zugeschärfter Randkante, welche ohne Zweifel auch im Berliner Museum für Völkerkunde vertreten sind. Abgebildet finden dieselben sich bei Ladislaú Netto l. c. p. 494 und Taf. VI Fig. 22. C. v. Koseritz[1]) hat das Verdienst, zuerst darauf hingewiesen zu haben, dass diese runden und durchbohrten polirten Dioritäxte nur in Rio Grande do Sul vorkommen.

In seinem 1885 erschienenen Buche „Bilder aus Brasilien“ bemerkt C. von Koseritz S. 264 über die Sammlung von Steinwaffen im Museum zu Rio de Janeiro: „Der Typus der einfachen riograndenser Steinäxte geht nicht über Paraná hinaus; von da ab kommen seltene Formen, ornamentirte Stücke u. s. w. in Menge vor; dahingegen existirt die für Rio Grande typische runde Axt in keiner anderen Provinz, und ich sah zu meiner grössten Verwunderung, dass dieser Typus gänzlich im Museum fehlt.“ (Dies beruht auf einem Irrthum, da das Museum auch Exemplare dieser Aexte von mir erhielt. v. Ih.) „An halbmond- und sichelförmigen Aexten (die bei uns gar nicht vorkommen) ist hier im Museum Ueberfluss und ich sah da herrliche Exemplare.“

Solche halbmondförmige oder sichelförmige Aexte bildet Ladislaú Netto mehrfach ab, als im Norden des Kaiserreiches gefunden, so eine p. 494 und mehrere andere Tafel VI, Fig. 25, 26, 28—30. Auch ich hatte, wie v. Koseritz, nie solche Aexte aus Rio Grande do Sul kennen gelernt. Da ich nun neuerdings ein prachtvolles Exemplar von diesem Typus hier kennen lernte, halte ich es für zweckmässig, selbes durch Beschreibung und Abbildung bekannt zu machen.

Die im Folgenden abgebildete, 660 *g* schwere Axt wurde in der Serra do Herval gefunden, jenem kleinen niedrigen Gebirge, welches zwischen dem 30 und 31° südl. Breite, westlich von der Lagoa dos patos zwischen Camaquam und Jacuhy gelegen, neuerdings anlässlich der in ihm gelegenen Colonie S. Feliciano öfters genannt wurde. Die Axt befindet sich im Besitze des Hrn. Otto Franz, dem ich sie trotz unserer freundschaftlichen Beziehungen bisher noch nicht habe abjagen können. Diese Axt besteht aus zwei Theilen, der sichelförmigen Axt und dem

1) Carlos von Koseritz, Bosquejos ethnologicos. Porto Alegre, Gundlach & Co. 1884. p. 10: „machados redondos com um orificio alerto no centro“ ... „esses machados redondos são uma especialidade desta região.“ —



nach dem oberen freien Ende hin verbreiterten Stiele. Sie misst in der Länge 137 *mm*, bei 149 *mm* grösster Breite zwischen den Spitzen der Schneide. Der sichelförmige Hauptheil der Axt läuft in eine mässig scharfe und vom Gebrauche mehrfach beschädigte Schneide aus. Auch der obere Rand des Sicheltheiles, sowie der Seitentheil des Stieles gehen in ziemlich scharfe Kanten aus.

Der Stiel geht unmittelbar und ohne besondere Abgrenzung aus dem oberen Theil der Sichel hervor; nur von dem Winkel, in welchem Sichel und Stiel jederseits aneinander stossen, geht eine seichte Grube oder Rinne aus, die keinen praktischen Nutzen gehabt haben kann, sondern nur zur Verschönerung bestimmt war, indem sie zur besseren Abgrenzung beider Theile diente. Der Stiel ist abgeflacht, 55 *mm* breit und 30 *mm* dick. Er ist leicht sechskantig, indem die Mittelfläche in einer nicht sehr deutlichen Kante sich gegen den schräg abfallenden Seitentheil abgrenzt. Das oberste Stück des Stieles ist erweitert und abgesetzt, es ist nur grob zugeschliffen, nicht polirt.

Das Material, aus dem die Axt besteht, ist jene melaphyrartige Masse, die in grünlicher Grundsubstanz dunklere Massen eingeschlossen hält, und welche in Brasilien Diorit genannt wird, ob und mit welchem Rechte, lasse ich dahingestellt. Eine sorgfältige mineralogische Untersuchung der in Brasilien zu Artefakten verwendeten Gesteine hat meines Wissens überhaupt noch niemals stattgefunden und wäre doch wohl sehr lohnend. Ich glaube die geologischen Verhältnisse der beiden südlichen Gebirgssysteme der Provinz, eben der Serra do Herval und der Serra dos Taipes, ziemlich gut zu kennen, so dass meine Behauptung, dieser Diorit finde sich daselbst in natürlicher Lagerung nicht vor, wenigstens Beachtung verdient. Die Grundlage beider Gebirge ist überall Granit, wie in der Serra geral der Provinz, als deren letzte abgezweigte Ausläufer eben jene beiden kleinen Gebirgssysteme erscheinen, deren Erhebung im Allgemeinen nur zwischen 300—500 *m* über dem Meeresspiegel schwankt. Selten findet man Sandstein in geringer Quantität und Qualität, ab und zu Thoneisenstein, zuweilen in Knollen und Kugeln, welche letztere theilweise zwiebelartig aus concentrischen Lagen gelber, stark verwitterter Massen bestehen, die erst im Innern den festen blauschwarzen Kern umschliessen. Irre ich nicht, so besteht ein Theil der ab und zu in der Provinz gefundenen Bolaskugeln aus solchen Thoneisensteinkugeln[1]. Aus demselben Material bestehen meiner Ansicht nach auch jene mit ockerartiger Kruste überzogenen gehauenen Geräthe aus einem dunklen harten, nur aussen verwitterten Gesteine, welche auch im Berliner Museum vertreten sind. Dasselbe Gestein habe ich auch nicht selten in einzelnen Blöcken und Stücken gefunden, so dass das Material zu diesen Artefakten aus der Provinz selbst stammt.

Neben diesen Gesteinen erscheint und zwar in grossen Massen, einzelne Hügel oder Bergkuppen bildend, im Süden der Provinz noch ein anderes Gestein, das zwischen Melaphyr und Basalt steht. Bei Jaguorão traf ich es in reguläre sechseckige Säulen, ganz wie beim typischen Basalt, zerlegt, im Uebrigen aber ohne solche Klüftung. Eine genauere Untersuchung der Steinwaffen Rio Grandes würde

1) In einer kleinen Thalschlucht in der Colonie S. Lourenzo, Picada Bonvista, lernte ich eine Stelle kennen, wo die sonderbaren Kugeln sich in Menge im Erdreich eingebettet fanden.

wohl einen Theil derselben aus diesem Melaphyr bestehend erweisen. Porphyr, der auf dem Hochlande der Provinz eine Rolle spielt, fehlt in diesen südlichen Gebirgen ganz, ebenso wie leider alle Fossilien führenden Schichten.

Wo das Material dieser Dioritäxte ansteht, ist meines Wissens bisher noch nicht bekannt geworden, doch steht nichts der Annahme im Wege, dass die betreffenden Indianer Wanderungen in grösserem Umfange vollzogen. Man hat dies namentlich für die Sambaquis geschlossen, und kann es in diesem Falle nicht zweifelhaft sein, dass der Sommer die Wilden an die Küste lockte, welche im Winter bei Kälte und rauhen West- und Südweststürmen gewiss gemieden und mit den schützenden immergrünen Waldungen der Mittelgebirge vertauscht wurde. Als ein Beweis dessen kann u. A. auch gelten, dass ich einst in der Colonie S. Lourenço in der Serra dos Taipes, an einer Stelle, welche durch zahlreiche Topfscherben als ehemaliger Aufenthaltsort der Indianer sich auswies, eine Oliva brasiliana (Chemu) Lam. fand, die noch heute an der Küste gemein, offenbar nur als Schmuck oder Kinderspielzeug von der Küste mit heraufgebracht worden war.

Die hier abgebildete Axt erinnert in ihrer Form an einen Anker, weshalb ich vorschlage, diese bisher als Sichel- oder Halbmondäxte bezeichneten Geräthe künftig lieber Ankeräxte zu nennen. Die anderen bezeichneten Namen erscheinen mir, da sie nicht auf die Gesammtform, sondern nur auf die Schneide Bezug nehmen, nicht zutreffend.

Unter allen von Ladislaú Netto abgebildeten Steinäxten ist die p. 494 dargestellte Syenitaxt der hier besprochenen am ähnlichsten. Leider ist ihre Herkunft nicht mitgetheilt. Dagegen sind alle anderen auf Tafel VI abgebildeten, sämmtlich dem Norden des Kaiserreiches entstammenden Ankeräxte in ihrer Form insofern abweichend, als eine Kante die Sichel auf jeder Fläche gegen den Stiel hin abgrenzt. Möglicherweise liegt hierin ein durchgreifender Unterschied den Ankeräxten des Südens gegenüber, wo bei der hier abgebildeten wenigstens eine Grenzlinie oder Kante zwischen Sichel und Stiel nicht existirt. Hierin übereinstimmend ist die Syenitaxt p. 494. Dieselbe hat jedoch, wie auch die Ankeraxt der Tafel VI, keinen Ansatz des Stieles, d. h. dieser ist am freien Ende nicht verbreitert.

Ueber die Alterthümer der La Plata-Staaten existirt ein mehrbändiges, mir zur Zeit nicht zugängliches Werk von Florentino Ameghino, L'Antiquité de l'homme dans la Plata. Einen Auszug daraus gab der Verfasser in der Revue d'Anthropologie II. Sér. Vol. 2 1879. p. 210. Ich ersehe daraus, dass weder in Uruguay noch in Argentinien Ankeräxte oder runde durchbohrte Aexte gefunden wurden. Ueberhaupt sind polirte Aexte dort selten und nur von Cordova, S. Luiz und Mendoza an gen Brasilien hin gefunden; alle diese polirten Aexte zeichnen sich durch eine Rinne am Ende des Stieles aus, welche zur Befestigung diente[1]). Dieser Typus scheint sich über Bolivien u. s. w. und das Amazonasthal bis Nordamerika verfolgen zu lassen, fehlt aber dem südlichen Brasilien, speciell auch Rio Grande, ganz, da an den gewöhnlichen Riograndenser polirten Aexten keinerlei zur Befestigung dienende Vorrichtungen existiren.

Es scheint sonach Vieles dafür zu sprechen, dass eine grössere Reihe verschiedenartiger Typen von Waffen, Geräthen u. s. w. über Südamerika so verbreitet sind, dass sich mit der Zeit aus der geographischen Verbreitung auch Rückschlüsse auf die in Betracht kommenden Stämme werden ziehen lassen, und eine solche Perspektive dürfte diesen so sehr vernachlässigten Fragen in Zukunft mehr Beach-

1) l. c. p. 233.

tung und Anziehungskraft zusichern. In diesem Sinne möchte auch dieser kleine Beitrag aufgenommen sein, dem vielleicht von berufenerer Seite mancherlei Ergänzung oder Berichtigung zu Theil werden dürfte.

(17) Hr. Prof. F. Kurtz berichtet in einem Briefe an Hrn. Virchow d. d. Norquin, Territorio del Néuquéu, 15. März über eine

patagonische Reise.

„Einem patagonischen Begräbnissplatz oder „Chenque“ entnahm mein Freund und Reisecollege Dr. W. Bodenbender ungefähr 30 Schädel, viele Schenkelknochen u. s. w. Leider haben die Soldaten des hier stationirten Regimentes beim Suchen nach Silbergeräthschaften die Skelette herausgerissen und zum Theil zerstört, so dass nur ein Schädel mit der zugehörigen Mandibula gefunden wurde.

„Seit dem 1. December sind wir von Mendoza abgeritten, morgen geht es noch 80—90 Leguas weiter südwärts zum See Nahuel-Huápi, und dann nach Fort Roca am Rio negro. Fünf Kisten Pflanzen, ebenso viele Kisten und Fässer mit Gesteinen und Fossilien (unterer Jura besonders), gegen 40 photographische Aufnahmen, zwei Kisten Anthropologica und die Routenkarte unseres Weges sind bisher das palpable Resultat unserer Reise, von der wir Anfang Mai wieder in Córdoba einzutreffen gedenken. Hier bei Norquin fängt die patagonische Flora an sich zu zeigen: Araucaria imbricata, Libocedrus chilensis, Zwergbuchen bilden den Hauptbaumwuchs, aber es wird rapide Herbst und in den Nächten gefriert schon das Wasser im Zelt.“

(18) Hr. Zintgraff schreibt in einem an Hrn. Virchow gerichteten Briefe aus der Barombi-Station, Kamerun, 5. Februar, über seine

Reisen in Kamerun.

„— — Nun bin ich wieder in meinem Kamerungebiete, dem N.- und NO.-Theil, den ich für mich als zu erforschendes Gebiet davon getragen; und nachdem ich am 15. December vorigen Jahres von Kamerum aus aufgebrochen bin, wird es für Sie nicht uninteressant sein, zu hören, dass ich nach einem achttägigen Marsch durch das Meme- (Rio del Rey-Bucht, östlichster Zufluss) -Gebiet Weihnachtsabend am Elephantenseeeintraf, und am 1. Januar, eine Viertelstunde vom See entfernt, mit der Anlage der Station, die in 4 Wochen vollendet war, begann. Nun besitzen wir in einer schönen Gegend unter einer leicht zu behandelnden und im Grunde harmlosen Bevölkerung ein auf 2 *m* hohen Pfeilern aus eingeborenen Materialien erbautes comfortables Wohngebäude mit Magazin, ein grosses Leutehaus für 80 Träger u. s. w., und kann nun das stationäre Arbeiten losgehen, d. h. zunächst für meinen Begleiter, dem ich ein meteorologisches Observatorium für seine klimatologischen Forschungen erbaut habe und dem auch die Zoologie obliegt. Ich selbst werde voraussichtlich nicht vor Anbruch der Regenzeit, in 2—3 Monaten, auf der Station sesshaft werden, da ich meinem Auftrage gemäss demnächst einige kleine Vorstösse in mein Terrain machen werde, um ein wenig zu „Adamauern“. — Wenn Sie nun lange nichts von mir hinsichtlich meiner ethnographischen Studien, sowie der anthropologischen und verwandten gehört haben, so bitte ich Sie, nicht an ein Erkalten meines Eifers zu denken. Aber wir, die wir als Laien uns nur bestreben können, möglichst gewissenhaft Bausteine für die Forschung zu sammeln, die von berufener Seite geleitet wird, sind gleichsam die Hausknechte der Wissenschaft, und Hausknechte müssen unter Umständen auch auf andere Winke hören und springen.

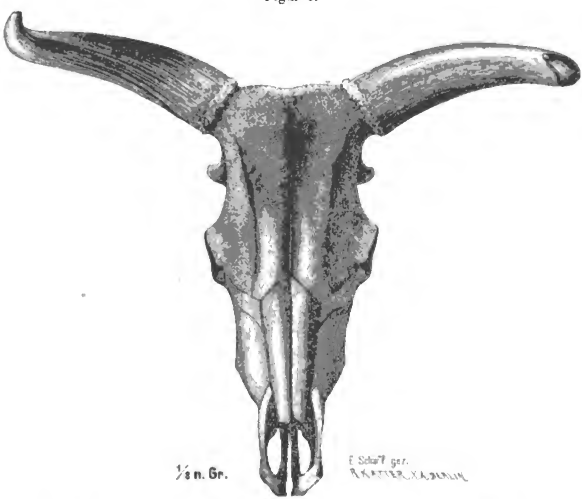
Die Regenzeit aber wird, denke ich, mir genügend Musse geben, wieder den Kraniometer hier, etwas von der Küste entfernt, zu schwingen. Die Bevölkerung ist augenscheinlich ziemlich gemischt; uns fremde, aus dem Innern stammende Sklaven beleben ganze Sklavendörfer, wie das ja auch schon näher bei Kamerun der Fall ist, nur dass diese Erscheinung charakteristischer zum Ausdrucke kommt. Man sieht auch so ganz andere Typen, mitunter gewaltige Körper mit europäischen — römischen — Gesichtszügen; Haartrachten, Tättowirungen u. s. w. lassen auf weites Herkommen schliessen, und begierig sucht man zu erfahren, wo die Leute her sind. Unser Gesundheitszustand ist bei steter Arbeit — und die Gründung der Station brachte recht viel körperliche Anstrengung mit sich — ausgezeichnet.

(19) Hr. Nehring spricht über

Bos primigenius, insbesondere über seine Coexistenz mit dem Menschen.

Vor Kurzem ist die mir unterstellte zoologische Sammlung der Königl. landwirthschaftlichen Hochschule in den Besitz eines sehr schönen, fast vollständigen Skelets eines Bos primigenius gelangt. Dasselbe erscheint um so interessanter, als es dem Boden der Provinz Brandenburg entstammt; die betreffenden Skelettheile wurden nehmlich im Mai 1887 auf der Sohle eines etwa 8 Fuss tiefen Torfmoores

Figur 1.



Schädel des Bos primigenius ♀ der Kgl. landwirthschaftl. Hochschule in Berlin, aus dem Torfmoor von Guhlen. Ansicht von oben. Nach einer Photographie von Dr. E. Schäff auf Holz gezeichnet.

bei Guhlen unweit Goyatz in der Niederlausitz, einige Kilometer westlich vom Südende des Schwieloch-Sees, ausgegraben.

Hr. Pastor Overbeck in Zaue, einem nahegelegenen Dorfe, erkannte sofort die wissenschaftliche Bedeutung des Fundes, brachte die Fossilreste in seinen Besitz und schickte sie demnächst nach Berlin an seinen Bruder, Hrn. Baumeister Overbeck. Nachdem letzterer dieselben durch Hrn. Conservator Wickersheimer zu einem sogen. montirten Skelete hatte verbinden lassen, ist dieses dann vor Kurzem durch das Curatorium der Königl. landwirthschaftlichen Hochschule angekauft und, wie oben bemerkt, der mir unterstellten Sammlung überwiesen worden.

Wie ich in dem Sitzungsberichte der hiesigen Gesellschaft naturforschender Freunde vom 17. April d. J. nachgewiesen zu haben glaube, handelt es sich um das Skelet eines schlank gebauten, weiblichen Individuums mittleren Alters. Der Schädel ist sehr schmal und gestreckt, die Hornkerne sind relativ schlank gebaut, ebenso die Extremitätenknochen; auch die Bildung der Schambeine deutet auf ein weibliches Thier hin.

Die Form- und Grössenverhältnisse des Schädels sind aus den Holzschnitten S. 222 und 223 zu ersehen.

Genauere Angaben über die Dimensionen nebst Vergleichungen mit anderen Exemplaren von Bos primigenius, sowie mit grossen Hausrindern finden sich in

Figur 2.



Schädel des Bos primigenius ♀ der Kgl. landwirthschaftl. Hochschule in Berlin, aus dem Torfmoor von Guhlen. Ansicht schräg von vorn. Nach einer Photographie von Dr. E. Schäff auf Holz gezeichnet.

dem oben citirten Sitzungsberichte der Gesellschaft naturf. Freunde. Ich führe hier nur kurz einige Hauptdimensionen an:

1.	Grösste Länge des Schädels	65,5 *cm*
2.	Basilarlänge des Schädels	55,5 „
3.	Länge der Stirn in der Mittellinie	31,7 „
4.	Breite der Stirn am Hinterrand der Augenhöhlen	28 „
5.	Grösste Breite des Hinterhaupts	28,4 „
6.	Länge eines der Hornkerne, der äusseren Krümmung nach gemessen	70 „
7.	Umfang eines der Hornkerne an der Basis	33,5 „
8.	Länge der Scapula	47,8 „
9.	„ des Humerus von Gelenk zu Gelenk[1])	34,4 „
10.	„ „ Radius „ „ „ „	36 „
11.	„ „ Femur „ „ „ „	44,5 „
12.	„ der Tibia (aussen) von Gelenk zu Gelenk	40 „
13.	„ des Metacarpus an der Aussenseite	24,4 „
14	„ „ Metatarsus „ „ „	27,4 „
15.	Widerristhöhe des Skelets	168 „

Wenn man diese Dimensionen mit denen anderer weiblicher Exemplare von Bos primigenius vergleicht, so wird man eine wesentliche Uebereinstimmung finden; bei einer Vergleichung mit Skeletten grosser weiblicher Hausrinder wird man dagegen finden, dass unsere Urkuh sie bedeutend übertrifft, namentlich in den Dimensionen des Schädels. Ausserdem zeigen die markirten Formen aller Skelettheile mit ihren scharf ausgebildeten Muskelansätzen und Gelenkknorren, dass wir das Skelet eines völlig wilden, von keiner Domestication beeinflussten Rindes vor uns haben. Jeder, der die in unserem Museum neben ihm stehenden Skelette von Hausrindern vergleicht, wird sich davon überzeugen können, dass der Bos aus dem Torfmoor von Guhlen ein echter Bos primigenius ist. Der Erhaltungszustand entspricht ungefähr dem der Knochen aus den Pfahlbauten der Schweiz.

Für meine Untersuchungen über fossile und subfossile Reste von wilden und zahmen Boviden der Vorzeit bietet mir dieses Skelet eine ausgezeichnete Basis. Ich habe in den letzten Wochen, seitdem wir jenes Skelet besitzen, manche Fundstücke mit Sicherheit bestimmen können, deren Bestimmung früher in suspenso bleiben musste.

Ich nenne hier in erster Reihe jenen merkwürdigen Metatarsus von Salzderhelden, welchen Hr. Virchow schon einmal in dieser Gesellschaft (und zwar in der Sitzung vom 17. Januar 1880, S. 19 ff.) ausführlich besprochen hat. Ich hatte schon damals die Ansicht geäussert, dass derselbe einem wilden Bos angehöre. Jetzt kann ich mit Bestimmtheit sagen, dass er von einem sehr grossen, männlichen Bos primigenius herrührt. Derselbe hat an der Aussenseite eine Länge von 284 *mm*; seine grösste Länge beträgt 298, seine Breite oben 70, unten 79 *mm*. Derselbe geht somit in der Grösse und Stärke noch etwas über den Metatarsus des männlichen B. primigenius-Skelets hinaus, welches im Herzogl. naturhistorischen Museum zu Braunschweig sich befindet. Bei letzterem beträgt die Länge jenes Knochens nur 275, die Breite oben 70, die Breite unten 77 *mm*.

Bei Bos bison (= Bison europaeus) ist der Metatarsus durchweg kürzer und zierlicher gebildet; vor Allem aber sind die Formverhältnisse abweichend. Bei B. primigenius zieht sich die auf der Vorderseite des Knochens befindliche Längs-

1) Bei diesem und den nachfolgenden Extremitätenknochen sind die Knorren und Fortsätze, welche über das Gelenk hinausragen, nicht mitgemessen.

rinne deutlich ausgeprägt und gerade verlaufend bis zum oberen Gelenk hinauf, während sie bei Bison europaeus im oberen Drittel des Knochens undeutlich wird und schief (bezw. gekrümmt) verläuft[1]). Ausserdem habe ich in der Form der oberen Gelenkflächen, in der gegenseitigen Stellung der unteren Gelenkköpfe und in der Bildung der Gefässlöcher gewisse Differenzen herausgefunden, welche beweisen, dass der Metatarsus von Salzderhelden nicht von Bison europaeus, sondern von Bos primigenius herrührt.

Dieser Metatarsus, welchen nebenstehende Abbildung von der Rückseite darstellt, ist 1879 beim Bau der Leinebrücke bei Salzderhelden (im Zuge der Eisenbahn von diesem Orte nach Eimbeck) gefunden worden, und zwar zusammen mit mehreren Thongefässen von verschiedener Form und Technik, sowie mit Schädeln und Knochen von Pferd, Hausrind, Schwein, Schaf, Hirsch und dem Schulterblatt eines Bären.

Diese Objecte lagen in einer Schicht graublauen, thonigen Sandes[2]) eingebettet, welche ausserdem eine grosse Menge starker Baumstämme enthielt. Die betr. Schicht war etwa 1 *m* stark und lag etwa $4^1/_2$ *m* unter der Terrainoberfläche.

Die Hausthierreste gehören jenen kleinen, verkümmerten Rassen an, welche wir überall an prähistorischen und frühhistorischen Fundstätten Europas finden, und welche wir noch jetzt in solchen Gegenden beobachten, in denen die Hausthier-Zucht und -Pflege auf einer primitiven Stufe der Entwickelung zurückgeblieben ist[3]).

Die beiden mir vorliegenden Rinderschädel jenes Fundes, von denen der eine (grössere) den Typus der sog. Primigenius-Rassen, der andere (kleinere) denjenigen der sog. Brachyceros-Rassen Rütimeyer's erkennen lässt, stammen von sehr kleinen Thieren.

Der kleinere Schädel, welcher den sog. Brachyceros-Typus zeigt, ist völlig ausgewachsen; der andere

Figur 3.



Metatarsus eines Bos primigenius ♂ mit Schliffflächen, in $^1/_3$ nat. Grösse von der Rückseite dargestellt (gezeichnet von Dr. E. Schäff). Gefunden bei Salzderhelden unweit Eimbeck (Hannover). Eigenthum des Ortsvereins für Geschichte u. Alterthumskunde in Wolfenbüttel.

1) Vergl. Allen, The American Bisons, Cambridge 1876, p. 45 und Taf. VII, Fig. 9 und 10; Bojanus, De uro nostrate, p. 447 und 467. Die Angabe Bojanus', dass der Metatarsus des B. primigenius kürzer sei, als der des Bison europaeus, muss ich entschieden bestreiten. Ueberhaupt sind seine Bemerkungen über die Grössenverhältnisse der Extremitätenknochen von B. primigenius wenig zutreffend; sie stützen sich nur auf das Jenenser Skelet.

2) Nach den Resten der Ablagerung, welche noch in den Schädelhöhlen stecken, war es keine „Thonschicht", wie es in dem ersten Bericht heisst, sondern eine grobsandige, thonige Flussablagerung.

3) Vergl. A. v. Middendorff, Ueber die Rindviehrasse des nördlichen Russlands und ihre Veredlung, deutsche Uebersetzung in den „Landwirthschaftlichen Jahrbüchern", 1888, S. 269—328.

darf als beinahe ausgewachsen betrachtet werden, da die Milchbackenzähne gerade im Wechsel begriffen sind, was bei Rindern im Alter von $2^1/_2$—3 Jahren der Fall zu sein pflegt, d. h. in einem Alter, in welchem das Schädelwachsthum bei ihnen fast schon vollendet ist. Die grösste Länge des ersteren, völlig ausgewachsenen Schädels beträgt nur 353, die des letzteren (etwas verletzten) etwa 380, die grösste Stirnbreite an den Augenhöhlen nur 160, bezw. 168 *mm*.

Dieser geringen Schädelgrösse würden Metatarsi von 170—190 *mm* Länge entsprechen. Dass der oben beschriebene grosse Metatarsus etwa diesen Hausrindern zugerechnet werden dürfte, davon kann gar keine Rede sein. Erst im Laufe des letzten Jahrhunderts ist es der vervollkommnetsten Thierzucht vermöge der sorgfältigsten Zuchtwahl und der intensivsten Ernährung gelungen, Hausrinder zu produciren, welche in der Grösse und Stärke der Skelettheile einigermaassen an die Dimensionen des wilden Bos primigenius heranreichen [1]).

Bei Gelegenheit der letzten hiesigen Mastvieh-Ausstellung habe ich den grössten Mastochsen Simmenthaler Rasse gemessen; er hatte eine Widerristhöhe von 155 bis 160 *cm*. Sein Metatarsus, den ich mir nachträglich verschaffte, hat beinahe die Dimensionen des subfossilen Metatarsus von Salzderhelden; aber seine Formen sind im scharfen Gegensatze zu letzterem sehr weichlich und rundlich, sie lassen sofort erkennen, dass der Knochen von einem im Stalle aufgewachsenen Culturproducte herrührt [2]).

In der prähistorischen und frühhistorischen Zeit, sowie auch noch im Mittelalter, gab es in Deutschland keine Hausrinder von solcher Grösse; im Gegentheil, die damaligen Rassen waren, wie ich oben schon bemerkt habe, und wie zahlreiche mir vorliegende Reste von den verschiedensten Fundstätten beweisen, klein und verkümmert, in Folge der mangelhaften Pflege und der unvollkommenen (oder gänzlich fehlenden) Züchtung von Seiten des Menschen.

Nach dem Urtheile des Hrn. Virchow, welchem Hr. Friedel sich anschloss (vergl. a. a. O. S. 20 und 22), gehören die beiden Thongefässe, welche Herr Dr. P. Zimmermann, der Secretär des genannten Wolfenbütteler Vereins, aus dem Salzderheldener Funde zur Beurtheilung nach Berlin gesandt hatte, dem frühen Mittelalter an. Hr. Virchow hat sein Urtheil in der betreffenden Sitzung unserer Gesellschaft ausführlich motivirt.

Mit dieser Datirung der Thongefässe aus dem frühen Mittelalter harmonirt sehr gut der Erhaltungszustand der daneben gefundenen Thierknochen, namentlich auch derjenige des grossen Bos-Metatarsus [3]). Letzterer sieht sogar noch frischer, fester und glatter aus, als die übrigen Knochen. Es liegt nicht das geringste Anzeichen dafür vor, dass er etwa älteren Datums wäre, als diese.

Da nun dieser Metatarsus die deutlichsten Spuren menschlicher Bearbeitung an sich trägt, da derselbe ferner einem Bos primigenius angehört und seinem Er-

1) In der Länge des Schädels bleiben selbst die grössten Rinder der heutigen Culturrassen bedeutend hinter B. primigenius zurück, wenn man Exemplare gleichen Alters und Geschlechts mit einander vergleicht. Siehe den oben citirten Sitzungsber. d. Ges. naturf. Freunde.

2) Der Metatarsus des Simmenthalers hat an der Aussenseite eine Länge von 262, seine obere Breite beträgt 70, seine untere Breite 77 mm. Bei einem sehr grossen Shorthorn-Bullen unserer Sammlung beträgt die Länge des Metatarsus nur 235 *mm*.

3) Hr. Dr. P. Zimmermann war so freundlich, den Metatarsus nebst den Resten von Hausrind, Pferd und Schaf mir leihweise zu übersenden, so dass ich diese Objecte einer nochmaligen genauen Untersuchung unterwerfen konnte.

haltungszustande nach den übrigen Fundstücken völlig gleichaltrig erscheint[1]), so dürfte in ihm ein wichtiges Beweisstück für die Ansicht vorliegen, dass B. primigenius noch in historischer Zeit existirt hat. Es ist das eine Ansicht, welche auch sonst viele Gründe für sich hat, welche aber neuerdings wiederum von manchen Forschern stark angefochten ist[2]). Ich selbst stehe ganz entschieden auf Seite derjenigen, welche annehmen, dass B. primigenius noch bis in das Mittelalter hinein in Deutschland existirt hat, und dass die letzten Exemplare dieser interessanten Thierart erst vor etwa 3—4 Jahrhunderten in Polen getödtet sind.

Zu welchem Zwecke der Metatarsus gedient hat, und wie die Schliffflächen a—b und c—d nebst den queren Einschnitten entstanden sind, darüber kann man verschiedener Meinung sein. In dem Sitzungsberichte vom 17. Januar 1880 sind von Hrn. Virchow schon mehrere Ansichten über diese Sache dargelegt worden. Ich selbst hatte in meinem ersten Briefe an Hrn. Virchow die Vermuthung geäussert, dass der Knochen als Instrument zum Glätten (von Leder, oder dergl.) gedient habe und hobelartig (d. h. seiner Längsrichtung nach) gehandhabt wurde, wobei ich mir dachte, dass die zu glättenden Stoffe oder Gegenstände über die rundliche Kante eines Arbeitstisches gelegt seien, und man den Metatarsus über diese rundliche Kante hin und her geführt habe. Hierdurch könnten im Laufe der Zeit sehr wohl die beiden seitlichen, sehr glatten und glänzenden Schliffflächen entstanden sein; aber es fehlte hierbei eine Erklärung für die auf denselben sichtbaren, längslaufenden, feinen Kritze, sowie besonders auch für die queren Sägefurchen.

Hr. Virchow hat nach längerer Erwägung der verschiedenen Möglichkeiten die Ansicht gewonnen, dass die seitlichen Schliffflächen durch allmähliche Abschabung oder Abreibung von aussen her entstanden seien, wie durch irgend einen Gebrauch an Pferden oder Wagen, an einer Mühle oder bei der Seilerei. Hr. Friedel hat auf die Möglichkeit hingewiesen, dass der Knochen bei der Weberei benutzt sein könnte.

Ich selbst bin kürzlich (auf Grund einer Anregung unseres Mitgliedes G. Mützel) zu der Meinung gelangt, dass der Metatarsus als Schleif- oder Wetzinstrument für metallene Messer, Sicheln, Pfeilspitzen u. dergl gedient hat.

Wenn man denselben mit der linken Hand an den unteren Gelenkköpfen fasst und das obere Gelenkende gegen die Brust stemmt, so erscheint er wie für diesen Zweck gemacht; bei dieser Haltung des Knochens entstand durch Schleifen die Schlifffläche c—d, und wenn man die Schneide der betr. Instrumente prüfte oder den sog. „Grad“ oder sonstige scharfe Kanten der Messer u. s. w. abrieb, wurde die tiefe Querfurche[3]) am unteren Drittel des Knochens eingeschnitten. Die letztere liegt genau in der Entfernung, welche für solchen Zweck am bequemsten sein würde, und hat genau die Richtung, welche sich dabei ergeben würde.

Ergriff man den Knochen umgekehrt, indem man das obere Ende mit der linken Hand fasste und das untere Gelenk gegen die Brust stemmte (was beinahe eben so bequem ist), so bildeten sich bei entsprechendem Gebrauche die Schlifffläche a—b und die Querfurchen am oberen Drittel des Metatarsus heraus.

Da die Ränder der Schliffflächen an der Vorder- und Rückseite des Knochens

1) Dass derselbe etwa als fossiler Knochen in Benutzung genommen wäre, ist nach meiner Ansicht völlig ausgeschlossen.

2) Vergl. Wilckens, Biolog. Centralblatt, Bd. V, Nr. 3 und 4 und Landwirthschaftl. Jahrbücher, 1885, S. 263 ff.: „Zur Geschichte des europ. Urochsen“.

3) Nebst einigen schwächeren Nebenfurchen.

durchaus scharfrandig und auch die Gelenktheile des letzteren sehr wohlerhalten sind, so kann ich mir nicht denken, dass der Knochen durch langdauernde Reibung an einem Pferdegeschirre oder an einer Mühle oder bei der Seilerei in seine jetzige Form gebracht worden ist. Eine solche Verwendung würde meines Erachtens Abreibungsflächen von unbestimmterer Begrenzung erzeugt haben; auch würden dadurch die vorhandenen Querfurchen, welche sehr scharf und geradlinig sind, keine genügende Erklärung finden.

Denkt man sich dagegen den Knochen als Schleif- oder Wetzknochen, welcher benutzt wurde, um irgend welchen schneidenden Instrumenten, die schon vorher auf einem gröberen Schleifstein geschärft waren, den letzten Schliff zu geben, so erklärt sich der ganze Zustand des Knochens verhältnissmässig leicht und einfach. Vielleicht hat man bei dem Schleifen auch Oel oder Fett angewendet, und es haben daneben möglicherweise auch Metalloxyde auf den Knochen eingewirkt; er ist so fest, hart und blank und zeigt zugleich eine so eigenthümliche grünlich-graue Färbung, wie ich es bei einem subfossilen Knochen noch niemals gesehen habe.

So viel über diesen eigenthümlichen Knochen! Die Hauptsache für die vorliegende Betrachtung ist, dass er von einem Urstier (B. primigenius) herrührt und allem Anschein nach dem frühen Mittelalter entstammt, dass also die Existenz jenes Wildrindes in der Gegend von Salzderhelden, d. h. in der Gegend zwischen Solling und Harz, für jene Zeit durch diesen Knochen bewiesen oder doch sehr wahrscheinlich gemacht wird. Gerade die genannten waldreichen Gebirge, welche noch jetzt viel Roth- und Schwarzwild beherbergen, in welchen noch Auerwild und Wildkatzen vorkommen, in denen Luchs und Bär sich relativ lange gehalten haben, erscheinen durchaus geeignet als Zufluchtsorte des im Mittelalter schon der Ausrottung nahe gebrachten, viel verfolgten B. primigenius.

Ein zweites Beweisstück für die Coexistenz des letzteren mit dem Menschen, und zwar anscheinend ebenfalls aus nicht zu ferner Zeit befindet sich im mineralogisch-palaeontologischen Museum der hiesigen Universität (= mineralog.-palaeontolog. Abtheilung des neuen Museums für Naturkunde)[1]. Es ist der Gehirnschädel nebst den beiden Hornzapfen von einem Bos primigenius, welcher auf der Stirn und am Hinterhaupte künstlich hergestellte Bohrlöcher zeigt.

Dieses Schädelstück ist auf dem Grunde des Mellenschen Sees bei Clausdorf (West-Priegnitz?) gefunden worden; nach den anhängenden Resten war die umgebende Ablagerungsmasse ein thoniger oder lehmiger Sand. Den Erhaltungszustand darf man wohl als subfossil bezeichnen. Nach den Dimensionen des Gehirnschädels und der Hornzapfen, sowie nach den ausserordentlich markirten, kräftigen Formen der erhaltenen Schädeltheile kann dieses Fundstück mit Sicherheit dem B. primigenius zugeschrieben werden. Die Uebereinstimmung mit den entsprechenden Schädeltheilen unserer Urkuh von Guhlen ist eine überraschende; nur ist das Hinterhaupt bei jenem etwas breiter[2]) und die Hornspitzen convergiren mehr, als bei dieser.

---

1) Die HHrn. Geh.-Rath Beyrich und Prof. Dames haben mir dieses interessante Stück, sowie überhaupt alle in dem genannten Museum vorhandenen Reste von B. primigenius mit der grössten Bereitwilligkeit zugänglich gemacht, wofür ich ihnen auch hier meinen besten Dank ausspreche.

2) Die grösste Breite des Hinterhaupts beträgt bei dem Clausdorfer Schädel 300 *mm*, die grösste Höhe des Hinterhaupts vom vorderen (unteren) Rande des Foramen magnum ab 225 *mm*, die Stirnlänge in der Mittellinie etwa 315 *mm*.

Auf der Stirn des Clausdorfer Schädels bemerkt man ein vollendetes, ziemlich grosses und ein angefangenes, nur kleines Bohrloch. Letzteres findet sich auf der linken Hälfte der Stirn, ersteres durchbohrt die Stirnmitte, etwa 8—9 *cm* vor dem Scheitelkamme. Dazu kommt ein diesem in der Richtung entsprechendes, so zu sagen die Fortsetzung bildendes Bohrloch in der Mitte der Hinterhauptsfläche. Das angefangene Bohrloch bildet eine seichte Vertiefung von etwa 5—6 *mm* Durchmesser, das Bohrloch an der Hinterhauptsfläche hat einen Durchmesser von 12 *mm*, das grosse Bohrloch oben auf der Stirn von etwa 16 *mm*.

Ich habe bei der näheren Betrachtung des Schädelstücks den Eindruck gewonnen, als ob Jemand die Bohrlöcher hergestellt habe, um das Gehörn als Trophäe aufhängen zu können. Wahrscheinlich hat der Betreffende zunächst die Absicht gehabt, die Stirn links und rechts zu durchbohren und hat das linke Bohrloch schon angefangen; nachher besann er sich eines Anderen und stellte ein Bohrloch von der Stirnmitte nach der Mitte der Hinterhauptsfläche her.

Dass die Bohrlöcher nicht erst nach der Auffindung des Schädels im Mellenschen See hergestellt sind, sondern schon vorher da waren, ergiebt sich aus dem Umstande, dass sie sich bei meiner ersten Untersuchung noch fast ganz mit sandigem Schlamm ausgefüllt zeigten. Auf welche Weise das Object seiner Zeit auf den Grund des Mellenschen Sees gelangt ist, lässt sich natürlich nicht feststellen, sondern höchstens vermuthen.

Vielleicht hat man in Kriegszeiten die Trophäe in den See geschleudert; vielleicht ist sie bei einem Transport über den See durch Umkippen eines Kahnes auf den Grund gelangt. Wer kann das wissen?

Für unsere Erörterung genügt es, das Vorhandensein von Bohrlöchern am Schädel eines B. primigenius festgestellt und damit die Coexistenz des (schon mit Bohrinstrumenten versehenen) Menschen durch ein weiteres Belagstück nachgewiesen zu haben [1]). Nimmt man an, dass der einstige Besitzer das Stück, wie ich vermuthe, thatsächlich als Jagdtrophäe in der eigenen Behausung aufgehängt hat, so deutet dieses auf ein sesshaftes Leben der damaligen Bevölkerung hin; denn das Aufhängen von Jagdtrophäen hat nur einen Sinn für Jemand, der eine feste Wohnung hat.

Es wäre jedoch auch sehr wohl möglich, dass das Schädelstück mit dem schönen Gehörn als Schmuck einer Cultusstätte für eine heidnische Gottheit oder als Zierde einer Grabstätte gedient hätte, und dass es später bei der Ausbreitung des Christenthums als heidnische Reminiscenz in den See geschleudert wurde. Man kann in dieser Beziehung seiner Phantasie freien Spielraum gewähren. —

Uebrigens sind in der Literatur bereits manche andere Beweisstücke von dem Zusammenleben des Menschen mit dem Urstier bekannt gemacht worden, und zwar nicht nur aus fernster urgeschichtlicher Zeit, sondern auch aus solchen Zeiten, in welchen der Mensch schon verhältnissmässig weit in der Cultur fortgeschritten war. Es existirt ja eine grosse Zahl von Abhandlungen, welche sich mit der Frage über die Zeit der Ausrottung des B. primigenius eingehend befassen [2]). Ich

---

1) Auch das schöne Primigenius-Skelet des naturhistor. Museums in Braunschweig kann als Beweis für die Coexistenz des Menschen dienen; denn es haben sich in demselben Torfmoor (von Alvesse bei Braunschweig) in gleichem Niveau mehrfach Reste von Menschen nebst polirten Steinäxten, Artefakten aus Hirschhorn u. dergl. gefunden.

2) Vgl. z. B. Lilljeborg, Sveriges och Norges Ryggradsdjur, I. p. 868 ff. Wrzesniowski, Studien z. Geschichte d. polnischen Tur, Zeitschr. f. wissensch. Zoologie, Bd. 30, 1878, S. 493—555. I. F. Brandt, zoogeogr. u. paläont. Beiträge, S. 167 ff.

verzichte darauf, hier diese Frage weiter zu verfolgen. Ich habe oben bereits meine Ansicht über diese Controverse ausgesprochen.

Hinsichtlich der ebenfalls viel erörterten Frage, in welchem Verhältniss die europäischen Hausrinder (Bos taurus) zu dem Ur-Rind (B. primigenius) stehen, habe ich auf Grund eingehender Studien die Meinung gewonnen, dass die ersteren wahrscheinlich sämmtlich (trotz der meistens sehr bedeutenden Abweichungen in Grösse und Form der Skelettheile) von dem letzteren abstammen, oder umgekehrt ausgedrückt, dass B. primigenius mit seinen Varietäten wahrscheinlich die wilde Stammart der zahlreichen Rassen von Bos taurus ist, und dass Europa als das ehemalige Hauptverbreitungsgebiet des wilden B. primigenius die Hauptheimath unserer Hausrinder bildet[1]).

Dass die sog. Primigenius-Rassen Rütimeyer's als Abkömmlinge des B. primigenius anzusehen sind, leuchtet leicht ein. Was die sog. Frontosus-Rassen anbetrifft, so hat Rütimeyer selbst, welcher sie zeitweise auf eine besondere Stammart zurückführte, später die Ansicht gewonnen, dass sie nur eine besondere Modification (eine Culturform) der Primigenius-Rassen darstellen. Ich glaube aber, dass auch die sog. Brachyceros-Rassen Rütimeyer's inclusive der sog. Torfkuh von Bos primigenius, bezw. von einer besonderen Varietät desselben, abgeleitet werden können[2]).

Die Veränderungen, welche die Domestication und besonders die primitive Domestication hervorruft, sind bei den meisten Säugethieren viel grösser, als man gewöhnlich glaubt. Ich habe in der letzten Sitzung nachgewiesen, dass unser europäisches Wildschwein schon durch die blosse Eingatterung binnen wenigen Generationen sehr bemerkbare Veränderungen in Grösse und Habitus erleidet, und dass bei fortschreitender Domesticirung namentlich die Schädelform deutliche Veränderungen zeigt.

Auch bei den Boviden lassen sich die tiefeingreifenden Einflüsse der Domestication klar nachweisen. Je nach der Gunst oder Ungunst der Verhältnisse erleidet der Körper und namentlich der Schädel der Boviden im Zustande der Domestication auffallende Veränderungen. Vor Allem ist es hier das Gehörn, welches je nach Klima und Nahrung, sowie auch unter dem Einflusse der Züchtungsweise (Inzucht, Incestzucht) die deutlichsten Modificationen erleidet und demnächst wiederum auf die Gestaltung der Stirn-, Schläfen- und Hinterhauptspartie des Schädels je nach Stellung und Grösse der Hornzapfen in überraschendster Weise einwirkt.

Wenn man den Schädel eines langhörnigen ungarischen Ochsen mit demjenigen einer hornlosen Kuh der sog. Niederungsrassen und diesen wieder mit dem eines brasilianischen „Franqueiro“ vergleicht[3]), so sieht man, welcher bedeutender Modificationen der Schädel des Hausrindes (B. taurus) fähig ist.

1) Es ist jedoch sehr wahrscheinlich, dass auch in Asien und Nordafrika selbständige Domesticationen von Primigenius-ähnlichen Wildrindern stattgefunden haben. Unsere wichtigsten Hausthiere haben überhaupt keine einheitliche Urheimath, weder Rind, noch Schaf, noch Pferd, Hund u. s. w.

2) Rütimeyer hat früher dieselbe Ansicht gehegt. (Verh. naturf. Gesellsch. Basel 1865. Bd. IV, Heft 2, S. 54 ff.) Später hat er sich der Ansicht zugewandt, dass man die Brachyceros-Rassen von einer besonderen Stammart abzuleiten habe, welche jedoch im wilden Zustande bisher nicht sicher nachgewiesen sei. — Rich. Lydekker (Catalogue of fossil Mammalia, Part II, London 1885, p. 2 und 16) betrachtet B. primigenius Bojan. und B. longifrons Owen (= B. brachyceros Rütim.) nur als Varietäten einer Art.

3) Siehe Sitzungsberichte der Gesellsch. naturf. Freunde zu Berlin, 1888, S. 92 ff.

Klima und Nahrung scheinen auf die Gehörnbildung und hierdurch mittelbar auch auf die Schädelform der Rinder einen wesentlichen Einfluss auszuüben. Das trockene, extreme Klima steppenartiger Districte fördert im Allgemeinen die Entwickelung der Hörner: wir finden die langhörnigsten Rinder in Podolien, Ungarn, Südafrika, auf den Campos von Brasilien. Nach Wilckens (Die Rinderrassen Mitteleuropa's, S. 11) hat man bei Brachyceros-Rindern, welche aus dem Alpengebiet nach dem östlichen Ungarn gebracht und dort ohne Kreuzung in sogen. Reinzucht weiter gezüchtet wurden, innerhalb weniger Generationen eine deutliche Verlängerung der Hörner beobachtet[1]); die letzteren wurden denen der Steppenrinder mit jeder Generation immer ähnlicher. Ja sogar in der Schädelform soll sich bei ihnen eine entsprechende Veränderung vollzogen haben.

Umgekehrt scheint ein nasskaltes Klima meistens ungünstig auf die Entwickelung der Hörner einzuwirken. Daneben kommen natürlich auch die Futterverhältnisse, sowie die Art der Züchtung und die ganze Pflege in Betracht.

Hunger, nasskaltes Klima, Inzucht, Vernachlässigung und ähnliche Momente haben die kleinen, verkümmerten Rinder erzeugt, deren Reste wir so oft an prähistorischen, frühhistorischen und mittelalterlichen Fundstätten beobachten. Auf den ersten Blick erscheint es sehr unwahrscheinlich, dass diese kleinen, dünnknochigen, kurzhornigen, mit starkem Stirnwulst versehenen Zwergrinder von dem riesigen Ur, bezw. von einer Varietät desselben abgeleitet werden können. Bei eingehenden Studien findet man jedoch, dass diese Ableitung durchaus keine besonderen Schwierigkeiten bietet, wenn man nur das nöthige Vergleichsmaterial zur Hand hat und die Erfahrungen berücksichtigt, welche die zoologischen Gärten bei der Züchtung wilder Boviden gemacht haben. Vergl. meine Bemerkungen im Sitzungsbericht d. Gesellsch. naturf. Freunde zu Berlin, 1888, S. 62[2]).

(20) Hr. Mense, der gegenwärtig als praktischer Arzt in Funchal den schwer erkrankten Prof. Langerhans vertritt, berichtet Günstiges über das Befinden des Hrn. Wissmann.

(21) Der Vorsitzende der Direktion der Neu-Guinea-Compagnie, Hr. v. Hansemann bietet in einem Schreiben vom 23. der Gesellschaft

4 Schädel von Eingebornen aus Kaiser Wilhelm-Land

an, welche Dr. Hollrung aufgefunden hat. Von denselben stammen 3 aus einem Dorf am Augusta-Flusse bei den schönen Grashügeln, der vierte, mit einiger Schnitzerei versehen, von dem der Mündung des Flusses zunächst gelegenen Dorfe.

Der Vorsitzende dankt Namens der Gesellschaft für das sehr erwünschte Anerbieten.

(22) Hr. Adolf Langen meldet in zwei, an Hrn. Virchow gerichteten Schreiben (das erste am 21. Januar auf hoher See, das zweite am 21. März in Makassar ge-

1) Nach einer mündlichen Mittheilung des Hrn. Geh.-Rath Settegast entwickeln sich die Hörner des Holländer Rindes, wenn es aus Holland nach dem östlichen Norddeutschland importirt und hier in Reinzucht weiter gezüchtet wird, bei der Nachzucht regelmässig grösser und stärker, als bei den in Holland selbst heranwachsenden Individuen.

2) Vergl. ferner A. v. Middendorff, Ueber die Rindviehrasse des nördlichen Russlands und ihre Veredlung in d. Landwirthsch. Jahrbüchern 1888, S. 314 ff. Siehe auch Nathusius, Ueber Schädelform des Rindes, a. a. O., 1875, S. 441 ff.

schrieben) den Abgang von Sendungen mit ethnographischen Gegenständen aus den Inseln des indischen Oceans.

Das Nähere wird nach Eingang der Sendungen miigetheilt werden.

(23) Hr. Dr. **Rintaro Mori**, japanischer Stabsarzt, überreicht folgende

ethnographisch-hygieinische Studie über Wohnhäuser in Japan.

Die Gegenwart Japans ist eine Zeit der Neuerungen und Verbesserungen. Das Streben hiernach dehnt sich auch auf das Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege aus. Die Einführung der europäischen Nahrung und Kleidung, die Umgestaltung der Bauart nach europäischem Muster gehören zu den Hauptfragen der Zeit.

Was speciell die Wohnungsverhältnisse anbetrifft, so wurden in Tokyo bereits im vorigen Decennium Häuser aus Backsteinen gebaut, während die Holzbauten bis dahin fast die einzige Bauart Japans waren [1]). Auch wurde die Bauart der Miethwohnungen, welche in den japanischen Städten für die ärmeren Klassen der Bewohner bestimmt sind, in einigen Städten (z. B. Kanagawa [2]), Osaka [3])) nach sanitären Maassregeln normirt. Gegenwärtig liegen auch die Pläne der Umgestaltung der Hauptstadt Tokyo dem Ministerium des Innern vor [4]). Diese Umgestaltung hat aus sanitären Gründen ein lebhaftes Entgegenkommen von Seiten der dortigen Autoritäten der Gesundheitslehre (Generalarzt **Takagi** [5]), Bezirksarzt **Matsuyama** [6]) u. A.) gefunden.

Eine Zusammenstellung der bisher bekannten Thatsachen in Bezug auf die Wohnhäuser der Japaner dürfte in diesem Augenblicke wohl nicht überflüssig erscheinen. Dies war die Veranlassung zu der in den folgenden Blättern niedergelegten Studie.

Das japanische Haus.

A. **Die Bestandtheile eines japanischen Hauses.** Die Erbauung eines japanischen Holzhauses geschieht etwa in folgender Weise. Nachdem der Bauplatz geebnet und festgestampft ist, werden an den Stellen, wo die Pfosten des Hauses aufgerichtet werden sollen, aus behauenen Steinen Unterlagen gesetzt, um für die Pfosten festen Halt zu gewinnen und dann dieselben bis zu einem gewissen Grade von der Feuchtigkeit des Bodens zu isoliren. Die darauf errichteten Pfosten werden durch die nöthigen Querhölzer verbunden und auf diese das Dach gesetzt.

Die Wände des Hauses bilden Gitterwerke aus gespaltenen Bambusstengeln, auf welche mit fein zerschnittenen Strohstücken gemengter Lehm aufgetragen wird.

---

1) Die Urbewohner Japans waren Troglodyten (**Kurogawa**, Kekkyokô, Tokyo 1879). Es wurden dann Hütten aus hölzernen Säulen und Grashalmdächern gebaut. Die Dielen waren nur in Schlafstätten u. s. w. mit Teppichen und Pelzen (Tatami) bekleidet (**Kokushian**. Tokyo 1877). Dann begann man gegen 150 n Chr. die Behausungen mit Brettern zu decken. Gegen 600 n. Chr. wurden die Dächer eines buddhistischen Tempels (Hôryûji) mit Ziegeln gedeckt. Bis zu dieser Zeit waren nur Pappen- und Tuchthüren gebräuchlich: gegen 1250 sollen die einfachen Papierthüren erfunden worden sein. Die Ziegeldächer der Wohnhäuser kamen gegen 1700 auf (vergl **Taguchi**, Romaji Zasshi. Tokyo, 1885).

2) Nichi Nichi Shinbun. 30. Juni 1886.

3) Ibid. 10. Juli 1886.

4) Chûgai Bukka Shinpô. 11. Oktober 1885.

5) Eiseikai Zasshi Nr. 10. Tokyo 1886.

6) Ibid. Nr. 29. Tokyo 1886

Eine so getrocknete Wand (Arakabe) wird an der nach aussen, hauptsächlich der Wetterseite zugekehrten Fläche entweder mit schwarz bestrichenen, übereinandergreifenden Brettern bedeckt oder mit Gyps belegt, während die innere Seite gewöhnlich nur leicht übertüncht wird. Nur die Wände der öffentlichen Gebäude pflegen aus Steinen aufgemauert zu werden. Die Bekleidung der Wände mit Tapeten ist viel seltener als in europäischen Häusern.

Die Holzpilaster werden auf der dem Wohnraum zugekehrten Seite entweder einfach polirt oder bestrichen. Im Falle eines Anstrichs derselben wird ausschliesslich ein imbibirender Farbstoff dazu gebraucht, welcher keine die Holzfaserung deckende Schicht bildet.

Das Dach der Häuser wird in Japan auf verschiedene Weise hergerichtet. Am meisten verbreitet ist das Ziegeldach. Ausserdem wird das Dach oft beschindelt, wobei die einzelnen Schindeln mit Bambusnägeln befestigt werden. Endlich wird das Dach mit getrockneten Grashalmen gedeckt, in der Art, wie in Deutschland Stroh benutzt wird. Die Ränder des Daches sind, wie bei den Gebirgshäusern Europas, so weit vorspringend, dass man die Strassen entlang geschützt vor Schnee und Regen gehen kann.

Die Decke besteht ausnahmslos aus zusammengefügten Brettern.

Die auf Querleisten genagelten Dielen befinden sich etwa 70 *cm* über dem Niveau des Grundstücks, so dass die Luft frei darunter hinstreichen kann[1]).

Auf die Dielen legt man in sämmtlichen Räumen eigenthümlich gearbeitete Matten (Tatami), etwa mit Ausnahme der Küche, welche eine zweifache Bretterdielung hat. Jede Matte ist etwa 1 *m* breit, 2 *m* lang und 5 *cm* dick. Die Oberfläche derselben ist ein feines Flechtwerk aus Binsen (Juncus effusus), während die Hauptmasse aus Strohbündeln besteht. Die beiden Längsseiten der Matte werden gewöhnlich durch schwarzes Tuch eingefasst. Bei Wohlhabenden wird durch jährliche Reparatur des Flechtwerkes die grünlichgelbe Farbe desselben stets erhalten. Auf die Matten werden in der kalten Jahreszeit baumwollene und im Sommer die aus verschiedenen Pflanzentheilen geflochtenen Teppiche ausgebreitet.

Die Stelle der Stühle und Bänke vertritt in den japanischen Häusern eine Art von Kissen (Zabuton), worauf man mit untergeschlagenen Beinen sitzt. Die im Winter gebräuchlichen Kissen sind aus Tuch verfertigt und mit Watte ausgestopft, während im Sommer Kissen aus Pflanzentheilen sie ersetzen.

Die Thüren aller Holzhäuser haben ganz übereinstimmende Maasse und werden nach diesen zum Verkauf im Grossen angefertigt, so dass man beim Bau eines Hauses nicht gezwungen ist, besondere Thüren machen zu lassen, sondern dieselben jederzeit fertig kaufen und in die Thüroffnungen einfügen kann.

Im Gebrauche sind zwei Sorten von solchen etwa 1 *m* breiten und 2 *m* hohen Thüren: Schiebethüren und Thüren, die in Angeln gehen.

Die Schiebethüren sind entweder Papier-, Pappen- oder Bretterthüren. Dieselben, von den Fremden „die verschiebbaren Wände" genannt, sind leicht konstruirt und können in Folge dessen ohne besondere Mühe in den für sie vorgesehenen Rinnen hin- und hergeschoben werden.

Um zwei aneinanderstossende Räume des Hauses gewissermaassen leicht zu

1) Man hat diese Bauart — zwar nur hypothetisch — mit den Pfahlbauten der Malayen in historischem Zusammenhang gebracht. Rein hat mit Recht bemerkt, dass die japanischen Häuser gewissermaassen frei in der Luft schweben (J. J. Rein, Japan nach Reisen und Studien. Leipzig 1881. Bd. I S. 481).

einem Raume umgestalten zu können, bestehen die Zwischenwände oft nur aus Schiebethüren, und zwar greift die eine abwechselnd über die andere hinüber.

Eine Papierthür (Shoji) besteht aus einem Rahmen und einem feinen Gitterwerk, auf dessen äusserer Fläche eine durchscheinende Schichte des aus den Bastfasern der Broussonetia papyrifera und der Edgeworthia papyrifera gepressten Papiers angeklebt wird, wärend die Pappenthür (Karakami) mehrere Schichten Papier trägt, von denen die äusserste mit bunten Figuren bedruckt wird[1]). Die Papierthür wird meist monatlich erneuert.

Die Papier- und Pappenthüren werden im Sommer oft durch Grashalmthüren oder Bambusvorhänge (Sudare) ersetzt, welche den Vorzug eines besseren Luftwechsels und grösserer Kühlung haben.

Die Bretterthüren, auch Regenthüren (Amado) genannt, werden meist nur zu Aussenthüren benutzt. Sie werden nur während der Nacht, bei Gewitter und Sturm geschlossen.

Die Angelthüren, einfach oder doppelt — letzteren Falls Kwannonthüren[2]) genannt — werden fast nur an Corridoren und Wandschränken angebracht.

Schlösser werden nur an den Bretterthüren, und auch da selten, angetroffen.

Die Fenster der japanischen Häuser, welche im Gegensatz zu denen in europäischen Wohnungen Rechtecke bilden, deren längere Seiten in der horizontalen Richtung liegen, sind mit Doppelflügeln versehen, innen mit papiernen, aussen mit Bretterflügeln.

B. Der Baustoff und die Feuersgefahr. Der gebräuchlichste Baustoff Japans ist, wie schon erwähnt, das Holz[3]). Abgesehen von vielen bautechnischen Vortheilen[4]) ist dasselbe, von hygieinischer Seite betrachtet, insbesondere in Bezug auf die Wärmeregulation, ein günstiges Material, doch hat es hauptsächlich zwei grosse Nachtheile, nehmlich die Feuersgefahr und die Eigenschaft, in Fäulniss zu verfallen, von denen die erstere hier etwas näher zu beleuchten ist.

Es beträgt die Summe der durchschnittlich im ganzen Jahr in Japan abbrennenden Häuser 50 000 (0,7 pCt.), in Tokyo allein 3000 (1,3 pCt.)[5]).

Das Abbrennen der Häuser hat eine eigenartige Einrichtung in den meisten Gebäuden der dicht bewohnten Stadttheile zur Folge. Es ist dies ein feuerfestes Magazin (Kura)[6]), welches zwar ebenfalls aus Holz construirt ist, aber dicke Lehmwände, einen mit massiver, eiserner Flügelthür verschliessbaren Eingang und einige

1) Von den zu diesem Zwecke angewendeten Farbstoffen wurden 54 anorganische und 36 organische Stoffe untersucht. Es wurden von den ersteren 18, von den letzteren 23 als vollkommen unschädlich anerkannt. Der Verkauf der als schädlich oder bedenklich erwiesenen Farbstoffe wird sanitätspolizeilich controlirt (Nagai and Murai, A descriptive catalogue of the exhibits. London 1884).

2) Nach einer Gottheit Kwannon (Avalôkitêçvara Indicus).

3) Die Hauptsorten von Bäumen, welche zum Bauzwecke angewendet werden, sind Pinus densiflora, P. Massoniana, Cryptomeria japonica, Chamaecyparis obtusa, einige Quercusarten, Planera keaki, Abies firma etc. Sie haben meist die Vorzüge der Festigkeit.

4) Vgl R. Gottgetreu, Physische und chemische Beschaffenheit der Baumaterialien. Berlin 1880 S. 412.

5) Hotokawa, Statistik. Tokyo 1883. — Vergl. die Anzahl der Häuser unten.

6) Kura-Dozo, godowns der Engländer (Rein a. a. O.), „der unverbrennbare Thurm" A. von Hübner's (Ein Spaziergang um die Welt 1882). Auf der Insel Ashima bezeichnet man offene Scheunen mit dem Worte Kura (L. Döderlein, Mittheilungen der deutschen Gesellschaft über die Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 23. 1881).

ebensolche Fenster hat, und in welches man bei Feuersgefahr alles Werthvolle des Hauses hineinthut.

Abgesehen von der berühmten, gut organisirten Feuerwehr, die von der Zeit der Tokugawa-Dynastie (1603—1867) besteht, hat man auch versucht, die Feuersgefahr der Wohnhäuser dadurch zu vermindern, dass man die nach aussen gelegenen hölzernen Theile nach Art des oben erwähnten Kura mit Lehm, die Aussenthüren mit Blech bekleidet. Eine solche Wohnung nennt man Igura[1]).

Es wird in Japan eine dankbare Arbeit sein, diejenigen Methoden im grösseren Maassstabe zu versuchen, welche darin bestehen, das Bauholz mit feuersicheren Stoffen zu imprägniren, sowie die Conservirungsmethoden des Holzes überhaupt[2]).

C. Der Fussboden. Der Fussboden bildet den am meisten charakteristischen Theil eines japanischen Hauses. Er wird, wie schon erwähnt, von hölzernen, auf steinernen Unterlagen stehenden Säulen getragen, und lässt darunter einen offen mit der Aussenluft communicirenden Luftraum, welcher das Haus von den Einflüssen der Bodenfeuchtigkeit bis zu einem gewissen Grade unabhängig macht[3]).

Diese Einrichtung, welche auch auf dem Alluvialboden Calcuttas von Cuningham[4]) zweckmässig gefunden wurde, verdient in Japan — so lange eine gründliche Reinigung des Bodens nicht vorgenommen wird[5]) — neben der Begrenzung des Grundstücks durch tiefe Gruben und Ersatz des inficirten Bodens durch reine Füllmaterialien[6]), eine grosse Beachtung. Sie lässt sich ihrer Bedeutung nach ungefähr mit der Unterkellerung der europäischen Wohnung vergleichen.

Obgleich die Binsenmatten, womit der Fussboden bedeckt ist, meist rein gehalten zu werden pflegen, so wird doch ausnahmsweise diese Reinigung vernachlässigt. Schmutzwässer (auch Excremente der Kinder u. s. w.) sickern durch die Binsendecke in die Strohmasse hinein. Die Matten der japanischen Häuser haben dann die Nachtheile jener verunreinigten Zwischendeckenfüllung in den europäischen Häusern, deren Gefahren für die Gesundheit der Bewohner durch R. Emmerich überzeugend nachgewiesen wurden[7]).

Der Zweck der Binsenmatten ist, abgesehen von dem Schutze vor der Aspiration der kalten Aussenluft in das geheizte Parterrezimmer, die Ermöglichung des Sitzens auf dem Fussboden, denn des besagten Kissens bedient man sich nicht immer.

Was das Sitzen auf dem Fussboden betrifft, so theile ich die Ansicht Vieler, die diesem Landesbrauch einen nachtheiligen Einfluss auf die Entwickelung der

1) Die Feuersgefahr war auch die Hauptveranlassung, die Häuser in einigen Strassen Tokyos aus Backsteinen zu bauen. — Der Gedanke von Hiraga, Asbest zum Schutze der der Regierung gehörigen Victualiendepots zu benutzen, ist von historischem Interesse (Tajima, Hiraga's Leben. Tokyo).

2) Vergl. Ch. Heinzerling, Die Conservirung des Holzes. Halle a. S. 1885.

3) Doch verhindert die Zwischenlagerung der Steine nicht völlig die capilläre Aufsaugung der Bodenfeuchtigkeit. Ein Beweis dafür ist das Wachsthum des Hausschwammes und das frühe Verfaulen der unteren Theile der Pfosten, so dass sie bei älteren Häusern oft abgesägt und durch neue Holzstücke ersetzt werden müssen.

4) Cuningham, Medico-topographical report on Calcutta Referat von de Chaumont, Army medical department for 1879. London 1881. Vol. 21 p. 235.

5) Vergl. unten: Die Entfernung der Abfallstoffe. Prof. E. Baelz in Tokyo hat in seinem Vortrage über die Wohnungen der Japaner bereits darauf aufmerksam gemacht.

6) Das Grundstück des Palastes, wo früher der Shogun (Feldherr) wohnte, soll nach der persönlichen Mittheilung des Herrn Generalstabsarztes Matsumoto hoch mit reinen Holzkohlen bedeckt gewesen sein.

7) Emmerich, Zeitschrift für Biologie. Bd. 18 S. 253.

unteren Extremitäten zuschreiben[1]). Der Gebrauch von Stühlen, welchen die zarten Binsenmatten begreiflicherweise nicht Stand halten können, ist — zu Gunsten der kommenden Generationen Japans — eine Nothwendigkeit.

Die mit Auswurfstoffen einer an bestimmten ansteckenden Krankheiten leidenden Person beschmutzten Matten werden gesetzmässig entweder verbrannt oder — nach dem Erachten der Sanitätsbeamten — desinficirt[2]).

D. Die einzelnen Räumlichkeiten und die charakteristischen Geräthschaften. Ein japanisches Haus wird in den meisten Fällen nur von einer einzigen Familie bewohnt.

Ein grosser Hausflur, zu ebener Erde gelegen, bildet gewöhnlich den Eingang in das Haus, welches meist nur eine Parterrewohnung, seltener ausserdem noch ein Stockwerk enthält[3]). Dem Flur schliesst sich das Empfangszimmer an, von welchem man entweder unmittelbar oder durch einen Corridor einen Raum erreicht, welcher dem Salon der europäischen Wohnung entspricht. Ein kleiner Theil dieses Raumes liegt gewöhnlich höher als das Niveau der Matten, und seine Hinterwand wird mit Gemälden behängt (Tokonoma).

Die einzelnen Wohnräume sind nicht so streng von einander getrennt, wie in den europäischen Häusern, da ja die Papier- und Pappenthüren oft die Stelle der Wände vertreten.

Schlafgemächer giebt es nicht. In Wandschränken werden die Betten und Bettdecken während des Tages aufbewahrt. Dieselben, aus Seiden- oder Baumwollzeug gefertigt und mit Watte oder seltener mit Federn ausgestopft, werden Nachts auf den Binsenmatten der Wohnzimmer ausgebreitet. Die Bettdecke ist dem Unterbette analog angefertigt. Der lackirte Holzkasten mit dem angebundenen Kopfkissen ist jetzt wenig im Gebrauch. Ein Moskitonetz im Sommer und Yogi — ein dem Zwecke entsprechend vergrösserter, stark wattirter Mantel, — im Winter vervollständigen die Einrichtungen zur Nachtruhe.

Zur Krankenpflege benutzt man in den meisten Häusern den am weitesten vom Eingang belegenen Raum. Ein mit Seuchen behaftetes Haus wird durch Ankleben eines Zettels kenntlich gemacht[4]).

Dachräume werden ebenso wenig zum Wohnzwecke angewendet, als die selten gebauten, kleinen, kellerartigen Räume. Sie dienen zur Aufbewahrung verschiedener Vorräthe.

Von der Einrichtung der Küche sind zu erwähnen: der Heerd und das Trinkwasserreservoir.

Der Heerd hat gewöhnlich zwei Feuerungen, von denen jede einen Halbcylinder aus Lehm bildet, an welchem der vorderer Theil des Mantels abgeschnitten und die obere Oeffnung zur Aufnahme des Kessels bestimmt ist. Diese Construction hat die Nachtheile, einmal, dass die durch Verbrennung entstandene Wärme nur zu einem kleinen Bruchtheile zur Geltung kommt, und dann, dass der Rauch sich

1) Die relative Kürze der unteren Extremitäten der Japaner wurde von Baelz durch zahlreiche Messungen festgestellt.

2) Densenbyo Yobokisoku § 9, 11. 1880. — Unter „ansteckende Krankheiten" versteht das Gesetz Cholera asiatica, Typhus abdominalis, Dysenteria, Diphtheritis und Variola.

3) Dies wird zum Theil durch die Frequenz der Erdbeben bedingt; Okamoto führt ein altjapanisches Gesetz an, welches die Erbauung mehrstöckiger Häuser nur den höheren Ständen gestattete (Ryogikai; citirt in Bankoku Tsuten. Bd. 7. Tokyo 1884).

4) Densenbyo Yobokisoku § 7, 8.

durch den vorderen Ausschnitt in den Raum selbst verbreitet, aus dem er durch den Schornstein entweicht.

Einen viel vollkommneren Bau hat dagegen ein ganz aus gebranntem Thon hergestellter Kochheerd (Shichirin), welcher nur beim Kochen kleiner Quantitäten von Speise angewendet wird. Derselbe hat die Form einer umgekehrten vierseitigen Pyramide aus Thon, und besitzt einen Rost, einen Aschenraum und ein Schürloch. Es werden darin nur Holzkohlen verbrannt, während bei dem gewöhnlichen Heerde Holz als Brennmaterial angewendet wird.

Neuerdings führte man Blechheerde mit Abzugsröhren ein, welche voraussichtlich bald die alten Lehm- und Thonheerde ersetzen werden[1]).

E. Die Miethwohnungen. Die bisherigen Miethwohnungen der Japaner, welche für die ärmeren Klassen der Stadtbewohner bestimmt waren, bildeten lang gestreckte, kasernenartige, einstöckige oder Parterregebäude, welche durch Scheidewände in einzelne Wohnungen getheilt wurden. Die Grösse der einzelnen Wohnungen war meist eine bestimmte, nehmlich etwa 3,6 *m* Länge und 2,7 *m* Breite (entsprechend ungefähr einem Cubus von 24 *cm*). Einen Theil dieses Cubus nehmen die Wandschränke und Kochgeräthe ein. Hierin wohnte häufig eine Familie von mehr als 6 Personen.

Das neue Gesetz, betreffend die Miethwohnungen (s. oben), schreibt hauptsächlich vor: die Anzahl der ein Gebäude zusammensetzenden Wohnungen, bezw. Heerde, die Grösse des freien Bodenraumes vor und hinter dem Gebäude, die des Binnenraumes, die Entfernung der Dielen vom Boden, die Anzahl der Fenster, die Anzahl der Aborte und die Entfernung des Brunnens von dem Aborte.

Die Luft der Wohnhäuser und der öffentlichen Gebäude.

Der natürliche Luftaustausch ist bei den japanischen Wohnhäusern im Allgemeinen vermöge ihrer leichten und eigenthümlichen Bauart ein möglichst günstiger und vollständiger. Ako[2]) stellte Untersuchungen der Luft in den Wohnzimmern der Tokyoner mittleren Standes an, und fand durchschnittlich 0,5—0,6 pro mille Kohlensäure in denselben. Jedoch wurden von J. Tsuboi[3]) Morgens in den Schlafstuben 1,2—1,9 pro mille Kohlensänre gefunden. Was die mittlere Ventilationsgrösse eines japanischen Wohnzimmers anbetrifft, so erhielt Letzterer bei seinen Versuchen in den 20—35 *cbm* grossen Räumen je nach dem Grade des Verschlusses 13,7—25,6 *cbm* pro Stunde; in einem Raum von 47,9 *cbm* Inhalt und 22,8 *cbm* Ventilationsgrösse konnte er beim Schliessen aller Thüren und Fenster durch Anlegen einer jalousieartig durchbrochenen, 1225, bezw. 2450 *qcm* weiten Fensteröffnung die Ventilationsgrösse auf 40,1, bezw. 137,9 *cbm* steigern.

Ako[4]) hat weiter die Luft der japanischen Holzkasernen auf ihren Kohlensäuregehalt untersucht. Die Mittelwerthe aus drei Infanteriekasernen in Tokyo und Hiroshima, und der Unteroffiziersschule zu Tokyo sind in umstehender Tabelle I verzeichnet.

Im Militärkrankenhause zu Tokyo herrscht nach demselben Autor zu jeder Tageszeit eine grosse Reinheit der Luft. Der Kohlensäuregehalt derselben in 8 gleich grossen Krankenzimmern (480 *cbm*) betrug, bei einem Krankenbestand

1) Utsunomiya, Chikusoron. Separatabdruck aus Tokyo Gakugei Zasshi 1884.

2) Ishiguro, Kakkedan. Tokyo 1885.

3) Tsuboi, Eiseikai Zasshi. Nr 41. 1886.

4) Rikugunsho Nenpo (Jahresbericht des Kriegsministeriums) Nr. 10 für das Jahr 1884. Tokyo 1886.

Tabelle I.

		Cubikraum des Zimmers cbm	Anzahl der Personen a. m.	Anzahl der Personen p. m.	Flächeninhalt der Thür- und Fensteröffnungen in qm	CO_2-Gehalt der Luft in pro mille a. m.	CO_2-Gehalt der Luft in pro mille p. m.
Einstöckige Kaserne	I. Stock . .	1222	80	16	23	1,2	0,5
	Parterre . .	333	64	6	21	1,2	0,7
Parterrekasernen		667	44	29	39	0,7	0,4

von je 13 Personen und bei einem Flächeninhalte der Thür- und Fensteröffnungen von je 6,1 *qm* — im Mittel 0,65, im Maximum 0,79 p. M.

Von den zum zeitweiligen Aufenthalte vieler Menschen bestimmten Gebäuden wurden die Theater und Schulen in Tokyo in Bezug auf die Reinheit der Luft untersucht.

Der Bau eines Theaters ist ein mehr barrackenartiger, und der geringere Kohlensäuregehalt in den Seitenlogen und dem direct darunter befindlichen Hochparterre, welcher den Verhältnissen im europäischen Theater nicht entspricht, mag wohl davon herrühren, dass beide nach aussen zu mit Fenstern versehen sind, die zeitweise geöffnet werden. Ferner muss man eine Eigenthümlichkeit des japanischen Theaters nicht ausser Acht lassen, dass nehmlich eine Aufführung vom Morgen bis zum Abend dauert. Die von Tawara[1]) gewonnenen Zahlen sind folgende:

Tabelle II.

Theater in Tokyo. Kohlensäuregehalt der Luft während der Vorstellung in pro mille.

	Shintomi-Theater Min.	Shintomi-Theater Max.	Shintomi-Theater Mittel	Ichimura-Theater Mittel	Nakajima-Theater Mittel	Yamato-Theater Mittel
Parterre	1,2	2,2	1,8	1,4	1,6	1,4
Hochparterre	1,1	1,8	1,4	1,1	2,1	0,9
Seitenloge	1,2	1,7	1,4	0,8	1,1	0,9
Amphitheater	1,6	2,8	2,0	1,4	1,5	1,3

Tawara erhielt in den Kinderschulen Tokyos die in folgender Tabelle zusammengestellten Werthe:

Tabelle III.

In den Schulen für Kinder zu Tokyo.

Namen der Schulen	Rauminhalt eines Zimmers in cbm	Anzahl der Schulkinder	Rauminhalt pro Kopf in cbm	Kohlensäuregehalt nach der Lehrstunde in pro mille
Neribei	127	47	2,7	2,8
Shusei	104	46	2,3	4,5
	92	50	1,8	3,8
Horin	334	170	1,9	3,5

1) Tawara, Eiseikai Zasshi. Nr. 14 und 24. Tokyo 1885.

Aus dem Mitgetheilten geht hervor, dass unter den verschiedenen Gebäuden in Japan, in welchen Untersuchungen der Luft vorgenommen wurden, nur die Schulen für Kinder einen Grad der Luftverunreinigung zeigen, welcher von irgend einer Bedeutung sein kann. Doch sind die hier gefundenen Werthe nicht wesentlich höher als diejenigen, welche in Schulen Europas und Amerikas von Forster und E. Voit[1]), Schottky[2]) und Nichols[3]) gefunden worden sind.

IV. Die Heizung.

Bevor ich zu den Heizeinrichtungen der japanischen Wohnhäuser übergehe, wird es wohl nicht überflüssig erscheinen, einige Daten über das Klima Japans vorauszuschicken.

Unter den Beobachtungsstationen, von denen die nachfolgenden Angaben[4]) stammen, liegt Sapporo am meisten nach Norden, Nagasaki am meisten nach Süden. Das nach einer dreijährigen Beobachtung (1879—1881) berechnete Jahresmittel nebst den höchsten und niedrigsten Temperaturen beträgt in Graden Celsius für:

	Max.	Min.	Mittel
Sapporo	34	— 24	7
Hakodate	31	— 16	8
Tokyo	34	— 9	14
Wakayama . . .	35	— 4	15
Hiroshima . . .	36	— 7	14
Nagasaki	34	— 4	16

Die Zahl der Tage mit Niederschlägen ist in Sapporo 134 Regen-, 99 Schneetage; in Tokyo 165 Regen-, 11 Schneetage; in Nagasaki 164 Regen- und 10 Schneetage.

Von den Heizstoffen werden in Japan Steinkohle und Coaks nur in neu erbauten öffentlichen Gebäuden einiger Städte, Torf in einigen nördlichen Provinzen zum Zwecke der Heizung angewendet. Zur gewöhnlichen Heizung dient Holzkohle, während Holz, welches bei neuerdings eingeführter Ofenheizung gebrannt wird, bisher meist nur zum Zwecke der Heerdfeuerung diente. Arme Leute erwärmen sich mit geformter Holzkohle (Tadon).

Abgesehen von den in neuester Zeit in noch beschränkter Weise in Anwendung gezogenen Local- und Centralheizungen, haben wir als einen einheimischen Heizungsapparat nur eine primitive Kohlenpfanne (Hibachi — Brasero Südamerikas), welche keine Ableitung der Verbrennungsproducte gestattet. Viele Häuser haben einen unter die Dielung versenkten Feuerheerd (Ro), welcher nur als eine immobile Form jener Kohlenpfanne aufzufassen ist.

Ausserdem bedient man sich in Japan eines Apparates (Kotatsu), welcher die unmittelbare Erwärmung der Körpertheile bezweckt. Derselbe besteht aus einem Holzgestell, über welches eine wattirte Decke gehängt wird und dessen unterer Rand über die in den Fussboden eingesenkte Kohlenpfanne herübergreift.

Was den Heizeffect der Kohlenpfannen anbetrifft, so ist sie eine sehr unzureichende. Eine Durchwärmung des Binnenraums gelingt nicht leicht, weil derselbe nach allen Seiten keinen so festen Verschluss hat, wie in den europäischen Häu-

1) J. Forster und E. Voit, Zeitschrift für Biologie. Bd. 13 S. 305.

2) A. Schottky, Zeitschrift für Biologie Bd. 15 S. 549.

3) R. Nichols, Dingler's polytechnisches Journal 1880. Bd. 237 Heft 2. — Vergl. Pettenkofer-Ziemssens Handbuch. Theil 2 Abth. 2 S. 53.

4) Hosokawa, Statistik. Tokyo 1883.

sern. Andererseits vermindert aber diese allseitige Undichtigkeit die Gefahr, welche das wegen ungenügenden Luftzutrittes in den Kohlenhaufen sich entwickelnde Kohlenoxydgas unter anderen Umständen hätte hervorrufen können[1]). Von dem Kotatsu habe ich mich trotzdem überzeugt, dass man bei seinem Gebrauch sich wohl einer leichten Kohlenoxydvergiftung aussetzen kann. So oft ich über eine Stunde lang — die Hände unter die Decke schiebend — daran sass, bekam ich Kopfschmerzen, Schwindel und leichte Betäubung, so dass ich Erholung im Freien suchen musste.

Dass der Gebrauch der Kohlenpfannen bei den einigermaassen dicht geschlossenen Räumen stets mit grosser Gefahr verbunden ist, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Die Beleuchtung.

Während die natürliche Beleuchtung der europäischen Wohnhäuser nur von der Grösse der Fenster abhängig ist, kommen bei den japanischen Häusern daneben noch alle durchscheinenden Papierthüren in Betracht.

Nach meiner Berechnung ergiebt sich, dass im Wohnzimmer gewöhnlich 1,5 *qm* Lichtfläche auf 1 *qm* Grundfläche kommt. Obgleich der Werth der Flächeneinheit bei den Papierthüren niedriger zu schätzen ist, als bei den Glasfenstern, so ist die Lichtquantität doch enorm gross im Vergleich mit den europäischen Wohnungen, wo die Fensterfläche höchstens $^1/_6$ der Grundfläche ausmacht.

Zur künstlichen Beleuchtung dienen in Japan das vegetabilische Wachs aus den Früchten von Rhus succedanea und von R. vernicifera in Kerzenform, Rübsamöl, Fischthran und Petroleum zur Lampenbeleuchtung, ferner in einigen Grossstädten Leuchtgas und elektrisches Licht. Am meisten verbreitet ist der Gebrauch des Petroleums, das dort schon im Alterthum unter dem Namen des brennbaren Wassers (moyuro mizu) neben den Steinkohlen (moyuru ishi, d. h. brennbaren Steinen) wohl bekannt, aber erst in letzter Zeit von einer so grossen Bedeutung geworden ist. Dagegen ist die Verwendung des kostspieligen Rübsöls mittelst des sogenannten Andon, welches bis vor Kurzem in jedem Wohnzimmer unentbehrlich war, wegen der geringen Leuchtkraft allmählich in den Hintergrund getreten.

Das Andon, diese altjapanische Lampe, besteht aus 2 Schalen. Die obere füllt man mit Oel und taucht einen Docht aus Pflanzenmark hinein; zur Fixation des letzteren dient ein metallener Ring mit einem Griffe. Das herabtröpfelnde Oel wird von der unteren, etwas grösseren Schale aufgefangen. Als Lampenschirm dienen zwei halbcylindrische, mit Papier überzogene Holzgestelle, die es durch Verschiebung ermöglichen, die Lichtflamme ganz abzudämpfen, oder, im anderen Falle, das Licht durch Reflexion noch zu verstärken.

Die Wasserversorgung und die Beseitigung der Abfallstoffe.

Im Allgemeinen dient als Trinkwasser das Brunnenwasser. Eine centrale Wasserversorgung besteht nur in Tokyo[2]) und Yokohama. Die bisher einzig ge-

1) Tsuboi (a. a. O.) konnte in einem mit Kohlenpfanne geheizten Raume die Anwesenheit von Kohlenoxydgas nachweisen.

2) Von der Wasserversorgung Tokyos sind zuerst zwei Klassen von Brunnen zu erwähnen. Die Brunnen in den höheren Stadttheilen dehnen sich um das Centrum der Stadt herum im Bogen von Shiba bis Uyeno aus; sie sind 10—16 *m* tief und liefern das bei weitem reinere Wasser von 2—5° deutscher Härte. Die Brunnen in den niederen Stadttheilen sind nur etwa 1,5 *m* tief, und liefern Wasser von 7—10° Härte. Ausserdem hat die eigent-

bräuchlichen Holzleitungsröhren, welche im Falle der Vernachlässigung der so häufig nothwendig werdenden Reparatur zu leicht Sickerwässer des Bodens durchliessen[1]), werden allmählich durch Steingutröhren ersetzt[2]).

Die Reinigung der Wohnräume geschieht gewöhnlich 1—2 Mal täglich in der Weise, dass man mit einem Staubwedel alle Theile derselben abstäubt, alle Schiebethüren öffnet und so dem Staube freien Abzug nach aussen gestattet. Der Fussboden wird gekehrt und dann mit einem feuchten Tuche abgewischt. Die geringe Anzahl der mobilen Hausgeräthe erleichtert wesentlich die Arbeit. Bei der grossen Reinigung, Susuhaki (d. h. Russfegen), welche man Ende December um dieselbe Zeit im ganzen Lande vornimmt, werden auch die Matten herausgenommen und durch Klopfen gründlich gereinigt. Einen grossen Einfluss auf die Reinlichkeit der Wohnräume hat auch die japanische Sitte, im Hause nur Strümpfe zu tragen, und alle Holzsandalen im Hausflur abzulegen, so dass ein Hineintragen von Schmutz und Staub gänzlich vermieden wird. Es ist diese Sitte ungefähr mit der berühmten Reinlichkeit des altholländischen Visitenzimmers zu vergleichen.

Der Kehricht wird in einer Erdgrube oder einer grossen Holzkiste gesammelt und ungefähr jeden Monat weggeschafft.

Die Entfernung der Fäcalien erfolgt in Japan bis jetzt nur auf trocknem Wege. Der Sammelbehälter ist entweder ein Holzfass, dessen Wände mit Cement ausgekleidet sind, oder ein Gefäss aus Steingut. Die Zuleitung der Fäcalstoffe findet vom Sitze aus ohne Fallrohr zum Behälter statt. In den Zwischenzeiten wird die Oeffnung meist mit einem übergreifenden Deckel verschlossen. Das Pissoir ist gewöhnlich ein tiefes Porzellanbecken mit durchlöchertem Boden. Der Urin wird durch ein Rohr in den Sammelbehälter geleitet. Die hölzernen Nachteimer (Omaru) werden nur für Säuglinge und Kranke angewendet. Die Aborte in Stockwerken kommen nur ausnahmsweise in öffentlichen Gebäuden vor, da die Privatwohnungen selten höher, als einstöckig gebaut werden.

Die gewöhnlich in Holzeimern (Tago) aufgefangenen Excremente und alle separat gesammelten Abfallstoffe fährt man landeinwärts ab, um sie zur Düngung zu verwerthen.

Neuerdings hat Shibata vorgeschlagen, eine Art Tonnensystem einzuführen an Stelle der vorhandenen Senkgruben[3]).

Die angeführte, mangelhafte Organisation in Bezug auf die Beseitigung der Abfallstoffe bedingt, dass der Boden der Städte, bezw. der Grund der städtischen Wohnhäuser, in mehr oder weniger hohem Grade verunreinigt sind. Dieser

liche Hauptstadt zwei Wasserleitungen, deren Bau im 17. Jahrhunderte vollendet wurde. Die eine entnimmt hauptsächlich aus einem südöstlich von der Stadt gelegenen Flusse Tama und führt äusserst reines Wasser; die andere, in Tokyo Kanda-Aquaeduct genannt, hat den Teich Inokashira als Speisungsquelle. Die erstgenannte Leitung speist 5805 Brunnen, ungefähr $^3/_{10}$ des in Tokyo consumirten Wassers liefernd. (Näheres siehe Mittheilungen der deutschen Gesellschaft u. s. w. Heft XI; Martin, über die Versorgung der Metropole Japans mit Trinkwasser. 1876.) Neuerdings stellte man eine dritte Leitung, den Sengawa-Aquaeduct, her, die gegenwärtig einen nordwestlichen Theil der Stadt mit Wasser versorgt.

1) Tawara fand, dass das Kanda-Leitungswasser je nach dem Orte der Entnahme 60,0—146,0, das Tamagawa-Wasser 30,0—88,0, das Sengawa-Wasser 65,0—84,4 *mg* feste Stoffe im Liter enthielt. Im April 1884 zeigte einmal das Kanda-Wasser, aus einer Zweigleitung entnommen, 380,0 *mg* feste Substanz (Yomiuri Shinbun. 8. August 1886).

2) Yomiuri Shinbun. 22. September 1886.

3) Eiseikwai Zasshi Nr. 26. Tokyo 1885.

Zustand wurde neuerlich von Ogata und Tsuboi[1]) durch Untersuchungen der Bodenproben aus dem Grunde der älteren Häuser in Tokyo und Urawa in Bezug auf deren Gehalt an Nitraten bestätigt. Ogata fand in einer Probe Erde, die Tsuboi dem Grundstücke eines 200 Jahre alten Hauses in Urawa (Provinz Saitama) entnommen hatte, 5 pCt. Salpetersäure.

Ein japanisches Wohnhaus.

Als ein Beispiel der oben geschilderten Bauart will ich hier die Beschreibung meiner väterlichen Wohnung folgen lassen.

Dieselbe liegt in der Nordvorstadt Tokyos, an der Senjustrasse, die der Fluss Sumida in einen nördlichen und südlichen Theil scheidet. Von der Grossbrücke (Ohashi) an erstreckt sich die Mittel- und Nordsenjustrasse, zu dem tiefer gelegenen Theile Tokyos gehörend, bei einer Breite von 6—7 *m* in der Richtung von Süden nach Norden mit einer leicht nach Westen concaven Krümmung 1,2 *km* lang, um dann blind zu endigen. Zwei Hauptzweige gehen von derselben in ihrem nördlichen Drittel ab, der eine nach den östlichen, der andere nach den nordwestlichen Provinzen führend. Den grossen Theil der Bevölkerung bilden hier Kaufleute und Bauern; erstere versorgen die Bewohner der nächstliegenden Dörfer mit Wasser.

Von den herrschenden Nordwestwinden wird die Strasse stumpfwinklig getroffen. Die Insolation ist eine sehr günstige, da die Häuser, wie schon erwähnt, entweder einstöckig oder nur in Parterre gebaut sind.

Der etwa 300 *qm* grosse Platz, auf welchem das Haus steht (vgl. Abbild. S. 244), liegt an der Ostseite der Strasse, ungefähr 300 Schritte von derselben entfernt, und wird von zwei vorliegenden Häusern gedeckt, so dass der Zugang von der Strasse nur auf einem 2,5 *m* breiten Wege zwischen jenen stattfinden kann.

Von dem Steigen der Sumida, welches fast regelmässig jährlich Ende Juli oder Anfang August stattfindet, wird der quadratische Bauplatz unserer Wohnung nur selten, und dann bei ausserordentlich hohen Wasserständen, überfluthet. Die Ueberfluthung betrifft besonders den südlichen Theil der Nordvorstadt. Das Wasser erreicht aber selbst bei den am tiefsten gelegenen Häusern selten die Dielen.

Das Grundstück wird im Osten, Norden und Süden durch Wassergräben umgrenzt, die ihr — allerdings etwas unzureichendes — Gefälle nach der Sumida haben. Jenseits des östlichen Grabens stehen einige Bauerhütten, dann schliessen sich viele Meilen weit Reisfelder an.

Die japanischen Wasserfelder (Suiden) für den Reisbau betrachtet man gewöhnlich ohne Weiteres als Entwickelungsstätten von krankheitserregenden Stoffen. Ich bin dagegen geneigt, die relative Seltenheit der Malaria im reisbauenden Japan, zumal in einer fast jährlich überschwemmten Gegend — wie die Nordvorstadt Tokyos — (s. später) durch das Vorhandensein dieser Reisfelder zu erklären.

Diese Felder sind etwa 0,3 *m* vertieft und durch zierliche Dämme quadratisch getheilt. Abgesehen von den Doppelsaatfeldern, welche wegen der günstigen Bedingungen der Zu- und Ableitung des Wassers in gebirgigen Gegenden nach dem schon im Oktober beendeten Abmähen des Reises mit Gerste, Weizen, Bohnen u. s. w. bepflanzt werden, findet die Bestellung der Reisfelder in den Ebenen in folgender Weise statt[2]). Im März wird der als Saatkorn bestimmte Reis, in Strohsäcken eingepackt, längere Zeit in fliessendes Wasser gelegt, bis er dem Keimen

1) Eiseikwai Zasshi Nr. 33 1886.

2) Vergl. Kempermann, Mittheilungen der deutschen Gesellschaft u. s. w. Heft 14. 1878.

nahe ist. Darauf werden die Körner auf ein kleines Stück Reisacker (Nawashiro), das mit Fischen und Mist gedüngt und unter Wasser gesetzt worden ist, eng zusammengesäet, worauf sie bald zu sprossen beginnen. Nachdem die Sprossen Ende Mai oder Anfang Juni hinreichend gross geworden und starke Wurzeln angesetzt haben, werden sie herausgenommen und einzeln in das eigentliche Reisfeld eingepflanzt, welches vorher gelockert und gedüngt, und welchem durch einen Dammdurchstich von einem zunächst liegenden Bache oder Graben (oder auch durch Schöpfräder, falls die Felder höher als der Spiegel der Wasserquelle stehen) so viel Wasser zugeführt worden war, dass man vermittelst eines zweckmässig angelegten Abflusses einen constanten Wasserstand von etwa 10 *cm* über der Erde erhält. Kurz ehe der Reis seine volle Reife erlangt hat, wird der Wasserzufluss unterbrochen, und nach der Ernte, die meist im October und November stattfindet, trocknen die Felder aus, was durch die kältere Jahreszeit begünstigt, ohne ausgedehnte Zersetzung und Fäulnissvorgänge geschieht.

Da in der warmen Jahreszeit, in welcher die Entwickelung des Malariakeimes stattfindet, diese Ländereien eine permanente Ueberfluthung erfahren, welche man an Malariaorten gerade zur Verhütung der Fieber mit gutem Erfolge anwendet, scheint meine Erklärung eine haltbare zu sein. Was ferner das kräftige Wachsthum der Reispflanze als solches zur Verhütung der Malaria beiträgt, kann ich nicht bestimmen, jedoch lässt sich annehmen, dass hier dieselben Bedingungen, wie z. B. bei Zizania aquatica u. A., zur Geltung kommen.

Trotz des allgemein verbreiteten Reisbaues in Japan[1]) ist das Vorkommen der Malaria fast nur ein sporadisches. Die Zahl der Malariakranken beträgt jährlich 13 344 im ganzen Lande (= 0,3 pro mille der Bevölkerung)[2]). — Was die Häufigkeit der Malaria in der Nordvorstadt Tokyos selbst anbetrifft, so kamen im Zeitraume von 1883—85 aus der Gegend der Mittel- und Nordsenjustrasse mit 10 500 Einwohnern 2060 Kranke meinem dort practicirenden Vater S. Mori zur Behandlung. Darunter befanden sich folgende Fälle von ansteckenden Krankheiten:

Typhus abdominalis .	31 = 1,5	pCt. aller Krankheitsfälle
Beri beri (Kakke) . .	44 = 2,1	„ „ „
Cholera asiatica . .	34 = 1,6	„ „ „
Malaria	17 = 0,8	„ „ „

Der Boden, auf dem mein väterliches Haus steht, ist schwarzes Schwemmland der Sumida.

Das Wohnhaus nimmt den nördlichen Theil des Platzes ein und ist 147 *qm* gross, während der südliche Theil von einer Gartenanlage eingenommen ist.

Das Haus wird von 4 erwachsenen Familiengliedern, 3 Kindern, einem ärztlichen Gehilfen, einem Kuli, welcher den Handwagen (Jinrikisha) zieht, und einer Dienerin bewohnt.

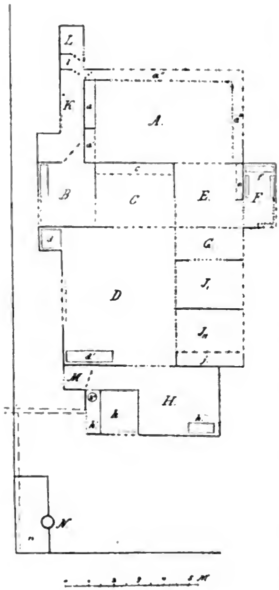
Die Bedachung des Hauses besteht aus Ziegeln. Der Hausflur (*G*) ist mit Gyps gepflastert.

Der Raum *E*, wo wir Gäste empfangen, ist zum Theil europäisch eingerichtet, d. h. mit Tischen und Stühlen versehen. Ein durch Pappenthüren geschlossener Wandschrank (*e*) ist zur Aufbewahrung von Geräthen bestimmt.

Im Innern der Wohnung sind 4 Wohnzimmer für unsere ganze Familie (*A*, *B*,

1) Nur die Oberfläche der den Privatbesitzern gehörigen Reisfelder ist mir statistisch bekannt; sie beträgt 18 123 *qkm* = $^1/_{30}$ des ganzen Landes (Hosokawa a. a. O.).

2) Eiseikyoku Hokoku (Bericht des Gesundheitsamtes), 1880—1882.



- - - - - - - - Pappenthüre.
- . - . - . - . Papierthüre.
. . . . Papierfenster.
-+- -+- -+- -+- Bretterthüre.
, , , , , , , , Glasthüre.
• • • • • • • • Glasfenster.

C und *D*). Die einzelnen Räume sind nicht streng von einander getrennt, so dass dass die Räume *C* und *D* von 2 Erwachsenen und 2 Kindern, *A* und *B* dagegen einzeln von 2 Erwachsenen als Arbeitszimmer benutzt werden.

Der Raum *A* ist von 3 Seiten durch Papier- und Pappenthüren zugänglich. Eine kleinere Hälfte desselben bildet das Tokonoma (vergl. oben). Der Wandschrank *a'* ist in Fächer getheilt und dient zur Aufstellung der Bücher und Instrumente. Mehrere, nur 34—40 *cm* hohe Arbeitstische finden je nach dem Bedürfniss eine verschiedene Aufstellung in diesen Räumen; alle Arbeiten werden an ihnen, wie überhaupt die meisten Beschäftigungen, in sitzender, oben schon erwähnter Stellung verrichtet. In einer Ecke des Raumes ist ein Platz mit besonderem Arbeitstisch dem ärztlichen Gehülfen angewiesen, welcher sein Nachtlager auch daselbst findet. Die Dielung *a'' a''* mit Bretterthüren besteht aus starken, polirten Brettern.

Der Raum *B* ist ebenfalls von drei Seiten zugänglich. An der nördlichen Wand steht ein Schrank zur Aufbewahrung der Kleidungsstücke. Durch eine Angelthür gelangt man in einen Raum *K*, welcher zu den Latrinen führt.

Der Wandschrank *c* im Raume *C* enthält bei Tage die Betten und Bettdecken. Die Betten werden Nachts so vertheilt, dass in den Räumen *B* und *C* je ein Erwachsener und ein Kind, im Raume *D* ein Ehepaar mit dem Säuglinge schläft. Der Schrank *d* enthält Kleidungsstücke, *d'* Essgeräthe. Die Mahlzeiten werden gewöhnlich im Raume *D* gehalten.

Die Hausapotheke *F* mit Glasthüren hat einen Schrank *f* für Medicamente, seitlich davon noch einige kleinere Schränke, zum Theil für Chemicalien, zum Theil für Apparate, und einen grossen Tisch in der Mitte des Raumes.

Die Küche hat einen gedielten (*H*) und einen gegypsten Theil (*h h'*). Im letzteren befindet sich das Trinkwasserreservoir *h''* mit etwa 40 Liter Inhalt. Der Gypsboden *h'* ist mit einem besonderen Gefälle hergestellt, so dass die Abfallwässer gut durch die in der nördlichen Wand befindliche Oeffnung in den Abzugscanal gelangen können. Letzterer ist überdeckt und mündet in den Graben. Der Heerd *h'''* ist noch alter Construction.

An der Küche links von dem Hausflur liegen zwei Stuben *J,* und *J,,*, von

denen letztere einen Wandschrank *j* hat. Die Stube $J_{,}$ dient dem Kuli, $J_{,,}$ der Dienerin als Wohn- und Schlafstätte.

Die Reinigung der Wäsche wird am Brunnen vorgenommen, und es ist zu diesem Zwecke um den Brunnen *N* herum eine schiefe Ebene aus Brettern angelegt. Dieselbe hat ein hinreichendes Gefälle, so dass das Wasser in einen Canal abfliesst, welcher mit dem die Abwässer von der Küche fortführenden Hauptcanale zusammentrifft.

Das Trinkwasser wird von einem nördlich vom Bauplatze tief angelegten Brunnen geliefert.

Die Latrinen (*L*, *M*) und das Pissoir *l* bedürfen keiner weiteren Erörterung. Ein im Plane nicht gezeichneter Stall im nordwestlichen Winkel des Platzes dient zur Aufbewahrung des Handwagens. Die etwa 6 *qm* grosse und 1 *m* tiefe Kehrichtgrube befindet sich neben dem Stall.

Schlussbetrachtung.

Die japanischen Wohnhäuser sind, wie erwähnt, meistentheils einstöckige oder Parterre-Gebäude, die nur von einzelnen Familien bewohnt werden, und stehen mehr oder weniger isolirt, weil eine kleine Gartenanlage fast zu jedem Hause gehört. Es besteht also eine gewisse Aehnlichkeit zwischen dem japanischen Häusersystem und dem sog. Villensystem.

Dies bedingt, dass z. B. in Tokyo auf ein Haus nur 4 Köpfe der Einwohner kommen[1]), während in europäischen Städten mindestens 8 (London), in einigen sogar 50 Menschen ein Haus bewohnen (Wien).

Ein Ausdruck der Gesundheitszustände, welche immer gewissermaassen mit den Wohnungsverhältnissen im Zusammenhang stehen, wäre die mittlere Sterblichkeit des Volkes[2]). Die Mortalität der Tokyoner betrug z. B. 1878—1880 24,4 pro mille[3]), während sie auf dem europäischen Continent im Mittel 25,7 pro mille beträgt[4]). Einen noch grösseren Einfluss üben bekanntlich die Wohnungsverhältnisse auf die Sterblichkeit der Kinder[5]). Sie beträgt nach der neuesten Untersuchung (1882/83) in Tokyo 26,5 pCt. der Gestorbenen[6]). Die Zahl ist allerdings höher

---

1) Es lässt sich ferner berechnen, dass je 1 Wohngebäude auf 4,8 Köpfe der Bevölkerung Japans kommt, und dass 19,6 Wohnhäuser auf je 1 *qkm* des Landes stehen. Folgende Zahlen wurden hierbei zu Grunde gelegt:

1. Oberfläche Japans 24 796,6 □Ri = 362 952 *qkm*,
2. Wohngebäude Japans 7 611 770,
3. Einwohner Japans 36 700 118 (Hosokawa a. a. O.),
4. Wohnhäuser Tokyos 149 383,
5. Bewohner der Stadt Tokyo 595 905 (Nakane, Heiyō Nippon Chirishōshi, Ed. II. 1875. — die Vorstädte sind ausgeschlossen). — Die neuere Zählung der Bewohner von Tokyo ergab 799 237, unter Berücksichtigung des ganzen Verwaltungsgebietes 987 911 (Hosokawa a. a. O.). — Mayet hat im Jahre 1875 4,7 Personen auf eine Haushaltung und 4,9 Personen auf ein Haus gezählt (Mittheilungen der deutschen Gesellschaft u. s. w. Heft 16, 1878).

2) Vergl. Hofmann, Verhandlungen der physikalisch-medicinischen Gesellschaft zu Würzburg 1881, S. 101—103.

3) Eiseikyoku Hōkoku (Bericht des Gesundheitsamtes).

4) Oesterlen, Medicinische Statistik. Tübingen 1874.

5) Vergl. Uffelmann, Hygiene der Kinder. Leipzig 1881. S. 101.

6) Eiseikyoku Hokoku. — In ganz Japan beträgt sie 25,6 pCt.

als z. B. in London (15,5), doch viel günstiger, als in Berlin (30—35 pCt.) und in München (40 pCt.[1]).

Daraus geht hervor, dass die Gesundheitszustände der Tokyoner, bezw. der Japaner im Allgemeinen als gut zu bezeichnen sind, und ich glaube es wenigstens zum Theil den Vorzügen der Wohnungsverhältnisse zuschreiben zu dürfen. Eine rationelle wirkliche Verbesserung der Bauart in Japan, welcher die Assanirung des Bodens und eine zweckmässige Organisation der Beseitigung der Abfallstoffe vorausgehen muss, kann nur dadurch erzielt werden, dass man diese bestehenden Vorzüge, insbesondere das Isolirtsein der Wohnhäuser, beizubehalten strebt.

Hingegen haben die Autoritäten in Japan die Erbauung mehrstöckiger Wohnungen vorgeschlagen, damit auf einem kleineren Stück Boden eine grössere Anzahl Menschen Unterkunft fände[2]). Man bemüht sich dort demnach, die Centralisirung der Wohnungen zu bewirken, während man in Europa nach der Decentralisirung derselben strebt (vergl. v. Fodor a. a. O.). Ein solcher Centralisirungsversuch aber lässt sich nach meiner Ansicht nur dadurch erklären, dass man aus finanziellen Gründen das Feld der sanitären Thätigkeit, z. B. die Assanirung des Bodens, zu verkleinern sucht. Ich bin daher geneigt, das Gesammtbild der neuen Metropole Japans mit mehrstöckigen Steinhäusern, womit sich jetzt die Phantasie der Japaner beschäftigt, nur als ein nothwendiges Uebel zu betrachten.

(24) Hr. Karl Deschmann, Custos am Landes-Museum zu Laibach, berichtet in einem Briefe an Hrn. Virchow vom 15. Mai über

Bronzesachen von der Kulpa.

In dem für das krainische Landes-Museum sehr schmeichelhaften Berichte vom 15. October v. J. (Verh. 1887. S. 549) über Ihre nach Südösterreich unternommene prähistorische Recognoscirungsreise haben Sie erklärt, in unseren Sammlungen nicht ein einziges Stück evident slavischer Provenienz entdeckt zu haben, weder Schläfenringe noch charakteristische Thonsachen.

Nun sind im Laufe dieses Monates bei Aufdeckung einer Riesengomila in Podsemel an der Kulpa, über welche Nekropole ich bereits in meinem Schreiben vom 13. Januar d. J. mit Bezug auf die damals eingesendeten Photographien Nr. 33 und 34 der dort gemachten wichtigeren Funde Ihnen einiges berichtet habe, etliche 6 Stück prachtvoll patinirter bronzener Hakenringe ausgegraben worden. Sie lagen in der oberen, bis etwa 1 *m* herabreichenden Schicht des über 3 *m* hohen, sonst der hallstätter Periode angehörigen Hügelgrabes, zugleich mit schönen bronzenen Fibeln der La Tène-Zeit, darunter eine mit medaillonartiger ziegelrothfarbiger Paste nebst den für diese Periode typischen eisernen Haumessern.

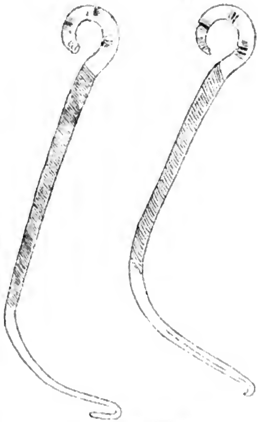
Ich schliesse zwei flüchtige Abbildungen (Fig. 1 u. 2) dieser Fundstücke bei. Bei dem links ist die Patina von prachtvoll lichtgrüner Farbe; sie löste sich von dem metallischen, röthlich glänzenden Kerne des Hakens in Partien von 0,5 *mm* Dicke ab, bis ich sie mit einer Composition von Fischhausenblase tränkte, womit ihr weiteres Abfallen verhindert wurde. Der Ring ist nicht ganz geschlossen, nur an der einen Seite verziert mit bandartig eingekerbten Strichen, zwischen denen sich eine etwas tiefere und breitere Einkerbung befindet. Die Rückseite des Ringes ist ganz glatt. Gleich unter diesem läuft dessen Stiel 0,6 *cm* dick, in beiläufig $^2/_3$ seiner Länge torquesartig gedreht, in ziemlich gerader Richtung fort, worauf er, entgegen der Drehung des Ringes, nach auswärts abbiegt, nicht mehr drehrund, sondern

1) Uffelmann a. a. O. S. 88.
2) Eiseikwai Zasshi, Nr. 20, 1886; vergl. ibid. Nr. 18, 29.

vierkantig mit rechteckigem Durchmesser, am Ende mit einem Widerhaken versehen, der jedoch bei den meisten Stücken abgefallen ist.

Als ich diese in Krain noch nicht vorgekommenen Ringe sah, rief ich unwillkürlich aus: dies müssen Schläfenringe sein. Stat nominis umbra! ohne mir eine richtige Vorstellung von dem Gebrauch machen zu können. Endlich combinirte ich mir die Sache so, dass die breiten Widerhaken ineinandergreifend auf den dichten Haarwulst am Scheitel gelegt wurden, so dass die beiden Ringe an den Schläfen zu liegen kamen und die davon herabhängenden Bänder am Kinn zusammengebunden wurden.

Figur 1. Figur 2.



$^1/_3$ natürlicher Grösse.

Würden sich diese Ringe in Wirklichkeit als Schläfenringe erweisen, dann wäre ein neuer Beitrag zur Geschichte dieses Schmuckgegenstandes geliefert worden, denn sie sind in vorchristlicher Zeit und sicherlich viele Jahrhunderte vor der Einwanderung der Slaven nach Krain den Todten in der erwähnten Gomila beigegeben worden, deren Leichenbrand sich in den zerstörten Thonurnen befand. Es war dies noch vor der Unterjochung unseres Landes durch die Römer, zu einer Zeit, als Unter- und Innerkrain von den Latobikern, Skordiskern, Japoden, verschiedenen Stämmen des damals in Krain wohnenden gallisch-illyrischen Mischvolkes, bewohnt war.

In Podsemel hat sich noch an ein Paar anderen Gomilen, deren Hauptpartie der Hallstätter Periode angehörte, in dem oberen Ende die Benutzung derselben als Begräbnissstätte der Gallier gezeigt. —

Hr. Virchow: So interessant der mitgetheilte Fund ist, so werden wir ihn doch wohl kaum als einen mit unseren slavischen Funden verwandten anerkennen können. Damit wäre ja nicht ausgeschlossen, dass er irgend einer südslavischen Culturperiode angehören könnte, aber die Beweisführung müsste dann ohne Rücksicht auf die nordslavischen Alterthümer geführt werden. Dies erscheint dann freilich gerade für die altslavische Zeit etwas gewagt, wo doch die Uebereinstimmung der südlichen und nördlichen Stämme eine vermuthlich grössere gewesen ist.

(25) Hr. Olshausen spricht über

zwei neue Gemmen vom Alsentypus.

Hr. Dr. Pleyte in Leiden hat die Güte gehabt, Hrn. Bartels und mir wiederum die Abdrücke zweier in Friesland neu aufgefundener Glasgemmen vom Alsentypus zu übersenden, welche ich mich beehre, Ihnen hier vorzulegen.

Die Anordnung der 3 Gestalten auf jeder von ihnen ist ganz dieselbe, wie auf allen übrigen mit der gleichen Anzahl von Figuren.

Bei Fig. 1, von Holwerd, dicht an der Küste, NNW. von Leuwarden, ist die

Figur 1.



Figur 2.



rechte Figur wegen ihres „Flügels" zu vergleichen mit der rechten auf der Eutiner Gemme und mit der linken auf der Leipziger; durch die Sorgfalt, mit welcher der Flügel dargestellt worden ist, nähert sie sich der letzteren am meisten. Dass wirklich Flügel gemeint sind, wie es auch Bartels angenommen hat, geht besonders aus der Leipziger Darstellung hervor, wo nicht allein die Schwingen mit der grössten Regelmässigkeit zum Ausdruck gekommen sind, sondern neben dem Flügel, wenn ich nach dem mir vorliegenden Gypsabguss richtig urtheile, auch noch ein Arm vorhanden ist, dessen Hand auf der Brust ruht. Bei allen 3 Flügeln fehlt allerdings ein wesentliches Glied und zwar wahrscheinlich der Oberarm, da die beiden, einen Winkel mit einander machenden Linien, von denen die Schwingen auslaufen, vermuthlich die Hand und den Vorderarm vorstellen sollen.

Die geflügelte Figur auf der Holwerder Gemme ist durch 3 jener seitlich nach unten laufenden, geradlinigen, bald als Schwerter, bald als Rockschösse u. s. w. gedeuteten Gebilde ausgezeichnet, während solche den Flügelgestalten der anderen Gemmen fehlen. —

Fig. 2, von Spannum im Westergoo, also ebenfalls aus dem Küstengebiet, erinnert durch die Form des Kreuzes über den Häuptern der Männer an die vierfigurige Gemme von Lieveren; die Enden der Hauptbalken tragen nehmlich kurze Querhölzer, während solche an dem Kreuz auf der Fritzlarer Gemme fehlen. Auch der Stern neben dem Kreuz nähert die Spannumer Gemme der von Lieveren, nur ist bei letzterer noch ein zweiter Stern hinzugetreten und zwar rechts vom Kreuz, entsprechend dem Zuwachs von einer Gestalt nach derselben Seite hin. Der Stern unserer Gemme scheint mir achtstrahlig zu sein; auf dem Holzschnitt ist er jedenfalls nicht ganz richtig wiedergegeben. —

Die Glassflüsse sind unten dunkel-, oben hellblau. —

Beide Gemmen wurden in Terpen lose in der Erde gefunden; es bestätigt dies vollkommen, was ich in diesen Verh. 1887, S. 699 über die Erdfunde und ihre geographische Ausbreitung gesagt habe. Bemerkenswerth ist, dass die bis jetzt bekannten 11 sicheren Erdfunde nur dreifigurige Gemmen und die damit eng zusammenhängende einzige bekannte vierfigurige lieferten, während zwei- und eingestaltige sich auf Kirchenschätze und Sammlungen beschränken; dreifigurige Darstellungen sind am allgemeinsten verbreitet und am zahlreichsten (vgl. a. a. O. S. 691). Im Ganzen sind jetzt 26 Funde mit zusammen 37 Gemmen vom Alsentypus veröffentlicht; die von mir S. 690 erwähnte, aber Mangels genauerer Angaben über ihre Natur nicht weiter berücksichtigte Gemme in Essen, hat sich laut Nachrichten, die bei Dr. Bartels eingelaufen sind, als anders geartet herausgestellt. —

Im Anschluss an vorstehende Mittheilung erlaube ich mir noch eine Deutung zu erwähnen, welche Hr. Handelmann in Kiel der von mir in den Verh. 1887, S. 703 veröffentlichten Darstellung auf der Darmstädter „Fischmenschpaste" zu geben geneigt ist. Er schreibt mir:

„Die Darmstädter Figur S. 703 erinnert mich an jene räthselhafte Gestalt auf den Krötenfibeln (ovalen Gewandnadeln der letzten heidnischen Zeit), welche ich auf den Propheten Daniel gedeutet habe; der Kopf fehlt, dafür sind vier, bezw. zwei Arme vorhanden. Vgl. Correspondenzblatt d. Gesammtvereins 1881 S. 8; auch Rygh, N. O. Fig. 647 und Anzeiger für Schweizer Alterthumskunde Bd. II S. 386. Daniel in der Löwengrube hat auch bei den germanischen und nordischen Heiden sich offenbar

grosser Beliebtheit erfreut; ich denke an Einflüsse aus Irland, wo der Name Daniel noch viel vorkommt, habe aber bisher nichts gefunden und auch nicht die betreffende Literatur."

Einen Ersatz des Kopfes durch 2 Arme anzunehmen, erscheint mir indessen um so gewagter, als ja diese überzähligen Arme hier nicht an der Stelle des Kopfes, sondern gerade an der richtigen Stelle des Körpers sitzen und nach abwärts gerichtet sein würden; denn die hornartig in die Höhe stehenden Gebilde am Kopfende müssten doch wohl den emporgehobenen Armen jener Danieldarstellungen verglichen werden; überzählig wären also die abwärts gerichteten Glieder in der Mitte des Leibes. Ich sehe daher keinen Zusammenhang.

(26) Hr. Vater zeigt

bei Spandau ausgegrabene Schädel.

Vor etwa 3 Wochen ist in Spandau ein Schädelfund gemacht worden, der durch Art und Ort der Auffindung einige Beachtung zu verdienen scheint.

Es sind 5 gut erhaltene Schädel, von denen nur einem der Unterkiefer fehlt. Sie wurden sämmtlich mit vielen menschlichen Gebeinen ganz unerwartet bei einer artilleristischen Uebung in einer lang ausgedehnten Vorstadt Spandaus (der Seegefelder) aufgefunden. Es musste dort auf einem Sandhügel, etwa 2 *km* von der Stadtbefestigung entfernt, eine Schanze aufgeworfen werden, und als man den ganz lockeren, trockenen Flugsand aufschaufelte, fand man in einem halben Meter Tiefe Knochen. Dieselben wurden natürlich von den grabenden Soldaten zunächst nicht beachtet, sondern ungeordnet durch einander geworfen. Als man aber auf Schädel stiess, merkte man, dass man es mit menschlichen Gebeinen zu thun hatte und machte nun die Polizei darauf aufmerksam. Von letzterer wurde ich benachrichtigt und aufgefordert, die gesammten zu Tage geförderten Knochen einer Durchsicht zu unterwerfen, ehe sie an anderer Stelle wieder eingegraben würden. So fand ich denn auf einem grossen Haufen liegend, in einem Stalle, in der Nähe der Fundstelle eine grosse Menge menschlicher Extremitätenknochen, Rippen, Wirbel, Bruchstücke von Kopf- und Beckenknochen, Alles mehr oder weniger verletzt und zerbrochen bei der Ausgrabung, aber unter denselben auch diese fünf fast ganz unverletzten Schädel. Ein Paar Halswirbel, darunter einen Atlas, suchte ich noch heraus; Alles Uebrige wurde, da keine absonderlichen Merkmale daran zu entdecken waren, wieder verscharrt.

Nach Angabe des Polizisten sollen die aufgedeckten Skelette im Allgemeinen mit den Köpfen nach Osten, mit den Fussenden nach Westen gelegen haben, aber keineswegs seitlich neben einander geordnet, sondern eher Kopf an Fuss des Nächsten. Indessen konnte auch dies nicht sicher bestätigt werden.

Wie aber waren diese menschlichen Reste an diese Stelle gekommen, bis vor wenigen Jahren noch fern von jedem bewohnten oder bebauten Fleck, in lockeren Sand nur oberflächlich verscharrt, der durch seine streusandähnliche Beschaffenheit deutlich zeigt, dass an eine Cultivirung dieses Bodens nie gedacht worden ist?

Natürlich waren die Soldaten schnell darüber im Klaren, dass irgend welche Kriegsereignisse hier zu einer Begräbnissstätte von im Kampfe gefallenen Kriegern geführt hätten! Aber zunächst sprach der Mangel jeder durch äussere Gewalten bei Lebzeiten den Knochen zugefügten Verletzung gegen diese Annahme, dann aber wird durch die bis über den 30 jährigen Krieg hinaus ziemlich sichere Chronik von Spandau bestätigt, dass an dieser Stelle niemals ein ernsterer Kampf stattgefunden hat. Ohne Kämpfe haben die Schweden Spandau mehrmals besetzt;

auch im Jahre 1675 dasselbe einmal mit ernster Belagerung bedroht. Letztere Bedrohung, die aber von der Nordseite her stattfand, wurde durch eintägige starke Kanonade von der Festung abgewiesen, und die weichenden Truppen haben auf ihrem Rückzuge unsere jetzige Fundstelle nicht berühren können. Am 19. October 1806, als die Franzosen nach der Schlacht bei Jena über Potsdam heranzogen, kamen sie bekanntlich durch schmähliche Capitulation in den Besitz von Spandau, ohne dass ein Schuss gefallen wäre; und endlich fand im Jahre 1813 die ernste Beschiessung der Stadt und Citadelle durch die Russen von der ganz entgegengesetzten Seite und weit entfernt von der seit 30 Jahren erst entstandenen Seegefelder Vorstadt statt.

Was das Alter der Schädel betrifft, so lässt sich bei der Aufbewahrung in dem trockenen Sande, der je nach der Windrichtung bald höher, bald niedriger dieselben bedeckte, wohl kaum auf ein Jahrhundert dasselbe annähernd richtig bestimmen, sie können füglich ebenso gut in diesem, als im 17. Jahrhundert verscharrt worden sein. Früher möchte ich nicht annehmen.

Es bleibt also kein Grund übrig, an eine soldatische Begräbnissstelle in kriegerischen Verhältnissen zu denken und es wird jede derartige Vermuthung noch durch den Umstand zurückgewiesen, dass dem Knochenfunde auch jede Beigabe fehlte. Trotz sorgfältigster Durchsuchung, fast Durchsiebung des Sandes fand ich auch nicht ein Fäserchen von Holz, das einem Sarge angehört haben könnte, oder von irgend einem gewebten Stoff, der von einer Kleidung übrig geblieben sein könnte, keine Spur von Leder, von Thonscherben, kein Stückchen Metall, keinen Knopf, keine Schnalle, keinen Nagel, kurz absolut nichts, und lässt sich kaum eine andere Meinung fassen, als dass die Leichname hier völlig nackt verscharrt wurden.

Was konnte eine so ungewöhnliche Bestattungsweise veranlasst haben? Beim Nachdenken hierüber fiel mir ein, dass die noch heute so genannte Hochgerichtsstrasse kaum hundert Schritte an unserer Schädelstätte vorüberführt und dass thatsächlich am Ende derselben noch in unserem gegenwärtigen Jahrhundert auf einem ähnlichen Sandhügel der Galgen stand, unter dem noch bis zum Jahre 1848 Hinrichtungen stattgefunden haben.

Es wurde mir alsbald wahrscheinlich, dass die Gebeine der Hingerichteten nicht unmittelbar in dem Sande des Richtplatzes selbst, sondern ungefähr in der Entfernung von hundert Schritten bestattet sein werden, wozu der lockere Sand der ganzen Umgebung vortreffliche Gelegenheit bot und vermuthlich für spätere Nachgrabungen noch manches unvermuthete, der jetzt umwohnenden Bevölkerung grausige Fundstück liefern wird.

Um mich über die übliche Art der Beerdigung Hingerichteter zu unterrichten, fragte ich den einzigen Praktiker der Gegenwart, den jetzt in Spandau wohnenden Scharfrichter K r a u t s nach seinen Kenntnissen früherer Ueberlieferungen. Er konnte mir leider wenig Sicheres mittheilen. Gegenwärtig würden die zum Tode verurtheilten Verbrecher nur geköpft und dann die Körper in der Kleidung, in welcher sie den Mord ausgeführt, nebst dem Kopfe in einem anständigen Sarge beerdigt. Früher glaube er, dass es auch Sitte gewesen sei, sie in leinenem, genähtem Büssergewande, ohne Knöpfe und dergleichen, hinzurichten und ohne Särge zu verscharren, auch habe er davon gehört, dass den Scharfrichterknechten ein Anrecht an die Kleider der Hingerichteten zugestanden habe und dass sie sich wohl früher dieselben gleich nach der Execution angeeignet und die Körper nackt beerdigt hätten.

Da ich noch hoffte, vielleicht beschädigte Halswirbel zu finden, die meine

Meinung, dass ich es mit Verbrecherschädeln zu thun habe, bestätigen könnten, fragte ich Hrn. **Krauts**, ob er wisse, durch welche Wirbel er den Hieb führe, oder ob beim Hängen ein Wirbelbruch stattfände. Ueber letzteres hatte er gar keine Kenntniss und über den Hieb, der den Kopf vom Rumpfe trennt, konnte er mir nur sagen, dass er von den Wirbeln nichts wisse und sich nur nach der „Kinnlinie“ richte, die nach der Festschnallung des Kopfes an den Block eine senkrechte Linie bilde, dicht hinter der er den Hieb führe.

Die Schädel zeigen im Ganzen nichts besonders Auffallendes, sie sind überwiegend brachycephal, der eine sogar in sehr hervorragender Weise, derselbe zeigt auch an den Nähten eigenthümliche Bildungen, wie persistirende Stirnnaht und auffallend breite, tief verzackte Lambdanaht. Ein anderer trägt noch Reste der Behaarung. Alle aber haben vorzüglich gut erhaltene Gebisse, die deutlich zeigen, dass die Besitzer in den kräftigsten Lebensjahren gestorben sind.

Eine genauere Messung und Bestimmung ist mir mit den zu meiner Verfügung stehenden Instrumenten leider nicht möglich, und richte ich daher an Herrn **Virchow** die Bitte, die Schädel einer specielleren Prüfung unterwerfen zu wollen. —

Hr. **Virchow**: Es dürfte wohl kaum zweifelhaft sein, dass die Schädel der einheimischen Bevölkerung angehören. Sie gleichen in hohem Maasse den alten Berliner Schädeln von den ehemaligen Kirchhöfen auf dem Spittelmarkt und an der Petrikirche, die ich in der Sitzung vom 17. Juli 1880 (Verh. S. 229) ausführlich besprochen habe. Nur einer ist darunter, der aber auch sonst ethnologisch schwer unterzubringen sein würde: Nr. 3, der Schädel eines jungen, **hyperbrachy-** und **hyperhypsicephalen** Mannes (Längenbreitenindex 88,2, Längenhöhenindex 81,2). Von einer künstlichen Deformation ist an ihm nichts zu bemerken, aber auch die individuellen Abweichungen (Sutura frontalis persistens, starke Ausbildung Wormscher Knochen in der Lambdanaht) geben keine Erklärung für die ungewöhnliche Form. Von den übrigen 4 Schädeln sind 2 **brachy-**, 2 **mesocephal**, letztere mit entschiedener Hinneigung zur Brachycephalie. Dagegen sind alle 4 ungleich niedriger, als der erwähnte: 3 **von ihnen sind ortho-**, 1 **sogar chamaecephal**. Letzterer (Nr. 2) gehörte einem älteren Manne mit schwach eingedrückter Basis an, dessen straffes, gelbliches, kurz geschnittenes Haar noch reichlich dem Hinterhaupt anklebt. Ihm am nächsten steht Nr. 4, der wohl einer alten Frau angehört hat und der zugleich ausgesprochen **progenäisch** ist. Letztere Eigenschaft findet sich auch bei Nr. 1, dem grössten männlichen Schädel (Capacität 1545 *ccm*), der zugleich schwach **prognathe** Kieferränder zeigt. Ihm steht in der Grösse zunächst der Schädel eines jungen Mannes Nr. 5 (Capacität 1480 *ccm*), bei dem die Schläfentheile der Stirnbeine bombenförmig aufgetrieben sind und der die extreme Breite von 154 *mm* zeigt. Bei ihm findet sich zugleich ein extrem kleiner Nasenindex (38,9), was dadurch erklärlich wird, dass der Naseneingang nach unten und links ganz tief ausgeweitet ist, wie wenn dort der Druck einer Geschwulst eingewirkt hätte.

Was die Gesichtsverhältnisse anbetrifft, so ist nur einer darunter (Nr. 4), der wahrscheinlich als leptoprosop anzusehen ist, indess ist das Gesicht etwas verletzt und der Index (92,1) unsicher. Die anderen sind sämmtlich **chamaeprosop**. Der Orbitalindex ist bei dem wahrscheinlich weiblichen Schädel Nr. 2 hyperchamaekonch (76,9): von den 4 anderen zeigen 2 männliche hyperhypsikonche Indices (89,1 und 90,0), einer ein mesokonches (81,5), einer ein chamaekonches (80,0) Maass. Hier ist die individuelle Variation am grössten. Ungleich constanter ist der Nasenindex. Abgesehen von dem schon besprochenen Schädel Nr. 5, ergeben

die übrigen mittlere und niedere Indexzahlen: einer, Nr. 1, ist leptorrhin (46,6), die 3 anderen mesorrhin (47,8—49,0—50,0). Ob dies auf slavische Elemente hinweist, mag dahingestellt bleiben: die Verhältnisse der Augenhöhlen sprechen wenig für eine solche Annahme.

Die Tabelle über die Maass- und Indexzahlen ist beigefügt.

Darf man sonach annehmen, dass die Schädel einer heimischen Bevölkerung angehörten und dass unter 5 Schädeln 2 aller Wahrscheinlichkeit nach weibliche waren, so fällt der nächste Grund, den Tod der Leute auf kriegerische Ereignisse zurückzuführen, fort, zumal da die Schädel keinerlei Zeichen von Gewalteinwirkung darbieten. Nr. 3 hat während seines Lebens eine Zerschmetterung der knöchernen Nasenspitze erlitten, aber dieselbe ist völlig verheilt, also alten Datums. Aber auch Zeichen für einen gewaltsamen Tod durch den Henker sind nicht vorhanden. Es dürften also wohl nur zwei Möglichkeiten bleiben: entweder ist man hier auf einen alten Kirchhof gestossen, dessen Ausdehnung vielleicht weit über die geöffnete Strecke hinausreicht, oder es sind hier bei einer ungewöhnlichen Gelegenheit, z. B. einer Pest, Leichname bestattet worden. Vielleicht werden spätere Ausgrabungen ein Mehreres darüber lehren.

Was die Zeit der Bestattung angeht, so ist der Sand bekanntlich ein so ausgezeichnetes Medium für die Erhaltung von Knochen, dass nichts entgegensteht, bis auf mehrere Jahrhunderte zurückzugehen. —

Schädel von Spandau	1. ♂	2. ♀?	3. ♂	4. ♀?	5. ♂ jung
I. Messzahlen.					
Capacität	1545	1265	1460	1380	1480
Grösste Länge	180	178	170	179	181
„ Breite	148 t	142 p	150 t	141 t	154 t
Gerade Höhe	135	118	138	126	129
Ohrhöhe	115	106	117	109	113
Horizontalumfang	530	516	512	513	528
Gesichtshöhe B.	104	109	112	117	—
„ C.	60 (68)	66 (71)	70	67	72
Gesichtsbreite a.	130	129	137	127(?)	131
„ b.	90	93	99	84	97
„ c.	102	90	93	97	—
Auge, Höhe	33	30	36	31	32
„ Breite	37	39	40	38	40
Nase, Höhe	45	48	53	46	59
„ Breite	21	24	26	22	23
II. Berechnete Indices.					
Längenbreitenindex	82,2	79,8	88,2	78,8	85,1
Längenhöhenindex	75,0	66,3	81,2	70,4	71,3
Ohrhöhenindex	63,9	59,5	68,8	60,2	62,4
Gesichtsindex	80,0	84,4	81,7	92,1 (?)	—
Orbitalindex	89,1	76,9	90,0	81,5	80,0
Nasenindex	46,6	50,0	49,0	47,8	38,9

(27) Hr. Telge hat die Originale der sakrauer Funde des Dr. Grempler restaurirt und legt dieselben vor.

(28) Hr. Jentsch berichtet über

niederlausitzer Alterthümer.

I. Funde von Droskau, Kr. Sorau, N.-L.

In dem, in den Verh. 1886 S. 720 bereits kurz erwähnten Gräberfelde bei Droskau, nördlich von Sorau in der Nieder-Lausitz, habe ich am 28. April d. J. durch die Freundlichkeit des Besitzers, Hrn. Brauereibesitzer Müller, mit Hrn. Steuersupernumerar W. Mohr mehrere Ausgrabungen veranstalten können, und zugleich habe ich durch seine und des Hrn. Amtmann Brodach Mittheilungen von der Gesammtbeschaffenheit der Fundstätte Nachricht erhalten.

Das Feld liegt $1^1/_2$ *km* nördlich vom Kirchthurm des Dorfes auf einer Höhe, die südwärts, 500 Schritt von dem Gräberfelde entfernt, zum Dorfe hin in eine wiesige Ebene, wohl ein ehemaliges Wasserbecken, abfällt; diese wird jetzt von einem einzigen kleinen Bache, einem Zuflusse der Lubst, durchzogen. In ihr erstreckt sich an der Chaussee entlang das Dorf. Jene Höhe ist von einigen Bodenfalten durchfurcht, die sich nach Süden hin vertiefen, und ist zum grössten Theile mit Heide bestanden, die an einzelnen, ziemlich ausgedehnten Stellen bereits niedergelegt ist.

Die Grösse des Urnenfeldes beträgt gegen 40 Morgen; es gehört also zu den umfänglicheren unserer Landschaft. Da im Westen die Gräber dichter aneinander gerückt sind, könnte man vermuthen, dass die Belegung in dieser Richtung vorgeschritten sei. Im Osten ist an einer Stelle noch eine nordsüdliche Reihe zu erkennen. Die Hügel haben einen Umfang von etwa 40 Schritt, also einen Durchmesser von etwa 9 *m*; sie sind 1,5 *m* hoch. Nach Angabe des Besitzers enthielten sie durchschnittlich 4—5 Begräbnisse. Der Boden ist in jener Gegend überhaupt an Steinen reich: auch die Gräber sind damit ausgestattet; nicht selten sind aus roh durch Spaltung hergestellten Platten kistenähnliche Steinsetzungen gebildet, häufiger im Westen, während im Osten im Allgemeinen der Steinschutz einfacher ist. Nicht immer, jedoch ziemlich oft lag unter den Urnen eine grosse Steinplatte. Die Gefässe lagen in grobkörnigem gelbem Sande, dicht über feinem weissen.

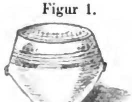
Die vielfach herumliegenden Scherben deuteten im östlichen Theile auf Gefässe von gerundeter Form mit nahezu senkrecht aufsteigendem Halse hin. Von Buckelurnen mit scharf heraustretenden Spitzen und Standfuss lagen blaugraue Bruchstücke umher. Unter einem solchen Gefässe, dessen Oeffnung nach unten gerichtet war, fand sich eine Verbindung von 5 etwa halbkreisförmigen Golddrähten: die ideale Sehne derselben ist 2 *cm* lang, die Bogenhöhe beträgt 1 *cm*; das Metall ist äusserst biegsam. 3 Bögen haben die angegebenen Maasse vollständig; ihnen schliesst sich nach innen ein vierter und fünfter kürzerer an. An der einen Abschlussstelle sind jene 3, an der anderen alle 5 zusammengeschmolzen, doch so, dass durch feine Furchen sich die einzelnen fast bis ans Ende verfolgen lassen. Das Stück befindet sich in Privatbesitz. Bisweilen wurden Urnen mit abgehacktem Rande gefunden, auch flache Schälchen mit hoch über den Rand aufragendem Henkel. Ein hoher Topf, dessen Rand fehlt, ist mit schlichten senkrechten Furchen in Abständen von 3—5 *cm* verziert; dem Boden eines anderen ist eine kräftige Kreisfurche eingestrichen. Aus einzelnen Tellern treten seitlich Knöpfe hervor. Bei der nachträglichen Durchbohrung einer Oehse setzt sich der Durchstich im Thon zu beiden Seiten als deutlich erkennbarer Einstrich fort. Aus einer Leichenurne sind doppelkonische Bronzeperlen gewonnen worden. Die Funde

sind, da der Besitzer des Terrains sie in anerkennenswerther Uneigennützigkeit verschenkt hat, weit verbreitet in öffentliche und Privatsammlungen.

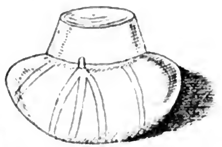
Unter den am 28. April geöffneten Gräbern enthielt eines des östlichen Theiles, welches mit losen Steinen bedeckt und umpackt war, eine Leichenurne, geschlossen durch einen Teller mit schräg geripptem Rande. Das Gefäss selbst war terrinenförmig mit reifenartigen Kehlstreifen. Ueber den ausgesiebten Knochentheilen lagen zwei Steine von der Grösse eines Kinderkopfes, welche aus dem Gefässe nicht entfernt werden konnten, ohne den Hals desselben abzusprengen. Unter diesen fand sich der 4 *cm* lange untere Schafttheil einer Bronzenadel, sowie 3 kleine scheibenförmige Perlen. Der letzteren werden mehr gewesen sein; doch gelang es nicht, sie aus dem eingelaufenen feuchten Sande auszuscheiden. Unweit davon lag nordwärts eine Schüssel, deren Rand quergerieft war, mit dem Boden nach oben: unter ihr fand sich nichts.

12 Schritt weiter westlich wurde ein ergiebigeres Grab geöffnet. Die nordnordöstliche Ecke nahm die Aschenurne ein; sie ist krugförmig mit etwas gedrücktem Gefässkörper und konisch sich erweiterndem Halse. Mit einem flachen Teller war sie bedeckt. 20 *cm* südlich von ihr stand ein pokalförmiges, 7 *cm* hohes Töpfchen mit zwei Oehsen, über denen 4 Furchen in den oberen Theil der stumpfwinklig gebrochenen Seitenwand eingezogen sind; über diesen sind neben den Oehsen zwei Punktgruppen flach eingedrückt, abwechselnd aus 3 und 4 Punkten zusammengesetzt. Fast unter diesen sind unterhalb jener Strichgruppen auf der äquatorialen Kante je 7 kurze, schräge Eindrücke zu bemerken (Fig. 1). In der nach Süden sich fortsetzenden Gruppe von Beigefässen folgte ein 12 *cm* hohes, etwa terrinenförmiges Töpfchen, graugelb, mit 2 Oehsen unter dem mässig konisch sich verengenden Halse von 4 *cm* Höhe. Von den Oehsen aus zieht sich etwa halbelliptisch ein Rippenpaar herab; der von ihm abgegrenzte Raum wird durch eine gleichartige senkrechte Erhebung halbirt. Ein erhabener Strich derselben Art

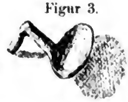
Figur 1.



Figur 2.

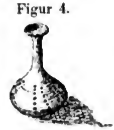


Figur 3.



1/8

Figur 4.

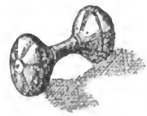


1/8

theilt beiderseits den Raum zwischen den beiden Oehsen (Fig. 2). In den Rand dieses Gefässes war ein Löffel mit fast rechtwinklig gebrochenem Stiel eingehakt. Das Schälchen desselben ist oval; die Längsachse steht senkrecht gegen den Griff; sie ist 6 *cm* lang; der untere Theil dieses letzteren ist 4, der obere 3 *cm* lang (Fig. 3). Neben diesem Topfe lag ein Schälchen mit Henkel und südlich davon zwei Kinderklappern; die eine bildet eine flache unregelmässige Kugel von 3,5 *cm* Höhe mit eingedrücktem Boden und 4 *cm* hoch ausgezogenem Halse, welcher mit einem flachen, eingedrückten Plättchen abschliesst (Fig. 4). Die obere Seite jener flachen Kugel zeigt 5 senkrechte Doppelreihen von Durchstichen; zwei dieser Gruppen sind am oberen Theile durch eine wagerechte Reihe von Einstichen verbunden. Auch um den Eindruck im Boden zieht sich eine halbkreisförmige Gruppe feiner Durchstiche. Aehnliche fläschchenförmige Kinderklappern

gehören im Bereich des Lausitzer Typus nicht zu den Seltenheiten; dagegen steht bis jetzt völlig isolirt eine hantelförmige Klapper von 12 *cm* Länge. Die beiden abgeplatteten Kugeln sind von dem nicht ganz regelmässig gearbeiteten Griff durch doppelte Furchen abgetrennt. Eine unregelmässige äquatoriale Linie zerlegt die Oberfläche jeder Kugel in 2 Hälften. Die innere zeigt 5 Doppelstriche und je eine Punktreihe zwischen den Strichpaaren. Die abgetrennten 5 Felder haben je eine Durchbohrung. Die äusseren Enden sind beiderseits einmal durchstochen, und diese Durchstiche sind von einer einfachen Kreislinie umzogen; von ihr aus verlaufen zu dem Aequator hin gleichfalls Doppelstriche, welche durch Punktreihen getrennt sind (Fig. 5).

Figur 5.

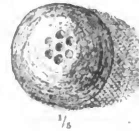


1/5

In demselben Grabe fand sich noch ein 10 *cm* hohes, mit Sand gefülltes, annähernd terrinenförmiges Gefäss, von dessen beiden Oehsen gleichfalls je 2 schräg auseinander gerichtete Rippen ausgingen.

300 Schritt weiter westlich wurde ein kistenähnliches Grab geöffnet. Den Boden bedeckte eine 8 *cm* starke Platte aus einem bläulichbraunen, leicht spaltenden, körnigen Gestein, im Ganzen von elliptischer Form, 60 *cm* lang, 46 *cm* breit. Um sie herum standen, ein Zehneck bildend, stärkere und schwächere Platten, jede auf einer Seite ziemlich eben. Eine derselben war 52 *cm* lang, 15—20 *cm* dick und etwa 2 Ctr. schwer; anderen war durch ein äusseres Widerlager Halt gegeben; an einer Stelle war eine Platte mit ihrer schmalen Seite zwischen die übrigen Steine gedrängt und trat ziemlich weit aus der Peripherie heraus. In dem so umgrenzten Raume stand ein kleines terrinenförmiges Gefäss mit Kehlstreifen, zugedeckt mit einem Schälchen; dies Gefäss enthielt ein durchbohrtes, abgestumpft dreieckiges 2 *cm* hohes Amulet aus Thonschiefer mit beiderseits kegelförmiger Durchbohrung; auffallend war es, dass sich dasselbe in zwei Blätter zerlegt so vorfand, dass die congruenten Theile wie 2 besondere Stücke, zwar in gleicher Höhe, aber 5 *cm* von einander entfernt, über den Knochen lagen. Dabei waren 3 etwa 4 *mm* lange, sehr feine Bronzespiralen von 1,5 *mm* Durchmesser eingelegt. Südlich von dem beschriebenen Gefäss stand eine terrinenförmige Urne von 20 *cm* Durchmesser, äusserst brüchig und durch Wurzeln zersprengt. Auf ihrem unteren Theile setzen an radiale Striche, wie Blattrippen, in einem nach unten offenen, spitzen Winkel je 4 Linien an; auf der weitesten Ausbauchung aber ist ein Sparrenornament angebracht: je 10—12 Striche gehen in entgegengesetzter Richtung auseinander. Mitten unter den Knochen fanden sich die Theile eines sehr dünnen abgeplatteten Bronzeringes (Durchmesser 2 *cm*). Südöstlich von dem beschriebenen Gefäss stand ein in 2 Theile zerbrochener Teller mit radial geripptem Rande; die beiden Theile waren durch den aufgeworfenen Sand fast eine Spanne weit auseinander gerückt. Am oberen Rande dieses Tellers fand sich der 1,2 *cm* lange Theil eines 3 *mm* starken Thonringes von etwa 3 *cm* Durchmesser (Verh. 1885 S. 415). An dem Teller traten unter dem Rande länglich flache, glatte Leisten heraus. Oestlich von der Leichenurne lag ein kleines terrinenförmiges Gefäss ohne Oehsen mit der Oeffnung nach Süden. In dem Sande zwischen den beschriebenen Stücken fielen einige Kohlenbrocken auf. Nahe dem zuletzt beschriebenen Töpfchen stand ein zierliches henkelloses Schälchen, dem von aussen her um einen centralen Fingereindruck 6 andere gleichartige eingepresst waren (Fig. 6). (Genaues Seitenstück von Peltschütz, Kr. Ohlau; aus unbe-

Figur 6.



1/5

kanntem Fundorte im Gubener Kreise ein wohl erhaltenes gelbliches Schälchen mit drei derartigen Eindrücken vgl. Verh. 1885 S. 386.) Schliesslich fand sich noch ein tassenförmiges Gefäss, unter dem Rande etwas eingezogen, mit bandförmigem Henkel und kantigem Graht auf demselben.

II. Buckelurnen von Berlinchen, Kr. Soldin.

Das diesjährige Hochwasser hat in der Nähe von Berlinchen unterhalb der Johannishöhe, 5—6 *km* nördlich von der Stadt auf einem hügeligen Terrain, welches als Gräberfeld bereits bekannt war, mehrere prähistorische Grabstellen blossgelegt. Die Gefässe sind zum Theil zertrümmert worden. Eines derselben, nach unten hin rauh, zeigte einen Kranz von Nagelkerben; nachträglich war eine centrale Bodenöffnung hergestellt. Zwischen den Knochen befand sich ein abgekauter Zahn. Dies Grab enthielt nicht, wie andere, Steinsatz und Steinunterlage. Unweit davon fanden sich die Theile einer Buckelurne, welche indessen so zertrümmert war, dass die Zahl der Buckel nicht mehr festgestellt werden konnte. Diese sind von innen herausgearbeitet und aussen durch einen Ansatz verstärkt. Auch eine Brandstelle von 5 Zoll Stärke wurde blossgelegt, auf welcher einzelne Knochenstückchen und ein Urnenboden sich fanden. Diese Fundstelle der Buckelurnen gehört zu den nordöstlichsten (Verh. 1885 S. 152).

III. Kreuzzeichen auf einem slavischen Scherben von Zahsow.

Zu den in den Verh. 1886 S. 198 und 1887 S. 291 erwähnten Kreuzzeichen auf slavischen Gefässen tritt ein aus zwei Linien von je 5 Punkteindrücken in der Grösse eines Hirsekorns hergestelltes gleichartiges Zeichen auf einem Randstücke aus dem Burgwall bei Zahsow, Kr. Cottbus (Verhandl. 1875 S. 127; Söhnel, Rundwälle der Nieder-Lausitz S. 44). Das Stück befindet sich in der Nieder-Lausitzer Alterthümer-Sammlung zu Cottbus.

(29) Hr Behla bespricht in einem Schreiben d. d. Luckau, 25. Mai

neu bekannt gewordene Rundwälle im Kreis Luckau.

1. Wallrest bei Alteno, an der Nordseite des Dorfes gelegen, schon sehr abgeflacht und zerstört. Prähistorische Gegenstände konnte ich daselbst nicht finden. In der Nähe ist ein Hügel, welcher im Volksmund den Namen Lutgenberg führt.

2. Rundwall bei Rüdingsdorf, dicht an der Chaussee gelegen, südlich vom Dorf. Er ist bereits sehr zerstört und in Ackerland umgewandelt. Nach der Chaussee zu ist noch ein Wallrest vorhanden. Nach der noch vorhandenen Rundung dürfte der frühere Umfang etwa 200 Schritt betragen haben. Bei einer früheren Untersuchung war es mir nicht möglich, prähistorische Sachen aufzufinden. Eine neuerliche Nachforschung hatte insofern ein positives Resultat, als sich in den tieferen Schichten Kohlestückchen, Knochen von Thieren und slavische Topfscherben zeigten.

3. Rundwall im herrschaftlichen Park zu Krossen, welcher Herrn Landrath Freiherrn von Manteuffel gehört. Derselbe ist vor einigen Jahren vollständig abgetragen worden und zur Zeit ganz geebnet. Die Stelle befindet sich auf früher wiesigem Terrain. Die ehemalige Rundung lässt sich auf etwa 150 Schritt schätzen. Hier und da kommen auf der Oberfläche slavische Topfscherben zum Vorschein.

(30) Hr. Voss bespricht das grosse archäologische Werk der HHrn. Siret über Südspanien.

(31) Hr. A. Treichel übersendet aus Hoch-Paleschken folgende Mittheilung über

wochenbettlose Laktation bei weiblichen Ziegen.

Ein Gastwirth Schnick in Neukrug bei Berent erzählte mir das Folgende: Ich hatte einer armen Frau erlaubt, ihre Ziege und ihr weibliches Zickel mit meinen Kühen auf meiner Weide zu hüten, welche ich auch revidirte. Eines Tages fand ich dann, dass bei dem noch kein Jahr alten Zicklein die Euter angeschwollen waren. Das wunderte mich natürlich, weil mir bewusst war, dass gerade das junge Ding weder beim Bock gewesen sein, noch überhaupt geworfen haben konnte. Auf Befragen der Frau hörte ich zu meinem Staunen diese Erklärung: „Ick heww ehr all veel mal bekloppt; doch hülp dat nischt, bet min Tinemäken (Tochter Tine) se mit de Schlorr (Schuh) bekloppte!"

Die Thatsache beweist, dass unter den Säugethieren, mindestens bei der weiblichen Ziege, durch öfteres Beklopfen der Euter mittelst nicht zu weicher Gegenstände eine Laktation hervorgerufen werden kann, und dass dies Reizmittel zur Hervorrufung einer geniessbaren Milchsecretion beim Volke, wie ich durch Umfrage noch weiterhin erfuhr, gut bekannt ist und geübt wird. Ich weiss zwar nicht, ob mit dieser volksthümlich geübten Thatsache den Herren Zoologen etwas Neues gebracht ist, meine aber, dass selbige sehr wohl der durch Dr. M. Bartels namentlich bei Kafferfrauen unter ähnlichen Verhältnissen (ebenfalls durch Reizung: durch Saugen) beleuchteten Zwangslaktation (noch dazu im späteren Alter) zur Seite gestellt werden kann.

Nachtrag. Soeben höre ich von meinem Inspector, dass diese zwangsweise Hervorbringung der Laktation bei Ziegen ohne Wochenbett vielfach im Volke bekannt ist. — Mit Wochenbett aber wird sie nach Absetzung des jungen Thieres auch noch geübt beim Schafe, welches die bäuerlichen Wirthe in der Kaschubei und im Posenschen durch Stucksen von hinten (so macht es auch das Lamm) zur weiteren Milchproduction zwingen; auch muss das Euter immer nach hinten zu, zwischen den Beinen hindurch, gemolken werden. Ebenso verhelfen ähnliche Bewegungen einer von Milch ablassenden Kuh zu weiterer Hergabe von Milch. Das Volk bezeichnet den ganzen Hergang als „Abziehen". — Vor anderen Beispielen in Dr. B. Martiny (Milch. S. 204) ragt ein milchender Rehbock hervor.

(32) Hr. Treichel berichtet über

westpreussische Burgwälle.

1) Zomkowisko bei Gostomie, Kr. Carthaus.

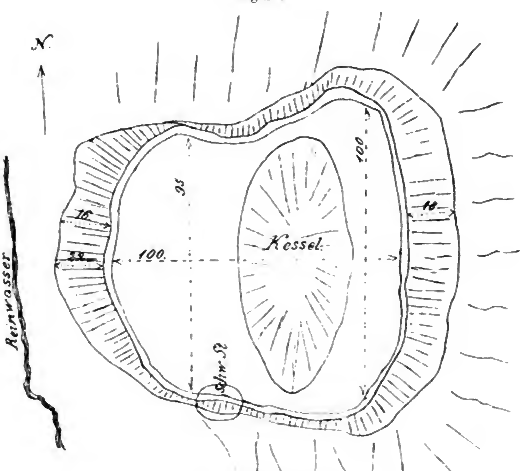
Dr. R. Behla (Vorgeschichtliche Rundwälle im östlichen Deutschland S. 189) führt gemäss meiner Quelle (Pawlowski, Prov. Westpreussen S. 17) nur kurz den Burgwall bei Gostomie im Kr. Carthaus an, über welchen auch gemäss meiner Quelle in der Prähistorie des westpreussischen Kreises Carthaus (Zeitschr. f. Ethn. 1882 S. 247) gar Nichts gemeldet werden konnte, obschon er sammt noch anderen, unbekannten Burgwällen in meinen Notizen nach Hc. K. Hindenberg als zu untersuchender Punkt vorhanden und der Zukunft vorbehalten blieb. In Lissauer's Prähist. Denkm. f. Westpr. ist er nicht aufgeführt. Die Ausführung erfolgte endlich im Mai d. J. und möchte ich darüber Bericht geben. Mein erstes Ziel galt dem 225,3 *m* hohen Blocksberg, welcher mir wohl irrthümlich als Schwedenschanze ge-

nannt war; doch fand ich keinerlei Anzeichen von irgend welcher Umänderung dieses für unsere Gegend imposanten Bergrückens. Gemäss meiner Notiz erkundigte ich mich nun nach anderen Höhepunkten und erfuhr dann zu meiner Freude von einem Zomkowisko, wie es im Munde der Kassuben lautet, einem Schlossberg, dessen genauere Lage, ganz im Süden vom Blocksberg, der aus dem Messtischblatt Berent ausgezogene Situationsplan (Fig. 1) angiebt. Es ist der mit 178 *m* über der Ostsee angegebene Punkt, welcher westlich in ein vom Flüsschen Reinwasser, volksthümlich die Beek genannt, durchflossenes Sumpf- und Moorland vorstösst. Es muss befremdlich erscheinen, dass der nördlichere und mit 188 *m* höher gelegene Berg des Messtischblattes nicht zu einem solchen Befestigungspunkte ausersehen wurde, zumal er an einen Knick der Beek anstösst; doch ist sein Plateau den Befestigern wohl zu gross und weitläufig erschienen, ganz abgesehen davon, dass seine Ueberhöhung zu einer feuerwaffenlosen Zeit von keinem Schaden sein konnte und überdies doch entfernt genug gelegen erschien. Derselbe Grund der zu grossen Ausdehnung

Figur 1.



Figur 2.



Zomkowisko bei Gostomie.

mag am Ende auch von der Auswahl des Blocksberges selbst abgehalten haben. Deutlich und sichtbar aber treten hier die Spuren der ehemaligen Befestigung hervor. Der Wall wird beackert. In seinen Raum theilen sich etwa drei Besitzer (Ferd. Schwarz, Alb. Heinrich und Peter Sadowski) mit natürlich darüber hinausgehenden, parallelen Landstrichen. Ich habe versucht, einen von oben gesehen gezeichneten Plan der ganzen Anlage zu machen (Fig. 2). Darnach beträgt bei einem Umfange von 415 Schritten die Länge 100, die Breite bei der schmalsten Stelle 95 und bei der breitesten auch 100 Schritte. Im Westen ist eine intensiv schwarze Erdstelle, die zum Theil über die Krone hinübergreift. Deutlich breitet sich der Kessel als muldenförmige Vertiefung aus. Hier besonders befindet sich das fruchtbarste Erdreich. An zwei Stellen grub ich in die schwarze Erde etwa 1½ Fuss tief hinein und bemerkte in dieser Tiefe eine Schicht schwärzlicher Packsteine von kleinem Kaliber. Mehr oder minder grosse Stücke von gebrannten Töpfen lagen überall zerstreut umher, nicht alle ornamentirt, viele mit den mehr oder minder abstehenden Strichen des gewöhnlichen Burgwallornaments, eines aber nur mit queren Nageleindrücken darunter, gegenüber sehr vielen Randstücken nur ein einziges Bodenstück, alles aus gröberem, wenig mit Glimmer durchsetztem Thon, meist von grauer Farbe. Es gab wenig Kohle; wenige gebleichte Knochen (Rind?) und ein Stück Eisenblech müssen recent sein. Ziegelstücke fand ich gar nicht. Auffällig waren neben mannichfachen Feuersteinen, selten gesplittert, Steine von anderer Art, mit glatten Flächen, durch scheinbare Halbirung hergestellt, namentlich ein Stück mit haarscharfer Fläche im Dreikant. Bemerkenswerth ist endlich in hohem Maasse ein grösseres Stück aus gebranntem grauem Thon mit eingelegter glatter Fläche und flachen Wänden, das mir eine Form für irgend etwas darzustellen scheint.

Die ganze Anlage ist von einer hohen Krone umfasst, woran nördlich und südlich der Abfall weniger auffällt, weil von diesen Seiten bereits der Pflug eingeebnet hat. Nach Westen zu treffen wir nach einem sanften Abhange auf ein Vorland, 42 Schritte breit und (vorstossend) 22 Schritte lang, welches dann mit dem Berge, jetzt mit wenigem Gestrüpp bestanden, ziemlich steil zu dem moorigen Thale abfällt, wie auch aus den dicht gehäuften Horizontalen des Messtischblattes zu erkennen. Von hier aus konnte keine Gefahr drohen, und diente er wohl zum Luginsland, vielleicht in Verbindung mit einem Posten auf dem Blocksberg. Anderwärts habe ich einen solchen Platz Kanzel nennen gehört. Am meisten gefährdet musste der Platz nach Osten zu erscheinen und hier ersieht man einen förmlichen Graben, entstanden aus der Erde, die man zur Erhöhung der Wallkrone abgestochen und gebraucht hatte. Einen Eingang, sowie den sehr oft bemerkten grösseren Stein daneben, wie ich dies von Dr. Behla unbeachtet gelassene Moment häufig bemerkte und betonte, fand ich nicht an dieser Stelle. Von innen (Kessel) heraus bedurfte es 18 Schritte, um nach oben zu gelangen, bei natürlich querem Angang.

Solche Höhe gestattete leicht eine starke Abwehr des Feindes. Ihr schliesst sich im Weiteren geackertes Land an. — Früher (vor etwa 60 Jahren) ist der Berg mit Wald bestanden gewesen, in welchem es nach Versicherung meines Führers Jeziewski wirklich gespukt haben soll; es will ihm nach eigener Erfahrung so geschienen haben, als wenn eines Abends nicht menschliche Wesen vom Berge herab in die Wische (Brücher) gegangen seien. Verbreiteter ist die Version von drei Jungfern, welche dort ihr unschädliches Wesen trieben. — Wurde mir aus der näheren Umgegend vom Dorfe Gostomie selbst auf mein Befragen nach prähistorischen Funden nur von einigen kleinen Töpfen, beim Abtragen eines Stein-

haufens (Mogila) gefunden, erzählt, so verdient besondere Erwähnung ein Fund aus der nächsten Umgebung (südöstlich) des Zomkowisko.

Auf einem Plateau hatte etwa 1886 ein Bauer (Sadowski?) auf seinem Acker unter der platten Decke eines grossen Steines, dessen Dreikant ihm beim Ackern im Wege war, ein Paar menschlicher Gerippe gefunden. Namentlich gut waren die Schädel nebst Zahnreihen erhalten. Man hat sie wieder an Ort und Stelle in die Erde gebettet. Von Beigaben fiel eine grosse durchlochte Bernsteinperle auf, welche beim Spielen der Kinder abhanden kam. Der Stein dient jetzt als Grenzstein.

2) Die Stolinka im Garczin-See.

Auf derselben Tour nach dem Zomkowisko von Gostomie besuchte ich auch die Stolinka im Garczin-See, nicht weit von Berent, also auf demselben Messtischblatte verzeichnet. Es ist das ein fast isolirter Bergkegel in jenem See, nahe am Lande und mit ihm durch eine sehr niedrige Landstrecke verbunden. Der polnische Name bedeutet zu deutsch etwa Ständer (stolica, Residenz). Sie liegt nahe der ärmlichen Ortschaft Czichen. Ich hoffte, schon aus dem Namen heraus, darin eine prähistorische Stelle aufzufinden, besonders da sie grosse Aehnlichkeit besitzt mit der früher geschilderten kleinen Schanze im Gardschau-See, Kr. Preuss.-Stargardt. Auffällig erschien es mir ferner, dass dieser See den bedeutungsvollen Namen Garczin führt, ohne dass eine so lautende Ortschaft in der Nähe ist. Vielleicht hat ihm dieser Kegel als Gard den Namen gegeben. Jedoch ist auf ihm gar nichts Prähistorisches festzustellen gewesen. Spärlich mit Gestrüpp bewachsen, besteht er aus Kies und Grand, mit vielen sehr leichten Steinen. Ein erratischer Steinblock, der zu sprengen versucht war, ist das einzig Auffällige, sowie einzelne Kohlenreste, wohl recenter Natur. Vielleicht ist der Berg früher umfangreicher gewesen und allmählich in den See hinabgespült, mithin doch als Burgberg anzusprechen.

3) Keine Schwedenschanze bei Schwetzki-Ostrow.

Im Topographisch-statistischen Ortschafts-Verzeichnisse des Kreises Berent (1863. S. 37) ist zu der Besitzung Schwetzki-Ostrow bemerkt: „Hier ist eine alte Schwedenschanze.“ Diese Notiz veranlasste mich, diesen voraussichtlichen Burgwall an Hrn. Dr. Behla zu melden, der denselben denn auch in seine Vorgeschichtl. Rundwälle (S. 189) mit aufnahm. Behufs genauerer Feststellung benutzte ich die Gostomie-Fahrt zu einem Abstecher nach diesem eigentlich schwer auffindbaren Stückchen Erde, wobei ich das Unglaubliche erfuhr, dass ich auf der durch die Königl. Forst führenden öffentlichen Landstrasse (Ploczic-Wirowno) meinen Weg mitten durch den Fluss Schwarzwasser nehmen musste, dessen Wasser über die Wagenräder ging und auch in den Wagen selbst hineindrang. Die stark coupirte Gegend, sowie der Wasserreichthum, schliesslich auch die irritirende Lage auf zwei Messtischblättern, bezw. Sectionskarten machten die Untersuchung sehr schwierig. Unter Führung eines Büdners Meikowski beging und bestieg ich alle Anhöhen, mit Ausnahme eines Kampes, zu dem mich die noch mit Wasser bestandene Vorwiese nicht kommen liess, ohne jedoch den geringsten Anhalt in Formation und Ueberbleibseln für das Vorhandensein eines Burgwalles aufzufinden. Auch sämmtliche Fragen nach irgend welchen prähistorischen Funden, nach Scherben, nach Töpfen, nach schwarzer Erde, wurden von dem verwunderten und vielleicht aus Besorgniss zu stark zugeknöpften Besitzer, einem Bauer Namens Pelowski, mit stetem Nein beantwortet.

Somit wäre diese Stelle bis auf Weiteres in der Reihe der Rundwälle eigent-

lich zu streichen. Es verwunderte mich das eigentlich, schon weil ich glaubte, mich an den Namen halten zu dürfen, der es offenbar mit den Schweden zu thun hat, da Schwecki-Ostrow Schweden-Insel bedeutet. Die Abgeschlossenheit allerdings hätte diesen Platz sehr gut zu einem Lager dienlich erscheinen lassen; aber alsdann müssten doch irgend welche Scherben und Ueberbleibsel schon von dem animalischen Leben der Schweden aufzufinden gewesen sein. Beachtenswerth greift dafür auch die Sage ein, die, obschon dem jungen Besitzer und dessen altem Vater unbekannt, dennoch im nahen Dorfe Ploczic geht. Die Schweden haben dort gehaust und gelagert, sehr sicher gestellt durch die Anhöhen, den Wald, die angelagerten Seen und durch eine, jetzt allerdings nicht mehr vorhandene, weil durch Zuwurf mit Uebergängen versehene Ringmauer von drei Umflüssen. Auf dem hohen Erdrücken nahe am Bielawa-See, allerdings mit einem muldenförmigen Kessel versehen, liege auch die Königin von Schweden begraben. (Spukgeschichten fielen ganz weg.) Ein Schwede von jenem lagernden Trupp sei zurückgeblieben, habe sich angebaut und somit dem Inselreiche den Namen gegeben. Diese Version liesse sich eher hören; der Name des heutigen Besitzers Pelowski giebt keinen Anhalt. Sonst mag ein Aehnliches mit den Trägern des nicht zu häufigen Namens Schweder wohl der Fall sein. Auch aus der Franzosenzeit geht die Rede, dass sie von dem damaligen Besitzer (wohl Grossvater) übel behandelt seien und daher gedroht hätten, sie würden nochmals wiederkommen und Rache nehmen. Vielleicht ist dies Gerede vom Volke auch als Rolle der Familie auf den Leib geschrieben, wie ich aus der Scheu der Andeutung herausnehmen konnte.

4) Vermeinte Brücke beim Schweinezagel im Sudomie-See.

Auf meiner Fahrt von Gostomie nach Schwetzki-Ostrow passirte ich bei Ribaken die enge Landzunge zwischen dem Osuszino- und dem Sudomie-See. In den letzteren ragen, wie ein Blick auf die Sectionskarte belehrt, zwei Halbinseln hinein, welche nach ihrer verschiedenen Ausdehnung beim Volke die Namen Schweine- und Ferkelzagel führen. Da ich von dem Besitzer der beiden Seen, Hr. Sietz in Sietzenhütte, gehört hatte, dass nach alter Ueberlieferung von der Spitze des Schweinezagels bis zum Festlande gegenüber früher eine Brücke geführt habe, so beging ich seine Strecke, welche sich am Zipfel vom vorgelagerten Sumpflande zu einem kleinen Erdwall erhebt, in der Hoffnung, dass ich dort am Ende irgend wie Pfahlreste finden würde, welche vielleicht einen Pfahlbau darstellen könnten. Doch konnte ich solche bei allerdings hohem Wasserstande nicht entdecken, obschon das Gerede durch die mit ihren Netzen anhaftenden oder bei ruhigem Wasser genauer zusehenden Fischer nicht ganz grundlos hatte entstehen können, sowie mir für eine Brücke die Entfernung bis zum Festlande zu gross und das zwischenliegende Wasser zu tief erschien.

5) Der Schlossberg von Spengawsken am Zduny-See.

Dieser mir erst neuerdings gemeldete Erdwall, von Dr. Behla in seinen Burgwällen nicht erwähnt, wohl aber, wie nachträglich festgestellt, in Dr. Lissauer's Prähistorischen Denkmälern (S. 193) kurz beschrieben, obschon auf der beigegebenen Karte viel zu hoch gezeichnet, da er seine Stelle in der Sectionskarte beim See von Zduny an dem Punkte Schlossberg hat, war das Ziel eines kürzlichen Ausfluges. Nach etwa 1 Meile Wegs von der Bahnstation Swaroschin nach der zu der Linie Baron Palleske-Swaroschin gehörigen Försterei Theresienhain hat man dort das nördliche Ende des im Bogen spitz zulaufenden Zduny-Sees (208 *m*) erreicht, den man auf der Brücke der abfliessenden Spengawa umgeht, nochmals die

Figur 3.

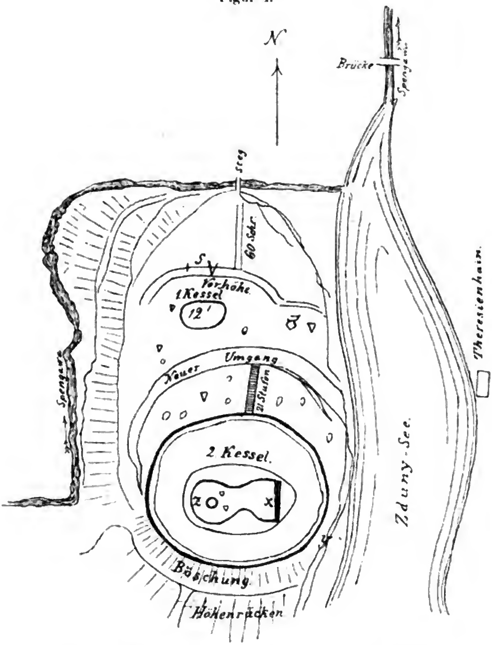


Schlossberg am Zduny-See.

im Bogen ankommende Spengawa (einen Bach) überschreitend. Gleich dahinter erhebt sich der Berg auf 60 Schritte und bildet dann ein Vorland, worin ein etwa 12 Fuss tiefer erster Kessel, an welchen sich ein neuerlich angelegter Umgang anschliesst. Nach ferneren 21 Stufen (= Schritten) in die Höhe stösst man auf die Wallkrone, die etwa 375 Schritte im Umfange hat. In dem Mittelpunkte der Anlage findet man einen zweiten und tieferen Hauptkessel, an dessen steilster Stelle ich 53 Schritte aufwärts zählte. Ueberall ist der Berg mit Waldbäumen (Kiefer, Buche und Erle) bestanden. Die Conturen der Anlagen sind sehr deutlich erhalten, nur dass man sich den Blick nicht durch die vom verstorbenen Baron Palleske angelegten und von seinem Sohne längere Zeit wohl gepflegten Neuanlagen trüben lassen darf. Die Wallkrone ist eine mächtige Anlage, geschützt durch das Vorland und den steilen Abfall nach den meisten Seiten. Nordöstlich liegt der Zduny-See (Zduny = Ziegelei) etwa 40 *m* unter ihr (Dr. Conwentz misst 25—30 *m*). Westlich bildet der kleine Bach Spengawa, dessen Name schon 1256 im Pommerell. Urk.-Buche vorkommt, eine tiefe Schlucht, zu welcher der Abfall mehr oder minder steil abgeht. Wo die Spengawa westlich mit einer rechtwinkligen Biegung sich einführt, ist sogleich durch Abhub der Erde eine steile Böschung hergestellt, am zugänglichsten südlich dicht am Seeufer, wo demgemäss die Wallkrone am höchsten und breitesten ist. Der jetzt abführende Steig ist natürlich neueren Datums. Er geht bald zu einem Höhenrücken über.

Wo die Natur also nicht die Befestigung von selbst gab, hat die Menschenhand in ausgiebigstem Maasse nachgeholfen. Dieser Einschnitt ist aber nur im Süden und theils im Südwesten nöthig gewesen. Die kesselförmige Hauptvertiefung innerhalb der Wallkrone hat an der Sohle allerdings einen elliptischen Grundriss, dessen mittlere Einschnürung aber nur ein Werk der Neuzeit ist, um Sitzplätze zu gewinnen. Ihre Durchmesser sollen 22 und 9 *m* betragen. An einer einwurfsfreien Stelle (*x*) untersuchte ich die Erde und fand humosen Sand mit kleinen Steinen (kleine Porphyrknollen) und wenig Kohlenresten, sowie eine Muschel. An der Stelle (*z*) gegenüber fand ich Steinpackung, die ich auch der Neuzeit zuschreiben muss, welche wohl Sitzplätze hat schaffen wollen. Andererseits wäre das gerade die stimmende Höhe, in welcher man auf Steinunterlage hier die Erhöhung aufbrachte; damit möchte stimmen, dass eben bei *x*, wo keine Erhöhung nöthig war, eine solche Packung vermisst wird. Baumwuchs giebt es selbst in diesem Kessel, demgemäss äusserst starke Schichten von Blätterhumus. Im Osten der Anlage (*y*), nach dem See zu, fand ich eine Oeffnung, welche wahrscheinlich der Nachgrabung des Dr. Conwentz von 1882 angehört. Dieser fand 0,3—1,0 *m* unter der Oberfläche des äusseren Abhanges eine Culturschicht, bestehend aus Kohlenresten von Eichen- und Kiefernholz, Knochen vom Schwein und Scherben vom Burgwalltypus, welche sämmtlichen Sachen im Besitze des westpreussischen Provinzial-Museums sind. Es liegt wohl an dem benarbten Boden, dass weder von anderen, die ich darum fragte, noch von mir selbst diese sonst so charakteristischen Scherben aufgefunden sind. — Zu bemerken ist, dass der auch im Munde

Figur 4.



des Volkes Schlossberg genannte Burgwall innerhalb des Majorates Spengawsken liegt, wie eine Tafel am Spengawa-Bache diese Stelle als Anfang der Grenze dieses Majorates angiebt, dessen mit Gängen und Sitzbänken gezierte Anlagen dem Schutze des Publikums daneben empfohlen werden. Im Swaroschiner Gebiete, dicht daneben, fällt bei einer Astbank eine stark rothe Färbung des Bodens durch Eisenocker auf. Von Sagen hörte ich nichts über den Platz. Nur bei der grösseren Spengawa-Brücke soll es spuken. In weiterer Entfernung liegt Gut Borroschau, von wo nach Dr. Lissauer (a. a. O. S. 98 Hallstätter Epoche) vielfache Gräberfunde bekannt sind. Was S. 158 von Funden aus der römischen Epoche gemeldet ist, das bezieht sich jedoch auf die grösste Nähe des Burgwalls, am Rande dieses Waldes am Wege nach Czechlau, nehmlich Skelette, Kopf O., Füsse W., Schädel erhalten, in Gräbern, 6 Fuss tief, äusserlich durch kreisförmige Steinsetzungen markirt, deren es dort im Walde nach Versicherung des Hrn. Förster Abendroth noch mehrere geben soll. Die früher beregte sog. Schwedenschanze im See von Gardschau mag vom Schlossberge etwa $1\frac{1}{2}$ Meile NW. entfernt sein. Im Südosten, ähnlich weit, liegt der Burgwall bei Klein-Waczmirs und gleich weit in SO. der von Gr. Gartz, nahe der Weichsel.

(33) Hr. Schumann beschreibt

Steinkistengräber bei Blumberg an der Randow.

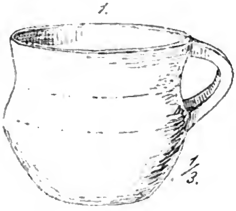
Als ich im Frühjahr 1886 bei Gelegenheit von Burgwalluntersuchungen nach Blumberg an der Randow kam, wurde mir vom Besitzer des Gutes, Hrn. Abgeordneten von der Osten mitgetheilt, dass im Jahre vorher von den Arbeitern an der Randow Gräber aufgefunden worden seien, in denen sich Gefässe und Knochen fanden. Die Gefässe waren noch vorhanden, die Knochen waren von den Arbeitern wieder in das Grab geworfen worden. Ich habe die Kisten in meiner Schrift über die Burgwälle des Randowthales erwähnt und theile nun folgendes Genauere mit, die damaligen Angaben zum Theil corrigirend:

Etwa 150 Schritte vom Randowthal entfernt findet sich ein etwa 0,5 *m* hoher Hügel von etwa 4—5 *m* Durchmesser. Der Hügel bestand aus reinem Sand (ohne Steine) und war mit Rasen bewachsen. In diesem Hügel lagen 3 Steinkisten.

Die grösste derselben hatte etwa 1 *m* Länge, 0,5 *m* Breite und 0,75 *m* Tiefe. Die vier Platten, welche die Kiste bildeten, bestanden aus rothem, körnigem Quarzit und waren etwa 0,1—0,15 *m* dick, von einer Form und einem Materiale also, wie fast alle Steinkisten unserer Gegend.

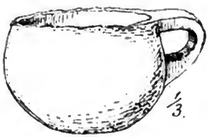
Gefüllt war die Kiste mit Sand, dessen untere Schicht mit einer weissen, zerreiblichen, thonerdeähnlichen Masse gemischt war. In diesem Grabe befanden sich Knochen und ein defekter Schädel, nebst den Resten eines zweiten. Ob ursprünglich sämmtliche Knochen in dem Grabe befindlich waren, muss dahingestellt bleiben, da die Knochen aus 3 Kisten stammten, aber zum grösseren Theil wieder in die eine Kiste von den Arbeitern geworfen worden waren. Ausser den Knochen befand sich in dem Grabe ein gehenkeltes Gefäss (Fig. 1).

1.



1/3.

2



1/3.

Das Töpfchen ist von der bekannten, mit Quarzkörnchen und Glimmerblättchen untermischten Masse, graugelblich von Farbe, aber über und über bedeckt mit der weisslichen Masse, mit welcher der Sand des Kistenbodens untermischt war. Die Höhe des Gefässes beträgt 87 *mm*, Mündungsdurchmesser 105 *mm*, ohne Ornamente.

In einer zweiten etwas kleineren, sonst ebenso gebauten Kiste fand sich neben Knochen ein Gefässchen (Fig. 2). Dasselbe ist gleichfalls ohne Ornamente, graubraun, 65 *mm* hoch.

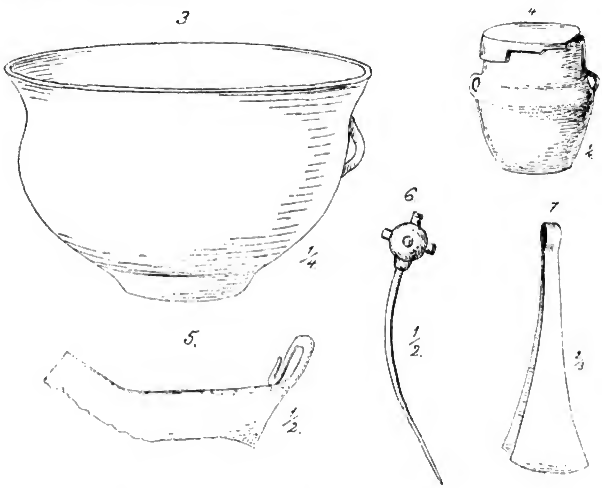
Die dritte Kiste war von den Arbeitern vollkommen zerstört.

Auffallend an dem in Kiste I gefundenen defekten Schädel ist der Schaltknochen am oberen Theile des Os occipitis. Ist er ein ächtes Os Incae? Es wird sich in weiterem darum handeln, welcher Zeit soll man diese Steinkistengräber zuweisen? Beigaben an Stein oder Metall fanden sich nicht.

Die Form der Gefässe zeigt aber, wie ich glaube, auf die Bronzezeit hin. Der Form des Grabes nach könnte es ebensogut ein neolithisches Grab sein, denn man findet hier oft auch kleinere Kisten von rothen Quarzitplatten mit Skeletten und Steingeräthen. Hält man das Grab für ein bronzezeitliches, so würde man den hierorts selteneren Fall vor sich haben von Leichenbestattung in Steinkisten der Bronzezeit: meist zeigen dieselben vielmehr Leichenbrand. Wie z. B. folgende:

Steinkiste von Boeck bei Nassenheide.

Das zu Nassenheide gehörende Gut Boeck liegt etwa 2 Meilen vom Randowthal entfernt nach Osten, also in dem Lande zwischen Oder und Randow. Einige hundert Schritte nördlich von Boeck, am Rande eines grossen Bruches, welches sich von Nassenheide nach Süden erstreckt und in welchem der Burgwall „Räuberberg" liegt, in dessen Nähe der bekannte Bronzedepotfund gemacht wurde, begrent eine Anzahl von Hügeln den Rand des Bruches. Auf einem dieser sandigen Hügel wurde ein Steinkreis blossgelegt von 8 *m* Durchmesser. In demselben, von Steinen umgeben, fand sich eine Steinkiste von 1,40 *m* Länge, 0,90 *m* Breite. Die Nordseite der Kiste bestand aus 2 Platten von röthlichem Quarzit, ebenso die Ost- und Westseite, während die Wandung der Südseite nur durch eine Platte gebildet war. Zwei Platten bildeten den Deckel. Die Platten waren nach aussen rauh, nach innen glatt. Der Boden war durch platte Steine gebildet. Nach Abnahme der Deckplatten zeigte sich die Kiste mit Sand gefüllt, der mit calcinirten Knochenstückchen untermischt war.



In der Kiste fanden sich zwei Urnen und 3 Bronzen, letztere im Sande, nicht in den Urnen. Die grössere Urne (Fig. 3) hat 29 *cm* Mündungsdurchmesser, ist

18,5 *cm* hoch, von schöner Form, einhenklig. Das Gefäss ist gut gebrannt, durchaus glatt, von gelbröthlicher Farbe.

Die kleinere zweihenklige Urne (Fig. 4) ist mit einem übergreifenden Deckel versehen, ebenfalls von gelbröthlicher Farbe und gut geglättet. Etwa 10 *cm* hoch und hat 8,5 *cm* Mündungsdurchmesser.

Ein Bronzemesser (Fig. 5) mit zurückgebogenem Griff und aufwärts gehender Schneide, etwa 10 *cm* lang.

Eine Bronzenadel (Fig. 6), 11 *cm* lang, säbelförmig gebogen, mit kugelförmigem massivem Kopfe, von dem 5 Bronzestiftchen ausgehen.

Eine Bronzepincette (Fig. 7), 7,5 *cm* lang und 2,2 breit (unten), ohne Verzierungen.

Nach Dr. Beltz (Ende der Bronzezeit in Meklenburg) gehören sämmtliche Bronzen zu den jüngsten Formen der Bronzezeit.

(34) Hr. Bastian spricht über

neue Erwerbungen des Museums für Völkerkunde.

Aus neuen Erwerbungen des Museums kann ich ein Geräth vorlegen, das eine hervorragende Stelle in der Menschheitsgeschichte gespielt hat, bis zu den Kinderspielzeugen hin, von den Geheimnissen eleusinischer Mysterien, dem *δρᾶμα μυστικόν* her, das Dionysios[1]) in seinen Knabenjahren zur Erlustigung diente, das schon bei den Cotyttien für die „Magna Mater“ geschwirrt hat, und heute noch schwirrt, als „Witarna oder Torndum“ in Australien, ausserdem auch, wie die aus den Sammlungen der Neu-Guinea-Gesellschaft hinzugetretene Erwerbung beweist, unter den Papua in Neu-Guinea, und zwar bei der für die socialen Verhältnisse der Naturstämme durchgreifendsten und durchgehendsten ihrer Ceremonialfeiern, die ich früher bereits in den Pubertäts-Weihen besprochen habe.

In ähnlich allgemeinster Verbreitung, „from Peru to China“ (nach englischer Ausdrucksweise), findet sich der Gebrauch der hier in europäischem Ueberlebsel vorliegenden Maske für den allgemeinen Reinmachetag, der sich überall, je nach seinen local-geographischen Differenzen gleichartig wiederholt, über den Erdenrund hin (wie sich in neueren Schriften mehrfach ausgeführt findet). Dieses Stück wurde von den, gleich Mumbo-Yumbo (der Mandingo) oder dem Butzibau (Chur's) Vermummten bei dem tyrolischen Perchtellaufen verwandt, und zeigt im Schweinsrüssel die Hindeutung auf Freya oder Fro (und Hildesvini, ihr Reitthier), bei Frau Holla's Vertretung im Süden durch Bertha (oder Perchta). Die japanischen und amerikanischen Erinnerungen treten einem ethnologisch aufmerkenden Auge beim ersten Anblick entgegen, die letzteren auch in der Bestreuung mit flimmerndem Glimmer, zum Glitzern (wie bei den aus Jacobsen's Erwerbungen im Museum befindlichen Masken).

Der naheliegende Zusammenhang des Nacht-Insekts auf dem Schwirrholz findet sich in der Zeichnung wiedergegeben, gleich Werre, als „schwirrendes grillen-

1) „Talos, speculum, turbines, volatiles rotulas,“ nennt Clem. (s. Arnob.) bei den Bacchanalien, „in quibus arcana et tacenda res“ im Heiligen verborgen (ut occupatus puerilibus ludicris distractus a Titanibus Liber est). *Κῶνοι οἱ στρόβιλαι καὶ οἱ θύρσοι* (*κῶνος ξυλάριον οὗ ἐξῆπται τό σπαρτίον καὶ ἐν ταῖς τελεταῖς ἐδονεῖτο, ἵνα ῥοιζῇ*); *ῥόμβος* (*ἐν τελεταῖς*) rota aenea (in Cotyttis sacris non secus atque in Magnae Matris caerimoniis), in Daramulan's Donnerstimme des Mudji (s. Howitt) oder eines Winddrachens (in Kambodia).

artiges Ungeziefer" (b. Pepowitsch) „cum comitatu" (s. Reinesius) der „Werra" (im Voigtland). Auf dem papuanischen Schwirrer findet sich ein Nachtschmetterling aufgezeichnet, nach beifolgenden Skizzen des Conservators Krause. —

Hr. E. Krause reicht Zeichnungen dieses interessanten Gegenstandes, des ersten derartigen von Neu-Guinea, herum. Dieses Brumm- oder Schwirrholz (Cat. Nr. VI 10 342) ist aus Palmenholz gefertigt, 47 *cm* lang, 6,8 *cm* breit, 1 *cm* dick; es läuft nach dem oberen Ende spitz und flach aus. 6,3 *cm* vom unteren Ende befindet sich eine Durchbohrung zum Durchziehen einer Schnur von etwa 1 *m* Länge, mittelst deren es um den Kopf geschwungen wird, wodurch ein brummender oder dumpf heulender Ton entsteht. Leider fehlen genauere Angaben darüber, ob dieses Geräth eine ähnliche Bedeutung, wie die australischen Regenhölzer hat. Interessant sind die Zeichnungen auf beiden Seiten des Geräthes,

Figur 1.



Figur 2.



Figur 3.



welche gewissermaassen eine Symbolik des Stückes geben. Es ist nehmlich auf einer Seite (Fig. 2) ein ruhendes Insekt, eine Bremse oder Dase, dargestellt, auf der anderen Seite (Fig. 3) dasselbe Insekt im Fluge und von vorn gesehen, so die beiden Zustände dieses Holzes, die Ruhe und das Brummen, versinnlichend. Die Conturen dieser Zeichnungen sind in das dunkle Palmenholz ziemlich tief eingeschnitten und weiss ausgefüllt, die in der Zeichnung schraffirten Stellen roth bemalt.

(35) Eingegangene Schriften.

1. Pleyte, C. M., Gids voor den Bezoeker van het ethnographisch Museum a) Insulinde, I Java; b) Insulinde, II Buiten Bezittingen; c) Australië en Oceanië. Amsterdam. Vom Verf.
2. Fraipont, Julien, Le Tibia dans la race de Néanderthal; aus Revue d'anthropologie de Paris 1888. Vom Verf.
3. Zapf, Ludwig, Alte Befestigungen zwischen Fichtelgebirge und Frankenwald,

zwischen Saale und Main; aus Beiträge zur Anthrop. u. Urgesch. Bayerns. Vom Verf. VIII, 1888.

4. Bulletin de la société Neuchateloise de Géographie, Tome I—III, 1885—1887; Neuchatel 1886—1888. Von der Soc. mit dem Wunsche des Austausches.
5. Report of the Meteorological commission for the year 1886, Cape of good hope; Cape town 1887. Geschenk des Hrn. Missionar W. Beste, Stutterheim, Capland.
6. Chantre, Ernest, Recherches anthropologiques dans le Caucase. 5 Bände. Paris und Lyon 1885—1887. Gesch. des Verf.
7. Faudel et Bleicher, Matériaux pour une étude préhistorique de l'Alsace: Cinquième publication; Colmar 1888. Von den Verfassern.
8. Wilmowsky, J. N. von, Römische Mosaiken aus Trier und dessen Umgegend, Trier 1888. Text und Tafeln, herausgegeben von der Ges. f. nützliche Forschungen. Gesch. d. Ges.
9. Bulletin de l'Institut Archéologique Liégeois. Tome XX, I et II livr. Liège 1887.
10. Atti della Reale Accademia dei Lincei. Rendiconti. Vol. IV Fasc. 4 e 5. Roma 1888.
11. Nehring, Ueber das Skelet eines weiblichen Bos primigenius aus einem Torfmoore der Provinz Brandenburg. (Sep.-Abdr. a. d. Sitzungsber. d. Ges. naturf. Freunde vom 17. April 1888.) Berlin 1888. Gesch. d. Verf.
12. Bulletino della sezione fiorentina della società africana d'Italia. Firenze 1888. Vol. IV Fasc. 3—4.
13. Notizie degli scavi di antichità communicate alla R. accademia dei Lincei. Roma, Marzo, 1888.

Sitzung vom 16. Juni 1888.

Stellvertretender Vorsitzender Hr. **Virchow.**

Die neue Erkrankung unseres Vorsitzenden legt mir heute unter den schwersten Verhältnissen die Pflicht auf, dem Kummer Ausdruck zu geben, der uns alle bedrückt. Kaiser Friedrich ist nicht mehr. Mit ihm sind alle die Hoffnungen entschwunden, welche wir, welche das ganze Vaterland auf ihn gesetzt hatten. In einer langen Zeit ruhigen Ausharrens hatte er sich für die grosse Aufgabe vorbereitet, für welche er geboren war. Alle wussten es, mit welcher Sorgfalt, mit welcher Hingebung er jeder Seite des öffentlichen Lebens seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Jeder war überzeugt, dass in seiner Hand die Geschicke der Nation wohl aufgehoben sein würden. Das Volk hatte volles Vertrauen wie zu seiner Weisheit, so zu seiner Gewissenhaftigkeit; es schaute zu ihm empor, wie zu einem Vertrauten seiner Sorgen und seiner Wünsche. Wir vor Allen durften erwarten, dass die erfolgreiche Hülfe, welche er unseren Bestrebungen als Kronprinz und Protektor der Königlichen Museen gewidmet hatte, auch von ihm als Kaiser fortgeleistet werden würde. Sind doch noch nicht mehr als 18 Monate vergangen, seitdem er — es war am 18. December 1886 — dieses Haus, welches speciell für Ethnologie, Prähistorie und Anthropologie erbaut worden ist, und welches auch das Heim für unsere Gesellschaft werden sollte, mit einer feierlichen Rede einweihte. Damals ertheilte er Zusagen, welche er sicherlich erfüllt haben würde. Sie berechtigten uns zu glauben, dass die Richtung der Forschung, welche wir vertreten, durch den Kaiser gefördert und dass die mächtigen Mittel des Reiches mehr noch als bisher für die Unterstützung der nach aussen gerichteten Seite der Thätigkeit dieses Museums und unserer Gesellschaft verwendet werden würden. Wie gut verstand er unsere Aufgaben! Sein historischer Sinn richtete sich ganz, wie der des Naturforschers, auf die Anfänge der Dinge und auf ihr allmähliches Wachsthum; er liebte es, auch die schwierigsten Probleme sich zugänglich zu machen durch geduldiges Auflösen jeder einzelnen Entwickelung. Doch, was soll ich einer so reichen Erscheinung gegenüber in diesem Augenblicke des bittersten Schmerzes versuchen, die Grösse unseres Verlustes zu schildern! Nachdem eben erst das ganze Volk aufgelebt war in warmer Hoffnung, dass der geliebte Kaiser gerettet werden würde, stehen wir plötzlich vor ödem offenem Grabe und starren hinaus in ein kaltes Unbekanntes! —

Da findet der Geist nicht die Sammlung zu objektivem Urtheil. Da vermag auch der Kühlste sich nicht abzuwenden in abstrahirender Untersuchung ferner Verhältnisse. Alle Fasern unseres Herzens ziehen sich zusammen in herber Trauer über den grossen Verlust, vor dem jede andere Betrachtung verschwindet.

So lassen Sie uns denn für heute verzichten auf die gewohnte Thätigkeit. Wir werden sie wieder aufnehmen, wenn es uns gelungen ist, uns zu sammeln, aufnehmen in der Erinnerung an den hohen Herrn, dessen Gunst unserem Gedächtniss nie entschwinden wird.

Die Sitzung ist geschlossen.

Sitzung vom 30. Juni 1888.

Stellvertretender Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Der Vorsitzende Hr. W. Reiss ist durch ein erneutes Hervortreten seines Augenleidens für längere Zeit verhindert, die Geschäfte der Gesellschaft zu führen.

(2) Seitens der General-Verwaltung der Königl. Museen sind der Gesellschaft Einladungskarten zur Theilnahme an der am 1. Juli im Kunstgewerbe-Museum stattfindenden Gedenkfeier für Se. Majestät den hochseligen Kaiser Friedrich III. übersandt worden.

(3) Zur Aufnahme in die Gesellschaft ist angemeldet

Hr. Legationsrath und Professor Heinr. Brugsch-Pascha zu Charlottenburg.
" cand. med. Georg Werner, Berlin.
" " " Fritz von Liebermann, Berlin.
" Vidal y Soler, Inspector de montes, Manila.

(4) Zu correspondirenden Mitgliedern sind ernannt worden General Pitt Rivers in London und Dr. Artur Hazelius in Stockholm.

Hr. Paolo Orsi in Florenz sendet ein Dankschreiben für seine Ernennung.

(5) Die beabsichtigte anthropologische Excursion nach Halle a. S., zu welcher die Vorbereitungen getroffen waren, wird der Landestrauer wegen ausgesetzt.

(6) In Neubrandenburg wird am 11. Juli die Generalversammlung des Vereins für Meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde stattfinden. Das Programm und die sehr freundliche Einladung werden vorgelegt.

(7) Die Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft wird vom 6.—9. August in Bonn stattfinden. Die Mitglieder werden ersucht, sich zahlreich an derselben zu betheiligen.

(8) Das Programm für den vom 2.—5. October hier stattfindenden internationalen Amerikanisten-Congress ist festgestellt. Se. Excellenz der Herr Minister v. Gossler hat das Ehrenpräsidium übernommen, die Herren v. Stephan, Schöne, Curtius und Auwers werden als Ehrenvicepräsidenten fungiren. Den Vorsitz führt Hr. W. Reiss, als seine Stellvertreter sind bestimmt die Herren R. Virchow, Bastian und Freiherr v. Richthofen.

(9) In den Vereinbarungen mit dem Königl. Museum für Völkerkunde waren noch einige Punkte näher zu erörtern, insbesondere in Bezug auf die Benutzung der Bibliothek seitens der Mitglieder und die Controle der Besucher. Die vorläufige Vereinbarung wird vorgelegt.

(10) Der Hr. Cultusminister hat für dieses Jahr der Gesellschaft einen Zuschuss von 1800 Mark bewilligt, wofür der Vorsitzende den besonderen Dank der Gesellschaft ausspricht.

(11) Der Hr. Cultusminister übersendet folgenden Erlass vom 18. Mai, betreffend das

Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren.

Seit einem Jahrzehnt hat das Streben, von den Denkmälern der Vorzeit zum Zwecke wissenschaftlicher Erforschung noch zu retten, was irgend möglich ist, weitere Kreise ergriffen; die Nachgrabungen nach Alterthümern haben sich gemehrt, zahlreiche kleinere Sammlungen von Denkmälern römischer, heidnisch-germanischer oder unbestimmbar vorgeschichtlicher Zeit sind entstanden. Nicht überall haben wirklich sachverständige Kräfte diese Aufgrabungen geleitet oder leiten können, nicht in allen Händen ist eine zweckmässige Behandlung der schon vorhandenen oder neu aufgefundenen Alterthümer gesichert. Die nur zerstreut veröffentlichten, von der Wissenschaft aufgestellten Maassnahmen zu einer rationellen Conservirung solcher Alterthümer sind nur wenigen Eingeweihten geläufig. Wenn die Gegenwart hauptsächlich zu beklagen hat, dass in der Vergangenheit so viele Aufgrabungen in verkehrter und darum nutzloser Weise vorgenommen und viele Fundstücke durch unrichtige Behandlung zu Grunde gegangen sind, so erwächst ihr die Pflicht, dem für die Zukunft nach Kräften vorzubeugen.

Der von verschiedenen Seiten gegebenen Anregung folgend, habe ich für die Herausgabe einer kurzen, gemeinfasslichen Anleitung für das Verfahren bei Aufgrabungen, sowie zum Conserviren vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer Sorge getragen, welche das bei E. S. Mittler & Sohn erschienene „Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren“ enthält. Dasselbe giebt nach kurzem chronologischen Ueberblick über die vorgeschichtlichen Zeitabschnitte und einer Uebersicht über die hauptsächlichsten Arten der vorgeschichtlichen Alterthümer eine Unterweisung in Betreff der wichtigsten, bei Auffindung und Beschreibung derselben zu berücksichtigenden Umstände, alsdann eine Anweisung zur Untersuchung der Fundstätten und eine Anleitung zur Conservirung der Fundstücke sammt Anhang mit Rezepten und Fragebogen.

Das „Merkbuch“ erscheint in einfacher Ausstattung zum Ladenpreise von 40 Pfennigen, in besserer Ausstattung zum Ladenpreise von 60 Pfennigen für das Exemplar. Der Preis ist mit Rücksicht auf die dadurch ermöglichte und im Interesse der Sache liegende weiteste Verbreitung so niedrig gehalten, dass ich hoffen kann, es werde das Büchlein nicht allein an allen Stellen, welche dienstlich in die Lage kommen, vor- und frühgeschichtliche Fundorte aufgraben zu müssen (wie bei Wege- und Chaussee-, Damm-, Eisenbahn-, Kanal-, Festungs- und Bergwerksbauten, forstlichen Anpflanzungen, Meliorationen u. s. w.) Eingang finden, sondern auch in die Hände aller Vereine, Gesellschaften und Privatleute gelangen, welche sich mit Aufgrabungen und Sammeln vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer systematisch oder gelegentlich befassen.

An Alle, denen das Schriftchen in die Hände kommt, richte ich das Ersuchen, zur möglichsten Verbreitung desselben mithelfen zu wollen.

(12) Am 28. Februar ist in St. Petersburg eine russische anthropologische Gesellschaft, welche in Verbindung mit der dortigen Universität steht, eröffnet worden. Vorsitzender ist der Prof. der Geologie Dr. A. A. Inostrantzeff,

Vicepräsident der Professor der Anatomie an der Militärakademie, Dr. A. J. Taranetzki, Generalsecretär der Docent für Geistes- und Nervenkrankheiten an der Militärakademie, Dr. S. N. Danillo.

Der Vorsitzende begrüsst die neubegründete Schwestergesellschaft und spricht den Wunsch aus, dass die Beziehungen zu derselben recht zahlreiche werden möchten.

(13) Hr. Olshausen berichtet, im Anschlusse an die Mittheilungen des Herrn H. Lemcke in der Sitzung vom 28. April (Verh. S. 199),

über den Moorfund von Mellentin, Neumark.

Die Besichtigung der 3 Doppelknöpfe ergab zunächst, dass der von Herrn Lemcke erwähnte „gelbliche, zur Ausfüllung von Fehlstellen verwendete Kitt“ nichts anderes ist, als ein Theil derselben hellen Masse, welche noch jetzt die ganzen Unterseiten der Knöpfe bedeckt. Ich habe an dem S. 199 im Holzschnitt wiedergegebenen Paar die fraglichen Stellen dadurch hervorgehoben, dass ich sie ganz weiss liess. Der Uebergang von diesen Stellen zu der Unterseite wird bisweilen vermittelt, indem von letzterer die helle Substanz sich ein wenig über die Kante hinaufzieht; dies ist angedeutet bei dem rechten Knopf des Paares, an dessen unterer Hälfte man dicht unter der Schnur an der linken Kante eine weisse Stelle sieht. Wer, einmal hierauf aufmerksam gemacht, die Originale betrachtet, wird über diesen Sachverhalt nicht zweifelhaft bleiben. Die helle, sehr dünne und sehr harte Schicht hat also scheinbar die dunkle, erheblich dickere und weichere, mit dem Messer schneidbare Masse allseitig umgeben, wurde aber bei der Bearbeitung an den Rändern und der Oberseite bis auf jene kleinen Reste entfernt.

Diese Beobachtung im Zusammenhalt mit der auffallenden Härte der äusseren Schicht und dem Resultat der in Stettin ausgeführten chemischen Analyse legte von vorneherein den Gedanken an einen „Zahn“ nahe, dessen Schmelz eben jener festen dünnen Masse entsprechen würde; natürlich musste aber dann Phosphorsäure nachweisbar sein. Es enthalten nun in der That beide Massen, die helle und die dunkle, grosse Mengen Phosphorsäure; welcher Zahn aber vorlag, war mir nicht klar, da man aus den Dimensionen und der Form der Objecte auf ein im Verhältniss zur Breite ziemlich dünnes Ausgangsmaterial schliessen musste. Hr. Prof. Hilgendorf vom zoologischen Museum hierselbst erkannte jedoch auf den ersten Blick, dass wir es hier mit bearbeiteten Hauern des Schweines zu thun haben; dabei leiteten ihn die von Hrn. Lemcke schon erwähnten „leicht gekrümmten, rillenartigen Vertiefungen“ der hellen Schicht, welche in dem erwähnten Holzschnitt leicht angedeutet sind. Sie finden sich genau so als Anwachsstreifen, und zwar mit der Convexität nach der Zahnbasis zu, an den mit Schmelz bedeckten Seiten des (dreikantigen) Hauers aus dem Unterkiefer eines Ebers, d. h. an der Innen- und Vorderaussenseite. Die Hinteraussenseite dieser Zähne ist nicht mit Schmelz überzogen; die Knöpfe müssen daher der Vorderkante solcher Hauer entnommen sein. Aus dem Fehlen des Schmelzes an der dritten Zahnseite folgt aber auch, dass nicht, wie wir oben noch annehmen mussten, die helle Deckschicht an dem Material der Knöpfe allseitig vorhanden war, dass sie vielmehr an einer Seite von vorneherein fehlen musste, und damit stimmt vollständig überein, dass an den 3 mir vorliegenden Exemplaren der Knöpfe die Reste der Deckschicht stets nur an einer Abdachung der Oberseite sich finden. Berücksichtigt man den Verlauf der gekrümmten Linien und die Wölbung der Unterseite, sowie die Stellung

jener Schmelzreste, so ergiebt sich, dass die Unterseite der Knöpfe der Innenseite des Zahns entspricht, und dass zwei der Knöpfe aus einem rechten, einer aus einem linken Zahn geschnitten worden. —

Die „rautenförmig sich kreuzenden Linien" der Unterseite sind lediglich Risse im Schmelz, welche im Moorboden eine etwas stärkere Färbung angenommen haben, als der fast gar nicht veränderte Schmelz selbst. Das Zahnbein (Dentin) ist dagegen durch eingedrungenen Farbstoff stark gebräunt; so erklärt sich der Contrast beider Schichten.

Noch will ich erwähnen, dass an mehreren der Knöpfe Andeutungen der Höhlung sich vorfinden, welche den unteren Theil eines Eberzahnes erfüllt; man sieht



dies deutlich an den Bruchstücken, welchen das Material zur Analyse entnommen wurde (im nebenstehenden Holzschnitt die dunklen Flächen rechts und links). Diese Stücke zeigen auch schön die Art der Bohrung, wie sie Hr. Lemcke hervorhob; der Mangel an Coincidenz der Axen beider Bohrcanäle ist durchaus der gleichen Erscheinung an den ostpreussischen Bernsteinsachen zur Seite zu stellen (vergl. Klebs, Bernsteinschmuck der Steinzeit, Königsberg 1882, Taf. I 15), doch sind die Bohrungen im Uebrigen nicht ungeschickt ausgeführt.

Nach dem Resultat vorstehender Untersuchung, von dessen Richtigkeit sich auch Herr Nehring überzeugte, wird das hohe Alter und die Zugehörigkeit der Doppelknöpfe zu den dabei gefundenen Bronzen nicht mehr bezweifelt werden können. Es sei nur noch bemerkt, dass, was von Hrn. Lemcke und auch in dieser Mittheilung als Unterseite derselben bezeichnet ist, vermuthlich eigentlich die Oberseite darstellt; denn es ist wohl wahrscheinlich, dass man die Schmuckstücke mit der glänzenderen und regelmässiger gestalteten Fläche nach aussen trug.

(14) Hr. A. Ernst übersendet aus Carácas, 6. Juni, folgende Mittheilung:

Tio Tigre und Tio Conejo.

Venezuelanische Thierfabeln, dem Volke nacherzählt.

Vorbemerkung. Die nachstehenden Thierfabeln sind möglichst wortgetreue Uebersetzungen einer Reihe von Geschichten, welche eine alte Wärterin meinen kleinen Kindern zu erzählen pflegte. Dieselben sind in mehr oder weniger ähnlicher Form in ganz Venezuela bekannt und gehören in den weiten Kreis jener in fast allen Ländern der Erde vorhandenen Volksdichtungen, welche den Sieg des Scharfsinnes und der Schlauheit über die rohe physische Gewalt zum Vorwurf haben. Ich vermag nicht zu beurtheilen, wie weit in ihnen Reminiscenzen spanischen Ursprunges nachklingen. Sicher scheint nur, dass die Personifikation des Kaninchens eine transatlantische Uebertragung ist; denn das Thier ist hier zu Lande fremd (an den ziemlich selten vorkommenden Lepus brasiliensis, der allerdings auch Conejo genannt wird, ist gewiss nicht zu denken), während Spanien bekanntlich schon bei den Alten als Kaninchenland berühmt war. Unverkennbar und ganz natürlich ist die grosse Uebereinstimmung einiger Erzählungen mit manchen der von Couto de Magalhães mitgetheilten Tupi-Geschichten (O Selvagem, Rio de Janeiro 1876, p. 175—269), in denen der schwächere, aber doch stets triumphirende Theil, eine Landschildkröte (jabuti), den Tapir, den Jaguar, das Reh, die Affen und selbst den Menschen überlistet. Ich habe die spanischen Formen Tio Tigre (Onkel Tiger) und Tio Conejo (Onkel Kaninchen) im Deutschen beibehalten, um den lokalen Ton der Erzählung besser zu be-

wahren, und will nur noch bemerken, dass unter Tiger eigentlich der Jaguar zu verstehen ist.

1. Tio Conejo unter den Wassermelonen.

Tio Tigre hatte ein Feld mit schönen Wassermelonen. Da merkte er, dass des Nachts immer jemand kam und Melonen stahl. Er machte darum aus schwarzem Wachs eine Figur wie ein Mann, und stellte die in das Feld. In der Nacht kam Tio Conejo und sah die Figur. „Was stehst du da, du schwarzer Kerl? Mache, dass du fort kommst!“ Aber die Figur antwortete nicht. Da ging Tio Conejo näher hinzu und gab der Figur eine Maulschelle: aber seine rechte Hand blieb am Wachse kleben. „Lass meine Hand los, du Schlingel!“ rief er, „oder ich gebe dir noch eine Maulschelle mit der linken Hand.“ Und da er es that, blieb auch die linke Hand am Wachse kleben. Da stiess er die Figur mit seinem Kopfe gegen die Stirn, und der Kopf klebte an der Stirn fest. Nun arbeitete er mit den Hinterpfoten, um sich loszumachen; aber die blieben auch kleben, und so war er gefangen. Am Morgen kam Tio Tigre, und als er Tio Conejo sah, rief er aus: „Oho, haben wir nun den Spitzbuben? Nun will ich dich fressen!“ — „Warte einen Augenblick!“ sagte Tio Conejo, „mache mich los und ich will dir eine Grube zeigen, in welche zwei grosse Rehe gefallen sind; die magst du fressen!“ Tio Tigre dachte, zwei grosse Rehe sind besser, als Tio Conejo, und machte ihn los. Tio Conejo führte ihn darauf an eine tiefe Grube und sagte zu ihm: „Da, beuge dich ordentlich vor und schaue hinunter; dort sind die Rehe!“ Als nun Tio Tigre den Kopf tief hinabhielt, gab ihm Tio Conejo von hinten einen Stoss und Tio Tigre fiel in die Grube. Tio Conejo aber machte sich geschwind aus dem Staube.

2. Tio Tigre wird von Tio Conejo festgebunden.

Tio Tigre war einmal sehr hungrig; denn er hatte seit drei Tagen nichts gefressen. Da sah er von weitem Tio Conejo und rannte sogleich auf ihn zu. Tio Conejo sah ihn auch und merkte wohl, was er wollte. Fortlaufen konnte er nicht mehr, darum brach er sich geschwind ein Stück von einem Bejuco[1]) ab. Als Tio Tigre das sah, fragte er ihn, was er mit dem Bejuco machen wolle. „O,“ sagte Tio Conejo, „ich sehe einen grossen Wirbelwind kommen, und will mich mit dem Bejuco an einen Baum binden, damit der Wind mich nicht fortreisst.“ Da wurde Tio Tigre bange und sagte: „Tio Conejo, binde mich auch an!“ Tio Conejo nahm nun einen langen und festen Bejuco und band Tio Tigre damit an einen dicken Baum, und als er ihn angebunden hatte, ergriff er einen grossen Stock und prügelte ihn so lange, bis er ganz müde geworden war. „So, das hast du dafür, dass du mich auffressen wolltest,“ sagte er, „und nun warte, bis der Wirbelwind kommt!“ Und dann machte er sich schnell aus dem Staube.

3. Tio Conejo und der Habicht.

Tio Conejo hatte Tio Tigre wieder einmal einen recht schlechten Streich gespielt und lief geschwind fort, um sich in einem Loche unter einem Baume zu verstecken. Da rief Tio Tigre einen grossen Habicht und stellte ihn als Wache vor das Loch. Tio Conejo aber sagte zu dem Habicht: „Mach' nur ja deine Augen hübsch auf und gieb Acht; denn ich will gleich davonlaufen!“ Da machte der

1) Bejuco nennt man im spanisch redenden Amerika die zahlreichen holzigen Kletter- und Schlinggewächse, die von den Eingeborenen in der mannichfaltigsten Weise benutzt werden.

Habicht seine Augen ganz weit auf, und Tio Conejo nahm geschwind eine Hand voll Sand und warf ihm den Sand in die Augen. Da konnte der Habicht nicht sehen und Tio Conejo lief davon.

4. Tio Conejo kocht Maisbrei.

Tio Conejo war einmal in seiner Hütte und kochte sich Maisbrei. Den rührte er mit einem Stocke um, damit er nicht anbrenne. Da kam Tio Tigre und fragte ihn: „Was machst du mit dem Stocke?“ — „O,“ sagte Tio Conejo, „ich koche Maisbrei; willst du davon kosten? er ist so süss wie Honig; nimm nur mit deiner Pfote heraus, so viel du willst.“ Tio Tigre steckte sogleich seine Pfote in den heissen Brei und verbrannte sich ganz jämmerlich, so dass seine Krallen abfielen. Er brüllte vor Schmerz und wollte Tio Conejo sogleich zerreissen; der aber lief geschwind fort und versteckte sich in einem Loche unter einem Baume.

5. Tio Conejo tödtet Tio Tigre.

Tio Conejo sagte eines Tages zu Tio Tigre: „Mein Gevatter drüben über dem Flusse hat mich zu einem Feste eingeladen; wenn du mit mir gehen willst, so wollen wir uns auf den Weg machen.“ Tio Tigre war damit zufrieden, und als sie an den Fluss kamen, sagte Tio Conejo: „Schwimme du durch den Fluss; ich will mich auf deinen Rücken setzen.“ Tio Tigre willigte ein, dass es so sein sollte. Da sagte Tio Conejo: „Soll ich meine Sporen anbinden?“ — „Nein,“ sagte Tio Tigre, „denn du könntest mich damit kratzen.“ Aber Tio Conejo band sich doch die Sporen an, ohne dass Tio Tigre es merkte, und nahm auch einen grossen Stock mit sich. „Was willst du mit dem grossen Stocke?“ fragte Tio Tigre. „O, ich bin noch schwach von dem Fieber,“ sagte Tio Conejo, „ich will mich nur auf den Stock stützen; lass mich jetzt auf deinen Rücken steigen.“ Darauf ging Tio Tigre ins Wasser, und als er mitten im Flusse war, kratzte ihn Tio Conejo ganz jämmerlich mit den Sporen und hieb ihn mit dem Stocke so lange auf den Kopf, bis er todt blieb. Dann trieb er mit ihm an das Ufer zurück, schnitt eines der Hinterbeine ab und zog das Fell von dem Körper. Mit dem Fleische ging er nach dem Hause von Tio Tigre. „Tia Tigra,“ sagte er, „wo ist Tio Tigre? Ich bringe ihm hier ein schönes Rehbein.“ Tia Tigra antwortete: „Er ist auf die Jagd gegangen; ich werde das Rehbein selber fressen.“ Als sie nun beim Fressen war, sang Tio Conejo summend zwischen seinen Zähnen: „Tia Tigra frisst ihren Mann! Tia Tigra frisst ihren Mann!“ Tia Tigra fragte ihn: „Was singst und summst du da?“ — „O,“ sagte Tio Conejo, „ich summe nur so, weil ich mich freue, dass es dir schmeckt.“ Dabei ging er nach der Thür des Hauses, und als er an der Thür war, rief er aus: „Ich singe so, weil Tia Tigra ihren Mann gefressen hat!“ Und dann machte er, dass er fortkam.

6. Tio Conejo und Tia Tigra.

Tia Tigra suchte Tio Conejo im ganzen Walde und wollte ihn fressen, weil er ihren Mann erschlagen hatte; sie konnte ihn aber nirgends finden. Da geschah es, dass sehr trockenes Wetter kam, und alles Wasser trocknete aus bis auf einen Teich im Walde. Tia Tigra sagte: „Tio Conejo muss hierher kommen, um zu trinken; hier will ich auf ihn warten!“ Tio Conejo hatte grossen Durst; da er aber wusste, dass Tia Tigra am Teiche auf ihn lauerte, überlegte er sich, wie er es machen sollte, um ohne Gefahr trinken zu können. Da fand er ein Bienennest in der Erde, nahm den Honig heraus und wälzte sich darauf, bis sein Rücken ganz mit Honig beschmiert war, und dann wälzte er sich in den trocknen Blättern,

die auf dem Boden lagen. Die Blätter klebten auf seinem Rücken fest, so dass man vor lauter Blättern gar nichts von ihm sehen konnte. Nun ging Tio Conejo nach dem Teiche und trank und trank und trank, so grossen Durst hatte er. Tia Tigra sah das und rief: „Dürrblatt, seit wann hast du nicht getrunken?“ — „Seit ich deinen Mann erschlagen!“ antwortete Tio Conejo. Da sprang Tia Tigra herbei, um ihn zu fangen; aber das Wasser hatte den Honig aufgelöst und Tio Conejo war schon fort, und Tia Tigra fand nichts, als die dürren Blätter.

7. Wie Tio Conejo seine Schulden bezahlte.

Tio Conejo brauchte einmal viel Geld und ging zuerst zur Küchenschabe und lieh sich von ihr zwei Thaler. Dann ging er zur Henne und liess sich von der auch zwei Thaler geben. Darauf borgte er zwei Thaler von seinem Nachbar, dem Fuchse, und ebenso viel von dem grossen Hunde des Jägers. Da es aber noch nicht genug war, ging er auch zu Tio Tigre, der gab ihm auch zwei Thaler, und zuletzt noch zum Jäger selber, und erhielt von ihm auch, was er verlangte. Als nun der Tag gekommen war, an dem er das Geld wiederzugeben versprochen hatte, kam zuerst die Küchenschabe und verlangte ihre zwei Thaler. „Du sollst sie gleich haben,“ sagte Tio Conejo, „gehe nur für einen Augenblick hinter dieses Brett, bis ich das Geld hole.“ Er rief aber die Henne und sagte zu ihr: „Dort hinter dem Brette ist eine fette Küchenschabe; friss sie, während ich dir dein Geld bringe.“ Die Henne frass die Küchenschabe und wartete auf Tio Conejo. Der aber hatte den Fuchs gerufen und ihm gesagt: „In meinem Hause ist eine fette Henne, friss sie, bis ich dir dein Geld bringe.“ Der Fuchs liess sich das nicht zweimal sagen, frass die Henne und wartete dann auf Tio Conejo. Der war zum Hunde gegangen und hatte ihm gesagt: „Komm mit mir und hole dir dein Geld; auch hat sich in mein Haus ein Fuchs geschlichen, dem kannst du den Garaus machen, bis ich das Geld gezählt habe.“ Der Hund biss den Fuchs todt und wartete nun auf Tio Conejo. Aber der lief geschwind zu Tio Tigre und sagte ihm: „Tio Tigre, in meinem Hause ist der böse Hund des Jägers; den kannst du zerreissen und auffressen, bis ich dir dein Geld zurückbringe.“ Tio Tigre war wohl zufrieden damit, zerriss den Hund und frass ihn auf. Tio Conejo hatte aber dem Jäger Bescheid gesagt, dass Tio Tigre in seinem Hause wäre und des Jägers grossen Hund zerrissen hätte, und ihn gebeten, zu kommen, damit er ihn todtschiessen und sich zugleich sein Geld holen könnte. Als der Jäger kam, schoss er Tio Tigre todt; aber Tio Conejo lief fort und liess sich nicht wieder sehen.

8. Woher Tio Conejo seine langen Ohren hat.

Tio Conejo war einmal sehr betrübt, dass er so klein war, und ging zum lieben Gott, damit er ihn grösser machen sollte. Der liebe Gott sagte zu ihm: „Gut, doch bringe mir erst eine lebendige Korallenschlange, einen Wespenschwarm und eine Tapara[1]) mit Weiberthränen.“ Tio Conejo machte sich auf den Weg und kam in einen Wald, wo es viele Schlangen gab, und indem er weiter und weiter ging, rief er einmal nach dem andern aus: „Ich wette, dass sie Platz hat! Ich wette, dass sie Platz hat!“ Das hörte eine Korallenschlange, und diese fragte ihn, was es bedeuten sollte. Da antwortete er ihr: „Die Wespen sagen, dass in dieser Tapara nicht genug Platz für dich sei, und ich wette, dass du doch Platz

1) Ausgehöhlte Schale der Kalebassen-Frucht, die zu vielerlei häuslichen Geräthen verwendet wird. Mit einem Loche versehen, das durch einen Pfropfen geschlossen werden kann, dient sie allgemein als Wasserflasche.

hast.“ — „Das wollen wir gleich sehen!“ rief die Schlange und kroch in die Tapara; wie sie aber ordentlich darin war, steckte Tio Conejo geschwind den Pfropfen in das Loch, und so war die Schlange eingesperrt. Darauf ging er weiter und rief wieder aus: „Ich wette, dass sie Platz haben! Ich wette, dass sie Platz haben!“ Das hörten die Wespen und fragten ihn, was es bedeuten solle. „O,“ sagte er, „die Korallenschlange sagt, dass in dieser Tapara nicht Platz für euch alle ist, und ich wette, dass der ganze Schwarm hineingeht.“ — „Nun das wollen wir gleich sehen!“ sagten die Wespen, und eine nach der anderen kroch in die Tapara. Als sie nun alle darin waren, steckte Tio Conejo geschwind einen Pfropfen in das Loch, und so waren die Wespen eingesperrt. Nun ging er nach einem Dorfe, und als er nahe an die Hütten kam, fing er an laut zu heulen und zu wehklagen. Da kamen die Weiber herbeigelaufen und fragten ihn, warum er also heule und wehklage. „Ach,“ sagte Tio Conejo, „ich muss wohl heulen und wehklagen; denn heute noch wird die ganze Welt untergehen und wir werden alle umkommen!“ Als die Weiber das hörten, fingen sie auch an zu weinen, und weinten so sehr, dass Tio Conejo eine ganze Tapara mit ihren Thränen anfüllen konnte. Darauf machte er sich wieder auf den Weg zum lieben Gott, und als der die drei Taparas mit der Korallenschlange, dem Wespenschwarme und den Weiberthränen sah, sagte er: „Tio Conejo, du bist gescheiter, als alle Welt; wozu brauchst du noch grösser zu werden? Da du es aber so willst, so sollst du wenigstens längere Ohren bekommen.“ Und als der liebe Gott das sagte, zog er Tio Conejo bei den Ohren, und seit der Zeit sind sie so lang geblieben.

(15) Hr. Gustav Beyfuss, offizier van gezondheit I classe in Gombong (Java)[1], übersendet eine Nachricht über

Diebes-Orakel in Java.

Ein gewisses psychisches Interesse scheint mir die eigenthümliche Gewohnheit zu beanspruchen, die mitten in den sogenannten unabhängigen Reichen Suracarta und Jogjakarta[2]) auf der Sundainsel Java zu herrschen pflegt und die ich in solcher methodisch ausgebildeten Weise bei keinem anderen Volke antraf.

Es betrifft diese eine Berechnung guter und schlechter Tage, die jedoch bei der dort namentlich durch Opiummissbrauch moralisch und physisch depravirten Bevölkerung meist von Leuten angewendet wird, die in Banden auf Raubgewerbe ausgehen (Ketju's[3]) genannt), sobald ein Anschlag auf Gut und Leben des Nächsten geschmiedet werden soll.

Wohl findet man — so schrieb mir Dr. Groneman, Leibarzt des Sultans von Jogjakarta, ein tüchtiger Kenner javanischer Zustände (mit dessen Erlaubniss ich diese Beschreibung wiedergebe), — bei den Arabern, namentlich den mohammedanichen Geistlichen, verschiedene tabellarische Berechnungen, die gewisse günstige Bedeutung für wichtige Familienereignisse besitzen, wie Heirathen, Beschneidung, Opfer und sonstige ins alltägliche Leben eingreifende Handlungen.

Es bestehen verschiedene Arten, auf welche die dortigen Einwohner zu einem richtigen Zeitpunkt für ihr geplantes Unternehmen zu gelangen glauben[4]), und

1) jetzt als Chefarzt van Borneo's Westkust in Pontianak.

2) Holländisch meistens Djokjakarta geschrieben.

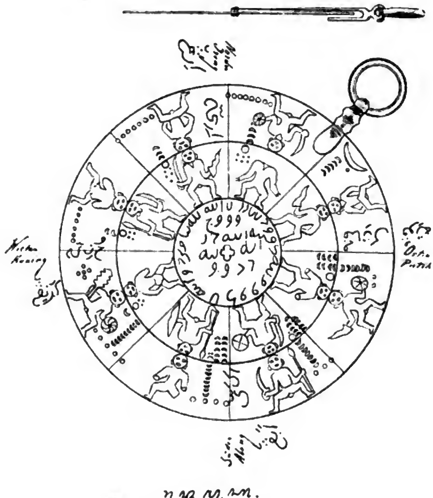
3) Man glaubt, dass der Name von Sien khek, Vollblutchinese, der Tju hiess und ein berüchtigter Räuber war, herstammt. Sien khek Tju würde dann verkürzt Khektju genannt worden sein.

4) Een ketjoegeschiedenis. Vorstenlandsche toestanden II. door Dr. J. Groneman. I. P. Rivers, Dordrecht 1887.

möchte ich nur einige auswählen, aus Furcht, zu viel Raum einnehmen zu müssen. —

Die zur Berechnung erforderlichen Gegenstände heissen rådjå muka[1]) und kâlâ mudeng's und stellen eine Art Kalender aus Holz oder Metall geschnitten dar oder selbst aus Papier verfertigt.

Figur 1.



„Ein rådjå muka," so theilt Dr. Groneman, der sich im Besitz eines derartigen merkwürdigen Gegenstandes befindet (Fig. 1), mir brieflich mit, „ist eine Scheibe aus Silber, etwas grösser, als ein 5-Markstück, um eine im Mittelpunkt sich befindende Axe drehbar, die wieder mit einem parallel mit der Scheibenfläche laufenden Stäbchen verbunden ist. Dies letztere trägt an seinem oberen Ende einen Ring, woran man den Gegenstand als einen Talisman (djimat) an einer Halsschnur auf der Brust tragen kann."

Die Scheibe ist durch concentrische Kreislinien in drei Fächer getheilt, von denen das mittelste in arabischen Buchstaben den Korantext trägt: la ilahah, illalah, und eine Anzahl schlecht gravirter Worte, die schwierig zu entziffern sind.

Die beiden übrigen Kreisflächen sind wieder in acht Felder getheilt, welche in dem äusseren Kreise acht Bilder von Dieben und im inneren acht Hausbewohner zeigen, die ihre Köpfe gegeneinander gerichtet haben. Sie sind theils bewaffnet, theils unbewaffnet, einige mit verstümmelten Gliedmaassen, andere unversehrt.

---

1) Die Zeichen ̊ über den Vokalen a bezeichnen die Aussprache, die nicht rein a, sondern ein Mischlaut von o und a ist.

Jedes Fach stellt nun drei oder vier Monatstage dar. An der linken Seite eines der Diebe liegt eine Mondsichel (tanggal), die den ersten Tag des javanischen Monats vorstellt, der ziemlich richtig mit dem Neumond zusammenfällt, da die javanischen Monate Mondmonate sind.

Man fängt also von diesem Bilde, welches wir 1 nennen wollen, an zu zählen, in Uebereinstimmung mit dem einen Kreischen (Sonne oder Mond?), welches daneben liegt, und dies giebt das erste Datum des Monats an.

Das folgende Bild links (wenn wir uns wie auf einem Zifferblatt fortbewegen) besitzt zwei Kreischen und repräsentirt das zweite Datum, das folgende das dritte u. s. w. bis zum achten. Während man weiter geht und nun ins innere Fach sich begiebt, erhält dieses den Werth von 9, der mit dem javanisch geschriebenen Wort sanga bezeichnet ist. Diese Zeichen und Ziffern gehen stets von rechts nach links, den Bilderchen voran. Auf 9 folgt jetzt eine grössere Sonne oder ein grösseres Kreischen, das 10 bedeutet, darauf folgt eine gleiche Sonne mit einem Punkt für 11, mit zwei Punkten für 12 u. s. w. bis mit 6 Punkten für 16. Dann gelangen wir zum dritten Mal ins erste Fach, worin wir mit nicht sehr deutlichen javanischen Buchstaben das Wort pitu finden, welches 7 bedeutet, was mit einem vermuthlich vergessenen Sonnchen die Bedeutung von 17 erhalten muss. — Darauf folgen Sonnen mit acht, neun und zehn umgekehrten Mondsicheln für den 18., 19. und 20. Tag, wo wir die erste Sonne wiederfinden, die nun den Werth von 20 erhält; denken wir uns zugleich die nun ausgedienten Punkte und umgekehrten Mondsicheln fort und nehmen an ihrer Stelle die darunter liegenden Mondsicheln, so erhalten wir hierdurch die Zahl 21, 22 u. s. w. bis 29.

Dies sind die 29 Tage von sechs oder im Schaltjahre von fünf der zwölf javanischen Mondmonate. Die übrigen haben dreissig und dieses Datum scheint mir durch die fünf in eine Rosette gestellten Kreischen ausgedrückt zu sein, die man vor dem folgenden Bildchen gezeichnet findet.

Natürlich verfolgt das fortwährende Verändern der Zeichen keinen anderen Zweck, als die Bedeutung dem nicht Eingeweihten zu verbergen. —

Man kann nun für jeden Tag des Mondes oder des Monates seine Chancen übersehen.

Ein unversehrter Dieb und ein verstümmelter Hausherr, wie auf 2 und 5 u. s. w., prophezeien dem ersten den Sieg, der wohl nie ein vollständiger, aber vielleicht den Folgen nach ein gefährlicher sein kann, wie am achten, sechszehnten und vierundzwanzigsten, wo der Hausbesitzer den Kopf und also das Leben einbüsst und der Dieb den Galgen erwarten kann.

Ein bewaffneter Hausbewohner einem verstümmelten Dieb gegenübergestellt, wie in 4 und 6 u. s. w., dienen diesem zur Warnung des Notho als Bedrohung. Beide bewaffnet und im Besitze aller Glieder, wie in 3 u. s. w., bedeuten nutzlose Mühe und verlorene Zeit, und ein unbewaffneter, obwohl nicht verwundeter Räuber einem bewaffneten, also übermächtigen Hauswirthe gegenüber würde dem Einbrecher nicht allein das Missglücken seines Planes, sondern überdies Wehrlosigkeit und vielleicht wohl gar Gefangenschaft versprechen.

Die ziemlich schlecht gezeichneten arabischen Buchstaben zwischen 1 und 2, 3 und 4, 5 und 6, 7 und 8 stellen die Farben der vier Hauptwindstriche und damit die Windrichtungen selbst dar, wie

puti, weiss = Osten.
abang, roth = Süden,
kuning, gelb = Westen.
ireng, schwarz = Norden.

Ohne der Nâgâ [1]) zu gedenken, darf man sich die Windrichtung nie vor den Geist führen, da sie bekanntlich noch einen günstigen Tag (oder Nacht) verderben kann.

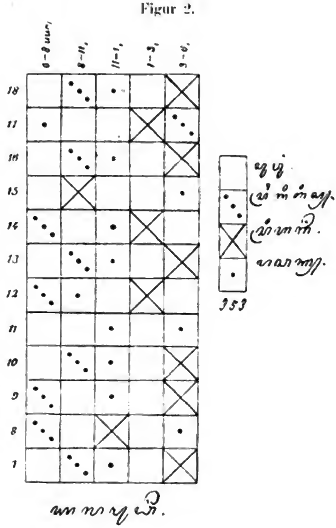
Einige andere Kalâ mudengs beruhen auf den Neptu's der Wochentage (siehe unten eine Berechnung der Jahreseintheilung und Neptu's).

Diese betragen für:

Sonntag = ngahad	= 5	kliwon	8
Montag = senen	= 4	legi	5
Dienstag = selasa	= 3	pahing	9
Mittwoch = rebo	= 7	pon	7 und
Donnerstag = kemis	= 8	wage	4. —
Freitag = djumuwah	= 6		
Sonnabend = septu	= 9		

Der Kala mudeng stellt nun ein langes Viereck dar, welches von oben nach unten in zwölf Quadrate, von links nach rechts in fünf eingetheilt ist (Fig. 2).

Figur 2.



Die Quadrate, von oben nach unten gezählt, gelten für die Tage, die berechnet sind nach der Summe ihrer beiden Neptus, und zwar gilt die höchste Zahl für die oben, die niedrigste für die unten liegenden Quadrate.

Die fünf oberen Reihen zeigen die Stunden des Tages oder der Nacht an, von 6 bis 8, 8 bis 11, 11 bis 1, 1 bis 3 und 3 bis 6.

Die wesentliche Bedeutung dieser Stunden finden wir in den Stundenfächern mit Zeichen angedeutet.

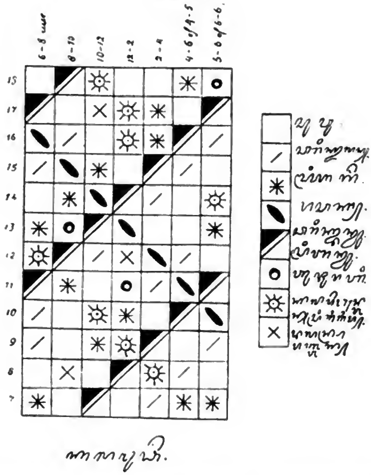
Ein leeres Fach: su wung ist nichts. Drei Punkte: srigigis, gut. Ein liegendes Kreuz: sriageng, sehr gut. Ein einziger Punkt: patjak, schlecht.

Der Uebersichtlichkeit wegen sind auf der hier beigefügten Zeichnung die Neptus und die Stunden in deutscher Sprache angegeben. —

Wieder ein anderer Kâlâ mudeng beruht auf gleichen oder ähnlichen Principien der Berechnung und will ich mich nur auf die Wiedergabe der nachstehenden Fig. 3 beschränken.

1) Nâgâ, eine halbe Gottheit, die Riesenschlange, welche die Unterwelt der Hindus bewohnt: in Indien zeigt sie ein menschliches Angesicht, in Java ein Löwenmaul, wodurch sie vielleicht den Dieben gefährlich werden kann. Sie trägt auf Abbildungen stets eine Krone und wird damit als Nagakany Vasuki angedeutet.

Figur 3.



Zeitberechnung, giltig für Djokjakarta und mit geringen Abweichungen für Surakarta (Solo).

Monate					
Sura	30 Tage	Neptu's	5	und	7
Sapur	29 „	„	5	„	2
Mulud	30 „	„	4	„	3
Rabingulakir	29 „	„	4	„	5
Djumadilawal	30 „	„	3	„	6
Djumadilakir	29 „	„	3	„	1
Redjeb	30 „	„	2	„	2
Ruwah	29 „	„	2	„	4
Puwasa	30 „	„	1	„	5
Sawal	29 „	„	1	„	7
Dulkahiduh	30 „	„	5	„	1
Besar	29 oder 30 Tage	„	5	„	3

Die erste Reihe der Neptu's ist nach den Markttagen berechnet, die zweite nach der Wuku-Zählung.

Wuku ist die siebentägige Woche, von der 30 auf einen Cyclus gehen.

Windu ist ein Cyclus von 8 Jahren.

Die Namen und Neptu's der immer wiederkehrenden 8 Jahre von jedem Windu sind:

Alip	Neptu's	5	und	1	Dal	Neptu's	2	und	4
Ehe	„	9	„	5	Be	„	7	„	2
Djimawal	„	4	„	3	Wawu	„	1	„	6
Dje	„	3	„	7	Djimakir	„	5	„	3

Ehe, Dal und Djimakir sind Schaltjahre, in denen der Monat Besar 30 Tage zählt. —

Die Neptusberechnung ist nicht willkürlich; man unterscheidet:

1. Jahresneptu's nach der Wochenzählung.

Zählt man die sieben Wochentage von 1 bis 7, dann wird, wenn man mit dem ersten Windutag = Mittwoch beginnt, die Zahl des Neujahrstages für jedes Jahr der Neptu für das Jahr sein.

2. Jahresneptu's nach der Markttag- (Passartag-) -Zählung.

Numerirt man die Markttage von 1 bis 9, indem man von kliwon als 1 und das zweite Mal als 6 ausgeht, also

kliwon,	legi,	paling,	pon,	wage
1	2	3	4	5
6	7	8	9	

dann giebt die Zahl der Neujahrstage die Neptu's dieser Jahre an, wenn man namentlich für die Jahre Ehe und Be die zweite Nummer dieser Tage weglässt.

3. Monatsneptu's nach der Wochenzählung.

Numerirt man die Wochentage von 1 bis 7 und beginnt ebenso wie bei den Jahrneptu's mit dem ersten Windutag = Mittwoch, dann resultirt aus der Nummer des ersten jedes Monats der Neptu dieses Monats.

4. Monatsneptu's nach der Passarzählung.

Bezeichnet man die Markttage, wie oben, mit den Zahlen 1—5 und fängt mit Kliwon an, dann folgen aus den Zahlen des ersten Tages jedes Monats die Neptu's dieses Monats, vorausgesetzt, dass man dazu die Anfangstage der Monate des ersten Windujahres Alip nimmt.

(16) Hr. H. Jentsch übersendet d. d. Guben, 28. Juni, einen neuen Bericht über

Alterthümer aus dem Gubener Kreise und von Magdeburg.

I. Geschlagene Speerspitze aus Feuerstein von Gross-Gastrose, Kreis Guben.

800 Schritt südsüdwestlich von Gross-Gastrose, im südwestlichen Theile des Gubener Kreises, 250 Schritt westlich von dem die Neisse in mässigem Abstande stromaufwärts begleitenden Markersdorfer Fahrwege, sind auf einer flachen Bodenerhebung, den Tzschierschken, 2 *km* östlich von dem Höhenzuge, welcher dem Flusse folgt, hier unter dem Namen der Eichberge, bereits seit Jahren wiederholt auf dem Terrain des Bauerngutsbesitzers During Urnengräber angetroffen, aber achtlos zerstört worden.

Als im Frühling d. J. von dem westlichen, etwas höher gelegenen Acker Boden entnommen wurde, um mit demselben in dem östlichen, durch einen schmalen Feldgraben abgetrennten Grundstücke ein altes Sumpfloch, welches sich trotz wiederholter Nachfüllung immer wieder senkte, von neuem einzuebnen, stiess man etwa 110 Schritt westlich von diesem Feldgraben, wie öfters, auf eine Steinpackung, die man, ohne sie besonders zu beachten, auseinanderwarf: den Boden bedeckten dicht flache Steine und im Kreise herum waren neben einander grössere aufgestellt. Zwischen zweien dieser letzteren lag eine Speerspitze aus Feuerstein von 29 *cm* Länge, welche der Besitzer bei Seite legte, während er auf den weiteren Inhalt der Packung nicht achtete, sondern nur bemerkte, dass sich in der Nähe Kohlen und Asche fanden. Die Vertiefung wurde dann durch Nachwerfen des Sandes und der Ackerkrume aus der Umgebung wieder ausgeglichen. Als ich am 21. Juni d. J. das mit Kartoffeln besetzte Feld überblickte, fiel die Stelle leicht in

die Augen, und ich fand am südlichen Rain unweit derselben den unteren Theil eines Gefässes, dessen Oberfläche noch völlig glatt ist, während die anderweitig auf dem Felde zusammengelesenen Scherben verwittert und körnig sind. Der Besitzer erklärte, auch er zweifele nicht daran, dass das Stück mit ausgeworfen sei, als er das letzte Mal dort Boden zum Auffüllen entnommen habe. Da die seit Jahren gleichfalls in dem gelben Sande aufgedeckten Urnen mit Knochen sammt den kleinen Beigefässen stets mit vielen Steinen umstellt waren, in deren Nähe sich übrigens mehrfach kleine, rothgebrannte Lehmtennen fanden, darf man wohl annehmen, dass die besprochene Fundstätte gleichfalls ein Brandgrab gewesen ist.

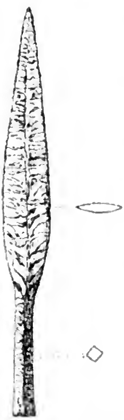
Das Gefässbruchstück gehört einem mittelgrossen Topfe an. Der Durchmesser des völlig eben aufliegenden Bodens beträgt 7 *cm*. Die Wand ist 6 *cm* hoch erhalten. Der Thon ist im Bruche schwarz, mit Quarzbröckchen, Sandkörnern und Glimmerspähnchen gemischt. Die Oberfläche ist geglättet, innen schiefergrau, aussen matt graugelb, an einigen Stellen durch Rauchflecke dunkler. Verzierungen sind nicht vorhanden und sind auch an diesem Gefässtheile kaum zu erwarten (Fig. 1). Da, wo die Wand am Boden befestigt ist, sieht man die flachen Einstriche, durch welche der Thon etwa vermittelst eines Holzstäbchens angedrückt und geglättet ist. Das Stück, das sich bauchig öffnete und etwa zu einer grösseren Tasse gehört haben könnte, weicht in keiner Hinsicht von den uns geläufigen Gefässen des lausitzer Formenkreises ab und würde also auch den Steindolch in die Zeit des letzteren rücken.

1.



1/3

2.



Das vorzüglich erhaltene Geräth (Fig. 2) ist aus grauem, an den dünneren Stellen durchschimmerndem Feuerstein verfertigt. Das flache, lanzettförmige Blatt ist 19 *cm* lang, an der breitesten Stelle 3,5 *cm* breit und in der Mitte 1 *cm* dick; der vierkantige Stiel ist 10 *cm* lang und, von Ecke zu Ecke gemessen, 2 *cm* dick; die untere Querfläche ist durch 5 Schläge mit flach muschligem Bruch fast eben hergestellt. Die gesammte Oberfläche ist, obwohl nur durch Schlagen geglättet, doch sehr regelmässig. An einer Seite sind die Ausbrüche fast parallel und zwar ein wenig schräg gerichtet, naturgemäss dem stärkeren Griffende zugeneigt: es sind deren 35 zu erkennen. Diese Schneide ist wohl erhalten, während die andere nach der Spitze hin etwa 5 *cm* weit schartig ist. Im unteren Ende des Blattes sind zwei 2 *cm* breite, ungefähr viereckige weisse Flecke, einer dicht am Schaft zum Theil durch das Blatt durchgehend: sie erweckten beim ersten Anblick den Schein alter Katalog-Nummerzettel.

Dies Geräth steht bis jetzt unter den niederlausitzer Funden isolirt. Am nächsten verwandt ist ihm (Verh. 1883 S. 291, 1886 S. 390) die auf der Flur von **Rückersdorf** bei Dobrilugk, Kr. Luckau, beim Rigolen des Ackers gefundene Dolch- oder Speerspitze im Besitz des Herrn Oderprediger **Krüger** zu Lieberose. Dieselbe ist aus gelbbraunem Feuerstein hergestellt, 14 *cm* lang, wovon 9,5 *cm* auf das am unteren Ende 1,8 *cm* breite Blatt und 4,5 *cm* auf den Stiel kommen (Fig. 3). Das Blatt ist, wie an den nordischen Stücken mehrfach wahrgenommen werden kann, — vielleicht

mit Absicht, — nicht auf beiden Seiten völlig symmetrisch behandelt. Von nur geschlagenen, nicht zugleich geschliffenen Steingeräthen sind ausser den zwei genannten aus unserer Landschaft folgende bekannt: eine 5 *cm* lange Speerspitze von der Gehmlitz bei Golssen, Kreis Luckau, eine zweite aus dem Torfmoor bei Freesdorf, gleichen Kreises, die dritte von Lübbinchen, Kreis Guben; drei meisselartige Beilchen von Riedebeck, Kreis Luckau, von dem Weinberge bei Neu-Zauche, Kreis Lübben, und von Cottbus; ferner zierliche Pfeilspitzen vom Exerzierplatz bei Cottbus, von Freiwalde, vom Rauen Berge bei Gollmigk, Kreis Luckau, und von Lübben; prismatische Messer aus einer grossen Zahl von Fundstellen (Lübbinchen, Guben Chöne, Burg, Lübben, Steinkirchen, Lieberose, Riedebeck, Wittmannsdorf, Kreis Luckau, ein auffallenderes von 12 *cm* Länge aus der Gegend von Vetschau), — diese meist zugleich mit abgesprungenen Splittern und Steinknollen gefunden, auf dem Kopainz bei Steinkirchen übrigens in Verbindung mit slavischen Scherben.

3.



1/3.

4.



1/3.

Ganz neuerdings ist im Torfmoor östlich von Neuzelle, Kreis Guben, in der Oderniederung ein hellgraues, flaches Feuersteinblatt von 17 *cm* Länge und 5 *cm* grösster Breite mit muschliger Auszahnung auf beiden Seiten (Fig. 4), ausgegraben worden. Das eine Ende läuft in eine Spitze aus, das andere schliesst etwas verdickt mit 1 *cm* breitem Bruch. Eine solche Verschmälerung erscheint für den Schaft einer Speerspitze bedenklich, und man wird für das Stück, welches sich übrigens im Besitz des Hrn. Seminardirektor Rüte zu Neuzelle befindet, wohl an eine andere Deutung denken müssen.

Verbietet es die geringe Anzahl derartiger Funde schon an sich, die Annahme einer Steinzeit für die Niederlausitz darauf zu gründen, so zeigt der Fund von Gross-Gastrose, welcher zu den hervorragenderen Stücken dieser Art gehört, durch die Verbindung mit einem Gefässfragment, das dem Topfgeschirr der Steinzeit nicht entspricht, recht deutlich, dass derartige Gegenstände, wenn auch nur vereinzelt, doch noch in einer späteren Periode in Gebrauch waren; dass es sich um eine eingeführte Waare handelt, liegt fast auf der Hand. Wir finden unter unseren heimathlichen Culturresten keinen Anknüpfungspunkt für diese Technik.

5.



1/3

Das besprochene Gräberfeld von Gross-Gastrose hat gleichzeitig noch einen zweiten Fund ergeben. Als nehmlich Hr. During den abgefahrenen Boden auseinanderwarf, fand sich darin ein bronzener Flachcelt von 11 *cm* Länge und 120 *g* Gewicht (Fig. 5). Die Schneide ist stark beschädigt, so dass sich nicht feststellen lässt, wie weit sie vorgewölbt war. Man kann für dieselbe noch eine Breite von 5 *cm* ansetzen. Das untere Ende, 1,7 *cm* breit, ist gleichfalls keilförmig verjüngt. Von demselben aus ziehen sich mässige Randerhebungen zu dem Klingentheile hin. Die Patina ist bläulichgrün. Diese ältere Geräthform ist in der Niederlausitz nicht besonders häufig; ein besser erhaltenes Seitenstück ist aus dem Gubener Kreise von Gross-Breesen, gleichfalls in der Nähe der Neisse, be-

kannt: andere aus der Niederlausitz sind im Gubener Gymnasial-Programm 1885 S. 10 Anm. aufgezählt.

Bei einer 70 Schritt weiter östlich vorgenommenen Ausschachtung von gleichfalls 3 Schritt Durchmesser sind einige im Feuer mürbe gewordene Steine und wenige braunrothe Scherben zu Tage gekommen: die Stelle war jedenfalls schon durchwühlt.

II. Erzmünze der Faustina aus dem Stadtkreise Guben.

Vor etwa 20 Jahren ist beim Ausheben des Baugrundes für ein Haus in der Crossener Strasse, nahe am wendischen Kirchhofe, eine römische Münze gefunden worden, von der ich längst gehört hatte, die mir aber erst kürzlich zu Gesicht gekommen ist. Durchmesser 2,4 *cm*.

H. S. Kopf. DIVA-FAVSTINA
R. S. AVGV-STA

Im Felde S C; weibliche Gestalt in faltigem Gewande mit langem Stabe in der Linken, die Rechte nach dem Boden ausstreckend; ob sie in dieser eine Schale oder einen Kranz hält, ist nicht mehr zu erkennen.

Das Gepräge ist ziemlich gut erhalten. Der Fundort liegt auf der ersten Terrasse des Höhenzuges, welcher sich halbmondförmig um die Stadt zieht. Die Zahl derartiger Funde auf dem städtischen Gebiet beläuft sich jetzt auf 3, die der sämmtlichen in der Niederlausitz auf 58, da zu den früher bekannten (Gubener Gymnasial-Programm 1885 S. 4, 1886 S. 2; Verh. 1885 S. 26) eine von Otho aus dem Ragower Silberfunde und die so eben erwähnte treten, welche letztere der Gubener Gymnasialsammlung überwiesen worden ist.

III. Die Hügelgräber von Horno, Kreis Guben.

Einen weiteren Beitrag zu der Kenntniss der Hügelgräber von Horno hat die am 23. Mai seitens der Niederlausitzer Gesellschaft unternommene Ausgrabung und deren Fortführung durch Hrn. Kantor Hauptstein in Griessen ergeben. In der Nähe des in den Verh. 1887 S. 405 beschriebenen Grabes wurde von einem Hügel, dessen Durchmesser 8 Schritt und dessen Höhe über dem Nachbarboden 1,5 *m* betrug, die nördliche Hälfte abgetragen. In dieser fand sich nur eine ostwestlich gerichtete, 1,20 *m* lange, 75 *cm* breite dünne Aschenschicht. Ergiebiger war die südliche Hälfte, deren grösserer Theil durch eine mauerartige Steinpackung, welche von SSO. nach NNW. den Hügel durchzog, abgetrennt war. Hier lag unter einer 50 *cm* starken Lehmschicht Sand mit einzelnen Scherben, darunter eine Aschenschicht mit porös gewordenen Gefässbruchstücken, und darunter befand sich, durch eine Steinplatte gedeckt, ein etwa bienenkorbförmiger Lehmkegel, welcher die 1,75 *m* unter der Oberfläche gelegene Gruft abschloss. Die Bodenschicht zu beiden Seiten derselben war fest wie eingestampft. Das kreisrunde Grab von 0,5 *m* Durchmesser enthielt gebrannte und zerschlagene Gebeine, auch einen Zahn, ein der Abbildung in den Verh. 1887 S. 405 Fig. 3 ähnliches Knochenplättchen mit der Oeffnung für einen Stift und mehrfach eine schlackenartige Masse, deren chemische Untersuchung ergeben hat, dass sie aus geschmolzenen Sandkörnern und 2—3 pCt. Eisen besteht, also wohl von eisenhaltigem Boden, rothem Sand, wie wir ihn hier vielfach haben, herrührt.

Ein zweites, weiter südwestlich innerhalb desselben Hügels gelegenes Grab enthielt, gleichfalls durch einen Lehmkegel und die Steinplatte über demselben gedeckt, in noch etwas tieferem Niveau, insofern sich die Sohle der Gruft 2 *m* unter der Oberfläche befand, zerschlagene Knochen und Bronzefluss, nehmlich ein Kügel-

chen von der Grösse eines Schrotkorns. Die Kohlen- und Aschenschicht, die in beiden Grüften über dem Lehmkegel und dessen Schlussplatte liegt, spricht dafür, dass nach der Bestattung dort entweder zu irgend einem Zwecke ein Feuer angezündet worden ist, oder dass man nachträglich die Brandreste, u. a. auch blasig gewordene Scherben dort aufstreute: für dies letztere spricht die Thatsache, dass der Lehmkegel nicht roth gebrannt ist.

Ein weiter nördlich jenseits des Weges dicht an demselben in den Wiesen gelegener Hügel zeigte dieselbe Einrichtung. Hier war als oberste Decke gleichfalls Lehm aufgetragen, unter welchem eine dichte, in der Mitte erheblich stärkere Packung von etwa 200 Steinen ausgehoben werden musste. Die Gruft enthielt ausser den Knochen Asche und Kohlen, ferner ein Bronzekügelchen von mehr als Erbsengrösse, von 2 *g* Gewicht, mit sandigkörniger Oberfläche und einem Stielansatz — vielleicht ein Nadelrest; von Eisen fand sich ausser einem 3 *cm* langen, ein wenig verzogenen Stift (Fig. 6) eine etwas über 3 *cm* lange zusammengerostete Masse mit angebackenen Knochentheilchen, anscheinend aus 3 Stäbchen übereinander bestehende Reste einer Fibel (Fig. 7); ferner ein 1 *cm* breites, 3 *cm* langes

6



7



8



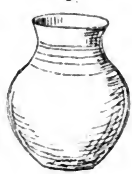
Eisenband, vielleicht ein Beschlagstück, weil für eine Spange etwas zu dünn; endlich ein stark verrosteter, verbogener Nagel mit 3,3 *cm* langem Stift; die flache Knopfplatte hat einen Durchmesser von 7 *mm* (Fig. 8).

Einen ausführlicheren Bericht über die Einzelheiten wird Hr. Kantor Hauptstein zu Griessen in dem 5. Heft der Niederlausitzer Mittheilungen veröffentlichen.

IV. Mittelalterlicher Fund.

Zu dem von L. Hänselmann in Westermann's Monatsheften Nr. 244. 1877. S. 399 Fig. 13 dargestellten mittelalterlichen Topfe aus dem Baugrunde tritt ein in der Nähe von Magdeburg ausgegrabenes Gefäss von 18 *cm* Höhe, aus dessen unterem Theile im Dreieck gruppirt drei 4 *cm* lange Wülste herausgestrichen sind, die demselben festen Stand verleihen. Den Hals umziehen 6 seichte Furchen. Die Oeffnung von 9 *cm* Weite ist an einer Seite ein wenig ausgezogen nach Art einer Ausgusstülle (Fig. 9). Die grösste Weite beträgt 18 *cm*. Das Material ist mit Sand gemischt und fühlt sich körnig an; der Bruch ist schiefergrau. Die Farbe ist im unteren Theile braungrau, stellenweise schwärzlich, ebenso am oberen Rande, welcher übrigens etwas verdickt ist; die Mittelzone ist blassroth.

9



Das Gefäss befindet sich zu Guben im Privatbesitz des Realgymnasiasten Kupka. Von der z. Th. mit Erde gemischten Füllung sind nur noch Spuren erhalten.

(17) Frl. E. Lemke berichtet d. d. Rombitten, 10. Juni, über

einen alten Volksgebrauch „zum Gedächtniss“.

In den Verhandlungen, Sitzung vom 16. Januar 1886, S. 63, besprach Herr Pastor Becker aus Wilsleben einen mit eingetriebenen Nägeln bedeckten Stein vor Aschersleben, zugleich einen Vergleich mit dem bekannten „Stock im Eisen“ in Wien ziehend. Hr. Virchow stimmte, unter Hinweis auf andere ähnliche Steine, diesem Vergleiche bei und sagte, norddeutsche Handwerker hätten ihm erzählt, „dass sie, wie andere Gesellen, bevor sie Wien wieder verliessen, einen eisernen Nagel in den „Stock am Eisen“ eingetrieben hätten. Es gehörte das eben — zum Handwerk.“

Indem ich weit davon entfernt bin, Hrn. Pastor Becker's Meinung (dass es sich beim Einschlagen der Nägel in den Stein um das Festmachen eines glücklichen Gelingens handle) als eine nicht zutreffende anzusehen, da zahllose Beispiele für Festmachen u. dgl. nachzuweisen sind, kann ich doch nicht umhin, auf einen nunmehr erstorbenen Gebrauch in dieser Gegend Ostpreussens (Oberland) aufmerksam zu machen.

Zu den Gebräuchen, die überall und jederzeit anzutreffen sein werden, weil sie einem allgemein menschlichen Empfinden entsprechen, gehören auch die in unabsehbaren Verschiedenheiten auftretenden Handlungen, welche „zum Gedächtniss“ irgend eines Ereignisses, eines Zeitabschnitts, einer Person u. s. w. vorgenommen werden. Hier und da haben solche, wie andere Gebräuche, ihren Zweck eingebüsst; sie sind zum blossen äusseren Zwang geworden, denn man weiss nicht mehr, wem man eine Art Opfer darbringt. Dagegen sind uns wiederum manche Zeugen alter Gebräuche geblieben, während diese selber nicht mehr ausgeübt werden. Wurde hier ein Dankbarkeitszoll gebracht? — eine Sühnung angestrebt? — ein Wahrzeichen begangener oder zu begehender Thaten niedergelegt? — Der Fragen sind eben viele; vom eigentlichen Volke können wir keine Antwort erwarten, denn dieses liebt es, — wie ich aus langem und treuem Verkehr mit ihm weiss, — möglichst unklare Vorstellungen von Dingen zu haben, die das Seelenleben betreffen. Demnach wird das letzte Wort über manchen Gebrauch erst zu sprechen sein, wenn bezüglich der zusammengetragenen Vergleiche auf der ganzen Linie keine allzugrosse Lücke vorhanden sein wird. Von diesem Gesichtspunkt aus möge man freundlichst den kleinen Beitrag gelten lassen, den ich — genau nach dem Volksmund meiner Heimath — hier übermittle.

Das Andenken-Holz zwischen Kunzendorf und Preuss. Mark.

Nun weiss Mancher nicht mehr die richtige Stelle da an dem Weg zwischen Kunzendorf und Preuss. Mark; aber wir alten Leute haben's noch erlebt, wie das Holz zum Andenken hingeworfen wurde; manchmal war's schon ellenhoch. Wer vorüber kam, der legt' ein neues Aestchen oder 'n Knüppel oder sonst 'n Stück Holz hin. Mancher, der da wusst', dass er hier vorüberkommen musst', nahm sich schon von Hause Holz mit; Mancher lief weit in den Wald hinein, um ein Spierchen (winziges Stück) Holz zu holen und es hinzuwerfen. Das war so 'n Gebrauch von alter Zeit her; mein Gott, es hätt' sich doch Niemand vorbeigewagt, ohne es zu thun. Hin und wieder stahl Einer den halben Haufen oder beinah' den ganzen; na, der wusste wohl nicht Bescheid oder war so frech, dass ihm Alles Eins war. Das Ganze geschah, weil da mal ein armer Handwerksbursch umgebracht worden war. Mit der Zeit aber hörte es auf.

(18) Hr. Virchow bespricht die

chemische Zusammensetzung der Bronzen von S. Lucia in Tolmein.

Bei dem Studium einer Beschreibung des merkwürdigen Gräberfeldes von S. Lucia in Tolmein, welche der verdiente Erforscher dieser Nekropole, Dr. de Marchesetti (La necropoli di S. Lucia. Trieste 1886. p. 73) geliefert hat, war mir aufgefallen, dass nach der im chemischen Laboratorium von Triest veranstalteten Analyse bemerkenswerthe Beimischungen von Zink (bis zu 4 pCt.) in den Bronzen enthalten sein sollten. Diese Angabe widersprach der bisherigen Annahme, dass in so alter Zeit Zink überhaupt noch nicht zur Herstellung von Bronze verwendet sei, so sehr, dass ich Hrn. de Marchesetti ersuchte, doch noch eine Nachuntersuchung veranstalten zu lassen. Mit grösster Bereitwilligkeit erbot sich dieser Herr, mir eine Anzahl von Bronzen zu dem gedachten Zwecke zur Verfügung zu stellen. Hr. Prof. Landolt erklärte sich mit seiner gewohnten Gefälligkeit bereit, in seinem Laboratorium die Analysen ausführen zu lassen.

Von den 7 mir übersendeten Bronzen erwiesen sich 2 als unbrauchbar, weil die Verwitterung so tief eingegriffen hatte, dass ein genügend grosses Stück von Metall sich nicht gewinnen liess. Es waren dies Theile einer Nadel aus dem Grabe 917 und ein Stück einer Fibula ad arco laminare aus dem Grabe Nr. 327. Die anderen 5 Stücke haben folgende Resultate ergeben:

1) Knotennadel (Spillone a globetti) aus Grab 997. Nicht aufgefunden: Arsen Antimon, Blei, Zink, Phosphor.

Kupfer	88,92 pCt.
Zinn	10,64 „
Schwefel	0,36 „
	99,92 pCt.

2) Stück eines Ringes aus Grab 907. Nicht aufgefunden: Arsen, Antimon, Blei, Zink, Phosphor.

Kupfer	89,68 pCt.
Zinn	10,21 „
Schwefel	Spuren
	99,89 pCt.

3) Stück eines Armringes aus Grab 801. Nicht vorhanden: Antimon, Zink, Nickel, Eisen und Phosphor.

Kupfer	96,75 pCt.
Zinn	2,91 „
Arsen	Spuren
	99,66 pCt.

(Analyse des Hrn. H. Zimmer.)

4) Stück einer Bogenfibel (Fibula ad arco semplice) aus Grab 920. Nicht vorhanden: Antimon, Arsen, Zink, Nickel, Eisen und Phosphor.

Kupfer	91,83 pCt.
Zinn	8,14 „
	99,97 pCt.

(Analyse des Hrn. H. Zimmer.)

5) Geknöpfte Nadel aus Grab 177. Bestandtheile: Kupfer, Zinn, Eisen. Nicht vorhanden: Arsen, Antimon, Blei, Nickel, Phosphor, Schwefel. Zink ist nicht aufgefunden worden.

Kupfer	86,99 pCt.
Zinn	12,74 „
Eisen.	0,12 „
	99,85 pCt.

(Analyse des Hrn. R. Scherpe.)

Es ist demnach in keinem der 5 Stücke Zink aufgefunden worden, ebensowenig Blei[1]). Die geringen Spuren von Schwefel (in Nr. 1 und 2), Arsen (in Nr. 3) und Eisen (in Nr. 5) sind ohne Bedeutung. Das Verhältniss von Kupfer und Zinn stellte sich folgendermaassen:

	1.	2.	3.	4.	5.
Kupfer . . .	88,92	89,68	96,75	91,83	86,99
Zinn . . .	10,64	10,21	2,91	8,14	12,74

Im Ganzen hat sich also die bekannte klassische Mischung von beiläufig 10 pCt. Zinn mit 90 pCt. Kupfer ergeben. Die einzige erhebliche Ausnahme macht Nr. 3, wo nur 2,91 pCt. Zinn auf 96,75 pCt. Kupfer verwendet wurden, vorausgesetzt, dass nicht etwa später durch die Einwirkung zerstörender Agentien ein grösserer Theil des Zinns ausgelaugt worden ist. Die Ergebnisse der anderen 4 Analysen stimmen sehr gut mit der Voraussetzung, denn die Gräber von S. Lucia gehören der Hauptsache nach zu dem Typus der Gräber von Hallstatt und Este, zwischen welchen sie sowohl räumlich, als culturgeschichtlich in der Mitte stehen.

Hrn. Landolt und seinen Assistenten sage ich meinen besten Dank für ihr freundliches Entgegenkommen. —

(19) Hr. A. Treichel übersendet aus Hoch-Paleschken, 13. Juni, folgende Mittheilung über die

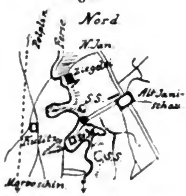
Schwedenschanze bei Stocksmühle, Kreis Marienwerder.

Dr. A. Lissauer (Prähist. Denkmäler der Provinz Westpreussen S. 192) giebt bei der arabisch-nordischen Epoche im Lande zwischen Ferse, Weichsel und Radaune, an den Höhen längs des linken Ferse-Ufers, unter den Burgwällen nach Ossowski, Carte archéol. p. 10 Nr. 35., auch den von Stocksmühle im Kreise Marienwerder an und zeichnet ihn auf der beigegebenen Karte, nur viel zu weit von der Ferse ab, an welche er unmittelbar anstösst. Dr. R. Behla (Vorgeschichtliche Rundwälle S. 193) bringt ihn darnach ebenfalls, nur dass er, wohl verleitet durch die ungenaue Zeichnung, ihn fälschlich zum Rittergute Alt-Janischau gehören lässt. Die Sectionskarte Preuss. Stargardt (Nr. 130) der Landesaufnahme von 1877 notirt an jener Stelle sogar zweimal die Bezeichnung Schwedenschanze. Um hier die Widersprüche zu lösen, verfügte ich mich kürzlich an Ort und Stelle, wovon ich kurz das Ergebniss mittheilen will. Beide Erhebungen, die im Munde des Volkes den Namen Schwedenschanzen führen, liegen an dem linken Ufer der (grossen) Ferse, welche in ihrem äusserst gewundenen Laufe hier weniger Wiesen, als Höhen bespült und bei der diesjährigen Wassersnoth trotz ihrer sonstigen Unbedeutendheit Berge einfallen liess, Schleusen fortriss und sich sogar an dieser Stelle ein neues Bett zu graben versuchte. In einer solchen Einbuchtung (Krickel-

1) Unter den Triester Analysen befindet sich eine, bezeichnet als Ago crinale Nr. 177, bei welcher 68,97 Kupfer, 13,62 Zinn, 3,23 Zink, 0,25 Blei und 2,24 Eisen angegeben sind. Wahrscheinlich bezieht sich dieselbe auf das gleiche Stück, welches oben als Nr. 5 bezeichnet ist; die Zahl für Zinn stimmt recht gut, auch Eisen wurde durch Hrn Scherpe gefunden, dagegen weder Zink, noch Blei und eine ganz andere Zahl für Kupfer.

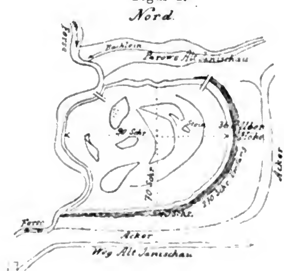
krumm) des Flusses liegt die nach ihrem Gründer (Stock) benannte Stocksmühle; nahe dabei, innerhalb desselben Besitzthums, befinden sich die sogen. Schwedenschanzen (Fig. 1). Die südlichere derselben ist ein vorgelagerter Bergkegel, zu dessen Aufstieg ich 72 Schritte gebrauchte, im oberen Plateau 36 Schritte lang (dem Flussufer entlang) und 28 Schritte breit, bewachsen mit weidereichen Futtergräsern und einigen selteneren Pflanzen, wie Salvia pratensis L. und Helianthemum Chamaecistus Mill., mit dünner Ackerkrume, dann aber lauter Sand-Untergrund. Auf diesem Berge, namentlich oben, sind nach Versicherung des Vorbesitzers, Hrn. Pieske, beim Versuche zu pflügen mehrfach Steinkistengräber gefunden mit Inhalt von Urnen und vielfachen Beigaben, und meinte er, dass sich deren leicht noch weiterhin finden würden, wenn man in dem Sande nur weiter graben möchte. Es kann also nur hier sein, von wo Dr. Lissauer aus der römischen Epoche (S. 156) eine 1873 gefundene Münze aus der Zeit Vespasians, ferner aus der Hallstätter Epoche (S. 93) wiederholte Funde von Steinkisten (12 Urnen, einige Ringe aus Bronze und Eisen und eine Nadel aus Bronze), aus der neolithischen Epoche (S. 44) aber eine Axt aus Diorit angiebt, — Funde, die meist in der Sammlung des Bildungsvereins zu Mewe aufbewahrt werden. Gerade diese Funde aber weisen nur zu deutlich darauf hin, dass dieser Platz niemals zu einer Befestigung gedient hat, weil dann die nothwendige Umgrabung jene Funde schon längst zerstört hätte. Mag ihm das Volk auch den Namen Schwedenschanze gegeben haben, so deutet doch nichts auf eine Befestigung hin, zu welcher auf dem nur beschränkten Plateau auch kein Raum gewesen wäre. Andererseits fehlt für den Begriff Burgwall durchaus die so charakteristische kesselartige Vertiefung. Vier Bäumchen auf der Höhe können nur in neuester Zeit angepflanzt sein. Somit wäre die Bezeichnung Schwedenschanze auf der Sectionskarte Preuss. Stargardt an dieser Stelle zu streichen, zumal sie mit Unrecht verheissen lässt, dass man hier einen doppelten Burgwall auffinden könnte.

Figur 1.



St. M. Stocksmühle.
S. S. Schwedenschanze.

Figur 2.



Gehen wir nun zu der etwa 1 *km* weiter nördlich entfernten anderen Schwedenschanze (Fig. 2) über, so stellt dieselbe einen wirklichen und gut erhaltenen Burgwall vor. Nach Ossowski soll er sich auf einem 20 *m* hohen Hügel in 85 *m* Länge und 50 *m* Breite erheben und als Funde Scherben, Kohlen und Asche ergeben haben. Er liegt nordöstlich von Stocksmühle, fast unmittelbar an dem nach Alt-Janischau führenden Wege und hat seine grösste Länge (98 Schritte) von Westen nach Osten. Die östliche Seite hebt sich vom angrenzenden Ackerlande

ab. Hier und im Süden hat der Aufwurf von Erde am stärksten geschehen müssen, weil es die gefährlichste Stelle ist. Im Süden musste ich an der Böschung 40 Schritte bis nach oben zurücklegen. Ist hier die Wallkrone schon mächtig, so ist sie im Osten doch noch stärker, wo sie die Krone im Norden und Westen um etwa 36 Fuss überhöht.

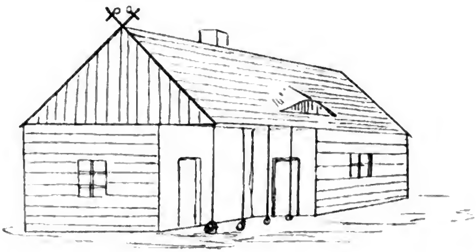
Eine starke Einsattelung findet im NO. statt. Die Breite stellte ich in der Mitte auf 70 Schritte fest. Der ganze Umfang, bezw. Umgang beträgt 270 Schritte. Nördlich ist der Abhang zu der, von einem kleinen Bächlein durchrieselten, sogen. Alt-Janischauer Parowe ziemlich steil; fast senkrecht aber ist der Abfall im Westen zum Ferseflusse, in welchen schon Theile der Anlage hinabgespült zu sein scheinen. Hier liegt das Erdreich bloss und gewährt einen Einblick in die Schichtung: bis auf etwa 2 Fuss schwarzer Krume ist der Boden stellenweise durchsetzt mit kleinen, hellgebrannten Lehmklümpchen, welche eine friedliche Thätigkeit der Menschen voraussetzen lassen, die an dieser ohnehin geschützten Stelle keinen Angriff zu befürchten brauchten. Der Abhang zum Flusse beträgt etwa 40 *m*. Die Wallkrone ist auch nordwestlich durch Einsattelung unterbrochen. Im Norden fand ich an freien Stellen unter schwarzer Erde Kohlenreste und einen Schaber aus Feuerstein. Scherben konnte ich nicht entdecken, weil der Maulwurf mit seiner Gräberthätigkeit diesem Gebiete fern geblieben zu sein scheint. Die schwarze Erde mag wohl durch Brand und Asche ihre Farbe erhalten haben. Ich fand solche vielfach auch im Innern, mehr jedoch an gewissen tieferen Stellen, die sich im schrägen Viereckszuge bemerkbar machten. Falls sie der alten Zeit angehörten, mögen hier die Kochfeuer gebrannt haben, welche nach Osten hin nicht sichtbar sein mochten. Ich habe jene Stellen auf der Skizze (Fig. 2) angedeutet. Ihrer eine ist mit wilden Rosen bestanden. Sonst wird der Wall von einer Narbe saftigen Grases bedeckt, in welche der Spatel nur schwer Bresche legte. Noch ist zu bemerken ein grosser Stein, Dreikant, der, jetzt freilich umgraben, früher nur wenig über die Oberfläche hinausgeragt haben kann; doch muss ich auf sein Vorhandensein Gewicht legen. Es scheint mir, dass ein jeder nur kurz angeführter Burgwall einer nach Möglichkeit genauen Beschreibung seines äusserlichen Habitus bedarf, um eben aus gleichen oder verschiedenen Thatsachen eine vergleichende Verbindung herzustellen. Erinnerungsreich schied ich von dem jetzt freundlich grünen und auch aussichtsreichen Zeugen uralter Zeiten in Krieg und Frieden.

(20) Hr. Treichel berichtet über

Bauer und Wohnung im Kreise Deutsch-Krone.

Den grössten Theil dieser Arbeit verdanke ich der Güte meines Freundes, Prediger H. Freitag, jetzt in Marienfelde in Ostpreussen, und bezieht sich dieselbe zumeist auf den an Pommern (Kreis Neustettin) angrenzenden Kreis Deutsch-Krone.

In dem abgebildeten Bauernhause ist links der Eingang zur kleinen Wohnung, rechts der zur grossen. Der geräumige Schornstein hat auch einen Eingang vom Säulengange aus und führt in seinem inneren Raume die Bezeichnung Küche. Von hier aus werden die Oefen geheizt und in dem Schornsteine stecken Stangen, um das Fleisch daran zu räuchern. Rauchschwalben legen darin ihre Nester an. Häufig fehlte auch der Schornstein, da nur ein Feuerheerd war, dessen Mauern bis an die Balken reichten, bis man später das Gemäuer fortsetzte und den Rauchfang zum Dache hinausführte. Im Küchenraume ist über Sommer der Aufenthalt für junge Gänse und Hühner; letztere kommen aber auch über Winter hinein, damit



sie es warm haben und früh ihre Eier legen. Von der querdurch getheilten Thüre schliesst der obere Theil zugleich den unteren, so dass dieser nicht geöffnet werden kann, wenn der obere geschlossen ist: das bewirkt eine überstehende Leiste. Wird das Haus verschlossen, so legt man an der oberen Thürhälfte ein Schloss an. Bleiben die Kinder allein zu Hause und soll ihnen gestattet sein, das Haus zu verlassen, so lässt der Bauer, der im Sommer Offenherzigkeit liebt, die obere Thürhälfte offen, auch schon deshalb, um auf die Strasse sehen zu können, während die geschlossene und verhakte untere Hälfte Hunde, Geflügel und Rüsselvieh vom Eindringen fern hält, nur dass Katzen das Vorrecht des Ueberkletterns haben. Auch sollen die kleinen Kinder nicht herausfallen, weil der Zimmerflur um einige Stufen höher liegt, als der Säulenflur. Der Schluss der Thür wird für gewöhnlich durch eine einfache Klinke bewirkt, die oft von der Gegenseite durch eine hanfene Schnur oder einen ledernen Riemen aufgezogen wird. Im rechten Winkel mit dem Hause steht nach dem Garten zu die Scheune, in paralleler Richtung der Viehstall. Nach der Strasse zu wird der Hof durch einen hohen Bretterzaun verdeckt. Sieht der inspicirende Bauer auch durch sein Fenster auf den Hof, so lässt er doch keinen Anderen dadurch hinauslugen; denn es könnten böse Augen darunter sein, welche ihm das Vieh verhexen möchten; ausserdem sieht ein richtiger Bauer selbst und Alles, was auf dem Hofe vorgeht. Die Fenster des Einwohnerhauses gehen nicht nach dem Hofe, sondern auf die Strasse hinaus. — Oft steht auch noch ein Stallgebäude an der Strasse, parallel mit der Scheune; ist das der Fall, so springt es vor das Haus vor und ein Thorweg führt mitten hindurch, welcher die Gestalt einer Scheunenthür hat. Wenn ein Zaun nach der Strasse zu das Gehöft begrenzt, so ist der Thorweg auch durch diesen angebracht. In jedem Falle wird vor Auf- und Abfahrt jedesmal das Thor geöffnet und auch geschlossen, weil der Hofraum nun einmal nicht für fremde Augen ist. Wie schon angedeutet, steht das Thor etwas vor und das Haus tritt zurück. Der Thorverschlag oder, ist's ein Gebäude, so dieses, findet vor dem Hause eine Fortsetzung in einem Stacketenzaun, der neben dem Hause den Garten einrahmt. An dem Giebelende schliesst er den Hofraum für den Einwohner ab und stapelt dieser dort seinen Vorrath von Holz, Torf u. s. w. auf. Wer ins Haus will, muss das kleine Thor, Porke genannt (vielleicht Portke, also Pförtchen), passiren. — Oft befindet sich der Brunnen innerhalb der Einfassung vor dem Giebel des Hauses, wenn auch dessen Lage davon abhängt, wo am besten die Quelle zu finden ist.

Ueber die Giebelsparren sind die Spaltlatten genagelt: die Windbretter oder -latten stehen mit der hohen Kante auf den Latten auf. Es ist klar, dass die Räume auf den Sparren zwischen den Latten beim Auflegen des Daches nicht

geschlossen werden, wenn die Strohhalme auch so viel bewirken, dass beim Schneetreiben der Schnee abgehalten wird. Die Katzen und die Marder haben überall freien Durchgang und denkt Prediger Freitag noch mit Vergnügen daran, wie Nachbars Hans, der seiner Katze, als sie in die fremde Iltisfalle (Nilckfall) gegangen war, den Schwanz abgehauen hatte, sie jetzt nicht mehr erwischen konnte, wenn sie auf den Boden kroch und zu den Würsten, die gewöhnlich frei auf dem überall nicht ganz dichten Bodenraume hingen, sich hingezogen fühlte, und wenn er sie beim Schwanze erhaschen wollte; denn sie hatte keinen und entschlüpfte ungestraft. — Die auf die Dachlatten gestellten (nicht eingestemmten) Windlatten können nicht mit einfachen Nägeln angenagelt werden, sondern es werden zwei Keile mit Köpfen hineingesteckt und diese an die Latten angenagelt. Der Kopf des Keiles hindert, dass das Brett nicht nach aussen fällt; dass es nicht nach innen fällt, hindert das Dachstroh. — Der Keller befindet sich in der Regel unter dem Fussboden der hinter dem Wohnzimmer liegenden Kammer und ist mit einer Fallthür versehen. Der Aufstieg auf den Hausboden wird durch eine angestellte Leiter von dem Flurraume des Säulenganges aus ermöglicht Sein Verschluss ist eine nach oben aufgehende Fallthür nebst Vorhängeschloss.

Gehen wir in das Innere der Wohnung, so gelangt man durch den Eingang (links) in einen durch keine Wand getheilten Raum mit drei Fenstern, wovon das eine auf den Garten geht; daran stösst seitlich eine Art von Speisekammer und die Küche. Der Ofen springt von der Küchenwand weit in das Zimmer hinein und theilt dasselbe gewissermaassen. In der Ecke der Küche steht ein Rauchfang für den Kamin, der gegen das Zimmer eine Oeffnung hat und in welchem gekocht wird; geschieht das nicht, ist er durch eine Thür geschlossen. — Beim Eintritt in das Zimmer trifft man eine, links an dem Kamin stehende Wassertonne, rechts in der Ecke ein Geschirrspind. Um den Ofen herum ist eine hölzerne Bank. In der einen (hinteren) Ecke steht eine Himmelbettstelle, daneben hängt die Wanduhr. In der vorderen Ecke ist an der Wand entlang eine hölzerne Bank, davor ein grosser Tisch zum Essen für die Familie. — Der Raum hinter dem Ofen ist die „Hell“; man weiss ja: Da nahm Eva die Kell' und schlug den Adam in die Hell. (Auch das grosse Loch unter dem Ofen; also Höhle, Hölle.) Sie dient allerlei Zwecken, besonders im Winter. — Auf der Bank hinter dem Ofen hält der Bauer seine Schlummerstunde, wenn die Dämmerung hereinbricht, bis er zur Winterszeit zu Bier oder in die Nachbarschaft geht. Für einen rechtschaffenen Bauersmann ist das die seligste Stunde, wenn er am kräftig geheizten Ofen auf seiner Bank sich der Ruhe hingiebt, der Pfeife die Wolken des Dampfes entlockend, sogar zu faul, um den Hund unter der Bank fortzutreiben, wenn er sich bemerkbar macht. — Wird zur Winterszeit ein Kalb oder Lamm geboren, so kommt es hinter die Hell, bis es ohne Gefahr im Stalle weilen kann. Brüten gegen den Frühling die Gänse, so wird ihr Nest in einer Art Gatter dort aufgeschlagen, wo auch die Jungen, nachdem sie die Schale durchbrachen, ihr Quartier erhalten. — Versammeln sich am Winterabende die Spinnerinnen, so pflanzt sich eine Reihe auf die Ofenbank, eine andere auf Stühlen ihr gegenüber, doch so, dass der Gang zum Kamine frei bleibt. Dort ist ein Haufen Spähne aufgeschüttet, die durch einen Kienspahn in Brand gesetzt werden und allmählich verglühen. Auch kocht daran ein mächtiger Topf Kapuster (Kohl) den Abend über gar. In der Ecke am Kamin sitzt ein männliches Wesen mit dem Strickstrumpf in der Hand und hat dieser die Aufgabe, das Kiehnlicht zu unterhalten. Wird sein Haupt müde, so legt er es in die Nische am Kamin, hat aber einen tüchtigen Puff zu riskiren, wenn er zu herzhaft sicher schnarcht und dabei das Licht ausgehen lässt. Mit Knurren antwortet er und waltet langsam weiter

seines Amtes. Dem Kamin gegenüber wird die Reihe der Spinnerinnen ebenfalls durch ein männliches Wesen geschlossen, der Körbe flicht, Besen bindet, Fischernetze strickt oder sonst eine Handarbeit vorhat. Dieser hat die Aufgabe, für das seelische Licht zu sorgen, für Munterkeit und Unterhaltung, damit das andere Geschlecht nicht etwa einschläft und ihr Gespinnst verderbe. Das ist der Märchenerzähler, Erfinder und Verbreiter mancher Schnurre, Rede und Sage.

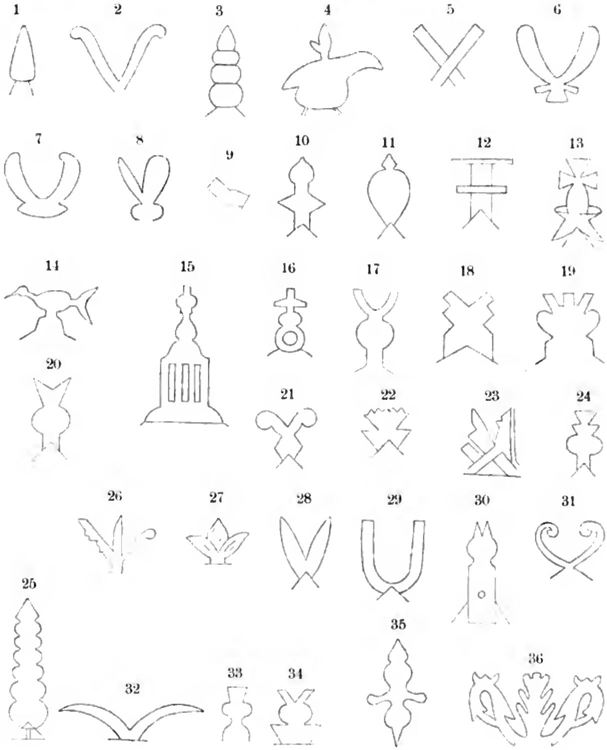
(21) Hr. Treichel schreibt über

Pferdekopf und Storchschnabel in Westpreussen.

Die vorige Arbeit über die bäuerliche Wohnung bringt es nahe, dass ich die aus meiner näheren oder weiteren Nachbarschaft bisher gesammelten und fixirten Gestalten auch aus Westpreussen zusammenstelle, welche man Pferdeköpfe nennt. Zum Verständnisse ist eine Wiederholung aus dem Aufbau des Hauses nöthig. Die nicht in die Balken eingestemmten Sparren liegen denselben auf, und wenn die lediglich aus starken Dielen bestehende Decke gelegt wurde, kamen die Bretter bis dicht an die Sparren und schlossen so den Raum, für den keine Regenbretter nöthig waren, weil das Strohdach überhing. Auf die Sparren wurden gewöhnlich Spaltlatten genagelt, am Giebel bis zwei Fuss überstehend, auf welche man ein Windbrett stellte und durch einen angenagelten Keil festhielt. Diese Windbretter (Windbergen) kamen oben in einem Treffpunkte zusammen und ihre Enden waren wie ein Pferdekopf ausgeschnitten. Reichten ihre Längen zu solchem Zierrathe aber nicht aus, so wurde dieser aus anderen Latten- oder Dielenstücken hergestellt und durch Annagelung angebracht. Hatte man aber statt des Brettes eine Latte gebraucht, so wurde durch deren überstehendes Ende ein langer Nagel mit einem plumpen Kopfe durchgetrieben, so dass es nach seinem Aussehen den Namen Storchschnabel bekam. Solche Gestaltungen kommen auch an einer anderen Stelle vor. Bei Legung der Dachfirsten wurden zwei kurze Latten über das fester zu haltende Stroh gelegt, an der Querung mit Holznägeln befestigt, in ihren langen Köpfen ähnlich den durch die Enden der Windlatten getriebenen und ebenfalls einem Storchschnabel gleichend. Es ist wohl einleuchtend, dass, wenn der Zimmermann am Schlusse seiner Arbeit etwas recht Kunstreiches zu schaffen und dann auch äusserlich sichtbar anzubringen bestrebt sein mochte, die Betrachtung des gläubigen Volkes eine tiefere Bedeutung hineinzulegen trachtete, zumal etwaige Himmelszeichen an dieser abgegrenzten Dachstelle für das Auge des Beschauers ihren Anfang nehmen oder ihr Ende finden mussten. Sowohl bei Scheune und Stall, als auch bei dem Wohnhaus kommen diese Figuren vielfach, namentlich bei älteren Gebäuden Westpreussens und besonders in den mir nahe liegenden Kreisen, vor, ohne dass ich gerade bei den sonst doch sehr zum Ausserordentlichen hinneigenden Bewohnern dieser kassubischen Landstriche einen zu grossen Theil von damit verknüpftem Aberglauben gehört hätte. „Es soll gut sein," ist der allgemeine Ausdruck. Es hält Wicht und Kobold fern oder andere, diesen gemäss geformte Gestalten, wie Drache, Latallitz, Parok, Alf, lit. aitwaras u. s. w. (vgl. meine Angaben in Frischbier, Westpreuss. Wörterbuch). Mag der Slave in unserer Gegend solche Zeichen auch wohl übernommen, gepflegt und bewahrt haben, so bringt oder setzt er doch damit nicht allzuviel von bekanntem Aberglauben in Verbindung, wenn schon Pferd und Vogel in seiner Mythologie mitsprechen.

Ueber diese Sitte bei den Deutschen mehr im Westen sagt W. H. Riehl (Land und Leute. S. 112): „Bei den Kehdingern, verwandt den Bewohnern des

Landes Hadeln, und in den angrenzenden, elbaufwärts gelegenen Heidestrichen prangt das alte Wahrzeichen des Sachsenstammes, die beiden Pferdeköpfe, an der Giebelspitze der Häuser. (War ja das Pferd den Sachsen heilig, weil ihr Opferthier und als weisses Pferd im rothen Felde auch ihr Wappenthier!) Allein auch in diesen Pferdeköpfen selbst sind wiederum feinere Unterschiede des Volksthums angedeutet. Denn bei Lüneburg, Uelzen u. s. w. sind die beiden Köpfe nach aussen gekehrt, während sie bei Bremen, Nienburg und stromaufwärts bis in Westfalen nach innen schauen. Dagegen schaut von der Giebelfirst des Altländer Hauses, der Marschbewohner um Stade, deren Häuser auch eine andere Front der Strasse zukehren, als die aller übrigen Bauern der Elb- und Wesermarschen, das uralte Schwanenzeichen herab, welches sich auch in Flandern findet; dort sind auch die Rechtsgewohnheiten altgermanischen Gepräges.“



Hat sich das Schwanenzeichen nun hier auch in den Storchschnabel verwandelt, so ist doch die beiderseitige Darstellung auch in unserer Gegend auffallend. Gerade in einem uralten Küsten- und Fischerdorfe (Tupadel) im Kreis Putzig bemerkte ich verwundert zuerst die Vogelgestalt, die man mehr huhnmässig zugestutzt hatte. Wie vielfach auch anderweitige Figuren an dieser Dachstelle vorkommen, darüber geben meine Zeichnungen (Fig. 1—8) Zeugniss. Aus dem Kreise Putzig fixirte ich solche aus den zwei Dörfern Tupadel und Gnesdau (Fig. 9—13), aus Kreis Preuss. Stargardt aus Lienfitz (ebenfalls Vogel am Wohnhause, Fig. 14), aus Kreis Berent aus Pogutken (vorgenagelte Brettstücke am Wohnhause, Fig. 15—16), Gross-Pallubin (Wohnhaus Fig. 17—20, und Stall Fig. 21—25), Alt-Kischau (Fig. 26 mit hinterwärts ragender Spitze bei einem Falle, sonst wie Fig. 27—29) und dem nahe liegenden Prziawiczno (ein Stück ebenfalls vorgenagelt, Fig. 30—32), sowie aus Kreis Konitz aus Odri (Fig. 33) und Wonthal (Fig. 34 u. 35, das letztere Stück am Gartenlaubenhause ganz neuer Herstellung). Jene Dörfer sind sämmtlich bäuerliche Gemeinden. Als letzte Gabe füge ich noch hinzu die Fig. 36 (Fig. 20 in Tafel III der Altpreuss. Monatsschrift N. F. Bd. XXIII, 1886 Heft 1 als Beigabe zu A. Bezzenberger: Ueber das litthauische Haus. Ein Versuch.), — eine Abbildung, die jedenfalls eine Giebelverzierung eines litthauischen Hauses darstellen soll, wenn ich auch im Texte selbst keinerlei Erklärung oder Hindeutung darauf gefunden habe.

Dass auch in Ostpreussen neben dem Pferdekopfe ein Vogel zur Darstellung gelangte, noch dazu in bisher ganz ununterschiedener Weise, darf ich wohl aus der folgenden Stelle der Zeitschrift des Alterthums-Vereins für Insterburg (Heft 1, Horn, S. 70) entnehmen: „Der Kirchen-Visitations-Recess von 1638 bezeugt, dass die Litthauer ihre Todten auf besonderen Kirchhöfen beerdigt haben, und es darf bemerkt werden, dass auf diesen statt der Grabkreuze blaugestrichene, einen Fuss und mehr breite, dicke Bretter beliebt sind, deren Spitze bei den Männern in einen Pferdekopf, bei den Frauen aber in ein gelbes oder sonst buntes Vögelchen ausläuft, wie es noch jetzt in Gilge bei Insterburg zu sehen ist."

(22) Hr. Virchow legt verschiedene Mittheilungen vor über

alte Bauerhäuser in Deutschland und der Schweiz.

Meine Beobachtungen über die ältesten Typen des Bauernhauses, welche ich in den Sitzungen vom 17. Juli und 16. October 1886, namentlich aber in der Sitzung vom 15. October 1887 (Verh. S. 568) besprach, haben vielfache Anregungen gegeben und ich freue mich, constatiren zu können, dass gerade aus der Schweiz recht vielversprechende Mittheilungen an mich gelangt sind.

Hr. Prof. J. Hunziker in Aarau schreibt mir unter dem 2. April d. J., in Anknüpfung an meine Bemerkungen über das sogenannte alemannische Alpenhaus:

„Ich habe über die schweizerischen Haustypen, unter welche jenes Alpenhaus zählt, nun seit Jahren gesammelt und besitze über die sämmtlichen Theile der Schweiz annähernd 700 selbst aufgenommene Photographien, wohl an 2000 bis 3000 Grundrisse nebst einer Menge Skizzen einzelner Haustheile, endlich die ziemlich vollständige Nomenclatur des Hauses in den verschiedenen deutschen und romanischen Mundarten der Schweiz. Zur Darstellung des Thatsächlichen auf diesem Gebiete würde also mein Material so ziemlich ausreichen.

„Anders verhält es sich mit der geschichtlichen Erklärung dieser Thatsachen. Hier sind noch recht viele und schwierige Räthsel zu lösen. Gerade

jenes Alpenhaus bietet deren nicht geringe. Beilaufig sei hier bemerkt, dass die Schweiz drei Varietäten desselben besitzt: das nördliche, das Sie in jenem Vortrage besprechen, das westliche mit dem burgundischen Bretterkamin (vgl. meine kleine Notiz im Literaturblatt für germanische und romanische Philologie, VII. Jahrg. Nr. 7, Juli 1886) und das südliche (longobardische?) im Tessin und einem Theile des Wallis. Letzteres bietet weitaus die primitivsten Formen.

„Diese Schwierigkeit der Erklärung und der Wunsch, etwas annähernd Vollständiges zu bieten, haben mich bis jetzt von einer umfassenden Darstellung zurückgehalten. Einen Abriss trug ich der Schweizer Geschichtsforschenden Gesellschaft im August 1887 vor, gab ihn aber nicht in Druck, aus obengenannten Gründen, und weil eine Drucklegung ohne Illustrationen zwecklos wäre.

„Nachgerade und je weiter ich in der Arbeit vorrücke, empfinde ich es auch schmerzlich, auf diesem Forschungsgebiete in der Schweiz bisher völlig isolirt dazustehen. Diese Isolirung ist um so bedauerlicher, als die Untersuchungen ja nur dann von Erfolg sein können, wenn sie, ausgehend von genauester Detailkenntniss, zugleich möglichst weite Gebiete überblicken, und wenn die ja ohnehin sehr wenig zahlreichen Forscher zu diesem Zwecke sich die Hand reichen."

Gleichzeitig übersendet mir Hr. Hunziker ein Flugblatt über traditionelle Haustypen als Gegenstand ethnologischer Forschung, dessen Wiederabdruck bei der Bedeutung des Themas und bei der Sachkenntniss des Verfassers gewiss Vielen angenehm sein wird, welche sonst wohl kaum von der Existenz dieser trefflichen Ausführung erfahren würden. Das in der Fernschau Bd. II. 1887. S. 180—84 gedruckte Flugblatt lautet:

„Das Haus ist das Kleid der Familie," lautet ein alter Satz. Haus und Haushaltung sind synonym mit der Familie selbst; nirgends so klar und allseitig, wie in der Wohnung, spiegelt sich ihr ganzes Thun und Treiben, ihr Sein und Behaben. „Bauweise, Ausdehnung, äussere und innere Ausstattung des Wohnhauses gehen mit der Culturentwicklung der Völker Hand in Hand." Und doch, „so sehr diese Wahrnehmung Jedermann einleuchtet, so wenig ist die menschliche Behausung bisher in das Licht culturgeschichtlicher Betrachtung gezogen worden." So drückt sich die Ankündigung zu Friedrich von Hellwald's „Illustrirter Culturgeschichte, Band I, Haus und Hof" aus. In der That wurde das Interesse für die landschaftlich traditionelle Bauart des modernen Hauses zuerst wachgerufen durch Justus Möser, und die wissenschaftliche Bearbeitung des Materials datirt seit kaum einem Jahrzehnt. Weit früher freilich bemächtigte sich die Forschung des antiken Hauses. Noch heute ist die Meinung eine weit verbreitete, die klimatischen Verhältnisse und die Beschaffenheit der umgebenden organischen und unorganischen Natur seien für Material und Bauart der Wohnung von jeher das entscheidende Moment gewesen. Man übersieht dabei, dass Lebensart, Gesittung und Kunstübung des Volkes neben jenem ersten Factor als zweiter nicht minder mächtig mitwirken, und dass, wenn erst einmal, von diesen verschiedenen Bedingungen ausgehend, ein bestimmter Typus sich festgesetzt hat, die Macht der Tradition so gross ist, dass selbst unter wesentlich veränderten Lebensverhältnissen Jahrhunderte lang auf's zäheste an ihm und an seinen Abzweigungen festgehalten wird.

„Einige Beispiele aus dem uns nächstliegenden Material mögen hierfür Zeugniss ablegen.

„Seit dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung ist der burgundische Volksstamm von der Ostsee her nach Westen gewandert und hat nach wechselvollen Schicksalen seit 443 seinen Wohnsitz in Savoyen und den umliegenden Gebieten eingenommen, in verschiedenen Perioden seiner folgenden Geschichte bald

mehr, bald weniger weit gegen Osten und Westen vordringend. Genau so weit nun innerhalb dieses Gebietes burgundische Ansiedelungen stattfanden, haben sich Spuren jener charakteristischen Bauart erhalten, welche auf nordischen Ursprung zurückweist: das mächtige Holzkamin mit beweglichen Rauchdeckeln, welches nach unten sich brunnenartig erweiternd die ganze Küche, noch heute zum Theil das Hauptgemach des Hauses, überspannt und zugleich für dasselbe die einzige Lichtquelle ist.

„Das altnordische Haus ist uns weit besser bekannt, als das altdeutsche. Es darf deshalb nicht verwundern, wenn wir noch zwei weitere Parallelen zwischen jenem und moderner schweizerisch-süddeutscher Bauart hier anführen.

„Die Hochsitzsäulen des altnordischen Hauses, welche das Dach überragten, trugen als äusserstes Ende das Thorsbild. Ist es nun nicht in hohem Maasse auffallend, dass die Strohbüschel, welche die First des alemannischen Hauses zieren und über den Hochstüden sich erheben, eine Reihe von Namen tragen, die auf frühere Verehrung hinweisen, wie Chünge(n), Buebe(n), First-Joggeli u. s. w.?

„Und wie schon hier die sprachliche Bezeichnung bestätigend und erklärend zur baulichen Ueberlieferung hinzutritt, so noch bedeutsamer in der Benennung des Heerdes.

„Troels Lund („Das tägliche Leben in Skandinavien“) sagt über den dortigen Heerd: „Die einfachste Art der Feuerstätte bestand aus einem viereckigen, mit Steinen rings umstellten Platz in der Mitte des Fussbodens; auf diesem brannte das Feuer. War der innere Raum mit Steinen belegt, so dass das Ganze sich etwas über den Fussboden erhob, so wurde es „are“ oder „arne“ genannt; war aber in dem eingeschlossenen Raum nur Erde, welche ursprünglich oder durch den Gebrauch ausgehöhlt wurde, so pflegte man dem Ganzen den Namen „grue“ (Grube) zu geben.“

„Beide Formen und Benennungen des Heerdes kehren in der Schweiz wieder. Und zwar bezeichnet „wellgrueb“ oder „fürgrueb“ in unseren Alpen haarscharf dieselbe Construction, wie sie Troels Lund als skandinavisch beschreibt. Auch unser „Ere(n)“ mag einst wie „are“ die Feuerstätte bezeichnet haben, aber diese Bedeutung ist bei uns verloren und auf umgebaute Räumlichkeiten übergegangen.

„Wenn die Macht der Tradition derart mitten in moderne Culturzustände hineinragt, wie gross muss sie erst unter primitiven Zeitverhältnissen gewesen sein!

„Es lässt also die häusliche Ueberlieferung, wenn der Ausdruck erlaubt ist, sowohl was Alter und historische Dauer, als was Allseitigkeit von culturellen Beziehungen anbetrifft, für die ethnologische Forschung das Höchste hoffen.

„Daraus erwächst nun für den ethnographischen Reisenden die nicht zu umgehende Frage: „Wie kann man des culturgeschichtlichen Inhaltes einer gegebenen Bauform sich am sichersten und vollständigsten bemächtigen?“

„Auf diese Frage kurz Folgendes: Was die äussere Ansicht betrifft, so wird sie zweifelsohne am zuverlässigsten und besten fixirt durch die Photographie. Das Gleiche gilt auch von Innenräumen, so weit sie eben diesem Verfahren zugänglich. Fügung der Balken beim Holzbau, Wand- und Dachconstruction, Thür- und Fenster-Form und -Stellung sind wesentliche Gesichtspunkte.

„Die innere Gliederung des Hauses nach horizontaler und vertikaler Richtung veranschaulichen der Grundriss und der Durchschnitt. Für die hier vorschwebenden Zwecke genügt meistens der Maassstab von 1 : 200. Eine besondere Beachtung erheischen Heerd und Ofen in Beziehung auf Stellung, Form und Material. Ihre Bedeutung erhellt beispielsweise schon aus dem Umstand, dass vorzeitliche Grab-

hügel vielfach Ofen, Ofengüpf genannt werden (Argovia XVIII, S. 110), während umgekehrt der Heerd bekanntlich der älteste Begräbnissplatz ist. Ob der Giltstein als Material für Ofenbau über die Schweiz hinausreicht, wäre zu constatiren von Belang.

„Zum Hause gehört der Hof. Die Stellung der einzelnen Gebäude im Hofe, sowie die Aneinanderreihung der einzelnen Wohnungen im Dorfe charakterisiren die verschiedenen Anlagen. Das südliche Alpendorf gewährt häufig den Anblick eines Zeltlagers. Die Dorfanlagen im Decumatenlande zeigen, wie viele Städte, in ihren Haupteintheilungen oft die Kreuzform.

„Der Germane, so weit wir wissen, kennt ursprünglich nur Fachwerk und Holzbau; der Romane baut durchweg in Stein. Der erste besass ursprünglich besondere Einzelbauten für verschiedene Zwecke. Der normännische Hof zählt deren heute noch bis 10, während er selbst, wie einst im Norden, noch umschlossen ist von doppelter Baumreihe, mit Wall und Graben. Mit steigender Cultur und Parcellirung des Grundbesitzes ziehen sich verschiedene Bauten unter dasselbe Dach zusammen.

„Fast ebenso wichtig als die bildliche Darstellung ist die Niederschrift der sprachlichen Benennung. Wichtig schon deshalb, weil sie die einzige Controle und authentische Erklärung des Geschauten abgiebt. Häufig reicht sie hinter die heutige Constructionsweise zurück. Die Wiederauffindung des Ausdruckes Bilstein für Heerd hat mit einem Schlage den Einblick eröffnet in eine Reihe von Rechtsalterthümern, die um den bisher unverstandenen Wilstein sich gruppiren (Argovia XVI, S. 153 ff.). Fast unerlässlich ist die Wiedergabe dieser Benennungen in phonetischer Schrift. Wo sprachliche und bauliche Tradition einander kreuzen, darf in der Regel die zweite das höhere Alter beanspruchen.

„Endlich noch ein letztes Wort auf eine letzte Frage: „wie ist unter einer grösseren Anzahl von Wohnungen derselben Ortschaft, die aber in ihrer Anlage meist gar vielfache Variationen zeigen, rasch und sicher das Typische und Werthvolle zu unterscheiden vom blos Zufälligen und Gleichgültigen?“ — Hier entscheidet mit Sicherheit nur das durch viele Beobachtung geübte Auge und das fachliche Wissen. Einen äusserlichen Anhaltspunkt bietet das Alter der Bauten, da die ältesten meist auch dem Typus am nächsten geblieben. Jahrzahlen an Häusern sind daher von besonderem Werth. An städtischen Bauten lässt sich die Kunstperiode unterscheiden. Je primitiver die Bauart, um so sicherer und unverkennbarer springt der Typus ins Auge, während er in jüngeren und modernen Bauten sich mehr und mehr, zuletzt völlig verliert.“ — Soweit Hr. Hunziker.

Weitere Mittheilungen, mit besonderer Berücksichtigung des von mir beschriebenen Hauses von Marpach, Canton Bern, verdanke ich der stets bereiten Aufmerksamkeit des Hrn. E. von Fellenberg. Da dieselben jedoch noch nicht abgeschlossen sind, so behalte ich mir Näheres für eine spätere Sitzung vor.

Hr. Dr. V. Gross in Neuveville hat die grosse Güte gehabt, mir unter dem 28. Februar prächtige Photographien mit folgendem Schreiben zugehen zu lassen:

„Erlauben Sie mir, Ihnen Photographien einiger Strohhäuser von Lüscherz (Locras) zu übersenden, die ich vor einigen Jahren dort aufgenommen habe und die Sie vielleicht, sowohl ihrer primitiven Bauart, als ihres hübschen, originellen Charakters wegen interessiren werden.

„Die Häuser gehörten zu den ältesten des Seelandes, sind aber jetzt leider theils abgebrannt, theils niedergerissen worden.

Nr. 1 war ganz aus Holz erstellt, nur die unteren Balken lagen auf Stein. Im Erdgeschoss war es durch einen Gang getheilt. Links war die Schlaf- und

Wohnstube, ein wenig weiter die Küche mit Heerdplatte und gewölbter Decke, letztere aus Holzgeflecht („Kratte“) mit Lehmüberzug; danach die kleinere „Nebenstube“. — Rechts vom Gang befanden sich die Scheunen und der Stall. Unter dem Strohdache war ein Raum für die verschiedenen Vorräthe. Auf dem Dach (gewöhnlich auf der Südseite) waren Rauchlöcher angebracht (Nr. 2), durch welche der Rauch, der seinen Ausweg nicht durch die Thüren fand, entweichen konnte. — Das Haus Nr. 2 und 3 (vgl. die Abbildung Fig. 1) war dicht neben dem Pfahlbau am Ufer des Sees erbaut und zu ihm gehörte ein kleiner „Speicher“ origineller Construction, der wohl, weil mit Ziegeln gedeckt, etwas neueren Datums ist. — Spuren von Giebelornamenten sehen Sie auf Nr. 1 und 4.“

Figur 1.



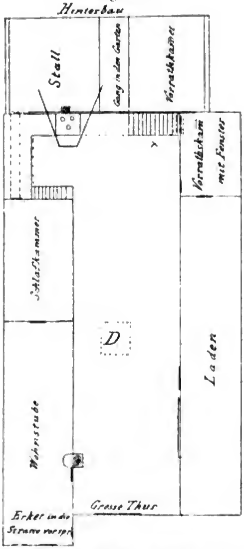
Ich bedauere, dass ich die schönen Abbildungen nicht sämmtlich reproduciren kann, da trotz der vortrefflichen Aufnahmen die Verhältnisse zu complicirt sind, um in einer blossen Skizze wiedergegeben werden zu können. Die beigedruckte Zinkographie lässt wenigstens die Hauptformen erkennen und sie giebt zugleich ein gutes Bild des kleinen Speichers, der also auch am Bieler See in gleicher Weise erhalten ist, wie in der inneren Schweiz. —

Aus Deutschland sind mir sehr dankenswerthe Mittheilungen in einer Zuschrift des Hrn. G. A. B. Schierenberg, d. d. Frankfurt a. M. 22. Juni, zugegangen, begleitet von einer Einladung, auf dem Wege zu unserer Generalversammlung in Bonn die berühmten Externsteine und zugleich die Wohnhäuser in der dortigen Gegend zu besuchen. Das Schreiben lautet in dem betreffenden Abschnitt:

„Ich lege die Grundrisse von 5 Häusern in Horn bei, wo ich im Jahre 1808 geboren bin und bis 1852 gewohnt habe, in dem Hause 111 nehmlich, Herstrasse 174. Als ich noch ein Knabe war, besass wohl kaum der zehnte Theil der etwa 300 Häuser, die der Ort zählt, einen Schornstein, und wo er sich fand, war er meistens erst später eingebaut. Das Haus Nr. 174 war mein Eigenthum, ebenso die beiden Häuser rechts und links daneben, die ich um 1834—36 angekauft habe, um sie als Waarenlager für Fensterglas und Eisen zu benutzen, und die beide ohne Schornstein waren und vielleicht noch sind, von Nr. 175 weiss ich dies wenigstens mit Gewissheit. Auch die Grundrisse der beiden Pfarrhäuser lege ich bei, die ganz mit dem Grundriss auf S. 569 (1887) der Verhandlungen übereinstimmen. Nur haben im Lippischen die Wohnhäuser ein zweites Geschoss, obgleich sie nur ein Stockwerk haben, d. h. die Ständer sind etwa 16 Fuss lang und diese Höhe

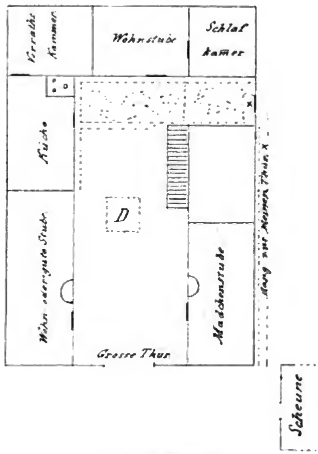
wird in zwei Theile getheilt, indem auf 8—9 Fuss Höhe vom Boden Balken in diese Ständer eingezapft werden, um darauf die Dielen für die Räume des zweiten Geschosses zu befestigen, die dann meist etwas niedriger sind. So wird der Raum verdoppelt: das Erdgeschoss 8—9 Fuss hoch, und darüber dieselben Räume nur 7—8 Fuss hoch. Die Aussenansicht der Häuser (Fig. 7) kommt dann

Figur 2.



III Haus in der Herstrasse zu Horn Nr. 174.
Im Hause 2 Treppen von denen die eine rechts auch auf den Boden führte: unter ihr bei x die „Butze" d. i. ein Schlafraum für die Magd.

Figur 3.

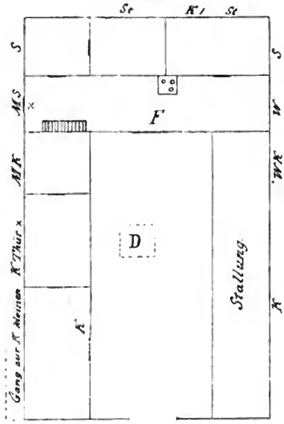


Auf der Wehme.
I Pfarre in Horn.

Die punktirten Stellen in den Grundrissen bedeuten Räume im oberen Geschoss. D die Tenne (Deel); die punktirte Linie um D bezeichnet die Oeffnung mitten über der Deel (die Luke) auf den Bodenraum. Der Halbkreis ⌓ in den Wohnstuben bedeutet den nur von der Deel aus zugänglichen Ofen, [Zeichen] den Heerd. Der Schweinestall (Schweinekoben) ist in der Regel ausser dem Wohnhause getrennt angelegt, auch wenn keine Scheune vorhanden ist.

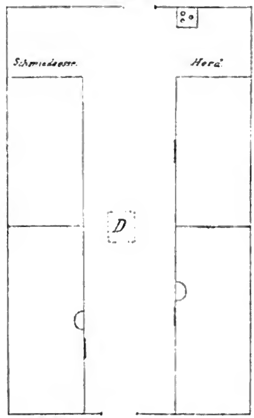
der des fränkischen Hauses gleich (Verh. 1887. S. 577 Fig. 7), wenn man nur in der Mitte auf dem Fussboden die grosse Thür mit der Heckethür (Fig. 8) statt des Fensters einschaltet. Denn die Hausflur (Dele) behält ihre Höhe, wie sie durch die etwa 16 Fuss hohen Ständer bedingt wird, da der Erntewagen durch die grosse Thür einfährt und sein Inhalt an Garben oder an Heu u. s. w. durch die Luke vermittelst der Plegge (ein Rad mit Seil) auf den Boden gezogen wird. Das zweite

Figur 4.



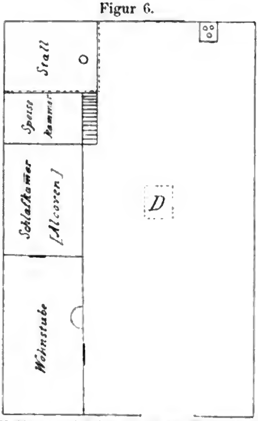
Auf der Wehme.
II Pfarre in Horn.

Figur 5.



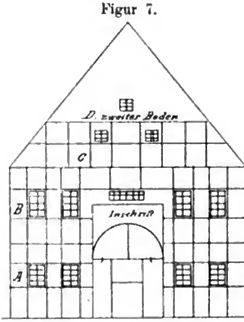
IV Haus auf 4 Reihen in der Herstrasse zu Horn Nr. 175.

Figur 6.



V Haus auf 3 Reihen in der Herstrasse zu Horn Nr. 173.

Figur 7.

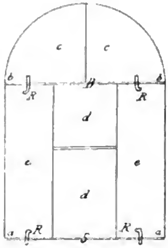


Vorderansicht des Hauses III Nr. 174.

Das Fachwerk reichte bis an den obersten (zweiten) Boden. A und B zusammen enthalten also A das Erdgeschoss, B die Bühne, C den ersten Boden, D den obersten Boden. Ueber der grossen Thür stand in Holz gehauen die Inschrift[1]): Joh. Dirich Capelle und Anna Marg. Krücken haben dies Haus lassen bauen im Jahre da das Kohrn so theuer war. Anno 16?? Jetzt ist das Haus durchgebaut, d. i. die Deel überbaut und dadurch manches verändert. Ueber der grossen Thür war ein schmales Fenster.

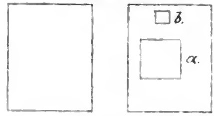
1) In einem benachbarten Dorfe, Wilberg (Vilbiorg der Edda), findet sich die Inschrift:

Figur 8.



Grosse Thür
mit der in 2 Hälften getheilten Heckethür c c und der zweigetheilten Eingangsthür d d. B der Balken, welcher die Heckethür von der unteren Thür trennt. R Riegel, um die Thür an dem Balken zu befestigen. S die hölzerne Schwelle (der Süll, engl. sill). Der Rauch entweicht durch die Luke auf dem Boden; wenn es nöthig erscheint, wird noch die Heckethür geöffnet.

Figur 9.



aussen im Ofen
Ofen auf der Deele: a Heizthür, b Rauchloch.

Geschoss heisst die **Bühne**; sie erinnert an Homer's „hochgebühnete Wohnung“ und ist in den Bauerhäusern oft nur durch eine Leiter zu ersteigen, indem eine Treppe auf der Dele den Raum beengen würde, da auf der Dele gedroschen wird. Der Aufgang auf den Boden wird dann durch eine zweite Leiter vermittelt, die auf der Bühne irgendwo angebracht ist. Was an Korngarben, Heu u. dergl. auf den Boden gebracht wird, gelangt nur durch die Luke[1]) hinauf und hinab, indem es durch die Luke wieder hinabgeworfen wird. Beim Dreschen werden die Garben durch die Luke hinabgeworfen und das leere Stroh wird durch die Plegge wieder hinaufgezogen, die mitunter auch vor dem Giebel angebracht ist. Aus Ihrem Grundriss auf S. 569 der Verhandl. von 1887 ist nicht zu ersehen, wie man in Rastede auf den Boden gelangt, auch verstehe ich nicht, wie das daselbst auf S. 573 abgebildete Gerüst mit dem Kesselhaken zusammenhängt, vielmehr erscheint es mir als der Wiemen, in welchem die Schinken, Speckseiten, Metwürste u. s. w. zum Räuchern aufgehängt werden, was freilich bei Torfbrand wohl wegfallen muss. Auch ist mir unverständlich, wenn es dort S. 575 unten heisst: „Hr. Cordel erzählt, dass an anderen Orten, z. B. zu Blomberg in Lippe-Detmold, besondere Rauchlöcher neben der Thür angebracht seien.“ Sie bemerken dazu: „Das wird sich ja hoffentlich durch weitere Nachforschungen leicht feststellen lassen.“ Die Ausdrücke Utlucht und Hohwand nebst Flet sind mir nicht bekannt, der Ausdruck Utlucht wenigstens nur in der Bedeutung Erker oder Ausguckfenster, wie er in III in meinem elterlichen Hause als Erker bezeichnet ist. Wenn der Ausdruck Flet mir auch nicht bekannt ist, so ist die Sache doch vorhanden; ich habe zu dem Ende die von Ihnen S. 569 der vorjährigen Verhandlungen gebrauchten Zeichen zum besseren Verständniss bei dem zweiten Pfarrhause II beigefügt. Die punktirten Stellen sollen sich auf das zweite Geschoss beziehen, indem dort sich heute noch im Untergeschoss hinter dem Flet die Wohnstätte für Frau und Kinder, und im Geschoss darüber das Studirzimmer des Pastors befindet, und zwar in beiden Häu-

O Gott es ist dir wohl bewusst Mein altes Haus stand in Gefahr
Ich bau aus Noth und nicht aus Lust. Weil ich zum Bauen zwungen war.

Auch der Brauch, die Häuser mit leuchtenden Farben zu bemalen, findet sich im Lippischen, obgleich er immer seltener wird.

1) Diese Luke dient auch als Rauchloch und fungirt immer, während das Rauchloch bei entgegengesetztem Winde, wenn es in der Wand liegt, den Dienst versagt.

sern. Blomberg ist ein Städtchen wie Horn, 2 Stunden davon entfernt, aber weit geringer, als Horn, das 1031 schon als villa Hornen genannt wird. In meinem elterlichen Hause habe ich auch noch den Kettelhaken gekannt, der aber nur in seltenen Fällen mehr gebraucht wurde.

Nachschrift. „Nachträglich finde ich erst S. 668 der vorjährigen Verhandlungen die Mittheilung des Herrn W. Schwartz über „alte Hausanlagen".

„Dazu bemerke ich, dass verschiebbare Wände mir nie vorgekommen sind, obgleich ich doch hunderte von Bauerhäusern nicht blos im Lippischen, sondern auch im benachbarten Paderbornischen betreten habe. Das Aufbewahren des Feuers in der Asche findet noch heute statt, aber durch einen Brand, d. h. ein noch nicht ganz verkohltes Stück Holz ist dies nicht ausführbar, da der Rauch die Kohlen auslöschen würde, vielmehr werden noch glühende Kohlen zusammengeräkt und dann die Asche darüber zusammengeräkt, um die atmosphärische Luft abzuhalten. —

„Tacitus (Germ. 26) Angabe über den Ackerbau der Germanen passt heute noch ganz genau auf Horn, wenn man nur die Worte „pro numero cultorum" durch „nach Zahl der Saaten" übersetzt und nicht „nach Zahl der Bebauer" und „in vicis" durch „in den Dörfern". Denn c. 16 erzählt Tacitus, wie sie die Dörfer anlegen, in denen sie discreti wohnen; dort sind doch auch nur jene universi zu suchen, also müssen sie jene c. 16 erwähnten vicos bewohnen, und wie diese in vicis den Acker bewirthschaften, meldet Tacitus c. 26. Denn jene diversi, welche auf Einzelhöfen wohnen, sind durch keinen Flurzwang gebunden, können auch ihre Aecker nicht wechseln, da sie ihre Häuser doch nicht fortbringen können. Sie allein können wohnen, ut fons, ut nemus placuit." —

Hr. Virchow: In Bezug auf die Anstände, welche Hr. Schierenberg wegen der Verhältnisse in dem von mir geschilderten Hause von Rastede erhebt, bemerke ich, dass die zum Boden führende Treppe sowohl in dem Grundriss (Verh. 1887. S. 569. Fig. 1) gezeichnet, als im Text (S. 570) erwähnt ist. Für den Bodenraum über der Deel wird man sich wohl gleichfalls einer Leiter bedienen. Was das Verhältniss des Heerdgerüstes (S. 573. Fig. 5 u. 6) zu dem Kesselhaken betrifft, so hängt der letztere im Innern des in meiner Zeichnung nur in seinen äusseren Bestandtheilen gezeichneten Rahmens. Natürlich dient der Raum darüber auch zum Räuchern von Fleisch, da ja der Rauch zunächst hier aufsteigt, aber der Hauptzweck des Gerüstes ist überall, den Heerd zu umrahmen und dem Kesselhaken nebst dem daran gehängten Kessel als Halt zu dienen.

Die Angabe des Hrn. Cordel über die Existenz von Rauchlöchern neben der (seitlich gelegenen) Thür hat nichts Unverständliches an sich. So gut, wie der Rauch an vielen Orten durch die obere Hälfte der Thür selbst abzieht, kann er auch bei geschlossener Thür aus einer neben derselben befindlichen Oeffnung entweichen, wie ich es seitdem selbst gesehen habe.

Die Ermittelungen des Hrn. W. Schwartz (Verh. 1887. S. 668) über das Vorkommen einer zwischen Deel und Flet eingeschobenen Wand haben interessante Verschiedenheiten für einzelne Oertlichkeiten ergeben. Indess treffen sie meine Bemerkungen über den Unterschied zwischen dem altsächsischen und dem alemannischen Hause nicht. Ich glaube eben nachgewiesen zu haben, dass die Deel im Alpenhause um eine Etage hinaufgerückt ist und überhaupt nicht mehr mit dem Flet zusammenstösst, während sie im sächsischen Hause zu ebener Erde liegt, in einer Flur mit dem Flet. Dass in späterer Zeit zwischen Deel und Flet auch im deutschen Norden meist eine Zwischenwand eingeschoben ist, ändert an dem bezeich-

neten Gegensatze nichts, denn durch die Zwischenwand führt dann, wenigstens auf der nächsten Entwickelungsstufe, eine Thür, durch welche man sofort vom Flet auf die Deel und umgekehrt gelangen kann. Was ich suchte, war das primitive Verhältniss, und dieses glaube ich in der offenen Verbindung der beiden Räume erkannt zu haben. Das ist, wie ich an neuen Beispielen zeigen kann, in viel grösserer Verbreitung zu sehen, als ich früher annehmen durfte. —

(23) Hr. Rich. Forrer übersendet aus Strassburg mit Beziehung auf die Mittheilung des Hrn. Virchow über

afrikanisches Ringgeld.

folgende Notiz: „Die von Ihnen vorgewiesenen westafrikanischen, armspangenähnlichen Ringgelder, wie Sie sie auf S. 566 der vorjährigen Verhandlungen abbilden, scheinen für die Archäologen zu einer Art Landplage werden zu wollen. Auch mir wurden mehrere solche vor einiger Zeit in Mainz angeboten. Ebenso kamen mir in Bonn „13 (solcher) Bronze-Armringe“ (laut Catalog) auf einer Versteigerung von Funden u. s. w. zu Gesichte. Beide Male waren es moderne Stücke, — ich hielt sie für Fälschungen, bis ich durch die „Verhandlungen“ eines Besseren belehrt wurde und mit Vergnügen Dr. Much's Ansicht hier einen schlagenden Triumph erlebensehe. Das Vorstehende mag gleichzeitig auch als Warnung für alle „Sammler“ dienen.

(24) Hr. Olshausen spricht über

eine Alsengemme aus Enger, Reg.-Bez. Minden.

Zu dem St. Dionysos-Schatz aus Enger, jetzt in Herford, welchen ich (Verhandl. 1887, S. 697 Note 1) erwähnte, gehört eine grosse Anzahl loser Steine und Glasflüsse, unter denen Hr. Director Lessing eine neue Gemme vom Alsentypus aufgefunden hat. Sie zeigt 2 Gestalten in bekannter charakteristischer Ausführung und Stellung, die linke in ganz aufrechter Haltung, die rechte mit sehr weit vorgestrecktem Kopfe, erstere mit 2, letztere mit 3 „Schwertern“. Die Figuren sind etwa 13 *mm* hoch, die Paste selbst, ganz der gewöhnlichen Art, misst 20 : 22 *mm*.

Man wird die Gemme unbedenklich den Kirchenschatzfunden zuzählen dürfen, obgleich sie jetzt nicht mehr in einem Geräth sitzt und es sich auch nicht nachweisen lässt, dass sie früher eines der Geräthe gerade dieses Schatzes zierte. Denn obgleich dieselben z. Th. leere Einfassungen zeigen, aus denen offenbar Steine herausgebrochen sind, so ist eben doch nicht sicher, dass unsere Gemme zu letzteren gehörte. Leider wird durch diesen Umstand auch eine Altersbestimmung der Gemme vereitelt, da man nicht wissen kann, wann sie in den Schatz gelangte.

Durch das vorliegende Exemplar steigt die Zahl der Gemmen vom Alsentypus auf 38 (vgl. diese Verh. 1888, 247), und wird das Gebiet, auf welchem sich bisher die weit überwiegende Mehrzahl derselben gefunden hat, nehmlich die Gegend zwischen Niederrhein und Elbe (a. a. O. 1887 S. 698), um ein ferneres Stück bereichert. Die Zahl der Pasten dieses Gebietes erhält aber noch einen weiteren Zuwachs durch eine gefällige Mittheilung des Hrn. Director Lessing, nach welcher das Evangeliar in Trier, an dem sich eine Alsengemme befindet (Verh. 1887 S. 688), erst im Laufe dieses Jahrhunderts von Hildesheim nach dorthin überführt wurde. Somit scheidet die Trierer Gemme aus den linksrheinischen Funden aus, und es bleibt von diesen nur die einfigurige Gemme zu Aachen übrig.

Ausser der beschriebenen Gemme fand sich unter den losen Glasflüssen von Enger noch ein Bruchstück einer zweiten Paste ganz gleicher Art und Farbe, ebenfalls mit einer eingeritzten Zeichnung, soviel ich aus dem Rest der letzteren

sehe, eines Thieres (vielleicht eines Vogels, wie am Trierer Evangeliar, oder eines Hasen). Dieses Stück lässt erkennen, dass die doppelschichtigen Glasflüsse unserer Gemmen nicht aus mehrfarbigen Platten geschnitten sein können, wie ich es in den Verh. 1887, S. 693—4 für möglich ansah, sondern jeder einzeln für sich gegossen wurde; das Exemplar ist nehmlich mitten durchgebrochen und man sieht deutlich, dass die Grenzlinie zwischen beiden Schichten nicht gerade, sondern gekrümmt ist.



Man hat es hier also mit einem Ueberfangglase zu thun, doch liess mich der eigenthümliche Glanz vieler Pasten glauben, dass nicht, wie es von anderer Seite vermuthet worden, der vollständig überfangene hellere Kern durch Schliff freigelegt, sondern dass vielmehr die eine Glasschicht auf die noch heisse andere aufgetragen und so direct ohne wesentliche Schleifoperation die gewünschte Form erzielt worden sei; nur der äussere Rand wurde durch Nachschleifen etwas abgestumpft. Diese Anschauung theilen Hr. Dr. Ad. Frank in Charlottenburg und Hr. Sigmar Elster hierselbst, beides erfahrene Glastechniker. Sie vermuthen, dass man entweder einen hellen Tropfen in einen noch weichen, auf flache Unterlage ausgegossenen, dunklen fallen liess, oder dass man ein wenig helle Masse in eine Art rundlicher Form eintrug und sie dann mit dunklem Fluss überdeckte; welches dieser beiden Verfahren eingeschlagen wurde, könnte wohl nur die Untersuchung einer grösseren Zahl von Originalen ergeben, ist übrigens auch unwesentlich.

(25) Hr. Grünwedel legt

acht Schädelschalen der Aghôrî

vor und berichtet darüber:

Hr. H. H. Risley (Bengal Civil Service, Dardschîling) hat dem königlichen Museum für Völkerkunde acht Stück Schädelschalen der Aghôrî zum Geschenk gemacht. Es sind die oberen Theile von Kinderschädeln und die Stirntheile von Schädeln Erwachsener, welche von diesen Fanatikern als Trinkgeschirre gebraucht werden. An die Kinderschädel ist als eine Art Ausguss ein nasenförmiger Ansatz aus rothem Lack angesetzt. Die Aghôrî-Büsser sind die Verehrer einer Form des Çiwa, eine Abart der Kapâlikas, und ihr Ruf ist der schlechteste: agôradabaçi wibaridaçôraṇ sagt ein Tamil-Sprichwort: ein Aghôra-Mönch ist im Herzen ein Schurke (vgl. Percival, Tamil Proverbs Nr. 8). Hr. Risley legte über sie einen kleinen Bericht bei, der in deutscher Uebersetzung lautet:

„Aghôrî, Aghôrapanthî die niedrigste Klasse der Çaiwa Bettelpriester, welche menschlichen Koth, Knochen und Schmutz aller Art geniessen und Almosen erzwingen, indem sie drohen, solches zu thun oder den Zuschauern ein schändliches Schauspiel zu geben[1]). Bisweilen gebrauchen sie Stäbe, besetzt mit menschlichen Knochen, und benutzen den oberen Theil eines menschlichen Schädels als Trinkschale. Im Jahre 1881 ward einer dieser Elenden zu Rohtak im Pandschâb festgenommen, als er das Fleisch eines von ihm ausgegrabenen, eben bestatteten Kindes verzehrte. Nach Lassen I. A. III. 881, IV. 629 sind die

1) Pejoris etiam impudicitiae indicia non desunt. Narrat enim scriptor Bengalensis, homo valde credibilis, amicum quendam duum Aghori sectae virum et feminam de die coram populo pecuniam appetendi causa coitum inire vidisse visuque horrentem pecunia statim data abiisse.

Aghôrî der Jetztzeit nahe verwandt den Kapâlikas[1]) und Kapâladhârî der alten Zeit, welche Kronen und Halsbänder[2]) aus Schädeln trugen und Menschenopfer an die Tschâmuṇḍâ opferten, eine schreckliche Form der Dêwî oder Pârwati. Dazu passt es, dass in Bhawabhûtis Mâlatîmâdhawa, welches Drama im 8. Jahrhundert verfasst ist, der Kapâlika-Zauberer, von welchem Mâlatî befreit wird, als sie der Tschâmuṇḍâ geopfert werden soll, als Aghôraghaṇṭa bezeichnet wird, von aghôra „nicht furchtbar". Die Aghôrî der heutigen Tage geben in ihren schmutzigen Gebräuchen nur der abstrakten Lehre der Paramahansa-Sekte nach, welche behauptet: „das ganze Weltall ist voll von Brahman" und „deshalb ist ein Ding so rein, wie das andere"[3]). Das Mantra oder die mystische Formel, durch welche die Aghôrî eingeweiht werden, gilt als ganz besondersmachtvoll: sie soll im Stande sein, den der Dêwî gebrachten und von den Aghôrîs aufgegessenen Menschenopfern das Leben wiederzugeben. Die Sekte wird von allen anständigen Hindûs mit Verachtung betrachtet und soll aussterben. Im Jahre 1881 zählte sie 565 Anhänger in Bengalen, 316 im Pandschâb, 93 in den CentralProvinzen."

Hr. Risley erinnert in einem Briefe an eine Stelle aus dem Saptaçatakam des Hâla Z. D. M. G. VII, 164, wo ein Mädchen beschrieben wird, welches aus Kummer über den Tod ihres Geliebten sich dieser Sekte anschloss und ihren Leib mit seiner Asche bestrich.

Ich füge diesen Schädeln eine Opferschale (menschlichen Schädel) aus Tibet bei und erinnere an die Dhâraṇîformel der nördlichen Buddhisten: om âḥ hûm, wodurch Blut, Urin, Hirn u. dgl., in dieser Schale dargebracht, zu Ambrosia (amṛta) werden soll: vgl. Jäschke, Tib. Dictionary s. v. naṅ-mčhod).

(26) Hr. Brugsch legt eine Auswahl von bronzenen und eisernen Schmuckgegenständen und Waffenstücken (Lanzenspitzen) vor, sowie Proben von Obsidian (unbearbeitet), welche aus aufgedeckten

Gräbern im Kaukasus

herrühren und 1885 während seiner Anwesenheit daselbst gefunden worden sind. Die Hauptfundstätte, Kedabeg, liegt etwa 70 *km* von Elisabethpol entfernt, auf der alten, noch gegenwärtig wichtigen Verkehrsstrasse in der Richtung nach dem Goktschai-See. Hier befinden sich Massengräber aus der älteren Periode der Geschichte des Kaukasus. Sie sind mit Steinplatten ausgefüttert und gerade so gross, um eine menschliche Leiche in sich aufzunehmen. Schädel, Arm- und Beinknochen sind der Mehrzahl nach gut erhalten. Neben den Gräbern erwachsener Personen finden sich Kindergräber aus gebranntem Thon vor. Bei allen liegt der Kopf der bestatteten Körper in der Richtung nach Westen. Die vorgelegten Stücke rühren aus zwei nebeneinander gelegenen Gräbern her. In einem derselben fanden sich die drei eisernen Lanzenspitzen und das kupferne Messer vor. Die Obsidianstücke aus den Gräbern des Kaukasus, von denen fortdauernd neue aufgedeckt werden, bilden in der Gegenwart das beliebteste Material zur Bearbeitung von allerlei Schmuckgegenständen der kaukasischen Damenwelt.

---

1) Kapâla: Schädel; Kapâladhârî: Schädelträger.

2) Vergl. darüber und den damit verwandten Rosenkranz: Köppen II. 319 1.

3) also auch ghôram, das Furchtbare, soviel wie aghôram, das Nichtfurchtbare. Aus den cynischen Sitten dieser Sektirer ergiebt sich wiederum für das Tamil: agôra = aghôri die Bedeutung „furchtbar" und so kommen alle die sonderbaren Etymologien, welche Panjâb Notes and Queries I, 41, 365, 375 vorgebracht werden, in Wegfall.

Das Museum in Tiflis, unter Leitung des Dr. Radde stehend, enthält eine reichhaltige Sammlung kaukasischer Funde aus Bronze und Eisen. Auch Privatpersonen haben bereits damit begonnen, ähnliche Collectionen zusammenzustellen, wobei das lebhafteste Interesse an der dunklen Vorgeschichte des Kaukasus an den Tag tritt.

Hr. Brugsch berührt bei dieser Veranlassung die Aussichten auf wichtige Funde in Persien, insoweit sie sich auf vorgeschichtliche Zeiten beziehen. Die über das ganze Land hin zerstreuten Tepe oder Ruinenhügel (nach landläufiger Ansicht künstliche Erhöhungen zur Aufstellung von Feueraltären oder sog. Ateschgadeh) müssten zunächst einer gründlichen Untersuchung unterzogen werden, wenngleich die anwohnende Bevölkerung derartigen Versuchen einen hartnäckigen Widerstand entgegenzusetzen pflegt. Ein mit Genehmigung des regierenden Schah unter Leitung seines französischen Leibarztes Dr. Tholozan geöffnetes Tepe (in der Nähe des Demavend-Berges) ergab keine besonderen Funde. Man entdeckte im Grunde des Hügels Reste von Bauten aus glasirten Ziegeln mit bunten Zeichnungen, deren Ursprung kaum jenseits der Sassaniden-Geschichte liegt. Von wirklich prähistorischen Funden ist in dem modernen Lande Iran bisher nie die Rede gewesen, obgleich es auch daran bei ernstlich durchgeführten Untersuchungen nicht fehlen dürfte. —

Hr. Virchow begrüsst die Vorlage der Gräberfunde von Kedabeg mit besonderer Freude, da bis jetzt nur wenige Nachrichten über diesen Platz bekannt waren. Eine Mittheilung darüber ist in der Sitzung vom 15. November 1884 (Verh. S. 503) gegeben worden. Die von Hrn. Brugsch mitgebrachten Gegenstände bringen ganz neue und sehr wichtige Formen für dieses Gräberfeld. Einerseits zeigen sie volle Uebereinstimmung mit den Funden des benachbarten Gräberfeldes von Redkin-Lager, welches Redner vor einigen Jahren durch den verstorbenen Bayern hat ausgraben lassen, so dass nunmehr die bis dahin scheinbar ganz isolirte Stellung dieses Gräberfeldes aufgegeben werden kann; andererseits beweisen sie durch die eisernen Gegenstände, was Redner stets vertheidigt hat, dass diese transkaukasischen Gräber bestimmt der ersten Eisenzeit angehören. Was den Obsidian anbetrifft, so sind Splitter und grössere Bruchstücke desselben in dem Boden Transkaukasiens so zahlreich verbreitet, dass der grösste Theil derselben nicht füglich auf menschliche Einwirkung bezogen werden kann. Nur der Nachweis wirklicher, bestimmt erkennbarer Artefakte, wie er selbst ihn durch Pfeilspitzen aus der Zalka (vgl. die Monographie über Koban S. 92. Fig. 35) geliefert hat, berechtigt dazu, den Obsidian als eigentliche Beigabe zu betrachten. Die schönen Schmuckgegenstände, wie sie in Tiflis aus Obsidian hergestellt werden, stammen von grossen Obsidianblöcken, von denen die Arbeiter selbst die entsprechenden Stücke ablösen. Uebrigens befindet sich gegenwärtig ein sehr zuverlässiger Beobachter, Hr. Belck, in Kedabeg, von dem zu erwarten steht, dass er die Gelegenheit zu umfassenderen Untersuchungen wohl ausbeuten werde.

(27) Hr. Virchow spricht über ägyptische Prähistorie.

Wegen vorgerückter Zeit wird der Schluss des Vortrages bis zur nächsten Sitzung vertagt; in dem betreffenden Berichte wird die ganze Mittheilung gegeben werden.

(28) Für die Bibliothek sind eingegangen:

1. Nadaillac, Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten mit besonderer Berücksichtigung der Urbewohner Amerikas. Herausgegeben von

W. Schlösser und Eduard Seler. Stuttgart 1884. Geschenk des Herrn Dr. Bartels.

2. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft (für Thüringen) zu Jena. Jena 1882—88. Bd. I—VI. Gesch. d. Hrn. Dr. Bartels.
3. Hoernes, Dr. M., La paléoethnologie en Autriche-Hongrie. Paris 1888. Extr. de la Revue d'anthropologie. Gesch. d. Verf.
4. Bomke, John. G., Compilation of notes and memoranda bearing upon the use of human ordure and human urine in rites of a religious or semi-religious character among various nations. Washington 1888. Gesch. d. Verf.
5. Topinard, M. P., Les dernières étapes de la généalogie de l'homme. Extrait de la Revue d'anthropologie. Paris 1888. Gesch. d. Verf.
6. Das nordische Museum in Stockholm. Stimmen aus der Fremde. Als Beilage: Führer durch die Sammlungen des Museums. Stockholm 1888.
7. Hazelius, Artur, Afbildningar af föremål i nordiska museet, äfvensan af nordiska ansiktstyper, Klädedräkter och byggnader, af hvilka teckningar fönsaras i nordiska museets arkiv. Stockholm 1888. I Småland.
8. Derselbe, Samfundet för nordiska museets främjande 1885 1886. Stockholm 1887/88.
9. Derselbe, Runa. Minnesblad från nordiska museet 1888. Stockholm 1888.
10. Derselbe, Minnen från nordiska museet. Stockholm, o. J., andra bandet: företa och andra häftet.
11. Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften Wien 1887, Nr. 1. Wien 1888.
12. Woldt, A., Die Cultusgegenstände der Golden und Giljaken. Mittheilung aus d. Königl. Museum für Völkerkunde (zu Berlin). Sep.-Abdr. a. d. Internat. Archiv f. Ethnologie. Gesch. d. Verf.
13. Nuttall, Zelia, Das Prachtstück altmexikanischer Federarbeit aus der Zeit Montezuma's im Wiener Museum (Ber. d. Museums z. Dresden Nr. 7).
14. Bulletin de l'Institut égyptien. Année 1874 75. Nr. 13. Alexandrie 1875. Aus Nachtigal's Nachlass.
15. Stilling, J., Ueber Farbensinn und Farbenblindheit. Cassel 1878. Aus Nachtigal's Nachlass.
16. Europaeus, Dr. E. D., Die Stammverwandtschaft der meisten Sprachen der alten und australischen Welt. St. Petersburg 1877, Fol. Aus Nachtigal's Nachlass.
17. Lipp, Dr. Vilmos, A. Kerzthelyi Sirmezök. Budapest 1884, Fol. Aus Nachtigal's Nachlass.
18. Wheeler, First lieutenant Geo. M., Report upon Un. St. geographical surveys west of the one hundredth meridian. Vol. VII. Archaeology. Washington 1879, 4. Aus Nachtigal's Nachlass.
19. Bulletin de l'institut archéologique liégeois. Liège 1877—86. Vol. XIII, XIX (I livr.), XX (I—II livr.).
20. Gruber, Dr. Wenzel, Verzeichniss der 1844—1887 veröffentlichten Schriften von St. Petersburg 1887.
21. Prilojeenie k programmje Piesstago archeologitschesskago sjesla w Odessje (Russisch). Odessa 1883.
22. Piesstoi ssjesl archeologitschessky w Odessje (Russisch). Odessa 1883.

Sitzung vom 21. Juli 1888.

Stellvertretender Vorsitzender Hr. **Virchow.**

(1) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Professor Gussow, Berlin.
„ Dr. Menzel, Charlottenburg.
„ Dr. Stoll, Zürich.
„ Landrathsamtsverweser Baron von dem Knesebeck auf Karwe bei Neu-Ruppin.

Das Ehrenmitglied, Hr. Prof. Schott, feiert am 23. d. M. sein fünfzigjähriges Professorenjubiläum. Eine Deputation wird ihm die Glückwünsche der Gesellschaft überbringen.

(2) Am 6. August beginnt die Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Bonn.

Die Herren Schierenberg und Cordel wiederholen den Vorschlag, bei Gelegenheit der Reise nach Bonn die Externsteine in Westfalen zu besuchen.

Ersterer übersendet zugleich eine, von dem Superintendenten Zeiss gezeichnete Skizze des nun theilweise blossgelegten

Grabfelsens am Externsteine.



Man ersieht daraus, dass der früher fast ganz mit Erde bedeckte Felsen nun gleich einem selbständigen kleinen Tempel neben dem über 120 Fuss hohen Hauptfelsen dasteht. Zwischen ihm und dem Hauptfelsen führen rohe Stufen hinauf, die zur Zeit noch durch darüber liegendes Mauerwerk verdeckt sind, das aus dem 17. Jahrhundert stammt. Dem Anschein nach haben sich diese Stufen bis zur Thür C der Grotte fortgesetzt. Auf den Abbildungen von Dewitz, sowohl auf Taf. I Fig. 3 Grundriss, als Taf. IV Fig. 1, äussere Ansicht, finden sich in der Oeffnung 2 Stufen angedeutet, welche das Ende der Treppe gewesen zu sein scheinen, die also gegen 30 Fuss hoch hinaufsteigt. Der Felsen, etwa 15 Fuss lang, 13 bis 14 Fuss hoch, 12 Fuss breit, ist von allen Seiten bearbeitet. Jene Oeffnung C scheint von Natur gebildet.

Einer näheren Besichtigung werth scheinen mir doch auch jene Steinringe zu sein, welche in einem Umfang von $1^1/_2$ Stunden die Leistrupper Höhe bedecken, 1 Stunde südöstlich von Detmold und 1 Stunde nordöstlich vom Externsteine. Ich halte sie für das alte Thietmallo. Obgleich sie nirgends ihres Gleichen haben, hat sie selbst Hölzermann nicht gekannt und deshalb nicht genannt.

(3) Freiherr von Schirp übersendet Einladungskarten zur Eröffnung der Vorstellungen einer Truppe ägyptischer Beduinen.

(4) Der Hr. Cultusminister überschickt mittelst Erlasses vom 4. Abschrift eines Berichtes des Ausschusses des historischen Vereins für Niedersachsen zu Hannover, betreffend die

Aufnahme und Kartirung der vor- und frühgeschichtlichen Wälle in der Provinz Hannover.

Der Bericht erwähnt zunächst die schon in der Sitzung vom 26. Mai (Verhandl. S. 205) aufgeführten 7 Blätter, sodann als neu:

10. Die Düsselburg bei Stadt Rehburg, Kreis Stolzenau,
11. Die Osterburg bei Deckbergen, Kreis Rinteln,
12. die Grenzlerburg bei Othfresen, Kreis Goslar,
13. die Harlyburg bei Vienenburg, Kreis Goslar.

Ausser diesen vollendeten Aufnahmen sind augenblicklich noch in Arbeit:

14. die Schwedenschanze am Limberg bei Pr. Oldendorf, Kreis Lübbecke,
15. eine Uebersichtskarte der vorgeschichtlichen Befestigungen auf dem nördlichsten deutschen Höhenzuge zwischen Ems und Ocker.

Hiervon sind 7 Karten (Nr. 1—7), durch Steindruck vervielfältigt, in dem ersten Hefte des Atlas vorgeschichtlicher Befestigungen in Niedersachsen veröffentlicht und dem Buchhandel übergeben.

Die übrigen 8 Aufnahmekarten (Nr. 8—15) werden ein 2. Heft des genannten Atlas bilden, welches in der Ausführung begriffen ist. Demselben soll ein beschreibender Text beigefügt werden, welcher sich nicht allein auf die 15 Karten beider Atlashefte bezieht, sondern auch alle bis jetzt bekannten vorgeschichtlichen Befestigungen auf dem nördlichen Höhenzuge zwischen Ems und Ocker in ihren Wechselbeziehungen und als zusammenhängende Vertheidigungslinie betrachtet. In dieser Beziehung werden sodann die beiden Hefte ein abgerundetes Ganze für sich bilden, an welches nach Maassgabe der verfügbaren Mittel sich weitere Aufnahmen aus der grossen Zahl bedeutender altgermanischer Befestigungen der Provinz Hannover anschliessen können.

(5) Hr. Dr. med. Georg Buschan übereicht ein Exemplar seiner für die Erwerbung des Doktorgrades in der philosophischen Fakultät zu München bestimmten rein anthropologischen Thesen.

(6) Hr. Ed. v. Fellenberg bespricht in Briefen an Hrn. Virchow

alte Schweizer-Häuser.

1) In einem Briefe d. d. Bern, 5. Februar schreibt er:

„Sie werden die Photographien eines unserer ältesten Bauernhäuser im Kanton Bern, des sogenannten Gross- oder Heidenhauses zu Grossgschneit, Kirch-

gemeinde Könitz, Amtsbezirk Bern, erhalten haben. Ueber dieses merkwürdige uralte Haus finde ich in F. E. v. Mülinen's: „Beiträge zur Heimathkunde des Kantons Bern, Mittelland“, S. 144 folgende Notiz:

„„Zu Grossgschneit, oberhalb dem Schlossgute Riedburg und der Häusergruppe Mittelhäuseren, auf dem rechten Ufer des tief eingesägten Schwarzwassers, isolirt auf einer Anhöhe gelegen und gegen Westen von weitem sichtbar, steht ein ungewöhnlich grosses Bauernhaus, das „Grosshaus oder Heidenhaus“ genannt, dessen ganze merkwürdige Bauart sowohl im Mauer- als Zimmerwerk und besonders das gothische Schnitzwerk an der früheren Thüre, die jetzt zertrümmert und durch eine gewöhnliche Thüre ersetzt worden ist, ein ziemlich hohes Alter anzudeuten scheint. Der Unterbau besteht aus kastellartigen Grundmauern von grossen Feldsteinen (erratischem Material), meist aus Granit und Gneissblöcken.

„„Nach der inneren Einrichtung des Hauses, besonders nach den im ersten Stockwerk über den Mauern hinlaufenden, enge nebeneinander stehenden kleinen Fenstern möchte man das Gebäude für ein ehemaliges Kloster oder Spital halten. Es soll eine Dependenz (Meierei?) des Klosters Rüggisberg gewesen sein, wenn nicht diese Angabe nach einer Urkunde von 1330 dahin zu berichtigen ist, dass dieses Gut von Peter von Krauchthal am 20. November 1330 an die Meisterin und „Schwestern der Congregation oder des Convents der unteren Sammnung“ beim Todtenhofe der Leutkirche zu St. Vincenzen in Bern, verkauft wurde.

„„In letzterem Falle wäre anzunehmen, dass dieses ganz klösterlich, mit einer Reihe nebeneinander liegender Zellen gebaute Haus von diesem Frauenconvent „der unteren Sammnung“ erst nach 1330 in seiner jetzigen Construction wäre erbaut worden, wofür entschieden der spät-gothische Styl der Thüreinfassungen des Hauptthores, sowie einzelner Thüren im Innnern spricht.““

„v. Mülinen fährt fort: „„Das Merkwürdigste an diesem höchst eigenthümlichen Gebäude ist ein uralter natürlicher ausgetrockneter Ochsenkopf, der inwendig am Giebelbalken der ungewöhnlich hohen First hängt, und seine Aufbewahrung, sowie das ganze Haus seine möglichste Belassung in unverändertem Zustande zum Theil der abergläubischen Vorstellung verdankt, dass jener Ochsenkopf als ein dargebrachtes Opfer den Viehstand des Hauses vor Unglück bewahre und dass derjenige, der es wage, das Haus umzubauen, innerhalb Jahresfrist sterben müsse! Da Ochsenköpfe bei den alten Germanen eine religiöse Bedeutung hatten, so scheint dieser Umstand neben dem Namen „Heidenhaus“, wenigstens in Betreff des Unterbaues oder eines Theiles desselben, auf ein weit höheres Alterthum hinzuweisen, als dem Gebäude nach seiner jetzigen Erhaltung, Grösse und Bauart vernünftigerweise zugeschrieben werden kann.““ Soweit v. Mülinen.

„Dass früher über dem geschnitzten (jetzt entfernten) Hauptthorbogen eine Jahreszahl aus dem 12. Jahrhundert gestanden sein soll, wie Dr. Stantz angiebt, der das Haus in den sechsziger Jahren besichtigt hat, wird von Hrn. A. v. Mutach, damals Gutsbesitzer auf Riedburg, dem wir die Photographie des Thorbogens und die eine von der Seite ohne den Steinunterbau verdanken, entschieden bestritten; es soll die Signatur eines Kreuzes mit den Initialen I H S gewesen sein.

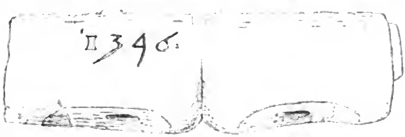
„Andere erklären den Bau für nicht übereinstimmend mit dem allgemein verbreiteten Holzstyl unserer Bauernhäuser und glauben, es möchte dieses Gross- oder Heidenhaus eine Meierei der Deutsch-Ordensritter in Könitz gewesen sein, wo die Kirche zu Könitz sammt allen Rechten und Zubehörden an den Deutsch-Ordensmeister Hermann von Salza durch Friedrich II. von Hohenstaufen vergeben wurde. Der deutsche Orden hat im Kanton Bern eine grosse Rolle gespielt und war Schirmherr des St. Vincenzenmünsters in Bern, wie ja überhaupt

Könitz die Mutterkirche von Bern hatte und älter ist, als letzteres. Es liesse sich daher auch annehmen, wenn Grossgschneit den Deutschherren gehört hätte, dass ein Baumeister aus dem Norden (Niedersachsen, Brandenburg) dieses interessante, wesentlich von unseren gewöhnlichen Bauernhäusern verschiedene Gebäude aufgeführt habe, aber urkundlich ist nicht erweislich, dass das „Grosshaus" zu Könitz gehört hat. Nach der Ansicht der gewiegtesten Architecten stammt der Bau, wie er jetzt noch existirt, aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.

„Was das von Ihnen beschriebene Haus von Marbach betrifft, so sind unsere Architecten, die ich darüber consultirt habe, alle darin einig, dass in keinem Fall die Inschrift 1346, sondern 1546 zu lesen sei, indem die 5 in jener Zeit ähnlich einer 3 geschrieben wurde, z. B.  Von den ältesten Häusern im Kanton sind noch zu sehen im Städtchen Unterseen, gegenüber der Kirche mit weiten Vordächern, gewölbten Kellern und gedecktem Vorraum (etwa Ende 14., Anfang 15. Jahrhunderts); ebenso war noch vor einigen Jahren ein uraltes Haus zu sehen im Städtchen Laupen."

2) Ein Brief vom 2. Juli lautet:

„Sie werden es mir nicht verübeln, wenn ich erst jetzt nach beinahe 5 Monaten Ihnen nähere Auskunft ertheile über unsere unbedeutsame Thätigkeit, in einigen von Ihnen gewünschten Untersuchungen mitzuwirken zur Feststellung des Thatbestandes. Waren Sie doch in den letzten Monaten von so wichtigen Forschungen und epochemachenden weltgeschichtlichen Ereignissen in Anspruch genommen, dass naturgemäss alles Untergeordnete in den Hintergrund treten musste. Das ist auch ausschliesslich der Grund, warum ich Ihnen nicht schon lange über die Marpach-Inschrift berichtet habe, die jetzt im Besitze des historischen Museums zu Bern ist. Der Grund, warum ich zuerst irrigerweise nach Marbach im Kanton Luzern gewandert bin, um daselbst die Jahreszahl zu suchen, ist der, dass letzteres das wirkliche einzige Marbach ist, während der alte Bauernhof bei Heimenschwand am Buchholterberg (und nicht am Kurzenberg, wie ich irrig geglaubt hatte) nicht Marbach heisst, sondern im Kataster und auf der Generalstabskarte (1 : 25 000) Marpach geschrieben wird. Der dortige Pfarrer sagte mir, es werde auch Martbach ausgesprochen, am häufigsten aber „im Marpech", wie ja in unserem Berndeutsch die Endsylbe „ach" oft „ech" ausgesprochen wird, so z. B. Wichtrech statt Wichtrach, Diessbech statt Diessbach u. s. w. Ich habe also daselbst den berühmten Thürbalken geholt, den mir der Besitzer Chr. Kupferschmied sehr bereitwillig, gegen ein kleines Geschenk an seine Kinder, fürs Museum überlassen hat. Ich habe nun den Balken sammt Inschrift durch unseren Custos Hrn. v. Jenner auf Eastman-Papier photographiren lassen und lege eine



äusserst scharfe und sehr gelungene Photographie bei, aus deren Betrachtung sofort und unbestritten hervorgeht, dass die Jahreszahl wirklich 1346 ist und keine andere. Und doch haben verschiedene Fachleute, die sowohl das Original als die Photographie gesehen haben, sofort erklärt, die Buchstaben entstammen dem 16. Jahrhundert und entweder solle die Zahl 1346 keine Jahreszahl bedeuten oder man

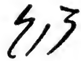
habe es hier mit der Verschreibung eines Zimmermanns zu thun, der, des Schreibens nicht allzu mächtig, eine 3 statt einer 5 eingehauen habe. Ich gebe hier zwei Urtheile von competenten Fachleuten bei.

„Hr. Christian Bühler, der rühmlichst bekannte Heraldiker und Maler, der preisgekrönte Meister an der Berliner heraldischen Ausstellung vor einigen Jahren, schrieb mir nach Einsicht des Balkens d. d. 13. April:

„„Nach heute gewonnener Einsicht des fraglichen Thürstürzels komme ich zu der Ueberzeugung, dass die betreffenden Zeichen kaum Anspruch auf eine Jahreszahl, jedenfalls nicht aus dem 14. Jahrhundert machen dürfen. Vor Allem ist der Stürzel aus dem Anfang des 16. oder vielleicht aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, da er die hier zu Lande auf den ältesten noch existirenden Häusern in Stein und Holz vielfach gebrauchte Form des sogenannten Eselsrückens hat. Ferner würde überhaupt bei Anbringung der Jahreszahl selbst der blödeste Zimmermann so viel Gefühl für das Passende gehabt haben, dass er die Jahreszahl regelrecht über der Spitze in der Mitte angebracht hätte und nicht unregelmässig auf einer Seite. Sodann finde ich in meinen Aufzeichnungen über Graphik, dass die zweitälteste bekannte Jahreszahl mit arabischen Ziffern auf einem Grabstein in Ulm existirt:  (in Schriften, Manuscripten u. s. w. vielleicht früher). Die älteste, also 1346, war gewiss nicht auf einem Bauernhaus in jenem verlorenen Erdenwinkel von einem Zimmermann angebracht, der diese damals allgemein noch wenig bekannten Zeichen jedenfalls nicht kannte. Sodann ist die als 1 geltende Figur im Charakter und Schnitt so verschieden von den anderen Zahlen und Zeichen, dass sie wohl etwas anderes zu bedeuten haben mochte."" Soweit Hr. Chr. Bühler.

„Hr. Prof. R. Rahn in Zürich, der Verfasser der rühmlichst bekannten Kunstgeschichte, schreibt mir d. d. 31. Mai 1888: „„Die Jahreszahl 1346 auf dem Thürsturze des Marpacher Bauernhauses kommt mir höchst verdächtig vor. Dem Ursprunge des Balkens und dem verzeichneten Jahre widerspricht schon die gedrückte Kielbogen- (Frauenschuh-) Form, die frühestens auf das Ende des 15., eher aber erst auf das 16. Jahrhundert hinweist. Der Gebrauch arabischer Zahlen ist allerdings bereits im 14. Jahrhundert nachweisbar, aber er ist bis zum 15. Jahrhundert selten geblieben, und der Charakter der Ziffern ist hier ein verhältnissmässig so moderner, dass ich an die Richtigkeit der Jahreszahl aus dem angegebenen Jahre unmöglich glauben kann. Niemals findet sich (meines Wissens) vor dem 16. Jahrh. die Vier anders als in einer halben Acht ( oder ) verzeichnet, und gleiche Bedenken ruft das  hervor, das stets in älterer Zeit so ˥ gezeichnet wird. Man übersehe ferner nicht, dass die Zahl sich an einem ländlichen Gebäude befindet. Wie ist es denkbar, dass in solcher Entlegenheit der städtischen Uebung vorgegriffen worden wäre, nachdem man — hier zu Lande wenigstens — bis ins 16. Jahrhundert beim Gebrauch der lateinischen Zahlen verblieb?! Was bleibt also übrig? Entweder haben wir statt 3 zu lesen 5 oder die Jahreszahl 1346 hat mit dem bestehenden Gebäude überhaupt nichts zu thun, sondern sie sollte — vermuthlich im 16. Jahrhundert angebracht — an ein älteres Wohnhaus erinnern, das möglicherweise an dieser Stelle gestanden hatte."" Soweit Rahn.

„Nun hat sich die Marpacher Inschrift in der letzten Zeit ohne allen Zweifel

als das erwiesen, für was sie Hr. Prof. R. Rahn hält, nehmlich als die Verschreibung eines Zimmermanns, der statt  geschrieben hat.

„Hr. Prof. Hunziker in Aarau, der sich speciell mit Studien über den Schweizer Holzstyl befasst, war nach mir beim Chr. Kupferschmied, hat das Haus photographirt und genau untersucht, und hat auf dem Thürflügel der Hausthüre auf der sogen. Traufseite (vorn nach dem Weg hinaus) gegen die Laube in dem dortigen Thürstürzel deutlich die Jahreszahl 1546 eingehauen gefunden, wonach nun kein Zweifel mehr existiren kann, dass die andere Inschrift einem Schreibfehler des Zimmermanns zuzuschreiben ist. Immerhin ist diese Jahreszahl auf einem isolirten Bauernhofe selten und das Alter des Hofes ein sehr respectables und dürften wenige städtische Gebäude ältere Hauszeichen tragen."

Hr. v. Fellenberg überschickt zugleich als Geschenk für die Bibliothek der Gesellschaft ein Werk über die Schweizer Holzconstructionen von Graffenried und Stürler. —

Hr. Virchow: Es erfüllt mich mit einiger Genugthuung, dass nunmehr der interessante Thürbalken von Marpach, wie ich es schon vorbereitet hatte, dem Museum in Bern überwiesen und vor dem Untergange gerettet ist. Auch ist mir die Anerkennung erwünscht, dass auf dem Thürbalken wirklich 1346 geschrieben steht. Dass diese Zahl verschrieben ist und eigentlich 1546 heissen sollte, ist möglich, obwohl nicht gerade wahrscheinlich. Denn es ist keineswegs dargethan, dass der Thürbalken gegen die Laube, d. h. im Oberstock des Hauses, derselben Zeit angehört, wie der Thürbalken über der Eingangsthür, welche im Unterstock zu ebener Erde liegt. Schon in meiner ersten Mittheilung (Verh. 1887. S. 584) hatte ich gesagt: „Wahrscheinlich ist an den oberen Theilen manches neu gemacht und dabei vielleicht verändert worden", und ich hatte erwähnt, dass sich an einer Giebellatte die Jahreszahl 1827 findet. Aber selbst wenn der Thürbalken gegen die Laube hin dem ursprünglichen Bau angehören sollte, wäre es ebensowohl möglich, dass die dort angebrachte Zahl 1546, deren 5 keineswegs ganz sicher ist, „verschrieben" wäre. Auch möchte ich hervorheben, dass, wenn die zweitälteste bekannte Jahreszahl mit arabischen Ziffern auf einem Grabstein in Ulm vom Jahre 1388 datirt, der Unterschied mit der Marpacher Inschrift nur 42 Jahre betragen würde. Da aber zugestanden wird, dass arabische Zahlen in Schriften und Manuskripten schon vor 1388 angewendet wurden, so würde schliesslich nur die Schwierigkeit mit der Form des Thürbalkens (Eselrücken) bleiben. Darüber wird wohl die weitere Untersuchung entscheiden. Immerhin dürfte ich auch mit der Jahreszahl 1546 der Schweizer Archäologie einen kleinen Dienst geleistet haben.

Für das schöne Werk der Herren Graffenried und Stürler sage ich Namens der Gesellschaft unseren besten Dank. Es giebt namentlich für das Aeussere des Schweizer Hauses vortreffliche Anschauungen. Die von mir verfolgte Feststellung des Grundplanes hat die Aufmerksamkeit der Verfasser weniger beschäftigt.

(7) Hr. v. Fellenberg bespricht in dem letzterwähnten Briefe auch das Vorkommen von

Jadeit bei Borgo nuovo.

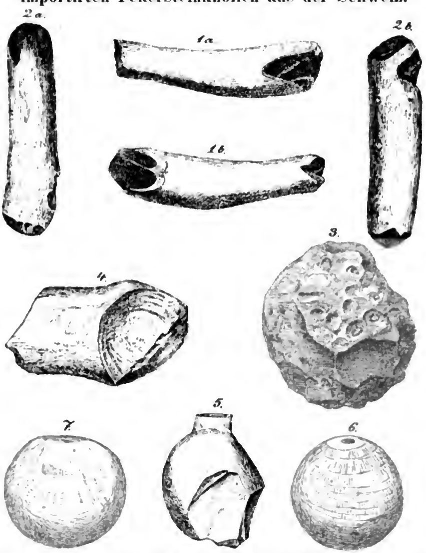
„Auf die Anzeige in den Verh. 1887. S. 561, Hr. Schuchardt habe der Gesellschaft ächten rohen Jadeit aus Borgo nuovo in Graubündten eingesandt, habe ich mich an den Geber gewandt, der mich an Lehrer Stampa in Borgo nuovo bei Vico soprano, Bergell, gewiesen hat. Hr. Lehrer Stampa hat mir nun prächtige

Proben gelblich-weissen und grünen Jadeits (?) eingesandt mit der näheren Ortsbezeichnung:

„Das Mineral wurde zuerst im Jahre 1886 vom verstorbenen Tito? Dionisio, Schleifer und Mineralogen aus Tyrol, an der Orlegni und Canaletti entdeckt. Im Jahre 1887 verfolgte der Unterzeichnete seine Spuren am Longhino, wo er in einem Tobel, am Fusse des Hauptfelsens, kleinere und grössere Stücke fand. — Er bereiste alsdann den Berg nach allen Richtungen und untersuchte die Abdachung jenes Tobels, soweit die gefährliche Lage es gestattete, ohne den ursprünglichen Standort jener Steine auffinden zu können. Am Piz Longhino (norwestlich des Malojapasses) treten Serpentin, Talkschiefer, Asbest, Kalk und Thonschiefer zu Tage.“ Soweit Stampa. Ob das Mineral ächter Jadeit ist, wird wohl bald die mikroskopische und chemische Analyse nachweisen. Makroskopisch betrachtet, gehört das Mineral unbedingt zu den Nephritoiden. Dass es jedoch nicht aus dem Bündtener Schiefer stammen könne, wie es in jener Notiz hiess, war mir sofort einleuchtend.

(8) Hr. Virchow zeigt Namens des Hrn. E. v. Fellenberg Abbildungen von

importirten Feuersteinknollen aus der Schweiz.



Feuersteinknollen aus der weissen Kreide von Nordwestfrankreich oder den dänischen Inseln (Küsten der Nord- und Ostsee). Figur 1a und b von der St. Peters-Insel; Figur 2a und b Steinstation Mörigen; Figur 3 Steinstation Mörigen; Figur 4 von Vinelz; Figur 5 von Vinelz; Figur 6 und 7 durchbohrte Versteinerungen aus der weissen Kreide (Pectunculus), jedenfalls importirt.

Bei wiederholten Besuchen des schönen Museums von Bern hatte ich stets mit besonderem Interesse die Mittheilungen des Hrn. v. Fellenberg über das Vor-

kommen von Feuersteinknollen in der Schweiz, welche von auswärts eingeführt sein müssten, und zwar gerade aus Pfahlbaustationen, entgegengenommen, und die Bitte ausgesprochen, dass darüber Einiges veröffentlicht werde. Die grosse Bedeutung, welche diese Thatsachen für die Auffassung von der Natur und den Wegen des alten Handels und der alten Wanderungen der Völker haben müssen, liegt auf der Hand. Wenige sind so sehr geeignet, über die Natur des in der Schweiz natürlich vorkommenden Feuersteins ein maassgebendes Urtheil zu haben, als der Mann, der so lange die geologische Erforschung seines Vaterlandes praktisch mitbetrieben hat.

(9) Hr. R. A. Philippi, unser correspondirendes Mitglied in Santiago de Chile, berichtet unter dem 22. Mai über

verzierte Knochenscheiben aus alten Gräbern von Caldera.

Im November v. J. habe ich eine kleine botanische Reise in den ebenen Theil des Araukanerlandes gemacht, von Collipulli, wo der eine Zweig der Eisenbahn nach dem Süden damals aufhörte, über die neu gegründeten Ortschaften Ercilla, Victoria Quillem, Lautaria bis Temuco, am Fluss Cautin oder Imperial, der Hauptstadt der neuen Provinz Imperial, wo freilich noch in manchen Strassen die Baumstümpfe stehen, und zurück über Traiguen nach Sauce, wo damals der andere Zweig der Eisenbahn endete, der in wenigen Wochen bis Traiguen in Betrieb sein wird. Ich habe mich auf dieser Reise, die durch ein herrliches, fruchtbares, vollkommen ebenes Land führte, welches ich für den schönsten Theil Chiles halten muss, nach Gräbern von Araukanern erkundigt, aber keine erkunden können. Ein Colonist wusste aber einen Platz, wo im Jahre 1873 mehrere, in einem Gefecht mit den Chilenen gebliebene Araukaner begraben sind, und erwarte ich von ihm ein Dutzend Schädel, die ich Ihnen zusenden werde. Der Gräberplatz bei Sauce war, wie man versicherte, bei der Urbarmachung des Bodens gänzlich zerstört worden und habe ich nichts von demselben erhalten.

Nach dieser Vorrede komme ich zum eigentlichen Zweck meines heutigen Schreibens. In den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie u. Urgeschichte 1887. S. 467 habe ich die Abbildung von zwei knöchernen Gegenständen gefunden, die meine Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch genommen haben. Sie sind auf dem Burgwall Hradek in Caslau gefunden. Sie sind nehmlich das schlagendste Beispiel, dass weit von einander entfernte Völker nicht nur die gleiche Form von Werkzeugen unabhängig von einander erfinden, sondern dass sie sogar auf dieselben Verzierungen kommen konnten. Beide Stücke, die nach der Ansicht des Hrn. Kliment Cermak zur Befestigung eines Heftes an einem Messer gedient haben, zeigen nehmlich genau dieselben Verzierungen, wie Schmuckgegenstände von den alten chilenischen Gräbern von Caldera, und wenn es nicht eine reine Unmöglichkeit wäre, so möchte man darauf schwören, dass diese beinernen Werkzeuge von den Gräbern der alten Chilenen stammten.

Unser Museum besitzt aus den alten Gräbern von Caldera 9 Stück, welche genau dieselben Verzierungen, wie Fig. 3 S. 467, zeigen, die sich von den Ringen der Fig. 4, ebenso wie Fig. 3, nur dadurch unterscheiden, dass der Kreis einfach, nicht doppelt ist. Ich lege eine genaue Zeichnung dieser Gegenstände bei. Alle haben in der Mitte ein Loch und sind ganz platt. Fig. 8 ist von Thonschiefer und könnte vielleicht ein Spinnwirtel sein; es ist mir aber wahrscheinlicher, dass diese runde Scheibe auch, gleich den übrigen Gegenständen, zum Schmuck, etwa als Gehänge an einem Halsband, gedient hat. Bei den übrigen 8 Gegenständen kann wohl kein Zweifel darüber bestehen, sie sind alle aus Knochen, 7 wahrscheinlich aus dem Schulterblatt von Seehunden oder Delphinen geschnitten, das achte,

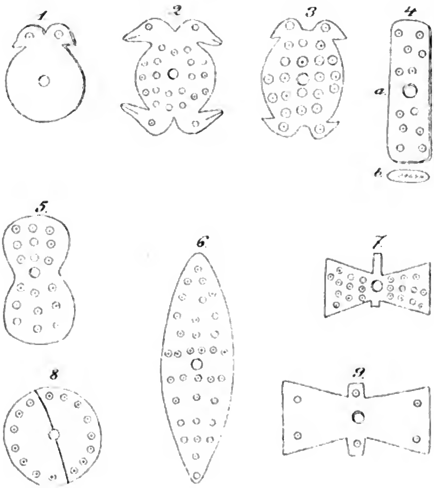


Fig. 4, wohl ein Rippenstück, denn im Innern (b) ist der Knochen zellig. Sie haben eine helle, bräunlichgelbe Farbe, nur Fig. 9 nicht, dieses ist vom Kupfer grün gefärbt, ein ächter falscher Türkis. Die Ringe, welche zur Verzierung dienen, sind fast genau in der Grösse des in Fig. 3 S. 467 der vorjähr. Verhandlungen abgebildeten, beinernen Werkzeuges von Časlau, aber nicht alle gleich; die der Fig. 3 meiner Zeichnung sind merklich grösser, die der Fig. 7 kleiner, als die Ringe der übrigen Gegenstände. Auf dem Fig. 6 abgebildeten Schmuckstücke findet man neben einer Mehrzahl von Ringen mittlerer Grösse mehrere kleinere. Sonst ist über diese Schmucksachen kaum etwas zu bemerken, als etwa, dass Schmucksachen von Bein und Knochen, die im Allgemeinen die zweiflüglige Form von Fig. 7 und 9 haben, bei Caldera häufig gefunden sind. Ich erlaube mir nun noch zum Schluss die Frage: Würde nicht ein jeder Archäologe, wenn die von mir abgebildeten Gegenstände und die von Hrn. Čermak gefundenen an Orten angetroffen wären, die nur etwa 50 oder 100 Meilen von einander entfernt sind, der Meinung sein, sie müssten einen gemeinsamen Ursprung haben oder wenigstens von einem Ort nach dem andern geschleppt sein? Und, wie sind sie gemacht worden? mit welchem Apparat? Man sollte meinen, sie wären mit einer Art Punze eingebrannt oder eingeritzt.

(10) Hr. W. Joest schreibt aus Ragatz, 19. Juli: „Während meines jüngsten Aufenthalts in Constantinopel stiess ich zufällig auf die frische Spur eines Mannes, der seiner Zeit in der wissenschaftlichen und Laienwelt grosses Aufsehen erregt hat, den ich aber längst todt oder verschollen glaubte, des sogenannten

Tättowirten von Birma.

Dieser Mann tauchte, soviel mir bekannt ist, in Europa im Jahre 1872 zuerst

in Wien auf (vergl. den Aufsatz von Dr. Kaposi (Moritz Kohn) in der Wiener Medicin. Wochenschrift 1872 Nr. 2 S. 39 und Hebra-Elfinger, Atlas der Hautkrankheiten, Wien 1856—76. Heft VIII Tafel 10, „Homo notis compunctus") und wurde von dort nach Berlin empfohlen. Von Berlin, wo seine Tättowirung von Prof. Bastian sofort als eine birmanische erkannt und dadurch seinen romantischen Aufschneidereien von den Qualen der „Strafe der Tättowirung" in der chinesischen Tartarei u. s. w. ein plötzliches Ende gemacht wurde, verschwand er aber nach zwei- oder dreitägigem Aufenthalt für immer. In der anthropologischen Gesellschaft war mehrmals von diesem, in so aussergewöhnlicher Weise tättowirten Manne die Rede (vgl. Bd. IV S. 201; Bd. XII S. 37); Dr. Jagor bezeichnete ihn damals als „ein in Mandalay wohl bekanntes faules Subject, welches sich lange dort herumtrieb und sich endlich tättowiren liess, um sich in Europa u. s. w. für Geld sehen zu lassen".

Wie ich jetzt in Constantinopel erfuhr, hat der Mann doch nicht ganz so viel gelogen, wie auch ich früher vermuthete. Er heisst wirklich Georg Constantin und zählt heute etwa 70 (nicht 60, wie er sagt) Jahre; er ist aber weder Suliote, noch Albanese, sondern seine Wiege stand in Tatawla, einer an Pera anstossenden Vorstadt von Constantinopel, von welcher Meyer's neuester Führer durch die Türkei sagt: „sie besteht aus einem Gemisch schmutziger und enger Gässchen mit elenden Häusern und ist als Wohnort allerhand schlechten Gesindels verrufen".

Constantin machte seiner Heimath alle Ehre, er war ein unverbesserlicher Lump und Vagabund. Wenngleich naturalisirter Grieche, wurde er im Jahre 1842 türkischer Soldat und machte als solcher den Krimkrieg mit. Dann trieb er sich wieder in Constantinopel herum, bis er Anfang der sechziger Jahre plötzlich von dort verschwand. Den Grund dieses Verschwindens erfuhr ich nicht von Constantin's Schwester, die ich nicht ohne Mühe ausfindig machte, und welcher ich diese Mittheilungen verdanke.

Von Hafen zu Hafen bummelnd, gelangte Constantin zu jener Zeit nach Mandalay. Bald darauf beginnt er unter Barnum's Leitung als Sehenswürdigkeit durch Ostasien und Nordamerika zu ziehen. Ich selbst sah ihn erst 1876 in New York. Seine Freunde und Verwandten glaubten ihn seit 20 Jahren todt, bis er im vorigen Winter plötzlich wieder in Constantinopel auftauchte.

Hier war ihm das Schicksal indess wenig hold.

Mit einem amerikanischen Pass versehen, that Constantin, als ob er weder griechisch noch türkisch verstehe; seine Unverfrorenheit ging sogar soweit, dass er, bevor er wieder vaterländischen Boden betreten, schon von Bord aus dem Hausminister des Sultans das Ansinnen stellen liess, ihn sofort „als afrikanisches Naturwunder" dem Sultan vorzuführen. Kaum aber hatte er den Fuss an Land gesetzt, so wurde er von seinen früheren Genossen, die sich am Landungsplatz herumtrieben, erkannt und trotz allen Sträubens und Protestirens, wobei er sogar seine Schwester und deren Kinder verläugnete, verlacht, verspottet und dermaassen zerzaust, — man versuchte z. B. seine Tättowirung mit Bimstein und grüner Seife abzuwaschen, — dass er wiederum nach kaum zwei- oder dreitägigem Aufenthalt spurlos von Constantinopel verschwand, ohne sich dem Sultan gezeigt zu haben.

Es geht dem armen Teufel übrigens sehr schleht. Sein ganzes Vermögen bestand aus einem falschen Diamantring und seiner Haut, die er (mir zuvorkommend) bereits verkauft zu haben behauptet. Ausserdem soll er jetzt stark hinken und auf einem Auge erblindet sein. Wo und wovon er lebt, wusste Niemand zu sagen. In Amerika, wo er früher viel Geld verdiente, ist, wie mir Dr. Neuhauss kürzlich gütigst mittheilte, wahrscheinlich in Folge der Erfolge des „Birmanen" eine

ganze Kaste von männlichen und weiblichen tättowirten Individuen erstanden, die heute in keiner Schaubude fehlen und so unserem Griechen auch den amerikanischen Markt verdorben haben werden.

Wenn Constantin übrigens behauptete, jene Tättowirung hätte eine Zeit von 3 Monaten bei täglich 3stündiger Arbeit in Anspruch genommen, so ist das wohl möglich, aber doch nicht wahrscheinlich. Wäre er im Stande gewesen, die Tättowirmeister prompt zu bezahlen, so hätte auch die Arbeit viel rascher ausgeführt werden können. Constantins Tättowirung besteht, abgesehen von der Füllung und Schattirung, aus 388 Figuren. Der Birmane Shway Yoe (The Burman. His life and notions. London 1882) sagt: „Skilful men are very quick at it. I have had 15 figures done in little over half an hour.“ Dabei darf aber nicht vergessen werden, dass der Grieche auch die allerempfindlichsten Stellen seines Körpers — ohne Ausnahme — nicht schonen liess. Seine Beschreibung der Operation selbst ist durchaus wahrheitsgetreu.

(11) Hr. Behla berichtet d. d. Luckau, 20. Juli über

neu bekanntgewordene Rundwälle im Kreise Löwenberg (Provinz Schlesien).

Kunde davon ist mir im Anschluss an meine Rundwall-Liste von Hrn. Hauptmann Klose zugegangen. Er nennt, ausser den von mir angeführten 5 Wällen, folgende:

1. Den Wall im Giersdorfer Forst, welcher noch vor mehreren Jahren deutlich erkennbar war.

2. Den Wall auf dem hohen Poitzenberg unweit Löwenberg. Die Localität führt im Volksmund den Namen Poitzenburg. Ein sehr umfangreicher Wall von etwa 100 Schritt Länge und wechselnder Breite (bis 60 Schritt), genau dem Terrain angepasst. Auf der Nordseite finden sich Spuren eines Doppelwalles. Gefunden Scherben, Gurtschnallen, ein alter Sporn u. s. w.

3. Den Wall auf dem Frauenberg bei Märzdorf, auf einer schmalen Zunge, gegen das Vorterrain durch einen künstlichen Graben abgeschnitten. Die Verwallung ist noch deutlich erkennbar. Gefunden wurden Scherben und Lehmstücke, welche auf einer Seite durch Feuer geröthet waren. —

Ueber den von mir aufgeführten Wall bei Plagwitz [1]) berichtet Hr. Klose noch Folgendes: „Der Aufwurf ist zur Hälfte noch ziemlich hoch, im Uebrigen ist derselbe niedrig, die Contouren doch noch erkennbar. Unter dem Wall befindet sich am Abhange nach dem Bober hin, also südlich, das sogenannte warme Loch. Unter dem höchsten Theil des Walles traf man centnerschwere Blöcke über einander gelegt.“

(12) Hr. A. Treichel schreibt d. d. Hoch-Paleschken, 18. Juli, über

eine Gesichts- und eine Spitzmützen-Urne von Strzepcz.

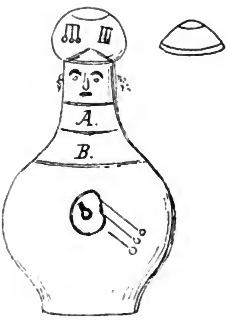
In der sogenannten guten Stube auf dem Spinde beim Gasthofsbesitzer Herrn Jul. Schröder in Strzepcz (Kreis Neustadt, Westpreussen), welcher Ort schon durch die vom Hrn. Dr. Ossowski dort aufgefundenen Steinsetzungen berühmt ist, traf ich gelegentlich eines Besuches zwei Urnen von beachtenswerter Ornamentirung und Form, welche, so oft sie gesehen und gemessen wurden, trotzdem

1) Vgl. Behla, Vorgeschichtliche Rundwälle im östlichen Deutschland, S. 174, Kreis Löwenberg, Nr. 3.

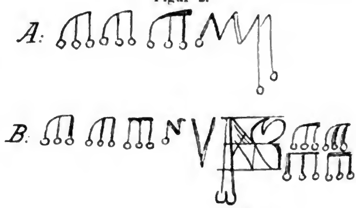
noch nicht eine ihnen wohl gebührende Beschreibung erfahren haben. Der Besitzer hält mit Recht grosse Stücke auf seinen anlockenden Schatz. Der Fundort für meist alle Urnen ist ein, von dem nach Poblotz führenden Wege rechts ab liegender, höherer, meist sandiger Berg, genannt Galgenberg, polnisch Czubienica, aus dessen Namen man entnehmen kann, dass auf ihm zur polnischen Starostenzeit (Graf Przebendowski) die etwaigen Hinrichtungen stattfanden.

Die 1885 in Gemeinschaft mit anderen, nicht ornamentirten Urnen gefundene Gesichtsurne (Fig. 1) von ganz schwarzem Thon ist 36 *cm* hoch, bei einem Bauchumfange von 83 *cm*; der Durchmesser der oberen Oeffnung beträgt 8, der der Stehfläche 11 *cm*. Sie gewährt ein ganz respectables Aussehen, sowohl durch ihre Grösse, wie durch den fast vollendeten Gesichtsausdruck (griechische Nase in Plastik) und durch die kunstvollen Einzeichnungen. Der Deckel ist, wie nebenan gezeichnet, von mehr flacher Beschaffenheit. Es ist zu bemerken, dass in der Urne mit dem Leichenbrande auch Sand vorhanden war, trotzdem dass der Deckel nach bestimmter Versicherung des Besitzers ihr aufliegend vorgefunden wurde. Die Einzeichnung (Fig. 2) besteht aus zwei, durch einfache Kreisschnürung getrennten Reihen; zumeist wiederholen sich die beiden, schon auf dem Mützendeckel angebrachten Zeichen, deren Deutung ich nicht wagen will, obschon das eine Zeichen einer Fahne nicht unähnlich sieht. Die schlitzartige Figur befindet sich

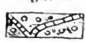
Figur 1.



Figur 2.



Figur 3.



Figur 4.



auf der Rückseite und soll wohl Anfang und Ende von einander trennen. Beide Zeichnungen, die untere mehr, als die obere, erstrecken sich nehmlich auch auf die Rückseite. Es ist mir für den Augenblick nicht mehr erinnerlich, ob die beiden Schlusszeichenpaare in Wirklichkeit unter einander stehen oder nur von mir aus Raummangel so gezeichnet wurden. Sollen damit Schmucksachen jener Zeit nachgeahmt sein, so verzierte man den Kopf (das Haar) mit ähnlichem Schmuck, weil hier, wie sonst, dieselbe Zeichnung sich wiederholt. Das unterste Zeichen befindet sich in der Nabelgegend. Soll das Ganze (Lissauer S. 62) eine Nadel mit Spiralkopf darstellen, so ist dazu das innere ähnliche Zeichen bemerkenswerth. Wie an den Ohren bronzene Kettchen (sogen. Klapperbleche) herabhängen, je zwei, rechtsseitig besser erhalten und länger, so waren solche Kettchen, Bommelchen und sonstige Stücke auch in dem Inhalte (Knochen, Asche und Sand) vor-

handen. Hervorragend unter ihnen erschien mir ein hübsch ornamentirtes kleines Bronzeplättchen (Fig. 3), sowie besonders ein jetzt in zwei Theile (Halbring und Stange) zerfallenes Stück, ebenfalls aus Bronze, das wie ein Schlüssel aussieht (Fig. 4); die Ansätze am Barte fehlen, die unteren Wandungen sind hohl (Halsringkragen? Schmuck und Zeichnung decken sich).

Die Spitzmützenurne (Fig. 5), etwa 1878 ebenda aufgefunden, ist 24 *cm* hoch, im Bauchumfange 71 *cm* weit, im Durchmesser oben (auch ohne Mütze) 9, unten 10 *cm* breit. Ihre Einzeichnung ist nicht so reichlich, aber immerhin bemerkenswerth. Am oberen Theile der spitzen Mütze (Deckel) sind 9 solcher Kreise vorhanden, wie ich deren nur 2 zeichnen konnte. Ebenso wiederholt sich vier Mal in symmetrischer Weise (vorn, hinten und seitlich gegenüber) die untere Zeichnung. Die drei Ringzeichnungen sind mehr in der Mitte der Urne zu suchen und gehen rund herum. Ausser Leichenbrand befand sich nichts in dieser Urne.

Figur 5.



Schon vor 40 Jahren hat Hr. Schröder auf demselben Galgenberge lose im Sande sehr viele Urnen, sämmtlich ohne Gesicht, aber mit Ornamenten versehen, gefunden, wohl an 100 Stück, so dass der ganze Berg damit besetzt scheint; er hat einige, die ihm besonders auffielen, auch aufbewahrt, nebst sehr vielen Bronzebeigaben, bis sie auf den Boden wanderten und dann beim Neubau des Hauses zertrümmert und nebst den Beigaben verschmissen wurden. — In einer Steinkiste fand er 4 Urnen in einer Reihe stehen.

Auch auf dem unterhalb liegenden Pfarracker hat Hr. Dekan Ziemann daselbst Urnen gefunden, sowohl lose im Sande, wie unter Steinen, sobald der Pflug einen Stein scharf streifte und er mit der Hacke (motyka) nachging, oft nur Scherben, wenn, wie häufig, Deck- und Quersteine fehlten.

(13) Hr. A. Treichel berichtet Ferneres über

westpreussische Schloss- und Burgberge.

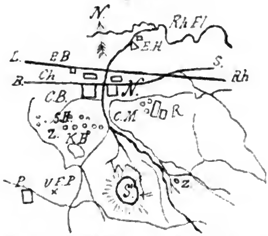
1) Der Schlossberg bei Neustadt, Westpreussen.

Der Schlossberg bei Neustadt, Westpreussen, ist ein Burgwall und halte ich ihn für den grössten, den ich gesehen, auch unter den mit Maasszahlen bekannten, sonst nicht leicht an Umfang einem anderen nachstehend. Bereits im Sitzungsbericht vom 15. October 1881 (S. 308) berichtete ich neben Gräberfunden über die ihm im Volksmunde anhaftende Sage, dass ein Mädchen, welches aus dem sogenannte Brunnen daselbst Wasser holen sollte, das Schloss verwünscht habe und dieses darauf versunken sei. Eine Stelle ist dort wohl zu finden, die sich durch eine stets nasse und mit Wasserpflanzen bestandene Vertiefung bemerkbar macht. Es kann auch als wahrscheinlich gelten, dass hier ein Brunnen gewesen sei Alsdann aber, da solche Brunnen auf Burgwällen nur selten sind, könnte die erste Anlage wenigstens des Brunnens zu einer späteren Periode geschehen sein, als wie man sie sonst den Burgwällen zuschreibt. Vielleicht hat man die vorhandene Festigung auch später benutzt und für die Vertheidigung vervollständigt. Jedenfalls würde eine Nachgrabung gerade an dieser Stelle am meisten lohnend sein. Die Stelle wird noch heute der Brunnen genannt. Sprach ich in meinem Referate von 1881 nach einer Chronik noch von Spuren eines Schlossbaues, der Sage nach aus den Zeiten der heidnischen Preussen herrührend, so muss ich ge-

stehen, dass ich solche Spuren weder selbst bemerkt, noch von ihnen weiter gehört habe, so oft ich seitdem in der Stadt, sowie auf dem Schlossberge selbst gewesen bin. In Nr. 10 und 11 Jahrg. 1887 des Neustädter Anzeigers hat noch ein ungenannter Verfasser in einem Artikel „aus Neustadts Vergangenheit" über den Schlossberg geschrieben.

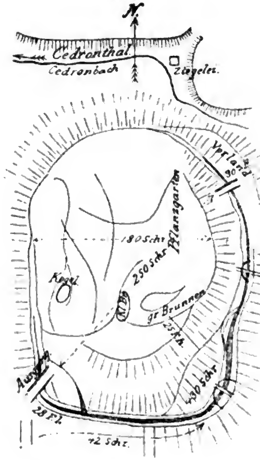
Das Thal, an dessen rechtem Ende, von Neustadt her, der Schlossberg sich erhebt, wird von zwei Bächen durchwässert, deren Namen früher Biala und Srebruna.

Figur 1.



Rh. Fl. Rheda-Fluss. E. H. Eisenhammer. E. B. Eisenbahn. L. Lusiyo. Rh. Rheda. Ch. Chaussee. B. Bohlschau. N. Neustadt (auch Norden), links daneben ▭ Schmechau. C. B. Calvarienberg. S. H. Schützenhaus. K. B. Kapellen. S'. Schloss. C. M. Cedron-Mühle. R. Ottiliensruh (Untere Först.). Z. Ziegeleien. P. Pentkowitz. U. F. P. Unterförsterei Pentkowitz. S'. Schlossberg.

Figur 2.



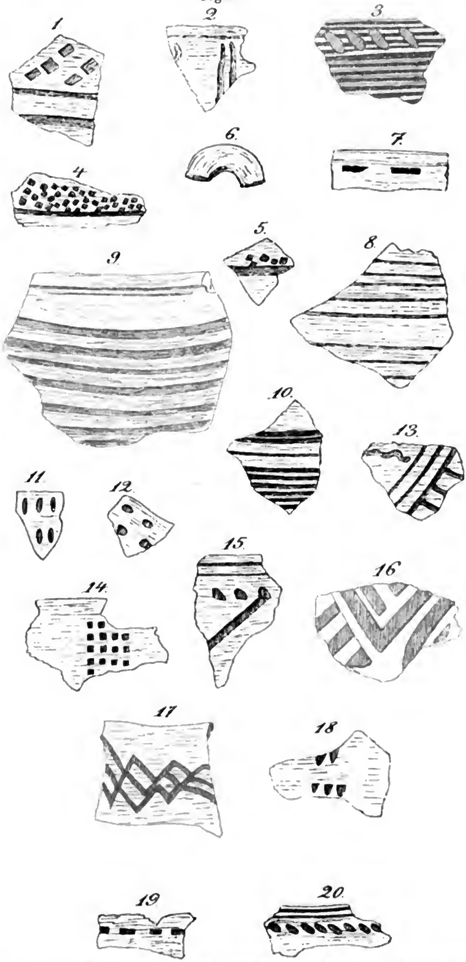
also Weiss- und Silberbach waren, bis das in die Rheda einmündende Hauptfliess nach der Gründung des Städtchens (um 1643 als Weihersfrei, polnisch Weiherowska Wola, weil von Jacob von Weiher gegründet) und nach Anlage der zahlreichen Wallfahrts-Capellen um dieselbe Zeit nach jerusalemitischem Muster den biblischen Namen Cedron erhielt. Zur rechten Seite des Cedronthales aber führt der Weg auf den Schlossberg, entweder unten am Rande des zuführenden Plateaus, oder oben im Walde. In der Vorderansicht wird das Thal von einem isolirten Bergkegel begrenzt. Zur rechten Seite aber erhebt sich nach einer guten Viertelmeile Weges der Schlossberg in seiner massigen Ausdehnung als Ausläufer der rechtsseitigen Thalsohle, die mit Hochwald bestanden ist, bis er nach einer Schneide aufhört. Von hier aus wandert man breiten Weges etwa 760 Schritte mehr bergan, als -ab steigend, zwischen aufgeschossenem Gebüsch auf dem Kamme fort, bis man zur gänzlich unbewaldeten Anlage selbst kommt, die sofort als solche zu erkennen ist. Menschenhände haben an der schanzenartigen Befestigung noch das hinzugefügt, was die Natur schon von selbst darbot. Sie zeigt eine fast viereckige Bildung, an den Rändern überall erhoben, sehr wenig an der Seite beim Einfall ins Thal, sonst von ungleichmässiger Höhe, am meisten hoch im Südwesten und Südosten, so dass förmliche Hügel hier die Wallkrone ausmachen.

Wo die Höhe am grössten, war es auch die Gefahr, weil entweder zu viel nicht mit in die Befestigung hineingenommenes Vorland oder ein nicht vollständig abgestochener Bergrücken hier anstiess. Sonst war der Abhang für etwaige Ueberfälle zu steil. Die Anhöhung vom Innern bis zur Wallkrone beträgt 28, 25, 42 Schritte. Der Durchmesser von W. nach O. fasst etwa 180 Schritte. Genau SW., wie auch NO., befinden sich in dem Walle Einsattelungen, welche den Zugang bildeten und noch bilden. Das meiste Vorland hat der Zugang im NO., ohne dass hier die Krone zu stark erhöht wäre. Die Aufschüttung hat zumeist auf dem Halbbogen SW. zu NO. stattgefunden. Diesen Bogen beging ich auf der Krone und mass 430 Schritte, also für die Hälfte der Anlage. Zwischen den beiden Zugängen, auf einem fast erhöhten Wege, ging ich 250 Schritte. Beiderseits sehen wir Vertiefungen im Boden, überall von starker Grasnarbe und auch weniger häufigen Pflanzen bedeckt, welche Tiefen gewiss ihre Bedeutung gehabt haben. In dem Winkel halb NO. und halb SO. ist in neuerer Zeit ein Pflanzgarten für Kiefern angelegt. Wo hier die Erde noch bloss liegt oder wo ein Maulwurf dieselbe nach oben kehrte oder der Stubben eines entwurzelten Baumes (von 1 *m* Durchmesser: also ein Zeichen, welche lange Zeit zwischen der [letzten?] Festigung und der Fällung der Bäume verstrichen ist) steht, — alles meist auf dem rechten Halbbogen, da können alte Scherben ohne Mühe zahlreich aufgelesen werden. Meist sind sie ohne Ornamente. Die Zeichnung der bemerkenswertheren Stücke mit solche liegt bei (Fig. 3); es kann daraus leicht gefolgert werden, ob selbige der eigentlichen Burgwallzeit oder einer späteren Periode angehören. Ich will meinen, dass sie bei keiner sich gegenseitig ausschliessenden Charakteristik ganz der ersteren Zeit angehören können. Uebrigens sind einige wenige (Fig. 3 Nr. 14—20) mit der Drehscheibe gefertigt.

Auf jenem Halbbogen finden wir die grösste Vertiefung und die meiste schwarze Erde. Hier war denn auch wohl der Kochplatz. Die ganze Lage und Bauart spricht natürlich für eine Zeit, in welcher man das Schiesspulver noch nicht kannte, und macht das Ganze, zumal bei seiner sich förmlich aufdrängenden Grösse einen „ungefügen und hünenhaften" Eindruck. Mit Recht ist der ausserdem aussichtsreiche und schon deshalb das Besteigen lohnende Schlossberg auch vielfach das Ziel von Spaziergängern aus weiterer Umgegend, wie auch aus Neustadt selbst, deren jeder etwas Neues dabei zu finden glaubt.

Ich selbst mag von meinem Gedanken nicht abgehen, es sei der Schlossberg ein richtiger Burgwall und kein Burgberg und habe in heidnischer Zeit besonders als Fliehburg, namentlich auch für Viehstücke wegen der ersichtlichen Theilung, vielleicht auch zur Hälfte zu culturellen Zwecken gedient. So hat schon längst vor dem heutigen Neustadt eine andere Gemeinde untergegangenen Geschlechtes mit ihrem grossartig veranlagten Centrum sich an Cedronbach und -Thal angelehnt und auf solchem zwar geschaffenen, aber doch durch seine natürliche Lage bevorzugten Platze ihre fortificatorische Defensive, vielleicht auch ihre Cultusstätte gehabt. Vielfach werden auf dem ganzen Gebiete rund umher Begräbnissstätten gefunden. Zahlreiche Grabhügel liegen noch unberührt, namentlich auf den gleich starken Anhöhen im Osten des Schlossberges. Genaueres über solche bringt der zu Anfang aufgeführte Artikel des Neustädter Anzeigers, aus sachkundiger Feder, sowie besonders Dr. A. Lissauer: Prähistorische Denkmäler aus Westpreussen (S. 111 u. 121), welcher die Funde der Hallstätter Epoche zuweist. Mich nimmt nur Wunder, dass die Anführung der ganzen Anlage dieses Schlossberges für die arabisch-nordische Epoche unterlassen ist, trotz der Nähe von Danzig und trotz der Benennung selbst auf der Generalstabskarte (Sectionsblatt

Figur 3.



Die schwarzen Stellen sind vertieft, die weissen erhaben, nur bei Nr. 16 ist das Umgekehrte der Fall.

Neustadt). Schon der Name giebt ihr ihre Stelle in Dr. Behla's vorgeschichtlichen Rundwällen (S. 190), freilich unter meiner Beihülfe, der ich erst jetzt dazu komme, dieser Stätte eine längere Beschreibung zu widmen. — Was nun den Granitstein mit eigenthümlichen Furchen und Halbkreisen anbetrifft, so ist es derselbe, welchen schon Dr. Taubner im Sitzungsbericht 1887 S. 421 beschrieben hat. Er liegt, wenn man auf dem Kamme bei der Schneide aus dem Walde kommt, nach 30 Schritten Entfernung auf dem Schlossbergwege, etwa 12 Schritte zur rechten Hand. — Einen anderen Stein (Fig. 4) mit tief eingemeisseltem Kreuze traf ich früher nahe einem Waldwege zum Schlossberg. Die Neugierde oder Habsucht nach Schätzen hatte seitwärts eine grosse Oeffnung ausgebuddelt. Ich entsinne mich seiner deutlichst von einem Spaziergange vor etwa 6 Jahren. Heute ist er nicht mehr zu finden und manches der häufigen Löcher könnte seine frühere Stelle andeuten. Heisst es nun, er sei nach Berlin in das Museum geschafft worden, so wurde mein Zweifel an dieser Thatsache durch verneinende Auskunft an betreffender Stelle bestätigt, und bleibt nur die Annahme übrig, dass er mit oder ohne Recht gesprengt und fortgeschafft sei, trotz der dort sonst steinreichen Gegend. Kurzum, er ist und bleibt verschwunden. Seine Grube aber liegt, wie Dr. Taubner mir gefälligst mittheilte, nach dem Compass gemessen, ihrer Länge nach genau von Ost nach West, vom eigentlichen Burgwall etwa 800 Meterschritte entfernt, und sollte er vielleicht den Beginn des heiligen Gebietes andeuten. Wie genau nach Lage und Entfernung damit ein anderer Kreuzstein im Gisdepka-Thale nahe dem dortigen Berge übereinstimmt, werden wir in der folgenden Mittheilung ersehen. Auf diese Weise könnte es leicht möglich sein, auch in der Nähe von anderen Schloss-, Burg- oder heiligen Bergen rechtwinklige Kreuzsteine aufzufinden und in Verbindung mit dem Walle oder seinem Gebiete zu setzen.

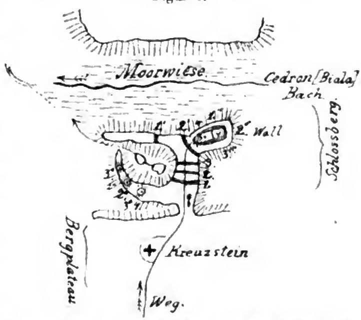
Figur 4.



Im Cedronthale, nahe dem Schlossberge, wurden vor etwa 10 Jahren nahe der Haber'schen Ziegelei 2 grosse Mahlsteine älterer Art gefunden und mühevoll ins Provinzial-Museum nach Danzig geschafft. Unter den Mahlsteinen (neolithische Epoche) in Lissauer's Denkmälern finde ich den Kreuzstein nicht aufgeführt.

Zum Schlusse mögen noch einige Mittheilungen folgen, mir von Hrn. Taubner nachträglich schriftlich unterbreitet, die neue Thatsachen und Gesichtspunkte eröffnen. Mit Recht deutet er darauf hin, dass der ganze Kamm des Bergplateaus eigentlich Schlossberg genannt werde, dessen Ausläufer dann der eigentliche Burgwall sei (Fig. 5). Auch kann man den Kamm als eine nur wenige Fuss breite Brücke deuten, durch welche Schlossberg und Bergplateau zusammenhängen. Den jetzigen Weg, als den eigentlich einzigen, hält er für den auch zur slavischen Zeit beschrittenen. Nach 30 *m* S. Entfernung von dem Landkartensteine liegt 12 *m* S.

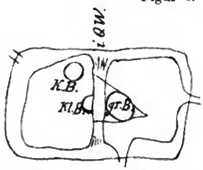
Figur 5.



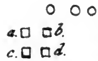
⌐ flacher Stein. ı Kartenstein. 1—4 Wall, bezw. Berg.

links vom Wege ein ebenfalls grosser, flacher Stein, auf welchem man bei einiger Phantasie eine Zeichnung entdecken kann. Die Vertiefungen im Walle selbst (Brunnen) dienten augenscheinlich zur Ansammlung von Wasser. Dann hat er links vom grossen Brunnen noch einen kleineren gefunden. Aufgefallen ist ihm ferner in WSW. eine Erhöhung im eigentlichen Burgwall, die er Kegelberg nennt (Fig. 6). Südlich vom Walle, zu vorhandenen Hügelgräbern gehörig, stellt er im Viereck eine Steinsetzung von 4 Steinen fest, die, reihenweise mit a, b, c, d bezeichnet, die Lage von a, b und c, d genau von O. nach W. und von a, c und b, d genau von N. nach W. ergeben. — Schliesslich construirt er auf dem Schlossberge, also dem Plateau, mehrere Wälle, die ich wohl übersah, die aber darin enthalten sein mögen, dass ich von einem grösseren An- und Abstiege sprach, an Zahl 3, und in der hufeisenförmigen Endausbildung einerseits drei bergige Erhebungen, andererseits zwei Vorwälle. Eine Zeichnung (Fig. 6) mag auch das veranschaulichen. Die Gesammtzahl aller dieser Vertheidigungs-Erdwerke, wie sie heute noch nachweisbar, wäre plus der 4 Wallseiten des Burgwalls selbst, also 12. Aehnlich hatte 12 Thore auch „die grosse Stadt" westlich vom Preussenlande, noch von dem Araber Ibrahim ibn Jakúb ausdrücklich erwähnt, aber von Lissauer (S. 176) für mythisch gehalten, ohne dass geradezu gesagt werden soll, diese Centralstätte am weissen und silbernen Bache wäre jene zwölfthorige Stadt, die Hauptstadt der Ubâba. Indessen würde und muss es sich wohl der Mühe verlohnen, Land und Volk der Ubâba jenes Arabers, welcher 973 eine Sarazenen-Gesandtschaft aus Afrika an Kaiser Otto I. nach Merseburg (als Arzt?) begleitete und in seiner Beschreibung auch einen Bericht über die Slaven hier hinterliess, sich nochmals quellengemäss anzusehen und darnach local angepasst zu reconstruiren. Hat die Sage einen Grund, so wäre (ausser Danzig) keine passendere Stelle aufzufinden. Der Hafen dabei aber würde auf Wollin deuten.

Figur 6.



K. B. Kegelberg. Kl. Br. kleiner, gr. B grosser Brunnen. i. Q. W. innerer Querwall.



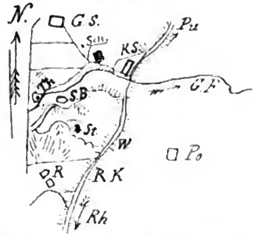
Hügelgräber.

2) Gisdepka-Burgberg von Kl.-Schlatau, Kreis Neustadt.

Auf der Sectionskarte Hela der preussischen Generalstabsaufnahme ist nahe Kl.-Schlatau eine dazu gehörige Anhöhe als Schlossberg verzeichnet. Weder Dr. Behla, noch Dr. Lissauer führen ihn in ihren bezüglichen Werken auf. Das nahe Rekau ist allerdings durch Urnenfunde gekennzeichnet, die ja vielfach im ganzen Gebiete vorkommen. Erst durch die Güte von Hrn. Dr. Taubner bin ich auf ihn aufmerksam geworden und habe auch in seiner Gemeinschaft eine Untersuchung desselben vorgenommen. Vom Rekauer Kruge an der Chaussee Rheda-Putzig führt eine kleine, halb nasse Schlucht, in welcher ein halb in die Erde versunkener Stein (S. 331), an der Oberfläche 98 *cm* lang und 71 *cm* breit, ein Richtstein mit längsaxig NW. zu SO. eingemeisselten, 2—4 *cm* tiefen Streifen, in das sog. Gisdepka-Thal. In diesem entspringt das kleine Flüsschen, das bei Oslanin in die Putziger Wiek einmündet, vielleicht ebenfalls Gisdepka genannt, obschon dieser Name nach seiner Bedeutung eher dem Thale selbst zukommt, das somit als Stübchen bezeichnet wird, da polnisch izba = Stube. An einem rechtsseitigen

Vorsprunge erhebt sich ein isolirter Bergkegel, der Schlossberg. Im Volksmunde hörte ich dafür die Bezeichnung zamkowa gora, wörtlich schlossiger Berg, — eine adjectivische Wendung, die im Gegensatze zu dem sonstigen zamkowiszko vielleicht die dem Volke nicht recht einleuchtende Annahme als Schloss oder Wall ausdrücken soll. In seinem Wesen entspricht der Berg auch der früher geschilderten Stolinka und der Höhe im Garschau-See bei Cziwialken. Soll einmal der Volks- und kartographische Name gelten, so muss ich ihn als Burgberg ansprechen. Seine Höhe ist ziemlich bedeutend, etwa 20 *m*, obschon nicht gemessen, da bei dem Bestande mit dichtem Unterholze der Aufstieg der steilen Höhe nur gebückt, in Absätzen und mit Ausruhen vor sich gehen konnte. Oben ist ebenfalls dichtes Holz, das jede Aus- und Ansicht versperrte. Ich konnte die für einen Burgwall unerlässliche Mulde nicht entdecken, obschon auf dem umfangreichen Plateau wohl Platz dafür gegeben war. Bei schwachen Buddelversuchen konnte ich auch sonstige Funde nicht machen. Ein gefundenes Grabeloch scheint eher einem Steine gegolten zu haben, obschon es deren dort in bequemerer Lage giebt. Die mit dem gemeldeten Stein correspondirende Richtung ist ebenfalls SW. zu NO. Vom Ackerlande am Rande des Gisdepka-Thales hat Dr. Taubner auch mehrfach Scherben aufgelesen, wohl sämmtlich ohne Ornamente. An diesen Schlossberg knüpft sich übrigens dieselbe Sage von einem verwünschten Schlosse, wie an die von Neustadt und von Zarnowitz. Legt man ihm wegen seines Namens eine Bedeutung zur Heidenzeit bei, so könnte er vielleicht ein Fliehplatz, jedoch für den Anfang, für die anstossende Ortschaft oder die umliegenden Ortschaften gewesen sein, viel eher jedoch ein (Feuer-) Signalberg.

Figur 7.

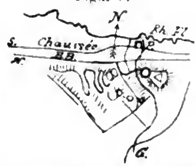


G. S. Gross-Schlatau. Sch. Schule. K. S. Klein-Schlatau. Po. Polchau. W. Wedlin. R. Rekau. R. K. Rekauer Krug. Rh. Rheda (Chaussee). Pu. Putzig G. Th. und G. F. Gisdepka-Thal und G. Fliess. St. Stein. S. B. Schlossberg

3) Mergelberg bei Pelzau, ob ein Burgwall?

Von Neustadt bis Rheda führen drei meist parallele Dinge: Rhedafluss, Chaussee und Eisenbahn. Etwa eine Meile von Neustadt ab liegt das Dorf Pelzau, zwischen Rhedafluss und Chaussee. Dem Orte südlich gegenüber, jenseits der Eisenbahn, liegt eine fast isolirte Bergkuppe. Ihre Höhe bemass ich beim Aufstiege mit 90 Schritten. Die nahe trigonometrische Station giebt 85 *m* über Meeresspiegel an. Nebenan bei seinem Fusse liegt linkseitig ein springiges Moor, hin und wieder mit kleineren Kalkplatten durchsetzt. Fuss und volle Anhöhung bieten nur Sand als obere Schicht dar, die Kuppe selbst aber unter Grand und Kies in mehr oder minder starker, schwarzer, am oberen Rande auch schwach mit Kohlenresten durchsetzter Humusschicht (schwarzer Erde) eine recht häufige Einstreuung von Kalkmergel in Stücken, Plättchen und Klumpen. Dr. Taubner, in dessen Gesellschaft ich

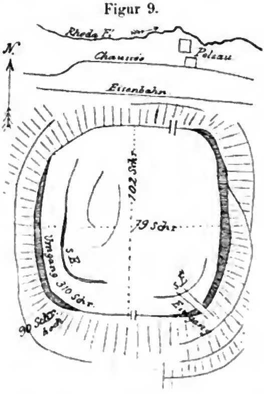
Figur 8.



S. Schmechau. N. Neustadt. E. B. Eisenbahn. Rh. Rheda. P. Pelzau. △ Trigonom. Station. ○ Berg. G. Gnewau.

den Berg bestieg, hatte dort vorher ausser Bernsteinstücken, von denen eines hühnereigross und hellflächig, eines länglich mit vermorschter Oberfläche, wenige charakteristische Scherben, sowie am Fusse des Berges ein menschliches Kreuzbein gefunden. Es ist deutlich zu sehen, dass die jetzt kreisrund abgeplattete Oberfläche durch Abfahren des mit der schwarzen Erdschicht innigst verbundenen Kalkmergels zu landwirthschaftlichen Zwecken in Angriff genommen ist und die beiden Einschnitte im N. und S. zur Ein- und Ausfuhr gedient haben. Die schwarze Erde kann aber nicht so entstanden sein, dass man sie aus dem nahen Moore zur Bildung des etwaigen Walles die steile Anhöhe hinaufgebracht hat; ich müsste einer solchen Hypothese widersprechen, wenn auch wenige Zeichnungen an westpreussischen Urnen beweisen können, dass Pferde als Zugthiere benutzt und bereits auch Wagen mit Speichenrädern verfertigt wurden. Meist ist der Boden durch eine dicke Grasnarbe gefestigt. Diese kann aber auch nach Abnutzung des Erdreiches an der betreffenden Stelle erst entstanden sein. Wie es früher war, ob volle Kuppe, ob plateauartige Fläche, das weiss ich nicht und habe ich auch nicht die erbetene Unterweisung über diese Frage von dem jetzigen, nur wenige Jahre im Besitz befindlichen Eigenthümer in Erfahrung bringen können. Ist auch die Ansprache als Burgwall wegen des geschilderten Umstandes fragwürdig und zweifelhaft, so ist doch für den jetzigen Anblick nur zu sagen, dass das Ganze eine sehr grosse Aehnlichkeit mit einem solchen hat. Die Maasszahlen ergaben 310 Schritte Umgang der zum Theil abgestochenen Wallkrone, 79 Schritte für die Breite (W. nach O.) und 102 Schritte für die Länge (S. nach N.). Genau SO. würde der Eingang (oder war es eine frühere Einfuhrstelle?) gewesen sein, wie deutlich zu sehen. Unterstützt wird die bejahende Ansicht durch die Scherbenfunde und durch das Vorhandensein einer kesselartigen Vertiefung in NWS. Auch kann man im SO., wo ein sanfter ansteigendes Terrain die Verbindung zu dem Nebenberge mit dem trigonometrischen Steine herstellt, wohl ohne Gefahr des Widerspruchs einen Abstich des Erdreichs von aussen, zur Erhöhung der Wallkrone gebraucht, behaupten, weil hier die meiste Angriffsgefahr vorlag, trotzdem hier die als alt vorausgesetzte Eingangsstelle ist. Bis auf weitere Nachricht, Untersuchung und Auffindung von Material zur Unterstützung müsste man daher mit dem völlig bestimmten Urtheile zurückhalten und fürs Erste diese Anlage nur als eine solche bezeichnen, die wegen vielfach zustimmender Merkmale dennoch leicht irreführen kann. Aus diesem Grunde darf ihre Erwähnung hier vollen Platz beanspruchen. (Bes. Major von Dieskau fand dort zwei Skelette beim Mergelgraben.)

Figur 9.



(14) Hr. Quedenfeldt legt sehr schöne, theils ihm selbst, theils dem Regierungsreferendar von Oppenheim in Oppeln gehörende Photographien von Marokkanern vor.

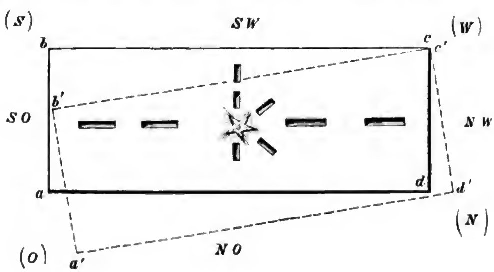
(15) Hr. Taubner zu Neustadt, Westpreussen, übersendet folgenden Beitrag zur Kenntniss der

vorchristlichen rechtwinkligen Kreuzzeichen.

Zwei Formen des vorchristlichen rechtwinkligen Kreuzzeichens haben besonders die Aufmerksamkeit erregt, die „Svastika" und das „Radornament" (vgl. Zeitschrift f. Ethnologie). Nachfolgende Beispiele sollen die Ansicht stützen, dass dieses Kreuzzeichen sich aus der graphischen Darstellung der Bewegung des dem Naturmenschen zuerst und am nachhaltigsten imponirenden Himmelskörpers, der Sonne, entwickelt hat:

I. Stein mit eingemeisseltem rechtwinkligem Kreuz in der Nähe eines „Schlossberges".

Die sogen. kleine Generalstabskarte verzeichnet in leicht nordöstlicher Richtung, in einer Entfernung von $^1/_4$ Meile vom Dorf Rekau im Putziger Kreise einen isolirt liegenden Berg als „Schlossberg". Er liegt im südlichen Ufer des Gisdepka-Thales, das sich beim Dorfe Oslanin gegen das Putziger Wiek öffnet (S. 328). Die einschlägigen Werke der Herren Lissauer und Behla verzeichnen ihn noch nicht. Von seiner näheren Beschreibung soll hier abgesehen werden, nur soviel: er hat mehr den Charakter des Burgberges und der Cultusstätte. Ihm gegenüber am Abhang fand der Verfasser einen kornquetscherartig ausgehöhlten, rothen, grösseren Granitblock und weiter auf dem benachbarten Plateau mehrere Scherben von Gefässen, ohne Drehscheibe verfertigt und von dem Charakter der nordisch-arabischen Periode. Von dem Berge führt auf das anliegende Plateau in südöstlicher Richtung in einer Länge von etwa $^1/_8$ Meile eine Thalsenkung nach „Rekauer Krug". In dieser gelangt man zu einem grösseren bearbeiteten Stein, der linker Hand von der Thalsohle liegt und folgende Details darbietet: es ist ein hellrother Granit, dessen Oberfläche geebnet ist und ein ziemlich regelmässiges längliches Viereck bildet. Der Längendurchmesser beträgt 98, der Breitendurchmesser 71 *cm*. Ungefähr 35 *cm* ragt der Stein aus dem Boden, unter den er sich noch mindestens eben so tief erstreckt. Die Oberfläche liegt nicht ganz in der Horizontale, sie fällt nach der südlichen Ecke merklich nach unten zu ab. In der Oberfläche befinden sich in Abständen von einigen Centimetern 9 regelmässige schmale, längliche Vierecke von 2—4 *cm* Tiefe, in rechtwinkliger Kreuzform eingemeisselt; die ideale Schnittstelle der Kreuzbranchen ist schalenförmig ausgehöhlt. Die folgende Abbildung veranschaulicht am übersichtlichsten die speciellsten Details.



Dass in diesem Steine kein neuzeitliches Gebilde vorliegt, dafür spricht seine Beschaffenheit selbst und die Nachbarschaft prähistorischer Objecte mit unzweifelhafter Gewissheit. Unzweifelhaft ist aber auch durch Nachgiebigkeit seines Unterbodens seine ursprüngliche Lage nicht mehr ganz vorhanden. Sie würde sich in der durch die Buchstaben a′ b′ c′ d′ in obenstehender Figur dargestellten Verschiebung reconstruiren lassen. Es rückt dann die durch Compass genau festgestellte Kreuzhauptbranchenlinie aus der Richtung NW.—SO. in die Richtung W.—O.

II. Rechtwinkliger Kreuzstein in der Nähe des Schlossberges bei Neustadt, Westpreussen.

Ein Stein mit rechtwinklig eingemeisselter Kreuzfigur, die „in der Mitte den Eindruck machte, als sei sie nicht ganz vollendet", lag früher unweit des imposanten Burgwalls bei Neustadt (Zeuge u. a. Hr. Treichel-Hoch-Paleschken S. 327). Ueber den Verbleib dieses Steins ist nichts Sicheres zu ermitteln. Wo er gelegen, befindet sich noch heute eine längliche Grube von etwa 1 *m* Tiefe. Die Längsrichtung dieser Grube ist nach dem Compass deutlich Ost—West.

III. Steinsetzung in einem Urnenfelde.



Hr. Siehe-Kalau (Z. f. E. Bd. XV Verh. S. 423) beschreibt und bildet ab einen, aus aneinandergelegten Granitfindlingen bestehenden Steinwall, der von Ost nach West verläuft und an dessen nördlicher Seite ein zweiter rechtwinklig angesetzt ist.

IV. Steinsetzung in der Nähe von Grabhügeln.

Eine Steinsetzung, wie unter III beschrieben, wurde 1 *m* tief beim Bau der Provinzial-Irrenanstalt zu Neustadt, Westpreussen, freigelegt. Erwähnt vom Verfasser im Neustädter Anzeiger; Zeuge Gärtner Bahr ebendort. In der Nähe befinden sich Hügelgräber ohne Leichenbrand, analog den von Hrn. Kasiski, Neustettin, beschriebenen, in denen die Leichen gänzlich vergangen waren.

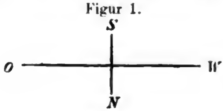
V. In der Zeitschr. f. Ethnol. Bd. XVIII Verh. S. 72 beschreibt Hr. Weineck-Lübben einen Urnenfund: in einem Abstande von 4—9 *m* waren die Gefässe umgeben von einer Anzahl etwa 1 *m* unter der Oberfläche liegender Pflasterungen von Feldsteinen, die einen nach Norden offenen Bogen bildeten.

VI. Ebendaselbst Verh. S. 277 beschreibt Hr. Olshausen eine auf der Insel Amrum innerhalb eines grossen Hügels liegende ununterbrochene Pflasterung, nach Norden hin offen, dabei 2 Urnen u. s. w.

VII. Mondsichel auf dem Müncheberger Runenspeer (Verh. ebendaselbst).

In Vorstehendem ist von folgenden Darstellungen die Rede:

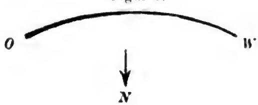
Figur 1.



Figur 2.



Figur 3.



Ihre Erklärung als Darstellung des Sonnenlaufs und der daraus abstrahirten 4 Himmelsrichtungen dürfte als die naturalistischste am plausibelsten erscheinen (vergl. Hr. Virchow: Radornament = rollende Sonne). Das erste, was dem Naturmenschen impo-

nirend ins Auge fiel, daher göttlich verehrt ward, war die Sonne und ihr scheinbarer Lauf am Himmelsgewölbe. Aus letzterem folgt die erste graphische Darstellung, nicht in gerader Linie von Ost nach West, sondern als Bogen (Fig. 3), der sich erst durch abstrahirendes Denken in die gerade Linie verwandelte. Als zweites imponirte in der Nacht der feststehende Polarstern, um den sich die Nachtgestirne drehen, die Richtung des Sonnenlaufs wiederholend (Fig. 2). Das volle Kreuz (Fig. 1) dürfte darnach wohl schon eine wesentliche höhere Stufe ausdrücken, den Begriff von Windrichtungen, vielleicht aber auch schon hervorgegangen aus mehr symmetrisch darstellender, ornamentirender Thätigkeit. So entstand vielleicht auch das Triquetrum  aus  und hier liegt vielleicht auch ein Ursprung der Heiligkeit der Zahl 3, sowie das Bild des Thorshammers . Der Steinkreis als Wiedergabe der Sonnenscheibe („Lodas heilige Kreise“ Ossians Gedichte) ist augenfällig; Kreis und Kreuz combinirt geben  das Radornament, von dem das Hakenkreuz  vielleicht nur eine abgekürzte Darstellung ist. Steinsetzungen, den Sonnenlauf in den angegebenen Varianten darstellend, dürften vielleicht auch die bekannten „signa et formae deorum“ der alten Germanen bei Tacitus sein, „gewisse auf die Natur und das Wesen der Gottheit deutende Symbole, die zur Gottesverehrung dienten“. — Heilige Zeichen machten statt der Waffen und jedes anderen Schutzes den Verehrer der Gottheit sicher, selbst unter Feinden (Tacitus, Germania Cap. 45). In der gallischen sowohl wie in gallisch-römischer Zeit wurden kleine Rädchen (Radornament) als Amulette getragen (Hr. Behla, Zeitschr. f. Ethnol. Bd. XIV Verh. S. 44); auch die Germanen trugen Amulette (Tacitus, Germania Cap. 45). Nicht vergessen seien aus dem modernen Aberglauben die drei Kreuze , die, an die Thür geschrieben, vor Spuk und bösen Geistern schützen, ein Analogon der Rädchenamulette.

(16) Hr. Abeking spricht über

Funde von Zinnowitz auf Usedom.

In Zinnowitz auf Usedom fand ich im August 1887 auf einem Sandwege, der vom Glienberge nach dem Dorfe führt, einige Urnenreste. Beim weiteren Nachgraben konnte ich keine ganzen Gefässe finden, doch grössere und kleinere Stücke, von verschiedener Farbe an der äusseren und inneren Seite, und vor allem aus ganz verschiedenem Material gearbeitet. Irgend welche Verzierungen fand ich nicht; doch Brandstellen, wenige kleine Knochenreste. Unter den Bruchstücken befanden sich verschiedene, die dem Boden, bezw. dem oberen Rande der Gefässe angehören mussten. Weitere Nachgrabungen konnte ich der bestellten Aecker und meiner bevorstehenden Abreise wegen nicht unternehmen. Einige Feuersteinstücke von Kinderfaustgrösse fand ich, die auf mich den Eindruck von Nucleis machten.

Alles findet sich im Kies, bezw. Lehm am westlichen Abhange des Glien-

berges, etwa 30—50 *cm* unter der Ackerkrume. Alte Männer theilten mir mit, dass 1836 viele grosse Steine aus besagtem Acker ausgegraben wären, dass diese Steine einen vierkantigen Raum von etwa 2 *m* Länge, 0,50—1 *m* Breite umschlossen hätten und dass über diesen Steinen grosse Steinplatten gelegen hätten. Drei solcher offenbarer Gräber sollen vorhanden gewesen sein; in einem soll ein Schädel (vom Menschen) und ein Steinbeil gelegen haben, welche Gegenstände Hr. Pastor Meinhold in Krummin seiner Zeit an sich genommen habe. —

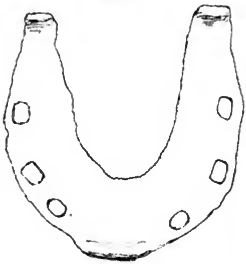
Hr. Virchow erinnert daran, dass über Zinnowitz bereits eine Mittheilung des Hrn. Liebe in den Verhandlungen (1876. S. 216) gedruckt ist.

(17) Hr. Abeking spricht ferner über

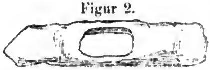
Moorfunde von Marienbad, Böhmen.

In Marienbad (Böhmen) fand ich im Juni 1888 in einem Schrank, der im Hause der Marienquelle steht, ausser Röhrenknochen und Geweihen vom Hirsch, Elen und Reh, Hufeisen (Fig. 1) und zwar zwei ganze und ein halbes, ausserdem einen Hammer (Fig. 2). Diese Gegenstände, sämmtlich aus Eisen, sind in den sechziger Jahren an der Sohle des Marienbader Moores — das eine Mächtigkeit von 5—10 *m* hat — im Kies, bezw. Sand gefunden; in der Nähe dieser Gegenstände war eine Brandstelle, von der aber keine Kohlen, Knochen oder dergl. aufbewahrt sind. Ausser den genannten Gegenständen ist kein Metall oder Thon und dergl. gefunden. Aus der Gestalt und dem Gewicht der Hufeisen ergiebt sich, dass sie dem Mittelalter angehören.

Figur 1.



Figur 2.



$^1/_3$ natürlicher Grösse.

(18) Hr. Bastian bespricht einen

Kopf von Cuzco und Wanderungen der Peruaner.

Durch Hrn. Dr. Macedo aus Lima, den wir die Freude haben heute in unserer Mitte zu sehen, ist dem Museum für Völkerkunde aus Cuzco ein Kopf übergeben, der in seinen Gesichtsdurchbohrungen an das erinnert, was Zarate von Küstenindianern zur Zeit der Entdeckung erzählt, als dort auch jene kleinen Mumienköpfe angetroffen wurden, wie sie jetzt vom Napo kommen.

Ausserdem wird ein neues Beweisstück geliefert zu dem im Museum bereits vorhandenen, um durch die als mexicanisch bezeichnete Stylart der Vasenverzierungen in Yca die von dortig maritimen Einwanderungen redenden Traditionen zu bestätigen.

Betreffs gemeinsamen Ursprungs der über die Cara herrschenden Scyri, welche unter den Quitus (mit der in Mechoacan wiederkehrenden Klangeigenthümlichkeit) ihr Reich begründeten, mit den Inca Cuzco's giebt Velasco Andeutungen; Oliva lässt die verknüpfenden Abenteurerfahrten, von der Landung in Yca aus, den Zug ins Innere beginnen.

Von Yca und Arica wurden Seezüge unternommen (Acosta) zum Besuch der Inseln (Garcia), und wie Almagro (Oviedo), traf Pizarro's Pilot Handels-

schiffe längs der Küste (bei Tumbez). Diese Entdeckungsreisen waren eingeleitet durch die Nachrichten über Biru, von wo Raubschiffe nach Cochama gelangten (Andagoga). Die Chincha kamen aus entfernter Heimath (Garcilasso de la Vega) zu ihren Seeplätzen, und an solchen bezeugten die Chimu durch den Cultus ihres Fischgottes die Meeresherkunft. Von Yupangui wurde eine Flotte zur Eroberung ferner Inselgruppen ausgerüstet (Cieza), und wie die Monumente der Oster-Insel die Orejones zurückrufen, so der Gott „Big-Ears" (Allen) auf den Hervey-Inseln (zu Cook's Zeit).

Die Wilden Neu-Granada's waren über Panama und Darien gekommen (bei Blas Valera), die Huaves von Peru (Goray) bis Tehuantepec (Burgoa), „de alla de la costa del Sur" (und zu den Mixes), und in Darien hatte man Nachricht von den „riquezas del Peru" (Herrera), wie durch Comague's Sohn von grossen Reichen im Süden (Petrus Martyr). In Llambeyeque landet Naymlap (Balboa) mit seinem Gefolge, bei Caraque die Cara, „navegando en balsas, no de juncos, como se de dice los gigantes, sino de grandes maderas, unidas unos con otros (Velasco). En los Llanos habian decembarcado balsas y canoas (unter Ayar Taico Capac) hombres de gran estatura (Montesinos). Quitumbe zieht von Puna nach Quito und Quitecuano (Icazbalceta) und kam zu Schiff nach Jaliso, während in der Kalenderrechnung der Tarasker Inta wiederkehrt aus Inti, als Sonne (der Quechua). —

Hr. Nehring fügt einige Bemerkungen hinzu über

altperuanische Hausthiere.

Die Bewohner des Inca-Reiches besassen vor dem Eindringen der Spanier an Haussäugethieren den Hund, das Lama, das Alpaca und das Meerschweinchen. Während die letzteren drei wahrscheinlich auf südamerikanischem Boden domesticirt worden sind, deutet der Hund auf Beziehungen nach Nordamerika hin. Die von mir untersuchten, aus vorspanischen Gräbern Peru's stammenden Haushunde [1]) können von keiner wilden Canis-Art Südamerikas abgeleitet werden, sondern sie stammen wahrscheinlich von den kleineren, südlichen Varietäten des nordamerikanischen Wolfes (Lupus occidentalis) ab. Vermuthlich waren die altmexikanischen Haushunde von ähnlicher Beschaffenheit; es wäre sehr wünschenswerth, dass man bei etwaigen Ausgrabungen in Mexiko auf vorkommende Hundereste achtete und dieselben einer wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich machte.

Nach meiner Ansicht ist der Inca-Hund von Norden mitgebracht oder eingeführt, während die Lamas, Alpacas und Meerschweinchen auf südamerikanischem Boden in den Hausthierstand übergeführt sind. —

Zugleich benutze ich die Gelegenheit, dem in unserer heutigen Sitzung anwesenden Hrn. Dr. med. J. M. Macedo aus Lima meinen verbindlichsten Dank dafür auszusprechen, dass derselbe die bei seinen Ausgrabungen in Peru gefundenen Hunde-Mumien mir in der uneigennützigsten Weise übersandt hat. Diese Mumien bilden eine sehr willkommene, wissenschaftlich werthvolle Ergänzung des von den Herren Reiss und Stübel aus Peru mitgebrachten Materials.

(19) Hr. Virchow bespricht, unter Vorlegung derselben,

die menschlichen Ueberreste aus der Bilsteiner Höhle bei Warstein in Westfalen.

Vor einiger Zeit ist im westfälischen Devon (Stringocephalen-Kalk) bei War-

1) Vergl. den Sitzungsbericht vom 21. November 1885, S. 518 ff.

stein, im Bilstein, ein Netz von Höhlen mit 3 Ausgängen aufgefunden worden, in welchen nach einer vorläufigen Notiz, ausser Knochen vom Renthier, Bären und in den tieferen Lagen Rhinoceros, auch menschliche Gebeine, und zwar in den oberen Schichten wenige, in den tieferen mehrere Schädelbruchstücke, sowie menschliche Artefakte, insbesondere bearbeitete Steine und Knochen, auch Kohlen ausgegraben wurden. Hr. Dr. Carthaus, dem die Leitung der Ausgrabung anvertraut war, bot mir schon unter dem 17. November v. J. „vier, zusammen mit Ursus spelaeus gefundene Menschenschädel (mit total verschiedenem Index)" zur Untersuchung an, und übersandte mir später, als er eine Reise nach Sumatra unternahm, das gesammte anthropologische Material.

Bei der Durchmusterung desselben zeigte sich noch eine Anzahl von Thierknochen. Hr. Nehring, dem ich dieselben übergab, bestimmte einen Lendenwirbel vom Renthier, einen Calcaneus vom Fuchs und 2 Unterkiefer nebst dem Bruchstück eines Gelenkfortsatzes vom Schwein; als zweifelhaft bezeichnete er Vogel- (Schneehuhn-) und Raubthierknochen, sowie das Zungenbein eines Wiederkäuers. Immerhin ein sehr gemischtes Material.

Die menschlichen Knochen waren in 4 besonderen Kistchen enthalten und als Fund I—V bezeichnet, so jedoch, dass Fund II und III vereinigt waren. Den Bezeichnungen nach stammt

Fund I aus . . . . 43—47 *cm* Tiefe
„ II und III aus . 78—80 „ „
„ IV aus . . . . 70—80 „ „
„ V aus . . . . 50—80 „ „

Als Garanten waren einzelne Arbeiter aufgeführt, welche die betreffenden Stellen zu durchsuchen gehabt hatten. Immerhin geht aus der Zusammenstellung hervor, dass nur Fund I, der aus höheren Schichten stammt, mehr gesondert gelegen hat, dass dagegen alle anderen Funde mehr oder weniger dem gleichen Niveau angehörten. Aber die weitere Vergleichung ergab auch in den einzelnen Schichten ein Durcheinander von Knochenfragmenten verschiedener Personen, welches irgend eine grössere Reconstruction ausschloss.

Die einzelnen Funde enthielten:

1) Fund I. Gaumenplatte und Alveolarfortsatz eines Oberkiefers mit grosser Curve, scheinbar hufeisenförmig, aber links am hinteren Ende defekt: die Alveolen, namentlich die für die mittleren Schneidezähne, gross. Der Alveolarfortsatz wenig vortretend, kurz, in der Mittellinie 15 *mm* hoch. Ferner Bruchstücke von Schädeldachknochen, die mindestens 3, wenn nicht 4 Individuen angehört haben müssen. Ich unterscheide: a) die rechte Hälfte des Stirnbeins mit einer kleinen Stirnhöhle und mässigem Supraorbitalwulst, im Ganzen hellbräunlichgelb, von geringer Dicke und jugendlichem Aussehen; ferner ein zweites, noch dünneres, wahrscheinlich nicht dazu gehöriges, sehr verwittertes Stück eines Stirnbeins von der Gegend der Coronaria; b) ein dickes, hartes und schweres Stück vou graubräunlicher Farbe vom linken Parietale mit einem Theil der Coronaria, dem Ansatz der Squama temporalis und sehr tiefen und breiten Meningealfurchen; c) ein dickes und festes, ganz glattes, hellgelbes, wie polirtes Stück mit zackiger Nahtlinie, das fast an einen Thierknochen erinnert.

2) Fund II und III. Ausser einer Anzahl nicht zu bestimmender älterer, theils hellgelber, theils bräunlichgrauer, nicht dicker Schädelbruchstücke von geringer Grösse erwähne ich 2 Unterkiefer-Fragmente von verschiedenen Menschen: das grössere, dessen Zähne von mittlerer Grösse und mit noch wenig angegriffenen Kronen versehen sind, anscheinend von einem jüngeren Individuum, umfasst den

rechten Seitentheil und das Mittelstück, während die Fortsätze und der linke Seitentheil fehlen; der Molaris III kleiner, als II und I, das Kinn vortretend und unten schwach eckig, die sonstige Bildung eher zart; das zweite Stück umfasst nur einen geringen Theil des Mittelstücks und der linken Seite, etwa wie das Schipka-Kieferfragment, mit nur 2 leicht abgeschliffenen Prämolaren und einem vortretenden Kinn. Die mediane Höhe beträgt bei dem grösseren Stück 29, bei dem kleineren etwa 26 *mm*. Ausserdem ein loser, stark abgeschliffener Molaris. — Ebenso 2 nicht zusammengehörige Stücke von Stirnbeinen, beide von jugendlichem Aussehen, hellgraugelb von Farbe. Das eine, die Mitte und einen Theil der rechten Orbital- und linken Tuberalgegend umfassend, hat kleine Stirnhöhlen und fast gar keine Supraorbitalwülste, aber einen breiten Nasenfortsatz (26 *mm*); innen starke Impressiones digitatae und eine dicke, grosse Crista galli. Das andere Stück gehört ganz der rechten Seite an, reicht bis an die Sut. sphenotemporalis, hat eine grosse Stirnhöhle und weit vortretenden Orbitalrand. Ferner das mediale Stück eines rechten Parietale mit grosszackiger Sagittalis und Lambdoides, ziemlich dick, von dem es zweifelhaft ist, ob es mit einem der Stirnbeine zusammengehört. Endlich ein dünneres, sehr festes Stück eines mehr bräunlichen Parietale.

3) Fund IV hat mit geschlagenen Feuersteinen zusammen gelegen: ein kräftiger Gelenkfortsatz des Unterkiefers, ein grösseres, hellgelbes, scheinbar frisches, dünnes, scheinbar kindliches Stück eines linken Parietale, ein Paar sehr dicke Fragmente des Parietale vom Rande der Pfeilnaht, allerlei unkenntliche Fragmente von Schädelknochen und ein Stück eines Metatarsalknochens. — Ueber diesem Fund lag ein grosser Gelenkfortsatz vom Unterkiefer, ein kräftiges Wangenbein mit Kieferhöhle und ein kleines, sehr dickes Stück eines Schädeldachknochens, alle von altem Aussehen.

4) Fund V, gleichfalls mit Feuersteinen und einem „Amulet aus Thon“: Ausser einem sehr braunen Stücke von der Squama occip. und einem sehr dicken vom Parietale, sowie mehreren dünnwandigen Fragmenten von Schädeldachknochen, Stücken einer Rippe und einer kindlichen Tibia, zeigen sich 3 Zähne von ganz verschiedener Beschaffenheit. Der eine ist ein tief abgenutzter Schneidezahn, fast ohne Krone, der zweite ein alter Molaris I mit verbrauchter Krone, der dritte ein grosser, brauner, jugendlicher Molaris.

Wie vielen Individuen diese Knochen angehört haben, ist schwer zu bestimmen und im Grunde ohne grosses Interesse. Die Aufzählung wird genügen, um darzuthun, dass nichts Vollständiges vorhanden ist und dass das, was vorhanden ist, auf das Bunteste gemischt war. Gerade im Fund V, wo sehr verschiedene Skeletbruchstücke zusammengewürfelt waren, sind nur kleine Bruchstücke vom Schädel erhalten, während bei den Schädeln der anderen Funde, abgesehen von dem Metatarsalknochen des Fundes IV, jede Spur eines Skeletknochens fehlt. Schwärmer für Anthropophagie werden in diesem Befunde vielleicht Beweise des Cannibalismus der etwaigen Höhlenbewohner sehen, indess darf wohl darauf hingewiesen werden, dass dann gerade zerschlagene Extremitätenknochen in grösserer Zahl vorhanden sein sollten. Auch zeigt sich an den vorhandenen Bruchstücken nichts, was auf eine absichtliche Zertrümmerung zu Zwecken eines menschlichen Mahles hindeutete. Ebensowenig sehe ich Spuren der Benagung durch Thiere. Es bleibt daher wohl kaum etwas Anderes übrig, als anzunehmen, dass eine starke Durchwühlung des Höhlenbodens in früherer Zeit oder eine sehr gewaltsame und ungeordnete Bearbeitung bei der jetzigen Exploration stattgefunden hat, durch welche die Knochen zerbrochen und durcheinandergeworfen worden sind. Die Anführung einzelner Arbeiter als Gewährsmänner würde nur dann einen entscheidenden Werth haben,

wenn dieselben genügend überwacht und hinreichend vorgeübt gewesen sind, was ich nicht entscheiden kann. Indessen sind fast alle Bruchflächen alt und man wird sich daher wohl für eine frühere Durchwühlung des Bodens entscheiden müssen. Diese könnte durch Menschen oder durch Thiere oder durch Wasser herbeigeführt sein; letzteres erscheint jedoch unwahrscheinlich, da keine Anzeichen von Abrollung zu bemerken sind.

Möglicherweise wird die Zusammenstellung der gesammten Funde, welche sich Hr. Hosius in Münster vorbehalten hat, für die Deutung der Schichtung Genaueres bringen. Vorläufig kann ich nicht sagen, dass ich eine Thatsache anführen könnte, welche für die Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Renthier oder dem Höhlenbären spräche, oder welche gestattete, die menschlichen Ueberreste auf frühere Bestattung von Leichen zurückzuführen, so nahe ein solcher Gedanke auch liegen mag. Denn zweifellos hätte bei der Bestattung einer Mehrzahl von Individuen wenigstens ein grosser Theil der Gebeine intakt bleiben müssen.

Noch viel weniger vermag ich irgend etwas über die Schädelindices auszusagen, nicht einmal, ob sie gleich oder verschieden gewesen sind. Jeder Versuch, auch nur ein einziges Schädeldach soweit zu restauriren, dass auch nur ein einziger Durchmesser messbar gewesen wäre, ist vergeblich gewesen. Das Einzige, was ich sagen kann, ist, dass die Rasse im Wesentlichen eine orthognathe gewesen zu sein scheint. —

Hr. Nehring konnte die ihm, ausser den vorgelegten, zugesandten Säugethierreste nur zum Theil bestimmen. Sie bezogen sich sowohl auf Knochen vom Ren, Schwein und Schneehuhn, als auch auf recentere Funde.

(20) Hr. Virchow zeigt einen

Metalleimer (Mörser) von Lübtow bei Pyritz, Pommern.

Hr. H. von Schöning auf Lübtow hat mir unter dem 30. Juni ein Metallgefäss (wie er es nennt, einen Bronze-Humpen) zur Ansicht zugehen lassen, das vor etwa 10 Jahren bei dem Bau der Chaussee Pyritz-Dölitz durch das Pfahlbauterrain gefunden worden ist. Das Gefäss befindet sich noch in dem ursprünglichen, sehr verunreinigten Zustande.

Die Pfahlbaustation von Lübtow habe ich in der ersten Sitzung unserer Gesellschaft, am 11. December 1869, kurz besprochen (Zeitschr. f. Ethnol. 1869. I. S. 403, vgl. Verh. 1875. S. 285). In derselben sind ausser Steinsachen auch Bronzegeräthe gefunden worden (ebendas. S. 406), indess war in jener Zeit die Methodik der Untersuchungen noch wenig ausgebildet, und es ist nachträglich nicht möglich gewesen, die Lagerstätte der einzelnen Gegenstände genau festzustellen. Als mir Hr. Mühlenbeck von der, für mich neuen Erwerbung des vorliegenden Gefässes erzählte, schien es mir daher um so mehr von Bedeutung, die chronologische Stellung desselben zu bestimmen, als dadurch vielleicht die Möglichkeit geboten wurde, auch einzelne der früheren Funde zu classificiren. Ich bin daher dem Herrn Besitzer zu besonderem Danke verpflichtet, dass er meinen Wunsch erfüllt und das Gefäss hierher gesendet hat.

Dasselbe ist ein ungewöhnlich starkes und schweres; sein Gewicht beträgt 7550 *g*. Es ist 21,5 *cm* hoch, hat an der Mündung eine Weite von 17, an der Basis von 11,5 *cm* Durchmesser, besitzt gerade, schräg von unten nach oben divergirende Seitenflächen und steht auf einer starken Bodenplatte von 18,5 *cm* Durchmesser, welche unten leicht concav ist und mit einem leicht abgedachten, dicken, 4 *cm*



breiten Rande über die Seitenfläche des Gefässes hervortritt. Seine Gestalt ist also die eines Mörsers oder, wenn man die Bezeichnung des Besitzers adoptiren will, eines Humpens, oder eines Weinkühlers. Die Wandstärke beträgt bis zu 6 *mm*. Am oberen und unteren Rande befinden sich ein Paar grössere alte Bruchstellen.

Im Allgemeinen sind die Oberflächen von einer mattgrünen Farbe, rauh, mit zahlreichen Wurzelfasern der Torfpflanzen bedeckt, welche in die grünen Rostmassen eingebacken sind, aber, soweit es sich erkennen lässt, fast ohne Ornament. Die einzigen Verzierungen bestehen darin, dass der übrigens ganz gerade Rand der Mündung etwas verstärkt und nach unten scharf abgesetzt ist und dass sich um die Seitenflächen 2 durch erhabene Ränder begrenzte Gürtel herumziehen, von denen der obere etwa 2 *cm* breit, der untere etwas schmäler ist. Dagegen ist der Henkel mit grösserer Kunst ausgestattet. Derselbe setzt unter dem Rande an, biegt sich dann stark von dem Gefässe ab und erreicht die Wand desselben wiederum unterhalb des zweiten Gürtels, in einem senkrechten Abstande von 9,5 *cm* von der oberen Insertionsstelle, so dass beide Gürtel durch die Oeffnung des Henkels verlaufen. Die Länge des Henkels, nach der Aussenseite seiner Curve gemessen, beträgt 17 *cm*. Er ist sehr dick, innen platt, aussen erhaben, und stellt eine nackte weibliche Figur mit dicht angeschlossenen Extremitäten dar. Leider sind die meisten Theile der Oberfläche so stark verrostet, dass man von Einzelheiten wenig mehr zu erkennen vermag. Dies gilt namentlich von dem Gesicht: nur die Brüste, der Bauch, die in der Schamgegend gekreuzten Hände, die langen Arme und Beine treten deutlich hervor.

Wenngleich gerade durch diesen Henkel die Frage nahe gelegt wird, ob es sich nicht um ein Gefäss römischen Ursprungs handelt, so glaube ich doch, diese Frage verneinend beantworten zu müssen. Metallgefässe von dieser schweren und plumpen Art sind mir aus römischer Zeit in unseren Landen nicht bekannt. Denn auch der Henkel macht mehr den Eindruck einer späten und zugleich etwas barbarischen Arbeit. Dazu kommt ein besonderer Umstand. Als ich mit einer Feile das Metall blosslegte, zeigte dasselbe eine bläuliche, fast stahlgraue Farbe, gänzlich verschieden von der alten Bronzefarbe. Die von Hrn. Salkowski veranstaltete chemische Analyse ergab folgende Zusammensetzung:

„Als Bestandtheile der Bronze wurden gefunden: Zinn, Arsen, Blei, Kupfer, Eisen, Spuren von Silber. — Wismuth, Kobalt, Nickel fehlen. Die quantitative Untersuchung ergab:

Zinn	9,38	pCt.
Arsen	1,70	„
Blei	20,03	„
Kupfer	63,67	„
Eisen.	2,03	„
	96,81	pCt.

„Das Deficit ist wahrscheinlich — wenigstens z. Th. — durch Beimischung von oxydirtem Metall bei der Entnahme des Analysenmaterials durch Abfeilen verursacht.“

Es handelt sich hier also um eine jener sonderbaren Legirungen, die man unter dem hochtönenden, aber nichtssagenden Namen von Weissmetall zusammenzufassen pflegt. Ich habe darüber in der Sitzung vom 15. November 1884 (Verh. S. 543) ausführlich gehandelt. Hier will ich nur daran erinnern, dass die modernen weissen Legirungen, welche vielfach zu technischen Zwecken verwendet werden, sämmtlich Zink enthalten, das hier fehlt. Ebensowenig haben wir es hier mit jener reinen Zinnbronze zu thun, von der ich damals Beispiele geliefert habe. Vielmehr handelt es sich um die dritte Kategorie: zusammengesetzte Bronzen mit sehr wechselndem Zinngehalt, aber Zusätzen von Blei, Nickel, Antimon, Arsen. Derartige weisse oder graue Bronzen sind schon aus dem Alterthum vielfach bekannt; ich darf wohl an den Ring von Zaborowo erinnern, bei dem mir zum ersten Mal eine solche Mischung aufstiess und der mir auch diesmal zuerst in Erinnerung kam, als ich die grüne Patina abfeilte und darunter das stahlgraue, fast wie Eisen aussehende, nur weichere Metall zu Tage kam. Unter den modernen Legirungen steht das englische Hartmetall am nächsten, unter den römischen das Spiegelmetall. Indess giebt es auch Glockenmetall aus Kupfer, Zinn und Nickel, das stahlartig aussieht. Wegen der Einzelheiten verweise ich auf meine frühere Mittheilung.

Für die chronologische Bestimmung des Gefässes hat daher die chemische Analyse wenig gelehrt. Umgekehrt würde die Feststellung der chronologischen Stellung des Gefässes einen Fortschritt in der Kenntniss der geschichtlichen Entwickelung der Metalllegirungen darstellen, für welche noch viel zu wenig Bausteine zur Hand sind. Jedenfalls ist, soweit meine Erinnerung reicht, die Analyse keines Bronzegefässes aus alter Zeit bekannt, welche eine Zusammensetzung, wie der Eimer oder Mörser von Lübtow, ergeben hätte. —

Hr. Voss: Ein ähnliches Gefäss befand sich früher in der Königlichen Kunstkammer und wird jetzt im Königlichen Kunstgewerbe-Museum aufbewahrt. Dasselbe ist sehr reich verziert. v. Ledebur hat es in seinem Katalog des „Museums vaterländischer Alterthümer, Berlin 1838“, Taf. IV. Fig. II. 1910 abgebildet und S. 94 kurz besprochen. Es wurde in dem Garten des Hrn. v. Hagen zu Hohennauen bei Rathenow gefunden, allerdings an einer Stelle, an welcher auch Urnenscherben gefunden sein sollen. Hr. v. Ledebur setzt es mit Rücksicht auf die als Ornamente der Aussenfläche angebrachten Wappenschilde und die Zeichnung der als Wappenthiere angebrachten Löwen in das 14. Jahrhundert. Ein weiteres Gefäss dieser Art (oder vielleicht richtiger „Mörser“) befindet sich im Museum zu Stettin. Dasselbe ist, soweit ich mich erinnere, ganz glatt, ohne Verzierungen und einige Meilen von Stettin in einer alten Niederlassung mit hartgebrannten grauen Scherben, wie wir sie aus dem 12. und 13. Jahrhundert kennen, zusammen gefunden worden. Unzweifelhaft sind deshalb diese Mörser mittelalterlich, wenn auch das Jahrhundert sich noch nicht genau feststellen lässt. —

Hr. Münch hat ähnliche Gefässe aus schwerem Messing bei Krause in Dessau gesehen.

(21) Hr. Virchow bespricht eine neue

chemische Untersuchung von altägyptischer Augenschwärze.

Durch Hrn. Erman erhielt ich unter dem 12. d. M. eine neue Probe der altägyptischen Augenschminke. Er schreibt darüber:

„Das beiliegende Couvert enthält eine Probe des einzigen Koḥl, den wir mit einiger Wahrscheinlichkeit datiren können. Die hölzerne Schminkbüchse, aus der er stammt, würde man nach den Ornamenten für neues Reich ansprechen, — sicher ist es aber nicht.“ —

Hr. Salkowski hat sich wiederum freundlichst der chemischen Untersuchung unterzogen. Seine Mittheilung darüber lautet:

„Das mir zur Untersuchung übergebene schwarze (äusserst feine) Pulver löste sich in Salzsäure beim Erwärmen unter starker Chlorentwickelung (völlige Bleichung mit rothem Lakmuspapier). Die Lösung gab mit Natronlauge einen bräunlichen Niederschlag. Dieser wurde ausgewaschen, ein Theil davon alsdann mit Bleisuperoxyd und Salpetersäure erwärmt: intensiv violette Lösung; ein anderer Theil mit Soda und Salpeter geschmolzen: grüne Schmelze. Die Phosphorsalzperle färbte das ursprüngliche Pulver in der Oxydationsflamme violet.

„Nach diesem Befund besteht das schwarze Pulver ohne Zweifel aus Mangansuperoxyd = Braunstein.“

Das gesuchte Antimon entfernt sich daher immer weiter aus dem Kreise der in Anwendung gebrachten Substanzen. Nichtsdestoweniger wird es von Interesse sein, die Untersuchung fortzusetzen, und ich bitte dringend, mir sowohl antikes, als modernes Material recht reichlich zugehen zu lassen. —

Hr. Hartmann: Im Sennaar benutzt man kleine birnförmige, aus den Kernen der Dumpalme (Hyphaene thebaica) angefertigte Büchsen, Augendosen, arab. El Bêdhe el 'Ayûn, zur Aufbewahrung der Schminke, Koḥl, welche nach späterer Mittheilung von F. Binder hier aus Graphit und Akazienkohle verfertigt zu werden pflegt. —

Hr. Quedenfeldt bemerkt, dass man in Marokko Stifte aus Pappelholz anwende, welche zugleich als Präservativ für Augenkrankheiten dienten. —

Hr. Wetzstein erwähnt Aehnliches. Koḥâl heisst in Syrien Augenarzt.

(22) Hr. Nehring spricht über

vereinzelt gefundene Hornkerne des Bos primigenius.

Im Anschluss an meine Bemerkungen in der Sitzung vom 26. Mai d. J. (S. 222) erlaube ich mir, noch Folgendes mitzutheilen:

Nicht selten werden in unseren Torfmooren vereinzelte Hornkerne des Bos primigenius gefunden, ohne irgend welche andere zugehörige Skelettheile. So z. B. sind in dem Torfmoor bei Barnow in Hinterpommern vor einiger Zeit zwei isolirte, von verschiedenen Individuen stammende Hornkerne des genannten Wildrindes ausgegraben und in den Besitz des Herrn Landschaftsraths von Putkamer auf Barnow gekommen. Letzterer war so freundlich, mir dieselben zur Untersuchung zuzuschicken, und ich erlaube mir, einen derselben hier zur Ansicht vorzulegen.

Beide Hornkerne haben mässige Dimensionen; doch kann über ihre Zugehörigkeit zu Bos primigenius kein Zweifel entstehen. Der eine ist, der äusseren Krümmung nach gemessen, 67, der andere 56 *cm* lang; der basale Umfang beträgt bei jenem 31,5, bei diesem 31 *cm*. Der basale Theil ist relativ stark abgeplattet, wie man dieses bei vielen Exemplaren von B. primigenius findet. Der grösste Durch-

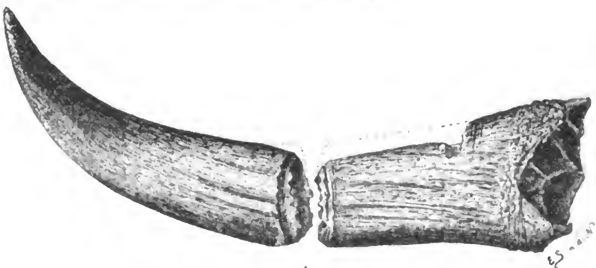
messer der Basis beträgt bei Nr. I 10,5, bei Nr. II 10,7 *cm*. der kleinste Durchmesser bei I 8,8, bei II 8 *cm*.

Deutliche Spuren von menschlichen Instrumenten, mit welchen die Abtrennung der Hornkerne von den betr. Schädeln etwa bewirkt ist, kann ich nicht wahrnehmen. Wahrscheinlich hat man in der Vorzeit die Hörner eines erlegten Bos primigenius häufig durch kräftige Hammerschläge, welche man gegen die Mitte der Hörner führte, vom Schädel abgesprengt oder losgebrochen. Die heutigen Fleischer lassen beim Abhäuten eines Rindes meistens die Hörner sammt den Hornkernen an der Haut, indem sie dieselben durch einen kräftigen Schlag absprengen, und man bemerkt am Schädel häufig auch keine bestimmten Schlagmarken, sondern nur Bruchflächen.

Bei der besonderen Hochschätzung, welche man den Hörnern des B. primigenius in der Vorzeit zu Theil werden liess, wird man dieselben nach Erlegung eines solchen Wildrindes meistens weder an der Haut, noch am Schädel gelassen[1]), sondern abgetrennt und zu Trinkhörnern oder dergleichen verwendet haben. Um aber das eigentliche Horn von dem Hornkerne zu lösen, bedurfte es noch eines zeitweisen Macerirens. Zu diesem Zwecke hat man die Hörner vermuthlich für einige Wochen in einen Sumpf gelegt, und nachdem die Hornscheiden sich durch Fäulniss und unter Beihülfe kleiner Wasserthiere von den Knochenkernen gelöst hatten, mag man die letzteren häufig als überflüssig in den Sumpf geworfen haben, wo sie dann heute gelegentlich gefunden werden.

Auf diese Weise lässt sich das isolirte Vorkommen von Hornkernen des B. primigenius in Torfmooren ungezwungen erklären.

Dass man zuweilen auch den Hornkern aufbewahrte und bearbeitete, zeigt ein Exemplar, das ich kürzlich unter der ansehnlichen Ausbeute, welche der Pfahlbau des Szontag-Sees (Masuren) 1887 bei den Ausgrabungen des Alterthumsvereins „Prussia“ (Königsberg) lieferte, gefunden habe[2]).



1/4

Rechter Hornkern eines Bos primigenius aus dem Pfahlbau des Szontag-Sees, in zwei Theile getrennt, mit vielen Spuren menschlicher Bearbeitung.

1) falls man nicht den ganzen Schädel oder doch den Gehirnschädel mit sammt den beiden Hörnern als Trophäe aufhing. Vergl. meine Bemerkungen in der Sitzung vom 26. Mai 1888, S. 229.

2) Hr. Gymnasial-Oberlehrer Dr. **Bujack** in Königsberg, Präses der „Prussia“, hat mir vor einigen Monaten die Knochen-Ausbeute aus dem Pfahlbau des Szontag-Sees zur Bestimmung zugehen lassen.

Dieser Hornkern misst der äusseren Krümmung nach 60 *cm*; sein basaler Umlang beträgt 35 *cm*. Er scheint einem männlichen B. primigenius angehört zu haben. Man bemerkt an ihm rings um die rauhe Basis herum eine Anzahl scharfer Einschnitte, welche vermuthlich beim Abhäuten des frisch erlegten Thieres entstanden sind. Demnächst hat man den Hornkern, nachdem die Hornscheide von ihm abgelöst war, ungefähr in der Mitte quer in zwei Stücke getheilt und von dem unteren Theile noch ein Stück abgetrennt (vgl. Abbild.). Die betr. Schnitte sind theils mit sehr scharfen, schneidigen Messern (Feuersteinmessern?), theils mit etwas stumpferen, meissel- oder axtähnlichen Instrumenten hervorgebracht. — Dieser interessante Hornkern ist ein neuer Beweis für das Zusammenleben des schon leidlich cultivirten Menschen mit Bos primigenius. Der betreffende Pfahlbau scheint aus einer Zeit zu stammen, in welcher die Bewohner Masuriens oder doch die Anwohner des Szontag-Sees ihre Waffen und Instrumente noch meistens aus Stein, Knochen und Hirschhorn herstellten, in der sie aber doch die Bronze schon eben kennen lernten. (Vgl. die vorläufigen Mittheilungen des Hrn. Prof. Heydeck in der Prussia-Sitzung vom 28. März 1888.) An Hausthieren besassen sie nach meinen Bestimmungen: Hund, Pferd, Rind, Schaf, Ziege und Schwein. Die zahlreich gefundenen Töpfe sind ohne Drehscheibe hergestellt. Näheres über diesen Pfahlbau wird demnächst veröffentlicht werden. —

(23) Hr. Nehring zeigt eine

Knochenharpune aus dem Moor von Barnow.

Zusammen mit den beiden vorher erwähnten Hornkernen von B. primigenius schickte Hr. von Putkamer mir eine Knochenharpune zur Ansicht, welche vor vielen Jahren in demselben Moore gefunden ist. Dieselbe ist aus einem Knochen eines grossen, dickknochigen Säugethieres hergestellt; auf der einen Seite zeigt sie 4 Widerhaken, deren oberster abgebrochen ist, die andere Seite entbehrt der Widerhaken. Derjenige Theil, welcher zur Befestigung am Schaft gedient hat, ist grösstentheils weggebrochen. Die Gesammtlänge der Harpune, soweit sie erhalten ist, beträgt 158 *mm*. Ihre Oberfläche ist schön geglättet und polirt; doch sieht man noch deutlich eine Anzahl von Längsfurchen, welche offenbar bei dem Heraussägen aus dem zu der Herstellung benutzten Säugethierknochen entstanden sind und durch das Poliren nicht ganz verwischt werden konnten. Ausserdem bemerkt man eine absichtlich hergestellte Längsfurche, welche namentlich auf der einen Seite der Harpune scharf hervortritt. Vergl. die Abbildung. —



Harpune aus einem Knochen hergestellt. Gefunden im Moor bei Barnow in Hinterpommern. $^1/_2$ n. Gr.

Hr. Virchow bemerkt, dass schon vor Jahren im Moor des Lüptow-Sees bei Bonin in Hinterpommern in einer Pfahlbaustation ein Gehörn des Bos primigenius und ein Rengeweih gefunden sind, welche von ihm in den Verhandlungen (1872. S. 166) beschrieben wurden. Die vorgelegte Knochenharpune erinnert an den Fund im Moor bei

Calbe an der Milde (Altmark), über welchen in der Sitzung vom 20. Februar 1886 berichtet ist, nur dass im vorliegenden Falle Widerhaken ausgearbeitet sind. —

Hr. Nehring erklärt, dass bei Barnow keine Renthierreste gefunden sind; ebenso wenig im Pfahlbau des oben erwähnten Szontag-Sees. Das Ren könne in Deutschland später nur sporadisch vorgekommen sein.

(24) Hr. Virchow spricht, unter Vorlegung von Karten, Abbildungen und Artefakten über die

vorhistorische Zeit Aegyptens.

Wenn bei irgend einem Volke die Grenze zwischen historischer und vorhistorischer Zeit scharf gezogen werden kann, so ist es gewiss am meisten der Fall bei den Aegyptern. Seit der Zeit Herodot's, der zuerst der europäischen Welt eine, wenn auch vielfach irrthümliche Kenntniss von ägyptischer Geschichte eröffnete, ist daran nichts geändert worden. Mit Menes oder Mena, dem ersten historischen Könige von ganz Aegypten, beginnt das überlieferte Wissen, und auch die zahllosen Aufschlüsse, welche seit der Entzifferung der Hieroglyphen erlangt worden sind, haben keine ältere Thatsache zu Tage gefördert. Mag man nun Menes mit Hrn. Brugsch auf 4400 v. Chr. setzen, oder eine etwas abweichende Zahl annehmen, immerhin kann man sagen, dass die historische Zeit Aegyptens um mehr als 3 Jahrtausende über die früheste historische Zeit Europas hinausreicht. Von irgend welchen chronologischen Parallelen kann hier natürlich nicht die Rede sein. Jeder Versuch, die vorgeschichtliche Zeit Europas mit der geschichtlichen Aegyptens in eine direkte Beziehung zu bringen, stösst auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Noch weniger zutreffend erscheint es, die Vorgeschichte Aegyptens einfach nach Vorbildern der Vorgeschichte Europas zu construiren.

Und doch muss es eine und zwar eine recht lange vorgeschichtliche Entwicklung auch in Aegypten gegeben haben. Das Reich des Mena tritt so vollständig organisirt, so reich ausgestattet mit den Errungenschaften einer hohen Civilisation in die Erscheinung, wie Pallas Athene nach dem hellenischen Mythos aus dem gespaltenen Haupte ihres Vaters hervorsprang. Es ist nicht die Person des ersten Königs allein, welche uns wie die eines Königs der späteren Zeit vorgeführt wird; auch das Volk ist um jene Zeit schon im Vollbesitze der meisten Künste, auf deren Anwendung die Civilisation und ein geordnetes Staatswesen beruht. Welche andere Erklärung liesse sich hierfür geben, als dass entweder Mena und die herrschende Kaste von aussen eingewandert seien und die Civilisation mit sich gebracht haben, oder dass schon lange vor ihm im Lande ein in fortschreitender Cultur begriffenes Volk gewohnt hat. Gegen die erstere Annahme erklären sich, soweit ich sehe, eigentlich alle Autoren und, wie mir scheint, mit guten Gründen. Für die zweite spricht die ägyptische Mythologie und Sagengeschichte, welche unmittelbar in die Königsgeschichte hinüberführt.

Wenn die Priester nach Manetho's Bericht für diese Vorgeschichte den ungeheuren Zeitraum von 24 837 Jahren ansetzten und dieselbe in 3 grosse Epochen gliederten, die der Götter, die der Halbgötter und die der Manen oder Nekyes, welche nach einander über das Land geherrscht hätten, so müssen wir Anthropologen wohl darauf verzichten, uns an der Lösung dieser, durch eine ausschweifende Phantasie und wahrscheinlich auf Grund astronomischer Rechnungen, ins Ungeheuerliche ausgesponnenen Räthsel zu betheiligen. Die Kühnheit und das Geschick, womit Hr. F. J. Lauth (Aus Aegyptens Vorzeit. Berlin 1881. S. 34)

aus einzelnen, mehr concreten Ueberlieferungen dieser Vorzeit Rückschlüsse auf thatsächliche Vorgänge der prähistorischen Periode abzuleiten versucht hat, sind gewiss bemerkenswerth, aber sie liefern nicht einmal für den letzten der vorhistorischen Könige, Bytes, irgend welche greifbaren Anhaltspunkte. Das kann freilich nicht bezweifelt werden, dass die ägyptischen Priester an eine vormenische Culturentwickelung geglaubt haben, wie denn auch viele der modernen Aegyptologen sich der Ansicht zuwenden, Mena sei nur der erste König von ganz Aegypten gewesen, aber vor ihm habe es eine grössere Anzahl von Gaukönigen gegeben, deren Gebiete sich in den historischen Gauen oder Nomen des Landes erhalten hätten. Dabei bleibt es zunächst dahin gestellt, ob die Hor-schesu (Begleiter oder Diener des Horus), welche in der vorhistorischen Zeit so häufig erwähnt werden, eine ethnologische oder nur eine mythologische Bedeutung gehabt haben. Ich will jedoch nicht verschweigen, dass es nach meiner Meinung von grösster Bedeutung für die Vorgeschichte Aegyptens sein würde, wenn sich der Gedanke des Hrn. Lauth, dass diese vorhistorische Cultur ihren Mittelpunkt in Heliopolis (On, Aun) gehabt habe, als richtig erweisen liesse.

Für die exakte Forschung bietet sich bekanntlich brauchbares Material nur an solchen Orten, wo entweder Reste der Menschen selbst oder Erzeugnisse ihrer Thätigkeit aufgefunden werden. Solches Material ist aber in Aegypten bis jetzt nicht einmal für die Zeit der ersten Könige aus der ersten geschichtlichen Dynastie zu Tage gefördert worden. Prähistorische Schädel oder gar Skelette von Menschen sind aus Aegypten nicht bekannt, wie denn schon Funde von diluvialen Säugethieren zu den grössten Seltenheiten gehören. Es bleiben daher für unsere Erörterung als positive Zeugnisse nur die Produkte des Menschen. Daran schliessen sich, wie wir später sehen werden, allerlei Erwägungen, welche gestatten, aus gewissen Verhältnissen und Vorkommnissen der historischen Zeit Rückschlüsse auf vorhistorische Vorgänge zu machen.

Was nun zunächst die Erzeugnisse vorgeschichtlicher Menschen angeht, so bewegen sich die Erörterungen darüber seit etwa 2 Decennien wesentlich um die Frage, ob es in Aegypten eine eigentliche Steinzeit gegeben habe. Wir haben diese Frage in unserer Gesellschaft so häufig verhandelt, dass ich im Allgemeinen auf unsere Berichte verweisen könnte. Indess ist unsere zustimmende Entscheidung so vielen Zweifeln begegnet und sie findet noch jetzt bei den Aegyptologen von Fach so zahlreiche Widersacher, dass ich jetzt, wo ich selbst Gelegenheit hatte, eine Anzahl der fraglichen Localitäten zu besuchen, nicht umhin kann, sie noch einmal, und zwar in einem allgemeinen Sinne, aufzunehmen.

Unter den streitigen Gegenständen, welche der Steinzeit zugewiesen werden können, stehen natürlich obenan die Werkzeuge und Geräthe aus Stein, namentlich die von ganz primitiver Form. Solche sind gelegentlich auch in Gräbern der historischen Zeit gefunden worden; auf diese werde ich zurückkommen. Zunächst werde ich mich darauf beschränken, diejenigen zu besprechen, welche ausserhalb der Gräber und anderer historischer Einrichtungen im Freien gefunden werden. Dies sind fast ausschliesslich Gegenstände aus Feuerstein (silex) und verschiedenen verwandten Gesteinsarten, wie Hornstein, Jaspis u. dgl. Und zwar sind unter diesen Gegenständen im Grunde gar keine geschliffenen (polirten) Stücke; sie zeigen wesentlich jene roheren Formen mit vielfachen Absplissen, die man je nach der Natur der Absplissflächen als geschlagene oder als gemuschelte bezeichnen kann, und die eben deshalb so häufig als paläolithische gedeutet worden sind. Gegen die Deutung derselben als Manufakte des Menschen ist jedoch der Einwand erhoben worden, dass sie auf natürlichem

Wege durch Zerspringen der Originalknollen entstanden seien, — ein Einwand. der nicht so kurzer Hand beseitigt werden kann, als es meist geschehen ist.

Bevor ich jedoch diese Erörterung weiter verfolge, dürfte es von Bedeutung sein, etwas über die geologischen Verhältnisse des Landes zu sagen. Das Nilthal, soweit es gegenwärtig in ägyptischem Besitz ist, also von Wadi Halfa (etwas südlich von 22° N. Br.) bis Alexandrien (etwas nördlich von 31°), hat auf dieser, in der Luftlinie mehr als 140 geographische Meilen betragenden Längenerstreckung einen sehr verschiedenen Charakter, der schon von jeher die Bewohnung und die politische Eintheilung bestimmte. Zu beiden Seiten, im Westen, wie im Osten, ist es in seiner ganzen Ausdehnung durch Wüsten von der übrigen Welt abgeschieden, welche dem Menschen nur in beschränkter Weise Wohnplätze bieten. Im Westen erhebt sich die ungeheure libysche Wüste mit ihrer Fortsetzung in die Sahara als ein weites, nur an wenigen Stellen von Oasen unterbrochenes, ganz steriles Hochplateau, dessen Ränder, je weiter man südlich vordringt, zu nicht unbeträchtlichen Höhen, z. B. bei Theben bis über 1000 Fuss, ansteigen. In dem ganzen nördlichen Theil, bis gegen Edfu, bestehen diese Höhen sowohl, als das Plateau selbst aus tertiären Bildungen, namentlich aus dem seit Herodot bekannten Nummulithenkalk; daran schliessen sich Abschnitte der Kreideformation, denen sehr bald der sogenannte nubische Sandstein folgt, der zuerst am Gebel Selseleh hart an das Nilufer herantritt und von da an südwärts bis über Wadi Halfa hinaus in zusammenhängendem Zuge das linke Ufer begleitet. Von der Gegend von Cairo, namentlich von dem Pyramidenfelde von Gizeh, nordwärts verflacht sich der Rand der Wüste, während er zugleich weiter westlich vom Flusse abrückt, jedoch treten noch bei Meks, westlich von Alexandrien, jungtertiäre Kalke hart am Meeresstrande hervor.

Verschieden sind die Verhältnisse am rechten Ufer gegen die arabische Wüste. Hier steigt schon innerhalb des Stadtgebietes von Cairo der Boden schnell an, um die krönende Höhe des Mokhattam-Gebirges zu bilden. Von ihr aus blickt man weit hinaus über das Flachland des Delta, welches sich nach Norden bis zum Meere, nach Osten zum Isthmus von Suez hin ausbreitet. Die Wüste reicht bis in die Stadt selbst hinein. Ihr Boden besteht, wie der des Mokhattam-Gebirges, aus Tertiärkalk, welcher auch den langen Höhenzug bildet, der sich längs des rechten Flussufers weithin nach Süden fortsetzt, bis sich auch hier der nubische Sandstein hervordrängt. Gegen Osten, dem rothen Meere zu, ändert sich schon früher der Charakter. Hier giebt es kein zusammenhängendes Hochplateau, sondern ein von zahlreichen, vielfach tief eingeschnittenen Thälern durchsetztes Gebirgsland, in dem krystallinische und eruptive Formationen massenhaft hervortreten. Wasser ist jedoch auch hier eine Seltenheit, die Vegetation spärlich, die Thierwelt und die Stätten für menschliches Wohnen auf kümmerliche Plätze beschränkt. Je weiter nach Süden, um so mehr verbreitert sich dieses Gebiet, entsprechend der mehr südöstlichen Richtung, welche das rothe Meer einhält.

Zwischen diesen beiden Wüsten eingeschoben liegt das Nilthal als ein gänzlich fremdartiges, durch das Wasser des mächtigen Stromes zu herrlichster Fruchtbarkeit erschlossenes Alluvialland. Nur im Delta erweitert es sich zu jener breiten, von zahlreichen Nilarmen und Kanälen gespeisten Fruchtebene, welche Aegypten reich gemacht hat. Schon zwischen Cairo und dem Pyramidenplateau von Gizeh verengert es sich schnell. Während der Nil vorzugsweise längs der östlichen Uferberge strömt, hält sich das alluviale Land mehr auf der westlichen Seite, je nachdem der Wüstenrand mehr oder weniger herantritt, in sehr wechselnder Breite, zuweilen mehrere Stunden breit, manchmal freilich auch auf ganz schmale Streifen

eingeengt. Wo es sich ausweitet, wie bei Memphis, Abydos, Theben und Edfu, da erscheinen überall in reicher Zahl Bauten der alten Zeit, die vorzugsweise, die Pyramiden sogar ausschliesslich, auf der Westseite des Flusses errichtet worden sind. Nur an wenigen Stellen, so namentlich bei Luqsor und El Kab, weitet sich auch am östlichen Ufer das Thal buchtförmig zu einer Fruchtebene aus. Von dem Punkte an, wo der nubische Sandstein die Hauptformation darstellt, also südlich von Selseleh, wird das Thal immer enger, die Wüste rückt von beiden Seiten her näher an den Fluss heran und das Fruchtland wird vielfach durch sterile Berg- und Wüstenstrecken unterbrochen.

Endlich erhebt sich bei Assuan, dem alten Syene (24° N. Br.), jener gewaltige Querriegel aus krystallinischem Gestein, von dem der Syenit seinen Namen trägt. Seine beträchtlichste Erhebung, steil aus dem Flusse aufsteigend, liegt auf dem rechten Ufer, im Zusammenhange mit dem Gebirge der arabischen Wüste, aber von da schiebt sich das harte Gestein, mühsam von dem schäumenden Strome durchbrochen, nach der westlichen Seite herüber, um hier von Neuem, wenn auch zu geringerer Höhe, als Unterlage des Sandsteins, zu Tage zu treten. Das ist die sogenannte erste Katarakte, eine lange Reihe von Stromschnellen, die bei der Insel Philae beginnen.

Hier war von jeher die Grenze von Aegypten im engeren Sinne, und noch jetzt ist der alte Sprachgebrauch beibehalten. Auf dem Markt von Assuan begegneten sich die ägyptischen Händler mit den Stämmen der arabischen Wüste, denen von Nubien und aus dem Sudan. Hier lagen die Grenzbefestigungen und hier war vor 5 Jahrtausenden, speciell auf der vor Assuan gelegenen Insel Elephantine, der Königssitz der 6. Dynastie. Fügen wir gleich hinzu, dass Aegypten unter den alten Königen in zwei Königreiche, Ober- und Unterägypten, das Nord- und Südland, getheilt war, deren Grenze etwa bei Benisuef lag. Memphis gehörte noch zu Unterägypten. Erst in später, römischer Zeit wurde noch ein Mittelägypten, die Heptanomis, eingeschoben.

Oberhalb der ersten Katarakte nimmt das Land ein ganz anderes Aussehen an. Nur selten erweitert sich das Thal zu einer fruchtbaren Bucht auf der einen oder anderen Seite; meist schieben sich die Berge, die hier vielfach in Form grotesker Kegel oder langer, quergestellter Höhenzüge erscheinen, bis nahe an das Ufer heran, und zwischen ihnen erreicht der gelbe Wüstensand vielfach unmittelbar den Strom. Mehrmals, am meisten dicht unterhalb Kalabsche, brechen wiederum krystallinische Gesteine aus der Tiefe hervor und geben den Ufern einen malerischen, zuweilen höchst wilden Charakter. Vor diesen Engen verbreitert sich der Strom und bildet mächtige Sandbänke, welche das Fahrwasser einengen und wegen ihrer Veränderlichkeit in hohem Maasse die Aufmerksamkeit des Reis, des Schiffsführers, in Anspruch nehmen. Nicht selten hat der Strom auch Nebenarme gerissen und fruchtbare Inseln abgetrennt. Aber im Ganzen ist das Fruchtland sehr spärlich und die Bevölkerung zerstreut; nur die nächsten Uferstrecken werden bebaut, zuweilen in Streifen von wenigen Schritten Breite. Denn auch da, wo das Nilthal an sich eine grössere Breite erreicht, gehört häufig die ganze Ebene schon der Wüste an. Dies gilt namentlich von der Gegend von Wadi Halfa selbst, der geräumigen Grenzfestung, welche die Aegypter jetzt gegen die „Derwische“ errichtet haben: auf beiden Ufern sieht man die traurig öde Wüste dicht herangerückt. Eine kleine Stunde oberhalb beginnt dann die zweite Katarakte, wiederum ein von gewaltigen Stromschnellen eingenommener Durchbruch, länger, namentlich viel breiter, als die erste Katarakte. Schwarze Dioritklippen starren überall aus dem Wasser hervor, aber sie bilden, soviel ich sehen konnte, nicht die Uferberge,

die vielmehr aus Sandstein bestehen. Die grösste Höhe, der aussichtsreiche Abusir, erhebt sich steil am westlichen Ufer, während die östlichen Höhen niedrige, mehr sanftgerundete Kuppen zeigen.

Das ist das Land, welches in der altägyptischen Zeit den Namen Kasch (hebräisch Kusch) trug, jetzt aber seit Langem im engeren Sinne Nubien genannt wird, — Bezeichnungen, die ebensowenig, wie der Name Aethiopien, jemals eine sichere geographische Bedeutung gehabt haben, vielmehr bald nach Osten, bald nach Süden hin sehr verschiedene Gebiete umfasst haben. Immerhin ist festzuhalten, dass schon die Pharaonen der 12. Dynastie (Theben) dieses Land, welches seitdem sehr charakteristisch „das elende Kasch" hiess, dauernd erobert und als eine Nebenprovinz einem „Königssohne" zur Verwaltung übergeben haben. Usurtasen III. (H. Brugsch, Geschichte Aegyptens unter den Pharaonen. Leipzig 1877. S. 151) liess im achten Jahre seiner Regierung, etwa 2325 v. Chr., etwas oberhalb der zweiten Katarakte auf jedem Ufer eine Feste bauen, Semne und Kumne, und zwei mächtige Steinsäulen, deren Inschriften noch erhalten sind, als Zeichen der Südgrenze gegen die Neger errichten. Damals lag also die Südgrenze des Reiches noch um wenige Stunden südlicher, als gegenwärtig, seitdem nach dem Aufstande des Mahdi der ganze Sudan wieder verloren ist. Die jetzige Bevölkerung besteht aus Berbern (Barabra), doch wird es zweckmässig sein, trotz der an sich berechtigten Bedenken unseres Lepsius, den Namen Nubien für ihr Land beizubehalten, da ein anderer sich nicht bietet.

Zweifellos war das „elende Kasch" in der Zeit des alten Reiches sehr viel fruchtbarer und weit mehr bewohnt, als gegenwärtig. Zahlreiche, zum Theil sehr grosse und glänzende Tempel sind noch jetzt erhalten, einzelne fast vollständig, andere in Ruinen, aber doch noch weithin sichtbar. Alte Trümmerstätten von verschwundenen Dörfern oder Städten treten zu Tage, sobald der Wind den Wüstensand hinwegfegt, der sie verhüllt. Die Tradition und nicht selten auch die Papyri melden sogar die Namen solcher Orte. Aber nur an wenigen Stellen, wie in Kalabsche, stehen die Tempel noch auf Fruchtboden; meist hat die Wüste mit ihrer beweglichen Hülle das ganze Gebiet überzogen. Die Ursachen dieser „Verwüstung" sind zusammengesetzte. Als eine derselben wird die Entvölkerung des Landes durch Sklavenjagden und in neuerer Zeit durch Auswanderung angegeben. Gewiss nicht mit Unrecht, denn manches Stück Land, das jetzt Wüste ist, besitzt einen prächtigen alluvialen Untergrund und würde reiche Frucht tragen, wenn nur fleissige Hände da wären, um den Schaduf, die Wasserpumpe, in Bewegung zu setzen, die anderswo in der Zeit des niedrigen Nilstandes dem lechzenden Acker das unentbehrliche Nass zuführt. Die Eingebornen sind auch heute noch fleissig und arbeitsam, und doch schreitet der Sand vorwärts. Viele Berber wandern als junge Leute nach Aegypten, man trifft sie zahlreich noch in Cairo und Alexandrien, wo sie gern gesehene Diener sind, aber ein grosser Theil von ihnen kehrt, nachdem er ein kleines Vermögen erworben hat, in die Heimath zurück. Noch im südlichen Nubien trafen wir zahlreiche Dorfbewohner, welche diese Laufbahn durchmessen hatten. Sklavenjagden haben längst aufgehört, die reicheren Berber haben selbst Sklaven aus dem Sudan oder aus noch mehr centralafrikanischen Gebieten. Daher scheint es mir, dass die Entvölkerung, wenigstens in einem gewissen Maasse, die Folge der unaufhaltsam vorrückenden Versandung ist. Der menschliche Fleiss erlahmt eben in dem aussichtslosen Kampfe gegen die Wüste.

Einen grossen Antheil an dieser Entartung des Bodens hat aber die starke Senkung der Ueberschwemmungshöhe des Nils. Die Geologen haben an vielen Stellen das Vorkommen von Nil-Konchylien auf jetzt ganz unfruchtbaren

Uferhöhen nachgewiesen. Andr. Leith Adams (Notes of a naturalist in the Nile valley and Malta. Edinb. 1870. p. 63) traf sie in der Nähe von Der noch in einer Höhe von 130 Fuss über der höchsten Inundationsmarke der jetzigen Zeit. Er schliesst daraus auf eine Erhebung des Landes. Die ganz horizontale Schichtung des Sandsteins scheint einer solchen Annahme nicht günstig. Auch lässt sich die gefundene Thatsache ebenso leicht erklären, wenn man annimmt, dass die Inundation des Nils nicht mehr bis zur alten Höhe ansteigt. Dafür aber haben wir untrügliche Zeugnisse. Der Alluvialboden erreicht in Nubien an vielen Stellen eine Höhe, bis zu welcher auch die stärkste Inundation nicht heranreicht. Ja, zum Ueberfluss besitzen wir sogar einen zweifellosen historischen Nachweis: bei der vorher erwähnten Grenzfestung Semne fand Lepsius alte Fluthmarken aus der Zeit der 12. und 13. Dynastie angezeichnet, welche ergaben, dass damals die Fluthhöhe um 22 Fuss höher anstieg, als gegenwärtig. Was anders kann der Grund sein, als dass das Nilbett an der Stelle der Katarakte und Engen seitdem tiefer eingeschnitten ist? Ob dies durch Erosion oder durch Senkung des Bodens erfolgt ist, hat für unsere Betrachtung keinen entscheidenden Werth; möglicherweise haben beide Wirkungen nach einander stattgefunden. Wenn aber z. B. an der jetzigen Enge unterhalb von Kalabsche das Strombett sich so vertiefte, dass an die Stelle einer früheren Katarakte eine nur noch wenig bemerkbare Schnelle trat, so musste das seine Einwirkung rückwärts auf das ganze Stromgebiet bis zur zweiten Katarakte und selbst über diese hinaus erstrecken. An der ersten Katarakte ist dies ungemein deutlich: zwischen Assuan und dem Chellâl passirt man, wenn man auf der kurzen Eisenbahn die Uferberge im Osten umfährt, ein sandiges Thal, dessen Boden und Ränder noch deutlich zeigen, dass einstmals der an der Katarakte gestaute Nil hier im weiten Bogen das Ufergebirge umrauscht haben muss. Aehnliche Verhältnisse sind weiter oberhalb in Nubien auf der rechten Uferseite ungemein häufig.

Der Rückschluss auf die Verhältnisse der prähistorischen Zeit ist einfach. Die Ausdehnung des Fruchtlandes in Nubien muss damals eine sehr viel grössere gewesen sein, als gegenwärtig. Freilich werde ich es ablehnen, den bequemen Weg der blossen Rechnung zu betreten. Nichts wäre der Methode mancher Alterthumsforscher mehr entsprechend, als eine Calculation, wie lange Zeit vergangen sein müsse, seitdem der Nil in Nubien 130 Fuss über die jetzige Fluthhöhe hinaufgestiegen sei. Mit demselben Rechte, wie man berechnet, dass der Nil, wenn er 2500 Jahre v. Chr. bei Semne um 22 Fuss höher anstieg, in jedem Jahrtausend um 5,4 Fuss tiefer eingeschnitten haben müsse, könnte man folgern, dass der Zeitpunkt, wo er um 130 Fuss höher anstieg, 14 773 Jahre weiter rückwärts gelegen haben müsse. Abgesehen davon, dass eine solche Rechnung auf ein Uferbett von ungleich grösserem Querschnitt, als das gegenwärtige, nicht anwendbar ist, übersieht man, dass die Voraussetzung einer durch Jahrtausende stets gleichen Wirkung bei der Beantwortung der Frage, wann ein Fluss seine Barren vernichtet hat, nicht zutrifft, da die endliche Beseitigung der Felsen, welche sich dem Stromlauf entgegenstellen, bei einer bestimmten Gelegenheit, unter besonderem Anwachsen des Druckes oder nach Abschwächung der Widerstände, ganz plötzlich erfolgen kann. Nehmen wir z. B. an, was aus der Lage der Tempel in Nubien, namentlich der gewaltigen Felsentempel von Abu Simbel, ohne Zwang geschlossen werden könnte, dass schon zur Zeit von Ramses II. die Inundationshöhe nahezu dieselbe gewesen sei, wie jetzt, so verkürzt sich die angenommene Zeit von 2500 Jahren um volle 1000 Jahre, und der ganze Calcül erhält eine andere Grundlage. Es mag daher genügen, aus den thatsächlichen und historischen Unterlagen, welche ich geschildert habe, den völlig sicheren Schluss zu ziehen, es müsse in prähisto-

rischer Zeit die Breite des fruchtbaren Uferlandes in Nubien weit über die gegenwärtigen Verhältnisse hinausgegangen sein.

Ganz anders ist es in Oberägypten. Obwohl auch hier der Alluvialboden stellenweise über die Fluthhöhe des Stromes ansteigt, so kann doch im Grossen und Ganzen angenommen werden, dass der Fruchtboden zu keiner Zeit beträchtlich weiter gereicht hat, als die jetzt bebaute Fläche. Ja, Wilkinson (Manners and customs of the ancient Egyptians. London 1878. Vol. II. p. 431) hat mit zutreffenden Gründen nachgewiesen, dass das gegenwärtige Inundationsgebiet an einer Reihe von Punkten über das Inundationsgebiet des alten und selbst über das des neuen Reiches hinausgeht. Entsprechend der Angabe der alten Schriftsteller erklärt er das aus der zunehmenden Erhöhung des Nilbettes durch fortschreitende Schlammablagerung. Namentlich auf der Westseite bleibt zwischen dem Fuss des Gebirges und dem Fruchtlande nur ein schmaler Saum sterilen Bodens, el hager genannt; auf diesem stehen sowohl die Tempel der alten Zeit, als die Dörfer der Gegenwart.

Diese sehr einfache Wahrheit ist von jeher verdunkelt worden durch die Aufstellung des, schon dem Herodot von den Priestern vorgetragenen Satzes, dass ganz Aegypten einstmals eine Meeresbucht gewesen sei. Wie mir scheint, liegt diese Erörterung ausserhalb des Rahmens der uns hier beschäftigenden Untersuchung. Soviel ich weiss, sind nirgends auf den Abhängen oder auf den Höhen der ägyptischen Uferberge ganz junge Meeresablagerungen oder Zeugen derselben gefunden worden; seit der Tertiärzeit hat die See keine Reste von Konchylien oder anderen Meeresthieren hier abgesetzt. Selbst diluviale Schichten sind ausserhalb des Deltas nicht in solcher Entwickelung vorhanden, dass sie für die gegenwärtige Betrachtung eine Bedeutung gewinnen könnten. Wir haben es also wesentlich nur mit Alluvionen zu thun, gebildet durch den Absatz von Schlamm, den der in einer langen Felsspalte fortgeleitete Strom von seinen oberen Ufergebieten mit herunterbringt.

Sehen wir uns nun die geographische Verbreitung der bisher bekannten Fundplätze von Steingeräth an, so ergiebt sich, dass die Mehrzahl derselben der Oberfläche der Uferberge angehört. In diesen, vorzugsweise den tertiären Kalken, zum kleinen Theil der Kreide angehörigen Formationen finden sich zahlreiche kleinere und grössere Knollen von Feuerstein, Hornstein, Jaspis und den Uebergangsformen zwischen denselben. An manchen Orten, z. B. an den Steilabhängen des Bab-el-Moluk bei Theben, sieht man sie in langen horizontalen Reihen das anstehende Gestein durchsetzen, ähnlich wie wir es von unserer Kreide kennen, nur dass die Knollen in Aegypten meist geringere Dimensionen zeigen. Bei der Verwitterung des Gesteins werden sie frei, fallen in den Detritus am Fusse der Abhänge, werden hier allmählich durch den Wind blossgelegt und durch Regengüsse, die freilich recht selten sind, in sogenannten Wadis tiefer hinabgeschwemmt. So gelangen sie bis zu dem Hager. Das Material für die Bearbeitung des Feuersteins war also überall hier zur Hand, es bedurfte zu seiner Beschaffung keiner weiteren Mühe, man brauchte eben nur aufzunehmen, was am Boden lag. Und das hat man zweifellos gethan, natürlich da am meisten, wo das Material am reichlichsten war. Darüber herrscht keine Meinungsverschiedenheit; nur das ist streitig, wann man es gethan hat.

Das beste Kriterium für ein vorgeschichtliches Alter wäre das geologische. Denn wenn es möglich wäre, Steinartefakte in einer älteren geologischen Schicht aufzufinden, so würde die Frage bald entschieden sein. Es handelt sich also in erster Linie darum, ob es ausser den Oberflächenfunden auch Tieffunde in

Aegypten giebt. Meines Wissens giebt es 4 Stellen in Aegypten, von denen man dies behauptet hat:

1) Schon Arcelin, der zuerst, im Anfange des Jahres 1869, die Aufmerksamkeit auf die ägyptischen Steinfunde lenkte, gab an, dass er nicht weit unterhalb von Assuan auf dem linken Ufer bei Abu Mangar zahlreiche bearbeitete Steingeräthe an der Oberfläche gefunden habe; le gisement, sagt er, se prolonge sous les sédiments modernes; il ne passe pas dans ces sédiments où je n'ai trouvé aucune trace de pierre taillée. Sir John Lubbock (Journal of the Anthrop. Instit. 1875. Vol. IV. p. 219), der die Stelle besucht hat, drückt sich sehr diplomatisch über dieselbe aus: I had no opportunity of verifying the important observation, that the layer of flint implements was continued under the alluvial soil, but it certainly did not extend over, nor as far as I could see into it. Ich will daher nur erwähnen, dass schon die ersten Mittheilungen des Hrn. Arcelin in der Pariser anthropologischen Gesellschaft grosse Bedenken erregten. Selbst Hr. G. de Mortillet, der die Funde als prähistorische anerkannte, bezweifelte den diluvialen Charakter; er hob hervor: M. Arcelin dit avoir recueilli les silex présentés sur les graviers et non dans les graviers, sous les alluvions du Nil (Bullet. de la soc. d'anthrop. 1869. Sér. 2. T. IV. p. 710). Dazu kamen andere Umstände, welche die Beurtheilung des Fundes belasten. Unter den von Arcelin vorgelegten Stücken befand sich eine Axt mit polirter Schneide aus grünem Porphyr und ein polirter Hammer aus Serpentin, von welchem Pruner Bey (ibid. p. 707) erklärte, er sei ein Instrument, wie es die Ababde noch heutigen Tages anfertigen. Dazu kam endlich noch ein grober, aus der Hand gefertigter Topfscherben. Alles dieses ist sehr unbefriedigend, und es wird nichts übrig bleiben, als den suballuvialen Charakter des Fundes von Abu Mangar bis auf Weiteres dahingestellt sein zu lassen, und zwar dies um so mehr, als Hr. Arcelin auch El Kab, diese Ruinenstätte einer pharaonischen Stadt, als eine seiner Fundstätten prähistorischer Steingeräthe bezeichnet. So erklärt es sich, dass die HHrn. Hamy und Louis Leguay (Bullet. de la soc. d'anthrop. 1870. p. 18 et 20) die Funde des Hrn. Arcelin als neolithische, einige davon als historische deuteten.

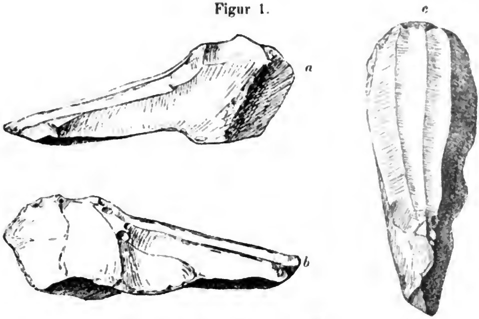
2) General Pitt Rivers (Journ. Anthrop. Instit. 1882. Vol. XI. p. 387) beschrieb eine andere Stelle am Gebel Assas, dem grossen Todtengebirge westlich von Luqsor, auf dem linken Nilufer. Im nördlichen Theile des Gebirges, da wo sich vom Bab-el-Moluk her ein Wadi gegen Qurnah herunterzieht, breitet sich fächerförmig in einer Mächtigkeit von 3—6 *m* ein Conglomerat aus Stücken von Hornstein und Kalkstein, die durch Kalkcarbonat zusammengekittet sind, aus. Er nennt es indurated gravel und betrachtet die ganze Ablagerung als eine Abschwemmung vom Bab-el-Moluk, die schon in vorpharaonischer Zeit nicht bloss gebildet, sondern auch von dem Wadi durchbrochen sein müsse, da von dem Wadi aus seitlich Gräber in die felsharte Schicht hineingetrieben seien (vgl. Pl. XXXIV). In dieser Schicht, auch zwischen den Gräbern, traf er in unberührter Lage geschlagene Hornsteine. Die Gräber selbst schienen der 18. Dynastie anzugehören. Mr. J. F. Campbell, ein Geologe, der sich zufällig in Luqsor befand, bestätigte die Angaben des Generals. Auch Mr. Dawson, eine autoritative Persönlichkeit, erkannte bei einem späteren Besuch das Alter der Schicht an, ja er glaubte dieselbe sogar den pleistocenen Schichten, wie sie sich bei Cairo und Gizeh finden, anreihen zu dürfen (Notes on prehistoric man in Egypt and the Lebanon. 1884. p. 3), aber es gelang ihm nicht, ein einziges Stück Flint zu gewinnen, welches als ein menschliches Manufakt hätte angesprochen werden können. Auch die von General Pitt Rivers gegebenen Abbildungen hält er nicht für beweisend. Damit

ist also die Beweisführung ganz auf das archäologische Material angewiesen; ich werde darauf zurückkommen, will aber gleich hier bemerken, dass ich geneigt bin, in dieser Beziehung den Stücken des Generals eine grössere Bedeutung zuzuerkennen. Leider war mir, als ich mich in der Gegend befand, die Schilderung der fraglichen Ablagerung nicht in der Erinnerung, und ich habe versäumt, durch eigene Beobachtung mir ein Urtheil zu bilden.

3) Dr. Fr. Mook (Aegyptens vormetallische Zeit. Würzb. 1880. S. 13) fand in der Nähe von Helwan bei Cairo, etwas unterhalb der Eisenbahnstation, ungefähr 1700 *m* WNW. von da, wie aus dem Plane hervorgeht, am Rande der Wüste, unter einer Schicht von 20—30 *cm* lockeren Sandes eine Lage von festem, gelbweissem, thonigem Sand, in deren Oberfläche Zähne und Fusswurzelknochen vom Zebra und Kameel nebst Holzkohlen und Feuersteinmesser grösseren Calibers lagen; unter dieser Schicht (2,40 *m*) erschien wieder weissgelber Sand bis zu 1 Fuss Mächtigkeit und darunter eine zweite, weiterhin mit der ersten zusammenfliessende Culturschicht mit schwarzer Erde, Holzkohlen, Feuersteinmessern und Knochen, welche, ausser den genannten Thierarten, der Hyaena crocuta, dem Esel und einer Antilope angehörten, daneben Schalen von Straussenеiern und Koprolithen. Noch tiefer folgte eine dritte Culturschicht (1 *m* tief) mit 14 Kameelschädeln, einigen Zähnen vom Zebra, Holzkohlen und Feuersteinmessern. — Die Knochen wurden Hrn. Rütimeyer zur Bestimmung übergeben; sein Bericht (ebendas. S. 31) ist sehr vorsichtig gehalten. „Ob diese Ueberreste fossil zu nennen seien," sagt er, „ergiebt sich weder aus ihrer Erhaltungsart, noch aus der Art von Fauna, welcher sie angehören. — Wie weit die Ordnung der Dinge, unter welcher diese Thiere in den Sand begraben wurden, von der jetzigen verschieden sein möchte, müsste also des Näheren noch aus anderweitigen Anhaltspunkten ermittelt werden, als aus denjenigen, die sich aus der Natur der Knochen selbst ergeben." Er hielt es für sicher, dass die Hauptmasse der Schädel dem Dromedar zuzurechnen sei. Von den Zähnen schienen ihm einige dem Zebra zuzuschreiben zu sein, aber er „möchte durchaus nicht in Abrede stellen, dass nicht unter den Zähnen, wie unter den Knochen, einzelne dem zahmen Pferde angehören möchten." Einen Schädel von Antilope bubalis konnte er sicher bestimmen, dagegen sagt er von den Hyänenzähnen, dass sie „nach ihrer beträchtlichen Grösse viel eher mit H. crocuta, als mit H. striata übereinstimmten." Wie leicht erkennbar, hat dieser Bericht keineswegs die Zuversichtlichkeit der Angabe des Dr. Mook. In Cairo selbst war man nicht zweifelhaft, die Funde des auch sonst vielfach angegriffenen Mannes für relativ neue zu halten. Ich verweise deswegen auf die Berichte der HHrn. Manthey und Reil (Verh. 1879. S. 352, 353). Wenn man in Erwägung zieht, dass die Bäder von Helwan in arabischer Zeit seit 722 im Gebrauch waren (Verh. 1874. S. 118), so liegt die Möglichkeit sehr nahe, dass damals gefallene Thiere oder Stücke der Jagdbeute hier liegen blieben und allmählich von dem Sande der Wüste überweht wurden. Jedenfalls fehlt vorläufig jeder Nachweis des geologischen Charakters der fraglichen Schichten, sowie jeder Anhalt für die Annahme, dass die genannten Thiere in Unterägypten einheimisch und wild waren.

4) Hr. Schweinfurth hat an zwei Stellen der arabischen Wüste Kieselartefakte aufgefunden, nehmlich im Wadi Ssanûr und im Wadi Uarâg (Verh. 1876. S. 155. 1882. S. 278. 1884. S. 610. 1885. S. 128, 302. 1886. S. 646). Beide Wadis stellen Tiefthäler dar, welche sich von dem Hochplateau der nördlichen Gallala (am rothen Meer) nilwärts erstrecken, das erste mehr südwestlich in der Richtung gegen Benisuef, das zweite weiter nördlich, in der Richtung gegen Cairo. Die Fundstelle des ersteren ist 50 *km* östlich von Benisuef, die des zweiten

Figur 1.



$^1/_2$ der natürlichen Grösse.

80 *km* südöstlich von Cairo. Die Beschaffenheit der Fundstücke, namentlich die grosse Anzahl höchst eigenthümlicher, ihrer Form wegen mit dem Namen der Eselshufe (Dufr el homār) bezeichneter, grosser Nuclei (Fig. 1 *a—c*), lässt nicht den geringsten Zweifel darüber, dass es sich um menschliche Manufakte handelt. Schwieriger ist die Frage nach dem Alter der Stücke. Hr. Schweinfurth (Verh. 1885. S. 130) hat von der Lagerstätte derjenigen aus dem Wadi Ssanūr eine genauere Schilderung gegeben. Darnach finden sich dieselben wesentlich in einem nördlichen kleineren Seitenthal, dem Wadi Ssenenīr, jedoch wahrscheinlich in secundärer Lagerstätte, tief und fest eingekeilt zwischen den Geröllen der Thalsohle, welche wohl durch Regenfluthen von den höheren Flächen, den eigentlichen Fundstellen der Rohkiesel, herabgeschwemmt seien. Aehnlich verhalte es sich auch im Wadi Warāg. Gegen diese Deutung lässt sich nur der Einwand erheben, den übrigens Hr. Schweinfurth selbst erwähnt, dass auf den Höhen keine Nuclei gefunden sind. Der Umstand, dass keines der Stücke Spuren von Abrollung zeigt, im Gegentheil die scharfen Kanten durchweg gut erhalten sind, liesse sich wohl erklären, wenn der Weg von der Höhe bis zur Thalsohle ein relativ kleiner ist. Immerhin muss man zugestehen, dass auch an dieser Stelle ein geologischer Anhalt für das Alter der Geröllablagerung nicht gefunden ist, zumal da Grabungen nicht vorgenommen worden sind. Es bleibt daher, gerade umgekehrt, wie am Gebel Assas von Theben, nur die höchst eigenthümliche, aus neuerer Zeit ganz unbekannte Form der Nuclei als Anhalt für die Annahme einer prähistorischen Herstellung.

Das ist Alles, was ich von Tieffunden in Aegypten zu melden weiss. Wie leicht ersichtlich, erscheinen hauptsächlich die Angaben des General Pitt Rivers und des Hrn. Schweinfurth von Bedeutung; sie verdienten eine gründliche Nachuntersuchung, da eine solche jedenfalls mehr, als bei allen anderen Funden, zu der Lösung der Zeitfrage beitragen könnte. —

Wenden wir uns nunmehr zu einer Betrachtung der Oberflächenfunde, so sehe ich folgende erwähnt:

A. Auf dem rechten Nilufer.

1) Ein zweifellos geschlagenes trapezoidisches Stück vom Isthmus von Suez, gefunden von Hrn. Schweinfurth 1886 W. vom Gebel Genēfeh beim Fuchsberge, in einer völlig unbewohnten, weideleeren Gegend (Verh. 1886. S. 646).

2) Ein durchbohrtes Steinbeil soll von einem Engländer, eine Menge geschlagener Feuersteine von Ernst Hertwig bei Tell-el-Jehudieh im Delta gefunden sein (Mook S. 22).

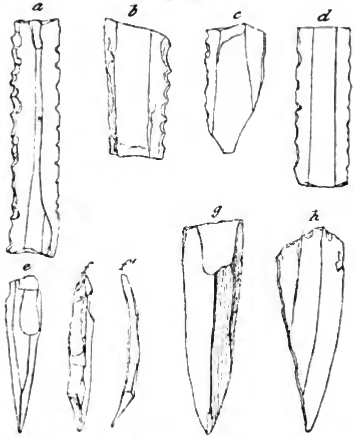
3) Einzelne Exemplare von Silex erwähnt Mook (ebendas.) von der Abassieh bei Cairo in der Richtung gegen die Kalifengräber. In der Gegend von Basatin soll Heimann Messer von älterer Form gesammelt haben.

4) Abbé Richard erwähnt unpolirte Aexte von grosser Dimension aus grès pétrifié aus der Gegend des versteinerten Waldes bei Cairo (Matériaux pour l'hist. de l'homme 1870. p. 248). Eine grössere Anzahl von Flintgegenständen, darunter einige Aexte von dem Typus St. Acheul, sammelte Prof. Haynes (Discovery of palaeolithic stone implements in Upper Egypt. Mem. of the Amer. Acad. of arts and sciences. Vol. X. 1881. p. 358. Pl. I. Fig. 3, Pl. III. Fig. 4, Pl. VI. Fig. 5 and 11, Pl. VII. Fig. 7) auf einem „Atelier" in der Wüste, einige miles östlich von Cairo, nicht weit vom Rothen Berge, auf dem Wege zum versteinerten Walde.

5) Geschlagene Feuersteine wurden bei Helwan (Bad) zuerst von Dr. Reil 1871 aufgefunden; einige Jahre später überschickte er unserer Gesellschaft eine ausgezeichnete Sammlung davon, welche mich zu dem Ausspruch veranlasste: „Man wird darnach nicht anstehen können, in Helwan eine alte Arbeitsstätte für Feuersteingeräth anzuerkennen" (Verh. 1874. S. 120. vgl. 1876. S. 156). Er selbst legte mit Recht besonderen Werth auf das Vorhandensein wirklicher Nuclei. Weitere Mittheilungen erhielten wir durch Hrn. Manthey (Verh. 1879. S. 351), der vor der Verwechselung moderner Schlagstücke mit älteren warnt. Seit dieser Zeit ist an der Oberfläche der Wüste von Helwan von zahlreichen Untersuchern gesammelt worden. Am ausführlichsten hat darüber gehandelt Hr. Jukes Browne (Journ. anthrop. Instit. 1878. Vol. VII. p. 396. Pl. VIII and IX), welcher die vollständigste Sammlung mehr ausgearbeiteter Instrumente zu Stande gebracht hat. Bei Gelegenheit der Verhandlung über diese Vorlage in dem Londoner anthropologischen Institut bemerkte Hr. John Evans (ebendas. p. 412), die Gegenstände schienen mehr der neolithischen Zeit anzugehören; nichts in den Fundumständen, noch in der Beschaffenheit der Gegenstände spreche bestimmt für eine paläolithische Zeit. Es folgt dann die mehrfach citirte Monographie des Dr. Mook, welche zahlreiche Abbildungen von Fundstücken aus Feuerstein bringt und das Fundgebiet über die ganze Wüstenstrecke bis Turrah im Norden ausdehnt (1880). Prof. Haynes (1881) spricht nur vorübergehend von seinen Funden in Helwan. Dagegen erhielten wir durch Hrn. F. Jagor (Verh. 1882. S. 560) und durch Hrn. Schweinfurth (Verh. 1885. S. 302) neue Sammlungen von da, von welchen die letztere vorzügliche Stücke enthält. Von dem fraglichen Gebiet haben Reil und Jukes Browne anschauliche Beschreibungen geliefert, die ich nach meinem Besuch des Platzes nur bestätigen kann. Das Dorf Helwan liegt, gegenüber von Bedraschên, der linksseitigen Eisenbahnstation, welcher die Ruinen von Memphis benachbart sind, hart am rechten Ufer des Nils auf alluvialem Fruchtland. Sehr schnell steigt der Boden von da an und das Gemisch von Schichten aus Sand und aus Nilschlamm lässt leicht erkennen, dass hier Fluss und Wüste lange mit einander gekämpft haben, bis endlich die Wüste die Oberhand erlangte. Diese erscheint in ihrer vollen Nacktheit in dem breiten Plateau, das sich, 35 *m* über dem Nil, längs des steil abfallenden Gebirges hinzieht und das neue, gut eingerichtete Bad Helwan mit seinen heissen Schwefelquellen trägt. Hier, beiläufig 5 *km* vom Nil entfernt, ist eine Reihe von Plätzen, namentlich in der Nähe von alten Brunnen, aufgefunden worden, an welchen Feuersteinsplitter in grosser Zahl auf und in dem Sande der Oberfläche zerstreut waren. Es mag

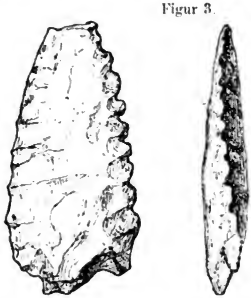
sein, dass viele dieser Splitter erst in neuerer Zeit absichtlich oder zufällig geschlagen worden sind. Für eine solche Annahme ist namentlich die Thatsache angezogen worden, dass im Allgemeinen die Helwaner Splitter sehr klein sind, sehr viel kleiner, als z. B. die von Theben, und dass viele von ihnen den Eindruck machen, als seien sie eben nur zufällige Abfälle oder Sprengstückchen. In Fig. 2*a—h* gebe ich lineare Skizzen solcher Stücke, die ich als künstlich hergestellte ansehen möchte; ich werde später noch darauf zurückkommen. Von den neueren Funden des Herrn Schweinfurth, die der Gesellschaft zugegangen sind und von denen ich früher eine genauere Beschreibung geliefert habe (Verh. 1885. S. 302), erwähne ich ausgezeichnete Nuclei und ein Paar sägeartige gemuschelte Blätter,

Figur 2.



a—d, *g—h* aus der Sammlung Reil, *e*, *f*, *f'* aus der Sammlung Jagor. Natürl. Grösse.

Figur 3.



a *b*

Figur 4.



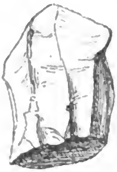
a *b*

Natürliche Grösse.

deren Abbildungen in Fig. 3 und 4 nochmals wiedergegeben werden. Noch vollständigere, aber sonst sehr ähnliche Exemplare sind von Mr. Jukes Browne (l. c. Pl. IX. Fig. 1—2) und von Mook (a. a. O. Taf. IV) abgebildet worden.

6) Aus der arabischen Wüste erhielt unsere Gesellschaft durch Herrn Schweinfurth (Verh. 1887. S. 561), jedoch ohne nähere Angaben über die Lagerung derselben, verschiedene Stücke. Vortreffliche Nuclei und prismatische Splitter wurden von ihm im Wadi Tarfeh (28° 20′ N. Br.), 107 *km* östlich vom Nil, gesammelt. Andere Stücke stammen vom Rande des Steilabsturzes der südlichen Gallala über

Figur 5.



Figur 6.



Natürliche Grösse.

dem Wadi Dachl, südwestlich vom Kloster St. Paul, 28° 40′ N. Br., 1200 *m* über dem Meere; darunter ein kleiner Nucleus (Fig. 5) und ein grösseres polygonales Stück (Fig. 6).

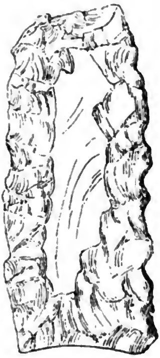
7) Noch weiter südlich liegt eine, von Ernst Hertwig im Winter 1878—79 aufgefundene und später von Mook (a. a. O. S. 23. Taf. X. und XI) explorirte Stelle in der Wüste von Luqsor, am rechten Nilufer, 3 Stunden NO. von der Stadt. Auch Prof. Haynes (l. c. Pl. VII. Fig. 1—5) hat den Platz besucht und geschlagene Stücke gefunden. Die Fundstelle liegt auf einer Sandfläche zwischen Fruchtland und Gebirge in der Nähe des Dorfes Derr. Ein Engländer soll 1877 eine schön gearbeitete grössere Pfeilspitze gefunden haben; sonst haben die Funde viel Aehnlichkeit mit den Helwanern. Eigenthümlich sind gewisse Stücke der Sammlung Hertwig (Heimann), insbesondere mit kurzem Stiel versehene Lanzenspitzen (?) (Mook Taf. XI. Fig. 6. XIII. Fig. 12—13), ferner ein grösseres oblonges gemuscheltes Blatt (ebendas. Taf. XIII. Fig. 16, dem sich Fig. 14 annähert) und rundlich bearbeitete Schaber (Taf. X. Fig. 15—17).

B. Linkes Nilufer.

1) Aus der Gegend der Pyramiden sind zahlreiche, aber wenig präcisirte Angaben vorhanden. Schon Arcelin wollte bei Gizeh und Saqqarah geschlagene Feuersteine gesammelt haben. Prof. Hayter Lewis fand nahe der Pyramide von Zowaryet-el-Arrian eine prächtige Feuersteinsäge (Birch bei Wilkinson l. c. Vol. I. p. 4. Note 2, Vol. II. p. 261), Prof. Haynes ein unregelmässig trapezoidisches Messer (Journ. anthrop. Inst. 1878. p. 324). Eine Feuersteinsäge von Saqqarah wird aus der Christy Collection in London erwähnt (ibid. p. 401. Note); eine ähnliche hat Hr. Schliemann daselbst gefunden (Verh. 1887. S. 212). Ich kann nicht sagen, dass mir in der Umgebung der Pyramiden von Gizeh und Saqqarah deutlich geschlagene Feuersteine zu Gesicht gekommen wären; Splitter liegen dort in Masse umher, auch Knollen, aber keiner machte mir den Eindruck, dass er eine prähistorische Bedeutung haben könne.

2) Im Fayum hat Hr. Schweinfurth (Verh. 1886. S. 646. Zeitschr. d. Ges. für Erdkunde 1886. Bd. 21. S. 145) vortreffliche Stücke aufgehoben, freilich hart an der westlichen Grenze der Oase gegen die Wüste. Die Stelle liegt bei Qasr-es-Ssâga, N. von Dimeh, 2 Stunden jenseits des grossen Sees Birket-el-Qerûn. Eine genauere Beschreibung der Stücke habe ich schon früher gegeben; hier möchte ich nur einige Abbildungen wiederholen, nehmlich von 3 grösseren Stücken, von denen zwei (Fig. 7 und 8) grob gemuschelte Oberflächen zeigen, das dritte (Fig. 9) die bekannte Sägenform hat; ferner Abbildungen von trapezoidischen und prismatischen Messern von beträchtlicher Länge (Fig. 10—12). Sehr bezeichnend ist übrigens der zufällige Fund eines kleinen Hornsteinmesserchens, welches schon früher hier in Berlin beim Auspacken einer Sendung des Hrn. Schweinfurth vom Nordrande des Birket-el-Qerûn in dem Sande bemerkt wurde, welcher an den übersendeten altalluvialen Fischresten gehaftet hatte; Hr. Beyrich (Verh. 1884. S. 610) übergab das unzweifelhaft künstliche, wenngleich sehr kleine Stück der Sammlung der Gesellschaft. — Einzelne geschlagene Flintscherben, jedoch mit sehr abgerundeten Kanten, fand ich selbst auf der alten Ruinenstätte Medinet-madi, auf jetzt wüstem Gebiet südöstlich vom Süd-

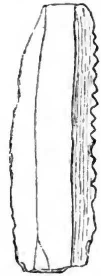
Figur 7.



Figur 8.



Figur 9.



Figur 10.



Figur 11.



Figur 12.



Natürliche Grösse.

ende des Birket-el-Qerûn (Fig. 43). Ein anderes derartiges, schlecht begrenztes Stück entnahm ich aus einem der Schlammziegel der Pyramide von Hawâra.

3) Funde von Assiut beschreibt General Pitt Rivers (l. c. p. 383. Pl. XXVIII. Fig. 1—3). Sie wurden an der Oberfläche von Abhängen der benachbarten Hügel und zwar nahe bei dem Grabe des Merikara (13. Dynastie) gemacht. Namentlich das in Fig. 1 abgebildete Stück ist von ausserordentlicher Grösse, ähnlich gewissen primitiven Hämmern aus Stein.

4) In Abydos, und zwar auf den niedrigen Hügeln hinter dem Tempel, über

der Inundationshöhe, fand Sir John Lubbock (l. c. p. 220. Pl. XIII. Fig. 4—6, XIV. Fig. 1, XV. Fig. 1, 2, 6, XVI. Fig. 3) eine reiche Anzahl grösserer Stücke, darunter solche von dem Typus St. Acheul. Es fehlen scheinbar die prismatischen und trapezoidischen „Messer". Hr. Schliemann (Verh. 1887. S. 212) erwähnt eine Lanzenspitze aus den Schutthaufen bei Abydos.

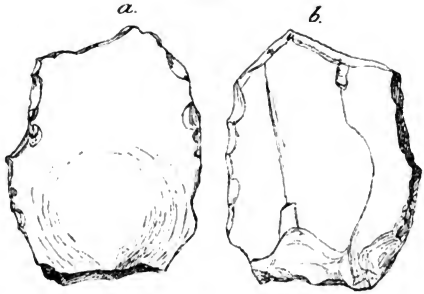
5) Bei Denderah, südlich von den Tempelruinen, am Saum der Wüste, begegnete Mook (a. a. O. S. 23) „Spuren" von Silexfunden, ähnlich denen aus der Nekropolis von Theben.

6) Am Gebel Assas, dem mächtigen Todtengebirge westlich von Theben, ist gewissermaassen die Sedes materiae für die Frage der prähistorischen Silexfunde. Nachdem schon Arcelin im Anfange des Jahres 1869 die Gegend des Bab-el-Moluk als einen Fundort bezeichnet hatte, machten im Spätherbst desselben Jahres hier die HHrn. Hamy und Lenormant ihre berühmten Beobachtungen. Lepsius war mit ihnen anwesend. Nachher sind Hertwig, Lubbock, Mook, Haynes, Myers, Pitt Rivers und viele andere an dieser Stelle gewesen, so dass sich allmählich eine ganze Literatur darüber gebildet hat. Hr. Hamy (Bull. de la soc. d'anthrop. 1869. p. 685) beschreibt die Localität folgendermaassen: Er war mit Lenormant im Thal der Könige (Bibey oder Bab-el-Moluk) gewesen. Sie nahmen, um von da nach Deir-el-Bahri zurückzukehren, ihren Weg über einen kaum erkennbaren Fusssteig, der sehr selten betreten wird und der einen mühevollen Aufstieg zu dem Gebel-el-Moluk gestattet. Dieser Berg oder vielmehr diese zu einem scharfen Graht zugeschnittene Kette trennt das Thal der Gräber von dem alten Theben (?) und ist sicherlich nie bewohnt gewesen. Der Gipfel bildet eine Reihe rundlicher Anschwellungen (mamelons), welche durch mehr oder weniger ausgedehnte Flächen (plateaux) getrennt sind. Die beiden Herren hatten sich kaum etwas von dem Fusssteige entfernt, als sie fast in demselben Augenblick die ersten Kieselartefakte bemerkten. Es war ein weites oberflächliches Atelier von mehr als 100 *qm* Ausdehnung, bedeckt mit geschlagenen Feuersteinen von wohl bekannten Typen (hachettes, couteaux, grattoirs, perçoirs, nucléus, percuteurs, etc.). Hr. Hamy fand später in Deir-el-Bahri eine lanzenförmige Axt (hache lancéolée) von dem Typus St. Acheul (abgebildet p. 716. Fig. 1) an der Oberfläche einer alten Nilalluvion, welche unglücklicherweise gerührt (remaniée) war, ferner vereinzelte Silex bei Deir-el-Medinet und bei dem Ramesseum. — Ueber die Lage der Hauptstelle kann demnach kein Zweifel bestehen. Als ich mit Hrn. Schliemann am Nachmittage des 23. März d. J. bei einer Lufttemperatur von 33° C. auf demselben Steige von dem Bab-el-Moluk den Uebergang über die brennend heisse und gänzlich sterile, gegen die Ebene vorgeschobene Kalksteinwand nach Deir-el-Bahri machte, stiessen wir auf der Höhe alsbald auf die erwähnte Fläche. Dieselbe war noch immer bedeckt mit Scherben von Feuer- und Hornstein, aber die meisten derselben schienen allerdings nur Abfälle zu sein. Immerhin fanden sich darunter noch etwas grössere Stücke, von denen ich einzelne habe abbilden lassen (Fig. 13—16); sie lassen meiner Ansicht nach keinen Zweifel, dass sie von Menschenhand hergestellt sind. — So grosse und alterthümliche Stücke, wie sie Sir John Lubbock beschreibt und abbildet, und wie sie on the hills overlooking the valley of the kings gefunden wurden, kamen uns nicht vor; dass sie aber nicht selten gewesen sein müssen, geht daraus hervor, dass auch Prof. Haynes (Pl. II. Fig. 3) ein solches St. Acheul-Stück abbildet. Seit jener Zeit mögen sie nun wohl in alle Welt verschleppt sein. — Aehnliche Fundstellen sind offenbar noch zahlreiche in der Umgegend vorhanden. Mook (a. a. O. S. 26) giebt an, dass er seine meisten Funde auf einer steinigen Wüstenfläche zwischen der Gebirgskette und dem Baulande, etwa 3 Stunden nilabwärts

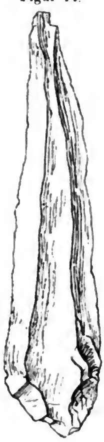
Figur 13.



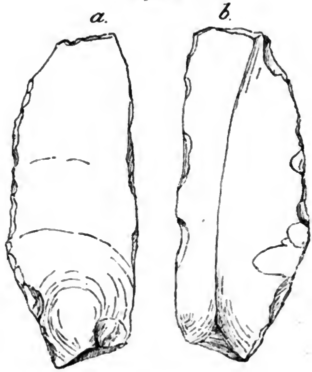
Figur 15.



Figur 14.



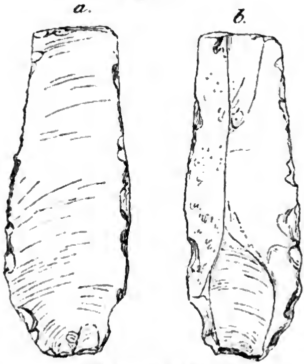
Figur 16.



Natürliche Grösse.

von der Nekropole gemacht habe; seine Abbildungen (Taf. VI—IX) zeigen fast durchgehend recht grosse Stücke mit Ansätzen zu einer Muschelung der Oberfläche. Unsere Gesellschaft besitzt eine grössere Sammlung von Stücken, welche ihr von Mr. Walter Myers zum Geschenk gemacht worden ist; sie ist 1881 1 mile N.

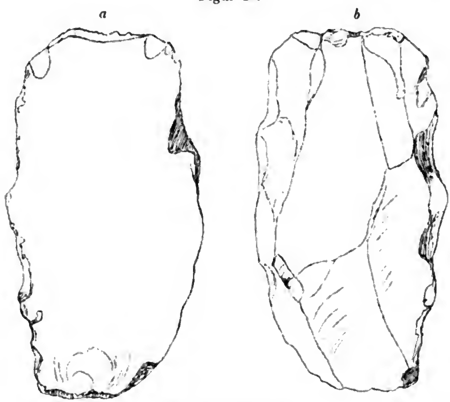
Figur 17.



Natürliche Grösse.

von Qurnah, also nahe an der Stelle, wo General Pitt Rivers gesammelt hat, zusammengebracht worden. Ich gebe einige Abbildungen in natürlicher Grösse in Ober- und Unteransicht (Fig. 17—19, *a* und *b*). Darunter befinden sich Stücke, wie Fig. 19, die, ähnlich gewissen Funden von Luqsor (S. 356), eine Art von dickem Griff besitzen. Sehr sonderbar ist die geringe Zahl von Nuclei und der, soviel ich sehe, vollständige Mangel an Sägen in den Funden des thebanischen Todtengebirges. Indess ist es nicht ausgeschlossen, dass hier noch wichtige Fundstellen aufgeschlossen werden. Die eigentlichen Hochflächen des gewaltigen, bis zu 1400—1500 Fuss ansteigenden Gebirgsstockes sind, wie ich glaube, noch von keinem

Figur 18.

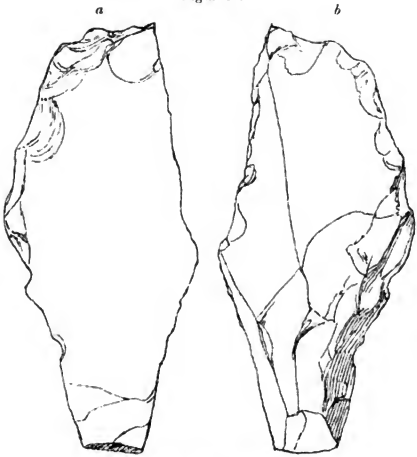


Natürliche Grösse.

einzigen Untersucher von archäologischem Interesse erstiegen worden, obwohl die Vermuthung sehr nahe liegt, dass sie gleichfalls Arbeitsplätze von Feuersteinschlägern enthalten. —

Aus dieser Uebersicht, die so vollständig ist, als es mir möglich war, sie herzustellen, ist ersichtlich, dass im Wesentlichen sämmtliche, bis jetzt bekannte und

Figur 19.



Natürliche Grösse.

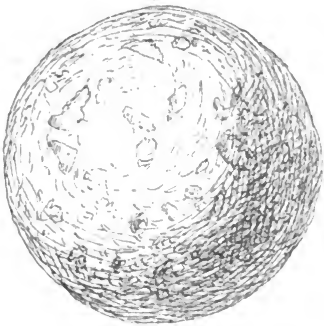
als prähistorische angesprochene Funde, soweit sie sich auf geschlagene Feuer- und Hornsteine, sowie auf Quarzite beziehen, innerhalb desjenigen Gebietes gemacht worden sind, wo diese Steine in natürlicher Lagerstätte reichlich anstehen, d. h. innerhalb des Gebietes der tertiären und zum Theil auch der Kreidekalke. Mit dem Auftreten des nubischen Sandsteins hören auch die sogenannten Silex-Funde fast ganz auf. Dies scheint namentlich durch die sehr charakteristische Thatsache bestätigt zu werden, dass in Nubien selbst nur ganz wenige Funde der Art gemacht worden sind. Selbst Mook (a. a. O. S. 29) erklärt, dass er „nur in der Wüste auf dem linken Nilufer, in der Nähe der grossen Katarakte südlich von Wadihalfa, geschlagene Steinsplitter, aber keine Instrumente gefunden habe; sonst traf er solche nirgends am I. und II. Catarakt." Mr. Rogers, Surgeon General der ägyptischen Armee, erzählte mir jedoch, dass er bei Wadi Halfa zahlreiche Pfeilspitzen und flakes gesammelt habe. Auch gedenkt Hr. Schliemann (Verh. 1887. S. 212) des Fundes einer Lanzenspitze aus Silex in der pharaonischen Ziegelfestung von Kubban (Metakompso oder Contra-Pselcis); das in der Berliner Sammlung befindliche Stück ist gemuschelt, aber leider bald hinter der Spitze abgebrochen. Wo die „in der Wüste" gefundene „schöne Axt aus Diorit" gelegen hat, ist nicht angegeben. Diese Vorkommnisse werden dadurch erklärlich, dass nach Jos. Russegger (Reise in Egypten, Nubien und Ost-Sudan. Stuttgart 1843. I. S. 569) der Sandstein, den er den ältesten Ablagerungen der Kreidereihe zurechnet, auch in Nubien Einschlüsse von Feuerstein, Agat, Jaspis, Karneol und Chalcedonconcretionen führt. Es ist daher nicht auszuschliessen, dass bei weiterem Nachsuchen auch in Nubien noch mehrere Fundstellen ermittelt werden könnten.

Bis jetzt ist das eigentliche Gebiet der Silexfunde Oberägypten und der südliche Theil von Unterägypten, und zwar liegen die sogenannten Arbeitsstellen nirgends, soweit bis jetzt ermittelt, weder auf der Höhe der Gebirge,

noch im Fruchtlande, sondern in der Regel am Fusse und am Abhange der Gebirge, sowie auf dem sterilen Vorlande, welches in etwas erweitertem Sinne el hager heisst. Auf dem westlichen Ufer ist der Gebel Assas von Theben, auf dem östlichen die Terrasse von Helwan am reichsten an Fundstellen, jedoch wird vielleicht auch in dieser Beziehung weitere Forschung zu ausgedehnterer Kenntniss führen. —

Bevor ich weiter gehe, möchte ich ein Paar Worte über gewisse grössere Gebrauchssteine, meist aus Hornstein oder Diorit, sagen, welche ungemein häufig auf den alten Ruinenstätten liegen. Hr. Schliemann hatte schon im Winter 1886 auf 1887 derartige Stücke gesammelt und dem hiesigen Museum für Völkerkunde geschenkt (Verh. 1887. S. 211). Während unserer Reise im Frühjahr fanden wir deren an vielen Orten. Es sind namentlich drei sehr charakteristische Formen. Die eine stellt Kugeln von Apfel- bis Orangengrösse dar, ganz ähnlich den auch auf unseren Kieselateliers nicht seltenen „Behausteinen" (Fig. 20). Sie bestehen regelmässig aus grauem oder gelblichem Hornstein, der zuweilen an seiner Oberfläche eine glänzende braune Schale trägt, als ob er im Feuer geschmolzen wäre. In mehr oder weniger ausgedehnter Weise ist jedoch die Rinde durch den Gebrauch entfernt und die blossgelegte Fläche zeigt eine rauhe und matte Beschaffenheit; häufig ist sie mit kleinen, eckigen Grübchen besetzt. Mook (a. a. O. S. 29. Taf. XII. Fig. 4—6), der solche Kugeln als nubische Reibsteine bezeichnet, hat recht gute Abbildungen derselben geliefert; er giebt an, dass er eine ziemliche Anzahl in der Nähe fast aller Tempelruinen längs des Nils von Assuan bis Wadihalfa gesammelt habe; sie beständen stets aus einer sehr harten Steinart: Quarz, Quarzit, Granit oder aus versteinertem Holz. Er nimmt an, dass sie der historischen Zeit angehören und bei Politur der Tempelsäulen u. s. w. Verwendung fanden. Als Mehlquetscher seien sie weniger geeignet, als die länglichen Steine, die er in Nubien noch in Gebrauch gesehen habe. Letzteres erkenne ich an, trotzdem scheint mir die Verwendung zum Poliren ausgeschlossen, da sicherlich mit derartigen Steinen die Säulen nicht geschliffen, sondern zerkratzt worden wären. Auch war es ein Zufall, dass Mook nur solche Steinkugeln fand, welche „zwei entgegengesetzte, nicht abgeschliffene Flächen" hatten. Ich besitze solche auch, namentlich ein sehr schönes, leider auf dem Transport zersprungenes Stück von El Kab, bei welchem die matte Fläche wie ein breites äquatoriales Band um die ganze Kugel herumläuft, während beide Polarflächen mit der erwähnten Schmelzschicht überzogen sind. Aber weit häufiger fanden wir Kugeln, die ringsum matt waren, und ich möchte daher bis auf Weiteres die Bezeichnung Schlagsteine beibehalten. Die Kugelgestalt derselben ist übrigens wohl die natürliche und nicht erst durch Reibung oder sonstwie künstlich entstanden. Gegen den Gedanken, dass es Schleudersteine gewesen seien, muss ich

Figur 20.

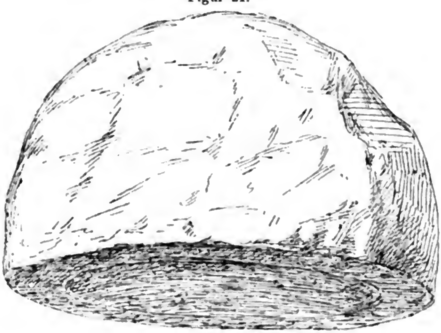


Natürliche Grösse.

mich erklären, da zu diesem Zwecke die matten Flächen ohne alle Bedeutung wären. Auch ich betrachte diese Steine als der historischen Zeit angehörig, da wir sie, soviel ich mich erinnere, nur auf Ruinenstätten früherer Städte oder Dörfer, und zwar vorzugsweise in Nubien und Oberägyten, dagegen nie auf blossen Arbeitsplätzen fanden. An sich würde nichts entgegenstehen, sie auch für die vorhistorische Zeit anzuerkennen. — Anscheinend lassen sich die gefundenen Stücke nach der Vollkommenheit ihrer äusseren Form unterscheiden. Ausser den wirklich kugligen giebt es nehmlich auch rohere Stücke, welche sich wohl der Kugelform nähern, aber sie nicht erreichen. So habe ich von der Wüste an der Pyramide von Hawara (im Fayum) einige, etwa faustgrosse Stücke mitgebracht, welche durch Absprengen von kleinen Bruchstücken einigermaassen gerundet sind und nur kleinere matte Flächen besitzen. Aber sie bestehen aus einem schweren und sehr dichten, dioritischen Stein, während die Kugeln von El Kab und Halfa aus Kiesel zusammengesetzt sind und wahrscheinlich von Natur rund waren. Ein örtlicher Gegensatz lässt sich nicht erkennen. Von dem später noch weiter zu besprechenden, jetzt völlig wüsten Trümmerfelde, welches gegenüber von Wadi Halfa am linken Nilufer liegt und welches nach Champollion der ehemaligen grossen ägyptischen Stadt Beheni angehört (Russegger II. 3. S. 81. Anm.), besitze ich eine Silexkugel mit ringsumlaufendem mattem Aequatorialgürtel, aber auch zwei ganz rohe Dioritstücke von rundlich eckiger Gestalt; an dem einen steht einer grösseren Fläche mit tiefen Absplitterungsgruben eine andere, gleichfalls zerschlagene, aber mit weniger tiefen Absplissen versehene gegenüber, während dazwischen ringsum eine matte, nur spärlich mit eckigen Aussprengungen versehene Fläche läuft; das andere hat fast überall eckige oder muschelige Ausbruchsstellen, zwischen denen nur hier und da eine matte Stelle hervortritt, so dass es aussieht, als wenn ein früher gebrauchter Stein nachträglich von Neuem zugeklopft wäre. Die erwähnten Verschiedenheiten dürften also in erster Linie der natürlichen Verschiedenheit in der Form und der mineralogischen Beschaffenheit der ursprünglichen Gerölle zuzurechnen sein.

Eine zweite Gruppe bilden die halbkugligen, zuweilen brodlaibartigen Steine mit platter Grundfläche. Das grösste dieser Stücke (Fig. 21) fand ich innerhalb der alten Festung El Kab. Ueber einer schwach vertieften, sonst platten

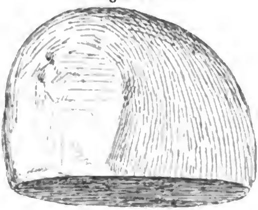
Figur 21.



$^1/_2$ der natürlichen Grösse.

Grundfläche von 16 *cm* Durchmesser erhebt sich eine 10,5 *cm* hohe, ziemlich regelmässige Halbkugel, welche zahlreiche, durch Schläge hervorgebrachte, kleine Absprünge zeigt. Das Material ist ein gelblichgrauer Sandstein, der leider auf dem Transport durch Abblätterung der Oberfläche viel von seinem ursprünglichen Aussehen verloren hat. — Aehnlich, nur ungleich kleiner und weniger regelmässig, ist ein länglich-rundliches Stück von Wadi Halfa (Fig. 22), von dem es mir zweifelhaft ist, ob es nicht ursprünglich eine Vollkugel bildete. Die Grundfläche ist allerdings platt, aber nicht abgerieben, zeigt vielmehr das Aussehen einer etwas unregelmässigen Bruchfläche. An der leicht ovalen Halbkugel sind beide Pole mit

Figur 22.



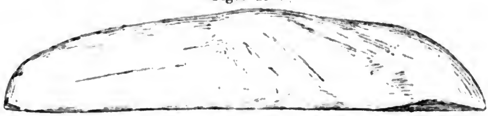
²/₃ der natürlichen Grösse.

Figur 23 *b*.



¹/₃ der natürlichen Grösse. Endansicht.

Figur 23 *a*.



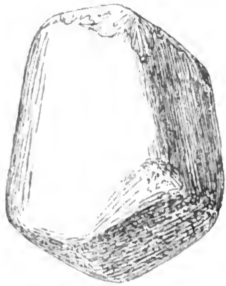
¹/₃ der natürlichen Grösse. Seitenansicht.

oberflächlichen Schlagmarken besetzt. — Ein drittes Stück, gleichfalls in El Kab gesammelt, hat die Gestalt eines Brodlaibes (Fig. 23 *a* und *b*). Ueber einer ovalen, platten Grundfläche von 28,5 *cm* Länge und 13 *cm* grösster Breite erhebt sich eine gerundete, mehr rauhe und verschiedentlich mit Schlagmarken versehene Oberfläche, deren mittlerer Querschnitt (Fig. 23 *b*) fast genau halbkuglig ist. Das Material ist Eisensandstein. — Ich trage kein Bedenken, alle diese Steine für historische Reibsteine zu erklären. In Nubien sah ich die Frauen mit ähnlichen Steinen Mehl reiben.

In eine dritte Kategorie stelle ich die keulenförmigen Steine ohne platte Grundfläche. Es sind dies längliche Stücke aus sehr hartem Gestein, meist Diorit oder Porphyr, welche ein etwas verjüngtes Ende haben und sehr bequem in der Hand liegen. Ein solches Stück von El Kab (Fig. 24) zeigt im Umfange ganz glatte, wie polirte Flächen; das dünnere (obere) Ende ist durch Schläge zersplittert und mit zahlreichen eckigen Aussprüngen besetzt, das dickere (untere) dagegen hat zwei matte, stark abgeriebene, unter einem stumpfen Winkel an einander stossende Flächen. Ein anderes, noch etwas grösseres Stück besitzt die Gestalt einer vierseitigen, abgestumpften Pyramide und zeigt an seinen beiden Enden halbkuglige, abgeriebene, matte Flächen, während die 4 Seiten ganz glatt, stellenweise etwas vertieft, aber offenbar in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit erhalten sind. — Von diesen Klopfsteinen sahen wir in den Berberdörfern ganz ebenso beschaffene

Exemplare, welche zum Zerstampfen und Zerdrücken der Durra dienten. Das erste Exemplar bemerkte Herr Schliemann bei einem Hause in Kalabsche, später fanden wir sie bei unseren Nachbarn in Ballanye wieder. Es mag jedoch sein, dass sie gelegentlich auch als Klopfsteine zu anderen Zwecken gebraucht werden. Pruner-Bey (Bullet. de la soc. d'anthrop. 1869. p. 206) bemerkte von dem von Arcelin bei Abu Mangar gefundenen „polirten Hammer aus Serpentin", es sei ein Objekt, wie es die Ababde noch heutigen Tages anfertigten. In der That gebrauchen auch in Deutschland und der Schweiz die Landleute derartige Klopfsteine sehr häufig, z. B. um die verbogenen Schneiden von Sicheln und Sensen gerade zu klopfen. Von einer künstlichen Politur der Steine ist dabei keine Rede; es ist die natürliche Glätte, wie sie durch die Einwirkung von Wasser und Sand hervorgebracht wird. Denn alle diese Stücke waren ursprünglich Gerölle, welche die Fluthen des Nils von höheren Stellen herabgeschwemmt haben und welche endlich nach vielleicht jahrtausendelanger Schwemmung auf nackten Uferflächen abgesetzt sind, wo der Sand täglich über sie hinfegt und die „Politur" vollendet.

Figur 24.



$^{2}/_{3}$ der natürlichen Grösse.

Wenn wir diese Art von Schlag-, Klopf- und Reibsteinen und zwar in grosser Zahl auf den Trümmerfeldern ehemaliger Städte fanden und sie desshalb der Zeit der Bewohnung dieser Städte, also der historischen Zeit, zuschrieben, so ist damit begreiflicherweise nicht ausgeschlossen, dass ähnliche auch in prähistorischer Zeit gebraucht wurden. Aber man darf sie weder ihrer glatten Oberfläche, noch ihrer im Ganzen rohen Form wegen als prähistorische, am wenigsten als Erzeugnisse der Zeit des polirten Steins ausgeben. Der Beweis ihres prähistorischen Vorkommens könnte nur dadurch geliefert werden, dass man sie in evident prähistorischen Schichten des Bodens oder unter ausschliesslich prähistorischen Umgebungen fände, was bisher meines Wissens nicht geschehen ist. —

Sind wir mit diesen Kugeln, Halbkugeln und Keulen (Hämmern) bis in die Gegenwart hineingeführt worden, so ist in Bezug auf die geschlagenen Feuersteine etwas Aehnliches behauptet worden. Schon Hr. Manthey (Verh. 1879. S. 352) lenkte die Aufmerksamkeit auf die noch jetzt in Unterägypten vorhandenen Steinschläger, seiner Angabe nach hauptsächlich Zigeuner, welche mit einem eisernen Meissel und einem hölzernen Schlägel aus Feuersteinknollen zum Verkauf Stücke abschlagen, die dazu dienen, Feuer „anzupinken". Er hat der Gesellschaft auch dergleichen wirkliche „Feuersteine" nebst Stahl und Zunder, wie sie noch im Gebrauche sind, übersandt. Dieselben gleichen genau den Flintsteinen, wie sie früher allgemein für Gewehrschlösser hergestellt wurden, die bekanntlich ziemlich dick und kurz waren, aber allerdings auch trapezoidische Durchschnitte besassen. Mr. Dawson (l. c. p. 2) bezeichnet als Sitz der modernen Steinmanufaktur Assiut und Kerdasse. Auch Hr. Schweinfurth (Verh. 1885. S. 129) erwähnt, dass noch gegenwärtig in Kerdasse, einem Dorfe des linken Nilufers in der Nähe der Pyramiden von Abu Roasch (bei Cairo), Kiesel zu den Steinschlossgewehren des arabischen Waffenmarktes gewerbsmässig von den Bewohnern verarbeitet werden, und dass unter Mehemed Ali auch an verschiedenen Orten, so namentlich im Wadi Ssanûr, förmliche Fabriken für Flintsteine bestanden. Dass man also sehr vorsichtig in der

Deutung der gefundenen Absplisse sein müsse, liegt auf der Hand. Zum Feuerschlagen können auch weniger gut vorbereitete Stücke verwendet werden, wie ich dies selbst durch Nachweise aus Tirol dargethan habe. In Kaufmannsläden von Meran (Verh. 1871. S. 53) und von Bozen (Verh. 1885. S. 155) fand ich Feuersteinscherben von ganz prähistorischem Aussehen, welche noch jetzt in das Gebirge zum Feuerschlagen verkauft werden. Solche Stücke (vergl. am zuletzt citirten Orte S. 156. Fig. 1—2) zeigen grosse Aehnlichkeit mit manchen der Silexscherben, welche auf ägyptischen „Ateliers", z. B. bei Theben (oben Fig. 15—19), gefunden werden. Durch das Feuerschlagen entstehen an den Rändern kleinere oder grössere Ausbuchtungen, welche, soweit ich es beurtheilen kann, nur dadurch von den absichtlich hervorgebrachten kleinen Absplitterungen der Ränder unterschieden sind, dass sie unregelmässiger vertheilt und von sehr verschiedenartiger Grösse sind. Eine Säge oder auch nur ein kleines „Messerchen" mit regelmässig ausgebrochenem Rücken wird durch Feuerschlagen schwerlich hergestellt werden. Auch dürfte kaum anzunehmen sein, dass jemals jene längeren und dünneren Spähne zu einem solchen Zwecke gedient haben, oder dass man grosse Stücke von dem Typus St. Acheul dazu mit sich herumgeschleppt hat. Beiläufig möchte ich jedoch bemerken, dass es nicht ganz ausgeschlossen erscheint, dass auch schon in alter Zeit Feuer aus Steinen geschlagen sein kann.

Mit Recht hat man darauf hingewiesen, dass in althistorischer Zeit Steinmesser zu Ritualzwecken, insbesondere zur Eröffnung der Bauchhöhle der zu balsamirenden Leichen und zur Circumcision, verwendet worden sind. Für das Einbalsamiren citirt man gewöhnlich die Stelle des Herodot (II. 86), wo es heisst, dass zuerst das Gehirn durch ein eisernes Werkzeug entfernt, sodann mit einem scharfen äthiopischen Stein (λίθῳ Αἰθιοπικῷ ὀξέϊ) die Bauchhöhle eröffnet wurde. Hier entsteht zunächst die Frage, was unter dem äthiopischen Stein zu verstehen sei. Hr. Sayce (The ancient empires of the East. Herodotos I—III. London 1883. p. 171. note 9) hält es für wahrscheinlich, dass es äthiopischer Agat oder Obsidian gewesen sei. Allein Obsidian ist meines Wissens nie in Aegypten gefunden worden und kommt wohl auch in Nubien nicht vor. Noch viel schwieriger wird aber die Entscheidung dadurch, dass Herodot selbst an einem anderen Orte (II. 127) erzählt, dass Chefren bei dem Pyramidenbau zuerst ein Zimmer aus buntem äthiopischem Stein untergebaut habe (ὑποδείμας τὸν πρῶτον δόμον λίθου Αἰθιοπικοῦ ποικίλου). Herr Sayce selbst (p. 196. not. 5) erklärt diesen Stein für Syenian granite, was gewiss recht glaubhaft erscheint, zumal wenn man die Parallelstellen bei Herodot II, 134 und 176, sowie Strabo XVII, 808 heranzieht. Nimmt man darnach auch an, dass Syene noch zu Aethiopien gerechnet sei, so ist doch weder in dieser Gegend, noch weiter aufwärts eine besonders günstige Stelle für die Fabrikation von Feuersteinmessern. Vielmehr befinden sich die besten Stellen viel weiter abwärts in dem Gebiete der Kreide und des Tertiärs, wo auch die Hauptfundstätten geschlagener Feuersteine liegen. Wollte man annehmen, dass gerade in Syene, wo schon seit ältester Zeit die vorzüglichsten Steinmetzarbeiten ausgeführt wurden, auch die Messer zur Eröffnung der Bauchhöhle fabrikmässig gearbeitet worden seien, so müsste man mindestens auf eine andere Art von Messern zurückgehen, als auf die prismatischen oder trapezoidischen Formen, welche, wie die mitgetheilten Beobachtungen gelehrt haben, in Ober- und selbst in Unterägypten so zahlreich aufgefunden werden, und deren Herstellung eine nur mässige Fertigkeit voraussetzt. Lepsius (Zeitschr. f. ägypt. Sprache u. Alterthumsk. 1870) hat sich daher entschlossen, in dem äthiopischen Stein der Paraschisten einen dunklen Hornstein zu sehen, der dem dunklen Granit (Diorit?) von Syene ähnlich und daher von Herodot verwechselt sei.

Die Zahl von kunstvollen Feuersteingeräthen, welche bis jetzt gesammelt worden sind, ist eine sehr beschränkte. Ich rechne dahin vorzugsweise die gemuschelten Werkzeuge, von denen uns erst kürzlich, in der Sitzung vom 26. Mai (Verh. S. 209) Hr. Heinrich Brugsch zwei höchst elegante Exemplare vorgelegt hat. Dieselben wurden in der Umhüllung einer ägyptischen Mumie entdeckt, welche bei Gebelên, oberhalb Theben, beigesetzt war, — einem Orte, den Hr. Brugsch mit dem alten Krokodilopolis (dem südlichen, im Gegensatze zu dem nördlichen, im Fayum gelegenen) identificirt. Ich habe erst seitdem bemerkt, dass ein Stück, welches dem einen jener Werkzeuge, dem „Sichelmesser" (Fig. 1), in hohem Maasse ähnlich ist, schon 1874 in einem Grabe von Kom Ombo aufgefunden worden ist. General Pitt Rivers (l. c. p. 386. Pl. XXXIII) hat es von einem Künstler, M'Callum, erworben; er beschreibt es als ein unübertroffen vollendetes, 12,05 Zoll langes und nur 0,36 Zoll dickes Instrument aus Hornstein, und er vermuthet, dass es beim Einbalsamiren gebraucht worden sei. Aber es giebt noch ältere Funde der Art, namentlich 3 Stücke des Berliner Museums (Nr. 3430—32), welche Passalacqua nebst 10 einfach geschlagenen Stücken in einer Holzkiste fand, die einer Mumie in einem Grabe von Memphis beigegeben war. Lepsius (Zeitschr. f. ägypt. Sprache 1870. Taf. Fig. 1—3) hat diese prächtigen Stücke in natürlicher Grösse phototypiren lassen; früher lagen nur von den zwei gestielten ganz unkenntliche Abbildungen bei Wilkinson (II. p. 261. Nr. 418*) vor. Das grösste dieser drei Stücke, ein fast ganz unverletztes plattes „Lanzenblatt", hat eine Länge von 22,5 *cm*; seine Oberfläche ist grossgemuschelt, seine Ränder dagegen sind feinzackig. Die beiden anderen Stücke sind langgestielte Haumesser. Das grössere besitzt einen 4,5 *cm* langen Stiel, offenbar zum Einsetzen in einen Handgriff, und ein 13,5 *cm* langes, plattes Blatt mit convexer Schneide; das kleinere ist ganz ähnlich, der Stiel 4 *cm*, das Blatt 12,5 *cm* lang. Beide Stücke haben grossmuschelige Flächen. Dazu käme endlich die abgebrochene Lanzenspitze des Hrn. Schliemann von Kubban (S. 361).

Schon die extreme Seltenheit dieser Geräthe weist darauf hin, dass es besonders werthvolle und schwer zu erlangende Stücke waren. In der That setzt die Herstellung so grosser und zugleich so dünner Geräthe, deren ganze Oberfläche mit seichten, muschelförmigen Grübchen bedeckt ist, einen hohen Grad von Kunstfertigkeit und besonderer Uebung voraus. Im europäischen Norden kennt man diese Art von gemuschelten Stücken, welche der neolithischen Zeit angehören, seit langer Zeit, aber gerade die eben beschriebenen Formen würden auch in unserem Norden äusserste Seltenheiten sein. Unter den dänischen Stücken erwähne ich zwei, welche Sichelform haben: eines, welches mit einem in ähnlicher Weise gemuschelten Griff versehen ist (Madsen, Antiquités préhistoriques du Danemark. L'âge de la pierre. Copenh. 1869. Pl. 34. Fig. 1), und ein anderes, welches an beiden Enden abgerundet, jedoch an dem einen fast zugespitzt ist (ebendas. Pl. 36. Fig. 8).

Gegen die Annahme, dass solche gemuschelten Werkzeuge aus Aethiopien bezogen sein sollten, spricht der Umstand, dass approximative Formen, freilich sehr viel weniger vollendet, auch auf den Arbeitsfeldern Aegyptens gefunden sind. Schon Mr. Jukes Browne (l. c. Pl. IX. Fig. 1—3) hat Instrumente mit gemuschelter Oberfläche von Helwan abgebildet; Mook giebt sogar ein Paar, freilich nicht vollständig erhaltene Sichelmesser von demselben Fundort (a. a. O. Taf. IV. Fig. 6 und Taf. XIII. Fig. 8) und Hr. Schweinfurth verwandte Sägeblätter (S. 355. Fig. 3—4). Daran schliessen sich die Funde des Hrn. Schweinfurth von Qasr-es-Sâga im Fayum (oben S. 357. Fig. 7, 8). Vergleicht man diese Oberflächenfunde, zu denen

noch manche andere herangezogen werden können, mit den Gräberfunden, so wird der Zusammenhang zweifellos: die ersteren sind eben nur weniger vollkommene, vielleicht auch unvollendet gebliebene Stücke, während die Gräberfunde die höchste denkbare Vollendung zeigen. Beide sind offenbar Erzeugnisse indigener Kunstübung. Ob sie als gleichalterig zu betrachten und welcher Zeit sie zuzuschreiben sind, will ich gleich nachher besprechen[1]).

In der Technik nahe verwandt ist ein anderes, höchst sonderbares, offenbar zum Schmuck bestimmtes Geräth, von welchem General Pitt Rivers (l. c. p. 385. Pl. XXXI. Fig. 7—8) zwei Exemplare aus einem Grabe von Qurnah besass. Es sind ziemlich weite, geschlossene Armringe aus Hornstein von platter Gestalt und gemuschelter Oberfläche. Ihre Herstellung erscheint auf den ersten Blick ungemein schwierig, indess hat der scharfsichtige General eine recht zutreffende Erklärung dafür gegeben. Er weist darauf hin, dass auf dem Thebaner Gebirge häufig sonderbare Gebilde gefunden werden, welche zuerst von Ehrenberg (Edinb. Phil. Journ. 1841 April) unter dem Namen von Morpholithen beschrieben worden sind. Wie seine Abbildungen lehren, sind dies Concretionen aus Feuer- oder Hornstein, welche gewöhnlich einen flachrundlichen Körper in der Mitte und ringsum einen abgesetzten Ring besitzen; denkt man sich letzteren abgelöst, wie dies zuweilen von selbst geschieht, so ist das Material für einen Armring in der Anlage gegeben.

Ich habe eine Reihe solcher Morpholithen gesammelt, die im Bab-el-Moluk ungemein zahlreich sind, jedoch auch anderswo auf Tertiärgrund nicht leicht fehlen. Sie fielen mir desshalb auf, weil eine grosse Zahl von ihnen einem Auge gleicht. Einen solchen Körper, einem ganzen Augapfel ähnelnd (Fig. 25), hob ich in El Kab auf. An dem Gebel Assas kann man sich leicht überzeugen, dass es natürliche Bildungen sind, die, gleich den grösseren Silex-Knollen, in dem Kalkfelsen eingeschlossen sind und bei der Verwitterung desselben frei werden, so jedoch, dass gewöhnlich noch eine Kalkrinde an ihnen sitzen bleibt. Auf Bruchflächen erscheint im Inneren gewöhnlich schwärzlicher, etwas matter Hornstein, der nach aussen mehr und mehr von Kalk durchdrungen (imprägnirt) ist. Gelegentlich giebt es auch Doppelkörper dieser Art, bei denen zwei augenförmige Gebilde mit Einfassung durch eine Brücke verbunden sind. Auch kommen noch mehr zusammengesetzte Gebilde vor: Fig. 26 stellt ein natürliches Medaillon vor, welches ein fast menschenähnliches Antlitz einschliesst. Bekanntlich sind die Feuersteinknollen aus unserer Kreide auch so häufig anthropo- oder wenigstens theromorph, dass Liebhaber ohne Schwierigkeit grosse Sammlungen derartiger „Versteinerungen" veranstalten können. —

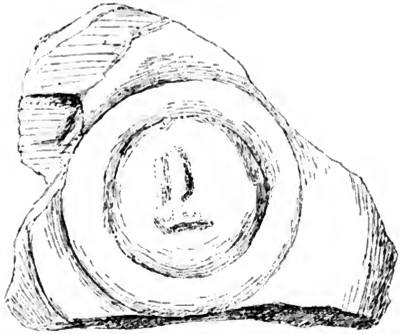
Figur 25.



$^2/_3$ der natürlichen Grösse.

1) Scheinbar derselben Gruppe müsste ein Stück angehören, auf welches Hr. Gabriel de Mortillet bei der ersten Diskussion über die ägyptische Steinzeit wiederholt hingewiesen hat (Bullet. de la soc. d'anthrop. 1869. p. 687, 709). Nach seiner Angabe besässe das Berliner Museum einen prächtigen ägyptischen Dolch, dessen Klinge aus einem geschlagenen Silex bestehe, während die Montur aus Bronze mit Goldverzierung hergestellt sei. Unglücklicherweise beruht diese Angabe auf einem schweren Irrthum. Das betreffende Stück, von Passalacqua (Catal. raisonné et hist. p. 28) aus Theben mitgebracht, hat nichts von Stein an sich: die Klinge ist „ehern", der Griff aus Elfenbein mit goldplattirten Nägeln, die Scheide aus Leder (Wilkinson I. p. 212. No. 48. Fig. 1—3 Bastian und Voss, Die Bronzeschwerter des K. Museums zu Berlin. 1878 S. 73 Taf. XVI. Fig 31a und b. Ad. Erman, Aegypten II. S 610).

Figur 26.



Natürliche Grösse.

Eine wichtige Gruppe der feineren Steingeräthe bilden die zweifellosen Waffen. Unter diesen stehen die Pfeilspitzen obenan. Ausgezeichnete Exemplare davon sind in Helwan gefunden worden (Reil, Verh. 1874. S. 119. Jukes Browne l. c. Pl. IX. Fig. 2. Mook a. a. O. Taf. III. Fig. 21—28. Taf. XIII. Fig. 3—5), vorzugsweise platt-dreieckige Stücke mit kurzem Stiel, zuweilen mit Widerhaken. Ein einziges Stück (Mook Taf. XIII. Fig. 7) ist stiellos und hat am hinteren Ende eine einfache, ausgerandete Bucht. Alle zeigen feingemuschelte Oberflächen. Ausser Helwan finde ich nur die Wüste östlich von Luqsor als ägyptischen Fundort erwähnt, indess sind die von dort aufgeführten Stücke aus der Sammlung Haimann (Mook Taf. XIII. Fig. 17—19) an sich sehr roh und nicht von charakteristischen Formen. Im Ganzen gleichen die Pfeilspitzen von Helwan denen aus der algerischen Sahara, von welchen Hr. Ch. Grad uns Exemplare geschenkt hat (Verh. 1885. S. 93). Derartige Pfeilspitzen sind noch lange in historischer Zeit in Gebrauch gewesen. Die Abbildungen, welche Wilkinson (I. p. 205. Nr. 35a) davon giebt, sind leider so schematisch, dass eine Vergleichung mit den Oberflächenfunden unmöglich ist. Nach ihm waren die Spitzen entweder dreieckig oder vorn flach oder ähnlich einem kleinen Axtblatt, und die Pfeile dienten zur Jagd, selten zu Kriegszwecken. Steinerne und bronzene Spitzen seien daher zu gleicher Zeit angewendet, wahrscheinlich schon in vorhistorischer Zeit (ebendas. II. p. 259). Nach Pruner-Bey (Bull. soc. d'anthrop. 1869. p. 706) wären jedoch in der unterirdischen Halle von Beni Hassan Bogenschützen abgebildet, welche Pfeile mit Steinspitzen abschiessen. Von den Aethiopen im Heere des Xerxes berichtet Herodot (VII. 69): *τόξα εἶχον ἐκ φοίνικος σπάθης πεποιημένα, μακρά, τετραπήχεων οὐκ ἐλάσσω· ἐπὶ δὲ, καλαμίνους ὀϊστοὺς σμικρούς· ἀντὶ δὲ σιδήρου ἐπῆν λίθος ὀξὺς πεποιημένος, τῷ καὶ τὰς σφρηγῖδας γλύφουσι.* Ist mit dem „zugespitzten Stein“ Feuerstein gemeint, so wäre dies doppelt interessant, insofern damit auch festgestellt wäre, was sonst nicht bekannt ist, dass Siegel mit Feuerstein geschnitten worden sind [1]). Da Surgeon Gen. Rogers, wie er mich versicherte, bei Wadi Halfa Pfeil-

1) Lepsius nahm an, dass die Spitzen der Feuersteine „mit scharfen harten Edelsteinen besetzt waren, da man mit Feuerstein nicht Ringe schneiden kann“.

spitzen aus Feuerstein gefunden hat (S. 361), so erscheint es sehr glaubhaft, dass auch die alte Angabe über die Pfeile der Aethiopen sich auf solche bezieht.

An die Pfeile schliessen sich die längeren, lanzenförmigen, gemuschelten Blätter, für deren Verwendung in historischer Zeit bis jetzt, soviel ich weiss, ausser der prächtigen Dolchklinge von Gebelên (S. 209. Fig. 2) keine Angaben vorliegen. Ich lasse es dahingestellt, ob es Lanzen- oder Wurfspiessblätter, oder nicht vielmehr Dolchblätter waren, — Formen, die erfahrungsmässig in einander übergehen. Ein vortreffliches Exemplar der Art von Helwan bildet Mr. Jukes Browne (l. c. p. 402. Pl. IX. Fig. 1) ab; nach seiner Angabe wurde daselbst ein noch viel schöneres durch Mr. George Walpole gefunden, welches derselbe der Sammlung der Royal Irish Academy übergeben habe. In dieselbe Kategorie gehören wahrscheinlich die meist nicht ganz erhaltenen Exemplare von Mook (Taf. III. Fig. 5—7. Taf. IV. Fig. 1—4), welche er grösstentheils als Sägen bezeichnet. Dahin sind auch die von Hrn. Schweinfurth uns eingesendeten beiden Stücke (oben S. 355. Fig. 3 und 4), sowie der Fund des Hrn. Schliemann in Kubban (S. 361) zu zählen. Da die meisten dieser Stücke verletzt sind, also weder ihre ursprüngliche Grösse, noch ihre Gestalt im Ganzen erkannt werden kann, so ist es schwer zu sagen, ob sie sämmtlich derselben Kategorie zuzurechnen sind, oder ob ein Theil von ihnen in Wirklichkeit Sägen waren. Gelegentlich kommen in der That lanzettförmige, gemuschelte Blätter vor, welche keine sägeförmigen Ränder besitzen. So bildet Mook (Taf. XIII. Fig. 16) ein, in der Wüste östlich von Luqsor von Hertwig gefundenes Stück ab, das er allerdings ein Messer nennt, das aber unter diesen Begriff nicht füglich untergebracht werden kann.

Was die Sägen betrifft, so sind, ausser den oben aufgeführten, noch einige andere gesammelt worden. Das Berliner Museum besitzt aus der Sammlung Passalacqua, aus einem Grabe von Memphis, ein derartiges Stück (Verh. 1871. S. 47. Lepsius, Zeitschr. f. ägypt. Sprache u. Alterthumskunde 1870. Nr. 13). Sonst finde ich nirgend eine Angabe, dass derartige Geräthe in Gräbern angetroffen sind. Metallsägen waren schon früh im Gebrauch und es lässt sich um so weniger annehmen, dass Steinsägen noch in metallischer Zeit verwendet wurden, da der Gedanke, sie zum Sägen von Steinblöcken zu verwenden, nicht wohl zugelassen werden kann. Abgesehen davon, dass Mr. Flinders Petrie (Journ. of the anthrop. Instit. 1884. Vol. XIII. p. 92) an den Steinen der Pyramiden den Nachweis geführt hat, dass sie mit Sägen aus Metall (Bronze), die bis über 8 Fuss lang sein mussten, hergestellt sind, so liegt es auf der Hand, dass von den an der Oberfläche des Erdbodens gefundenen Stücken keines zu derartigen Zwecken gebraucht sein kann. Ein auch nur mässiger Gebrauch würde schnell eine starke Abnutzung und Abschleifung der gemuchelten Oberfläche hervorgebracht haben. Die Kürze der Stücke würde weniger in Betracht kommen, da man mehrere hinter einander in dieselbe Fassung einsetzen konnte. Wenn indess der Gedanke an eine Verwendung zum Sägen von Quadern aufgegeben werden muss, so blieb doch reiche Gelegenheit zum Sägen von Holz, Horn und Knochen, wie es für den täglichen Gebrauch erforderlich war. Es muss jedoch bemerkt werden, dass derartige „Sägen" auch recht gut zum Schneiden verwendet werden können: da ihre Zähne nahezu in derselben Linie zu liegen und ziemlich scharf zu sein pflegen, so lassen sich sehr feine Schnitte damit hervorbringen. —

Damit ist die Zahl der mir bekannt gewordenen gemuschelten Fundstücke erschöpft. Von keinem derselben ist nachgewiesen, dass es in historischer (metallischer) Zeit angefertigt worden ist. Der Umstand, dass mehrere, und zwar gerade die schönsten Stücke dieser Art, in Gräbern, sogar in der Umhüllung von Mumien

selbst aufgefunden worden sind, beweist in dieser Beziehung nicht das Mindeste. Es würde nichts Ungewöhnliches haben, wenn gerade so ungewöhnliche Prachtstücke als besonders werthvoller Besitz dem Todten mit in seine Ruhestätte gegeben wurden, gleichviel ob sie in seinen Besitz durch zufälligen Fund oder durch Erbschaft gelangt waren. An sich steht der Annahme ja nichts entgegen, dass die Stücke seit prähistorischer Zeit durch immer neue Uebertragung bis tief in die geschichtliche Zeit vererbt wurden. Indess entspricht das dem sonst Gebräuchlichen weniger, als die Annahme eines zufälligen Fundes. Wie vielerlei prähistorische, aber erst neuerlich gefundene Dinge werden heutigen Tages an Uhrketten getragen! Die Kunst, gemuschelte Steingeräthe herzustellen, verschwindet überall mit dem Eintritt der Metallcultur. Hätte sie sich in Aegypten länger erhalten, so wären gewiss zahlreichere Geräthe dieser Art in Gräbern aufbewahrt und Abbildungen oder Erwähnungen derselben in Inschriften gemacht worden. Vielleicht geben diese Zeilen den Aegyptologen von Fach eine Anregung, das vorhandene Material einer erneuten Revision zu unterziehen. Nach dem, was bis jetzt vorliegt, ist kein anderer Schluss möglich, als dass alle gemuschelten Stücke der Prähistorie angehören.

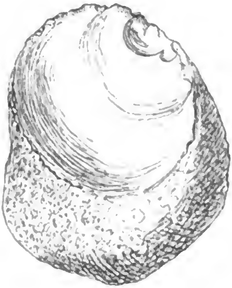
Sonderbarerweise hat man in Aegypten den sonst so regelmässigen Uebergang von der Muschelung zur Politur nicht gemacht. Bis jetzt ist kein einziger Feuer- oder Hornstein aus Aegypten bekannt, der geschliffen worden wäre. Das Schleifen von Stein selbst ist freilich schon sehr früh geübt worden. Ich erinnere an den prächtigen Granittempel des Androsphinx und an die Statuen von Chefren, welche daselbst gefunden wurden. Zahlreiche Gegenstände des Schmucks und des Gebrauchs aus dem alten Reich zeigen die schönste Politur. Aber zwischen diesen Alterthümern der historischen Zeit und den gemuschelten Steingeräthen der vorgeschichtlichen Periode fehlt jeder Zusammenhang. Es ist das um so mehr bemerkenswerth, als geschliffene Steingeräthe in den oberen Nilländern vorkommen. Wir erhielten die ersten, vortrefflichen Steinäxte dieser Art, und zwar aus Hämatit, durch Emin-Pascha aus dem Lande der Monbuttu (Verh. 1884. S. 294. Fig. 1—2). Später ist von Hrn. Schoetensack nachgewiesen worden, dass ein von Rosset dem Freiburger Museum geschenktes Beil aus dem Sennaar am blauen Nil in dieselbe Kategorie gehört (Verhandl. 1886. S. 87. Abbild.); Herr Issel hat ein weiteres Stück aus dem Lande der Niam-Niam, sowie ein Paar andere aus Westafrika beschrieben (ebendas. S. 85). Diesen Stücken schliesst sich unmittelbar die von Hrn. Arcelin bei Abu-Mangar unterhalb Assuan gefundene Axt an, die angeblich aus Porphyr besteht (oben S. 351), — bis jetzt das einzige, auf ägyptischem Boden gesammelte Stück der Art. Wenn man jedoch erwägt, dass Syene der uralte Stapelplatz für den sudanesischen Handel war und dass noch unterhalb davon bis in die Neuzeit hinein kuschitische Dörfer lagen, so tritt die Vermuthung sehr nahe, dass auch diese Axt, gleich dem ebendaselbst gefundenen Hammer, ein Importstück von Südländern gewesen ist. Vielleicht macht der Umstand, dass unterhalb der ersten Katarakte im Nilthal die eigentlichen Hartgesteine fehlen, es erklärlich, dass keinerlei Geräthe aus solchen, abgesehen von einigen Quarziten (oben S. 354), in Aegypten hergestellt wurden. —

Es erübrigt jetzt noch die grosse Anzahl der gewöhnlichen Oberflächenfunde von einfach geschlagenem Feuerstein. Wir gelangen damit zu dem eigentlichen Gegenstande des Streites über die ägyptische Steinzeit. Nun lässt sich nicht leugnen, dass die überwiegende Mehrzahl der vorkommenden Splitter und Spähne, sowie manche grössere, mit Bruchflächen versehene Stücke so wenig charakteristische Merkmale einer absichtlichen Herstellung an sich tragen, dass

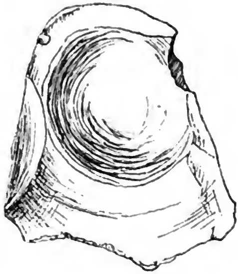
man sie recht wohl dem Zufall zuschreiben könnte. Dieser Zufall kann jedoch, wie leicht ersichtlich, auch dadurch herbeigeführt sein, dass ein Steinschläger, der ein bestimmtes Stück herausarbeiten wollte, eine Reihe unbrauchbarer Fragmente absplitterte, welche auf der Stelle liegen blieben. Vereinzelte Stücke der Art sind daher ganz werthlos; nur, wo grosse Massen derselben zusammenliegen, kann man auf menschliche Einwirkung schliessen, wobei es denn freilich einer besonderen Erwägung bedarf, ob die Herstellung der Bruchstücke der vorgeschichtlichen Zeit oder der geschichtlichen, vielleicht gar der Neuzeit angehört. Finden sich gleichzeitig unzweifelhaft alte Manufakte, wie es vorzugsweise bei Helwan und in der Wüste östlich von Luqsor der Fall ist, so wird man kaum umhinkönnen, wenigstens in der Hauptsache auch die kleinen Stücke nach diesen Manufakten zu bestimmen. Die von der Beschaffenheit der Bruchstücke selbst, namentlich von der Färbung und Trübung ihrer Oberfläche (Patina) hergenommenen Merkmale sind von sehr zweifelhafter Bedeutung, da manche Feuer- und Hornsteine sich sehr schnell an der Luft verändern und ein Zeitraum von Jahrtausenden mehr als genügend ist, ihnen ein „altes" Aussehen zu geben. Immerhin ist zu erwägen, dass selbst die ganz moderne Herstellung von Steinen für Flintschlossgewehre und für einfache Feuerzeuge eine reiche Quelle von Irrthümern darstellt.

Gerade für diese Bruchstücke ist die Erklärung gegeben worden, dass sie durch zufälliges Zerspringen von Feuersteinen entstanden sein könnten. Lepsius hat diese Erklärung 1870 aufgestellt, indem er das Springen der Sonnenhitze und der darauf folgenden starken Abkühlung zuschrieb; als Beweis dafür hatte er freilich nur die Beobachtung, dass Morgens und Nachts in der Wüste ein knatterndes und knisterndes Geräusch zu hören sei, welches er mit dem Tönen der Memnonssäule in Vergleich brachte. Hr. Wetzstein (Verh. 1871. S. 54) bestätigte dies für Syrien und Hr. Fraas (Aus dem Orient. I. S. 38) für Aegypten; letzterer ist übrigens der einzige, der das tönende Abspringen eines Bruchstückes selbst wahrgenommen hat. Auch für mich besteht kein Zweifel, dass ein freiwilliges Springen von Feuersteinen, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in Folge starker Temperaturwechsel, vorkommt. Schon bei uns, auf sandigen Plätzen, habe ich wiederholt Feuersteine gesammelt, an deren Oberfläche kleine näpfchenartige Gruben sich befanden; diese waren um so mehr auffallend, als sie gewöhnlich durch die Rinde bis in die klare Masse des Steines eindrangen. Auch war es mir gelungen, die zugehörigen, halblinsenförmigen, ausgesprungenen Stücke aufzufinden. Auf den Pyramidenfeldern von Gizeh und Saqqara, sowie am Gebel Assas traf ich dieselben Formen wieder, und zwar in der vollkommensten Ausbildung (Fig. 27—30, natürliche Grösse). Das Material war überwiegend ein schwärzlicher Hornstein, nicht selten noch mit seiner ursprünglichen Rinde bedeckt. Die muschelförmigen Grübchen hatten einen Durchmesser von 15—35 *mm* und eine Tiefe von 3—6 *mm*. Manchmal fand sich nur ein einziges Grübchen (Fig. 27), andermal dagegen lagen mehrere auf derselben Fläche oder am Rande (Fig. 29 und 30). Diese secundären Grübchen waren jedoch nicht immer vollständig; sie erstreckten sich bis zu der nächsten Oberfläche und endigten hier, wie geschlagene Flächen (Fig. 30). Auch waren sie gewöhnlich viel seichter, so dass sie auf den ersten Blick eine ganz verschiedene Beschaffenheit und beinahe das Bild einer gemuschelten Fläche darboten, nur dass die Grübchen viel grösser, namentlich tiefer waren, als es jemals an den Absplissflächen künstlich gemuschelter Stücke vorkommt. Zuweilen sieht man in der Mitte dieser Grübchen oder excentrisch eine kleine Vertiefung mit concentrischen Streifen im Umfange.

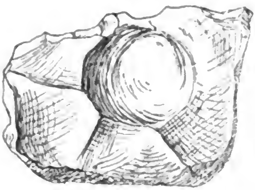
Ausser diesen Stücken giebt es noch eine zweite Kategorie, von der wir Hrn.



Figur 27.



Figur 28.



Figur 29.



Figur 30.

Schweinfurth sehr schöne Specimina aus der arabischen Wüste verdanken. Es sind Stücke aus einem schwärzlichgrauen, sehr trüben Hornstein, der in eine Reihe kleinerer und grösserer Bruchstücke auseinandergegangen ist, die sich jedoch wieder zusammenfügen lassen. Die einzelnen Bruchflächen sind gleichfalls muschelförmig, jedoch so flach und einzelne so gross, dass es fast aussieht, als habe man eine Art von Schiefer vor sich. Die Sprünge liegen auf beiden Seiten der mehr platten Steine, welche jedoch nirgends mehr die natürliche Rinde besitzen. Namentlich die kleineren ausgesprungenen Stücke sind zum Theil so scharfrandig, dass man damit schneiden kann; ihre Formen erinnern durchweg an die der geschlagenen Stücke.

Es ist wohl möglich, dass es ausser diesen beiden Formen noch weitere giebt, die gleichfalls durch freiwilliges Zerspringen entstehen, nur bin ich ausser Stande, darüber Sicheres anzugeben. Nun habe ich aber schon vor Jahren in einem längeren Vortrage über natürliche und künstliche Feuersteinsplitter (Verh. 1871. S. 45) darauf aufmerksam gemacht, dass auch in der Natur Gewalteinwirkungen vorkommen, welche Feuersteine zertrümmern. Die eine derselben besteht in dem Zerdrücken der noch in dem natürlichen Gestein eingeschlossenen Knollen, welches

dadurch zu Stande kommt, dass an geneigten Felswänden die verschiedenen Abschnitte eines Knollens, namentlich wenn er theilweise entblösst ist, einem ungleichen Druck ausgesetzt sind. Man findet dann den Knollen schon in situ, zuweilen in tausend Bruchstücke, zerspalten. Die andere Art der Gewalteinwirkung findet statt, wenn Knollen bei der Verwitterung des Gesteins frei werden, herabstürzen und vielleicht noch durch Wasser weiter geschwemmt werden. Hierbei erleidet der Knollen Stösse, wie bei künstlichen Schlägen. Mr. Dawson hat speciell für Oberägypten darauf hingewiesen, wie bei dem Herabschwemmen der Knollen in den Wadis zahlreiche Zusammenstösse mit anderen Steinen erfolgen müssen.

Nun habe ich in meinem früheren Vortrage hervorgehoben, und ich bin seitdem durch hundertfältige Beobachtung in dieser Auffassung bestärkt worden, dass jede Art von Zersprengung eines Feuersteins Bruchflächen von ähnlicher Beschaffenheit ergiebt, welche sich aus der colloiden Natur seiner Zusammensetzung ergeben. Jede Bruchfläche solcher Steine ist muschelig (konchoid); sie kann zugleich an einer, meist excentrischen Stelle eine rundliche Hervorragung und um dieselbe concentrische Ringe zeigen. Die letzteren beiden Merkmale erreichen bei gewaltsamer Sprengung eine stärkere Ausbildung, namentlich bildet sich an der Stelle der Gewalteinwirkung die Hervorragung zu der sogenannten Schlagmarke (bulbe de percussion) aus. Aber eine Schlagmarke entsteht nicht etwa nur bei absichtlicher Zerschlagung oder Absplitterung, sondern auch bei zufälliger und natürlicher Gewalteinwirkung und selbst bei freiwilligem Zerspringen. Somit ist keines dieser Zeichen, auf welche man einen so grossen diagnostischen Werth gelegt hat, für die Unterscheidung brauchbar.

Woran lässt sich dann aber die absichtliche Zerschlagung erkennen? Meiner Auffassung nach nur an der Beschaffenheit der durch das Zerschlagen gewonnenen Produkte, und zwar sowohl der abgetrennten Stücke, als auch des zurückbleibenden Kerns. Letzterer, der sogenannte Nucleus, ist leicht zu erkennen, wenn er eine Mehrzahl von Absprengungsflächen besitzt, welche nach einem gewissen Plan angelegt sind. Solche Flächen entstehen in gleicher Weise weder freiwillig, noch durch zufällige Gewalteinwirkungen. Polygonale Nuclei trifft man vorzugsweise an solchen Stellen, wo kleine „Messerchen" aus Feuerstein angefertigt wurden, denn jedes Messerchen hinterlässt bei seiner Abtrennung eine längliche Facette. Derartige Nuclei sind zuerst in Helwan von Reil (Verh. 1874. S. 119) gesammelt worden; Mook, der etwas freigebig mit der Bezeichnung Nucleus ist, hat wenigstens einen mustergültigen von ebenda abgebildet (Taf. XII. Fig. 3); Prof. Haynes (Pl. V. Fig. 11—12) giebt 2 recht gute Specimina; durch Herrn Schweinfurth besitzen wir verschiedene Helwaner Exemplare und eines vom Wadi Tarfeh (Verh. 1885. S. 302, 406, oben S. 356, Fig. 5). Keines dieser Stücke gleicht jedoch an Eleganz des Aussehens und an Länge der Facetten den prächtigen Eselshufen, welche uns Hr. Schweinfurth aus dem Wadi Ssanûr und dem Wadi Warag geliefert hat (oben S. 353, Fig. 1). Nur ein Stück aus der Sammlung des Mr. Myers (Verh. 1885. S. 132), welches neben einer Reihe gewöhnlicher Nuclei nördlich von Qurnah (Theben) gefunden ist, kommt ihnen nahe. Sir John Lubbock (l. c. p. 220) erwähnt einen Nucleus mit 8 Facetten aus dem Thal der Könige; Prof. Haynes (Pl. V. Fig. 13) bildet einen fast eselhufartigen von Luqsor ab. Schon durch diese Nachweise ist genügend dargethan, dass an allen genannten Orten Feuersteine künstlich zu Messern verarbeitet worden sind.

Der Name Nucleus wird jetzt nur für solche Kerne angewendet, deren Herstellung an sich nicht beabsichtigt war, die vielmehr nur dazu dienten, die für bestimmte Zwecke gewünschten Absplisse (Messerchen) zu liefern. Nun giebt es

aber eine grosse Anzahl von anderen Kernen, die gleichfalls durch Absplitterung peripherischer Bruchstücke geformt sind, bei denen aber gerade umgekehrt nicht die Absplisse, sondern die nach ihrer Ablösung zurückbleibenden Kernstücke das beabsichtigte Geräth darstellen. Hierhin gehört jene Reihe von groben und rohen Stücken, welche als Hämmer, Aexte, Schaber u. s. f. der palaeolithischen Zeit bestimmt zu werden pflegen. Unter ihnen werden auch für Aegypten Stücke von dem Typus St. Acheul besonders hervorgehoben. In der obigen Aufzählung der Fundorte sind diese Vorkommnisse erwähnt; sie sind am zahlreichsten am Gebel Assas bei Theben und bei Abydos angetroffen worden. Wer die Tafeln von Prof. Haynes und Sir John Lubbock durchmustert, wird zahlreiche Beispiele dafür zusammengestellt sehen. Bei manchem dieser Stücke mag es zweifelhaft sein, ob es wirklich alt ist und ob es wirklich zu dem Zwecke geschlagen worden ist, das Kernstück herzustellen; wenn es vorkommt, wie Mr. Dawson versichert, dass „die rohesten Formen von Flint noch in neuester Zeit zum Feuerschlagen und anderen Zwecken verwendet worden sind“, so könnte vielleicht manchem dieser Stücke seine Bedeutung streitig gemacht werden. Indess darf man diese Zweifel nicht zu weit treiben. Mr. Dawson hat seine Bedenken vorzugsweise gegen die Funde des General Pitt Rivers bei Qurnah gerichtet und sie mögen für einzelne derselben zutreffen, aber ich glaube kaum, dass ein Kenner der Steinzeit den antiquarischen Werth der auf Pl. XXVIII und XXIX des genannten Forschers dargestellten Stücke bezweifeln wird. Sie zeigen eine so planmässige Bearbeitung, dass trotz der grossen Zahl der einzelnen Absplitterungen die Gesammtform nicht nur nicht gelitten hat, sondern dass sie gerade dadurch erst hergestellt worden ist.

Unter diesen gröberen Stücken finden sich manche, welche sich schon mehr den Geräthen einer vorgerückteren Entwickelung annähern. Dahin gehören die kurzgestielten Stücke, auf welche ich vorher (S. 356, 361. Fig. 19) die Aufmerksamkeit hingelenkt habe. Schon die Häufigkeit dieser Stücke spricht dagegen, dass sie zufälligerweise diese Form angenommen haben. Der kurze Stiel macht ganz den Eindruck, dass er in einen Griff oder einen Stab eingesetzt werden sollte, je nachdem das Stück als schneidendes, als hauendes oder als stechendes, als einfaches Messer oder als Haumesser oder als Lanzenspitze zu dienen bestimmt war.

Wenn man die beiden, eben aufgeführten Kategorien ausscheidet, so bleibt immer noch die Hauptmasse der kleineren und zum Theil ganz kleinen Bruchstücke übrig, bei denen man am meisten versucht ist, sie als zufällige Nebenproducte, als blosse Abfälle anzusehen. Das Kriterium für ihre absichtliche Herstellung liegt in dem Nachweise einer planmässigen Bearbeitung. Diese aber kann eine doppelte sein. Einmal lässt sich bestimmt erkennen, dass schon die Absplitterung der Stücke von dem Kern kunstgemäss erfolgt ist: dahin gehören in erster Linie die sogen. prismatischen Messer mit dreiseitigem oder trapezoidischem Durchschnitt (oben Fig. 2, 10—12, 14). Zum Anderen nimmt man wahr, dass das abgesprengte Stück eine weitere, secundäre Bearbeitung erfahren hat, theils indem gewisse Vorsprünge der Flächen abgesprengt worden sind, um das Stück mehr abzuflachen, theils indem die Ränder durch weitere Aussplitterung in gezähnelte oder feinzackige verwandelt worden sind. Nicht selten sind gerade die prismatischen Messer so behandelt worden, dass es zweifelhaft wird, ob man sie nicht Sägen nennen soll (oben Fig. 2 und 9). Aber auch ganz kleine Splitter zeigen eine derartige weitere Bearbeitung, jedoch häufig nicht an ihrer Schärfe, sondern an ihrem stumpfen Rücken (S. 355).

Es muss zugestanden werden, dass ähnliche marginale Aussplitterungen mit muscheligem Bruch auch durch Feuerschlagen hervorgebracht werden. Schon in

meinem ersten Vortrage über die Feuersteinsplitter (Verh. 1871. S. 53) habe ich erzählt, wie ich in einem Kaufladen von Meran Feuersteinspähne fand, welche den prähistorischen „Messern" sehr ähnlich waren und welche trotz ihrer wenig geeignet erscheinenden Form doch von den Eingebornen gekauft wurden, um zum Feuerschlagen benutzt zu werden. Wirklich gebrauchte Stücke habe ich nicht gesehen, aber es ist klar, dass durch das Aussprengen kleiner Theile eine sägenförmige Beschaffenheit entstehen muss. Es liegt mir daher sehr fern, jeden ägyptischen Spahn mit ausgesplitterten Rändern von dem Verdachte reinigen zu wollen, als habe ihn ein Fellah zu dem gleichen Zwecke gebraucht. Ich glaube aber, dass eine genauere Betrachtung doch gewisse Unterschiede ergiebt. Ich sehe sie namentlich in der Unregelmässigkeit der Ränder und in der beträchtlicheren Grösse der einzelnen Absprünge, welche durch das Anschlagen des Stahls erzeugt werden und welche, weiter fortgesetzt, das Resultat haben, den Rand stumpf zu machen. Die absichtliche Aussprengung kann freilich auch dieses Resultat haben, aber sie wurde zu diesem Zwecke nur angewendet, wenn ein nicht zum Schneiden bestimmter, aber mit scharfen Kanten versehener Rand stumpf gemacht werden sollte, wie an dem Rücken der kleinen halbmondförmigen Splitterchen (S. 355. Fig. 2*f*), oder wenn das Werkzeug seiner schneidenden Flächen überhaupt beraubt werden sollte, wie es bei den Abhäuteinstrumenten nöthig war. Wo dagegen ein zum Schneiden bestimmtes Werkzeug so behandelt wurde, da geschah es, um die schneidenden Ränder noch schärfer und widerstandsfähiger zu machen.

Schon vor längerer Zeit ist die Aufmerksamkeit unserer Gesellschaft auf die gezähnten Sicheln (srp) unserer Wenden gerichtet worden. Seit dieser Zeit haben sich ähnliche Sicheln an verschiedenen Orten Europas gefunden. Wilkinson (l. c. II. p. 418) erwähnt sie auch von den alten Aegyptern, und noch heute sind sie im Gebrauch in der Oase Dachel (Ratzel, Völkerkunde III. S. 212. vgl. die tatarische Sichel S. 56). Ich selbst habe ein eisernes Messer mit gezähnelter Klinge im Kaukasus, in der Nähe von Suchum Kaleh, erworben. Bei metallenen Geräthen besteht der Hauptunterschied zwischen einer gewöhnlichen Säge und den gezähnelten schneidenden Werkzeugen darin, dass die Zähne der Säge abwechselnd nach aussen gebogen werden, während sie bei den schneidenden Werkzeugen in derselben Linie stehen. Bei steinernen Geräthen wird man diesen Unterschied nicht erwarten dürfen, zumal da dieselben nicht immer ganz gerade sind, aber das darf nicht hindern, selbst gezähnelte Messer als schneidende anzusprechen. Am besten wird dies bewiesen durch die gezähnelte oder feinzackige Beschaffenheit der Ränder der steinernen Pfeilspitzen, Dolch- und Lanzenblätter, sowie durch den direkten Versuch, der durchaus positive Resultate liefert.

Die Methode, wie diese gezähnelten und feinzackigen Ränder erzeugt werden, haben wir aus den Gewohnheiten der heutigen Wilden genau, zum Theil durch eigenen Augenschein und durch Nachahmung, kennen gelernt. Ich erinnere an die Feuerländer, welche uns besuchten (Verh. 1881. S. 391, 399); sie stellten aus gewöhnlichem dickem Flaschenglas Pfeilspitzen her, indem sie mit einem Knochenstäbchen einen schnellen Druck gegen die Ränder ausübten und dadurch kleine Stücke absprengten. Diese, nicht geschlagenen, sondern „gedengelten" Ränder sind in hohem Maasse charakteristisch: sie bilden ein ausreichendes Merkmal für die Diagnose künstlicher Bearbeitung. Die Tiefe der Aussprengung ist dabei ganz abhängig von dem Willen des Arbeiters, der mit gleicher Leichtigkeit einen gezähnelten oder einen nur feinzackigen Rand macht; in beiden Fällen aber pflegt die Richtung der Aussprengungen abwechselnd nach der oberen und unteren

Fläche gewendet zu werden. Gerade dadurch entsteht die Regelmässigkeit der Zähnelung.

Dass längere prismatische Messer, sowie gezähnelte und gedengelte Stücke heutigen Tages in Aegypten zu technischen Zwecken nicht mehr gefertigt werden, darf wohl angenommen werden. Es ist natürlich nicht ausgeschlossen, dass die Geschicklichkeit der Fellachen in Nachahmung alter Stücke sich auch dieser Industrie bemächtigen könnte, aber glücklicherweise ist die Nachfrage noch nicht rege geworden. Schliessen wir also die Stücke mit unregelmässigen, möglicherweise durch Feuerschlagen entstandenen Rändern aus, so bleibt eine sehr grosse Menge von Feuersteinspähnen übrig, die aus alter Zeit stammen müssen. In der That ist auch eine gewisse Anzahl derselben in alten Gräbern aufgefunden worden. Der merkwürdigste Fund ist wohl der von 6 langen Spähnen, den Lepsius selbst in dem Grabe des Oberbaumeisters und Schreibers Snetem-ab, genannt Meha, aus dem Ende der V. Dynastie, am Nordwestwinkel der Pyramide von Chufu machte (Nr. 325—30 des Berliner Museums. Lepsius a. a. O. Nr. 14—19). Es sind ganz frisch aussehende, scharfrandige, lange, dreiseitige Messer, die aus einem ungewöhnlich klaren, durchscheinenden Feuerstein hergestellt sind. Nächstdem sind 8 ähnliche Messer zu erwähnen, welche Passalacqua neben den 3 gemuschelten Stücken und einer Säge (oben S. 367, 370) in einem Grabe von Memphis sammelte und die sich gleichfalls im Berliner Museum befinden (Lepsius Nr. 4 bis 11); sie sind etwas trüber und roher, jedoch gleichfalls von sehr frischem Aussehen. Mit Recht sagt Lepsius von ihnen: „Sie könnten dem äusseren Anschein nach ebenso gut gestern wie vor vier oder fünf Tausend Jahren geschlagen sei." Schon Rosellini hatte „öfters Feuersteinmesser in Körbchen neben den Mumien beigesetzt gefunden, zuweilen auch in der gewöhnlichen ägyptischen Messerform mit dem Griff aus demselben Stück geschlagen". Diese letztere Form identificirt Lepsius, dem ich die Worte entnehme, mit den beiden Haumessern von Passalacqua, nur sagt er nicht, ob die Oberfläche, wie ich vermuthe, gleichfalls gemuschelt war.

Ob diese Stücke aus vorhistorischer Zeit stammen, wird schwerlich auszumachen sein; jedenfalls ist nicht dargethan, dass sie in der Zeit angefertigt wurden, wo die betreffenden Todten zur Ruhe bestattet wurden. Wer weiss, ob man sie so geschätzt haben würde, dass man sie den Todten mitgab, wenn sie damals erst gemacht wären. Lässt man es aber auch dahingestellt, ob die Fabrikation in historischer Zeit noch fortbestand, so wird man doch nicht umhin können, die Einführung ihres Gebrauches bis in prähistorische Zeit zurück zu verlegen.

Sind nun solche Stücke in historischer Zeit gebraucht worden? und zu welchen Zwecken? Wie bei allen so alterthümlichen Sachen liegt es nahe, sie mit gewissen religiösen Handlungen in Beziehung zu setzen. Und da haben sich immer zwei zur Auswahl dargeboten: die Circumcision und die Einbalsamirung.

Die erstere reicht bis in die ältesten geschichtlichen Zeiten zurück, lange vor Joseph (Wilkinson I. p. 183. III. p. 385): sie ist jedoch keineswegs allgemein gewesen. Ueber die Art ihrer Ausführung ist, soviel ich sehe, nichts bekannt. Man hat sich daher gewöhnlich auf die Juden bezogen, die erst in Aegypten den Gebrauch annahmen, und bei denen, wenigstens in älterer Zeit, die Operation mit einem Steinmesser vorgenommen wurde. Gegen die Möglichkeit, dass Aehnliches auch in Aegypten geschehen ist und dass der Gebrauch in vorgeschichtliche Zeit zurückreicht, lässt sich an sich nichts sagen, jedoch darf die Schwierigkeit einer solchen Operation nicht unterschätzt werden.

Anders ist es mit der Einbalsamirung. Hier liegen bestimmte Angaben der

griechischen und römischen Klassiker vor. Darnach wurde bei der ersten und kostbarsten Art der Einbalsamirung mit einem Steinmesser in der linken Seite (Diodor) ein Einschnitt durch die Bauchwandung gemacht, durch welchen die Eingeweide herausgeholt wurden. — Die Betrachtung der Mumien bestätigt die Lage der Oeffnung (Wilkinson III. p. 474). Wie ich an den Königsmumien sah, bildet die Schnittöffnung eine lange halbmondförmige Wunde, dicht an dem linken Darmbeinkamm, mit der Convexität nach links gewendet und gross genug, um einen Arm in dieselbe einzuführen. Um sie herzustellen, bedurfte es jedenfalls eines kräftigen Schnittes und eines scharfen Instruments. Es fragt sich daher, — ganz abgesehen von der oben (S. 366) berührten Frage, was Herodot mit der Bezeichnung des „äthiopischen Steins" gemeint habe, — ob unter den bekannten Steingeräthen sich eines oder das andere befindet, welches zur Ausführung eines solchen Schnittes besonders geeignet scheint. Mr. G. de Mortillet (Bull. Soc. anthrop. 1869. p. 708) hat als die einzigen, als Einbalsamirungsmesser bezeichneten, in europäischen Museen befindlichen Stücke 3 angeführt, von denen eines in Turin, 2 in Leiden seien; alle drei hätten fast dieselbe Form und glichen sehr den ägyptischen Metallmessern: eine Art von Klinge, die nach hinten in einen schmaleren Ansatz mit weniger ausgesprochenen Kanten, also in einen Handgriff, auslaufe. Prof. Haynes (Pl. IV. Fig. 1) hat aus der Wüste östlich von Luqsor ein Stück abgebildet, welches nach seiner Angabe den Messern der Museen von Turin und Leiden, zu denen er noch das Museum der Historischen Gesellschaft von New York hinzufügt, gleiche. Soviel sich nach der Abbildung beurtheilen lässt, würde dieses Stück den gestielten „Haumessern" von Passalacqua und Rosellini am nächsten kommen, jedoch fehlt ihm die gemuschelte Oberfläche und es schliesst sich mehr der roheren Form (S. 361. Fig. 19. Mook Taf. XI. Fig. 6. Taf. XIII. Fig. 10—12) an, nur dass es sich durch seine Grösse unterscheidet.

Ich habe einige Versuche gemacht, um zu sehen, in wieweit sich mit den verschiedenen Arten ägyptischer Instrumente, die mir zu Gebote stehen, eine solche Oeffnung in der Bauchdecke herstellen lässt, wie sie die Mumien zeigen. Dabei ergab sich, dass die gröberen Sägen wenig dazu geeignet sind. Sie machen Kratz- und Risswunden von mehr oberflächlicher Beschaffenheit und erst bei längerer Wiederholung dringen sie tiefer ein. Dagegen gelingt es mit längeren prismatischen Messern, namentlich bei starker Anspannung der Bauchdecke, ziemlich leicht, glatte Schnitte hervorzubringen, welche tief in die Bauchwand eindringen und bei wenigen Wiederholungen dieselbe vollständig durchdringen. Eine besondere Länge des scharfen Randes ist dazu nicht erforderlich. Auch feinzackige Ränder bringen bei stärkerem Druck ähnliche Wirkungen hervor. Darnach ist es nicht zu bezweifeln, dass ein gewöhnliches Feuersteinmesser in der Hand der Paraschisten ein geeignetes Werkzeug zur Eröffnung der Bauchhöhle darstellen konnte. Möglicherweise waren die grösseren gestielten Geräthe noch besser geeignet. Ich konnte sie nicht versuchen, da die mir zur Verfügung stehenden Exemplare (Fig. 19) zu stumpfe Ränder besitzen. Ich möchte jedoch ausdrücklich bemerken, dass die von General Pitt Rivers und von Hrn. Brugsch beschriebenen, gemuschelten Sichelmesser, namentlich aber die gestielten Haumesser von Passalacqua und Rosellini vielleicht noch wirksamer sein mögen. Die Haumesser von Passalacqua haben so stark abgenutzte Ränder, dass man auf langen Gebrauch schliessen müsste, wenn die Abnutzung, wie ich vermuthe, nicht erst nach ihrer Auffindung herbeigeführt wäre. Die von Lepsius in einem Grabe gefundenen Messer sind, wie erwähnt, so scharf, als wären sie eben erst hergestellt.

Manche haben gemeint, mit der Annahme des Gebrauches von Steinmessern

bei der Circumcision und Einbalsamirung sei die Frage nach der Benutzung der Feuersteingeräthe im alten Aegypten gelöst. Indess mit Recht ist dagegen eingewendet worden, dass die ungeheure Masse der noch jetzt über die Oberfläche zerstreuten Steingeräthe zu dem angegebenen Zwecke in einem groben Missverhältnisse stehe. Von dem Einbalsamiren ist festgestellt, dass der Schnitt durch die Bauchwand und die Exenterirung nur bei Leichen der ersten und einigen der zweiten Klasse ausgeführt wurde: die Mehrzahl der Todten ist wahrscheinlich ohne jede Oeffnung des Körpers mumificirt worden. Von der Circumcision ist sogar erst auszumachen, ob sie überhaupt mit steinernen Werkzeugen ausgeführt wurde. Jedenfalls ist nicht abzusehen, dass für diese Zwecke ein so grosser Bedarf an Schneidewerkzeugen benöthigt wurde, dass man sogar an Orten die Fabrikation betrieb, die ganz ausserhalb der bewohnten Region lagen. Helwan, das Wadi Ssanur und das Wadi Wuräg waren wohl immer wüste Plätze. Die grossen Tempelstädte aber lagen überall in der Nähe von Gebirgen, die reiches Material an Feuer- und Hornstein boten, so dass ein Bedürfniss nach fremdem Import nicht angenommen werden kann.

Nun giebt es ja noch andere Möglichkeiten der Verwendung von scharfen Steinen in historischer Zeit. Vielfach ist die Frage aufgeworfen worden, ob man nicht die Hieroglyphen und andere Zeichen, wenigstens auf weicheren Gesteinen, namentlich auf Kalkwänden, mit Feuersteinsplittern eingeritzt habe. Die technische Ausführbarkeit einer solchen Operation ist durch den Versuch erwiesen worden (Pitt Rivers l. c. p. 383). Ferner wäre es möglich, dass geschlagene Feuersteine, wie es noch jetzt an vielen Orten geschieht, zum Besatze der unteren Fläche von Dreschtafeln oder Dreschschlitten (römisch tribula) verwendet worden sind. Ich habe von der Wiener Weltausstellung lange Feuersteinspähne mit allen Charakteren der „Messer" mitgebracht, die in Rumelien zur Garnirung der Dreschtafeln gebraucht werden (Verh. 1873. S. 167); später habe ich die Dreschtafeln (δοκάναι) in der Troas angetroffen, auch ein solches Geräth in das K. Museum geliefert (Virchow, Alttrojanische Gräber und Schädel. Berlin 1882. S. 75). Nach Wilkinson (II. p. 491) gebrauchen auch die heutigen Aegypter Dreschtafeln (noreg), jedoch sollen sie mit Eisen beschlagen sein. Im Alterthum trieb man Ochsen direct über das geerntete Korn und liess es austreten, indess wird bei den alten Juden neben dem Austreten auch schon früh die Dreschtafel (hier moreg genannt) erwähnt. Es würde sich daher empfehlen, auf diesen Punkt hin die altägyptischen Nachrichten einer erneuten Prüfung zu unterziehen. — Endlich will ich noch erwähnen, dass scharfe und glattrandige Feuersteinspähne sehr geeignet sind, um Kopfhaar und Bart zu rasiren.

Aus diesen Anführungen wird man ersehen, mit wie vielen Schwierigkeiten die Frage nach dem Gebrauch und dem Alter der kleineren Feuersteingeräthe verknüpft ist. Indess alle diese theils nachgewiesenen, theils möglichen Gebrauchsweisen erklären die ungeheure Menge der Oberflächenfunde nicht genügend. Es kommt hinzu, dass auch über das Gebiet der Uferberge hinaus, sowohl in die arabische, als in die libysche Wüste hinein, ähnliche Feuersteinsplitter weit und breit zerstreut vorkomen. Auf der Expedition von Rohlfs hat Hr. Zittel ihnen grosse Aufmerksamkeit geschenkt, ist aber auch durch ihre gewaltige Menge abgeschreckt worden, sie als Manufakte des Menschen anzuerkennen. Nur Hr. O. Fraas ist kühn genug gewesen, diesen Schluss nicht abzuweisen. Er sagt (Aus dem Orient. II. S. 112): „Die Steinmesser in der Wüste haben eine Gestalt, wie sie ..... nur durch einen absichtlichen Schlag entstehen können." „Sind sie von Menschenhand gemacht, so müssen einst Menschen an dem Ort gelebt und gearbeitet haben, wo sie in erstaunlicher Menge zu finden sind. Da diese

Orte heutzutage Wüste sind, so müssen die Steinmesser zu einer Zeit geschlagen worden sein, in welcher es noch kein egyptisches Volk gab und die heutige Wüste noch keine Wüste war." „Die Steinmesser liegen in der egyptischen und arabischen Wüste offen zu Tage, indem im Laufe der Wüstenbildung der quaternäre Boden in Staub verwandelt und von den Wüstenstürmen verweht worden war."

Nicht ohne Bedeutung für die Frage der prähistorischen Steinbearbeitung in Aegypten ist der Nachweis der weiten Verbreitung ähnlicher Fundstellen in dem übrigen Afrika. Ich erinnere an die Untersuchungen der Herren Bellucci (L'età della pietra in Tunisia. Roma 1876) und Collignon in Tunesien, wo gleichfalls polirte Gegenstände fehlen, dagegen unter anderen gestielte Werkzeuge vorkommen (Matér. pour l'hist. primit. et nat. de l'homme. 1887. Vol. 21. p. 185, 189). Selbst für Südafrika hat Mr. W. D. Gooch (Journ. Anthrop. Instit. 1882. p. 124) zahlreiche Nachweise eines Steinalters geliefert; unter den von ihm beschriebenen Stücken befindet sich sogar eine gewisse Zahl lanzenblattähnlicher Stücke mit grobgemuschelter Oberfläche (Pl. IX). Die ägyptische Steinzeit steht also keineswegs isolirt da; im Gegentheil, sie gliedert sich vollkommen in die Gewohnheiten der übrigen prähistorischen Völker Afrikas ein. Wodurch sie sich auszeichnet, das ist der Umstand, dass Gegenstände der prähistorischen Zeit sich noch in dem Gebrauche der historischen Zeit erhalten haben und dass durch ihre Auffindung in Gräbern die Meinung entstehen konnte, sie seien noch in historischer Zeit angefertigt worden.

Lepsius hat gegen die Deutung der Steingeräthe als prähistorischer einen Einwand geltend gemacht, der trotz seiner Bedeutung von den Gegnern ganz verschwiegen worden ist. Er bemerkte, dass die rohesten Feuersteininstrumente in Europa in Verbindung mit den Knochen ausgestorbener Thiere angetroffen würden; gerade diese Verbindung zeuge für die Gegenwart von Menschen. In der That, der Mangel von Küchenabfällen, Thon- und Knochengeräth an den Stellen der ägyptischen „Ateliers" ist höchst bemerkenswerth. Nur die Funde von Mook bei Helwan (S. 352) würden in dieser Beziehung eine entscheidende Bedeutung haben, wenn sie, was leider nicht der Fall ist, in sicher bestimmten Quaternärschichten gelegen hätten. Anderswo sind Reste von diluvialen Säugethieren in Verbindung mit Steingeräth in Aegypten nicht gefunden worden; ja, was noch auffälliger ist, nicht einmal geschlagene Thierknochen, geschweige denn bearbeitete ältester Art, sind bis jetzt wahrgenommen worden. Nirgends kann man von Wohnplätzen dieser ältesten Menschen reden. So zahlreich Höhlen in den Gebirgen sind, so ist noch keine derselben als eine bewohnte Höhle der Steinzeit erkannt worden.

Dieser Mangel muss um so mehr befremden, als gerade aus Aegypten bestimmte Angaben über ein sehr hohes Alter des Menschen vorliegen. Da sind vor allem die Bohrungen von Hekekyan-Bey auf dem Boden der Nilalluvion. Dieser Mann, Armenier von Geburt, in England gebildeter Ingenieur und allerseits als sehr zuverlässig bezeichnet, leitete in den Jahren 1851—54 im Auftrage der Royal Society und auf Anregung von Leon. Horner zwei Reihen von Bohrungen quer durch das Nilthal von der libyschen bis zur arabischen Seite, die eine, aus 51 Bohrlöchern bestehend, in der Höhe von Heliopolis, die andere, 27 Bohrlöcher umfassend, in der Höhe von Memphis. Alle dabei zu Tage geförderten organischen Reste, namentlich die Landconchylien und Säugethierknochen, gehörten lebenden Arten an, letztere dem Rind, Esel, Schwein, Hund, Dromedar, — eine Sammlung, welche für die Beurtheilung der Funde von Mook von einigem Werthe ist. Aus den ersten 16—24 Fuss wurden Scherben von Thongefässen und eine kleine menschliche Figur in gebranntem Thon, ein kupfernes Messer u. A.

heraufgebracht: sobald man in das Grundwasser gelangte, wurden nur noch Bruchstücke gefördert, und zwar überall Stücke von gebrannten Ziegeln und Töpfen, selbst aus einer Tiefe von 60 Fuss (Sir Charles Lyell, The geolog. evidences of the antiquity of man. London 1863. p. 33). Besonders berühmt ist eine der Bohrungen in Memphis geworden, weil sie in nächster Nähe des einen der gestürzten Kolosse von Ramses II. angesetzt wurde und man unter Schichten reinen Nilschlammes aus einer Tiefe von 11,9 *m* einen rothgebrannten Scherben zu Tage brachte. Einer der Arbeiter, die Hr. Schliemann kurz vorher in Alexandrien beschäftigt hatte, war als junger Mensch bei der Bohrung anwesend gewesen und zeigte uns in der Hütte, mit der jetzt der Koloss umgeben ist, die Stelle. Peschel hat nach der Höhe des Schlammes, der sich um den Koloss aufgehäuft hatte, schon für diesen Scherben ein Alter von 11 646 Jahren berechnet; Lyell kommt von der Annahme aus, dass die Höhe des in jedem Jahrhundert abgesetzten Nilschlammes 6 Zoll betrug, erst für ein in 60 Fuss Tiefe gefundenes Ziegelstück auf 12 000 Jahre. Er bemerkt jedoch, dass nach dem sachverständigen Urtheil von Mr. S. Birch gebrannte Ziegel schon aus der 18. und 19. Dynastie, also 1450 bis 1300 Jahre v. Chr. und nicht erst seit der römischen Zeit, wie behauptet worden, bekannt sind. Aber auch das gäbe als höchstes bekannntes Alter gebrannter Ziegel höchstens 3300 Jahre, wenig mehr als den dritten Theil der Zeit, welche berechnet worden ist. In einer anderen Bohrung, welche Linant-Bey auf der libyschen Seite des Rosette-Arms, 200 *m* vom Ufer entfernt, in der Parallele der Deltaspitze veranstaltete, wurde ein Fragment von rothem Ziegel aus einer Tiefe von 72 Fuss, 2—3 Fuss unter dem Spiegel des Mittelmeers, heraufbefördert. Da nun der Absatz von Schwemmland im Delta auf 2 Zoll 3 Linien im Jahrhundert geschätzt wird, so käme man hier sogar auf 30 000 Jahre.

Lyell steht diesen Berechnungen sehr zweifelnd gegenüber, und zwar aus allgemeinen geologischen Gründen. Für mich wurden diese Zweifel sehr verstärkt durch die Betrachtung des Terrains, auf dem die Ramses-Statue liegt. Wenn man von der Eisenbahnstation Bedraschên aus den Weg nach Saqqara einschlägt, so gelangt man sehr bald an ein höchst sonderbares, hügeliges Gebiet, das in seiner Gesammtheit sehr an eine märkische Dünenlandschaft, z. B. bei Schulzendorf in unserer nächsten Nähe, erinnert, nur dass statt der Fichten Palmen darauf stehen und dass die, oft sehr hohen und steilen Hügel nicht Sandhügel, sondern die Trümmerhaufen des noch nicht aufgegrabenen Memphis darstellen. Ungefähr in der Mitte dieser Hügellandschaft öffnet sich nach rechts, gegen Norden und Westen hin, eine weite, grüne Bucht, gleichfalls sehr ähnlich unseren heimischen Wiesenbuchten inmitten der Waldhügel. Dies ist die jetzt trocken gewordene, jedoch noch vom Inundationswasser erreichte Stelle des alten heiligen Sees, den nach der Tradition Aegyptens erster König Menes ausgraben liess (H. Brugsch, Gesch. Aegyptens S. 47). Nach Süden, Osten und zum Theil nach Westen ist die Bucht von unregelmässigen Hügeln umgeben: auf den südlichen liegen die Kolosse, auf dem Ende der nördlichen erhebt sich in etwas romantischem Aufbau das Dorf Mitrahine. Die ganze Anlage hat viel Aehnlichkeit mit der des ehemaligen heiligen Sees südlich von Medinet Abu bei Theben. Hier wie dort sind die Hügel, welche das ehemalige Seebecken umgeben, künstliche Aufschüttungen, ursprünglich gebildet durch die zur Gewinnung des Seebeckens ausgehobene Erde und erhöht durch die Trümmer darauf errichteter Bauten. Das ist der Platz, wo Hekekyan-Bey sein berühmtes Bohrloch niedergesenkt hat. Für mich ist es nicht im Mindesten zweifelhaft, dass die Tiefe von 39 Fuss, in der das Ziegelstück gefunden wurde, noch in künstlich aufgeschüttetem Boden erreicht wurde.

Es war ein besonderer lücksfall, der uns noch einen Augenzeugen der Bohrung antreffen liess, so dass die Stelle genau bezeichnet werden konnte. Wie es sich mit dem 60 Fuss tiefen Bohrloch verhalten hat, kann ich nicht sagen. Ich will jedoch daran erinnern, dass nach der sehr glaubhaften Tradition König Menes 100 Stadien oberhalb einen grossen Damm errichten liess, durch welchen der Nil nach Osten abgelenkt wurde; Linant-Bey hat seine Stelle bei Koscheischeh wieder aufgefunden. Das alte Flussbett wurde dann zugeschüttet und darauf die Reichshauptstadt Memphis erbaut. Sind diese Angaben, wenn auch nur in der Hauptsache, richtig, so darf es wohl nicht befremden, wenn in der Auffüllungserde Reste menschlicher Kunstthätigkeit ausgegraben werden. Es ist genau dasselbe Verhältniss, welches Lyell (l. c. p. 38) von der Bohrstelle im Delta angiebt, wo gleichfalls ein alter Nilarm zugeschüttet worden war.

Vielleicht werden diese Mittheilungen etwas dazu beitragen, die zügellose Phantasie zu mässigen, welche sich an die Deutung der Bohrergebnisse im ägyptischen Schwemmlande gewagt hat. Ich bin mit aller Vorsicht an die Prüfung dieser Fragen herangetreten und ich glaube keines unbegründeten Skepticismus bezüchtigt werden zu können, wenn ich erkläre, dass alle diese Angaben für die Feststellung von dem Alter des Menschen werthlos sind. Nicht einmal Gegenstände von prähistorischer Bedeutung sind bei den Bohrungen zu Tage gekommen. —

Ebenso fruchtlos waren unsere Nachforschungen nach sicheren prähistorischen Wohnplätzen. Ein heutiges Fellachendorf in Oberägypten ist in Erscheinung und Einrichtung so prähistorisch, wie nur irgend denkbar. Wer die Hütten aus Nilschlamm auf der Gezireh vor Luqsor oder an den Abhängen des Gebel Assas sieht, der wird auf das Lebhafteste an die Zeit der Troglodyten erinnert. Da ist Alles aus ungebranntem, einfach lufttrockenem Nilschlamm aufgebaut: Niedrige und ganz enge, oben offene oder höchstens mit Palmstäben und Maisstengeln gedeckte, halbrunde oder eckige Käfige ohne Fensteröffnungen. Darin kleine Abtheilungen, gleichfalls aus Schlammsteinen errichtet, für den Heerd, für Getreidevorräthe, eine Geräthkammer, ein Taubenhaus, wenige Gefässe, gleichfalls aus Nilschlamm, und vor Allem ein mächtiger, freistehender, einem Champagnerglase mit flacher Schale ähnlicher Schlammklotz, zuweilen mannshoch und mit gewaltigem solidem Fuss, bestimmt zum Trocknen des Getreides und während der Abwesenheit der Eltern zum Aufenthalt der kleinsten Kinder, die über den hohen Rand der Schale nicht hinausfallen können. Roher können die Hütten der Steinzeit auch nicht gewesen sein. Und wenn sie endlich zerfallen, so bleibt nichts übrig, als ein kleiner Hügel von Schutt, in dem allerlei Ueberreste des Haushaltes verborgen sein können. So waren die alten Festungen und die alten Stadtanlagen auch errichtet. Die hochberühmte Feste von Kubban in Nubien, von wo einst die Goldstrasse in die arabische Wüste führte, die grosse Ruinenstätte von El Kab mit ihrer gewaltigen Mauer, die Trümmer hinter dem Tempel von Abydos, Kom-el-Sultan und wie sie heissen, die zerfallenen koptischen Klöster und Dörfer, — sie alle sind in gleich primitiver Weise aufgeführt. Man steht zuerst wie betäubt vor ihnen, wie vor urältesten Ueberresten, bis man sich allmählich daran gewöhnt, in ihnen Bauten einer historischen, ja selbst einer späthistorischen Zeit zu erkennen. Während wir in Nubien waren, bauten die ägyptischen Truppen unter der Leitung englischer Offiziere auf mehreren Höhen des rechten Nilufers kleine Festungen zum Schutz gegen die räuberischen Einfälle der Ababde. Eine derselben war in wenig mehr als einer Woche mit ihrer Mauer aus Nilschlamm fertig geworden. Wer würde sich getrauen, aus den späteren Schutthügeln noch zu diagnosticiren, welcher Zeit ein solcher Bau angehört hat?

Hr. Schliemann hatte sich auf seiner vorjährigen Winterreise in Aegypten die Aufgabe gestellt, die Reste von Thongeschirr aus Gräbern und von alten Trümmerstätten zu sammeln. Eine recht ansehnliche Zusammenstellung derselben ist von ihm unserem Museum für Völkerkunde geschenkt worden. Auch auf unserer jetzigen Reise haben wir mancherlei Scherben aufgelesen, welche von der heutigen Topfwaare erheblich verschieden sind. Ich will einige davon vorlegen, getraue mir aber nicht, ein Urtheil darüber auszusprechen, welcher Zeit dieselben zuzuschreiben sind. Nur dass will ich erklären, dass keiner von ihnen an einer Stelle aufgehoben worden ist, von der man sagen könnte, sie sei ein Atelier von Steinschlägern gewesen. Alle die vorher beschriebenen Arten von Kugel-, Halbkugel-, Klopf-, Reib- und Quetschsteinen waren reichlich in ihrer Nähe vorhanden, aber, wie ich schon ausgeführt habe, keiner von diesen musste nothwendig prähistorisch sein. Unglücklicherweise ist nicht einmal das Topfgeschirr der historischen Zeit so ins Einzelne studirt worden, dass das Charakteristische jeder einzelnen Epoche sichergestellt wäre. Die einzige Belehrung in dieser Beziehung fanden wir bei Mr. Petrie, der mir auch eine Anzahl von „Leitscherben" mitgegeben hat, aber alle diese Scherben stammen von dem grossen Gräberfelde an der Pyramide von Hawara und gehören den ersten nachchristlichen Jahrhunderten an.

Das erste grosse Scherbenfeld, das wir sahen und das den Eindruck eines prähistorischen machte, breitet sich gegenüber von Wadi Halfa am linken Nilufer aus. Wir begingen dasselbe in einer Längserstreckung von etwa 2 *km*, ohne jedoch nach der einen oder anderen Seite hin das Ende zu erreichen. Es breitet sich über ein nacktes, niedriges Felsplateau aus, welches nur am Ufer einige Vegetation trägt. In seiner nördlichen Abtheilung liegt ein, vom Wüstensande hart bedrängter und in seinen oberen Abschnitten grösstentheils zerstörter Tempel mit prächtigen colorirten Wandgemälden, aber sonst erinnert nichts an eine Bewohnung aus historischer Zeit. Erst nachträglich habe ich ersehen (S. 363), dass hier die grosse ägyptische Stadt Beheni[1]) gestanden hat. Die Thonscherben, welche wir hier sammelten, waren hauptsächlich zweierlei Art: die einen zeigten eingedrückte und eingeritzte Ornamente, und zwar im letzteren Falle hauptsächlich geometrische; die anderen waren bunt bemalt. Erstere würden wir auf europäischen oder vorderasiatischen Fundstellen ohne Schwierigkeit als prähistorische, letztere als archaische bezeichnen.

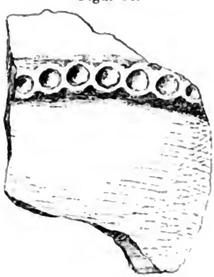
Alle diese Scherben sind nur mässig gebrannt. Auf Bruchflächen zeigen sie jene schwärzlichgraue Mittelschicht, welche uns von unseren prähistorischen Scherben so gut bekannt ist. Auch bemerkt man darin weissliche Quarzkörner oder Gesteinsgruss eingelagert. Bei der Verwitterung blättert die Masse auseinander. Die Oberfläche ist zuweilen rauh, jedoch meist geglättet, offenbar durch Ueberstreichen einer Flüssigkeit, die mit feinem, eisenhaltigem Schlamm durchsetzt war. Einzelne Stücke haben ein so glänzendes Aussehen, als wären sie mit einem Lack überzogen, — ein Eindruck, der dadurch noch verstärkt wird, dass sich die äussere rothe Schicht wie eine Haut abblättert. Die gestrichelten Scherben haben in Folge dieser Glättung eine dunkelbraune, die colorirten meist eine hellrothe oder gelbliche Farbe. Auf diese Grundfarbe sind dann gewöhnlich braunrothe oder schwärzliche, selten weisse Linien und geometrische Muster aufgesetzt. Besonders häufig fanden wir horizontale Bänder, die aus Dreiecken mit gestricheltem Grunde oder

1) Hr. H. Brugsch theilt mir mit, dass der ägyptische Name Bohôn lautete und dass die Stadt die Metropolis des VII von den 13 Nomen Nubiens war (Dict. géogr. p. 198 et 1034). Schon Thotmosis III. habe hier einen kleinen Tempel aufführen lassen (Brugsch, Gesch. Aegypt. S. 375), und da der Geograph Ptolemaeos den Namen Boōn nenne, so müsse die Stadt noch zu seinen Zeiten existirt haben.

einfach nur gekreuzten Strichen zusammengesetzt waren. Manche dieser Gefässe müssen eine beträchtliche Grösse gehabt haben: sie hatten, entsprechend ihrer Grösse, auch sehr dicke (bis zu 2 *cm*) Wandungen und zeigten eine einfache Ausführung aus freier Hand, während die feineren Stücke Zeichen der Drehscheibe erkennen liessen.

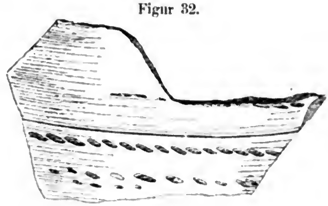
Unter den eingedrückten Ornamenten erwähne ich zuerst das Vorkommen einer sehr allgemein verbreiteten Verzierung: eine erhabene Leiste, mit einer zusammenhängenden Reihe grober Tupfen besetzt, zieht sich rings um das ganze Gefäss (Fig. 31). Daran schliesst sich ein gleichfalls bekanntes Muster, bestehend aus Reihen schräggestellter Eindrücke, deren Fläche leicht treppenförmig aussieht

Figur 31.



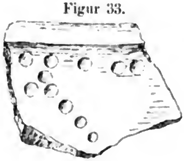
2/3

Figur 32.



1/2

Figur 33.



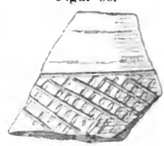
2/3

Figur 34.



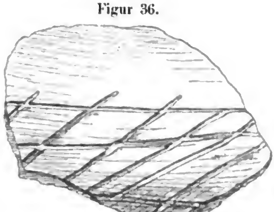
2/3

Figur 35.

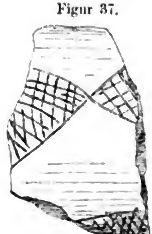


2/3

Figur 36.

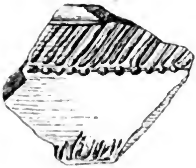


Figur 37.



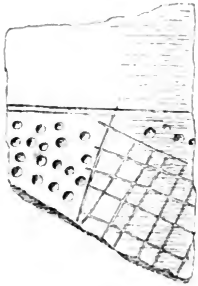
2/3

Figur 38.



$^2/_3$

Figur 39.



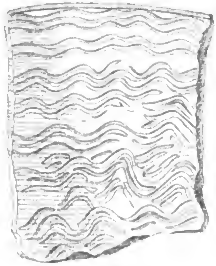
$^2/_3$

(Fig. 32). Dann folgen kleine, runde, näpfchenförmige Tupfen, in horizontalen und schrägen Reihen (Fig. 33). Weiterhin kommen die linearen Einritzungen, bald feiner, bald gröber, jedoch fast immer in schräger Durchkreuzung, häufig in horizontalen Bändern (Fig. 34—36), zuweilen in Dreiecken (Fig. 37), die Linien entweder gerade oder gebogen. Zuweilen wechseln Felder mit gekreuzten Einritzungen und solche mit eingedrückten Tupfen (Fig. 39), oder Linien von Tupfen mit Bändern aus länglichen Furchen (Fig. 38). Genug, es wiederholt sich dieselbe Reihe von Mustern, die unser prähistorisches Geschirr kennzeichnen.

Auf den Trümmerstätten späthistorischer Plätze trafen wir diese roheren Scherben seltener, dagegen die bemalten in grosser Zahl. Ich will hier in erster Linie eine alte Bergfestung in Nubien erwähnen, deren Trümmer eine hart über dem rechten Ufer des Nils, schräg über von Ballanye (Abu Simbel), gelegene Felshöhe krönen. Man nannte sie uns Schataui. Es ist die nächste Höhe stromaufwärts von dem Felsentempel Abuhauda. Auf einem Sandsteinkegel, dessen Gestein häufig einen nagelfluhähnlichen Charakter annimmt, und dessen Fuss landeinwärts von einem weiten Kranze von Schêchgräbern umgeben ist, liegen oben die Trümmer einer Festung, meist Mauern aus Schlammziegeln, aber dazwischen auch runde, sauber polirte Granitsäulen und Mauerreste aus Sandsteinquadern, welche zahlreiche Rillen und Näpfchen tragen. Zahllose Thonscherben und Knochensplitter, sogar noch erkennbare Misthaufen deuten darauf, dass die Zerstörung vor noch nicht langer Zeit erfolgt sein muss. Reich bemalte Topfscherben liegen bis tief den Berg hinab.

Noch viel bunter sieht der Boden der alten, in der Ebene gelegenen Festung El Kab in Oberägypten aus. Zwischen Tempelruinen und Trümmern von Skulpturen ist der Boden mit Schutthügeln zerfallener Häuser bedeckt. Neben zahlreichen Kugeln und grösseren Reibsteinen aus Feuerstein, Chalcedon, Porphyr, Diorit ist der Boden überall mit Scherben übersät, die offenbar der historischen Zeit angehören. Unter ihnen erwähne ich speciell ein grosses, sehr dickwandiges, rauhes, ungefärbtes Stück, das ganz mit tief eingeritzten Wellenlinien besetzt ist (Fig. 40). Ein Parallelstück dazu las ich in Theben auf, nur dass darauf zwei getrennte Doppel-Wellenlinien mit einer einfachen geraden Linie dazwischen angebracht sind. Sehr häufig waren in El Kab grosse, sehr dickwandige Scherben

Figur 40.



$^1/_2$

von Gefässen, die auf der Drehscheibe gefertigt, gut gebrannt und einfach bemalt sind. Meist ist der Grund gelblich oder roth, die darauf gezogenen breiten Streifen und Guirlanden braun oder schwarzbraun. Diese Stücke sind so salzreich, dass sie sich hier in Berlin mit dichten Efflorescenzen von Salzkrystallen überzogen haben. Von sonstigen Fundstücken erwähne ich noch eine durchbohrte Thonkugel von der Grösse einer Billardkugel, in welche Strohtheilchen reichlich eingeknetet sind; ausser dem einen, central durchgehenden Kanal ist seitlich noch ein zweiter vorhanden, der bis in den centralen Kanal durchgestossen ist. Anscheinend war es ein Spinnwirtel.

Es wird nicht nöthig sein, in weitere Einzelheiten einzugehen, um darzuthun, wie schwierig es sein würde, den Versuch zu machen, an der Hand solcher Scherben historische und prähistorische Stücke zu unterscheiden. Unsere Hoffnung, einen geeigneten Platz zu finden, wo prähistorische Funde vielleicht in einer gewissen Reinheit vorkämen, war durch Mittheilungen des Hrn. Schweinfurth auf alte „Gräber“ am südwestlichen Wüstenrande des Fayum gelenkt, in einer Gegend, die gegenwärtig von der Cultur nur ganz spärlich erreicht wird. Da wir anscheinend die ersten waren, welche hier Nachgrabungen veranstalteten, so will ich unsere Expedition kurz beschreiben. Wegen der geographischen Lage der betreffenden Stelle verweise ich auf die Karten des Fayum, welche die HHrn. Schweinfurth (Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdkunde. 1880. Bd. 15. Taf. I nach Rousseau und 1886. Bd. 21. Taf. II) und Ascherson (ebendaselbst 1885. Bd. 20. Taf. II) veröffentlicht haben.

Wir brachen am Tage vor Ostern, am 31. März, von Medinet-el-Fayum, der Hauptstadt des „Seelandes“, auf. Dr. Salem-Pascha, der Leibarzt des Khediv, welcher in der von uns zu besuchenden Gegend ein Landgut besitzt, hatte uns nicht nur freundlich dorthin eingeladen, sondern auch Pferde geschickt. Unser Weg, zunächst genau übereinstimmend mit dem von Hrn. Ascherson auf seiner Reise nach der kleinen Oase eingeschlagenen und auf dessen Karte verzeichneten, führte durch eine sehr fruchtbare, von zahlreichen Ausflüssen des Bahr Yusuf durchzogene und mit Dörfern stark besetzte Ebene. Es war ein herrlicher Morgen, der die fernen Berglinien am Horizont und die mächtige Pyramide von Hawara in voller Schärfe hervortreten liess. Wir ritten dann an der langen Mauer, welche als Grenze des Möris-Sees angesehen worden ist, bis zum Anfange der Wüste, wo die Höhe des Abu Nur eine weite Aussicht über die ganze westliche Landschaft gestattete und in der Ferne die Abadie Salem Pascha sichtbar wurde. Von hier an begann ein sonderbares Durcheinander von Wüste und dazwischen eingeschobenem Fruchtland, welches nach Westen und Norden allmählich in die zusammenhängende Wüste übergeht. Es war inzwischen recht warm geworden und wir sahen anhaltend in nördlicher Richtung Wasserspiegelung (mirage), so dass es mir schien, als näherten wir uns dem Westende des Birket-el-Qurun. Die Lufttemperatur, welche auf der Höhe des Abu Nur noch 27° C. betragen hatte, stieg allmählich auf 32°. Der Wüstenboden, der sich nach Westen zu schwach senkte, bestand durchweg aus hartem, nacktem Gestein aus Nummulithenkalk, auf welchem jedoch noch Wege erkennbar waren. Nach einiger Zeit verliessen wir den Weg

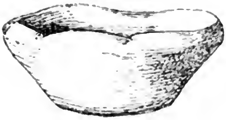
nach Gharaq (Rharaq) und wendeten uns nördlich der von Hrn. Schweinfurth (Zeitschr. d. Ges. f. Erdk. 1886. Bd. 21. S. 105) vortrefflich beschriebenen „Gräberstätte" Medinet-madi zu. Schon eine längere Strecke vor derselben stiessen wir auf kegel- oder pyramidenförmige Erhöhungen, deren Oberfläche ganz mit Topfscherben bedeckt war. Je weiter wir vordrangen, um so zahlreicher wurden diese offenbar künstlichen Hügel, namentlich auf den niedrigen Rücken, welche die sonst fast ganz ebene Fläche strichweise durchzogen. Auch der Wüstenboden zeigte zahlreiche Topfscherben. Hier und da schlossen sich an die Hügel Reste von Lehmmauern an; bald stiessen wir auch auf einzelne viereckige Räume, welche mit grossen behauenen, meist rechteckigen, zuweilen auch dreieckigen Steinen aus Nummulithenkalk umsetzt waren, allem Anschein nach die Reste früherer Gebäude. Skulpturstücke bemerkte ich nicht, wohl aber steinerne Rinnen oder Tröge mit ausgerundeter Höhlung, einzeln oder auch zu mehreren neben einander. Endlich nach 6stündigem Ritt erreichten wir wieder bebautes Land, welches aus dem Bahr-el-Gharaq, einem der vielen Ausflusskanäle des Bahr Yusuf, bewässert wird. Alle die vielen, kleinen Rinnsale, in welche sich der Kanal auflöst, verschwinden hier schliesslich in der Wüste, indem sie schmale, vom Wüstenboden unterbrochene Fortsätze des Ackerlandes befruchten. Gerade da, wo sie aufhören, auf dem gegen Nordosten zu einem mässigen Höhenrücken anschwellenden Wüstenboden sind die „Gräber" in grösserer Anzahl, bald mehr reihen-, bald gruppenweise, angehäuft.

Es war in der That ein höchst überraschender Anblick. Manche der Hügel erinnerten fast an die sardinischen Nurhaghe, indem auf einer kegelförmigen Aufschüttung ein niedriger, jedoch aus mehreren Absätzen bestehender runder, thurmartiger Aufbau aus gehauenen Steinen sich erhob. Andere machten mehr den Eindruck gewöhnlicher Kegelgräber. Nirgends jedoch waren Zeichen megalithischer Bauten wahrzunehmen. Dagegen konnten wir uns dem Eindruck nicht entziehen, den der erste Besucher des Platzes, Martin (1801), und später Lepsius empfangen hatten, dass es sich um eine Nekropole handle. Nach einer eingehenden Musterung brachen wir wieder auf, passirten ein Zeltlager nomadisirender Araber und erreichten gegen Abend die Abadie Salem Pascha, nahezu die letzte Station in der Richtung auf das in letzter Zeit so viel discutirte Depressionsgebiet des Rajân.

Am nächsten Morgen, dem Ostersonntag, kehrten wir mit Arbeitern des Gutes auf die Stelle zurück und begannen alsbald die Ausgrabung. Ich selbst wählte einen kleineren, aber scheinbar ganz unversehrten Kegel, dessen Basis einen Durchmesser von etwa 5,5 *m* hatte und dessen Höhe über dem Boden 0,8 *m* betrug. Seine mit Scherben belegte Oberfläche war ziemlich eben und ringsum mit einem Kranze rechteckig behauener Steine besetzt, welche in der Art bearbeitet waren, dass ihre inneren Seiten etwas schmaler, die äusseren breiter waren. Der Durchmesser eines solchen Steines von aussen nach innen betrug 0,52 *m*, der der Fläche innerhalb des Steinkranzes 1,34 *m*. Unter dem ersten Steinringe folgte ein etwas weiter nach aussen vorgeschobener zweiter und unter diesem ein dritter. Dann kam schräg angeschüttete Erde, welche noch um 1,56 *m* über den Aussenrand des dritten Ringes hervortrat. Beim Eingraben zeigte sich, dass eine sehr harte, schwärzliche Schicht von Nilschlamm bis zu 1,4 *m* in die Tiefe reichte; darauf folgte eine Lage von recht festem, gelblichem Sand von geringer Dicke und endlich loser, weissgelblicher Wüstensand. In die obere thonige Schicht war eine sehr grosse Menge von Topfscherben eingestreut, welche grösstentheils schon zerbrochen sein mussten, als sie in die Erde gelangten. Die meisten hatten zu grossen, dickwandi-

gen Gefässen gehört; sie waren, ebenso wie ein Paar Bruchstücke von Mauersteinen, roth gebrannt, jedoch nicht sehr stark, denn sie brachen leicht und die Bruchflächen waren stellenweis im Innern noch schwärzlich. Nur zwei kleinere Gefässe waren erhalten: ein ganz kleines Näpfchen mit flachem, eingedrücktem Boden und sehr unregelmässigem Rande (Fig. 41) und eine niedrige Schale mit

Figur 41.



1/1

Figur 42.



2/3

zugeschrägtem Boden, ziemlich geraden Seitenwänden und leicht eingebogenem Rande (Fig. 42). Auch einzelne konische, sehr starke Füsse und engere Halsstücke kamen zu Tage. Die meisten Scherben waren glatt und einfarbig, nur wenige zeigten vortretende Reifen. Ausser den Thonsachen fand ich einen geschlagenen Feuerstein (Fig. 43), einen Glassplitter und eine kleine dicke Kupfermünze von 8 *mm* Durchmesser, deren Gepräge aber ganz unkenntlich geworden war. Von Knochen wurde keine Spur herausbefördert, obwohl die Erde sorgfältig durchsucht wurde, dagegen stiessen unsere Arbeiter in der Tiefe auf den Gang eines mächtigen Psammosaurus, der ohne jede Verletzung herausbefördert wurde und den ich wohlbehalten nach Berlin gebracht habe. Er lebt noch jetzt im Aquarium.

Figur 43.



2/3

Hr. Schliemann hatte inzwischen einen der grössten Kegel in Angriff genommen und eine ganz ähnliche Einrichtung gefunden. Nichts in dem Innern erinnerte an ein Grab. Auch eine Reihe anderer Kegel, die ihrer Grösse wegen nicht ganz abgeräumt werden konnten, wurden resultatlos durchgraben. Unter den Steinkränzen lag gewöhnlich eine hohe Schicht von Nilschlamm, indess fehlte diese bei ein-

Figur 44.



Figur 45.



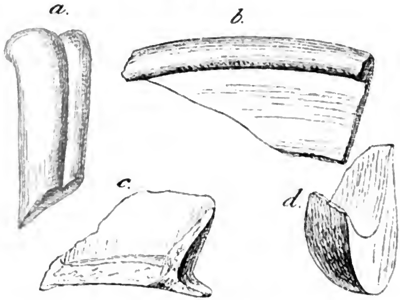
1/2 der natürlichen Grösse.

zelnen. So öffnete Hr. Schliemann auf der Höhe einen ganz kleinen Hügel und fand in dem Sandboden doppelhenklige Gefässe und eine lange, mächtige Röhre aus gebranntem Thon. Auf einer grösseren Zahl der Kegel lagen, wie schon am Tage vorher bemerkt war, mächtige Rinnen aus gehauenem Stein. Von den Thonscherben will ich noch ein grösseres Henkelstück (Fig. 44) erwähnen, das dicht unter dem Rande angesetzt war, ferner den konischen Fuss eines Hohlgefässes (Amphora?), dessen Inneres eine ziemlich rohe Ausführung zeigt (Fig. 45*b*).

Diese Untersuchung, welche uns fast den ganzen Tag beschäftigte und welche auf dem gänzlich schattenlosen Felsboden bei 29° C. selbst unsere Arbeiter stark erschöpfte, zerstörte den Glauben an die Gräbernatur unserer Kegel trotz langen Widerstrebens gänzlich. Statt dessen entwickelte sich, anfangs sehr schüchtern, später immer kräftiger der Gedanke, dass die Kegel etwas mit der Wasserbeschaffung zu thun gehabt haben möchten. Die steinernen Rinnen, welche in so grosser Zahl vorhanden waren und welche gerade auf der Höhe der Kegel, einmal zu 2, lagen, sowie die grosse Thonröhre, welche in dem einen Hügel ausgegraben wurde, legten die Frage nahe, ob sie nicht möglicherweise zu einer alten Wasserleitung gehört haben möchten. Liess sich doch auch die Form der Hügel einigermaassen anschliessen an die Form der sogenannten Schakiyen, der Wasserpumpen, welche in allen Theilen Aegyptens auf den vom Nil entfernteren Ackerflächen zur Bewässerung gebraucht werden.

Für so grosse und zahlreiche Anlagen gehört sich auch eine grössere, sesshafte Bevölkerung. Hr. Schweinfurth (Zeitschr. der Ges. f. Erdk. Bd. 21. S. 105) war der Ansicht, dass die hiesige Ansiedelung, da sich Rohziegel und Mauerreste nur spärlich vorfanden, nur Zelte und Strohhütten aufgewiesen habe. Es erklärt sich diese Auffassung aus dem Umstande, dass er mehr den nördlichen Theil der „Stadt“ (Medine) begangen hatte. Als ich mit Hrn. Schliemann von der sogenannten Nekropole nach Osten den Bergabhang heranstieg, von dem sich eine weite Aussicht gegen den Birket-el-Qurun und die libyschen Berge hinter demselben eröffnete, fanden wir die Mauerreste einer grossen städtischen Ansiedelung, welche sich weithin bis gegen den von uns am Tage vorher verfolgten Weg erstreckten. Freilich fehlten auch hier Rohziegel fast gänzlich, aber man konnte in langen Linien die Fundamente von Häusern verfolgen, welche durchweg aus behauenen oder gebrochenen Steinen errichtet waren. An einer Stelle trafen wir noch aufrecht stehende grosse Platten, sonst lagen die Steine in regelmässigen Reihen, indem sie viereckige, innen durch Querwände geschiedene Fundamente von Wänden bildeten. Auch waren noch grosse, zum Theil gewundene Umfassungsmauern, offenbar von früheren Höfen und Gärten, vorhanden. Innerhalb dieses Gebietes lagen zerstreut zahlreiche Ueberbleibsel früherer Bewohnung. Eine zweite, etwas grössere Kupfermünze, 18 *mm* im Durchmesser, sehr dick und mit abgeschrägten Rändern, leider auch ohne Gepräge, wurde auf dem Boden gefunden. Glasstücke kamen sehr zahlreich vor (Fig. 46). Es war meist gelbgrünes, olivenfarbenes oder noch mehr gelbes, durchscheinendes Glas. Nur einmal fand ich einen Doppelhenkel aus schwarzgrünem undurchsichtigem Glase (Fig. 46*a*). Andere Glasscherben, deren Ränder der Flugsand abgeschliffen hatte, stellten Rand- und Bodenstücke von Schalen dar (Fig. 46*b* und *c*); ein sehr dickes Stück (Fig. 46*d*) muss den Boden einer Phiole gebildet haben. Viereckige Trachytplatten mit sauber eingeschnittenen Längsrillen fanden sich mehrmals. Thonscherben von sehr verschiedenartiger Beschaffenheit lagen umher: eine gerippte Schale von fast weissem Aussehen, sehr brüchig, eine andere mit dachziegelartig gestellten Quer-

Figur 46.



Natürliche Grösse.

Figur 47.



²/₃

rippen, solide und hohle Füsse, enge Hälse mit Henkelansätzen, eine Thonplatte mit einer grösseren runden Oeffnung, — Alles gelbroth, sehr leicht und meist sehr dick. Besonders auffällig war mir ein kleines, schalenförmiges Stück (Fig. 47), das aus einem rundlichen Thonfaden spiralig gewickelt war und wie gefrittet aussah. Auch ein doppelt zugespitzter Splitter aus einem starken Röhrenknochen hatte ein ganz fossiles, dichtes Aussehen angenommen.

Es wird sich demnach nicht bezweifeln lassen, dass hier eine grössere Stadt gestanden hat, welche frühestens in der Ptolemäer-Zeit gegründet sein dürfte. Münzen sind in Aegypten bekanntlich vor dieser Zeit nicht im Gebrauch gewesen. Die zahlreichen und gut ausgeführten Glasarbeiten, die Beschaffenheit und die grosse Mannichfaltigkeit der Thongeräthe, der Aufbau der Häuser aus Quadern zeugen dafür, dass griechische und römische Cultur vorherrschend gewesen ist. Herr Schweinfurth war schon früher zu dem Schlusse gekommen, dass auf der höchsten Hügelkuppe eine weite Scherbenstätte aus griechisch-römischer Zeit liege; nur waren ihm die weiter entfernten Hausfundamente entgangen. Möglicherweise lässt sich unsere Stadt genauer bezeichnen. Hr. Dümichen (Geschichte des alten Aegyptens. Berlin 1878. S. 234) meint, dass das weiter nördlich gelegene Qasr-Qurun „aller Wahrscheinlichkeit nach der Platz sei, an welchem einst die von Ptolemaeos in ihrer Lage nicht ganz genau angegebene Stadt Dionysias gestanden, welche auch in der Notitia dignit. erwähnt wird, und zwar als ein abgesonderter, zwischen dem Möris-See und der kleinen Oase angelegter römischer Wachtposten mit der Ala Quinta Praelectorum als Garnison.“ Nach unseren Ermittelungen dürfte Medinet-madi mit höherem Rechte als die Ruinenstätte von Dionysias anzusehen sein. Wenn man erwägt, dass der Karawanenweg vom Fayum nach der kleinen Oase von Gharaq ausgeht, so erscheint die Lage von Medinet-madi wie ausgesucht für eine fortifikatorische Anlage gegen die Einfälle der Wüstenstämme. Die alte Stadt muss wohl auch eine Nekropole gehabt haben, aber der Ort derselben ist erst aufzufinden.

Mit dem Ausscheiden von Medinet-madi aus der Reihe der prähistorischen Plätze muss vor der Hand wohl der Gedanke aufgegeben werden, dass Gräber besonderer Art in Aegypten vorhanden sind, welche einen Anschluss an die megalithischen und Kegelgräber Libyens und Mauretaniens anzeigen. Damit ist jedoch

die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass unter den gewaltigen Schuttbergen, welche die Hauptstädte des alten Reiches, Memphis und Thinis (Abydos), noch jetzt bedecken, prähistorische Plätze und Gräber verborgen liegen. Das „kupferne Messer", welches Hekekyan-Bey unter dem Koloss des Ramses aus 39 Fuss Tiefe herausbeförderte, ist freilich kein genügender Anhalt für eine solche Annahme. Erdaufwürfe von dieser Höhe sind in der Nähe altägyptischer Städte keine Seltenheit. Ueberdies ist es mehr als wahrscheinlich, dass in der Zeit von beiläufig 3 Jahrtausenden, welche zwischen Mena und Ramses II. verflossen sind, die ursprüngliche Aufschüttung um ein Namhaftes erhöht worden war. Sicherlich ist es kein unberechtigter Gedanke, dass schon vor Mena eine ältere Cultur bestanden haben muss, von der irgend welche andere Hinterlassenschaft zurückgeblieben sein könnte, als die Steingeräthe, welche bis jetzt bekannt geworden sind. Gerade der Umstand, dass derartige Geräthe noch in Gräbern der historischen Zeit, und zwar bis zur V. Dynastie rückwärts, aufgefunden worden sind, spricht dafür, dass ein Zusammenhang zwischen der historischen und der vorhistorischen Cultur bestanden hat.

Vorläufig bleiben uns für die Reconstruction dieses Zusammenhanges nur wenige und mehr indirekte Anknüpfungen. Die eine derselben könnte durch die Sprache geboten sein. Hr. Dümichen (Verh. 1871, S. 66) hat den Versuch gemacht, eine prähistorische Reminiscenz aufzufinden in dem altägyptischen Worte ba = Stein, welches in den Inschriften determinirt wird bald durch einen die Erde auflockernden Stein, bald durch ein Messer, welches den vorher von mir besprochenen gestielten Haumessern ähnlich ist. Er schliesst daraus, dass Steinhacken und Steinmesser im Gebrauche waren noch in der Zeit, als die Hieroglyphenschrift gebildet wurde.

Andererseits darf man wohl zurückgehen auf Trachten und Geräthe, die aus prähistorischer Zeit sich erhalten haben. „Noch heute können wir es dem Ornat der Pharaonen ansehen, dass er aus einer Zeit stammt, in der die Aegypter nur mit einem Gürtel, wie die Neger, bekleidet waren, wo es also schon als eine besondere Auszeichnung galt, wenn der König diesen Gürtel vorn mit einem Stück Fell oder Matte vervollständigte und hinten mit einem Löwenschwanze schmückte" (Erman, Aegypten I. S. 87). Das Gleiche dürfte aber auch von einem der vorzüglichsten Zeichen der königlichen Würde, von dem Scepter, gelten. Dasselbe erscheint in doppelter Form, als ein kurzer Krummstab und als ein langer Hakenstock, der, in der Hand gehalten, vom Boden bis über die Schulter hinausreichte. Der letztere ist offenbar ein Hirtenstab, dessen Haken häufig die Form eines Thierkopfes, und zwar sehr bezeichnender Weise die eines Hundes zeigt. Wilkinson (III. p. 198, 352) bemerkte schon, dass ein ähnlicher Stab von den ägyptischen Bauern gebraucht zu sein scheine und dass noch heutigen Tages die Araber den Mághin, mit dem sie den herabgefallenen Zügel ihrer Dromedare auflangen, in gleicher Form herstellen. Als ich auf meiner Rückreise mit Hrn. und Frau Schliemann den Peloponnes in verschiedenen Richtungen durchkreuzte, sah ich mit Vergnügen solche Hakenstöcke in den Händen aller dortigen Hirten. Ein derartiges Exemplar (Fig. 48) habe ich von Epidauros mitgebracht. Der Haken wird aus dem Wurzelstock junger Eichen hergestellt und auf den Stab aufgesetzt; seiner Haltbarkeit wegen

Figur 48.



$^1/_3$

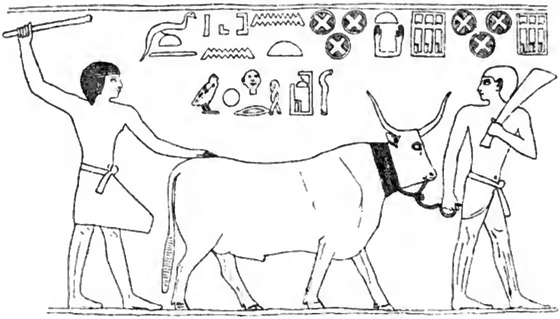
ist er sehr geschätzt. Uebrigens höre ich, dass auch bei uns, namentlich bei Viehhändlern, derartige Stäbe noch im Gebrauch sind, nur dass die Haken aus Eisen gemacht werden. Der kurze Krummstab bestand nur aus einem am Ende gebogenen Stabe; sein Endstück gleicht dem noch jetzt von den Bischöfen der katholischen Kirche, den „Hirten“ der Völker, getragenen Krummstabe. Daraus dürfte folgen, dass auch das ägyptische Scepter, das schon in ältester Zeit in dieser Form dargestellt wird, aus einer Zeit stammt, da die Stammeshäuptlinge selbst noch Hirten waren. Hr. Eduard Meyer (Gesch. des alten Aegyptens. S. 25) bemerkt freilich: „Für einen Wanderstamm, der weite Grasflächen für sein Vieh und ausgedehnte Jagdgründe brauchte, war hier kein Platz; auf Schritt und Tritt traten ihm Hindernisse entgegen.“ Wäre dies sicher, so würde daraus folgen, dass die Urägypter aus einer Gegend eingewandert sind, wo die Bedingungen eines Hirtenlebens gegeben waren und wo sich gewisse Gebräuche schon befestigt hatten. Indess lässt sich doch vielleicht die Voraussetzung bezweifeln, dass das vorhistorische Aegypten keine Grasflächen für Vieh dargeboten habe. An Jagdgründen fehlte es sicherlich nicht.

An die Scepter schliesst sich die Hauptwaffe, die wir auf den Tempelwänden in der Hand der Könige erblicken: die höchst eigenthümliche Streitaxt, mit welcher der König die Gefangenen tödtet und auf die Feinde einhaut. Wilkinson (I. p. 216. No. 49. Pole-axes) weiss nur ein Beispiel anzuführen, von E'Siut, wo gemeine Soldaten eine solche Waffe tragen (ibid. p. 202. No. 29); sonst sei sie nur in der Hand des Königs und der Offiziere. Diese Axt hat die grösste Aehnlichkeit mit einer Steinwaffe; ich kann nicht umhin darauf hinzuweisen, dass gerade die „gestielten Haumesser“ aus Feuerstein, die Passalacqua gefunden hat (S. 367), in hohem Maasse damit übereinstimmen. In der metallischen Zeit, als die Klinge der Axt aus Bronze gemacht wurde, fügte man an die Basis des Haumessers noch eine schwere Kugel, offenbar um die Gewalt des Schlages zu verstärken, aber auch diese Kugel erinnert an die steinernen Keulen, wie sie noch jetzt in Südafrika, auf Holzstäbe aufgesetzt, als Waffen gebräuchlich sind.

Diese Analogien liessen sich noch durch andere Beispiele vermehren; es mag genügen, darauf hinzuweisen, dass Pfeilspitzen aus Feuerstein noch in historischer Zeit verwendet wurden und zwar vorzugsweise zur Jagd (S. 369). Es muss also eine Zeit gegeben haben, wo Nomaden das Land durchstreiften und ein sesshaftes Leben im Sinne der historischen Zeit noch nicht ausgebildet war. Daraus würde sich, wenigstens zum Theil, erklären, dass an den Stellen der Steinfabrikation eigentlich nichts von anderen Gegenständen angetroffen wird. Selbst das Hirtenleben mag in dieser fernen Zeit überhaupt noch nicht ausgebildet gewesen sein. Zur Aufklärung der damaligen Verhältnisse würde es erforderlich sein, die Geschichte der Thiere und der Pflanzen mit besonderer Rücksicht auf die Frage ihrer Indigenität und ihres Importes einer genaueren Erörterung zu unterziehen, — eine höchst schwierige Aufgabe, zu deren Lösung in den letzten Jahren sehr dankenswerthe Arbeiten unternommen sind, ohne dass bis jetzt ein genügender Abschluss gewonnen wäre. Ob z. B. die Dattelpalme ein afrikanischer oder ursprünglich ein asiatischer Baum war, bleibt noch immer festzustellen, und selbst die so nahe liegende Frage, ob die Katze aus einer wilden afrikanischen Art zuerst in Aegypten domesticirt ist, konnte wegen der geringen Theilnahme, welche die Localuntersucher den thierischen Ueberresten widmen, nicht mit Sicherheit beantwortet werden. Als wir die neuen Ausgrabungen des Hrn. Naville in Bubastis (Delta) besuchten, fand ich eine grössere Fläche ganz mit Katzenknochen bedeckt, denn hier war einst ein heiliger Katzenkirchhof, zu dem weither die Leichen der

Katzen gesendet wurden. Aber ich konnte nicht einen einzigen brauchbaren Schädel entdecken. Selbst die Abstammung der alten Rinderrasse ist nicht ohne Schwierigkeit. Man mag eine gewisse Annäherung an das indische Rind zugestehen, aber schon in alten Abbildungen erscheint das Rind ohne deutlichen Buckel (Fig. 49).

Figur 49.



Apis von einer Tempelwand in Abydos.

Immerhin will ich nicht anstehen, meine Meinung dahin auszusprechen, dass die Mehrzahl der altägyptischen Hausthiere und Nutzpflanzen asiatischen Ursprunges, also durch die altägyptische Culturrasse eingeführt ist. Ist dies richtig, so würde daraus auch folgen, dass diese Rasse selbst eingewandert ist und zwar schon in vorhistorischer Zeit. Denn Viehzucht und Ackerbau sind schon im Beginn des alten Reiches in einer solchen Vollendung vorhanden, dass sie eine lange, locale Entwickelung und Anpassung voraussetzen.

(25) Eingegangene Schriften.

1. Jahresbericht d. Lese- u. Redehalle d. deutschen Studenten in Prag f. d. Jahr 1887. Prag 1888. Austausch.
2. Sammlung von Vorträgen, gehalten im Mannheimer Alterthumsverein. II. Serie. Mannheim 1888. Austausch.
3. Schweizerisches Nationalmuseum. Eingabe der Bernischen Behörden an den hohen Bundesrath. Bern 1888. Gesch. d. Hrn. von Fellenberg.
4. Graffenried et Stürler, Architecture Suisse ou choix de maisons rustiques des Alpes du Canton de Berne 1844. Gesch. d. Hrn. v. Fellenberg.
5. Neumayer, Dr. G., Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen. Berlin 1875. Gesch. d. Hrn. R. Virchow.
6. Koganei, Prof. Dr., Ueber vier Koreaner-Schädel. Separatabdruck aus den Mittheilungen der Kaiserlich-Japanischen Universität, Tokio. Gesch. des Verf.
7. Leudesdorf, Dr. Max, Nachrichten über die Gesundheitszustände in verschiedenen Hafenplätzen. Auf Veranlassung der Deputation für Handel und Schifffahrt zusammengestellt. Hamburg. Heft 5 und 6 (ohne Jahr.), Heft 7—11. 1874—77.

8. Altschul, Dr. Adolf, Statistischer Sanitätsbericht Sr. Majestät Kriegsmarine für das Jahr 1871. Wien 1883.
9. Derselbe für das Jahr 1872. Wien 1874.
10. Statistischer Sanitätsbericht über die Kaiserlich Deutsche Marine für den Zeitraum vom 1. Juli 1873 bis 31. März 1874.
11. Derselbe vom 1. April 1874 bis 1. April 1875.
12. Derselbe vom 1. April 1876 bis 31. März 1877.
13. Statistische Uebersicht der bei der Kaiserlichen Marine im ersten Halbjahr 1873 vorgekommenen Krankheits-, Unbrauchbarkeits-, Invaliditäts- und Sterblichkeits-Verhältnisse.
    Nr. 7—13 Gesch. d. Hrn. Virchow.
14. Pigorini, Luigi, Scavi archeologici nel Territorio di Sibari. Roma 1888. Gesch. d. Verf.
15. X. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Metz für 1887—1888. Metz 1888.
16. Oppert, Gustav, On the original inhabitants of Bharatavarsa or India. Madras, London 1888. Gesch. d. Verf.
17. Schomburgk, R., Report on the progress and condition of the Botanic Garden during the year 1886. Adelaide 1887. Gesch. d. Verf.

Sitzung vom 20. October 1888.

Stellvertretender Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Der Vorsitzende Hr. Reiss, welcher von Rückfällen seines Augenleidens heimgesucht ist, gedenkt den Winter in Aegypten zuzubringen.

Der stellvertretende Vorsitzende wünscht ihm Namens der Gesellschaft glückliche Reise und gesunde Heimkehr.

Derselbe begrüsst die als Gäste in der Sitzung anwesenden

Hrn. Director Netto aus Rio de Janeiro.
„ Dr. Albarracin aus Chile.
„ Dr. Gonzales aus Chile.
„ Dr. Carlo Malbran aus Chile.
„ Nagel aus Deggendorf.
„ Dr. Kolbe, Berlin.
„ Dr. Strasser aus Interlaken.

(2) Als neue Mitglieder werden angemeldet:

Hr. Verlagsbuchhändler Ulrich Schwetschke, Halle a. S.
„ Havelock Ellis, Redhill, Surrey, England.
„ Hauptmann F. Rudorff, Danzig.
„ Heinrich Seebes, Berlin.
„ Regierungs- und Verwaltungsrath Müller, Berlin.
„ Apotheker Josef Schedel, Yokohama, Japan.
„ Dr. G. Kalischer, pract. Arzt, Berlin.
„ Geh. Sanitätsrath Dr. Abraham, Berlin.
„ Wilhelm von den Steinen, Düsseldorf.
„ Dr. Tōitziró Nakáhama, Tokio.

Durch den Tod hat die Gesellschaft eines ihrer treuesten Mitglieder, den allgemein beklagten Stadtrath Alexander Wolff, verloren.

(3) Das Ehrenmitglied Hr. W. Schott hat von Misdroy (4. August d. J.) folgendes Dankschreiben eingesendet:

„Zu meiner angenehmsten Ueberraschung erhielt ich gestern Ihren Glückwunsch, der mir in seiner veredelten mittelalterlichen Kunstform schon das Auge erfreut. Dieser Glückwunsch fordert um so mehr meinen innigen Dank auf, je weniger ich ihn zu verdienen glaube, da mein sehr hohes Alter, verbunden mit zunehmender Schwäche des Gehörs, mir den Besuch der lehrreichen Sitzungen nur ausnahmsweise gestattet.

„Empfangen Sie indess meine Versicherung, dass ich den mir freundlichst zugestellten oder mitgetheilten Forschungen Ihrer Gesellschaft, so lang ich es vermag, die verdiente Aufmerksamkeit zuwenden werde.“

(4) Der Direktor des grossherz. oldenburgischen Museums, Oberkammerherr v. Alten, schreibt aus Ricklingen, 11. October, in Erwiderung der ihm Seitens des Vorstandes übermittelten Glückwunschurkunde zu seinem 50jährigen Dienstjubiläum:

„Die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte hat mich durch den Ausdruck ihrer innigsten Glückwünsche zu meinem Dienstjubiläum hoch geehrt und beglückt; es ist mein Stolz, dass Sie, hochgeehrte Herren, meiner noch gedacht. Meinen Dank, meinen wärmsten Dank bitte ich Sie, hochgeehrte Herren, freundlichst entgegennehmen zu wollen.

„Mögen Sie Alle überzeugt sein, dass, wenn in den letzten Jahren meine Gesundheit mir nur selten gestattete, mich meinen Wünschen in Förderung unserer Forschungen anhaltend hinzugeben, ich nun Grund habe, zu hoffen, mich von Neuem, mit dem Eifer, dessen Sie so gütig gedenken, ihnen hingeben zu dürfen."

(5) Das Ehrenmitglied Hr. Schliemann hat in einem an Hrn. Virchow gerichteten Briefe d. d. Heidelberg, 19. October, sein Bedauern darüber ausgedrückt, dass der Gesundheitszustand seiner Frau gegenwärtig die beabsichtigte Reise nach Berlin verhindere. Er hofft jedoch im nächsten Frühjahr auf längere Zeit hierherkommen zu können. —

Hr. Virchow giebt dem allgemeinen Bedauern Ausdruck und theilt zugleich aus einem Briefe des Douanendirektors Herrn A. Schmidt d. d. Alexandrien, 7. October, mit, dass Brugsch-Bey daselbst eingetroffen sei, um einen bei Sidi Gabr gefundenen Sarkophag auszugraben, von dem man hoffe, er werde die wirklichen Reste Alexanders des Grossen enthalten. —

Hr. Virchow bemerkt dazu, dass allem Anschein nach dieser Sarkophag in der Gegend liegen müsse, wo Hr. Schliemann das Grab Alexanders suchte. Letzterer sei nur durch die Nähe einer Moschee, zu welcher der Platz gehört, an einer Verfolgung seiner Arbeit gehindert worden. Der von Hamdi-Bey in Sidon erworbene Sarkophag, der nach allen Nachrichten ein ungemein werthvolles Stück darstelle, könne nach der Meinung des Hrn. Schliemann mit der Leiche Alexanders nichts zu thun haben.

Hr. Schmidt meldet zugleich, dass der Nil in diesem Jahre seine Normalhöhe nicht erreicht habe, so dass wohl gegen 30 000 Feddân Land trocken geblieben seien, — ein harter Schlag für die ohnehin so arme Bevölkerung der südlichen Provinzen.

(6) Am 5. Juli ist in Stuttgart der frühere Oberlandesgerichtsrath K. I. v. Föhr, 68 Jahre alt, gestorben. Mit besonderem Interesse widmete er sich schon während seiner activen Dienstzeit, noch mehr in der ihm beschiedenen 2jährigen Musse der Erforschung germanischer Alterthümer. Ganz auf eigene Kosten unternahm er so in der Nähe und Ferne, besonders auf der Alb und in Oberschwaben, eine Reihe von Nachgrabungen und vereinigte allmählich die aufgefundenen Culturreste zu einer zahlreichen, in ihrer Art einzig dastehenden Sammlung, die er noch kurz vor seinem Tode in uneigennützigster Weise dem Staat gegen den einfachen Ersatz seiner Baarauslagen überliess.

(7) Aus Reggio nell'Emilia ist unter dem 6. eine Einladung an die Gesellschaft Seitens der Municipien von Reggio und von Scandiano, unterzeichnet von den Sindaci C. Morandi und G. Bertolani, zur Theilnahme an einer zu Ehren

von Lazz. Spallanzani und Gaet. Chierici am 21. d. M. stattfindenden Feier ergangen. Es wird zuerst in Scandiano ein Monument Spallanzani's enthüllt, sodann in Reggio die berühmte Sammlung desselben in neuer Aufstellung, sowie das nach Chierici benannte Museo civico di Paletnologia e Storia Patria eröffnet werden.

Die Gesellschaft beschliesst bei der Kürze der Zeit ein Beglückwünschungs-Telegramm an den Sindaco von Reggio zu richten.

(8) Zu Görlitz hat sich am 4. eine neue Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Ober-Lausitz gebildet, welche schon 50 Mitglieder zählt. Der Vorstand besteht aus dem Leiter des Kahlbaumschen Pädagogiums Hrn. Feyerabend, Sanitätsrath Dr. Kleefeld, Dr. Zernik, Oberlehrer Dr. Winkler und Rechtsanwalt Steinke.

Der Vorsitzende begrüsst die neue Gesellschaft herzlich und spricht die Hoffnung aus, dass sie in gleicher Weise fruchtbar wirken werde, wie die niederlausitzer Gesellschaft.

(9) Das Programm des II. internationalen Congresses für Criminalanthropologie, welcher vom 1.—8. August 1889 zu Paris tagen wird, ist eingegangen. Das Ehrenpräsidium führt Hr. Brouardel, das Präsidium besteht aus den HHrn. Roussel, Lacassagne und Motet, Generalsekretär Magitot.

(10) Die Society of Antiquaries of Scotland zeigt an, dass in der Zeit vom 10.—31. October in Edinburgh sechs Vorlesungen (Rhind lectures in archaeology) über europäische Seebauten gehalten werden. Die vierte Vorlesung ist für die Pfahlbauten am Niederrhein und in Norddeutschland bestimmt. Mr. Robert Munro, der bekannte Verfasser der Ancient Scottish Lake Dwellings, wird die Vorlesungen halten.

(11) Die diesjährige Generalversammlung der deutschen Anthropologen hat programmmässig vom 3.—9. August in Bonn stattgefunden. Der Bericht darüber wird den Mitgliedern demnächst in dem Correspondenzblatt zugehen.

Der nächstjährige Congress wird, einer sehr freundlichen Einladung der Wiener anthropologischen Gesellschaft entsprechend, in Wien abgehalten werden.

(12) Der VII. internationale Amerikanistencongress ist vom 2. bis 6. October in Berlin abgehalten worden. Da unsere Mitglieder zahlreich daran theilgenommen haben, so genügt es, an dieser Stelle den hervorragenden Fremden, welche den Congress besucht haben, sowie den Königlichen und städtischen Behörden unseren herzlichen Dank auszusprechen für die Bethätigung ihres grossen Interesses.

Hr. Virchow zeigt die bisher fertiggestellten Tafeln seines Atlas der amerikanischen Craniologie (Crania ethnica Americana), welche dem Congress vorgelegt worden sind.

Hr. Seler zeigt Schriften, meist sprachlichen Inhalts, welche Dr. Peñafiel, Direktor des statistischen Bureaus in Mexiko, für den Amerikanistencongress eingesendet hatte.

(13) Hr. F. Kurtz berichtet in einem Schreiben aus Cordoba in Argentinien, 11. September, über die Bibliothek der dortigen Universität.

(14) Hr. F. Boas in New-York übersendet ein Manuskript über

Sagen der Eskimos von Baffin-Land.

Der Bericht über die ethnologischen Ergebnisse meiner Reise nach Baffin-Land bildet den letzten Theil des sechsten Jahresberichtes des Direktors des „Bureau of Ethnology“ in Washington. In demselben sind die von mir gesammelten Sagen enthalten. Da der Herausgeber des Berichtes indessen einige obscöne Stellen, als dem Charakter der Jahresberichte nicht angemessen, ausmerzte, so gebe ich die betreffenden Sagen hier vollständig wieder.

1. Ititaujang (= der Afterähnliche).

Es war einmal ein junger Mann, Namens Ititaujang. Derselbe war ein guter Jäger und beschloss zu heirathen. In einer Hütte des Dorfes wohnte eine Waise und um diese warb er. Er war aber schüchtern und fürchtete sich, selbst zu dem Mädchen zu reden. Daher rief er ihren jüngeren Bruder, welcher vor der Hütte spielte und sprach: „Gehe zu Deiner Schwester und frage sie, ob sie mich heirathen will.“ Der Knabe lief in die Hütte zu seiner Schwester und richtete die Botschaft aus. Das junge Mädchen sandte ihn darauf zurück und liess ihn nach dem Namen des Bewerbers fragen. Als sie nun hörte, dass er Ititaujang heisse, hiess sie ihn fortgehen und sich nach einer anderen Frau umsehen, da sie nicht einen Mann mit so hässlichem Namen heirathen wollte. Ititaujang aber liess sich nicht abweisen und sandte den Knaben wieder zu seiner Schwester: „Sage ihr, dass mein zweiter Name Netirsuaqdjung (der einzige kleine Seehund) ist.“ Der Knabe aber sagte, als er zu seiner Schwester kam: „Ititaujang steht vor der Thür und will Dich heirathen.“ Die Schwester sprach wiederum: „Ich will nicht einen Mann mit solch hässlichem Namen haben.“ Als der Knabe wieder herauskam und seiner Schwester Botschaft ausrichtete, sandte Ititaujang ihn nochmals hinein, um zu sagen, sein zweiter Name sei Netirsuaqdjung. Der Knabe ging hinein und sprach: „Ititaujang steht vor der Thür und will Dich heirathen.“ Die Schwester antwortete: „Ich will nicht einen Mann mit solch hässlichem Namen haben.“ Als der Knabe wieder zu Ititaujang kam und ihn fortgehen hiess, sandte dieser ihn zum dritten Male hinein mit der gleichen Botschaft, aber der Erfolg war derselbe. Das junge Mädchen lehnte seinen Antrag ab und dann ging Ititaujang zornig von dannen. Er frug nichts nach irgend einem anderen Mädchen seines Stammes, sondern wanderte über Berg und Thal landeinwärts Tag und Nacht.

Endlich gelangte er in das Land der Vögel und sah einen kleinen See, in dem viele Gänse umherschwammen. Am Ufer lagen viele Stiefel; vorsichtig schlich er heran und stahl, so viele er bekommen konnte. Nach einer kleinen Weile kamen die Gänse ans Ufer und da sie ihre Stiefel nicht fanden, geriethen sie in grosse Unruhe und flogen von dannen. Nur eine blieb zurück und schrie: „Ich will meine Stiefel haben. Ich will meine Stiefel haben.“ Da kam Ititaujang aus seinem Verstecke und sprach: „Ich will Dir Deine Stiefel wiedergeben, wenn Du meine Frau werden willst.“ Zuerst weigerte sie sich, als Ititaujang aber sich bereitete, fortzugehen, willigte sie ein, obwohl nicht sehr freudig.

Als sie ihre Stiefel anzog, verwandelte sie sich in eine Frau, und sie kehrten zusammen zur Meeresküste zurück, wo sie sich in einem grossen Dorfe niederliessen. Hier lebten sie zusammen einige Jahre und hatten einen Sohn. Ititaujang wurde in kurzer Zeit ein angesehener Mann, da er bei weitem der beste Walfischfänger unter den Inuit war.

Einst hatten die Inuit einen Wal getödtet und waren damit beschäftigt, den-
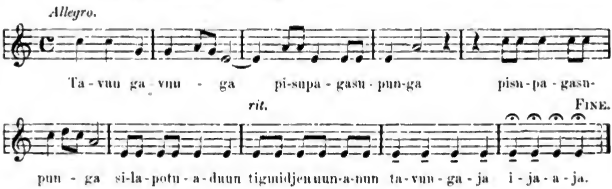
selben aufzuschneiden und das Fleisch und den Speck zu ihren Hütten zu tragen. Obwohl Ititaujang hart arbeitete, stand seine Frau unthätig da und sah zu. Als er sie heranrief und ihr befahl zu helfen, wie andere Frauen, weigerte sie sich und rief: „Meine Nahrung kommt nicht vom Meere; meine Nahrung kommt vom Lande. Ich will kein Walfischfleisch essen, ich will nicht helfen!"

Ititaujang antwortete: „Du musst Walfischfleisch essen, das wird Deinen Magen füllen." Da fing sie an zu schreien und zu weinen: „Ich will es nicht essen, ich will mein hübsches weisses Zeug nicht beschmutzen."

Sie ging zum Strande hinab und suchte sich einige Vogelfedern. Sie steckte dieselben sich und ihrem Knaben zwischen die Finger; beide wurden in Gänse verwandelt und flogen von dannen.

Als die Inuit dieses sahen, riefen sie: „Ititaujang, Dein Weib fliegt von dannen" (Itita nuliat tingmivoq). Ititaujang wurde sehr betrübt; er weinte und achtete nicht die reichen Vorräthe von Fleisch und Speck, die am Ufer lagen, noch die Walfische, welche nahe am Ufer sich tummelten. Er verfolgte seine Frau und ging ins Binnenland, sie zu suchen.

Während er so wanderte, sang er:



d. h. dort hinauf, hinauf trage ich Verlangen zu gehen, hinaus in das Land der Vögel, dort hinauf. i-ja-a-ja.

Nachdem er lange Tage und Nächte gereist war, gelangte er zu einem Flusse. Dort erblickte er einen Mann, welcher eifrig damit beschäftigt war, mit einem Beil Spähne von einem Stücke Holz zu schlagen. Sobald dieselben abgeschlagen waren, polirte er sie mit seinem Penis und sie wurden in Lachse verwandelt. Sie wurden so schlüpfrig, dass sie aus seinen Händen glitten und in den Fluss fielen. Diesen schwammen sie hinab in einen See, der nahe gelegen war. Der Mann hiess Eɫalu'qdjung (der kleine Lachs).

Als Ititaujang näher kam, erschrak er so, dass er fast gestorben wäre, denn er sah, dass der Rücken des Mannes ganz hohl war und dass er von hinten zu seinem After hinein und zu seinem Munde hinaussehen konnte. Vorsichtig schlich er zurück, und nachdem er einen weiten Umweg gemacht hatte, nahte er sich ihm von der entgegengesetzten Seite.

Als Eɫalu'qdjung ihn kommen sah, hielt er ein mit Hacken und frug: „Von welcher Seite bist Du zu mir gekommen?" (Nakin tikipinga?) „Ich bin hierher von Deiner Vorderseite zu Dir gekommen." (Maungu sivu-a'dnin tikipa'gin.) „Das ist gut. Wärst Du von meinem Rücken her zu mir gekommen, so hätte ich Dich mit meinem Beile erschlagen." (Maunga taba. Tudnū'ne tikikū'vingna ō'munga, udlima'sik kadluarı'kin.)

Darauf frug ihn Ititaujung: „Hast Du meine Frau nicht gesehen?" Eɫalu'qdjung antwortete: „Siehst Du die kleine Insel dort im See? Da lebt sie und hat sich einen anderen Mann genommen."

Als Ititaujang das hörte, verzweifelte er fast, denn er wusste nicht, wie er die Insel erreichen solle; E/alu'qdjung aber versprach ihm zu helfen. Sie gingen zum Ufer hinab; E/alu'qdjung gab ihm das Rückgrat eines Lachses und sprach: „Nun schliesse Deine Augen. Das Rückgrat wird sich in ein Kajak verwandeln und Dich hinübertragen. Aber öffne Deine Augen ja nicht, sonst wird das Boot kentern.“

Ititaujang versprach zu gehorchen. Er schloss seine Augen. Das Rückgrat verwandelte sich in ein Kajak und trug ihn über den See. Da das Wasser gar nicht plätscherte, wurde er unruhig, denn er glaubte, das Boot stehe still. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen und öffnete seine Augen ein klein wenig. Kaum hatte er das gethan, so begann das Kajak zu schwanken und er fühlte, dass es sich wieder in ein Rückgrat verwandelte. Da schloss er seine Augen geschwinde. Das Boot ging wieder ruhig weiter und trug ihn nach kurzer Zeit zu der Insel.

Dort sah er eine Hütte und seinen Sohn nahe dabei am Ufer spielen. Als dieser zufällig aufsah, sah er Ititaujang kommen und lief zu seiner Mutter. „Mutter“, so rief er, „Vater ist hier und kommt zu unserer Hütte.“ Die Mutter erwiderte: „Gehe fort und spiele weiter. Vater ist weit fort und kann uns nicht finden.“ Der Knabe gehorchte; als er aber Ititaujang näher herankommen sah, lief er wieder zu seiner Mutter und rief: „Mutter, Vater ist hier und kommt zu unserer Hütte.“ Wiederum antwortete die Mutter: „Gehe fort und spiele weiter. Vater ist weit fort und kann uns nicht finden.“ Der Knabe ging, kam aber gleich zurück und sagte, Ititaujang sei nun ganz nahe.

Kaum hatte er das gesagt, so öffnete Ititaujang die Thür. Als ihr neuer Mann ihn kommen sah, befahl er seiner Frau, eine Kiste zu öffnen, die in der Ecke der Hütte stand. Sie gehorchte, und da flogen viele Federn heraus und blieben an ihnen haften. Sogleich wurde die Frau, ihr Mann und ihr Kind in Gänse verwandelt. Die Hütte verschwand, und als Ititaujang sie fortfliegen sah, wurde er sehr zornig. Er nahm sein Messer und schnitt seiner Frau den Bauch auf, ehe dieselbe von dannen fliegen konnte. Da fielen viele Eier heraus.

2. Die Entstehung des Narwal.

Es war einmal eine Wittwe, die lebte mit ihrem Sohne und ihrer Tochter allein in einer Hütte. Als der Knabe noch ganz jung war, machte er sich einen Bogen und Pfeile aus Walrosszähnen und erlegte mit denselben Vögel, von denen sie lebten. Noch ehe er erwachsen war, ward er durch einen Unfall blind. Von dem Augenblick an misshandelte seine Mutter ihn auf alle Weise. Sie gab ihm nicht genug zu essen, obwohl er sie früher ernährt hatte, und erlaubte ihrer Tochter, die ihren Bruder zärtlich liebte, nicht, demselben Nahrung zu reichen. So lebten sie lange Jahre und der Knabe war sehr unglücklich.

Einst, mitten im Winter, kam ein Bär zur Hütte und steckte seinen Kopf gerade durch das Fenster. Sie waren alle sehr erschrocken und die Mutter gab dem Knaben seinen Bogen und seine Pfeile, damit er den Bären tödte. Er aber sagte: „Ich kann das Fenster nicht sehen und werde ihn nicht treffen.“ Da richtete seine Schwester den Bogen und der Knabe schoss und tödtete den Bären. Die Mutter und das Mädchen gingen dann hinaus, nahmen den Bären herunter und zogen ihn ab.

Als sie in die Hütte zurückkehrten, sagten sie zu dem Knaben, er habe den Bären nicht getödtet, derselbe sei vielmehr geflohen, als er gesehen habe, wie er Bogen und Pfeil nahm. Die schlechte Mutter hatte ihrer Tochter aufs strengste

befohlen, nicht zu sagen, dass der Bär todt sei, und jene wagte nicht, dem Befehle zuwider zu handeln. Mutter und Tochter assen Bärenfleisch und hatten Nahrung vollauf, während der Knabe fast verhungerte. Mitunter, wenn die Mutter nicht zugegen war, gab das Mädchen ihrem Bruder etwas zu essen, denn sie liebte ihn von Herzen.

Eines Tages flog eine Lumme über die Hütte und als sie den armen blinden Jungen erblickte, beschloss sie, ihm das Licht der Augen zurückzugeben. Sie setzte sich aufs Dach der Hütte und rief: „Komme heraus, Knabe, und folge mir!" Als dieser die Stimme hörte, kroch er hinaus und folgte dem Vogel, welcher ihn zu einem See führte. Dort ergriff er den Knaben und tauchte mit ihm bis auf den Grund. Als sie wieder an die Oberfläche gelangten, frug der Vogel: „Kannst Du sehen?" „Nein," erwiderte der Knabe, „ich sehe nichts." Sie tauchten nochmals und blieben lange unter Wasser. Als sie wieder auftauchten, frug der Vogel wieder: „Kannst Du jetzt sehen?" Der Knabe antwortete: „Ich sehe einen Lichtschimmer." Da tauchten sie zum dritten Male und blieben lange unter Wasser. Als sie nun wieder auftauchten, konnte der Knabe wieder sehen.

Er war sehr froh und dankte dem Vogel, welcher ihm befahl, nach Hause zurückzukehren. Dort fand er das Fell des Bären, welchen er getödtet hatte, ausgespannt, um es in den warmen Sonnenstrahlen zu trocknen. Er wurde sehr zornig und zerschnitt es in Stücke. Er trat in die Hütte und frug seine Mutter: „Woher hast Du das Bärenfell, das ich draussen vor der Thür sah?" Die Mutter erschrack, als sie sah, dass ihr Sohn sein Augenlicht wiedergewonnen hatte, und gab eine ausweichende Antwort. Sie sagte: „Komm her! Ich will Dir vom Besten geben, das ich habe. Doch ich bin sehr arm: ich habe keinen Ernährer; komm! iss dieses, es ist sehr gut!" Der Knabe aber gab nicht nach und frug wieder: „Woher hast Du jenes Bärenfell?" Wieder that sie, als höre sie seine Frage nicht; als sie aber nicht mehr ausweichen konnte, sprach sie: „Ein Boot kam hierher, in dem viele Männer waren. Sie liessen es mir hier."

Der Knabe glaubte ihr aber nicht, sondern war gewiss, dass es das Fell des Bären war, auf den er im Winter geschossen hatte. Er sagte aber kein Wort. Die Mutter war bestrebt, ihn zu versöhnen, und versuchte ihn mit Nahrung und Kleidung zu versehen. Er aber wies alles zurück.

Er ging zu den Männern, welche in dem Dorfe wohnten, machte sich Speer und Harpune nach demselben Muster, welches er bei ihnen in Gebrauch sah, und fing an, Weisswale zu fangen. Nach kurzer Zeit war er ein geschickter Jäger geworden.

Allmählich begann er daran zu denken, sich an seiner Mutter zu rächen. Er sprach zu seiner Schwester: „Mutter misshandelte mich, als ich blind war, und schalt Dich, wenn Du Mitleid mit mir hattest. Lass uns Rache an ihr nehmen." Die Schwester willigte ein und er machte einen Plan, seine Mutter zu tödten.

Wenn er ausging, Weisswale zu jagen, wand er die Harpunenleine um seinen Leib, stemmte sich fest gegen einen Stein und hielt die Leine, bis der Wal verendet war. Mitunter begleitete ihn seine Schwester und half ihm die Leine halten.

Eines Tages nun bat er seine Mutter, ihm zu helfen und die Leine zu halten. Als sie zum Ufer kamen, band er das Seil seiner Mutter um den Leib und hiess sie sich fest gegen die Steine stemmen. Sie war etwas furchtsam, da sie nie zuvor mit auf den Walfischfang gegangen war und bat ihn, ein kleines Thier zu harpuniren, da sie fürchtete, von einem grösseren ins Wasser gezogen zu werden. Bald tauchte ein junger Weisswal auf und sie rief ihrem Sohn zu: „Tödte diesen, den kann ich halten." Er aber sprach: „Nein, er ist zu gross," und rührte sich nicht.

Bald tauchte ein anderer kleiner Wal auf und wieder ermunterte die Mutter ihren Sohn, die Harpune zu schleudern. Er aber sagte wieder, er sei zu gross. Endlich tauchte ein riesiges Thier ganz in der Nähe auf. Sofort schleuderte der junge Mann seine Harpune, ohne den Wal gleich zu tödten, und rief, indem er seine Mutter ins Wasser stiess: „Das ist Dein Lohn dafür, dass Du mich misshandelt hast!" Der Weisswal zog die Mutter ins Meer und jedesmal, wenn sie auftauchte, rief sie: „Louk, louk [1])!" und allmählich ward sie in einen Narwal verwandelt.

Nachdem der Jüngling sich so gerächt hatte, begann er daran zu denken, dass es doch seine Mutter war, die er getödtet hatte, und er fing an, Gewissensbisse zu fühlen. Ebenso erging es seiner Schwester, da sie die bösen Pläne ihres Bruders gut geheissen hatte. Sie wagten nicht länger in ihrer Hütte zu bleiben, sondern verliessen ihre Heimath und wanderten Tag und Nacht über Land. Endlich erblickten sie eine Hütte, in der ein Mann Namens Qitua'jung lebte. Er war sehr schlecht und hatte ungeheuer lange Nägel an den Fingern. Da der Jüngling sehr durstig war, sandte er seine Schwester hinein und liess sie um etwas Wasser bitten. Sie trat ein und sprach zu Qitua'jung, der auf dem Bette sass: „Mein Bruder bittet um etwas Wasser" (Aninganga imurungmang!). Qitua'jung antwortete: „Dort hinter der Lampe steht es. Nimm Dir, so viel Du magst." Als sie sich zu dem Eimer bückte, sprang er auf und zerfleischte ihren Rücken mit seinen langen Nägeln. Da rief sie: „Mein Bruder, jener thut mir böses!" (Aningan, okou pivanga!). Der Jüngling lief sogleich zur Hütte, schlug das Dach ein und tödtete den bösen Mann mit seinem Speer.

Vorsichtig wickelte er seine Schwester in Hasenfelle, legte sie auf seinen Rücken und reiste weiter. Er wanderte lange Zeit und gelangte endlich in eine Hütte, in der ein Iqagnang wohnte. Da der Jüngling sehr hungrig war, bat er diesen, zu gestatten, dass er ein wenig von seinem Renthierfleisch esse, das er im Vorrathshause aufgespeichert sah. Iqignang antwortete: „Iss es nicht, iss es nicht!" (Aneterqā'koa, aneterkā'koa!). Obwohl er schon zugebissen hatte, hörte er doch sogleich wieder auf. Da ward Iqignang sehr freundlich gegen die Geschwister und nach kurzer Zeit heirathete er das Mädchen, die wieder ganz hergestellt war, und gab seine frühere Frau dem Jüngling.

Die Iqignang waren merkwürdige Wesen. Sie hatten gar keine Genitalien. Ihre Kinder wuchsen von selbst in ihrem Bauche, aus dem sie dieselben dann herausschnitten. Auch hatten sie keinen After. Einst wollte sich ein Iqignang einen After machen, nahm ein spitzes Stück Holz, stiess es in sein Gesäss und verwundete sich so schwer damit, dass er starb.

3. Die Tornit.

In alten Zeiten waren die Inuit nicht die einzigen Bewohner ihrer jetzigen Heimath. Ein anderer Stamm, ihnen ähnlich, bewohnte mit ihnen die Küsten des Eismeeres. Beide Stämme lebten in freundschaftlichen Beziehungen zu einander. Die Tornit waren viel grösser, als die Inuit, und hatten sehr lange Arme und Beine. Sie hatten fast ausnahmslos Triefaugen. Sie waren sehr stark und konnten grosse Steinblöcke heben, welche für die Inuit viel zu schwer waren. Aber selbst die Inuit jener Zeit waren viel stärker, als die heute lebenden, und einige grosse Steine werden noch heute auf der Ebene von Miliaqdjuin im

1) In der grönländischen Form dieser Sage ruft die Frau: Ulō! Ulō! d. h. mein Messer, mein Messer! Unzweifelhaft ist das obige Lōuk! auf denselben Ursprung zurückzuführen.

Cumberland-Sund gezeigt, mit denen die Vorfahren der jetzt lebenden Inuit zu spielen pflegten, indem sie dieselben um die Wette schleuderten. Die stärksten Männer der heutigen Generation können diese Steine kaum heben, geschweige denn schleudern.

Die Tornit lebten von Walross, Seehund und Renthier, gerade wie die Inuit unserer Zeit, ihre Jagdmethoden waren aber verschieden. Ihre Winterkleidung bestand aus Hosen und einer langen, weiten Jacke aus Renthierfell, ähnlich der der Eskimo, aber bis zu den Knien herabreichend und mit langen Lederfranzen besetzt. Wenn sie im Winter Seehunde jagten, trugen sie diese Jacken, deren unteres Ende mit Pflöcken im Schnee befestigt war. Unter der Jacke trugen sie eine kleine Lampe, tumiujang (d. h. ähnlich einer Fussspur) oder quming genannt, über der sie Schnee in einem kleinen Topfe schmolzen. Oft steckten sie auch den Kopf unter die Jacke, um ihn über der Lampe zu wärmen. Wenn der Seehund in dem Loche, an dem sie warteten, auftauchte, flüsterten sie „Kapatiparä“ (Ich werde ihn durchbohren) und, wenn sie ihn getroffen hatten: „Igdluiliq“ (Bedeutung unbekannt). Häufig vergassen sie dann die Lampe, und warfen sie um, indem sie die Harpune schleuderten. So verbrannten sie ihre Haut.

Alle ihre Waffen waren aus Stein gefertigt. Für das Blatt ihrer Messer gebrauchten sie Schiefer (uluqsaq, d. h. Material für Frauenmesser), welches vermittelst elfenbeinerner oder knöcherner Stifte an dem Griffe befestigt wurde. Ihre Harpunenspitzen bestanden aus Knochen, Elfenbein oder Schiefer. Feuerstein wurde sowohl für Harpunen, als auch für Lanzen gebraucht. Quarzkrystalle benutzten sie als Bohrer. Sie machten weder Kayaks, noch Bogen und Pfeile.

Ihre Methode der Renthierjagd war merkwürdig. In einem Engpasse, wo das Wild nicht seitwärts entfliehen konnte, errichteten sie eine Reihe Steinhaufen quer durch das Thal und verbanden dieselben mit Seilen. Einige Jäger versteckten sich hinter diesen Steinhaufen, während andere die Renthiere ihnen zutrieben. Da das Wild durch das Seil aufgehalten wurde, lief es an demselben entlang, um einen Durchlass zu suchen. Wenn sie dann bei einem Steinhaufen vorüberkamen, wurden sie von den lauernden Jägern mit Lanzen durchbohrt. Diese ergriffen sie dann an den Hinterbeinen und zogen sie hinter das Seil, um nicht den Verdacht der nachfolgenden Renthiere zu erwecken.

Dieses wird als ein Beweis ihrer grossen Kraft erzählt: sie sollen im Stande gewesen sein, ein harpunirtes Walross so zu halten, wie die Inuit einen Seehund halten. In Bezug hierauf erzählt man folgende Geschichte: Eines Tages hatte ein Tudniq (Sing. von Tornit) ein grosses, schweres Walross auf dem Eise getödtet, das er zu seiner Hütte schleppte. Er kam glücklich bis an das zerbrochene Eis am Strande, konnte es aber nicht zum Ufer hinauf ziehen. Als seine Frau das sah, sprang sie nackt, wie sie in der Hütte gesessen hatte, vor die Thür und schlug mit der Hand mehrmals auf ihren Unterleib. Als der Tudniq dieses sah, rief er: „Es ist zerrissen“ (?) (Alukdjui't) und zog so stark an seinem Tau, dass dasselbe riss. Er lief dann zu seiner Frau, die in die Hütte zurückgegangen war. Als er wieder zum Strande herabkam, war er so stark geworden, dass er das Walross mit Leichtigkeit zur Hütte hinaufzog.

Die Tornit verstanden nicht so gut, wie die Inuit, Felle zu reinigen, sondern liessen einen Theil des Speckes an denselben sitzen. Ihre Art der Fleischzubereitung war den Inuit Ekel erregend. Sie liessen es zuerst halb verderben und legten es sich dann zwischen Bein und Bauch, um es zu wärmen.

Die alten Steinhäuser der Tornit sind noch heute überall zu sehen. Gewöhnlich bauten sie keine Schneehäuser, sondern lebten den ganzen Winter hindurch

in Steinhäusern, deren Dach gewöhnlich von Walfischrippen getragen wurde. Obwohl sie damit ähnliche Häuser bauten, so können dieselben doch leicht von einander unterschieden werden, da der Flur ihrer Hütten verhältnissmässig viel kürzer ist, als in denen der Tornit.

Obwohl beide Stämme freundschaftlich mit einander standen, spielten die Inuit nicht gern Ball mit den Tornit, da die letzteren zu stark waren und grosse, harte Bälle benutzten, mit denen sie die Inuit oft verletzten.

Eine interessante Ueberlieferung wird in Bezug auf die Auswanderung dieses Volkes erzählt:

Die Tornit bauten keine Kayaks, waren sich aber wohl der Vortheile bewusst, welche deren Gebrauch mit sich brachte. Daher stahlen sie die Boote der Inuit, welche nicht wagten, ihr Eigenthum zu vertheidigen, da die Tornit ihnen so bedeutend an Kraft überlegen waren. Einst hatte ein junger Tudniq das Kayak eines jungen Inung genommen, ohne denselben zu fragen, und dann dasselbe beschädigt, indem er es gegen einen Stein stiess. Hierüber wurde der junge Inung sehr zornig und stiess ein Messer in des Tudniq Genick, als derselbe schlief. (In einer anderen Form dieser Ueberlieferung bohrt er ein Loch in dessen Stirn. Dieselbe Form der Sage ist von Labrador bekannt.) Da fürchteten die Tornit, die Inuit würden ihr ganzes Volk tödten, und beschlossen, von dannen zu ziehen. Sie versammelten sich in Qernirtung (einem Orte im Cumberland-Sunde) und, um ihre Verfolger zu täuschen, schnitten sie die Schösse ihrer Jacken ab und banden ihr Haar in einen Knoten oben auf dem Kopf zusammen.

Nach einer anderen Form dieser Sage soll ein junger Inung, welcher mit den Tornit spielte, gefallen sein und so sein Genick gebrochen haben. Die Tornit fürchteten, dass die Inuit Rache nehmen möchten, und flohen.

Die Eskimos haben viele kleine Lieder, die entweder von den Tornit handeln oder von ihnen gesungen sein sollen.

4. Inugpäqdjuqdjuä'lung (= der grösste Riese).

Vor langer, langer Zeit lebte der Riese Inugpäqdjuqdjuä'lung mit vielen anderen Inuit in einem Dorfe, das an einem grossen Fjord gelegen war. Er war so gross, dass er mit gespreizten Beinen über dem Fjord stehen konnte. So stand er jeden Morgen und wartete, bis ein Walfisch unter ihm herschwamm. Sobald ein solcher kam, bückte er sich und schöpfte ihn mit der Hand aus dem Wasser, gerade wie ein gewöhnlicher Mann irgend einen kleinen Gegenstand, der ins Wasser gefallen ist, aufnehmen würde, und er ass ihn, wie andere Menschen ein Stückchen Fleisch essen.

Eines Tages hatten die Inuit alle ihre Boote bemannt und waren damit beschäftigt, einen Wal zu jagen. Inugpaqdjuqdjuä'lung sass gerade unthätig vor seiner Hütte; als er aber die Anstrengungen der Männer sah, schöpfte er den Walfisch sowohl, wie die Boote aus dem Meere und setzte sie alle aufs Trockene.

Einst lieh sich ein Mann Inugpäqdjuqdjuä'lung's Frau, die eben so gross war, wie er. Am folgenden Morgen war er nirgends zu finden. Die Frau stand auf und schüttelte sich; da fiel der Mann todt zu Boden. Es ist wohl unnöthig zu sagen, wo er verloren war.

Ein ander Mal, als er müde war vom vielen Umherlaufen, legte er sich auf dem Gipfel eines Berges nieder, um zu schlafen. Die Inuit sagten ihm, ein paar grosse Bären seien nahe dem Dorfe gesehen worden, er aber kümmerte sich nicht darum, sondern trug seinen Freunden auf, beim Herannahen derselben ihn mit Steinen zu werfen und so zu wecken. Sie thaten also und Inugpäqdjuqdjuä'lung



Fig. 1

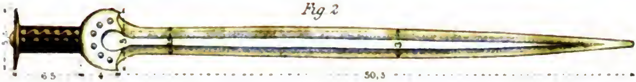


Fig. 2



Fig. 3a

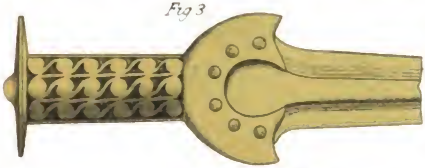


Fig. 3

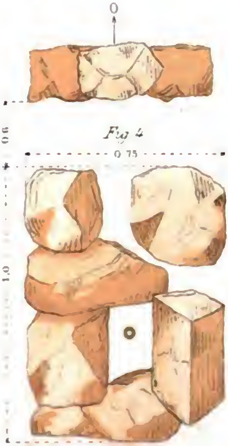


Fig. 4

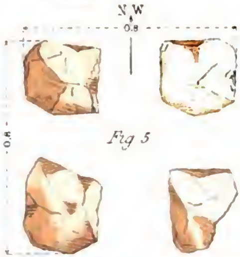


Fig. 5

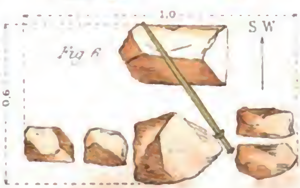


Fig. 6

sprang gleich auf und rief: „Wo sind sie denn, wo sind sie denn?“ Als die Inuit ihm dann die Bären zeigten, sagte er: „Was, die kleinen Dinger? Das war wohl der Mühe werth! sie sind Füchschen, keine Bären;“ und damit zerquetschte er einen zwischen den Fingern, während er den anderen in der Oehse, durch die sein Schuhband gezogen war, erdrosselte.

(15) Hr. Virchow zeigt eine

Sendung aus Surinam.

(Hierzu Taf. VII. Fig. 1.)

Hr. John Spitzly in Paramaribo hat mir unter dem 28. Juli durch gütige Vermittelung des Schiffsarztes Hrn. Hiemenz wiederum verschiedene Gegenstände aus Surinam übersendet, welche grosses Interresse erregen werden:

1) Ein thönernes Gefäss (Taf. VII. Fig. 1). Er schreibt darüber: „Das Gefäss, ein Wasserbehälter, stammt von einer Caraiben-Horde am oberen Surinamflusse. Es hat die Gestalt einer Ente, der Mund desselben jedoch zeigt mehr die Form eines Schildkrötenkopfes. Diese Form von Wassergefäss ist ziemlich selten hier.“ Es ist in der That ein sonderbares Gefäss, dessen kurze Beschreibung durch Hrn. Spitzly die Hauptpunkte gut wiedergiebt. Ueber einem platten, länglich-ovalen, in der Mitte etwas vertieften Boden erhebt sich der geräumige, breite, nach allen Seiten überragende, hohle Leib eines schwimmenden Vogels, der mit dem Körper einer Ente am besten verglichen werden kann. Am Obertheil erhebt sich jederseits ein niedriger, länglicher, wie aufgerichteter Flügelansatz und ebenso am Ende ein ähnlich gebildeter, breiter Schwanz. Aus dem vorderen Theile geht ein kurzer, dicker, rundlicher Hals schräg hervor, an welchem ein rundlicher, augenloser Kopf mit weit geöffnetem, nahezu viereckigem Maule sitzt. Ein Schnabel ist nicht vorhanden, vielmehr sind die Ränder des Maules kurz abgeschnitten und nur in der Mitte der Unterlippe steht ein flach zugespitzter Fortsatz hervor. In allen Beziehungen ähnelt dieser Theil dem weit vorgestreckten Kopfe einer Schildkröte. Die Mundöffnung führt in die Hals- und Leibeshöhle. Ueber der Mitte des Rückens erhebt sich ein grosser gerundeter Henkel mit 2 hinter einander stehenden weiten Oeffnungen. Das Material ist ein feiner, heller Thon; derselbe ist in sauberer Weise bemalt. Der ganz glatte Grund ist gelblichgrau gehalten; darauf sind mit brauner Farbe breite Flächen und schmale Linien aufgetragen. Die Flächen überziehen den Henkel, den Hals, den Boden und den unteren Theil der Seiten; ein breites braunes Band läuft vor der Brust am Halse herab, ein anderes erstreckt sich vom Halse her über die Mitte des Rückens bis auf den Schwanz. Hier ist die Farbe überall sehr dick aufgetragen und leider vielfach abgeblättert. Der übrige Theil des Körpers dagegen ist mit feinen braunen Linien bedeckt, deren Farbe sehr fest aufsitzt. Die Linien bilden am Kopfe und Schwanze ein Gitter aus schrägen, sich durchkreuzenden Strichen; sonst stellen sie eine ziemlich bunte, jedoch einigermaassen symmetrische Zeichnung von fortlaufenden, vielfach gebrochenen, hin und her gehenden Strichen und Krickeln dar, in denen ein eigentliches Muster nicht zu erkennen ist. Immerhin erinnert das Gesammtbild an gewisse Vorbilder, die sich vom Amazonenstrom über Mittelamerika bis nach der Nordwestküste hinaufziehen, und die sonderbarerweise auch in den eben von Hrn. von den Steinen mitgebrachten Gefässen vom oberen Schingú, noch dazu in denselben Farben, wiedererscheinen. Gerade durch diese Beziehungen dürfte das sonderbare Stück die Aufmerksamkeit der vergleichenden Ethnographen erregen.

2) Ein Stück weisser Erde, mit der sich die Buschneger bei feierlichen Gelegenheiten bemalen. Hr. Salkowski hat die Gefälligkeit gehabt, die Erde zu analysiren. Er schreibt darüber: „Die Substanz ist unlöslich in Wasser und Säuren. Als Bestandtheile derselben ergaben sich nach dem Schmelzen mit einem Gemisch aus Natrium- und Kaliumcarbonat u. s. w.: Kieselsäure und Aluminium, ferner Spuren von Eisen und Magnesium. Die Substanz ist somit ein sehr feiner Thon (kieselsaure Thonerde)."

3) Die Photographie eines Indianers und eines indianischen Karbougers von Surinam im Festschmucke. Dieselbe wurde aufgenommen bei Gelegenheit eines festlichen Umzuges in Paramaribo zur Feier des Geburtstags des Königs von Holland im letzten Februar. —

Hr. Uhle: Die Grundform des eigenthümlichen Gefässes ist eine in Südamerika gewöhnliche. Abgesehen von dem Thiere, welches in der Gefässform zugleich wiedergegeben ist, finden sich Gefässe identischer Façon zahlreich unter den alten peruanischen, und moderne Gefässe von Cordoba in Argentinien (circa 31° südlicher Breite), welche Erzeugnisse von Indianern sein sollen und im Kgl. Museum für Völkerkunde bewahrt werden, geben unter Anderem genau dieselbe eigenthümliche Façon wieder. Dabei zeigen diese Gefässe gleichfalls z. Th. Thierform, wenn auch andere. Vielleicht hat man das Gefäss als eines, welches zum Kühlhalten dient, anzusehen. Grosse Serien gleichartig bemalter Gefässe, offenbar fast durchaus Neuproduction, waren 1883 in der Amsterdamer colonialen Ausstellung ausgelegt, wo sie zur Repräsentation des holländischen Guayana gehörten. Die Sammlungen R. Schomburgk's, welcher das britische Guayana bereiste, bieten Gefässe gleicher Verzierungstechnik (hinsichtlich der Art und Farbe — Rucu, Bixa Orellana — der Bemalung), nicht aber solche mit Mustern, welche so, wie die der zur Amazonenstrom-Mündung näheren Gegend von Paramaribo, denen von der Amazonenstrom-Mündung gleichen.

(16) Hr. Virchow zeigt einen, ihm durch den Baron Th. Ungern-Sternberg, Dr. phil., aus Tiflis unter dem 18./30. September zugesendeten

deformirten Schädel aus dem Lande der Taulu, Nordkaukasus.

Der mir zugegangene Bericht des gütigen Gebers, dem ich hierdurch auch öffentlich danke, lautet folgendermaassen:

„Mit heutiger Post erlaube ich mir, Ihnen einen Schädel zu übersenden, welchen ich aus einem sehr alten und eigenthümlich construirten Grabe mitnahm.

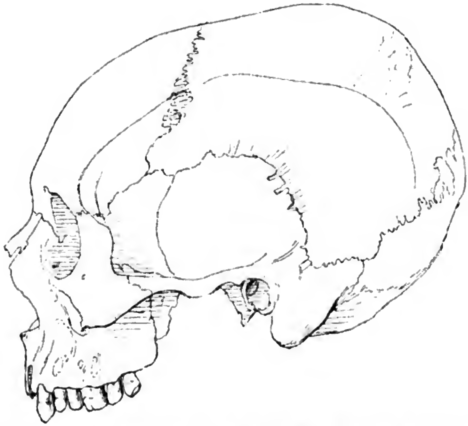
„Unter den Flüssen, welche am Fusse des Elbrus ihren Ursprung haben, fliesst der Baksan im tiefen und wildromantischen Felsenthal nach NO. Er vereinigt sich weiter nordöstlich in der Steppe mit dem Terek. An seinem Oberlauf liegt die Dorfschaft Uruski, deren Einzelgehöfte sich längs dem Fluss verstreut hinabziehen, bis dieser aus dem Hochgebirge heraus in die leichter zugängliche und an fetten Weidegründen reiche Zone der Kreideformation tritt. Die Bewohner des Baksan-Thales werden von den Russen „Gorzy", d. h. Bergbewohner, oder auch „Berg-Kabardiner" genannt, während sie sich selber als „Taulu" bezeichnen. Ihre Sprache ist türkisch. Sie selber, bezw. ihr in Uruski wohnendes Oberhaupt meint, ihre Mundart sei das alte Türkisch, rein geblieben, wie es gesprochen wurde, als die Vorfahren der Türken aus Asien kamen. Der Volksstamm der Taulu ist sehr klein, er umfasst nur 14 Dorfschaften, die alle nicht weit von einander sich in den Hochthälern um den Fuss des Elbrus gruppiren. Am Unterlauf

des Baksan wohnen die Kabardiner oder, wie sie sich selber nennen, Adigé. Die Grenze zwischen beiden Volksstämmen fällt im Baksan-Thal annähernd mit der Mündung des Hajuk in den Baksan zusammen.

„Hier an der Mündung dieses Baches habe ich die Ausgrabung vorgenommen; aus ihr stammt der gesandte Schädel.

„Das Grab liegt zwischen vielen gleichartigen. Viele derselben sind durchwühlt, weil einige zufällige Funde von Goldgeräthen die Beutesucht anregten. Sie sind alle von der gleichen Construction. In dem steilen Absturz der Uferböschung des Baksan ist in verschiedenen Horizonten ein tunnelartiger Gang, ähnlich einem Stollen, horizontal in das aus festem thonig-mergligem, angeschwemmtem Material bestehende Erdreich geführt. Die Mündung nach aussen, hier nach Osten, ist oft durch Abschwemmung freigelegt, ursprünglich aber gewiss verschüttet gewesen. Verschlüsse durch Steinplatten sollen nicht vorkommen. Die Seitenwände und die Decke des Ganges sind, wo erhalten, sauber und glatt bearbeitet. Einzelne weisse Stellen, die von den Uruski für Reste einer Tünche angesehen wurden, halte ich für Ausscheidungen von $CaCO_3$ durch Verwitterung des benachbarten Erdreichs. Der Gang war $5\frac{1}{2}$ engl. Fuss hoch und 3 Fuss 2 Zoll breit. Seine Richtung führte direkt zu einer Stelle, die etwas eingesunken erschien und welche mir als ein Grab bezeichnet wurde. Es wurde ein vollkommen festes Erdreich $4\frac{1}{2}$ Fuss mächtig, durchgraben, darauf stürzte der Rest ein. Vor uns lag eine tiefe dunkle Gruft, deren Grundriss einen Kreis von 7 Fuss Durchmesser darstellte. Der oben genannte Gang mündete in die Gruft etwa $1\frac{1}{2}$ Fuss über dem Boden, so dass die Sohle des Ganges um ebensoviel höher lag, als der Boden der Gruft. Der Gang war eingestürzt. Die Seiten der Gruft waren senkrecht etwa 7 Fuss hoch glatt hergestellt. Dann begann eine konische Wölbung, die beim Graben einstürzte. In der Gruft befanden sich, dem Eingang durch den Gang gegenüber, an der Wand menschliche Knochen, hier jedoch nur von einem Individuum, während sonst mehrere zusammen dieselbe Gruft theilen. Der Schädel lag in nächster Nähe des Beckens und der etwas abseits verrückten Oberschenkelknochen. Letzteres lässt sich, denke ich, ungezwungen durch die sitzende Stellung erklären, die dem Todten gegeben wurde. Auffallend war es, dass die beiden Oberschenkelknochen mit starker Neigung nach links (im Sinne des Todten), annähernd parallel vom Becken fortgewendet, lagen. Von Schmuckgegenständen fand ich in dem Erdreich, das abgestürzt war, nur eine runde Broche aus Bronze. Sie stellt einen Kreis dar, in der eine menschliche, roh gearbeitete Figur mit gespreizten Extremitäten steht. Der Erhaltungszustand ist ein guter. Dieses Object übergab ich Dr. Radde für das Museum in Tiflis. Die Form dieses Schmuckgegenstandes, die Abwesenheit von Waffen und die Form des Beckens, welches übrigens sehr schlecht erhalten war, lassen mich vermuthen, der Körper habe einer Frau angehört. Es sollen zumeist in solchen Gräbern, die nur an wenigen Stellen gefunden werden, reichliche Schmucksachen angetroffen werden. Wenn daher hier nur ein solches, allerdings von besserer Arbeit, angetroffen wurde, so leitet dieser Umstand zu Combinationen, welche durch die zugeheilte Fractur des Schädels an Werth gewinnen. Man dürfte es hier vielleicht mit den Resten eines Individuums zu thun haben, das, durch die Schädelverletzung geistig und physisch geschwächt, zwar im Leben Zurücksetzungen erfuhr (geringer Schmuck), dem im Tode jedoch die Ehren nicht versagt blieben, auf welche es als Glied der Familie Anspruch hatte.“ —

Hr. Virchow: Die genaue Deutung des vorliegenden Schädels erfordert eine ziemlich geübte anthropologische Erfahrung, und es ist ein Zeichen besonderer



Begabung, dass Baron Ungern-Sternberg trotz Mangels einer solchen Erfahrung doch einige der wichtigsten Punkte erkannt hat. Es lassen sich nehmlich daran aus 4 verschiedenen Perioden grössere Störungen nachweisen:

1) Persistenz der Stirnnaht, schon intrauterin angelegt,
2) künstliche Verdrückung des Schädels im Sinne der Hippokratischen Makrocephalie, aus früher Kindheit stammend,
3) eine schwere, aber vollständig geheilte Zertrümmerung des rechten Parietale, aus der Zeit des vollendeten Wachsthums,
4) eine gewaltsame Enthauptung.

Mit Ausnahme der letzteren Einwirkung, welche leider einige Hauptmessungen unmöglich gemacht hat, haben alle übrigen auch auf die Gestalt des Schädels Einfluss ausgeübt, so dass begreiflicherweise grosse Schwierigkeit besteht, sich einer genaueren Erkenntniss der typischen Stammesform des Schädels auch nur zu nähern. Durch direkte Messung sind folgende Zahlen gewonnen:

Horizontalumfang	492	*mm*
Grösste horizontale Länge	175	„
„ Breite	136?	„
Gerade Ohrhöhe	102	„
Horizontale Hinterhauptslänge	55	„
Minimale Stirnbreite	98	„
Mittelgesichtshöhe (Alveolarrand)	74	„
Malarbreite	98	„
Orbita, Höhe	33	„
„ Breite	37	„
Nase, Höhe	52	„
„ Breite	23	„
Gaumen, Länge	57	„
„ Breite	37?	„

Daraus berechnen sich folgende Indices:

Längenbreitenindex	77,7?
Ohrhöhenindex	58,2
Hinterhauptsindex	31,4
Orbitalindex	89,1
Nasenindex	44,2
Gaumenindex	64,9?

Das ergiebt also einen etwas kleinen chamaemesocephalen Schädel mit sehr langem Hinterhaupt, der zugleich hypsikonch, leptorrhin, leptostaphylin und, wie ich hinzufügen kann, ausgemacht orthognath ist. Dem ganzen Habitus nach hat der verhältnissmässig kleine und gracile Schädel einer nicht alten Frau angehört, wie der Herr Finder aus anderen Umständen schon erschlossen hatte. Die Supraorbitalränder sind ganz flach; nur von dem breiten Nasenfortsatz erstrecken sich ein Paar kurze und schwache Wülste schräg gegen die Stirn. Die Zähne sind nur mässig abgeschliffen. Unterkiefer fehlt. Die Gesichtsbildung ist im Ganzen fein und edel, namentlich sind die Wangenbeine angelegt, die Nase schmal und länglich, die Augenhöhlen leicht viereckig und auch der Gaumen lang und fast rechteckig. Nur die Warzenfortsätze sind unverhältnissmässig kräftig.

Es würde daher nichts entgegenstehen, den Schädel für einen der nordkaukasischen arischen Stämme in Anspruch zu nehmen. Obwohl derselbe durch die deformirende Einwirkung sowohl länger, als niedriger geworden sein mag, so wird seine Form dadurch doch nicht so erheblich beeinflusst worden sein, dass die mitgetheilten Maasse nicht auch für das typische Verhältniss anwendbar sein dürften. Andererseits bietet die Abweichung einen ausgiebigen Grund dar, die Entstehung der Deformation in eine Zeit des Lebens zu setzen, wo die Knochen noch sehr nachgiebig waren, also in die frühere Kindheit. Während die persistente Stirnnaht für das zunehmende Breitenwachsthum der Stirn das Material lieferte, wurde die Stirn im Ganzen zurückgedrängt, die Tubera flachten sich ab, der hintere Theil des Stirnbeins verlängerte sich; nächstdem entstand hinter der Kranznaht eine schwache Einsattelung der Scheitelcurve, welche letztere sich hinter der Mitte der Sagittalis schnell abwärts biegt. Am Hinterhaupt ist die Spitze der Oberschuppe am weitesten vorgebogen, von da bis zum Hinterhauptsloche verläuft die sehr lange Hinterhauptscurve in stark schräger Richtung nach vorn. Der Kopf erscheint daher in der Seitenansicht am meisten von vornher niedergedrückt und so zurückgeschoben, dass die stärkste Erhebung in der Diagonalaxe, etwa in der Mitte der Parietalia liegt; gleichzeitig ist auch der grössere Theil des Hinterhauptes von unten her so abgeschrägt, dass die Spitze der Oberschuppe stärker vorspringt, als die Mitte derselben. Damit harmonirt die Grösse des Hinterhauptsindex (31,4). Man darf daher bestimmt schliessen, dass zwei ungefähr parallele Druckflächen gegen Stirn und Hinterhaupt in schräger Richtung gewirkt haben, und zwar erstere am stärksten.

Die deformirende Einwirkung auf den oberen Theil des Hinterkopfes (hinteres Stück der Parietalia) ist nun aber nicht unerheblich abgeschwächt worden durch die starke traumatische Verletzung, welche das rechte Parietale erlitten hat und welche sich noch auf den hinteren Abschnitt des linken Parietale fortsetzt. Die Verletzung hat bestanden in einer mit starker Impression verbundenen Zerschmetterung des Tuber parietale dextrum, aber sie ist, unter Hinterlassung einer unregelmässigen vertieften Narbenfläche von der Grösse eines silbernen 5 Markstückes aussen und eines starken Vorsprunges innen, vollständig verheilt. Von diesem Mittelpunkt aus nach vorn hat sich ein langer Sprung bis über das Tuber frontale dextrum

hinaus erstreckt, der nach innen ganz geschlossen, nach aussen dagegen mit einer nahtähnlichen Vertiefung versehen ist; weniger bemerkbar ist ein völlig vernarbter Sprung, der sich nach links und hinten über die Gegend der Emissaria parietalia bis weit auf das linke Parietale erstreckt haben muss, denn in dieser ganzen Ausdehnung läuft ein deutlicher Absatz über den Kopf, hinter welchem bis zum Lambdawinkel die Oberfläche merklich vertieft ist. Gegenüber der Grösse dieser Verletzung ist es gewiss auffällig, dass eine so völlige Heilung erfolgt ist. Bei dem Umfange der Impression hat auch die Vermuthung des Baron Ungern-Sternberg, dass das Gehirn nicht intakt geblieben sein möge, viel Wahrscheinlichkeit, indess erfahrungsgemäss lässt sich aus dem Verhalten der Knochen allein kein sicherer Rückschluss auf den Zustand der Gehirnthätigkeit machen, somit müssen auch weitere Betrachtungen über das sociale Verhältniss der Person dahingestellt bleiben. Nur das lässt sich sagen, dass diese Verletzung zu einer Zeit erfolgt sein muss, wo das Wachsthum das Schädels in der Hauptsache abgeschlossen war.

Endlich lässt sich aus den Veränderungen der Basis cranii die Art der Behandlung des Individuums zur Zeit des Todes mit einiger Sicherheit erkennen. Die Umgebung des Foramen magnum ist durch eine Gewalteinwirkung fast ganz zerstört worden. Nur ein kleiner Theil des hinteren Randes dieses Loches ist noch erhalten; die Bogenstücke und die Apophysis basilaris sind gänzlich ausgebrochen. Von dieser grossen Oeffnung aus erstreckt sich nach rechts eine breite Spalte mit Substanzverlust bis zum Warzenfo tsatz und eine zweite, mehr nach vorn, durch die Spitze des Felsenbeins in der Richtung auf die Gelenkgrube für den Unterkiefer, wo sich ein grosses, rundliches Loch in der Schläfenschuppe anschliesst. Im Umfange dieser Defekte zeigen sich verschiedene Vorsprünge mit durchtrennten Flächen, welche jedoch nicht so frisch aussehen, dass man annehmen dürfte, die Verletzung sei erst bei der Blosslegung des Gerippes erfolgt. Ich zweifle daher, mit Rücksicht auf die vielen analogen Beispiele, die ich im Laufe der letzten Jahre gesammelt habe, nicht daran, dass der Kopf auf gewaltsame Weise von dem Rumpfe, bezw. dem Halse getrennt worden ist. Ob dies aber an der noch lebenden Person ausgeführt, oder ob erst nachträglich der Kopf von der Leiche abgetrennt worden ist, dafür fehlen die Anhaltspunkte. —

Der Schädel bietet daher ein recht grosses pathologisches und für den Liebhaber speculativer Betrachtung auch ein nicht geringes psychologisches Interesse. Anthropologisch liegt seine Bedeutung vorzugsweise in dem Umstande, dass wir hier, am Nordrande des Kaukasus, ein unzweifelhaftes Beispiel der sogenannten makrocephalen Deformation erhalten haben, für welches bisher nur aus der Krim und aus Transkaukasien zahlreiche Beobachtungen vorlagen. Ich habe nach meiner Rückkehr aus dem Kaukasus diese Verhältnisse ausführlich besprochen (Verh. 1882. S. 478) und namentlich auf die Lücke aufmerksam gemacht, welche der nördliche und östliche Theil des Gebirges in Bezug auf den Nachweis älterer deformirter Schädel zeigte. Diese Lücke ist jetzt ausgefüllt, und ich bin Herrn Baron Ungern-Sternberg daher sehr zu Dank verpflichtet, dass er mir in so erwünschter Weise das Material geboten hat, eine wichtige Frage ihrer Lösung etwas näher zu bringen. Für die definitive Feststellung des Rassentypus der betreffenden Bevölkerung würde es allerdings sehr wünschenswerth sein, von derselben Stelle noch weitere Schädel zu erhalten.

(17) Hr. R. Andree in Leipzig übersendet eine Mittheilung über

Signale bei Naturvölkern.

Wie Hr. Treichel (Verh. 1888. S. 160) verschiedene Beispiele von Fern-

mittheilungen bei europäischen Völkern beigebracht hat, die als Vorläufer und Anfänge optischer Telegrapheneinrichtungen u. s. w. gedeutet werden können, so lassen sich solche auch bei vielen Naturvölkern nachweisen.

Bekannt geworden sind in neuer Zeit die Trommelsignale der Kameruner. Allein die sogen. „Trommelsprache" ist nicht blos auf diese Afrikaner beschränkt, sie ist viel weiter über den schwarzen Erdtheil verbreitet. Ludwig Wolf fand sie, mehr oder minder ausgebildet, bei fast allen von ihm besuchten afrikanischen Völkern, besonders bei den Bakuba, die eine grosse Holztrommel benutzen, auf der mit zwei Schlägeln verschiedene Töne hervorgebracht werden. Wolf hörte „stundenlange Unterhaltung, die zuweilen, nach der Heftigkeit, mit welcher die einzelnen Schläge geführt wurden, zu urtheilen, einen lebhaften Charakter anzunehmen schien" (Wissmann, Wolf, von François und Müller, Im Innern Afrikas, S. 228). Dass auch die Galla im Süden Abessiniens solche Trommelsignale besitzen, erfahren wir durch den Italiener Cecchi (Fünf Jahre in Ostafrika, S. 296). Die grossen Holztrommeln heissen dort bidern. Sie sind längs der nach den Nachbarstaaten führenden Wege aufgestellt und werden von besonderen Wächtern beim Herannahen von Feinden geschlagen. Cecchi bezeichnet sie geradezu als „Telegraphensystem".

So, wie in Afrika, dienen auch in Neu-Guinea grosse Holztrommeln zur Weiterbeförderung von Signalen, die in der Stille der Nacht oft mehrere englische Meilen weit gehört werden. An der Astrolabebai heisst das Instrument Barum, wie wir durch Finsch wissen (Samoafahrten, S. 48). „An der Art der Schläge können die Eingebornen sogleich erkennen, ob es sich um einen Angriff, einen Todesfall oder eine Festlichkeit handelt."

Nach demselben Autor wird in Neu-Guinea auch mit Rauchsäulen und Nachts mit Feuer signalisirt. Es ist dies ein Verfahren, welches übereinstimmt mit jenem der Eingebornen Australiens. Mitchell beobachtete im östlichen Australien, dass seine Bewegungen durch sich von Ort zu Ort fortsetzende Rauchsäulen angezeigt wurden; auch bemerkte er an der Portland-Bai, wie das Vorhandensein eines Walfischs dort durch eine Rauchsäule signalisirt wurde. Durch Rauch in different forms gaben sich die Bewohner von Kap York und den benachbarten Inseln Nachrichten, wie Jardine beobachtete. In Victoria füllten die Schwarzen hohle Bäume mit grünem Laub und erzeugten so Qualm zum Signalisiren. „Ihre Feuer wurden in solcher Weise angezündet, dass die dadurch erzeugten Signale von ihren Angehörigen und befreundeten Stämmen verstanden wurden" (Brough Smyth, The Aborigines of Victoria I. p. 152).

Unabhängig sind die nordamerikanischen Indianer auf dasselbe Mittel zum Telegraphiren gekommen. „Die merkwürdigste Art," sagt Josias Gregg (Wanderungen durch die Prairie. Stuttgart 1847. S. 251), „wodurch man viele wichtige Thatsachen auf eine beträchtliche Entfernung mittheilt, ist das Aufsteigenlassen von Rauchsäulen, die durch Beschaffenheit, Grösse, Zahl oder Wiederholung verständlich werden, zu welchem Behufe man gewöhnlich trockene Grasplätze ansteckt."

Näher geht auf die Rauchzeichen der Indianer Custer ein (My life on the plains p. 187, citirt nach First annual report of the bureau of Ethnology p. 537). Nach ihm soll man Rauchsäulen von erhöhten Standpunkten bis über 20 Miles weit sehen können. Man beginnt mit einem kleinen Feuer, das nicht flackern darf, legt dann grünes Gras oder Kräuter darauf, wodurch ein dichter, weisser Rauch entsteht. Durch das Darüberdecken einer Decke (blanket) kann der Rauch unterbrochen und dieses kann in Zwischenpausen wiederholt werden, so dass der

Rauch in einzelnen Wolken hintereinander aufsteigt. Dadurch werden verschiedene Zeichen gegeben, die ihre bestimmte Bedeutung haben.

(18) Hr. F. Jagor berichtet, im Anschluss an die Verhandlungen S. 125, über

indische Zahnbürsten.

In Indien werden dünne, senkrecht gegen ihre Axe durchschnittene, an einem Ende zerkaute Zweige oder Wurzeln ganz allgemein statt Zahnbürsten benutzt. Das tägliche Putzen der Zähne und Zunge ist ein religiöser Akt und geschieht, wie das Rasiren, im Freien. Nach jedesmaligem Gebrauch wird das benutzte Stäbchen fortgeworfen. Dass der Europäer seine Zahnbürste mehrere Male benutzt, erfüllt den strenggläubigen Hindu mit unbeschreiblichem Abscheu. Speichel verunreinigt mehr, als alles Andere (M. Williams Relig. Tought in India. 376).

Nach Dr. Bidie werden besonders dünne Zweige von Acacia arabica, Phyllanthus sp. und dünne Luftwurzeln von Ficus bengalensis benutzt; aber noch viele andere Pflanzen sind gestattet. Nicht verunreinigend sind alle Baumzweige, deren Saft farblos ist. Nim-Zweige (Azadirachta indica) zieht der Hindu allen anderen vor, weil das Holz bitter ist; doch muss er sich hüten, sein Zahnfleisch bluten zu machen, weil er sonst für einen Tag unrein ist (People of India III. 160).

(19) Hr. W. Joest hat aus Ragatz, 28. Juli, folgende Mittheilung eingesandt über

Körperbemalen und Tättowiren bei den Völkern des Alterthums.

Die griechischen und römischen Landleute und Weinbauern huldigten nicht nur der Sitte, die Statuen ihrer Lieblingsgötter, Phallus und Bacchus, mit Mennige anzumalen, also mit demselben Material, mit dem der Hindu heute z. B. seinen Liebling Ganesa beschmiert, sondern bei den Festen dieser Götter färbten die Bauern auch ihre eigenen Gesichter mit Mennige roth, eine Liebhaberei, die erst ausser Gebrauch kam, als Masken an Stelle der Farbe getreten waren. Pausanias (7, 26; 8, 3) theilt diese Sitte z. B. von den Einwohnern von Phelloë in Achaja und von Phigalia im südlichen Arkadien mit und Tibull (ed. Broeckhuysen, Amsterdam 1708. lib. II. Eleg. I) schreibt:

> Agricola et minio suffusus, Bacche, rubenti
> (primus inexperta duxit ab arte choros).

Auch die römischen Triumphatoren strichen sich zinnoberroth an. Plinius, der diesen Brauch bespricht, leitete denselben ebenfalls aus der Sitte, die Statuen Jupiters roth zu bemalen, ab. Er schreibt (H. Nat. lib. XXXIII. Cap. 7) bei Besprechung des „minium“: Nunc inter pigmenta magnae auctoritatis et quondam apud Romanos non solum maximae, sed etiam sacrae. Enumerat auctores Verrius, quibus credere sit necesse, Iovis ipsius simulacri faciem diebus festis minio illini solitam, triumphantumque corpora: sic Camillum triumphasse. Hac religione etiam nunc addi in unguenta coenae triumphalis et a Censoribus inprimis Iovem miniandum locari. Cujus rei causam equidem miror: quanquam et hodie id expeti constat Aethiopum populis, totosque eo tingi proceres, huncque ibi Deorum simulacris colorem esse.

Ueberaus häufig ist bei den alten Schriftstellern von der Sitte des Tättowirens und Körperbemalens bei den Britanniern die Rede[1]). So z. B. bei Herodian

1) Vgl. mein „Tätowiren, Narbenzeichnen u. s. w.“. Berlin, Asher 1888. Neuerdings

(ed. Th. Irmisch, Leipzig 1790. Lib. III. Cap. XIV. p. 761): „Britanni nudi enim pleraque corporis, coenum contemnunt. Neque enim norunt vestis usum; sed ilia et colla ornant ferro, decus id ac divitiarum indicium existimantes, sicut aurum caeteri barbari, corpora autem compungunt notis variorum animalium imaginibus". (Quocirca nec induuntur, ne operiant corporis picturas, setzt er sehr richtig hinzu.)

Zur Zeit Caesar's scheint man bei dem Hautschmuck noch nicht über das dem Tättowiren in den meisten Fällen vorhergehende Stadium der Körperbemalung herausgekommen zu sein, denn er schreibt (de bell. gall. V. 14): „Omnes vero Britanni vitro se inficiunt, quod coeruleum efficit colorem", und er erklärt sich diesen Brauch mit den Worten: „atque hoc horribiliore sunt in pugna aspectu." Auch Tacitus (Agricol. Cap. II) spricht nur von den „Silurum in Britannia colorati vultus", Martial (XIV. Ep. 99): „Barbara de pictis veni bascauda Britannis"; spätere Schriftsteller aber, wie Solinus, Tertullian u. A. sprechen unverkennbar von Tättowirung und Narbenzeichnung: „Stigmata Britannorum" (Tertull. de Vel. Virg. Cap. X. p. 199); „Notis corporis, quae inustae parvulo fuerant (nepos agnitus) Justin XLIV. 4;

„Ferroque notatas
perlegit exsangues Picto moriente figuras."

Claudian. de bello Getic. v. 435;

„Inde Caledonio velata Britannia monstro
Ferro picta genas"

Ders. de Laud. Stiliconis L. II v. 247. Solinus, Polyhistor Cap. XXXV. p. 254: „Per artifices plagarum figuras, jam inde a pueris variae animalium effigies incorporantur, inscriptisque visceribus hominis, incremento pigmenti notae crescunt. Net quicquam magis patientiae loco nationes ferae ducunt, quam ut per memores cicatrices plurimum fuci artus bribant."

Wie ich schon an anderer Stelle hervorgehoben habe, scheinen auch die Bewohner Englands diejenigen altheidnischen Europäer gewesen zu sein, bei denen sich das Tättowiren noch lange nach deren Bekehrung zum Christenthum als allgemeine Volkssitte erhalten hat. Es ist natürlich, dass die Mönche und christlichen Glaubensboten diesen heidnisch-barbarischen Brauch auszurotten suchten (obgleich einige Jahrhunderte später, bis auf den heutigen Tag, dieselbe Sitte von allerchristlichster Stelle, nehmlich vom heiligen Grabe in Jerusalem aus, wieder nach dem Abendland hin verbreitet wurde), indess scheinen ihre Bestrebungen nicht sonderlich von Erfolg gekrönt gewesen zu sein, denn noch i. J. 787 wurde auf dem Concil zu Calcuth in Schottland das Tättowiren in folgender feierlicher Weise verdammt: „Annexuimus, ut unusquisque fidelis Christianus a Catholicis juris exemplum accipiat; et si quid ex ritu Paganorum remansit, avellatur, contemnatur, abjiciatur. Pagani vero diabolico instinctu cicatrices teterrimas superinduxerunt; dicente Prudentio: „Tinxit et innocuam maculis sordentibus humum" Domino enim videtur facere injuriam, qui creaturam foedat ac deturpat" Ausgezeichnet ist dann der Schluss: „Certe si pro Deo aliquis hanc tincturae injuriam sustineret, magnam inde remunerationem acciperet. Sed quisquis ex superstitione gentilium id agit, non ei proficit ad salutem" (Can. 19. Concil. Labbeus et Cossartius T. IV. p. 1872. apud Mascov. Addit. II p. 183.).

Neben den Britanniern sind es dann zumal die Völkerstämme von der unteren

fand ich weitere Belege bei Pelloutier S., Histoire des Celtes. Haag 1750 p. 289 und bei Böttiger, C. A., Kleine Schriften. Leipzig 1850. I. S. 164, die hier berücksichtigt sind.

Donau, am Nordgestade des Pontus bis nach der Wolga hin, von denen uns die alten Schriftsteller Nachrichten über den bei denselben herrschenden Brauch des Tättowirens überliefert haben. Ferner sind auch die Thraker zu nennen, von denen Herodot schon schreibt (V. 6): „τὸ μὲν ἐστίχθαι εὐγενὲς κέκριται, τὸ δ' ἄστικτον ἀγενές." Wenn Plutarch später die Version bringt, die Thraker hätten ihre Frauen tättowirt, um dieselben stets aufs Neue für den einst von thrakischen Weibern an Orpheus verübten Mord zu strafen („Thraces ad hunc usque diem compungunt uxores suas, ulciscendi Orphei causa." De sera num. vindicta II. 557), so irrt er, denn auch die thrakischen Männer tättowirten sich, wie aus der obigen Stelle bei Herodot hervorgeht, und auch bei den Frauen galt die Tättowirung durchaus nicht als eine Schande: „Vidistine in Thracia mulieres liberas, stigmatum plenas, et tanto plura habentes stigmata et magis varia, quanto honestiores et ex honestioribus sunt natae?" (Dio Chrysost. Orat. XIV. 233);

„Picta manus, ustaque placet, sed barbara mento",

schreibt Valerius Flaccus (Argonautica II. p. 150) von gefangenen thrakischen Mädchen.

„Pictos" nennt Vergil (Aeneis IV. 146; Georg. II. 115) die Gelonen und Agathyrsen.

„Membraque qui ferro gaudet pinxisse Gelonus"

(Claudian. in Rufin. I. 331). „Agathyrsi ora artusque pingunt, ut quique majoribus praestant, ita magis, vel minus. Ceterum iisdem omnes notis et sic at ablui nequeant" (Pomp. Mela II. Cap. I. p. 40). „Gelonis Agathyrsi conlimitant, interstincti colore caeruleo corpora simul et crines et humiles quidem minutis atque raris, nobiles vero latis, fucatis ac densioribus notis" (Amm. Marcellin. XXXI. Cap. III. p. 619). Die in dieser Weise grün oder blau Zugerichteten müssen einen eigenthümlichen Eindruck gemacht haben

Plinius (H. N. XXII. Cap. 1) berichtet über dieselbe Sitte bei den oben erwähnten Völkerschaften folgendermaassen: „Equidem et formae gratia ritusque perpetui, in corporibus suis aliquas exterarum gentium uti herbis quibusdam adverto animum. Illinunt certe aliis aliae faciem in populis Barbarorum faeminae, maresque etiam apud Dacos et Sarmatas corpora sua inscribunt. Simile plantagini glastum in Gallia vocatur, quo Britannorum conjuges nurusque toto corpore oblitae; quibusdam in sacris et nudae incedunt, Aethiopum colorem imitantes." Von den etwas mysteriösen Mossynen und Mossynöken besitzen wir ebenfalls gleichlautende Nachrichten: „Mossyni notis corpus omne persignant" (Pomp. Mela I. Cap. XIX. p. 34); „Mossynoeci ab infantia dorsum et pectus stigmatibus variegant" (Diodor. Sic. XIV. 413).

Auch bei jenen Völkern hat sich diese Sitte lange erhalten, denn als Jahrhunderte später die verderbenbringenden Schaaren der Hunnen in Europa eindrangen, trugen ihre von Schmucknarben durchfurchten Gesichter nicht wenig dazu bei, das Schreckliche ihres Aeusseren zu erhöhen. „Etiam in pignora sua primo die nata desaeviunt. Nam maribus ferro genas setant et antequam lactis nutrimenta percipiant, vulneris coguntur subire tolerantiam. Hinc imberbes senescunt et sine venustate ephebi sunt, quia facies ferro sulcata tempestivam pilorum gratiam per cicatrices absumit" (Jornandes. de reb. Geticis Cap. XXIV. 645), ebenso Amm. Marcell. (XXXI. Cap. III. p. 615): „Apud Hunnos ab ipsis nascendi primitiis infantum ferro sulcantur altius genae, ut pilorum vigor tempestivus emergens corrugatis cicatricibus hebetetur."

(20) Hr. W. Joest überschickt ferner eine Notiz über die

Zwecke der Körperbemalung.

In einem mir bisher nicht bekannten Werke von Jos. Gumilla, Supérieur des Missions de l'Orénoque, „Histoire etc. de l'Orénoque." Avignon 1758 I. p. 190, finde ich ausführliche Mittheilungen über die Sitte des Körperbemalens bei den dortigen Eingebornen und über deren Zwecke, die in mehr als einer Hinsicht lehrreich und interessant sind. Ich darf mir vielleicht erlauben, einige Sätze aus denselben hier wiederzugeben: „Toutes les nations de ce pays à l'exception d'un petit nombre s'oignent depuis la tête j'usqu'à l'extremité des pieds avec de l'huile et de l'Achives et les mères pendant qu'elles s'oignent elles-mêmes, font la même chose à leurs enfants, sans excepter ceux qui sont pendus à leurs mamelles, deux fois par jour au moins. Elles oignent aussi leurs maris, et les jours de fêtes, elles ajoutent à celle onction une grande quantité de figures de differentes couleurs ... Ces peuples, de quelqu'âge qu'ils soient, ne sortent qu'avec peine de leurs maisons lors qu'ils ne soient point oints depuis les pieds jusqu'à la tête et cela même après qu'ils ont été civilisés et qu'on les a mis en état d'assister au Catéchisme. Il arrive souvent, que le Missionaire, s'apercevant qu'il manque du monde dans les rangs (in der Schule) envoye le Fiscal pour les chercher; mais il revient sans les amener, disant: „Père, ils ne peuvent point venir, parce qu'ils sont nuds." „Comment," repliquera le père, „ceux qui sont ici, ne sont-ils pas nuds aussi?" „Cela est vrai," répond l'autre, „mais ils sont oints". . . (Es folgt die Beschreibung einer Sitte der Cariben, sich bei ihren Festen erst einzuölen, dann ihre Haut mit buntem Lack zu überziehen: „cette parure n'est pas pour un jour, ils sont obligés de la porter tout le temps que la résine conserve la tenacité et elle ne la perd que difficilement.) L'onction ordinaire est composée d'huile et d'Achives qu'ils paitrissent avec de l'huile de Cunama ou d'oeufs de tortue, dont ils se frottent le corps matin et soir, ce qui non seulement leur sert d'habit, mais les garantit encore des mosquites dont ces pays saisonnent; car outre qu'ils ne peuvent les piquer, ils meurent, sans pouvoir se depétrer de cet oingt. De plus comme l'Achives est extrêmement froid, cette onction les rend moins sensibles à l'ardeur du soleil et à la chaleur du pays. Il est vrai, qu'après qu'ils sont bâtisés, ils se couvrent des habits que leur donnent les missionaires, mais il faut bien du temps pour les y accoûtumer ... Les adultes qui vont à la guerre, se peignent d'une manière affreuse."

Klar und deutlich finden wir hier Zweck und Ziel der Körperbemalung angeführt, wie sie in gleicher Weise wohl für sämmtliche Völker der Erde, welche dieser so weit verbreiteten Sitte huldigen, angenommen werden dürfen. Die Beweggründe für den Einzelnen sowohl, wie für die Gesammtheit der sich Bemalenden sind durchgehend:

1) Eitelkeit, der Wunsch sich (mit Rücksicht auf das andere Geschlecht) zu verschönern;
2) die Absicht, durch Uebertreibung dieser Bemalung bis zum Grotesken, Abschreckenden, — ein, den verschiedenen ethnographischen Zonen und Provinzen gemäss wechselnder Begriff, — dem Feinde Angst einzuflössen;
3) der Wunsch, sich durch Bedecken mit dieser öligen Schicht gegen Insektenstiche oder gegen Hitze, bezw. Kälte zu schützen. Durch Einreiben mit dem farbigen Oel bleibt die Haut geschmeidig und der Körper gelenkig; Moskitos u. dergl. können die Schicht entweder nicht mit dem Stachel durchdringen, oder sie bleiben gefangen in derselben sitzen, wie bei uns Fliegen und Mücken im Leim der Fliegenstöcke. In heissen Ländern

hält die Bemalung die Haut kühl, während sie in kühleren Zonen (z. B. Südafrika) dieselbe unempfindlicher gegen Kälte macht.

Wir sehen ferner, dass die Körperbemalung, entsprechend der Tättowirung, vollständig die Rolle einer Bekleidung spielt: der nicht bemalte Wilde schämt sich dem Europäer gegenüber seiner Nacktheit. Diese Bemalung nimmt, da sie nur ihrem Zweck entspricht, so lange die betreffenden Körpertheile unverhüllt bleiben, ab, sobald die Betreffenden sich an Bekleidung zu gewöhnen beginnen, und zwar entspricht diese Abnahme genau der Zunahme der Kleidung, so dass die Bemalung, bezw. Tättowirung sich zuletzt nur noch auf die unverhüllten Theile, das Gesicht und die Hände, beschränkt oder ganz in Wegfall kommt. Wären die oben geschilderten Wilden nicht mit europäischer Cultur in Berührung gekommen, so ist es sehr wahrscheinlich, dass sie allmählich von der Körperbemalung zur Tättowirung, d. h. vom leicht vergänglichen, häufig zu erneuernden Hautschmuck zum unvergänglichen übergegangen wären. Den Anfang dazu hatten sie schon gemacht, denn P. Gumilla schreibt p. 201: „Ils regardent comme une beauté (also wieder Eitelkeit) d'avoir des moustaches noires qui embrassent une grande partie des joues et qui, formant une espèce de demicircle, vont toujours en diminuant et se joignent par leurs extrêmités au milieu du menton. Elles sont faites de façon que ceux à qui on les a procurées, les conservent jusqu'au tombeau, sans que rien soit capable de les effacer. Pour les faire ils prennent une dent du poisson Payara laquelle est aussi pointue qu'une lancette et avec cette dent, ils incisent jusqu'à la chair vive les traits nécéssaires, pour que la moustache soit bien marquée et ait toute la bonne grace possible sans s'embarasser ni des cris de l'enfant ni du danger auquel on l'expose. Le dessein achevé, ils essuyent le sang qui s'est répandu et remplissent les incisions d'une espèce d'encre tirée d'une fruit appelée Jagua après quoi voilà la moustache faite pour toute la vie."

Besondere Beachtung bei diesen Ausführungen des P. Gumilla verdient noch die Thatsache, dass derselbe auch nicht die leiseste Andeutung über irgend welchen Zusammenhang der Tättowirung oder Körperbemalung mit religiösen u. dgl. Anschauungen fallen lässt.

(21) Hr. W. Joest hat aus Ragatz, 10. August, folgenden Bericht der Frankfurter Didaskalia vom 8. August eingeschickt, betreffend

Leichenbretter in Böhmen.

In einigen Gegenden Böhmens, besonders aber im Böhmerwalde unter den deutschen Bauern des Kamschen Gebirges, im Thale des Weissen Regen und der Angel und durch den ganzen bayrischen Wald bis an die Donau, herrscht eine ganz eigenthümliche Sitte in Bezug auf die Leichenbretter. Ist ein Todter im Hause, so wird derselbe auf ein Brett gelegt und dieses nach der Bestattung des Todten, wenn es nicht schon früher mit dem Sinnbilde des Todes geschmückt und bunt bemalt wurde, wenigstens mit einer Inschrift, welche den Namen, den Wohnort, den Geburts- und Todestag, zuweilen auch einen Nachruf oder Sinnspruch in Versen und die Bitte um ein Vaterunser für die arme Seele des Dahingeschiedenen enthält, versehen, am oberen Ende dachförmig zugespitzt oder kopfförmig abgerundet und mit dem unteren Ende aufrecht in den Boden gesteckt, und zwar meistentheils in der Nähe des Hofes oder an Wegen, welche das dazu gehörige Grundstück berühren, oft auch unter starkstämmigen Bäumen, bei Capellen und Crucifixen. Oft sieht man ganze Reihen solcher Leichenbretter gleich Schanzpfählen nebeneinander stehen, aus deren Inschriften man den Lebensgang und die

Schicksale der Familie während vieler Jahrzehnte wie aus einem Geschlechtsregister ersehen kann. Solche Leichenbretter bilden gleichsam eine Chronik der Familie. Da es in jenen Gegenden nur wenig Wegweiser giebt, so dienen die Leichenbretter daselbst auch zuweilen dem Wanderer als Orientirungsmittel, da aus deren Inschriften immer der Name des nächsten Hofes, der nächsten Ansiedelung ersichtlich ist. Beim Betreten und Verlassen der Dörfchen, am Wege zu beiden Seiten von Kreuzen, an Einfriedigungen, an Bäumen erblickt man oft weit über zwanzig solcher Leichenbretter, mit Malereien versehene und auch unbemalte, ganz neue, unversehrte und auch bereits halb verfaulte. Die Bemalung, welche man auf diesen Todtenbrettern findet, ist meist sehr primitiv. Ist die Art des Todes nicht in irgend einer Weise veranschaulicht, so erblickt man wenigstens den Todten in schwarzer oder weisser Kleidung an der Hand eines Engels. Als Symbol des Todes dient gewöhnlich eine erloschene oder geknickte Kerze, selten der Todtenkopf über den zwei gekreuzten Armknochen. Von Inschriften seien als Beispiel der Art und Weise, wie dieselben abgefasst sind, einige angeführt: „Hier auf diesem Brett hat geruhet die ehrengeachtete Söldnerin Katharina Weiss aus Oberzetling . . . .“ oder: „Hier ruhte nach seinem Hinscheiden bis zur Beerdigung der ehrgeachtete Josef Amberger, Inwohner von Ruhmannsfelden . . . .“ In einigen Inschriften wird dahingegangenen Jünglingen und Jungfrauen das Prädicat „tugendsam“ beigelegt. Wie es scheint, sind die Tage des Leichenbrettes gezählt. Aus der ersten Hälfte dieses Jahrzehntes findet man nur noch wenig Leichenbretter, sie werden immer seltener, und in nicht allzu ferner Zeit wird auch diese altehrwürdige Sitte aufgehört haben, wie so manche andere.

(22) Hr. Virchow macht weitere Mittheilungen über

ägyptische und andere Augenschminke.

Hr. Emil Brugsch-Bey hat mir auf mein Ersuchen unter dem 6. August eine Probe kohl übersendet, welche aus einer kleinen Alabastervase, wahrscheinlich der 21. Dynastie angehörig, herstammt. Die Vase ist nach der mitgetheilten Zeichnung genau übereinstimmend mit derjenigen, die ich selbst aus Theben mitgebracht hatte (Verh. S. 212. Fig. 3).

Hr. Salkowski hat die übersendete Substanz chemisch analysirt und Folgendes gefunden: „Das zur Untersuchung übergebene schwarze Pulver löst sich langsam, jedoch, abgesehen von einigen zurückbleibenden Körnchen Sand, vollständig in heisser Salzsäure unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff. Aus der heissen Lösung scheidet sich beim Erkalten Chlorblei in krystallinischen Nadeln ab. Schwefelwasserstoff bewirkt in der verdünnten Lösung einen schwarzen Niederschlag, der sich bei weiterer Untersuchung als Schwefelblei erweist. — Somit besteht die zur Untersuchung übergebene Substanz aus Schwefelblei (Bleiglanz).“

Das Resultat ist also genau dasselbe, welches bei der Analyse der thebanischen Augenschwärze gefunden war.

Sonderbarerweise ist es mir bis jetzt überhaupt noch nicht gelungen, irgend eine altägyptische Augenschminke zu erhalten, welche dem Mestem der Inschriften, dem Stimmi der Griechen, dem Stibium der Römer entsprochen hätte. Vielleicht ist dies nur ein Zufall, indess ist es sonderbar genug, dass nun schon zum zweiten Male Bleiglanz aus altägyptischen Schminktöpfen hervorgeht. In einer, unter Leitung des Hrn. Dümichen geschriebenen Strassburger Inauguraldissertation hat Hr. Lüring (Die über die medicinischen Kenntnisse der alten Aegypter berichtenden Papyri, verglichen mit den medicinischen Schriften griechischer und römischer

Autoren. Leipzig 1888. S. 86) eine ausführliche Erörterung der verschiedenen, als Augenschminke benutzten Stoffe vorgenommen, ohne jedoch des Bleiglanzes irgend zu gedenken. Vielleicht gelingt es jetzt, wo der Bleiglanz direkt nachgewiesen ist, eine genauere Deutung der vorhandenen Bezeichnungen zu finden. Höchst wahrscheinlich ist die philologische Interpretation den thatsächlichen Verhältnissen noch nicht völlig gerecht geworden. Denn auch die dritte Probe, welche ich analysiren liess, die aus dem Berliner Museum (Verh. S. 340), hat eine Substanz ergeben, welche bisher keinen Platz in den vorhandenen Deutungen gefunden zu haben scheint: den Braunstein (Mangansuperoxyd).

Wahrscheinlich ist die von Hrn. H. Brugsch (Verh. S. 214) aus dem gnostischen Papyrus von Leiden citirte „Maknesia" auf Mangan zu beziehen, da von ihr gesagt wird, es sei ein Mineral, das zerstampft schwarz werde, — eine Eigenschaft, die auf weisse Magnesia nicht passen würde. Plinius (Hist. nat. XXXVI. 25), der nach ihren Fundorten 5 verschiedene Arten von Magnes unterscheidet, erklärt, der Hauptunterschied liege darin, ob es männlicher oder weiblicher sei; nächstdem käme der Farbenunterschied. In der macedonischen Magnesia käme rother und schwarzer Magnes vor, in der asiatischen weisser (candidus), dem Bimstein ähnlich und ohne Wirkung auf Eisen. Von demjenigen Magnes, der um Alexandria Troas gefunden wird, heisst es: Is qui in Troade invenitur, niger est et feminei sexus, ideoque sine viribus. Dies ist die einzige Angabe, wonach man die Deutung versuchen kann, dass der wirklich magnetische, active Stein als der männliche, der nicht magnetische als der weibliche angesehen wurde. Von diesem letzteren dürften die zwei Unterarten zugelassen werden können: der weisse Magnesia-Stein und der braune oder schwarze Manganstein. Zu ähnlichen Schlüssen kommt auch Hr. Berthelot (Collect. des anciens Alchimistes Grecs. Livr. I. Paris 1887. p. 256), der die weibliche weisse Magnesia als natürliches Schwefelantimon ansieht, dagegen die schwarze Magnesia entweder für Eisenoxyd, oder für Manganbioxyd erklärt.

Hr. Lieblein (Norsk Mag. for Laegevidenskaben. Raekke III. X. 568) führt 4 verschiedene Arten von Augenschminke auf, die er sämmtlich auf Antimon bezieht: 2 Arten von Setem, die jedoch verschieden geschrieben wurden, sodann utu oder uatu, das er mit stibium quoddam übersetzt, und endlich mestem, das er durch Collyrium wiedergiebt. Obwohl setem im Sinne des Hrn. Abel nur eine Umstellung von mestem sein könnte, so mag ihm doch ein anderer Sinn untergelegt sein. Da aber nach Hrn. Brugsch das Verbum stēm „salben" heisst, so wird sich auf bloss etymologischem Wege wohl nicht ausmachen lassen, wodurch sich die einzelnen Sorten unterscheiden. Das scheint jedoch sicher zu sein, dass mestem ein gewöhnlicher Ausdruck auch für die färbende Substanz selbst und nicht bloss für eine Salbe oder ein Collyrium war.

So erscheint mestem auch an der Stelle, welche die Aegyptologen so viel beschäftigt hat, nehmlich in einem der Wandgemälde des Felsengrabes von Chnumhotep zu Beni Hassan (Wilkinson, Manners and customs of the ancient Egyptians. 1878. Vol. I. p. 480. Pl. XII), in welchem die Ankunft einer semitischen Karawane in Aegypten unter König Usurtasen II. (12. Dynastie) dargestellt wird. Die Ankömmlinge brachten als Huldigungsgeschenk Mastemut oder Mestem, Augenschminke. Hr. Brugsch (Gesch. Aegyptens S. 148) bemerkt bei dieser Gelegenheit, dass die Schminke von den Arabern oder Schasu geliefert wurde, welche das Land Pitschu (Midian) bewohnten und deren Karawanen bis in das Nilthal kamen.

Hr. Dümichen hat noch das Land Pun als Bezugsquelle hinzugefügt; eine der betreffenden Stellen nennt „das Land Ment mit dem mes;em, das in ihm ist, mit dem herrlichen ḳesfen von Punt" (Lüring S. 87). Es wäre nicht ohne Be-

deutung, wenn diese Bezugsorte geographisch und geologisch sicher festgestellt würden.

Die Angaben der klassischen Schriftsteller nützen in dieser Beziehung gar nichts. Dioscorides (Mat. med. Lib. V. 99) spricht nur von einem besonders wirksamen (κράτιστον) Stimmi, welches von einigen Stibi, von anderen Platyophthalmon, von anderen Larbason genannt werde. Plinius (Hist. nat. 33, 33) unterscheidet wieder zwei Arten von Stimmi oder Stibium, eine männliche und eine weibliche, und setzt hinzu, man halte die weibliche Sorte für besser. Von dieser sagt er: nitet, friabilis, fissurisque, non globis dehiscens. Auf sie wird sich auch beziehen, was er demnächst (33, 34) nach Dioscorides anführt: Vis ejus adstringere et refrigerare: principalis autem circa oculos: namque ideo etiam plerique platyophthalmon id appellavere, quoniam in calliblepharis mulierum dilatet oculos. Die Verbreiterung des Auges durch das „Lidverschönerungsmittel" ist offenbar nur jene scheinbare, wie sie durch das Auftragen einer schwarzen Schminke auf die Lidränder hervorgebracht wird; somit tritt schon bei den Römern die kosmetische Bedeutung in den Vordergrund. Jedoch muss man wohl annehmen, dass ursprünglich die medicamentöse und wahrscheinlich auch die prophylaktische Wirkung es waren, welche zu der Anwendung der Salbe führten, und dazu bot die grosse Häufigkeit der Bindehaut- und Lidentzündungen in Aegypten gewiss reichliche Gelegenheit (vgl. meine Medicinischen Erinnerungen von einer Reise nach Aegypten. Archiv f. path. Anat. u. Physiol. 1888. Bd. 113. S. 373).

Den modernen Gebrauch schildert Edw. Will. Lane (Sitten und Gebräuche der heutigen Egypter. Aus dem Engl. von Dr. Zenker. Leipzig, ohne Jahreszahl. I. S. 32). Nach ihm ist Koḥl ein Collyrium aus Russ, der durch Verbrennen von Weihrauch (liban) oder Mandelschalen gewonnen wird. Als heilkräftig betrachtet man ein Präparat aus „Bleischwärze (koḥl-el-hagar), dem Fischgummi (Sarcocolla, anzurût), Pfeffer (érḳ-ed-dahab), Zuckerkand, feiner Staub von venezianischen Zechinen und zuweilen pulverose Perlen beigemischt sind." Sehr charakteristisch setzt Lane hinzu: „Früher soll man Spiessglanz gebraucht haben." Nach seinen weiteren Angaben heisst die kleine Sonde von Holz, die, mit Rosenwasser benetzt, in das Pulver getaucht und zum Anschminken gebraucht wird, gegenwärtig mirwed, das Gefäss, welches den koḥl enthält, muk-ḥul'ah. Seine Abbildung (Taf. XII. Fig. C) entspricht denen, welche ich selbst gegeben habe (S. 212. Fig. 3—4).

Ich hatte mich an Hrn. Dr. Kartulis in Alexandria mit dem Ansuchen gewendet, mir das jetzt gebräuchliche Koḥl zu schicken. Vielleicht war es ein Missverständniss, wenn er „die gebräuchliche Holzkohle" geschickt hat. Er schreibt dazu: „Diese, in Wasser oder in Frauenmilch gemischt, dient zum Tättowiren bei den Arabern. Ausser dieser Methode bedienen sich dieselben auch einer Tinte, die durch Abkochen der Granatbaumrinde unter Zusatz von Gummi arab. und Ferr. sulf. gewonnen wird. Auch der Russ von Papier, in Wasser oder Frauenmilch zertheilt, wird dazu gebraucht." Ich hatte allerdings ausser koḥl auch die Substanz gewünscht, welche zum Tättowiren gebraucht wird, und ich fürchte, dass dabei das erstere ganz ausgefallen ist. Jedenfalls besteht das übersendete Pulver aus sehr grob pulverisirter Holzkohle. —

Hr. R. Andree sendet mir d. d. Leipzig, 23. August, folgende Notiz über den Gebrauch der Augenschminke bei den Juden: „Für das Schminken der Augen gebraucht Hesekiel (23,40) das Wort Kachal, das mit dem noch jetzt üblichen arab. koḥl übereinstimmt. Hiob (42, 14) nannte seine dritte Tochter Kerenhapuch, d. i. Schminkhorn. Nach II. Könige 9, 30 „setzte" die Königin Isabel „ihre Augen in pukh" (Luther: schminkte sie ihr Angesicht), was wohl übereinstimmen dürfte

mit der noch heute im Orient gebräuchlichen Art. Ob aber diese Augenschminke Antimon war?" —

Hr. F. Jagor hat mir aus seiner Sammlung ein Originaldöschen aus Silber mit indischer Augenschminke übergeben, welches er in Madras erworben hat, nachdem es einer Dravidierin geraubt worden war. Dasselbe ist äusserlich an 3 verschiedenen Stellen mit kleinen Kettengehängen besetzt, welche am Ende kleine Glöckchen oder Kapseln tragen. An einer Stelle hängen an einem Ringe 4, an einer zweiten 5, an einer dritten 8 Kettchen; nur die erstere hat flache Kapselchen mit erhabenem Rande. Der übergreifende Deckel hat einen Knopf in Form einer 4seitigen Pyramide, der auf einer 6blätterigen Rosette steht, und besitzt am Rande 4 kleine vorspringende Ringe zur Befestigung. Die Büchse ist noch halb gefüllt mit einer glänzend schwarzen Schmiere, die einen deutlichen Fettgeruch hat und, auf die Haut gerieben, dieselbe vorzüglich färbt. Sie gleicht in hohem Grade feiner Stiefelwichse. Die mikroskopische Untersuchung zeigt nur Fett und sehr fein vertheilte Kohle. Die chemische Analyse bestätigt dies. Hr. Salkowski berichtet: „Beim Behandeln der schwarzen Schminke mit Aether hinterbleibt ein tiefschwarzes lockeres Pulver, das beim Erhitzen auf dem Platinblech verglimmt, ohne Asche zu hinterlassen, mikroskopisch keine Struktur erkennen lässt und sich in starker Säure und Alkalien unlöslich erweist. Um Metalle mit Sicherheit auszuschliessen, wurde die bei andauerndem Kochen mit Salpetersalzsäure erhaltene Flüssigkeit auf Metalle untersucht, jedoch mit negativem Erfolg. Der Farbstoff ist somit unzweifelhaft Kohle (Russ). Schwarze thierische Pigmente (Melanin) erscheinen durch die vollständige Unlöslichkeit in Natronlauge ausgeschlossen."



Natürliche Grösse.

Hr. Jagor hat sich auch der Mühe unterzogen, aus der indischen Literatur eine Reihe von Nachrichten über die Augenschminke, die in Indien meist unter dem persischen Namen Surma geht, zu sammeln. Es wird von Interesse sein, dieselben hier zusammengestellt zu sehen:

1) Surma, Antimonglanz, in allen Bazaren zu finden, — von Mohamedaner- und anderen Weibern zum Bemalen ihrer Augenbrauen und Wimpern benutzt. (Dr. Bidie, Catal. Süd-Indien f. Pariser Ausstellung 1878.)

2) Surma, Antimon- oder Bleiglanz zu Pulver gemahlen . . . (Glossary of Indian terms.)

3) Antimonii sulphuretum, syn. Antimonium sulphuratum (Sulphuret or Tersulphuret of Antimony).

Ismad; kohal (arab.). Surmah; Sange-surmah (Pers.). Surmé-ká-patthar (Hind.). Anjan; anjan-ká-patthar (Dak.[1]). Añjanak-kallu (Tamil.). Anjana-ráyi (Telegu.). Aññanak-kalla (Malyalim). Anjená (Canarese). Shurmá or Surmá (Bengali). Anjanam (Sanscr.). Surmo; Surmo-nu-phatro (Guzerati). Shurma-Khiyia or Súrma-khiyo (Burmese). (Moodeen Sheriff, Suppl. to the Pharmac. of India. Madras 1869.)

4) Antmonii ter-sulphuretum: used . . . by the native women for painting the tarsus of the eyes . . . price 8 annas (= 1,60 Mk.) per Pfd. (Dr. Kanny Loll Dye, The Indigenous Drugs of India.)

5) Surma heisst streng genommen Antimon; da aber dies Hinduwort gewöhn-

1) Deccani.

lich auch für Bleiglanz gebraucht wird und beide Erze in gepulvertem Zustande als Augenschminke dienen, wozu eigentlich nur Antimonglanz verwendet werden sollte, so ist es nicht immer leicht, zu unterscheiden, ob das in verschiedenen Schriften angeführte Vorkommen von Antimon (es werden 23 Citate gegeben) sich nicht auch auf Bleierze bezieht. In einigen Fällen ist dies mit Sicherheit anzunehmen. Thatsächlich kommt Schwefelantimon häufig mit Bleiglanz zusammen vor, meist aber nur in Spuren ohne praktischen Werth. (V. Ball, Economic geology of India, Vol. III. 163.)

6) Antimon kommt in verschiedenen Theilen des Punjab als Antimonglanz, Surma, vor; seine Verwendung als Metall oder Legirung ist in der Provinz unbekannt; fein gepulvert ist es als Augenschminke in allgemeinem Gebrauch, ebenso wie gepulverter Bleiglanz, von dem es die Eingebornen nicht unterscheiden (constantly confused by natives). Viel Antimonerz wird aus Kandahar eingeführt; im Himalaya ist das Vorkommen ein sehr verbreitetes; auch im Salzgebirge (Saltrange) soll es vorkommen, aber alle von dort gesandten Proben waren Bleiglanz. Der bei weitem grösste Theil des von den Drogisten verkauften Antimons (in Wirklichkeit Bleiglanz) kommt von Kabul und Bochara. Sie verkaufen auch Kalkspath, der mit Schwefelantimon nichts gemein hat, als die Form des Bruches, als Surma safaid (weissen Antimon), und eingeborene Aerzte verschreiben ihn sogar als Augenheilmittel, gerade wie den wirklichen Antimonglanz. (B. Powell, Punjab raw products 10.) —

Wir stossen also auch in Indien auf die mächtige Concurrenz des Bleiglanzes mit dem Antimonglanz, welcher letztere immer mehr vom Markte verdrängt zu werden scheint. Dafür tritt aber auch im indischen Volksgebrauch die Kohlenschminke in den Vordergrund, wie dies im modernen Aegypten der Fall ist.

Ausgiebiger lauten scheinbar die Nachrichten aus Indien über natürliche Lagerstätten des Antimons. Powell nennt sowohl das Punjab und Kandahar, als den Himalaya und das Salzgebirge, aber er fügt in Beziehung auf die beiden letzteren hinzu, dass alle von dort eingesendeten Proben Bleiglanz waren. Der allgemein übliche Name Surma, der persischen Ursprunges ist, dürfte wohl den genügenden Beweis liefern, dass der Gebrauch von Persien eingeführt ist. Dass bei Schiras Antimon gewonnen werden soll, habe ich schon früher (Verh. 1887. S. 560) erwähnt. Immerhin fehlt noch viel an dem genaueren Nachweise, und noch mehr unsicher erscheint die Frage nach dem Volke, von welchem der ursprüngliche Gebrauch herstammt.

Ich habe ferner zu erwähnen, dass ich durch Hrn. Quedenfeldt, der den Gebrauch des köḥöl in Marokko fand und der auch dort Fundplätze für Antimonglanz angegeben hat, eine Probe des zur Herstellung der Schminke benutzten Metalles erhalten habe. Leider hat sich auch diese Probe als Bleiglanz ergeben. Hr. Salkowski berichtet darüber: „Die zur Untersuchung übergebene Substanz löst sich in Salpetersäure von 1,2 spez. Gew. beim Erwärmen unter Ausscheidung von gelbem Schwefel (derselbe schmilzt beim Erhitzen, verbrennt mit blauer Flamme) zu einer leicht getrübten Lösung. Die Lösung giebt mit Schwefelsäure einen dichten, schweren, weissen Niederschlag von schwefelsaurem Blei. Die Trübung der ursprünglichen Lösung beruht auf geringen, bei der Auflösung gebildeten Quantitäten schwefelsauren Bleis. Die zur Untersuchung übergebene Substanz ist somit Bleiglanz (Schwefelblei)."

Herr Wetzstein hat mir eine von ihm mitgebrachte Probe des zur Herstellung von Augenschminke in Syrien gebräuchlichen Minerals überbracht, welche

dasselbe Resultat geliefert hat. Der Bericht des Hrn. Salkowski lautet: „Die Substanz löst sich nach dem Pulvern in heisser Salzsäure etwas schwierig unter Entwickelung von Schwefelwasserstoff. Die Lösung scheidet beim Erkalten nadelförmige Krystalle aus (Chlorblei) und giebt, verdünnt, beim Einleiten von Schwefelwasserstoff einen schwarzen Niederschlag von Schwefelblei. In Salpetersäure löst sich die Substanz unter Ausscheidung von Schwefel. Die Lösung giebt mit Schwefelsäure einen weissen Niederschlag (Bleisulfat). Somit besteht die zur Untersuchung übergebene Substanz aus Schwefelblei (Bleiglanz).“

Ueberblickt man alle bis jetzt vorliegenden Nachrichten, so stellen sich uns als die Hauptträger der uralten Sitte die Semiten dar. Gleichwie sich mit den Arabern dieselbe weit und breit ausgedehnt hat, so sehen wir schon in dem Gemälde von Benihassan aus dem 3. Jahrtausende vor Christo asiatische Semiten (Amu) als Bringer des Mestem. Alle Zeichen convergiren demnach gegen das ursprünglich semitische Asien. Die Aufgabe der weiteren Forschung wird es sein müssen, nachzuweisen, ob der Gebrauch der antimonhaltigen Augenschminke schliesslich mit der Herstellung von Geräthen aus Antimon, wie wir sie aus Transkaukasien und Babylonien kennen gelernt haben, zusammentrifft. —

Hr. Jagor macht übrigens darauf aufmerksam, dass eine vorwiegend philologische Abhandlung des Dr. Hille über den Gebrauch und die Zusammensetzung der orientalischen Augenschminke in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft V. 236—39 abgedruckt sei. —

(23) Hr. K. von den Steinen übersendet folgenden Bericht des Hrn. P. Ehrenreich, d. d. Goyaz, den 26. Juli 1888, über seine

brasilianische Reise.

Endlich Genaueres über unsere Arapuay-Reise. Der Präsident ist genöthigt, einen Officier nach S. José dos Martyrios zu schicken, um daselbst Zahlungen zu machen, und wird zu diesem Zwecke der Dampfer in Dienst gestellt werden. Ausser dem Officier begleitet mich Dr. Baggi de Arujo von hier, der nach Bahia will, ein äusserst unterrichteter Mann, der für Indianer und indianisches Leben schwärmt. So hat er seinen Kindern allen indianische Namen gegeben von Carajás, Cayapós, Tupi, hat sogar ein vor ein paar Jahren verstorbenes Kind in indianischem Kostüm, d. h. nackt mit Federschmuck u. s. w., beerdigen lassen, zum grossen Entsetzen der hiesigen Pfaffen. Auch seine Frau, eine Goyanerin, macht einen sehr vernünftigen Eindruck. Wir wollten eigentlich schon heute nach Leopoldina aufbrechen, indessen zogen wir vor, bis Montag zu warten, da der Officier erst in etwa 3 Tagen abgesendet werden kann. Die Carajás Aldeas bis S. Maria bieten im Allgemeinen wenig, da der Dampferverkehr auch hier zerstörend gewirkt hat. Die Hauptsache auf dieser Strecke sind zwei Friedhöfe der Carajás mit Todtenurnen, die unter allen Umständen besucht werden müssen. Bei S. Maria liegt inland eine noch nie besuchte Aldea der Cayapós, die früher oft das Destecament besuchten, bis sie durch die Grausamkeit des jetzigen Commandeurs verscheucht wurden. Unser Officier ist ihnen indessen gut bekannt, und wird es vielleicht in seiner Begleitung möglich sein, sie zu besuchen. Unterhalb S. Maria liegen die grossen Chambioa-Dörfer, die eine Fülle des Interessanten bieten. Wie mir Tenente Dantos von hier mittheilt, ist es bei gehöriger Vorsicht nicht besonders gefährlich, mit ihnen zu verkehren, während sonst die meisten hier eindringlich davor warnen. Die Hauptsache ist jedenfalls, die eigenen Leute von Ausschreitungen abzuhalten. Die meisten Angriffe, die vorgekommen sind,

haben natürlich wieder die Soldaten provocirt. Nun aber kommt die 80 Legoas lange Cachoninstrecke; ob wir hier durchkommen in der trockenen Zeit, vermag vorläufig niemand abzusehen. An Ort und Stelle werden wir durch die Piloten schon das Nöthige erfahren.

(24) Die Hofbuchhandlung Herm. J. Meidinger in Berlin hat den Verlag des Prachtwerkes von Dr. Hans Meyer (Leipzig) übernommen. Dasselbe führt den Titel: „Zum Schneedom des Kilimandscharo", 40 Photographien eigener Aufnahme aus Deutsch-Ostafrika mit 23 Seiten Text, Gross Quart-Format (gebunden 30 Mark).

Die 40 Photographien führen von den Palmen zum ewigen Schnee; sie zeigen Landschaften von unendlicher Ueppigkeit des Pflanzenwuchses, die verschiedenen Stationen der ostafrikanischen Gesellschaft, von den primitivsten Hütten und ausgedehnteren Holzbauten bis zu dem steinernen städtischen Gesellschaftshaus in Pangali; ferner die Grossartigkeit des Kilimandscharo in mannichfachen Ansichten, ebenso den Fürsten Mareale von Marangu mit seinen Frauen und Kindern, seinen Dienstleuten und Soldaten.

(25) Hr. Virchow übergiebt, im Anschlusse an seine Mittheilungen in der vorigen Sitzung (S. 335), einen weiteren Bericht über die

Bilsteiner Höhle bei Warstein.

Erst nachträglich habe ich einen Bericht wieder aufgefunden, den mir Herr Dr. Carthaus schon vor Einsendung der Fundstücke, unter dem Datum Warstein, 28. Januar, hatte zugehen lassen. Ich beeile mich denselben nachträglich vorzulegen:

„Im Anschluss an meine beiden Artikel in der „Kölnischen Zeitung" lasse ich ein Markscheider-Bild des ganzen Höhlenzuges im Maassstabe 1 : 500, sowie einen Grundriss der Culturhöhlen in dem vergrösserten Maassstabe 1 : 100 beifolgen. Von den Photographien zeigt die eine (2 Exemplare) die Lage der 3 Culturhöhlen in den Bilsteinsfelsen, die andere den Punkt, wo der Bach im Berge verschwindet. [In dem Grundriss (M. 1 : 100) zeigt A jenen Punkt an, wo der Höhlenspalt durch eine Querwand in zwei Etagen getheilt ist, deren obere einen Theil der Culturhöhle I ausmacht. Bei G wurden die letzten Artefakte gefunden, weiter nördlich war der Spalt durch Lehm zugeschlämmt.]

„Die Schädelfragmente fanden sich sämmtlich in der Culturhöhle I, und liegen eigentlich 5 Funde vor, welche in den Grundriss (1 : 100) mit Roth, bezw. Blau der Lage nach eingezeichnet sind. Was nun die Erdablagerung in Culturhöhle I betrifft, so besteht dieselbe nicht etwa aus verschiedenen Schichten, es liegt vielmehr unter einer durchschnittlich 10 *cm* dicken Lage von losem Kalkgestein eine humusreiche Lehmschicht, die nach unten an den meisten (nicht allen) Stellen allmählich in eine gelbe plastische Lehmschicht übergeht. Grösste Mächtigkeit der Schicht 3 *m*. Es waltet wohl kaum ein Zweifel, dass die vorliegende Schicht, in welcher sich die Schädelfragmente vorfanden, niemals seit ihrer Ablagerung bewegt worden ist. Ich glaube dieses einigermaassen aus dem ganzen Habitus der Schicht, besonders aber auch daraus ersehen zu können, dass die zahlreichen abgeflachten Kalksteine stets horizontal lagen; denn hätte man einen Theil der Schicht aufgewühlt oder Löcher in dieselbe hineingegraben, so würden die hineingeworfenen oder auf irgend eine Weise hineingerathenen Kalksteine wohl kaum in jene horizontale Lage gekommen sein. Die Culturhöhle I ist nach oben durch das Kalkgebirge völlig geschlossen und liegen nach oben zu Tage gehende Spalten

durchaus nicht vor. Die Ausgrabungen habe ich persönlich überwacht und bin bei dem Ausheben sämmtlicher 5 Schädel (Fragmente) anwesend gewesen, so dass also Täuschung entschieden ausgeschlossen ist. Was nun den Schädelfund I betrifft, so lagen die Fragmente in 43—47 *cm* Tiefe. Sehr nahe dabei (bei U) lagen, 37 *cm* tief, Reste von Ursus spelaeus. Unmittelbar mit Schädelfund II und III zusammen fanden sich verschiedene zugeschlagene Feuersteine (II und III lagen durcheinander). Schädelfund IV und V gleich am Eingange der Culturhöhle (bei E) in 70—80, bezw. 50—80 *cm* Tiefe dürften in Bezug auf Alter weniger sicher zu bestimmen sein, wenngleich sie zusammen mit Feuersteinen und einem Amulet von Thon lagen. Beachtenswerth erscheint mir das eigenthümlich geglättete Fragment von Fund I und das geritzte Stück von Fund V. Wenn nicht die bei V liegenden Knochen vom Menschen herrühren und sich unter den beiliegenden Knochen, welche über IV und V gefunden wurden, keine Menschenknochen befinden, so haben wir es nur mit Schädelstücken vom Menschen zu thun. Einen Begräbnissplatz haben wir in der Culturhöhle I gewiss nicht vor uns.“ —

Hr. Virchow erinnert daran, dass sich in Fund IV ein Stück eines Metatarsalknochens und in Fund V Stücke einer Rippe und einer kindlichen Tibia gefunden haben (S. 337). Im Uebrigen sei durch die vorstehenden Ausführungen die Deutung des Fundes nicht klarer geworden. Vielleicht werde sich doch noch durch eine weitere Forschung ergeben, dass irgendwo in der Decke oder im Hintergrunde der Höhle eine alte Spalte vorhanden war, durch welche die Schädel in die Höhle gefallen oder eingeschwemmt seien.

(26) Hr. Stapff übersendet, mit Beziehung auf die Frage von dem Vorkommen von Jadeit im Bergell (S. 316), eine Notiz aus seinen „Geologischen Beobachtungen im Tessinthal“. 1883. S. 163. Anm., betreffend

schweizerische Pseudo-Nephrite.

Das Vorkommen eines aus dicht verfilzten Tremolithnadeln bestehenden Giltsteins in einem uralten verlassenen Bruch von Scara Orell oberhalb Tremola, etwa 2150 *m* über dem Meere, ist ebensowenig auf bisherigen geologischen Karten des Gotthardgebietes verzeichnet, als ein benachbartes kleineres und ein ferneres am gegenüberliegenden Gehänge von Val Tremola. Es verdient Aufmerksamkeit als mögliche Fundstätte schweizerischen Pseudonephrit's. Aus Pyroxenartigen Mineralien hervorgegangene Gotthardserpentine sind entlang Klüften häufig gebleicht und ohne merkliche Einbusse ihrer Härte apfelgrün, aschgrau, gelblich, selbst bläulich gefärbt. Die Bleichung bezeichnet eine beginnende Zersetzung, deren Endproduct Topfstein und Talk ist, meist von Strahlstein oder Tremolith durchwoben. Letztere Mineralien haben mich früher glauben lassen, dass Gotthardserpentine aus Amphiboliten entstanden seien, während ich sie jetzt als bei der Zersetzung des Serpentins erst entstanden auffasse. Zwei Dünnschliffe von zähem grünlichgrauem Topfstein aus dem erwähnten Bruch wurden ohne Angabe der Provenienz Hrn. Hofrath Meyer mitgetheilt. Derselbe schrieb (9. Mai 1883): „Stelzner in Freiberg hatte keine Zeit, Ihre 2 Schliffe zu untersuchen, und Frenzel hält sich nicht für competent. Letzterer schreibt: Stelzner hatte den Schliff eines Beilchens vom Bielersee, und der eine Schliff war diesem Material (Jadeit?) sehr ähnlich. Die Sachen sind zu grob krystallinisch und deswegen kein Nephrit, der ja verfilzte Nädelchen von Strahlstein zeigen muss.“ Auch in dem vom Gotthardtunnel durchfahrenen Serpentinstock Gurschenbach-Gige kommen solche gebleichte

Streifen und Nester vor. Es heisst darüber im Text zum geologischen Profil des Gotthardtunnels (1 : 25 000; Specialbeilage zu den Berichten des Schweizerischen Bundesrathes über den Gang der Gotthardunternehmung; Bern 1880) S. 35: „Nassen Klüften entlang ist der Serpentin in der Regel gebleicht; hat er dabei seine Härte nicht eingebüsst, so erinnern die gelblich-grünen Bänder an Nephrit, zumal wenn sich Tremolithnadeln in denselben einfinden (5067, 5095, 5223). Durch weiter fortgeschrittene Zersetzung werden die Sahlbänder solcher Klüfte specksteinartig.“ Der geologische Monatsbericht vom Gotthardtunnel für den März 1878, Nordseite, d. d. Göschenen, 15. April 1878 enthält die bezügliche Stelle: „An Kluftflächen ist das Gestein häufig gebleicht zu einer hellgrünen, nephritähnlichen Substanz.“ In den Tabellen zu den geologischen Durchschnitten des Gotthardtunnels (1 : 200; Beilagen zu den erwähnten Berichten des Bundesrathes) ist, auf S. 115, 117 Nordseite, der vom Tunnel durchfahrene Serpentin eingehend abgehandelt. Daselbst steht u. a.: „Gesteinsfragmente, welche, möglichst von Talk befreit, fast nur aus dem pyroxenartigen Mineral bestanden, enthielten nach A. Cossa: Wasser 2,35, Kieselsäure 51,73, Eisenoxydul mit sehr wenig Thonerde 8,78, Kalkerde 11,75, Talkerde 24,60; Summa 99,21. Denkt man sich das Wasser (2,35 pCt.) in einem beigemengten Mineral von der Zusammensetzung des Serpentins vorhanden, und bringt man eine dem entsprechende Menge von Kieselsäure und Talkerde in Abzug, so würde das übrige bestehen aus: Kieselsäure 43,90 = 54,06 pCt., Talkerde 16,77 = 20,65 pCt., Eisenoxydul 8,78 = 10,81 pCt., Kalkerde 11,75 = 14,47 pCt.; Summa 81,2 = 100 pCt. Der Sauerstoff der Basen dieses Rückstandes verhält sich zu dem der Kieselsäure wie 12,02 : 23,41 = 1 : 1,95; der Rückstand ist also Bisilikat. Beachtenswerth scheint mir noch die grosse Aehnlichkeit der Zusammensetzung dieses Bisilikatrückstandes mit jener mancher Nephrite; z. B. von Neuseeland, worin von Fellenberg fand: Kieselsäure 57,75, Talkerde 19,86, Kalkerde 14,89, Eisenoxydul, Manganoxydul, Nickeloxyd, Eisenoxyd, Thonerde, Wasser, zusammen 7,53.“ — Ohne Angabe der Diagnose und Provenienz habe ich kürzlich Hrn. Hofrath A. B. Meyer einen Scherben solchen gebleichten Serpentins aus dem Gotthardtunnel mitgetheilt. Er schrieb darüber 30. April 1883: „Das gesandte kleine Stück erklärt Dr. Frenzel für Strahlstein- oder Tremolith-Nädelchen, eingebettet in ein nephritähnliches Mineral, welches jedoch wegen Unreinheit und ungenügender Materialmenge nicht zu bestimmen ist . , . . Vielleicht haben Sie nunmehr auch die Güte zu sagen, woher es stammt.“ Weiter am 9. Mai 1883: „Es ist kein Nephrit, obwohl es dem Mineral sehr nahe steht; es ist noch zu wenig dicht, zu weich und zu unrein, denn man sieht Glimmerblättchen darin.“ — Ausser in der Reuss, habe ich auch im Schuttkegel der Cremosina bei Giornico und der Ossogna, zwischen Biasca und Bellinzona, hellgrün gebleichten Serpentin gefunden, makroskopisch dem des Gotthardtunnels gleich. An der Ossogna ein einziges nussgrosses Stückchen, einige hundert Meter südöstlich vom Bach. — Zum Schluss möchte ich noch daran erinnern, dass heller, von Strahlstein durchfilzter Topfstein durch Glühen bedeutende Härte annimmt. Da unter den ineinander übergehenden Verwitterungsproducten zwischen Pyroxen-Serpentin und Speckstein nach Vorstehendem solche vorkommen, welche sich nur durch gröberes Gefüge und geringere Härte vom Nephrit unterscheiden, so ist zu hoffen, dass noch Partieen — anstehend oder als Gerölle — gefunden werden, welche auch durch Dichte und Härte Nephrit gleichen. Nach solchen zu suchen, hat mir bisher ferne gelegen.

(27) Der Hr. Cultusminister benachrichtigt den Vorstand durch Erlass vom 9. d. M., in Erwiderung einer Eingabe vom 20. Juli, dass Seine Majestät der Kaiser und König mittelst Allerhöchster Ordre vom 22. September d. J. in Gnaden zu genehmigen geruht hat, dass der Gesellschaft ein ungebundenes vollständiges Exemplar des Lepsius'schen Werkes „Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien" überwiesen werde.

Der Vorsitzende spricht Sr. Majestät dem Kaiser und Könige und Sr. Excellenz dem Hrn. Cultusminister den ehrerbietigen Dank der Gesellschaft für das höchst werthvolle Geschenk aus.

Auch dankt derselbe unserem Mitgliede, dem Verlagsbuchhändler Herrn R. Stricker, der die Verpackung des schweren Objektes kostenfrei besorgt und es übernommen hat, das Einbinden in 12 Bände zu überwachen.

(28) Der Hr. Minister hat die Schenkung des I. Heftes der Grundrisse alter Wälle und Verschanzungen in Hannover an die Bibliothek der Gesellschaft verfügt und die Sendung des II. Heftes zugesagt.

(29) Der Hr. Cultusminister übersendet mittelst Erlasses vom 17. August ein Exemplar der Sitzungsberichte der Alterthumsgesellschaft Prussia zu Königsberg für 1887, eine Abhandlung des Hrn. Bujack: „Zur Bewaffnung und Kriegsführung der Ritter des Deutschen Ordens in Preussen." Aus einem Schulprogramm, sowie einen Bericht über die im Verlaufe des Jahres 1887 ausgeführten

Untersuchungen von Gräbern und Pfahlbauten in Ostpreussen.

Hr. Virchow theilt daraus Folgendes mit:

1) Eine bronzene Riesenfibula aus der Wikinger Zeit, fast 200 *g* schwer, von Weszeiten, Kr. Heydekrug, gefunden von Hrn. E. Ancker in Russ mit hufeisenförmigen und ringförmigen Bronzefibeln und Halsringen, die aus 3 Bronzedrähten zusammengewunden sind, wie sie u. A. mit Ordensbrakteaten auf dem Gräberfelde am Fusse des Schlosses Gerdauen ausgegraben sind. Hr. Bujack stellt sie mit Fibeln aus Livland (Behr, Gräber der Liven. Taf. VII. Fig. 11 und Taf. VIII. Fig. 2 und 3) zusammen. Aehnliche Stücke besitzt das Prussia-Museum aus dem Schlossberge von Gr. Pillkallen (Skumbern), Kr. Ragnit, und aus einem Grabhügel zu Spirken, Kr. Memel.

2) Eine Brustkette mit Nadeln und ein Pferdeschmuckstück aus Bronze aus der römischen Periode von Alt-Heydekrug, gleichfalls gefunden von Hrn. Ancker und zwar in einem elliptischen Steinhügel von 15 Fuss Länge und 4 Fuss Breite mit Leichenbrand und einem in Steinkränzen umstellten Pferdeschädel. In dem Grabe waren ausserdem Reitzeug in grösserer Menge, namentlich ein kreuzförmiges Bronzebeschlagstück für Riemen und Lederstücke, die mit bronzenen Knöpfchen besetzt und an den bronzenen Haltern der eisernen Trense befestigt waren; ferner 13 Glasperlen und 2 scheibenförmige grosse Bernsteinperlen. Reitzeug ist sonst noch gefunden in Kirpehnen, Norgau, Gr. Medenau, Warengen Kr. Fischhausen, stets der römischen Periode angehörig. Bronzeketten ähnlicher Art werden erwähnt von Nettinen, Kr. Insterburg, von Lötzen, von Ragehnen Kr. Fischhausen, von Warengen. Auch besitzt das Prussia-Museum Kettchen mit einem Miniaturcelt aus Bronze.

3) Gräberfelder aus dem I. christlichen Jahrhundert:

a) Flachgräber in der Drusker Forst, Schussbezirk Espenhain, Kreis Wehlau. Unter 26 Steinsetzungen waren 7 gänzlich leer, nur dass in 3 derselben

Kohle und Asche gefunden wurde. In den übrigen 19 Gräbern waren gebrannte Knochen vorhanden. Die Steinsetzungen bestanden aus 2—3 Schichten von Steinen und umschlossen Urnen, die mit Steinkränzen umstellt waren. In einem Grabe lag, ausser den Trümmern einer gehenkelten Urne in der Mitte, ein einfacher Aschenhaufen excentrisch, sowie ein zweiter Aschenhaufen, auf welchem, dicht an einem Stein und nicht in einer Urne, ein offener geknoteter Halsring mit kolbenförmigen Endanschwellungen gefunden wurde. Die Urnen waren durchweg klein, einige mit annähernd kugligem Boden, die meisten mit einem Anfang einer Stehfläche, ohne Verzierung. In einer stand noch ein becherförmiges Beigefäss, in einer anderen lag ein polirter und durchlochter Steinhammer aus Diabas mit starker seitlicher Anschwellung in der Gegend des Loches. Sonst kamen Beigaben aus Stein, Bronze, Eisen und Glas vor. In einem Grabe, in welchem zwei Unterlagen von beschädigten Handmühlen verwendet waren, fand sich eine bronzene Sprossenfibula neben Scherben und ein kleines kugliges Gefäss, neben welchem eine rothe Glasperle mit schwarzen, weiss beränderten Punkten lag. Aus einem anderen Grabe wurde eine bronzene Kappenfibula mit oberer Sehne von älterer Form gefunden. 3 Stücke Eisen schienen von einer Sichel herzurühren. Von Waffen keine Spur. — Bronzene Halsringe mit kolbenförmigen Endanschwellungen besitzt das Museum aus Gr. Medenau und Kiauten, Kr. Fischhausen, jedoch stimmen sie nicht ganz überein. Wegen des Zusammenvorkommens von Stein- und Bronzegeräth, welches sich nach Hrn. Bujack aus der Hallstätter Periode bis in den Beginn der römischen fortsetzt, verweist er auf das Gräberfeld von Cojehnen, Kr. Fischhausen, ferner auf mehrere, in unseren Verhandlungen (1878. S. 56, 158, 161, 435) erschienene Mittheilungen über märkische und pommersche Gräber, sowie auf folgende Fälle aus dem Prussia-Museum: Aus einem Kistengrabe zu Roggratz bei Stolp in Pommern besitzt das Museum ein roh gegossenes Bronzeschwert mit abgebrochener Angel und ein durchlochtes Beil aus porphyrartigem Diorit; aus Gräberfeldern der römischen Periode von Fürstenau, Kr. Rastenburg, Löbertshof, Kr. Labiau und Kirpehnen, Kr. Fischhausen, gleichfalls Fragmente durchlochter Steinbeile. In einem Hügelgrabe bei Friederikenhain, Kr. Ortelsburg, aus älterer Zeit stand ein Gefäss mit kugligem Boden auf einem undurchlochten Steinhammer mit wenig zugeschärfter Schneide, und eine daneben stehende Urne enthielt einen Bronzering. Hr. Bujack erinnert ferner daran, dass es noch in christlicher Zeit Sitte war, ein Steinbeil in das Fundament eines Hauses einzumauern; in die Stadtmauer von Passenheim war ein bronzener Schaftcelt eingemauert. Soviel ich verstehe, ist das gedachte Zusammenvorkommen auch constatirt für Fuchshöfen, Kreis Königsberg, Lenzenberg bei Brandenburg, Kr. Heiligenbeil, Gr. Hausen bei Germau und Schlossberg Ziegenberg, Kr. Fischhausen, Pelukezies bei Stanaitschen, Kreis Gumbinnen, die Dobensche Insel, Kr. Angerburg. Den Rombinus-Berg, Kr. Tilsit, schliesst er aus, weil auf dem grossen Areal zu vielerlei Sachen gesammelt worden sind. Ref., der diese sehr interessanten Angaben mit Dank begrüsst, erlaubt sich, wegen ähnlicher Verhältnisse in den russischen Ostseeprovinzen auf seinen Bericht (Verh. 1877. S. 391), sowie auf das Zusammenvorkommen von Stein, Bronze und Eisen in einem Grabe von Kazmierz, Prov. Posen (Verh. 1878. S. 315) aufmerksam zu machen.

b) Gräberfeld zu Ragehnen, Kr. Fischhausen. Es enthält gleichfalls Flachgräber mit mehreren concentrischen Steinkränzen in mehreren Schichten, jedoch von grösserem Durchmesser, als die Drusker. Unter den 22 untersuchten Steinpackungen erwiesen sich nur 2 als leer, sonst fand sich stets Leichenbrand und Beisetzung in Urnen. Häufig dienten Handmühlen als Unterlagen: in einer Urne

lag ein Quetscher. Die Gefässe waren nicht mehr kuglig, sondern wie aus zwei Trichtern zusammengefügt, mit Henkeln versehen; auch gab es Beigefässe. In 5 Gräbern lagen eiserne Waffen (5 Speerspitzen, 2 Hohlcelte, 1 Schildbuckel), in zweien Zähne und Knochen vom Pferde, ausserdem 4 eiserne Messer und allerlei Bronzeschmuck, namentlich Hakenfibeln, Perlen, Schnallen, Gürtelbeschläge, Ringe.

4) Pfahlbauten. Seit den letzten Berichten über ostpreussische Pfahlbauten (Verh. 1884. S. 560 und 1887. S. 491) sind wesentliche Fortschritte in der Erforschung neuer Fundplätze durch Prof. Heydeck gemacht worden. Es handelt sich vorzugsweise um 2 Plätze:

a) Der Szonstag-See, Kr. Lyck, $^1/_4$ Meile nördlich von der Südbahnstation Jucha, ist vor etwa 10 Jahren um 1,5 *m* gesenkt worden. Seitdem ist am Nordende des Dorfes Szczeczinowen (am Ostrande des Sees) ein kleiner Pfahlbau, 13 und 15 *m* im Gevierte bei 1,2 *m* Tiefe, hervorgetreten, bestehend aus einem, von dem Grunde des alten Seebodens bis zur Oberfläche reichenden Packwerk aus horizontalen, kreuzweise geschichteten Hölzern, die durch senkrechte (genauer schräg gestellte), 17—23 *cm* dicke, gut zugespitzte Pfähle aus Eichen- oder Kiefernholz, welche theils einzeln, meist zu 2, auch 3 dicht an einander gestellt waren, zusammengehalten sind. Die horizontalen Lagen sind aus dünneren weichen Hölzern (Birken, Ellern und Weiden) zusammengesetzt. Im Grunde wurden gefunden 3 Steinhämmer (darunter nach der Abbildung 2 durchbohrte und geschliffene), ein runder Stein mit einer kleinen, eingebohrten Vertiefung, 14 (geschlagene) Feuersteinmesser, 12 meisselartige (?) Feuersteine und eine grosse Menge von Spähnen, Kernen und sonstigen Abfällen, ein Paar Schleifsteine, 2 „Knochenschläger" aus Stein, „eine grosse Zahl Schleudersteine (kleine und grössere Rollsteine), Mühlensteinstücke und Läufer." Von Metall ist nur eine bronzene runde Zierscheibe mit einer Oehse in der Mitte und Punktverzierung am Rande aufgefunden. Aus Knochen Nadeln, Schaber, Pfriemen, „Lanzenspitzen, Meissel, Eberzähne," aus Hirsch- und Rehhorn 3 Lanzenspitzen, 1 Meissel, 2 Hämmer, 8 bearbeitete Geweihsprossen (Löser). Aus gebranntem Thon 19 Gefässe von 5—35 *cm* Durchmesser, 14 zerbrochene Gefässe mit Randlöchern und Scherben von 50 Gefässen, sämmtlich aus freier Hand gefertigt, der Thon mit Steinbrocken gemischt, nur ein Stück mit eingeritzten Linien und ein Boden mit Nageleindrücken. Ausserdem viele halbgebrannte Lehmstücke mit Holzeindrücken an den Feuerstellen. Ausser zerschlagenen Thierknochen (etwa 1,25 *cbm*) nur zahlreiche Haselnussschalen, kein Getreide. Hr Nehring bestimmte die Thierknochen (vgl. S. 342); er fand ausser Hausthieren (Hund, Torfschwein, Torfkuh, Ziege, Schaaf, Pferd) wilde Thiere (Wolf, Fuchs, Wildkatze, Fischotter, Bär, Biber, Hase, Wildschwein, Bison. Edelhirsch, Reh, Auer- und Birkhahn u. s. w.).

Hr. Heydeck schliesst daraus, dass der Pfahlbau ein recht hohes Alter haben müsse. Indess gesteht er zu, dass die Pfähle mit einer rund angeschliffenen Metallaxt von der Form eines Celts zugespitzt sein müssen. Er hat zur Vergleichung Versuche mit neu hergestellten Aexten aus Stein, Bronze und Eisen gemacht und gefunden, dass die Hiebspuren, welche mit Bronze hergestellt wurden, ganz mit denen an den Pfählen übereinstimmten (etwas kürzer, als die mit Eisen, concav, nicht ganz glatt, etwas schartig, am Auslauf und den Kanten immer noch scharfschneidig)." Ref., der das Urtheil des Hrn. Heydeck in Bezug auf die Pfähle des Szonstag-Sees in keiner Weise kritisiren will, möchte bei dieser Gelegenheit doch auf die maassgebenden Versuche des Baron von Sehested aufmerksam machen, welche das ungünstige Urtheil des Hrn. Heydeck über die Steinäxte etwas modificiren würden, falls er sich gleichfalls einer Feuersteinaxt, und nicht

einer aus einem „feinkörnigen Rollstein" hergestellten bedienen wollte. Dass jemals andere, als Aexte aus Flint oder aus ganz hartem krystallinischem Stein zum Fällen von Bäumen benutzt worden seien, ist wohl noch niemals behauptet worden; wie solche Aexte sowohl als Waffen, als auch als Gebrauchswerkzeuge mit grossem Erfolg gebraucht werden, das lehren die heutigen Naturvölker besser, als die Versuche der Culturmenschen.

Auch die Versuche des Hrn. Heydeck über das Schlagen der Feuersteine würden in den uns jetzt so gut bekannten Methoden der wilden Völkerschaften eine erhebliche Erweiterung finden können. Immerhin ist es recht interessant, dass es ihm gelungen ist, mit Hämmern aus Hirschhorn sog. Messer abzuspalten. Nur würde ich daraus mit ihm nicht schliessen, dass „die Hornhämmer ausschliesslich zum Anfertigen von Feuersteinwerkzeugen gedient haben." Warum sollten sie nicht ebenso gut als Hacken, zum Bearbeiten des Bodens, benutzt worden sein?

b) Der ganz kleine, ehemalige Tulewo-See, Kr. Lyck, jetzt nur noch eine schwimmende Wiese, liegt nicht weit von Rogalliken, nördlich vom Druglin-See, östlich vom Arys-See. Der Pfahlbau stimmt in seiner Anlage mit denen vom Arys- und Szonstag-See überein, nur waren „die Hiebspuren weniger concav, der Auslauf des Hiebes durchaus scharfschneidig, so dass man hier schon an die Anwendung von Eisen denken könnte, trotzdem dass nichts an Metall gefunden wurde". Aus dem sehr wasserreichen Boden wurden ausser Messern und Spähnen von Feuerstein ganze und zerbrochene Thongefässe, darunter 13 mit Randlöchern, vorherrschend mit senkrechten und horizontalen Reihen von Nageleindrücken verziert, sowie flache, in der Mitte durchlochte Deckel ohne Rand, halbgebrannte Thonstücke, Haselnüsse, Flotthölzer, bearbeitetes Holz (Schlägel? Löffel?), Stücke von Mahlsteinen und Kornquetscher (Läufer) herausbefördert. Woraus „das Stück Schlacke, wie aus einer Feueresse", bestanden hat, wird nicht gesagt. Die zahlreich gehobenen zerschlagenen Knochen sind noch nicht bestimmt.

Hr. Heydeck kommt schliesslich auf eine Frage zurück, in welcher ich früher meine Bedenken geäussert habe (Verh. 1884. S. 561), die Frage nehmlich, wie sich die ostpreussischen Pfahlbauten zu den schweizerischen ihrem Alter nach stellen. Er glaubt die Gleichzeitigkeit annehmen zu sollen. Zu diesem Zweck geht er ausführlich auf die Anwesenheit von Löchern in grösserer Zahl dicht unter den Rändern von Thongefässen ein, wie sie sich nicht bloss an ostpreussischen Pfahlbautöpfen, sondern auch an solchen aus dem Bodensee und aus Schweizer Seen finden. Obwohl er die Bedeutung dieser Durchlöcherung nicht anzugeben weiss, so betont er doch die Thatsache, dass noch niemals in Ostpreussen ein der Landbevölkerung gehöriges Gefäss mit derartigen marginalen Löchern entdeckt worden sei. Es lässt sich nicht bestreiten, dass die bisher wenig verfolgte Erscheinung sehr bemerkenswerth ist, und das Verdienst des Hrn. Heydeck, die Aufmerksamkeit darauf in dieser Weise gelenkt zu haben, wird gewiss allgemein zugestanden werden. Seine Polemik dürfte aber doch ein wenig über das Ziel hinausführen. Zunächst will ich erwähnen, dass er selbst in seinen literarischen Nachweisen sehr einseitig verfahren ist. Er bezieht sich für die Pfahlbauten des Bodensees auf Lindenschmit's Vaterländische Alterthümer zu Sigmaringen Taf. XXX. Fig. 1, 7—9, aber er erwähnt nicht, dass in demselben Werke Taf. XXVI. Fig. 7, 8, 10, 18 ganz ähnliche durchlochte Scherben aus der Niederlassung von Inzighofen, einer „Niederlassung der ersten Landesbevölkerung" auf der Höhe eines Felsens an der oberen Donau, abgebildet sind. Sodann bemerke ich, dass ich auf dem Rinnekaln in Livland Topfscherben „mit perforirenden Löchern in

einer Reihe" gefunden und abgebildet habe (Verh. 1877. S. 403. Taf. XVIII. Fig. 4). Ich will zugestehen, dass gleichzeitig weit zahlreichere Scherben vorhanden waren, bei denen die Löcher nicht perforirten; auch weiss ich nicht genau, ob die perforirenden bloss marginal lagen. Immerhin dürfte die Analogie nicht abzuweisen sein. Ferner beziehe ich mich wegen des Hanai-Tepe in der Troas auf meine „Alttrojanischen Gräber und Schädel." Berlin 1882. S. 90. Taf. X. Fig. 6—7, wo zwei dickwandige Randstücke abgebildet sind, „bei denen je eine Reihe von Löchern unter dem Rande angebracht ist." Bei dieser Gelegenheit habe ich auch den möglichen Zweck solcher Löcher (zur Lüftung und zum Trockenhalten des Inhalts oder als Abflusslöcher) und das sonstige Vorkommen ähnlicher Gefässe erörtert. Die Deutung des Hrn. Calvert (Verh. 1884. S. 305), dass es sich um Kochheerde gehandelt habe, ist gewiss sehr ingeniös, aber sie sollte doch erst weiter festgestellt werden, ehe sie als eine abschliessende angenommen wird. Gegen meine Anführung der von Hrn. Pastor Becker auf dem grossen Brucksberge in der Gegend von Aschersleben gefundenen durchlochten Scherben (Verh. 1884. S. 562. Fig. 5, 6) hat Hr. Heydeck nichts weiter einzuwenden, als dass der Brucksberg früher eine Insel war, und dass daher einstmals an demselben ein Pfahlbau gelegen haben könne. Mir scheint, man könne abwarten, was die wirkliche Beobachtung ergiebt. Dass es jemals ein Volk in Europa gegeben hat, welches nur auf Pfahlbauten wohnte, ist an sich höchst unwahrscheinlich. Jeder Nachweis, dass es auch Landbewohner gegeben hat, welche der gleichen Cultur angehörten, ist ein Fortschritt im Verständniss. Möge daher, unter voller Anerkennung, dass das Problem der marginalen Durchlöcherung eine Aufgabe der weiteren Forschung bildet, in aller Sorgfalt und Ruhe das thatsächliche Material studirt und wenn möglich vermehrt werden.

5) Eine kleine Bronzemünze aus dem Kreise Heydekrug, welche sich in der Sammlung des Hrn. Settegast befand, wurde von Prof. Hirschfeld als eine autonome Münze der Stadt Alexandria in Aegypten mit dem Kopfe des Kaisers Alexander Severus (222—35 n. Chr.) bestimmt.

(30) Der Hr. Cultusminister überschickt mittelst Erlasses vom 10. Juli das erste Verzeichniss der geschichtlichen und Kunstdenkmäler des Süderlandes und angrenzender Bezirke, sowie das erste Verzeichniss der Erd- und Steindenkmäler unbestimmten Alters des Süderlandes zur Kenntnissnahme. Diese Arbeiten sind seitdem von Hrn. Mummenthey auf der Bonner Generalversammlung vorgelegt worden.

(31) Hr. Voss überreicht im Namen des Hrn. Cultusministers einen Bericht des Direktors Dr. Pinder in Cassel über

Ausgrabungen heidnischer Grabstätten in Hessen 1887—88.

Hr. Virchow theilt daraus Folgendes mit:

1) Ein Urnenfeld in Bergheim, unweit Spangenberg, an einer ziemlich abschüssigen Stelle gelegen, enthält nur Urnen rohester Arbeit, unverziert. Die grösseren, mit platten Feldsteinen zugedeckt, enthielten Knochen und Asche; die kleineren standen in den grösseren oder dicht an sie herangedrängt, gleichfalls mit Steinen zugedeckt.

2) Hügelgräber im Walde bei Schenklengsfeld und Mausbach in zwei Gruppen, die eine auf der Sommerlüd oberhalb Oberbreitzbach, die andere auf dem Tafflerholz. Der Lage nach handelt es sich um eine planmässige An-

ordnung in einer NW.—SO.-Linie längs der östlichen Abdachung des Planums. Die Mehrzahl schien nur aus Erde aufgeworfen, 2 dagegen waren aus Steinen aufgeführt. Eines der ersteren wurde abgetragen. Dasselbe war 2 *m* hoch und hatte einen Durchmesser von 20 *m*, der innere Kessel einen solchen von 15 *m*; innerhalb ein steinerner Ringwall von 1 *m* Breite und Höhe, die äussere Abdachung von demselben bis zum Waldboden 1,5 *m* breit; ein Steinaufwurf im Innern 1,5 *m* breit, 2,5 *m* lang und 1 *m* hoch. Ausser ganz kleinen Partikelchen von Kohlen wurde nichts gefunden. Später wurde einer der Steinhügel untersucht, der 3 *m* hoch war und 20 *m* Durchmesser besass. Er bestand ganz aus gewaltigen Steinen, nur in der Mitte befand sich ein Erdaufwurf von 4 *m* Durchmesser und 0,5 *m* Höhe und hier wurden Knochen, insbesondere Reste einer menschlichen Hirnschale entdeckt, dagegen weder Kohlen, noch Thonscherben.

3) Hügelgräber bei Heenes, Staatswald Tannenwald. Ein Hügel von 9 bis 10 *m* Durchmesser und 1,5 *m* Höhe ergab dasselbe Resultat, wie der oben erwähnte: ganz in der Mitte Reste einer begrabenen Leiche ohne alle Beigaben.

4) Hügelgräber im Staatswald bei Knickhagen. In der Mitte des einen untersuchten Hügels eine Art von Steingewölbe mit Knochen und Kohlenresten; 6 Schritte davon entfernt ein Steinring. Das Grab hatte 14—16 *m* Durchmesser, 2 *m* Höhe. Rings um die Mitte in verschiedenen Höhenlagen dünne Kohlenschichten mit Knochenresten. Ausser einigen nicht mehr kenntlichen Eisenresten wurde in diesem Sammelgrabe nichts gefunden.

(32) Hr. Voss übergiebt einen vom 7. Juni datirten Bericht des Bauraths O. Kluge zu Genthin über

Ausgrabungen im Forstrevier Havemark, Kr. Jerichow II.

(Hierzu Taf. VII. Fig. 2—6.)

Auf einem bei eintretenden Brüchen der Elbdeiche hochwasserfreien Terrain in der Nähe der Försterei Havemark, Kreis Jerichow II, das mit Kiefernwaldung bedeckt ist, liegen, über eine Fläche von etwa 5 *ha* Grösse verbreitet, mehr als 50 runde Erdhügel von 6—10 *m* Durchmesser und 1,5—2 *m* Höhe, die schon längst die Aufmerksamkeit des in Genthin bestehenden Vereins der Alterthumsfreunde auf sich gezogen hatten.

Im Jahre 1887 und 1888 wurden nun, nach eingeholter höherer Genehmigung, hier Ausgrabungen vorgenommen, einige Hügel quer durchgraben, andere von obenher abgedeckt und dabei interessante Funde gemacht, die bestätigten, dass dieses jedenfalls auch in prähistorischer Zeit wasserfreie Terrain zur Beerdigung der Todten benutzt worden und eine Begräbnissstätte von grösserem Umfange gewesen ist.

Was die Bodenverhältnisse des gesammten Terrains in der Umgegend anbetrifft, so besteht dasselbe durchweg aus feinem, mit Lehm vermischtem Sande; weder Kiesel- noch Feldsteine sind nach Angabe der Forstbeamten jemals beim Ausroden von Bäumen u. s. w. gefunden worden. Die im Nachstehenden beschriebenen Funde lagen innerhalb der Hügel, nicht in der Höhe des umliegenden Terrains, sondern etwa in halber Tiefe der Hügel, so dass diese durch Abgraben des Seitenterrains und Aufschütten des Materials auf die Begräbnissstätten gebildet worden zu sein scheinen.

Was die Funde betrifft, so wurde in dem einen Hügel (Fig. 4) eine Steinpackung freigelegt, deren Material aus röthlichen, geschlagenen Granitsteinen von

ansehnlicher Grösse besteht, einem Materiale, das in diesem Theile des Kreises Jerichow II sonst nicht vertreten ist.

Die Steinpackung (Steinkiste) war ihrer Längenausdehnung nach von O. nach W. situirt, Knochen, die bei dem hohen Alter des Grabes vollständig verwest sein mögen, wurden nicht gefunden, ebenso wenig Branderde, nur einige kleine Reste von Thonscherben fanden sich im Sande vor. In der Mitte der Steinlagerung wurde ein goldener Ring, bestehend aus 1,5 *mm* dicken Spiralwindungen von 1,5 *cm* Durchmesser und 1,5 *g* Gewicht gefunden.

In einem zweiten Hügel fanden sich nur 4 grosse Granitsteine, wie Fig. 5 zeigt, vorgelagert, in einem dritten die in Fig. 6 dargestellte Steinpackung, über der ein zweischneidiges Bronzeschwert (Fig. 2) von 61 *cm* Länge lag, dessen mit Linienverzierung versehene Klinge zwischen dem unteren Theile des Griffes eingeschoben und mit diesem sechsmal vernietet ist. Der eigentliche Griff ist nur 6,5 *cm* lang, oval und hohl, wie der ebenfalls ovale Knauf, durchbrochen, und hat sich in der einen kleinen runden Durchbrechung des letzteren eine Goldausfüllung vorgefunden. Die in Fig. 3 in grösserem Maassstabe dargestellten Griffverzierungen sind dick mit Grünspan bedeckt, so dass nicht festgestellt werden kann, ob dieselben mit Linienverzierungen bedeckt gewesen sind, wie bei dem ähnlich verzierten Griffe des auf der Insel Sylt gefundenen und in Lindenschmit Bd. III. Heft III. Taf. 1. Nr. 12a abgebildeten Schwertes.

Eine später vorgenommene Abdeckung dieses ganzen Hügels, um festzustellen, ob neben oder unter der ausgegrabenen Steinkiste noch etwa Gegenstände vorhanden wären, war ohne allen Erfolg.

In weiter aufgedeckten Hügeln fanden sich wiederum in regelmässiger Form gelagerte Steine, in dem einen 2 Urnen von sehr grobem Material und roher Arbeit, in einem anderen dagegen eine Steinsetzung, welche auf ein Doppelgrab hindeutet. An dem nordöstlichen Ende der einen Kiste lagen unzweifelhafte Reste eines Menschenschädels, nach dem südöstlichen Ende der anderen hin Röhrenknochen, welche vermuthlich von den Beinen eines Bestatteten herrühren. Dadurch ist der Beweis geführt, dass die Stätte wirklich eine Begräbnissstätte ist; und zwar sind die Todten nicht verbrannt, sondern in der Erde beigesetzt worden, wie sich das auch aus dem Umstande schliessen lässt, dass zwar Holzkohle in einzelnen Stückchen, nirgends aber die so charakteristische Branderde gefunden worden ist.

Nicht minder interessant waren die Beigaben: eine Anzahl kleinerer Messer oder Schaber aus Feuerstein, 4 zierlich gearbeitete Pfeilspitzen von 13—18 *cm* Länge, aus demselben Material, und eine etwas besser, als die oben erwähnten, gearbeitete Urne.

In dem letzten Hügel, den zu erschliessen bei der jüngst vorgenommenen Ausgrabung noch Zeit war, fanden sich in einer Steinkiste stark verwitterte Theile von Schmuckgegenständen aus Bronze und eine goldene Spirale von etwa 5 *mm* Durchmesser mit 10 Windungen. —

Hr. Virchow beglückwünscht den Genthiner Verein zu dem schönen Ergebniss und erinnert der Nachbarschaft wegen an das gewaltige Bronzeschwert von Briest bei Brandenburg a. H. (Verh. 1873. S. 24. Taf. VII), welches jedoch einer ganz anderen Kategorie angehört. Der Typus des Genthiner Schwertes schliesst sich vielmehr jener ungarischen Gruppe an, die bei Gelegenheit der Vorlage eines enjavischen Bronzeschwertes (Verh. 1881. S. 140) ausführlich erörtert ist.

(33) Hr. Rob. Behla überschickt d. d. Luckau, 19. October folgende Mittheilung über

Rundwälle in Sachsen und Schlesien.

In Folge der auf Anregung des Cultusministers von dem Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten ergangenen Circular-Verfügung vom 15. August 1888, wonach die Königlichen Regierungen und Oberförstereien angewiesen werden, auf „die Erhaltung der Rundwälle, soweit sie sich auf Domänen und forstfiskalischem Grund und Boden befinden, Bedacht zu nehmen und von weiteren Auffindungen von Rundwällen Mittheilung zu machen, ging mir von dem Königlichen Oberförster Hrn. Lau in Leinefelde (Provinz Sachsen) die Nachricht zu, dass in seinem Forstrevier (Oberförsterei Reifenstein) die sogenannte Altenburg liege, worauf sich alte Umwallungen befänden. Dieselbe ist auf einem Bergvorsprung mit steilen Abhängen gelegen. Daselbst seien mehrere Bronzegegenstände gefunden worden. Die Sage erzählt von einer Burg, die dort gestanden haben soll; doch sind Trümmer einer solchen nicht nachweisbar. — Ferner schrieb mir Hr. Oberförster Kloer aus Peisterwitz (Provinz Schlesien), dass in seinem Revier (Ohlauer Oderwald) der sogenannte Ritscheberg existire, welcher einen Rundwall von ziemlich bedeutendem Umfang darstelle. —

Der Vorsitzende bemerkt, dass es wünschenswerth wäre, derartige, als solche nicht brauchbare Angaben erst zu prüfen und, wenn möglich, in grösserem Zusammenhange zu geben.

(34) Hr. Georg Buschan schreibt aus Kiel, 15. October, über einen

spätslavischen Burgwall bei Sommerfeld.

Auf eine kurze Notiz hin, die mir in einer Mai-Nummer des Sommerfelder Wochenblattes zugestellt wurde (betreffend Urnenfund auf dem Grundstücke des Ziegeleibesitzers Brunsch), benutzte ich einen eintägigen Aufenthalt in Sommerfeld (26. Juli d. J.), um in Gemeinschaft mit dem Primaner H. Gallus auf dem bewussten Terrain während eines Vormittages Nachgrabungen zu veranstalten. Allem Anscheine nach handelte es sich hier um eine burgwallähnliche Anlage im Süden der Stadt, 15 Minuten vom Bahnhofe entfernt, links vom Wege nach dem Dorfe Dolzig. Nach der Stadt zu, also nach Norden, fiel dieser Burgwall mässig steil ab, während er sich nach Süden und, soweit ich mich noch erinnere, nach Osten zu in eine niedrige Hügelkette, Ausläufer des sogenannten Krontenhügels, fortsetzte. Von Westen her war der Hügel abgetragen, weil sein Material in der naheliegenden Ziegelei verwendet wurde. Bei dieser Gelegenheit war man im Mai dieses Jahres auf Urnen gestossen.

Der Boden besteht daselbst aus Thon und Letten und ist an zahlreichen Stellen stark mit Kies durchsetzt, der das Graben öfters erschwerte. Wir stiessen bei unseren Nachgrabungen, die wir an mehreren Stellen des Burgwalls anstellten, in einer Tiefe von ungefähr 50 *cm*, öfter auch tiefer, auf eine Unmasse von Scherben, die im Boden zerstreut lagen. Dieselben waren meistens aus feingeschlemmtem Thon verfertigt und hart, sowie klingend gebrannt. Die Farbe des Materials war meistens gelblichweiss oder grau, auch graubläulich, manchmal auch braun und roth mit allen möglichen Zwischenstufungen. Die Scherben selbst, sowie zwei im Besitze des dortigen Ziegeleibesitzers Bruhn befindliche Gefässe, zeigten die charakteristische Form und Ornamentik der spätslavischen Zeit: birnförmig (in der Mitte am meisten ausgebuchtet, nach oben und unten zu verjüngt),

ohne Henkel, Rand stark nach aussen gebogen u. a. m. Die Verzierung der Gefässe und Scherben bestand meist in einer Serie parallel um den Hals reifenartig verlaufender Horizontalfurchen, sowie in charakteristischem Wellenornament (einfach und mehrfach), sowohl an der Aussenfläche des Gefässes, als auch an seinem Innenrande.

Als besonders interessant in Bezug auf Form will ich noch die Reste zweier Gefässe erwähnen: Das eine stellt vielleicht ein Räuchergefäss dar; es ist eine Schale mit geschweiftem Rande, deren Boden in einen runden Fuss übergeht. Das andere Stück erinnert an den Hals einer Thonflasche (Kruke); bemerkenswerth ist, dass unterhalb des Halses die Seitenwände fast senkrecht zu demselben abgehen. Beide Gefässreste sind aus feingeschlemmtem Thon verfertigt und von gelblichweissem Brande. —

Von Metallgegenständen fand ich einen eisernen, stark oxydirten Bügel; seine Länge beträgt 60, seine Breite 20 *mm*. An seiner Oberfläche zeigt derselbe zwei symmetrisch gelegene Löcher (zur Aufnahme von Nägeln oder Schrauben).

Soweit man aus diesen spärlichen Ueberresten zu einem Schlusse berechtigt ist, haben wir es hier mit einem Burgwalle aus der spätslavischen Zeit zu thun. Bei meinem nächsten Aufenthalt in Sommerfeld gedenke ich die Ausgrabungen fortzusetzen. —

Hr. Virchow bemerkt, dass die beiden, von Hrn. Buschan besonders hervorgehobenen Stücke von Gefässdeckeln herrühren, wie sie auf lausitzer Trümmerstätten nicht selten gefunden werden und schon früher wiederholt Gegenstand der Besprechung in der Gesellschaft gewesen sind.

(35) Hr. H. Jentsch in Guben berichtet unter dem 19. October über

Funde in den Kreisen Guben und West-Sternberg.

I. Bronzefund von Cummeltitz, Kreis Guben.

Bei Cummeltitz, im südlichen Theile des Gubener Kreises, ist 1 *km* nordöstlich vom Dorfe am Milzhebbel ein kleiner Schatz gewonnen worden. Die Fundstätte liegt dicht an der Kreisgrenze, 600 Schritt südsüdwestlich von der zum Dorfe gehörigen Windmühle, auf der Abdachung einer leichten Bodenerhebung; diese gehört zu einer Zahl flacher Hügel, unter welchen der als Gräberfeld bekannte, 1 *km* entfernte Töpferberg zwischen Kohlo und Datten, Kr. Sorau, der bedeutendste ist[1]). Jene Anhöhe fällt in eine moorige Wiesenniederung ab, die ehemals offenbar ein See war: diese heisst die Milze und wird vom Milzbach durchflossen, welcher der Werder zuströmt. 400 Schritt von dem Bache, 250 Schritt südöstlich vom Wege Cummeltitz-Beitzsch, wurde ein ziemlich grosses Thongefäss grober Arbeit ausgepflügt, das eine Anzahl von Bronzeringen enthielt. Zunächst fallen durch ihr Gewicht die elliptischen, offenen, über einen Thonkern gegossenen auf, deren Längsdurchmesser 12, im Lichten 10 *cm*, deren Breite 9, im Lichten 8 *cm* beträgt; sie sind gegen 450 *g* schwer. An jedem Ende sind über die Aussenseite 3 Querfurchen gezogen. Hierzu treten dünnere Ringe von 13, im Lichten 11 *cm* Durchmesser,

1) Nordöstlich von Cummeltitz liegt am Wege von Weltho nach Pförten, wenige Schritte von demselben entfernt, im Felde der Läusebrunnen, in Holz gefasst. Ueber die Herkunft des Namens, den ich wegen des Anklanges an die Lausehügel (Anthropol. Correspondenzblatt 1887. S. 116; Verh. 1887. S. 43; 1888. S. 155) erwähne, weiss ich bis jetzt nichts anzugeben (vgl. Zeitschr. d. Harzver. 1888. Becker, Hausurnen S. 2).

2 *cm* weit offen; die Enden sind nach beiden Seiten hin umgeschlagen, und zwar ist eine Oehse länglich, die andere rund. Die nicht patinirte Oberfläche ist narbig: in der Längsrichtung des Ringstabes verlaufen Abflachungen von 1 *cm* Länge und 4 *mm* Breite. Der Fund enthält ferner kleine, nach der Oeffnung hin spitz zulaufende Ringe und ein Schildchen, das nach einer Zeichnung, welche ich dem Hrn. Rittmeister Grafen F. von Brühl verdanke, ein spitzwinklig gleichschenkliges Dreieck bildet, dessen Grundlinie nach aussen gerundet ist. Unmittelbar an dieser Rundung ist aus jedem Schenkel ein Halbkreis ausgeschnitten. Aus der Fläche treten in der Mittellinie des Schildes zwei scharfe Spitzen heraus, während auf der Rückseite eine Art von Oehse angebracht ist. Der Fund, welcher sich in de Gräflich Brühl'schen Sammlung im Schlosse zu Pförten befindet, steht in jener Gegend nicht isolirt. Ringe von der erstbeschriebenen Art sind bei Datten (Böttcher in den Verh. 1884. S. 192) gefunden, ferner bei Beitzsch (Gub. Gymn.-Progr. 1885. S. 5), bei Oegeln (Lausitz. Magazin V. 1826. S. 211 ff. mit Abbild.). Sind diese Stücke als Armringe aufzufassen, so sind die beschriebenen dünneren, kreisförmigen Ringe, zu denen ein anderer Fund von Beitzsch (Verh. 1887. S. 349) Seitenstücke bietet, vielleicht als Halsschmuck zu deuten. Auffallend ist es, dass auf der 8 *km* langen Strecke Oegeln-Cummeltitz-Datten-Beitzsch viermal Schätze jener schweren C-förmigen Ringe, die sonst in der Niederlausitz, namentlich in der westlichen, nicht gerade häufig vorkommen, zu Tage getreten sind.

II. Provinzial-römische Funde von Liebesitz, Kreis Guben.

Bei Anlegung eines Weges von Liebesitz nach dem, 4 *km* in südlicher Richtung entfernten Oegeln wurde zu Anfang des August d. J. der nordöstliche Theil des schwarzen oder Schinderberges durchschnitten. Der Platz liegt 500 Schritt südlich vom Schlosse und grenzt westwärts an eine ausgedehnte Wiese, die noch vor einem Menschenalter ein Teich war. Bereits früher waren beim Ausroden der Wurzeln dort gefällter Kiefern Urnen gefunden worden. Da aber diese Arbeit im Winter vorgenommen wurde, ist von den erweichten und schon im Boden in Stücke gegangenen Gefässen nichts erhalten geblieben. Diesmal wurden theils weit offene Töpfe mit verdicktem Rande und mit abblätternder Oberfläche, theils schlankere, mit mässig ausgelegtem Rande über dem kurzen, eingezogenen Halse, ausgegraben. In zwei der letzteren (eine von 27 *cm* Höhe, 26,5 *cm* grösster Weite in 15 *cm* Höhe, 11 *cm* weiter Oeffnung und einem Boden von 12 *cm* ist erhalten: Fig. 1) fanden sich folgende Gegenstände, deren Kenntniss ich Hrn. Rittergutsbesitzer Seydel auf Liebesitz verdanke und durch welche die nicht sehr zahlreichen römischen Funde aus unserer Landschaft eine erfreuliche Erweiterung erfahren: 1. zwei eiserne Schlüssel, einer mit gewundenem Schaft, am unteren Theile beschädigt, durch einen Ring verbunden mit einer Zwinge, welche durch einen Nietknopf geschlossen ist. Der Ring ist offen und zeigt deutlich die Spuren starker Abnutzung auf der Innenseite, die fast viereckig ist (Fig. 2). Von dem zweiten Schlüssel (Fig. 3) ist der untere Theil vollständig erhalten, dagegen fehlt das obere Ende; der Querschnitt des Stabes ist rechteckig. 2. Eine eiserne Schnalle in Gestalt eines grossen Kreisabschnittes. Die Enden des vierkantigen Rahmens sind 3 *cm* weit übereinander geschoben und werden durch den umgeschlagenen, übrigens beschädigten Dorn zusammengehalten (Fig. 4). 3. Ein 14,7 *cm* langes einschneidiges Eisenmesser mit 10,5 *cm* langer Klinge, am Grifftheil beiderseits rechtwinklig abgeschnitten, hier 2 *cm* breit (Fig. 5). Vgl. Verh. 1879. S. 373. Rampitz. 4. Eine zierliche, 4,8 *cm* lange eiserne La Tène-Fibel; der zurück-

1.



$^1/_{12}$

2.



$^1/_3$

3.



$^1/_4$

4.



$^1/_3$

5.



$^1/_5$

6.



$^1/_2$

7.



$^1/_1$

8.



$^1/_3$

geschlagene Fuss ist über der Mitte des Bügels befestigt (Fig. 6). 5. Ein kleiner Bronzebeschlag: zwei Plättchen von 2,5 *cm* Länge und 1,5—2 *cm* Breite sind durch 4 Stifte in ungleichmässigem Abstande von 1—2 *mm* aufeinander genietet (Fig. 7). 6. Eine kleine Bronzespirale, vom Finder geputzt und aufgerollt, 9 *cm* lang; der Draht ist 2 *mm* stark, etwas abgeplattet. 7. Ein doppelkonischer thönerer Spinnwirtel, unverziert, 3 *cm* hoch (Fig. 8). Einzelnen Eisensachen sind kleine Knochenstückchen angerostet. Die 6 Geräthe 1—3, 5 und 7 lagen in der einhenkligen Urne Fig. 1; sie bildeten wohl die Ausstattung einer Frauenleiche. Die La Tène-Fibel, welche unweit der Schnalle gefunden ist, bestätigt die anderweitig in der Niederlausitz gemachte Erfahrung, dass der Uebergang in die provinzial-römische Cultur allmählich erfolgt ist. Der Abstand beider Urnen war 5 Schritt.

Zwischen Gräbern fanden sich wiederholt Brandstellen von etwa 1 Quadratfuss Durchmesser. Steinsatz und Beigefässe wurden bis jetzt nicht bemerkt.

III. Starzeddel, Kreis Guben.

9.



$^1/_3$

In einem südlichen Ausläufer des mehrfach besprochenen Urnenfeldes (Verh. 1885. S. 561) sind zwei kleine, flache steinerne Scheiben, nach der Mitte hin beiderseits ein wenig aufgewölbt, mit seichtem, kreisförmigem Eindruck auf beiden Seiten gefunden worden (Fig. 9). Das grössere Exemplar von 6 *cm* Durchmesser besteht aus feinkörnigem, grauem Gestein, das kleinere aus röthlichem. Der Rand ist glatt, nicht eingefurcht. Zwei ganz ähnliche Stücke besitzt das Märkische Museum aus dem Sorauer Kreise, ein zweites Paar von Ziebingen, Kr. West-Sternberg. Ihre Bestimmung ist nicht völlig sicher. Aehnliche Geräthe, beim Riemenfeuerbohrer der Eskimos verwendet, erwähnt Ranke, der Mensch II. S. 434. Die Bestimmung könnte in vorgeschichtlicher Zeit eine ähnliche gewesen sein.

IV. Hügel- und Flachgräber bei Biberteich, Kreis West-Sternberg.

Südlich von Biberteich erhebt sich auf einer mässigen Anhöhe, die sich nach der Eilang hin senkt, durch eine Wiese von ihr getrennt, eine grössere Zahl von Hügelgräbern. Deutlich erkennbar sind drei von Osten nach Westen gerichtete Reihen von Hügeln. Diese sind bis 2 *m* hoch; ihr Durchmesser beträgt 4—5 *m*, der Böschungswinkel etwa 45°. Im Westen befinden sich zwei grössere von ungefähr 250 Schritt Umfang; sie sind mit Fichten bewachsen. In jedem Hügel befanden sich mehrere Grüfte. Diese waren, jede für sich, durch eine kegelförmige Steinanhäufung geschützt; dazu gehörten Blöcke von mehr als 1 *m* Länge, an welche kürbis- und kopfgrosse Stücke herangepackt waren. Die Gegend ist an Steinen reich. Die grossen Gerölle ragen jetzt zum Theil über die Bodenoberfläche heraus. An einer Stelle zeigte der mittlere von drei Blöcken auf der oberen Seite eine ziemlich ebene Spaltfläche. Die Urnen standen ein wenig unter dem jetzigen Niveau. Um sie herum waren die Beigefässe, nicht selten schräg oder mit der Oeffnung nach unten eingelegt. Die Aschengefässe waren durch einen Deckteller geschlossen. In einem Grabe befand sich nur ein Gefäss innerhalb der Steinpackung, ohne Beigaben; mitten in demselben lag ein kopfgrosser Stein.

Die Leichenbehälter sind terrinenförmig, bis zu 30 *cm* hoch, mit deutlich abgesetztem, konisch verengtem Halse. Es sind ihnen Kehlstreifen oder schraffirte Dreiecke (jedoch nicht mit flechtwerkartig wechselnder Richtung) eingestrichen. Die Deckteller haben meist spiraligen Rand. Dabei standen kleine Buckelurnen mit cliyndrischem Halse und mit Oehsen, ferner Schalen, kleine Tassen, zum Theil nach unten hin erheblich verengt, Töpfchen, verziert durch senkrechte Striche über die weiteste Auswölbung hin, endlich ein cylindrisches Gefäss (Fig. 10) von 6 *cm* Höhe und 4 *cm* Durchmesser, dessen oberer Rand glatt nach aussen gestrichen und an 2 Stellen gegenüber, von der inneren Kante aus schräg nach aussen, durchstossen ist. Diese Oeffnung hat nur die Stärke eines Strohhalms. Sie mag wohl dazu gedient haben, das Töpfchen an einer durchgezogenen Schnur aufzuhängen. Insofern ähnelt das Gefäss den in der Lausitz und in Schlesien, auch in der Mark gefundenen Dosen, bei welchen meist den oberen Durchbohrungen Oehsen am Boden entsprechen. Die Aussenwand umzieht oben und unten je ein Band scharf eingerissener wagerechter Furchen, oben 4, unten 5; zwischen diesen ist beiderseits unter dem Durchstich eine Strichgruppe von 10, bezw. 12 Linien eingeritzt. Die obere Randfläche ist durch 5 Systeme von 4, bezw. 5 radialen Strichen verziert; eines derselben fasst die eine Durchbohrung ein. — Auch sind zwei kräftige, 6 *cm* hohe Füsse einer Tiegelschale erhalten.

Figur 10.



Die Bronzebeigaben lagen gewöhnlich im Sande über oder neben den Gefässen. Aeltere Nachrichten melden von Nadeln. Sicher ist der Fund einer Rollnadel mit $5\frac{1}{2}$ facher Spiralwindung von 5 *cm* Durchm., in deren Ebene der Nadelschaft lag (vgl. Verh. 1886. S. 415). Erhalten sind 2 zweiflüglige Pfeilspitzen mit Widerhaken.

Die Flachgräber zwischen den Hügeln machen nicht den Eindruck, als ob auch über ihnen früher Erdschüttungen gewesen wären. Auch sie haben Steinsatz, aber nicht so bedeutenden. Die Einschlüsse unterscheiden sich von den besprochenen nicht. Zwischen diesen Grüften lagen im Erdboden öfters vereinzelte Steine, auch Kohlenbrocken. Eine Brandstelle ist bis jetzt noch nicht aufgedeckt worden.

Auffallend ist die Verbindung von Hügel- und Flachgräbern. Hat man in

jenen Familiengrüfte zu sehen, so wäre denkbar, dass man, wenn die Plätze unter dem Hügel voll belegt waren, die späteren Begräbnisse gleichsam an diesen anlehnte, indem man auch die früher frei gelassenen Zwischenräume in Benutzung nahm. Ihrem Inhalte nach unterscheidet sich die Fundstelle nicht von den Lausitzer Grüften.

(36) Hr. Bastian bespricht die Ergebnisse

der Reise des Capitän Jacobsen im indischen Archipel.

Bei heutiger Wiedereröffnung unserer Sitzungen lässt sich zugleich erfreulicherweise über einen neuen Erfolg berichten, der wiederum in bedeutungsvoller Tragweite dem Museum nicht nur, sondern den ethnologischen Studien im Allgemeinen zu Gute kommen wird.

Es handelt sich um unseren altbewährten Reisenden Capt. Jacobsen, der in glänzendster Weise bereits eine frühere Aufgabe gelöst hatte, die ihm gestellt war, die Durchforschung der Behringstrassen-Länder. Aus diesem Knotenpunkt wichtigster Völkerdurchkreuzungen von zwei (oder drei) Continenten her, hat er aus zweijährigen Reisen auf der amerikanischen Seite, und dann in späteren auf der sibirischen ein umfangreichstes Material für unsere Sammlungen zurückgebracht und so eine gesicherte Unterlage vorbereitet für künftige Studien. Das ihm damals in den ausgefertigten Instructionen übergebene Programm ist in allen wesentlichen Beziehungen zur Ausführung gebracht, und es schlossen sich daran noch weitere ergebnissreiche Folgen an, in anthropologischen Schaustellungen und späteren Explorationen.

So wurde deshalb auch an ihn zuerst gedacht, als ein anderes Problem der Ethnologie in Angriff zu nehmen war, auf einem anderen Areal, das ebenfalls weitgreifendste Fragen ethnologischer und anthropologischer Forschung umschliesst, nehmlich dem der bunt gebrochenen Inselwelt des indischen Archipel, mit den auf autochthonen Grundschichtungen hineinragenden Ausläufern südasiatischer Cultur bis auf das in dunkle Papua verlaufende Grenzgebiet unbestimmter Schwankungen in sog. Alfuren und ihren Verwandten.

So lange man sich mit teleskopischer Fernsicht begnügte, galt das Ganze mit einförmig malayischer Ueberdeckung als einfach, während jetzt bei mikroskopisch näherem Einblick eine stets vermehrte Mannichfaltigkeit des Details hervorzutreten beginnt, in der Vielheit ihrer Variationen auf insular umgrenzten Centren, so dass bei genau sichtender Abwägung minutiöser Differenzirungen eine Fülle überraschender Aufschlüsse in Erwartung steht.

Auch hier machte sich eine dringende Mahnung fühlbar, keine Zeit zu verlieren, ehe nicht die ethnischen Originalitäten im ansteigenden Strome des internationalen Verkehrs fortgeschwemmt und verwischt sein würden.

Wie bei einer Reise im Jahre 1880, bei dem Aufenthalt in Oregon, für die nördlicheren Striche, über die dort heranziehende Katastrophe ängstliche Befürchtung aufkommen musste, — eine Befürchtung, die betreffs unserer Sammlungen durch die oben erwähnte Reise glücklich noch gehoben ist (eben vor letztem Thorschluss, wie es sich jetzt bereits erweist), — so liess es sich damals im indischen Archipel ebenfalls voraussehen, dass durch die beginnende Ausdehnung der Postdampferlinien bald auch die, bis dahin fernest liegenden Inselgruppen in die dadurch bedingte Zersetzung würden hineingezogen sein, und so musste rasch darauf Bedacht genommen werden, das Ursprüngliche wenigstens dort noch zu sichern, wo es einigermaassen unberührt geblieben.

Als deshalb durch die zuvorkommende Unterstützung des ethnologischen Hülfs-Comités diesmal, wie in dem früheren Falle, die materielle Schwierigkeit des Kostenpunkts fortgeräumt war, wurden die Vorbereitungen getroffen, diese Angelegenheit ins Werk zu setzen.

Freilich schienen auch aus sonstigen Rücksichten Schwierigkeiten mancherlei Art gehäuft, so dass es an Abrathungen nicht gefehlt hat und das Unternehmen nur gewagt werden durfte im Vertrauen auf die Tüchtigkeit unseres braven Jacobsen. Wie voll sich dies gerechtfertigt hat, beweisen die bereits eingelaufenen Sammlungen, die in gleicher Ausdehnung von, bisher kaum genannten, Inseln, wie Luang, Baber, Wetter, Goram u. s. w., keinem Museum noch zugeführt worden sind. Werthvolle Beihülfe hat sein Reisebegleiter gewährt, Hr. Kühn aus Dresden, dem frühere Reiseerfahrungen bereits zu Gebote standen, und mit besonderem Danke muss die auf Veranlassung des Auswärtigen Amtes gewährte Unterstützung der niederländischen Regierung erwähnt werden, sowie für die portugiesischen Besitzungen die durch die Geographische Gesellschaft in Lissabon vermittelte, in Beantwortung einer an den Generalsecretär derselben, Hrn. L. Cordeiro, gerichteten Zuschrift. Für die wissenschaftliche Bearbeitung werden die reichen Materialien: welche aus langjährigen Beobachtungen durch den niederländischen Residenten Hrn. Riedel geliefert sind, wichtigste Beihülfen gewähren.

Nachdem die Sammlungen geordnet und aufgestellt sind, wird sich im Laufe unserer Sitzungen noch mehrfach Gelegenheit bieten, darauf zurückzukommen.

(37) Hr. von Luschan zeigt

zwei mit Menschenhaaren besetzte Teppiche,

wie sie von den Kurden in der Umgebung von Islahie, südlich von Marasch in Nordsyrien, hergestellt werden. Der eine ist ein sogenannter Kilim, der andere geknüpft; in beide sind grössere und kleinere Büschel von menschlichen Haaren eingezogen. Bei den meisten Kurden besteht noch heute die alte Neigung zu räuberischen Ueberfällen benachbarter Zeltlager und die in die Teppiche eingeknüpften menschlichen Haare werden gewöhnlich als Trophäen von solchen Unternehmungen bezeichnet.

Auch die Jürücken schmücken ihre Kilims häufig mit Menschenhaaren, aber es scheint, dass bei ihnen die Teppichwirkerin immer nur ihr eigenes Haar hierzu verwendet und solche Teppiche daher ungern in fremden Gebrauch übergehen sieht; wenigstens pflegen die Jürüken solche Haarbüschel gewöhnlich erst auszuziehen, bevor sie einen Teppich aus der Hand geben; die Kurden hingegen kennen diese Rücksicht nicht.

(38) Hr. V. Gross, correspondirendes Mitglied der Gesellschaft, übersendet aus Neuveville, 10. August, folgende Notiz über die

Verwendung von Eberzähnen an Pfahlbau-Artefakten.

Dans le Compte-rendu de la Séance du 28. Avril dernier de la Soc. Berl. d'anthropologie je lis la description d'une trouvaille faite dans le marais de Mellentin et décrite par Mr. Lemcke de Stettin, parmi laquelle se trouvaient de curieux objets de la forme de doubles boutons et de matériel inconnu jusqu'ici. — Comme j'ai trouvé un objet tout à fait semblable à Mörigen, je pense que cela vous intéressera d'en connaître la composition. Il est dessiné Pl. XXIII. No. 3 des

Protohelvètes et décrit à la page 79 du texte. Comme le dit fort bien Mr. Lemcke, ce n'est ni de la corne ni de l'os, mais ce curieux objet est façonné avec une défense de sanglier. Les lacustres employaient encore la même matière pour en faire des boutons simples, dont j'ai retrouvé plusieurs échantillons Pl. XXIII. Nos. 48 et 64 du même ouvrage.

(39) Hr. Olshausen spricht

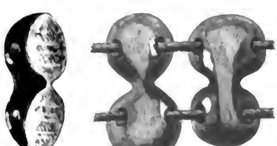
über den Moorfund von Mellentin und die Bearbeitung und Verwendung von Eberhauern in vorgeschichtlicher Zeit.

Gelegentlich der Untersuchung jener interessanten Schmuckstücke, welche uns Hr. Lemcke in der Sitzung vom 28. April hier vorlegte (S. 199) und welche ich als aus Eberhauern gefertigt nachwies (S. 273), wurde mir von befreundeter Seite bemerkt, wie ungeeignet das genannte Rohmaterial zur Herstellung derartiger Objecte erscheine wegen der Neigung der Hauer, sich zu spalten oder zu zerspringen. In der That weisen die zoologischen Sammlungen häufig auch neue Exemplare auf, welche von selbst zerklüftet und gerissen sind und deren Schmelz sich von der Beinunterlage abgelöst hat; ich forschte daher dem Vorkommen bearbeiteter Eberhauer in vorgeschichtlicher Zeit nach, z. Th. auch in der Hoffnung, ähnliche „Doppelknöpfe", wie die von Mellentin, aufzufinden. Diese Erwartung hat sich in überraschender Weise erfüllt und es hat sich ausserdem ergeben, dass die Anwendung und Umgestaltung der Hauer eine recht mannichfaltige und allgemein verbreitete gewesen ist.

1. Perlen nach Art der Mellentiner.

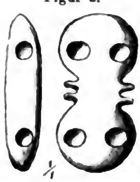
Für die Auffindung hierhergehöriger Stücke rechnete ich auf die Pfahlbauten des Südens und es zeigte sich bald, dass bereits mehrfache Veröffentlichungen über diesen Gegenstand vorliegen. — Zunächst machte mich Hr. Director Voss auf das von Gross richtig als Eberzahn erkannte Object von Mörigen am Bielersee aufmerksam, Pfahlbaubericht 7, Taf. 2, 27 und Protohelvètes Taf. 23, 3 zu p. 79, über welches Hr. Dr. Gross inzwischen auch an Hrn. Virchow berichtete. Dasselbe befindet sich jetzt im Bundesrathhaus zu Bern; es existirt nur ein Exemplar davon. Zum Vergleich seien hier die Abbildungen nochmals wiedergegeben; in der Hauptsache, nehmlich in der doppelten horizontalen Bohrung und der allgemeinen Gliederung in 2 Hälften, stimmen die Stücke überein.

Figur 1.



Mellentin.

Figur 2.



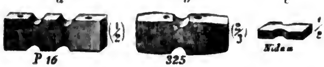
Mörigen.

Abweichender ist ein Object der früheren Sammlung Schwab in Biel, Bericht 2, Taf. 1, 15, welches mir auffiel, obgleich darüber S. 146 gesagt wird, es sei aus

einem Bärenzahn gemacht. Meine Vermuthung, dass hier nur eine Material Verwechselung vorliege, wurde durch Hrn. Dr. med. Lanz, Director des Bieler Museums, bestätigt, welcher diesbezüglich schrieb: „Das besagte Stück ist aus einem Eberzahn geschnitten; die obere und untere Fläche sind beide glänzend, mit Schmelz überzogen jedoch nur die obere, etwas convexe. Diese Form liesse sich aus einem Bärenzahn nicht herausbringen; beide Flächen sind ganz parallel. Der Gegenstand kommt von Nidau, Bielersee, ist nur ein Mal vorhanden und findet sich in keiner anderen Station."

Die letztere, auf das Vorkommen bezügliche Bemerkung gilt indess nur für die Schweiz, denn gerade diese oblonge, plattenförmige Varietät (deren Hierhergehörigkeit übrigens wiederum auf den beiden horizontalen Bohrungen und auf der Einkerbung in der Mitte beruht) fand sich genau so an der Roseninsel im Starnberger (oder Würm-) See in Oberbayern und mit der geringen Abänderung, dass in der Mitte zwei Kerben vorhanden sind, die Gliederung also eine dreifache ist, ebendaselbst (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns I Taf. 4 Fig. 325 und P 16 zu S. 23). Ich setze die Abbildungen hier wieder her.

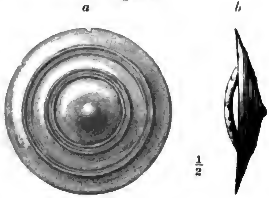
Figur 3.



In Bezug auf die Deutung dieser Schmuckstücke pflichte ich der Ansicht bei, dass es Theile von Hals- oder Armbändern, also „Perlen" sind. Im Uebrigen haben dieselben ja, besonders die plattenförmigen, eine gewisse Aehnlichkeit mit den sog. Mittelstücken der Bernsteinperlschnüre u. dergl. Man sehe: v. Sacken, Hallstatt, Taf. 17, 28—30, wovon 28 aus Bein zwischen Bernsteinperlen, 29 und 30 aus Bernstein. — Klebs, Bernsteinschmuck der Steinzeit, Königsberg 1882, S. 24 und Taf. 1, 16; S. 15 und Taf. 2, 16. — Mestorf, Vorgesch. Alterthümer aus Schleswig-Holstein, Hamburg 1885, Fig. 122 zu Handelmann, Sylt II, S. 25—26, Nr. 1. — Madsen, Steenalderen, 42, 9 und 42, 33 = Annaler 1838—39, 164 = Worsaae, Nord. Olds. 90. — Alle diese sind aus Bernstein. — Hierher gehören aber wohl auch die aus Röthel gefertigten Stücke, Antiqua 1883 I, Taf. 22, 136 und 137 zu S. 85, aus Pfahlbauten.

Die obigen, sämmtlich im Süden aufgefundenen Analoga lassen auch wohl für die Mellentiner Objecte auf südlichen Ursprung schliessen. Der ganze Fund gewinnt so an Bedeutung und es erscheint daher angezeigt, noch etwas näher auf denselben einzugehen. Schon Lemcke wies ihn der Hallstattperiode zu; wir wollen diese Auffassung genauer begründen. —

Figur 4.



An dem Buckel sind die wie aufgelegte Drähte erscheinenden Verzierungen charakteristisch; ähnliche Stücke des K. Mus. f. Völkerkunde zu Berlin sind: II 1067 von Darsekau, Kr. Salzwedel (Förstemann, Neue Mittheilungen aus dem Gebiete histor.-antiq. Forschungen I, Heft 3, S. 103 und 106 lit. f; Voss in diesen Verhandlungen 1881, 118); ferner II 6015 von Steinbeck, Kr. Oberbarnim. Beide stammen aus grösseren Funden, die

Director Voss als frühhallstattlich ansieht. Folgt man Montelius, indem man dessen grosse Arbeit: Om Tidsbestämning inom Bronsåldern, K. V. H. o. A. Akad. Handlingar Bd. 30 zu Grunde legt, so gelangt man zu demselben Ergebniss. Der Darsekauer Fund enthielt das Hängegefäss Förstemann I, Heft 4, Tafel, Fig. 1, welches zu Montelius' Typus E und in dessen 5. Periode gehört (Tidsbest. S. 240 und Fig. 118), die etwa der älteren Hallstattzeit entspricht (S. 156 und 197); der von Steinbeck lieferte 3 brillenförmige Fibeln vom Typus H derselben Periode (Tidsbest. S. 206 und Fig. 126—28). — Derartiges Reliefornament ist in dieser Zeit häufig; man kennt es auch auf Brillenfibeln, so z. B. an solchen aus demselben Funde von Steinbeck; ferner an Nadeln mit senkrechter Kopfscheibe (Tidsb. Fig. 122 = Antiquités Suédoises 218). Wir dürfen also unseren Buckel als frühhallstattlich betrachten.

Ineinanderhängende Ringe, wie die Mellentiner, kennt man vielfach. Das Charakteristische derselben ist nicht die kettenförmige Anordnung, sondern ihre technische Herstellung: jeder Ring ist ganz geschlossen, ohne Schlitz und ohne Löthung, mithin wurden die zusammengehörigen Ringe auf ein Mal gegossen, indem man sie in Wachs modellirte, die einzelnen Wachsringe sorgfältig vor gegenseitiger Berührung bewahrend, dann mit der Formmasse umgab, das Wachs ausschmolz u. s. w. — Sehr complicirte Systeme ineinandergegossener Ringe fanden sich zu Hallstatt (v. Sacken, Hallstatt, S. 55); im Süden sind sie überhaupt häufig (vergl. Lindenschmit, heidn. Vorzeit, II 10, Text zu Taf. 2); aus der Schweiz seien hier angeführt: Pfahlbaubericht II Taf. 2, 42 zu S. 150 aus der Westschweiz; Ber. 7, Taf. 8, 13 von Auvernier; Ber. 8, Taf. 3, 21 vom Letten unterhalb Zürich; Ber. 9, 50 (18) vom Pfahlbau grosser Hafner bei Zürich. — Die ineinandergegossenen Ringe fehlen aber auch durchaus nicht weiter nördlich; sie fanden sich zu Wallerfangen bei Saarlouis (Mortillet, Musée préhistorique, Paris, 1881, pl. 85, 976), zu Uelzen, Prov. Hannover (Lindenschmit a. a. O. Fig. 1), zu Kleinrössen, Kr. Schweinitz, Prov. Sachsen (Wagner, Aegypten in Deutschland, Leipzig 1833, Taf. II 3 zu S. 69; Mus. f. Völkerk. Berlin II 1671), zu Kuhsdorf, Kr. Ostprignitz (Mus. f. Völkerk. Berlin I f. 469); zu Nieder-Landin, Kr. Angermünde, Märk. Mus. Berlin II 4404—37. Besonders reich an derartigen Funden ist das Stettiner Museum; ich nenne die von: Kölpin, Kr. Kolberg-Körlin, Baltische Studien 35, 394 (Jahresber. 47) und Taf. 5; Schönebeck, Kr. Saatzig, photogr. Album d. prähist. Ausstellung zu Berlin 1880, II Taf. 14 (Ausstellungskatalog S. 321, Nr. 54) und Balt. Stud. 13, Heft 1, 187; 33, 316[1]); von Pyritz, phot. Alb. II 11, Katalog Nr. 52; endlich unbekannten Fundorts IIa 7, 59 des Stettiner Mus.-Katalogs. — Von der Insel Alsen stammt Mestorf, Vorg. Alt. a. Schlesw.-Holst., Fig. 226.

Die Art der Gliederung dieser Ringsysteme, sowie die Grösse und der Querschnitt der einzelnen Ringe sind sehr mannnichfach; bald ist die Anordnung rein kettenförmig, bald hängen in einem Ringe mehr als 2 andere, oder die

1) Mit dem Schönebecker Fund ist wahrscheinlich identisch der bei Lindenschmit, heidn. Vorzeit, II 10 Taf. 2, Fig. 3 und 4, angeblich von Stolpe; wenigstens befindet sich nach gef. Mittheilung des Hrn. Schumann zu Löcknitz kein derartiger Fund von Stolpe im Stettiner Museum, während die abgebildeten Stücke völlig übereinstimmen mit denen von Schönebeck. — Es ist hohe Zeit, dass die schon so oft in Aussicht gestellten Berichtigungen zu Lindenschmit's grossem Werke endlich erscheinen; von einer solchen Typensammlung, welche so recht eigentlich bestimmt scheint, die Grundlage für zahllose Citate abzugeben, muss eine entsprechende Zuverlässigkeit durchaus beansprucht werden. Vielleicht wäre zu empfehlen, dass, nach dem Vorgange Handelmann's, die betreffenden Museumsvorstände selbst die Richtigstellung der Irrthümer in die Hand nähmen.

Endglieder einer Kette tragen selbst jedes wieder eine grössere Anzahl meist kleinerer Ringe. Die Ringe selbst sind im Querschnitt theils rund, theils linsenförmig oder auch angenähert prismatisch mit einer scharf nach aussen vorspringenden Kante; bisweilen sind sie bandartig flach. Ganz eigenthümlich ist die Form der Glieder gewisser Gürtelketten, wie Mestorf, Vorgesch. Alt., 305 von Wennbüttel in Dithmarschen; die Technik ist offenbar auch hier ganz die oben geschilderte, doch bot die Ausführung sicher erhebliche Schwierigkeiten, weil die länglichen (oblongen) Glieder nicht wie 2 einfache Ringe ineinandergreifen, sondern in besondere, an der einen Längsseite jeden Gliedes angebrachte röhrenartige Oehsen, wodurch die Gefahr einer Berührung der einzelnen Glieder des Wachsmodells unter einander sehr gesteigert wurde; vergl. auch ebenda Fig. 335, ferner Corresp.-Blatt der Deutschen anthrop. Ges. 1879, 131.

Kleinere Oehsen gewöhnlicher Form tragen viele Ringe, theils wohl zur eigenen Befestigung, besonders aber zum Einhängen kleiner Kettchen mit Klapperblechen und dergleichen. Klapperbleche, oft durch eigenthümliche Umwandlung der Ringe selbst entstanden, finden sich auch direct mit dem ganzen System zusammengegossen, so zu Ristow, Kr. Schlawe, phot. Album II 23 und 24; Balt. Stud. 27, Jahresbericht 39 S. 86—87 und Taf. II Fig. a; zu Schönebeck und Pyritz a. a. O.; zu Stolzenburg, Kr. Ueckermünde, M. f. V. Berlin II 5622—25; zu Nieder-Landin a. a. O.; zu Teschendorf bei Löwenberg i. Mark, diese Verh. S. 158 Fig. 2. — Hierher sind wohl auch zu rechnen die Funde von Ekes, Gotland, Antiq. Suédoises 226, wozu 2 ineinandergegossene Ringe, die einzigen derart in Stockholm, gehören; von Höve, Seeland, wofern der verbindende Ring wirklich ganz geschlossen ist, Madsen Bronceald. I Taf. 40, 16 = Worsaae Nord. Olds. 266; von Jordhöi, Seeland, Madsen Bronceald. II Taf. 16, 12.

Zum Schluss sei noch der „Steigbügelringe“ mit beweglicher, angegossener Oehse gedacht, diese Verh. 1882, 256 Fig. 6 und 7; Mestorf, Urnenfriedhöfe, Hamburg 1886, S. 95.

Verwendet sind diese Ringsysteme, abgesehen von den Gürtelketten und vielleicht den „Steigbügelringen“, auch ohne eingehängte Bleche, wohl z. Th. doch als Rasseln oder Klappern, manchmal aber auch wohl als Riemenführungen, da sie mehrfach mit Pferdegeschirrstücken zusammen vorkamen, so zu Kölpin, Pyritz und Wallerfangen. Versuchen wir nun, diese Funde der Zeit nach zu bestimmen, so weist das Vorkommen zu Hallstatt ihnen schon im allgemeinen ihre Stellung an. Für einzelne derselben gehen wir noch etwas näher auf diesen Punkt ein.

Kuhsdorf lieferte einen dünnen Halsring mit hakenförmigen Enden und mit wechselnder Torsion („Wendelring“ nach Virchow, diese Verh. 1883. 494) = Montelius Tidsbest. Fig. 113, Periode 5 (doch ist die Drehung hier nur eine Nachahmung durch Guss); ein zugehöriges Messer erinnert stark an die bei Desor, Le Bel Age du Bronze lacustre en Suisse, Paris-Neuchâtel 1874, Taf. II, 7, 9, 10, der jüngeren Bronzezeit der Westschweiz angehörig, die der älteren Hallstattzeit entspricht (Westdeutsche Zeitschr. f. K. u. G. 5, 175—76, 182). — Pyritz gab dünne Halsringe mit öhsen- oder hakenförmigen Enden und gleichbleibender Torsion = Tidsbest. Fig. 112 und Zierplatten mit Ornament erhabener concentrischer Kreise, ähnlich wie auf den Objecten Tidsbest. Fig. 120 und 128 zu S. 77 und 173, sämmtlich aus Periode 5. — Zu Schönebeck fanden sich Brillenfibeln vom Typus II und eine Hängeurne vom Typus E (Tidsbest. S. 208 und 241, Fig. 126—128 und 118), ferner ein dünner Wendelring, alle aus Periode 5. — Ein wenig jünger ist vielleicht der sehr wichtige Fund von Kölpin, durch Spiralfibeln mit Tutulus = v. Sacken, Hallstatt XIII, 10 und durch gegossene

Imitationen von v. Sacken XIII, 9 charakterisirt, sowie durch Zaumzeug = v. Sacken XIII, 3, u. s. w.; die Tüllencelte mit Oehr scheinen = Tidsbest. Fig. 100 oder 101 zu sein. — Ristow lieferte Wendelringe = Tidsbest. 113. — Die Klapperbleche von Ekes waren u. a. begleitet von einem Knebel („Stangenknopf“), wie Tidsbest. 124, und einem Messer, ähnlich 107 ebenda, beide Periode V angehörig; die zu Höve von einer Hängeurne, mit erhabenen Punkten und concentrischen Kreisen verziert (Madsen, Bronceald. I Taf. 36, 2), welche Gefässe Montelius an den Beginn seiner Periode V setzt (Tidsbest. S. 173 und Taf. 5). — Die merkwürdige Gürtelkette von Wennbüttel entstammt einem Grabe, welches viele charakteristische Dinge lieferte, so ein Messer mit Bronzegriff (Mestorf, Vorgesch. Alt. 263, mit eingehängten Klapperblechen), aber eiserner Klinge, einen Ring = Tidsbest. 114 (meist als Kopfschmuck betrachtet, von Montelius als Halsring; Bohuslänska Fornsaker II, Stockholm 1877, Bihang S. 42); ferner Nadeln = Tidsbest. 121, mit senkrechter, durch vertiefte concentrische Kreise verzierter Kopfscheibe; letztere beide Typen gehören in Periode V. — Ueber die Zeitbestimmung der „Steigbügelringe“ mit beweglicher Oehse endlich siehe Mestorf, diese Verh. 1882, 257—58; einer mit fester Oehse wurde in einer Urne gefunden neben einem Wendelring = Tidsbest. Fig. 132, Periode 6. Die Steigbügelringe mögen daher etwas jünger sein, im allgemeinen können wir jedoch alle die besprochenen Funde der älteren Hallstattzeit zuschreiben, gerade wie die Buckel mit Reliefornament. — Ueber die meisten der im Vorstehenden genannten, zur Zeitbestimmung geeigneten Begleiter unserer Ringsysteme hat Montelius besondere Untersuchungen angestellt, worüber Näheres in seiner „Tidsbestämning“, namentlich auf S. 7 und 8. —

Der Fund von Mellentin gehört also in die ältere Hallstattzeit; wie verhält es sich nun mit den Eberhauerperlen des Südens? Ihre Fundumstände lassen eine genaue Zeitbestimmung nicht zu, da die Pfahlbauten, um die es sich hierbei handelt, nicht auf einen engen Zeitraum beschränkt sind. Der von Nidau scheint von der Steinzeit herab in allen Perioden bestanden zu haben (Pfahlbaubericht I, 86—94 und Taf. 5 Fig. 1—6, 8—11, 13—24; II, 114; V, 176 [48]). Die Ansiedelung auf und an der Roseninsel im Starnbergersee reicht wohl ebenfalls in die Steinzeit zurück, doch kamen hier auch viele Bronzen zu Tage (die Fundstücke entstammen übrigens wohl nicht den Pfahlbauten selbst; letztere standen weiter von der Insel ab) und diese Bronzen gleichen zum grössten Theil denen der Westschweiz, gehören zum Theil aber auch der von Tischler geschilderten süddeutschen Gruppe an (Westd. Zeitschrift 5, 181). Beides weist auf die jüngere, der älteren Hallstattzeit parallel laufende Bronzezeit. Die Messer (Beitr. z. Anthrop. Bayerns I Taf. 10) nähern sich z. B. Montelius' Tidsbest. 107, 108, Periode 5. — Mörigen, jene grossartige Bronzestation der Westschweiz endlich, geht, wie bekannt, bis in den Beginn des Eisenalters hinab, wie die mit Eisen eingelegten bronzenen Griffe der Schwerter und eine eiserne Klinge beweisen (Pfahlbaubericht 7, 11 und Taf. IV 3, 4; Ber. 9, 70 [38]; Gross, Protohelvètes p. 33—34 Taf. XI, 8 und Taf. XI, 1; XII, 4). Hiernach steht wenigstens nichts im Wege, die Eberzahnperlen der Pfahlbauten ebenfalls der Hallstattzeit zuzuschreiben; aus reinen Steinstationen sind sie jedenfalls nicht nachgewiesen. Die Aeusserung Desor's in Bel âge du bronze, p. 5 rechte Spalte, wonach die „Knöpfe“ zum Schmuck der Steinzeit gehören, wäre demnach, soweit sie sich etwa auf unsere „Doppelknöpfe“ bezieht, zu ändern.

2. Einfache Knöpfe.

Als nahe verwandt mit den Perlen oder „Doppelknöpfen“ sind die schon in

der vorstehenden Mittheilung des Hrn. Gross erwähnten runden einfachen Knöpfe aufzuführen, Protohelvètes Taf. 23, 64 mit einer senkrechten Bohrung, und Fig. 48 mit einer horizontalen, wie deren an den Perlen 2 sind; nach p. 79 ist ein Dutzend dieser einfachen Knöpfe bekannt. Man wird sie mit Dr. Gross als für die Kleidung bestimmt betrachten müssen; sie gehören also eigentlich nicht hierher in die Reihe der Schmuckstücke. Auch sie entstammen der Bronzezeit, wie die Perlen.

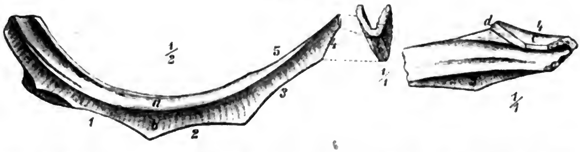
3. Weitere Schmucksachen.

Ueberall und schon aus der frühesten Zeit findet man einfach durchbohrte Eberhauer, gerade wie auch andere Zähne, z. B. vom Bären, in gleicher Weise als Anhänger hergerichtet wurden. Ich verfolge diese hier nicht weiter, nur sei erwähnt, dass die Bohrung fast immer am Wurzelende ausgeführt ist und häufig nur die eine Wandung des hier hohlen Hauers durchdringt (z. B. Pfahlbauber. 3, Taf. 4, 34 zu S. 84 aus dem Neuenburger See). Als besonderen Fall verzeichne ich zwei gespaltene und nahe der Spitze je ein Mal gelochte Hauer aus dem Pfahlbau von Wismar, 1866, die nach Lisch, Mekl. Jahrb. 32, 204, zusammen ein „Diadem" bildeten; vergl. Lisch's Abbildungen. „Die Hauer (ein rechter und ein linker) sind zu dünnen Schalen sehr regelmässig gespalten und an der inneren Seite und an den Rändern geebnet und geglättet, ohne gerade scharf oder spitz zu sein. Legt man die beiden Hauer mit ihren Wurzelenden zusammen, so erhält man ein grosses Diadem von sehr guter Form, den schönen Diademen der Bronzezeit und der Altgriechen äusserst ähnlich. Es ist also sehr wahrscheinlich, dass beide Wurzelenden durch irgend ein Bindemittel, z. B. Wachs, zusammengefügt gewesen sind, um einen Kopfschmuck zu bilden. Die beiden Löcher können nur zu Bindelöchern gedient haben . . ." Von den beiden Hauern war einer bei der Auffindung an der Wurzel etwas abgebrochen, jetzt sind nach gef. Mittheilung des Hrn. Dr. Beltz beide an den Wurzelenden zerbrochen und ist nicht genau anzugeben, wie viel fehlt. Legt man sie in ihrem jetzigen Zustande zusammen, so beträgt die Entfernung der beiden Spitzen 8 *cm*, der Durchmesser am unteren Rande $17^1/_2/13$, am oberen Rande 12/11 *cm*. Diese Verhältnisse würden, wie mir scheint, einem Vergleich mit den „Diademen" nicht im Wege stehen. Unter „Diademen" der Bronzezeit verstand übrigens Lisch Stücke, wie die Friderico Franciscenm Taf. 10, 5 und Mekl. Jahrb. 33, 123 abgebildeten, oder Mestorf, Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schlesw.-Holst. 275, 279, 280; Worsaae, Nord. Olds. 216—18 u. s. w. Voss vermuthete schon 1878, dass dies Halsschmucke seien (diese Verhandl. S. 365 Note 1), eine Ansicht, die später vollständig bestätigt wurde (Aarböger 1886, 285—87), indem man 3 derartige Zierrathe am Halse von Skeletten fand mit der weiten Oeffnung nach unten, während bei den Diademen dieselbe nach oben gerichtet zu denken wäre und bis in die neueste Zeit solche Stücke auch allgemein in dieser Stellung abgebildet wurden. Fraglicher Schmuck, aus einem gebogenen Blechstreifen bestehend, hat zweckmässigerweise den Namen Halskragen erhalten.

Lisch's Bestimmung mag zweifelhaft sein, aber wir wollen doch auf den ähnlichen Brustschmuck hinweisen, welchen O. Finsch in Mittheilungen der anthrop. Ges. Wien 15, 21 von Papuas der Südostküste Neu-Guineas beschreibt und Fig. 12 abbildet, wie er auch anderwärts vorkommt und erst ganz neuerdings wieder durch die Herren von den Steinen bei den Bororó in Brasilien angetroffen wurde. Dieser moderne Schmuck besteht allerdings aus ungespaltenen Hauern und zeigt keine Bohrungen, aber die Verbindung der Wurzelenden durch Schnüre und Harz entspricht ganz Lisch's Idee. Lisch vergleicht diesen Schmuck mit einem

anderen, welcher hier angeschlossen sein mag: aus einem wohl steinzeitlichen Grabe mit hockendem Skelet bei Plau, Mekl. Schwerin (M. Jahrb. 12, 400) „zwei der Länge nach aufgeschnittene, halbe Eberhauer, von denen der eine nach der Aussenseite hin einen, der andere nach derselben Seite hin drei regelmässige Ausschnitte in Form eines Kreissegmentes oder Halbmondes hat.“ Lisch denkt auch hier der kronenartigen Zacken zwischen den Ausschnitten wegen an einen Kopfschmuck. Ich gebe die Abbildung des einen Stückes, eines rechten Hauers,

Figur 5.



dessen grösste, mit Schmelz belegte Seite (die Innenseite) bis auf den kleinen Rest *c* weggespalten, dessen kleinere Schmelzseite (die Vorderaussenseite *b*) mit den bogenförmigen Ausschnitten 1—4 versehen ist, während an der schmelzlosen Hinteraussenseite *a* die natürliche Abwetzung durch den oberen Hauer sichtbar wird (bei 5). An der Spitze bemerkt man eine Art Haken, gebildet durch den Rest der Fläche *c*; dieses Stück blieb beim Fortbrechen der grossen Schmelzfläche stehen in Folge eines bei *d* geführten Schnittes. Eine tiefe Einkerbung in die hier massive Krone des Zahnes vollendete den Haken, der jedenfalls anstatt eines Loches zur Befestigung des Stückes mittelst einer Schnur diente. Die äusserste Spitze ist fortgebrochen. — Das zweite Stück aus demselben Grabe hat nur einen, aber bedeutend grösseren Ausschnitt; Hr. Dr. Beltz hält dies Exemplar für die abgespaltene Seite desselben Zahnes, aus dem das andere geschnitten. Die Spitzen sind bei beiden gleich gebildet. — Man wird auch diesen Plauer Zierrath lieber für den Hals oder die Brust, wie für den Kopf bestimmt ansehen, um so mehr, als die „Kronen“ mit und ohne Zacken (Worsaae, N. O. 219; Mekl. Jahrb. 14, 316; 29, 147; Mestorf a. a. O. 313 und 318) ebenfalls jetzt für Halsringe gelten (Voss, diese Verh. 1883, 232; Montelius, Tidsbestämning S. 65).

Behufs Befestigung eines Fadens an den Enden eingekerbte Eberhauer kennen wir noch mehrfach, doch sind die Kerben, wie es scheint, sonst stets so gestellt, wie etwa bei einem hölzernen Bogen zur Anbringung der Sehne, also von den Längskanten, nicht von der Spitze her ausgeführt. Ich führe die mir vorgekommenen Fälle hier auf; die meisten betreffen Spanien. Henri et Louis Siret, Les premiers ages du métal dans le sudest de l'Espagne, Texte et Album, Anvers 1887, Texttafel 23, 11, auch Albumtafel 30, an beiden Enden gekerbt, aus Grab 580 von El Argar, einem Plateau bei Antas, Prov. Almeria. Solche Stücke waren Theile von Halsbändern, man fand z. B. eines die Mitte eines solchen bildend (p. 243). Die Herren Siret bemerken: „Eberhauer, die als Collier benutzt wurden, scheinen Männern eigenthümlich, selbst Männern mit reicher Ausstattung“. Eine Seite des Zahnes scheint weggespalten zu sein. — Góngora, Antigüedades prehistóricas de Andalucia, Madrid 1868, p. 31: ein Stück, nur an der Spitze gekerbt, aus der Prov. Granáda. — An der gerade entgegengesetzten Grenze der europäischen Culturwelt fanden sich: ein am Wurzelende gekerbter Zahn im Pfahlbau des Szonstag-Sees in Ostpreussen, jetzt im Prussia-Museum in Königsberg (Mitth. des Hrn. Dr. Bujack; vgl. Nehring in Naturwiss. Wochenschrift III (1888)

S. 9) und andere in einem steinzeitlichen Skeletgrab auf Gotland, K.V.H.o.A.Ak. Månadsblad 1887, 111.

Zahlreich sind Schmuckstücke, welche durch mehrfache Lochung, sei es von ganzen Hauern (oder richtiger wohl von solchen, deren eine Seite weggespalten), sei es von abgetrennten Lamellen gebildet worden. — Von ersteren führe ich an: Siret a. a. O. Texttafel 23, 5, mit einer Anzahl der Länge nach vertheilter Bohrungen, in welche kleine kupferne und silberne Ringe eingehängt sind, aus Männergrab 810 von El Argar; Fig. 12 mit vielen Löchern, aber ohne Ringe, aus Männergrab 813 ebenda. — Vielleicht gehört hierher Antiqua 1884, Taf. 3, 24 zu S. 14 aus einem Pfahlbau der Westschweiz, mit zahlreichen Löchern (?) oder Grübchen. —

Aus dem Pfahlbau am Ausfluss des Mondsees in Oberösterreich stammt ein Schweinshauer, bei dem „2 einander gegenüberstehende Löcher darauf hindeuten, dass er als Mittelstück eines Schmuckes, vielleicht einer Kette aus (einfach) durchbohrten Zähnen getragen ist" (Mittheilungen d. Wiener anthrop. Gesellsch. 6, 185). —

Lamellen fanden sich zahlreich im Torfmoor von Crouy bei Picquigny, Somme; Mortillet, Musée préhist. Pl. 63, 617 mit 3 Löchern, wovon 2 am Wurzelende, eines an der Spitze. —

Aus der Schweiz verzeichne ich: Antiqua 1883 II Taf. 20 Fig. 267, 270—72, Plättchen theils mit abgerundeten Enden, theils oblong, 270 birnförmig mit nur einem Loch am schmalen Ende, die übrigen an beiden Enden gelocht, 272 mit je 2 Löchern; aus Pfahlbauten der Westschweiz. — Pfahlbaubericht 3, Taf. III 31 und 32, sorgfältig gearbeitete Plättchen mit dem Schmelz (S. 84), 31 oblong, 32 zugespitzte Ellipse und seine Löcher durch Einwirkung einer Schnur, wie es scheint, geglättet und ausgearbeitet; Neuenburger See. — Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde 1882, Taf. 18, 6 zu S. 261, rhomboidales Plättchen, 2 Mal gelocht, von der Steinzeitstation St. Blaise, Neuenburger See. — Berner Antiquarium 5145 von Vinelz, Bieler See, aus der bekannten Kupferstation (die Kupfersachen abgebildet Bericht 9 Taf. 15 und 16, 1—8). — Anzeiger 1882, S. 225: 34 Lamellen mit Bohrungen an den Enden, aus einer Steinkiste mit mehreren Skeletten von Verney, Kanton Waadt; sie wurden als Gürtelschmuck betrachtet und der Steinzeit zugeschrieben.

Starnberger See, Roseninsel, ein 2 Mal durchbohrtes Plättchen und ein nicht gelochtes; Beiträge zur Anthr. Bayerns I S. 23 und Taf. 4, 542.

Mykenae: Schliemann entnahm dem vierten Grabe auf der Akropolis 60 Eberzähne; „von allen ist die Wurzelseite vollkommen platt geschnitten und hat zwei Löcher;" ferner eine grosse Menge oblonger Plättchen mit 2 Löchern an jedem Ende (Mykenae, Leipzig 1878, 312—13). Unter Wurzelseite ist wohl die schmelzlose Hinteraussenseite zu verstehen, in der englischen Ausgabe, London 1878, 272—73 heisst es wenigstens „Rück- (oder Unter-) Seite"; ebenda wird angegeben, dass die Plättchen nur ein Loch an jedem Ende trügen. Schliemann hält beide Arten von Schmuck für Besatz von Pferdegeschirr, erinnert aber in Bezug auf die Zähne selbst auch an ihre Verwendung zur Zierde oder zur Stärkung der Helme (Ilias X, 261—65). Hr. Director Voss glaubt solchen Schmuck in den weissen Punkten zu erkennen, mit denen auf den bemalten Scherben Mykenae Fig. 213 uud 214 die Helme der Krieger übersät sind. Aber auch auf den genaueren Abbildungen bei Furtwängler und Löschke, Mykenische Vasen, Berlin 1886, Taf. 42 und 43 sind diese Punkte rundlich, nicht länglich, so dass man doch weder oblonge Lamellen noch die gekrümmten Zähne in ihnen finden kann. Wohl aber bemerkt man an den Helmen Schliemann Fig. 213, F. u. L.

Taf. 42 je 2 gekrümmte Hervorragungen nach vorne hin, bei F. und L. S. 69 als Hörner bezeichnet; Hörner an Helmen sind aber sonst in anderer Krümmung, einem stark geschwungenen Rinderhorn ähnlicher wiedergegeben, so dass man hier allerdings an Eberhauer denken darf, obgleich sie dunkel gemalt sind; letzteres kann aber seinen Grund in dem Bestreben haben, sie besser vom hellgelblichen Hintergrunde abzuheben. — Laut gef. brieflicher Mittheilung des Hrn. Schliemann kamen auch viele nicht durchbohrte Plättchen in Mykenae vor.

Mit vertieften Querlinien an der Innenseite und Löchern an einem oder beiden Enden sind einige Zähne von Gotland versehen, Månadsblad 1887, 110, Fig. 52, 53.

Den Uebergang von den Schmucksachen zum eigentlich practischen Geräth würden

4. die Haar- oder Kleider- oder Stricknadeln

bilden, „bogenförmig mit scharfer Spitze, bisweilen am einen Ende mit Einschnitten, die vom Gebrauche herrühren"; Pfahlbaubericht 6, Taf. VII oben Fig. 16, 17 zu S. 280 von Nussdorf, Ueberlinger See. — Desor, Bel Age du Bronze, p. 5 rechte Spalte, scheint ebenfalls Nadeln (broches) als zum Schmuck der Steinzeit gehörig zu kennen. Hierher gehört vielleicht auch ein Stück, „an der inneren Seite zu einem Geräth zugespitzt und geglättet", aus dem Pfahlbau von Wismar, Mekl. Jahrbücher 32, 185.

5. Nähnadeln

werden aufgeführt von Moosseedorf, Bericht 3, Taf. VI, 5, 6 zu S. 98; es sind dies am stumpfen Ende ein Mal durchbohrte Stücke (wohl gespaltener Hauer); ähnlich ist Ber. 2, Taf. III 53 von ebenda, im Text S. 155 irrthümlich als Fig. 48 bezeichnet. —

6. Angelhaken

sind wiederholt in Pfahlbauten der Steinzeit vorgekommen, so aus dem Moosseedorfsee, Bericht 6, Taf. III 22 zu S. 256 und Desor, Pfahlbauten, Frankfurt a. M. 1866, S. 24; ferner von Nussdorf, Ueberlinger See, Bericht 6, 281. — Die Nussdorfer Sachen sind jetzt in der K. Staatssammlung vaterl. Alterthümer in Stuttgart, wo mir Hr. Custos Witscher unter Pfahlbauten Nr. 695 und 696 einen angefangenen und einen vollendeten Angelhaken zeigte. Das unvollendete Exemplar würde man nicht als Angelhaken erkennen können, wenn nicht das fertige die richtige Deutung ermöglichte. Zur Herstellung entfernte man aus der angenähert oblongen Platte eines gespaltenen Zahnes zunächst den mittleren Theil, indem man sie nahe den beiden Enden je ein Mal durchbohrte und das dazwischen liegende Stück von den Löchern weg herausschnitt; alsdann brach man die eine Ecke des so gebildeten Rahmens fort, spitzte das stehengebliebene Stück der einen Längsseite an und versah die andere mit einer Kerbe behufs Befestigung einer Schnur. — Ganz ähnliche Geräthe, offenbar gleicher Technik, kennt man angeblich aus Knochen, Antiqua 1883 I Taf. II 11, 12 zu S. 6 von Wangen am Untersee (Bodensee).

7. Messer.

Von ganz ungemeiner Verbreitung sind Messer aus Eberzahn. Man kennt sie zunächst aus zahlreichen Pfahlbauten der Steinzeit oder aus solchen, die wenigstens in der Steinzeit beginnen; letzterer Art ist der von Meilen am Zürichsee, in Bezug auf den es im Bericht 1 S. 77 zu Taf. III, 33—35 heisst: „Die Anfertigung sehr brauchbarer Kerbe- und Schneideinstrumente war einfach und mit wenig Mühe verbunden. Ganze oder gespaltene grosse Eberzähne wurden an einem Ende scharf geschliffen, so dass die Glasur des Zahnes die Schneide des Messers bildete. Von diesen Instrumenten wurden etwa ein halb Dutzend Stück aufgehoben,

von denen ein Paar an einem Ende durchbohrt sind." — Man muss übrigens diese künstliche Abschleifung sehr wohl unterscheiden von der durch Reibung des unteren Hauers an dem oberen Wetzer entstandenen natürlichen.

Als weitere Beläge führe ich an: Messer von Sipplingen am Ueberlinger See (beginnende Metallzeit), Museum in Konstanz; von Wangen am Untersee (Nr. 100, e in Zürich); aus dem Moosseedorfsee nach Bericht 2, 155 und Taf. III 45: „Eberzahn, am convexen Rande zu einem Messer zugeschliffen, zweifach durchbohrt" (vgl. übrigens Staub, Pfahlbauten, Taf. II 28 und unten S. 450 Nr. 10); aus dem Packwerkbau von Wauwyl, Kanton Luzern, Bericht 3, Taf. II 17 zu S. 79; aus dem Bieler See viele Exemplare im Berner Antiquarium von der Kupferstation Vinelz, und eines von Schaffis nach den Zeichnungsbüchern der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Bd. 3, 96a, Nr. 3, Abtheilung Pfahlbauten; aus dem Neuenburger See Ber. 3, Taf. IV, 18, 20 zu S. 87; vermuthlich aus demselben See das ausgezeichnete Exemplar Antiqua 1884, Taf. III 26, modernen Klingen schon sehr ähnlich; ferner ohne Angabe des Fundorts Antiqua 1885, Taf. XVII, 8. — Zu den Messern gehören vielleicht auch die oben unter den Nadeln aufgeführten Geräthe von Nussdorf, Bericht 6, Taf. VII, oben, Fig. 16, 17, die sich jetzt in Stuttgart befinden sollen, wo ich indess nichts bemerkte, das als Nadel aufzufassen war.

Verlassen wir das schweizerische Gebiet, so finden wir in den Beiträgen zur Anthropologie Bayerns I 41 aus dem Würm- (Starnberger) See erwähnt: „2 Hauer, bei denen die innere Fläche durch den Gebrauch wellenförmig abgenutzt ist, wahrscheinlich zum Schaben oder Glätten der Felle verwendet." Diese wellenförmige Abnutzung ist aber gerade den Geräthen eigen, die ich als Messer auffasse. — Endlich seien Schneidewerkzeuge dieser Art erwähnt aus dem Pfahlbau des Laibacher Moores (beginnende Bronzezeit), Mittheilungen der anthrop. Gesellsch. Wien 6, 124. — Aber auch ausserhalb der Pfahlbauten treffen wir diese Messer; so in Felsenwohnungen der jüngeren Steinzeit in der fränkischen Schweiz in der unteren Schicht im Fockenstein bei Pottenstein „Messer aus einem gespaltenen Unterkieferhauer, Aussenfläche natürlich, Innenfläche gut geschliffen, Schneide scharf", Beiträge z. Anthrop. Bayerns III 218, Nr. 4, 22; dann im fernen Nordosten im Rinnehügel am Burtneck See in Livland, diese Verh. 1875, 219; endlich in Dänemark in den Kjökkenmöddingern, Congrès préhistor. de Copenhague 1869, p. 50 und Taf. XIII, 4 von Sölager auf Seeland, und auch zahlreich in den Gräbern der Steinzeit; die natürliche Schliessfläche wurde durch Abschaben an der ganzen inwendigen Krümmung verlängert; Aarböger f. n. O. 1888, S. 277.

8. Meissel oder kleine Aexte.

Das Museum in Konstanz besitzt ein Meisselchen oder Beilchen von Schachen bei Bodmann am Ueberlingersee, das bereits durch die HHrn. Leiner und Heierli im 9. Pfahlbaubericht, Leipzig 1888, S. 37 (5) und Taf. XX. 3 veröffentlicht wurde. Die gezeichnete Seite besteht aus Zahnbein (Dentin), die Rückseite aus Schmelz; zur Herstellung der Schneide wurde das Bein abgeschrägt, so dass der Schmelz stehen blieb. — Ein ganz ähnliches Stück aus dem Bielersee sah ich in Zürich (Nr. 1734, c).

Die Verwendung der Eberzähne zu schneidenden Instrumenten findet natürlich ihre Erklärung durch die grosse Härte des Zahnschmelzes, der selbst guten Feilen bedeutenden Widerstand leistet. Sie erscheint übrigens noch weniger befremdlich, wenn man bedenkt, dass die Steinzeitpfahlbauten nicht allein zweischneidige Dolche (so zu Robenhausen am Pfäffikersee), sondern auch wirkliche einschneidige

Messer mit deutlich ausgeprägtem Rücken aus Holz (allerdings dem sehr festen Eibenholz) gefertigt, lieferten: mehrere von Robenhausen im Züricher Museum und Antiqua 1884, Taf. 38, 214 zu S. 139—140, — Bericht 5 Taf. X, 11—13 zu S. 169 (41) und Bericht 6, Taf. II 15: dann von Wauwyl, Kanton Luzern, Ber. 3, Taf. II 18 (vergl. Staub, Pfahlbauten, Taf. IV 15, 16). — Des weiteren enthält das Berner Antiquarium unter Nr. 4502 einen hölzernen Celt, der in einem Holzstiel mit Loch steckt, von der Petersinsel im Bieler See; man wird diesen wohl als zum wirklichen Gebrauch bestimmt ansehen müssen, wenn auch über den Keil aus Tannenholz, Bericht 6, Taf. II 14 zu S. 249, von Robenhausen Zweifel in dieser Beziehung obwalten kann (vergl. Forrer in Antiqua 1885, 130 Note): man musste sich eben damals behelfen, ist doch, wie die Herren von den Steinen berichten, den in vollkommener Steinzeit lebenden Indianern Centralbrasiliens noch heutigen Tages überhaupt jede Art Messer, sei es aus was immer für Material, gänzlich unbekannt. — Der Hirschgeweihhämmer und -Meissel sei hier nur beiläufig gedacht.

9. Löffel.

Als Löffel werden gewisse Geräthe aus Steinzeitpfahlbauten angesehen, deren Bestimmung indess nicht über allen Zweifel erhaben scheint; J. Staub, Pfahlbauten, S. 44 zu Taf. II 20, „ein Esslöffel", ohne Fundortsangabe, aber vielleicht identisch mit Ber. 3, Taf. VI, 21 zu S. 108 von Wangen am Untersee, einem „Löffelchen für Kinderpappe". — In Stuttgart sah ich ein „löffelartiges Geräth", vermuthlich das in Bericht 6, S. 281 f von Nussdorf am Ueberlinger See aufgeführte: „der obere Theil — die sog. Krone — eines Hauers ist ausgehöhlt und abgerundet".

10. Weberschiffchen, Strickwerkzeug oder Messer?

Sehr unsicher scheint die Bestimmung einiger je ein Mal am Wurzelende und in der Mitte durchbohrter Hauer zu sein: Staub, Pfahlbauten, Taf. 2, 28 zu S. 44, als Weberschiffchen oder Strickwerkzeug bezeichnet; ob ausser der Bohrung noch eine anderweitige Bearbeitung vorliegt, ist nicht zu erkennen. Fundortsangabe fehlt; vielleicht ist das Stück identisch mit einem von Moosseedorf, Pfahlbauber. 2 Taf. 3, 45 zu S. 155, wo es indess heisst: „am convexen Rande zu einem Messer zugeschliffen". (Die natürliche Abwetzungsfläche sitzt am concaven Rande.) Auch über ein anderes Exemplar von ebendaher, Ber. 6 Taf. 3, 20, wird S. 256 bemerkt: „an der Spitze in eine Schneide zugeschliffen". —

Es war natürlich nicht meine Absicht, Vollständigkeit bei der Aufzählung der Verwendung von Eberhauern in vorgeschichtlicher Zeit zu erreichen. Oft sind auch die Angaben zu unbestimmt, um sie hier aufzuführen; so heisst es diese Verh. 1879, 9 bei den Fundstücken aus der Höhle von Gorenice bei Ojcow, Polen: „geschnitzte Eberzähne"; derartige allgemeine Angaben habe ich unberücksichtigt gelassen, die starke Verwendung unseres Rohmaterials ist durch obige Zusammenstellung ohnehin genügend nachgewiesen.

(40) Hr. Olshausen macht eine Mittheilung über

Wachsfüllung in Bronzeringen.

Hr. E. Krause schrieb in diesen Verh. 1887, 353 über die Wachsfüllung eines nicht ganz geschlossenen Armringes mit C-förmigem Querschnitt von Stentsch, Prov. Posen. Im Züricher Museum befindet sich ein Ring (1743, e) von Corcelettes am Neuenburger See, ebenfalls mit C-förmigem Querschnitt, aber ganz

zum Reif geschlossen, von 8 *cm* innerem, fast 10 *cm* äusserem Durchmesser, der dieselbe Erscheinung zeigt, wie ich neulich erkannte. Dies veranlasste mich, die Sache weiter zu verfolgen, und so fand ich, dass schon Gross in seinen Protohelvètes (Berlin 1883) p. 70—71 diese Verwendung des Wachses als eine für die Ringe des Bieler und Neuenburger Sees ganz allgemeine bezeichnete und dafür dieselbe Erklärung gab, wie Hr. Krause. Man vergleiche ebenda den Ring Taf. XVI, 25 von Mörigen am Bieler See, der im Wesentlichen mit dem Exemplar des Züricher Museums übereinstimmt. Immerhin wäre es erwünscht, wenn Hr. Krause die in Aussicht gestellte Untersuchung einiger Ringe des Hrn. Stimming in Brandenburg a. H. ausführen wollte, besonders wenn dieselben im Norden gefunden sind.

(41) Hr. Ed. Seler spricht über

die alten Ansiedelungen im Gebiet der Huaxteca.

Der Reisende, welcher, unterhalb Ciudad del Maiz die grosse Strasse verlassend, die von S. Luis Potosí nach Tampico führt, dem Lauf der Gewässer folgend nach rechts abbiegt und dann die Höhenkette überschreitet, durch welche der Rio de Naranjos und der Rio Verde sich in schmalen Schluchten Weg gebrochen, sieht ein weites Flachland vor sich, — wie ein grosses Thal, das an den Seiten von den hohen Abhängen der Sierra Madre und vorn durch vereinzelte aufragende Höhenzüge begrenzt ist und das in seiner ganzen Ausdehnung eine einzige Waldfläche darstellt, aus der nur wie ein weisser Punkt am Fuss der Hügel die Häuser des Oertchens Valles sich abzeichnen.

Dies Waldland, das von einer Anzahl von Strömen durchflossen wird, die theils an den Abhängen der Sierra Madre, theils weit jenseit derselben in den centralen Theilen der Hochebene entspringen, aber hier zu einem mächtigen Strom, dem Pánuco, sich vereinigen, ist das Land der Huaxteca, eines Zweiges der Maya-Familie, die hier weit getrennt von ihren Stammesbrüdern wohnen. Das Land ändert sich etwas, wenn man, dem Lauf des vereinigten Stromes folgend, dem Meere nahe kommt. An Stelle des zusammenhängenden Waldlandes, aus dem inselartig einzelne ebenfalls bewaldete Höhen aufragen, treten grosse, von offenem Weideland umgebene Lagunen auf. Kurz vor Tampico endlich öffnet sich ein weiter Blick nach Süden über ein Flachland, das zum grössten Theil von der Lagune von Tamiahua eingenommen wird. Auch dies dem Meere nahe Gebiet war von den Huaxteca besiedelt worden. Und ebenso schoben sich nach der anderen Seite ihre Dörfer noch über Valles hinaus in den bewässerten Thalgründen und an den Abhängen der Berge bis in die Gegend von Ciudad del Maiz und Rio Verde. Ihre Nachbaren waren hier die Pame und in der Sierra Gorda nördlich von Querétaro die Otomí, während im Süden die Mexikaner der Herrschaft Meztitlan ihre Vorposten bis an den Rand der Ebene vorschoben und östlich sogar in einem schmalen Streifen, zwischen dem Rio de Cazonas und dem Rio de Tuxpam, das Meer erreichten, — die Scheide bildend zwischen den Huaxteca und den südlicher wohnenden Totonaca.

Das reichlich bewässerte, fruchtbare, heisse Niederland war schon in alter Zeit, wie heute, der Fülle und Mannichfaltigkeit seiner Erzeugnisse halber berühmt. Tonacatlalpan, „das Land der Lebensmittel“, Xochitlalpan, „das Land der Blumen“ nannten es die alten Mexikaner[1]).

1) Sabagun 10. 29. § 8.

Ueber die Bewohner giebt uns Sahagun[1]) allerhand interessante Notizen. Sie deformirten den Schädel, feilten die Zähne spitz und färbten sie schwarz, durchbohrten die Nasenscheidewand und trugen in der Oeffnung ein goldenes Röhrchen mit rothen Federn darin. Die Haare färbten sie roth oder gelb. Am Oberarm trugen sie goldene Ringe, Bänder von Steinperlen am Handgelenk, solche von Federwerk am Knie. An den Seiten des Kopfes trugen sie neben dem Ohr einen Federschmuck in Gestalt eines kleinen Fächers, und einen Federschmuck in Gestalt eines Fliegenwedels oder eines grossen Fächers oder eines Rades trugen sie am Nacken. Den Mexikanern galten sie als Verächter jeder Sitte[2]), denn sie trugen keine Schambinde und fröhnten dem Trunke. Bewaffnet waren sie mit Pfeil und Bogen. Im Kriege schnitten sie den gefallenen Feinden die Köpfe ab und bewahrten sie als Trophäen auf. Ihre Weiber waren berühmt wegen der prächtigen, vielfarbigen und mannichfaltigen Mäntel (centzontilmatli, centzonquachtli, „die tausendfarbigen" genannt), die sie anzufertigen wussten. Endlich werden sie noch von Sahagun als geschickte Zauberer und Taschenspieler genannt[3]).

Unter dem ersten Motecuhçoma sollen die Huaxteca zum ersten Mal mit den Mexikanern in feindliche Berührung gerathen sein, und zwar nach dem Interpreten des Codex Telleriano Remensis IV. 9 im Jahre 5 tochtli = A. D. 1458. Als eroberte Stadt wird Xiuhcoac bezeichnet. Nach Durán, der hier einem in mexikanischer Sprache geschriebenen Manuscript gefolgt sein will, wären viele Gefangene nach Mexiko gebracht und mit der Opferung derselben, die an dem Feste tlaca xipehualiztli stattgefunden, der von Motecuhçoma neu errichtete Tempel Huitzilopochtli's feierlich inaugurirt worden. Mir scheint das eine Vordatirung eines Ereignisses zu sein, das unter König Ahuitzotl stattfand. Denn der Codex Telleriano Remensis erwähnt hier nichts davon. Dagegen geben der Codex Telleriano Remensis (IV. 19) und Durán übereinstimmend an, dass unter Ahuitzotl — und zwar nach dem Interpreten des Tell. Rem. im Jahre 8 acatl = A. D. 1487 — eine zweite Expedition stattfand, bei der Xiuhcoac und Tochpan (Tuxpan) unterworfen ward, und dass die hier gemachten Gefangenen das Hauptmaterial für die feierliche Einweihung des grossen Tempels in Mexico stellten.

Die hier als unterworfen genannten Städte liegen ganz im Süden des Gebiets und in der Nähe der Küste, da, wo die mexikanisch redende Bevölkerung bis an das Meer reicht. Dass diese Eroberungszüge nicht entfernt eine Eroberung des ganzen Landes bedeuteten, liegt auf der Hand. Scheinen doch weiter im Westen die Mexikaner nicht einmal über den Rand des Gebirges vorgedrungen zu sein. Die Relacion de Meztitlan vom Jahre 1579 nennt Yagualica, einen Ort im Gebirge, eine halbe Tagereise südlich von Huejutla gelegen, als Grenzfestung, wo in alter Zeit die Leute von Meztitlan gegen die Huaxteca eine Garnison gehalten hätten. Bis auf unbedeutende Theile blieb jedenfalls das Gebiet der Huaxteca vollständig unberührt von der mexikanischen Invasion.

Verhängnissvoller wurden für das Land die Berührungen mit den neuen Ankömmlingen aus Europa. Der erste, der mit ihnen in nähere Berührung trat, war Francisco de Garay. Anfangs freundlich aufgenommen, hatten alsbald Uebergriffe von Seiten der Spanier und Reibereien zur Folge, dass die ganze Expedition aus dem Lande getrieben ward. Nach der Eroberung der mexikanischen Hauptstadt kam Cortés selbst mit einer Streitmacht ins Land und zwar auf demselben Wege,

1) Sahagun 10. 29. § 8.
2) Durán II. Cap. 84.
3) Sahagun 10. 29. § 12.

wie Garay, von der Mündung des Pánuco aus. Vor seinem Nahen flüchteten die Bewohner. Cortes verbrannte die Stadt Chila, setzte auf Flössen über die Lagune im Norden und züchtigte dort eine Reihe anderer Städte. Darnach verliess er, einen Theil der Spanier als Colonisten zurücklassend, das Land. Es hat in den darauf folgenden Jahrhunderten an Unruhen im Lande nicht gefehlt. Zu den sonstigen Calamitäten kamen noch Einfälle barbarischer Gebirgsstämme, und der Rückgang der indianischen Bevölkerung, den die Conquista überall im Gefolge hatte, hat sich vielleicht nirgends so bemerklich gemacht, wie hier. Heutzutage gehört das Land zu den am spärlichsten bevölkerten der Republik. Menschenleere Strecken von 10, 15—20 Leguas sind durchaus nichts Seltenes. Der Ackerbau ist gering. Die ansässige spanische Bevölkerung beschäftigt sich vorzugsweise mit der Aufzucht von Pferden und Rindern, die frei im Walde weiden. Die indianische Bevölkerung lebt in kleinen Ranchos zerstreut, nur an den Tagen, wo sie ihre Erzeugnisse zu Markt bringen, und an den hohen Festtagen in den grösseren Orten zusammenströmend. Aber überall im Lande finden sich die Spuren der alten Besiedelungen, theils unter dem Schutt vergraben, den die modernen Ansiedelungen um sich häufen, theils, und das ist der häufigere Fall, von der wuchernden Vegetation des Urwaldes erdrückt.

Man begegnet diesen alten Ansiedelungen schon in der unmittelbaren Nähe von Ciudad del Maiz. Das ganze Thal des Rio de Naranjos, vom Salto de Agua abwärts bis nach Labra, ist voll von ihnen, ebenso das Parallelthal von Gallinas. Desgleichen begegnen dieselben in dem oberen Thal des Rio Verde. Valles ist ein Brennpunkt, und von dort ziehen sich die alten Ansiedelungen die beiden Parallelthäler hinauf, die, bei Valles sich vereinigend, dem Städtchen seinen Namen gegeben haben. Aus dem östlichen derselben soll eine alte Calzada über die Bergkette nach Tamaulipas führen. Näheres konnten wir nicht erfahren. Von dem Grundherrn ausgesandte Leute kehrten um, angeblich der vielen Tiger wegen. An dem Ufer des Rio Verde oberhalb Valles sind alte Ansiedelungen z. B. bei Ojital. Eine bedeutende alte Ansiedelung findet sich zwischen dem Rio Tambaque und dem Rio de la Garita, nicht weit von Anquismon. Andere Ansiedelungen ziehen sich am Rio Coy entlang. Tancanhuitz grenzt schon an das mexikanische Gebiet. Eine bedeutende Ansiedelung ist Tanquian. Die Häuser des neuen Orts stehen hier zum Theil auf den Fundamenten der alten, und jede Nachgrabung fördert Schätze zu Tage. Und bedeutender noch ist Tampacayal, die Stadt am jenseitigen Ufer des Flusses, deren Ruinen aber jetzt fast vollständig unter dem Urwald, der nachweislich erst in diesem Jahrhundert emporgewachsen ist, erstickt sind. Aehnliche Bedeutung hat das weiter östlich, schon im Staate Vera Cruz gelegene Tempoal. Und von Tanquian, wie von Tempoal abwärts ziehen an den beiden Flüssen und späterhin an dem vereinigten Fluss die alten Ansiedelungen sich hin. Von S. Vicente Tancuayalab nordwärts, auf dem Wege nach Tamuin, liegen auf einem inselartig aufragenden, jetzt ganz mit Wald bedeckten Berge die Ruinen von Chilitujú. Tamuin selbst ist ein Brennpunkt. Und zahlreich sind die Ortschaften, die unterhalb Tamuin zu beiden Seiten des Flusses, der jetzt schon den Namen Pánuco führt, angetroffen werden. Pánuco ist jedenfalls ein schon seit uralter Zeit besiedelter Ort gewesen. An dem Steilufer des Flusses, wo die Hochfluthen jedes Jahr immer neue Erdmassen hinabreissen, fand ich in den unteren Schichten Gefässscherben, die sich durch primitiven, übrigens sehr uniformen Charakter sehr wesentlich von denen der oberen Schichten unterschieden. Unterhalb Pánuco sind einerseits die im Norden der grossen Lagune von Chila gelegenen Ruinenstellen zu erwähnen, andererseits am rechten Ufer der Cerro de Topila und

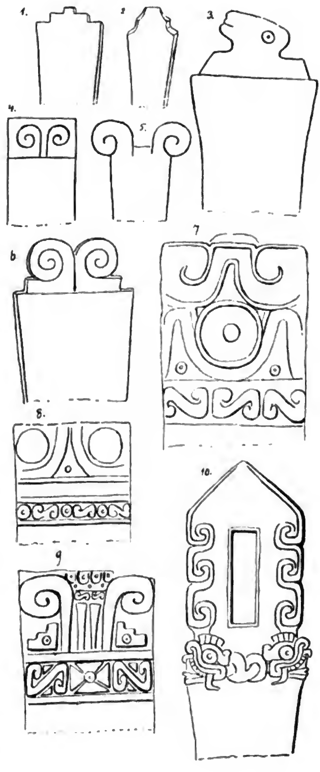
Palachó. An letzterem Ort fand ich merkwürdige skulpirte Steine, die nach Angabe der ortsansässigen Leute aufrecht an den Ecken der cues (der Tempelfundamente) eingepflanzt gewesen waren. Bis zur Mündung des Pánuco reiht sich Ortschaft an Ortschaft. Ueber die alten Ansiedelungen der Sierra de las Palmas im Norden von Tampico hat Hr. Alejandro Prieto, der gegenwärtige Gouverneur von Tamaulipas, in seiner „Historia de Tamaulipas" ausführlich gehandelt. Südlich ist der Cerro de Nahuatlan, der einsam aus einer Art Hochfläche aufragt, ganz umgeben von alten Ortschaften. Auf der Spitze des Berges selbst finden sich merkwürdige Tempelbauten und an seinem Fusse alte Brunnen. Ozuluama und Tantoyuca sind alte Centren. Auf den Inseln der Laguna de Tamiahua, in Tamiahua selbst und in der ganzen Umgegend von Tuxpan werden überall Massen alter Reste gefunden.

Die alten Ansiedelungen der Huaxteca werden in dem Lande überall als cues oder cuecillos bezeichnet. Der Name ist abgeleitet von dem Maya-Worte cu, das „Heiligthum" bedeutet, und das auch von den alten Geschichtsschreibern mit Vorliebe für die heidnischen Tempel gebraucht wurde. Der Name ist insofern recht passend, weil die Ansiedelungen fast alle aus einer mehr oder minder regelmässig angeordneten Anhäufung von kleinen Pyramiden oder Erdhügeln bestehen. Die Gestalt und Grösse dieser Pyramiden ist sehr verschiedenartig. Bald sind es steile Kegel, mit kreisförmigem Grundriss und abgeplatteter Spitze, bald niedrige Pyramiden mit quadratischem Grundriss, bald grosse Oblonge, oft von nicht unbeträchtlicher Seitenlänge (30 Schritt und mehr). Ihre Masse besteht aus aufgeschüttetem Geröll und Erdreich, und die Aussenwände sind mit mehr oder minder regelmässig gebrochenen viereckigen Sandsteinstücken aufgesetzt. Die Kanten der Pyramiden fand ich auf dem Cerro de Nahuatlan durch regelmässig scharfkantig zugehauene Monolithen gebildet. Häufig ist an der einen Seite ein steiler Treppenaufgang zu erkennen. Einmal auch, in der Nähe von Tanquian, sah ich an zwei entgegengesetzten Kanten einer regelmässig viereckigen Pyramide Treppen hinaufgehen.

Ueber die Bedeutung dieser cu's gehen die Ansichten auseinander. Nach der gewöhnlichsten Annahme stellen dieselben Gräber dar. Im Lande giebt es Leute genug, die theils in dem Durst nach Schätzen, theils gewissermaassen aus Passion sich der mühsamen Aufgabe unterziehen, einen solchen cu anzugraben. Hierbei sollen nun gelegentlich auch Leichen gefunden worden sein. Bestimmte Nachrichten über Funde von Leichen mit Grabbeigaben habe ich aus Tanquian, wo ich aber nicht entscheiden konnte, ob die Leichen im Innern eines cu gelegen haben. In der weitaus grössten Zahl der Fälle aber, wie mir überall übereinstimmend versichert wurde, findet man nichts in den cu's, als Scherben und zerbrochene Gefässe, — den Schutt der Vorzeit. Ich selbst grub im Thal des Naranjos einen cu an und fand nichts als zahlreiche Scherben und einen Spindelstein, — Funde, die allerdings für mich nicht ohne Bedeutung waren, als ich an ihnen die vollkommene Identität mit Fundstücken aus dem noch jetzt von den Huaxteca bewohnten Gebiet constatiren konnte. Nach meiner Ansicht sind die cu's nichts weiter, als die erhöhten Fundamente von Wohnungen und Tempeln. Wenn Leichen in ihnen gefunden worden sind, so schliesse ich daraus, dass man auch bei den Huaxteca der weitverbreiteten Sitte huldigte, die Todten unter dem Boden des Hauses zu vergraben.

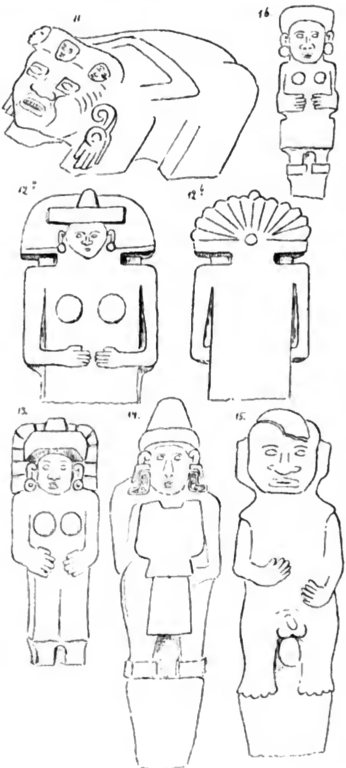
In schöner regelmässiger Anordnung fand ich die cu's in der alten Ansiedelung von Tampaláx, von den Spaniern Palachó genannt. Man sieht dort einen regelmässig quadratischen Platz von ungefähr 20 Schritt Seitenlänge, den auf der

einen Seite ein langer viereckiger cu, auf der anderen hohe abgestumpft kegelförmige, von Steinsetzungen gebildete Pyramiden umgeben. Schmale Strassenzüge schliessen sich an den Platz, anfangs ebenfalls von cu's, weiterhin nur von erhöhten Erdhaufen eingeschlossen. Scherben, Gefässe, Obsidiansplitter, Stücke von Mahlsteinen findet man genug, aber an keiner einzigen Stelle, hier so wenig wie anderwärts im Huaxteca-Lande, Spuren von Hausmauern. Häuser, Paläste und Hausmauern waren jedenfalls aus demselben vergänglichen Material erbaut, aus dem heute noch überall im Lande die Wohnungen hergestellt werden, die Wände aus Bambusstäben, die mit den zähen Luftwurzeln der Feigenbäume zusammengeknüpft werden, das Dach mit den künstlich ineinander geflochtenen Blättern der Fächerpalme gedeckt. An dem, dem oben genannten Platze entgegengesetzten Ende läuft die Strasse in einen schmalen, viereckigen Raum mit T-artig sich erweiternden Enden aus. Derselbe ist von Erdwällen umgeben, die an der Innenseite durch Steinsetzungen gestützte, senkrechte Wände haben. Solche Räume fand ich auch auf dem Cerro el Cangrejo bei Chila. Sie stellen ohne Zweifel ein tlachco dar, den Platz für das bei allen alten Nationen des Landes so beliebte Ballspiel. Die Abbildungen dieser Ballspielplätze sind aus den Codices und aus den Historikern (Durán u. a.) bekannt genug. Sie zeigen denselben viereckigen, von Mauern umschlossenen Raum mit den T-artig verbreiterten Enden. Kreise niedriger, flacher, sitzartiger Steine, die ich auf dem Cerro el Cangrejo fand, dürften wohl als Versammlungs- oder Berathungsplätze gedeutet werden.



In den Ranchos der Umgegend von Palachó fand ich, theils aufrecht im Hofraum eingepflanzt, theils zur Pflasterung der Höfe und Fussböden verwendet, eine Anzahl flacher, stelenartiger Steine, die nach den übereinstimmenden Angaben, die ich erhielt, in der alten Ansiedelung von Palachó an den Ecken der cu's aufrecht eingepflanzt gestanden hätten. Dieselben sind oben meist etwas verbreitert, mit stufenartiger Endung (Fig. 1, 2) oder mit zwei schneckenartig eingerollten Figuren (Fig. 4—6) oder auch mit einem Thierkopf am Ende (Fig. 3). Reicher verzierte Formen zeigen daneben Stufenmuster

und Bänder aus Kreisen, s-förmigen Figuren und dem in der Huaxteca-Ornamentation auch sonst sehr beliebten Malteserkreuz zusammengesetzt (Fig. 7—9). Andere Stelen zeigen auf der Fläche eingravirt die Figur eines Adlers, eines cozcaquauhtli, und anderes mehr. In Pánuco fand ich vor einem Hause in dem Steinpflaster des Bürgersteigs eine Stele, die nach der Angabe des Besitzers am Fuss eines cu auf dem der Ansiedelung von Palachó benachbarten Cerro de Topila gestanden haben sollte, und die eine rechteckige, fensterartige Durchbrechung in der Mitte und zwei eingravirte, sich verschlingende Schlangen zeigte (Fig. 10). — Ich selbst habe solche Stelen nur in der einen angezeigten Gegend gefunden. Doch schliesse ich aus Nachrichten, die mir wurden, dass auch in der Gegend von Tampico viejo und anderen Orten der Huaxteca Veracruzana solche angetroffen worden sind.



Die Stelen sind nicht die einzigen skulpirten Stücke, die in den alten Dörfern gefunden werden. Häufiger noch, und in fast allen bedeutenderen Orten der Huaxteca anzutreffen, sind die Steinbilder, doch sieht man letztere selten noch an ihrer Stelle. Eine ganze Anzahl ist theils aus Uebermuth, theils aus abergläubischer Scheu herabgestürzt und zerschlagen worden. Andere sind verschleppt worden, um jeweiligen Machthabern als Geschenk zu dienen, oder um an dem Hafenort zu gutem Preise an Ausländer verkauft zu werden. Noch in jüngster Zeit haben Amerikaner, welche mit den Eisenbahnbauern der Strecke Tampico-San Luis ins Land kamen, den Cerro El Cangrejo bei Chila vollständig ausgeraubt. Die Bilder standen theils auf der Spitze der cu's. Ich sah selbst in der Gegend von Tampacayal eine Statue, die von der Spitze eines cu herabgestürzt und zerschlagen worden war, und konnte oben noch die Stelle erkennen, wo dieselbe gestanden hatte. Zum Theil aber standen sie, wie es scheint, unabhängig von den cu's, in dem Weichbild der Niederlassung oder auch ausserhalb desselben. Die Bilder sind, wie die Stelen, in der Mehrzahl

aus einem ziemlich weichen Sandstein hergestellt, doch traf ich auch solche aus härterem Material.

Ein sehr gewöhnlicher Typus sind weibliche Figuren mit spitzer Mütze und einem nach Art eines Fächers gebildeten Nackenschmuck (Fig. 12 und 13). Das erinnert an die Beschreibung, die Sahagun (10. 29. § 8) giebt: tenian per ornamento . . . . en las espaldas unos plumages redondos á manera de grandes ma zorcas moscadores de hojas de palmas ó de plumas coloradas y largas, puestas á manera de rueda, y en las espaldas unos aventadores tambien de plumas coloradas. Einen zweiten Typus, der in der Gegend von Tanquian der häufigere zu sein scheint, zeigt die Fig. 16.

In Tampico sah ich in dem Hause des Hrn. Cándido Ramoz eine weibliche Statue, die der Angabe nach aus Topila stammte und bei der das Gesicht aus dem geöffneten Rachen eines reptilartigen Ungeheuers herausschaute. Löcher in den Kinnladen des letzteren liessen erkennen, dass dort Zähne, vielleicht aus Metall, eingesetzt gewesen waren. Capitän Vetch bildet in Band 7 des Journal of the London Geographical Society eine weibliche Statue ab, bei der die Vorderseite des Nackenfächers die Figuren zweier Schlangen zeigt. Ich traf in Tampico in der Wohnung des Hrn. F. Borde einen Kopf an, dessen Schmuck durch zwei sich verschlingende Schlangen gebildet war. Der Kopf der Schlange hing zu der Oeffnung des Ohrpflocks heraus.

Die männlichen Statuen haben häufig auf dem Kopf einen Wulst, wie ein schräg verlaufender Kamm (Fig. 15). Das erinnert an die Thonköpfe, die in grossen Mengen aus den südlicheren Theilen des Staates Vera Cruz, aus dem Gebiet der Totonaca, gebracht worden sind. Doch sieht man auch die männlichen Figuren mit der spitzen Mütze (Fig. 14 aus Tanquian). Sowohl bei den männlichen wie bei den weiblichen Statuen sind die Geschlechtsmerkmale jederzeit deutlich angegeben. Die Nasenscheidewand ist meist wirklich oder andeutungsweise durchbohrt. Merkwürdig ist die Fig. 14 von Tanquian. Einerseits des Ohrschmucks wegen, der etwas an den des mexikanischen Windgottes und an den des Weingottes erinnert — der letztere heisst Pantecatl, der aus Pánuco, der Huaxteca! — dann aber auch des merkwürdigen Gegenstandes halber, den die Figur an die Brust hält. Derselbe sieht dem Umriss nach aus wie ein Krug, ist aber vollständig glatt. In Palachó endlich traf ich die merkwürdige Fig. 11, die der Angabe des Besitzers zu Folge auf dem vorhin erwähnten, von cu's umgebenen Platze in der Ansiedelung von Palachó gestanden haben soll. Es ist eine Figur mit Menschengesicht, aber nach Art einer Kröte am Boden hockend, — hombre sapo nannten sie die Leute des Orts. Als Mann ist die Figur durch den wohl ausgearbeiteten Hodensack deutlich markirt. Um den Kopf trägt er eine Binde, welche als Schmuck drei Menschengesichter zeigt. An den Schläfen sind Furchen markirt. Der Ohrschmuck erinnert etwas an die Menschenhand, die im Codex Borgia der Todesgott als Ohrschmuck trägt. In ähnlicher liegender Stellung habe ich in Tampico, im Hause des Hrn. Consul Stüssy noch eine andere Statue gesehen, die aus San Martin Chalchicuauhtla stammt. Dieselbe hat einen Todtenkopf und trägt einen Schädel in der Hand.

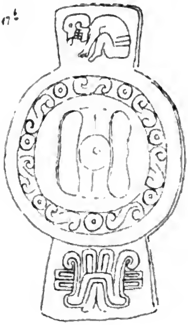
Erwähnenswerth ist auch das Steinbild, dessen beide Seiten ich in der Fig. 17 wiedergegeben habe. Es stammt aus der Gegend von Tanquian, an der anderen Seite des Flusses im Urwalde auf einer Höhe oberhalb der alten Stadt Tampacayal gefunden.

Von Steinen mit Inschriften, die, verschiedenen Angaben zufolge, hier und da zu finden sein sollten, habe ich trotz eifrigen Suchens nichts entdeckt. Die grossen

17 a.



17 b.



glatten Steinplatten, die sich auf dem Cerro de Nahuatlan befinden sollen, habe ich nicht gesehen, da meine Begleiter die Stelle nicht finden konnten.

Merkwürdig sind die brunnenartigen Vertiefungen am Fusse des eben genannten Berges. Es sind gewissermaassen umgekehrte cu's, von Steinsetzungen eingefasst, die bei dem grössten derselben nach unten stufenartig sich verengen. Das Wasser sammelt sich noch heute in denselben, mit einer gewissen Periodicität zu gewissen Tagesstunden anschwellend und dann wieder abnehmend, und noch heute sind sie die Ressourcen für sämmtliche umliegenden Ranchos.

Von dem Hausgeräth, das in den Orten der alten Ansiedelungen noch zu treffen ist, kommen in Betracht: Mahlsteine (metates), Steinwaffen, Steinmesser, Thongeräthe, Thonfiguren, Spindelsteine und Schmuckgegenstände. Alles andere ist vergängliches Material, das in dem feuchten Klima der Tierra caliente und in dem Humus des Urwaldes nicht aushält. Und auch die oben genannten Sachen sind nur an wenigen, günstig gelegenen Stellen zu erlangen. Im Urwald ist Nachgraben gar nicht oder doch nur mit unverhältnissmässigem Aufwand von Zeit und Geld möglich.

Mahlsteine sind an verschiedenen Stellen der Niederung, zwischen dem Pánuco und dem Tamuin, in grossen Massen gefunden worden, — Depotfunde. Augenscheinlich hatten die Bewohner hier vor dem anrückenden Feinde die werthvollen und schwer zu transportirenden Gegenstände vergraben. Auch an dem Steilufer des Rio Montezuma bei Tempoal wurden nicht selten ganze Mahlsteine ausgespült, und Bruchstücke findet man überall.

Thongefässe sind zahlreich. Meistens ist es ein harter, fester, weisslicher Thon. Nur die gröberen Gefässe sind roth. Auch unter den flachen dreibeinigen Schalen (cazuelas) kommt eine Menge aus röthlichem Thon vor. Endlich findet sich eine Anzahl Thongefässe vor, die dasselbe röthlich polirte Ansehen zeigen, wie die Becher von Texcoco und Tlaltelolco. Die Formen sind geschmackvoll, und die meisten sind schön und originell verziert. Hervorzuheben sind Henkelkrüge von Melonenform mit Ausgussröhre. Dieselben kommen namentlich in der Gegend von Tempoal vor. Flache Henkelkrüge in Thierform, oder Thierform mit Menschengesicht, mit Ausgussröhre. Letztere sind in sehr origineller Weise schwarz oder schwarz und roth auf weissem Grunde bemalt und kommen in nahezu

gleicher Weise in den verschiedenen Theilen des Gebietes vor. Figurenkrüge, in gleicher Weise, wie die vorigen, bemalt und meist ebenfalls mit Ausgussröhre versehen. Flache dreibeinige Schalen (cazuelas), meist von dunklerem röthlichem Thon, glatt oder an der Aussenseite mit ausgekratzten Ornamenten versehen, oder auch mit bemaltem Fond. Reibetiegel, mit geripptem Fond (molcajetes), zur Bereitung der chile Sauce, meist sehr charakteristisch in Form flacher Schalen mit senkrecht aufgebogenem Rande, weisslicher Thon mit dunkeln Streifen verziert u. a. m.

Unter den Thonfiguren sind namentlich die weiblichen Püppchen mit sehr markirten Geschlechtsmerkmalen hervorzuheben. Im übrigen ist die Zahl und Mannichfaltigkeit der Figuren und Köpfe eine enorme; man sieht, dass alles Handarbeit war, denn kein Kopf ist ganz gleich dem anderen. Die Köpfe von Pánuco und den anderen Orten des unteren Gebietes zeichnen sich durch Schönheit und technische Vollendung entschieden vor denen aus dem oberen Gebiete (Huaxteca Potosina) aus. Eigenthümlich für Tempoal scheinen mir gewisse, aus grobem Thon gefertigte und weisslich bemalte Figuren zu sein.

Sehr charakteristisch sind die Spindelsteine der Huaxteca. Wir haben eine grosse Zahl derselben in Tempoal erhalten, aber ganz gleiche Formen auch in anderen Gegenden gesehen oder erhalten. Sie sind aus einem leichten, weisslichen Thon gefertigt und ganz oder theilweise mit einer glänzenden, schwarzen Lackfarbe überzogen. Bei vielen ist die Oberseite ornamentirt — geometrische Muster, oder Symbole und Figuren, die an die Bemalung der Krüge erinnern. Bei vielen ist es die Unterseite, wo man bestimmte, regelmässige Zeichnungen und allerhand Thierfiguren sieht. Einzelne Spindelsteine haben den oberen, sich verjüngenden Theil nach Art einer Thierschnauze transformirt.

Schmuckgegenstände sind selten. In Tanquian wurde vor einiger Zeit eine Leiche aufgegraben, die neben dem Kopfe einen Krug zu stehen hatte und um den Hals eine Schnur von acht aus Holz gedrehten und mit Goldblech überzogenen Perlen trug, zwischen denen noch ein schmales, zungenförmiges Goldplättchen hing.

Zum Schluss will ich noch erwähnen, dass eine Anzahl der gefundenen Gefässe eine entschiedene Berührung mit aztekischer Cultur erkennen lässt. In Tanquian erhielt ich ein schönes Gefäss in Gestalt eines Bechers mit offener breiter Mündung. Auf der Aussenseite desselben ist in Farben das Bild der mexikanischen Sonne, bezw. die Elemente des Sonnenbildes angebracht. In Tempoal erhielt ich zwei schwarze Thonfiguren, die auf der Brust den Muschelschmuck des Windgottes Quetzalcoatl tragen, und denselben sah ich auf einer grün bemalten Figur, die aus Yagualica stammte. Die Figur von Tempoal zeigte ausserdem schnauzenförmig vorgestreckte Mundtheile, ganz nach Art des mexikanischen Windgottes. Mexikanische Stempel fand ich, wenn auch sehr vereinzelt, in Pánuco und Tampico; umgekehrt habe ich in Sammlungen aus Cholula, allerdings ebenfalls sehr vereinzelt, huaxtekische Spinnwirtel gefunden. — Abgesehen von diesen vereinzelten Vorkommnissen stellt sich uns die huaxtekische Cultur, wie sie sich im Bau und in der Anlage ihrer Ortschaften und in ihren Geräthen repräsentirt, als eine durchaus eigenartige dar, die sich allerdings weder mit der aztekischen, noch mit der ihrer Stammesbrüder in Yucatan messen kann, die aber immerhin einen verhältnissmässig hohen Entwickelungsstand erkennen lässt.

(42) Eingegangene Schriften.

1. Manouvrier, L., Mémoire sur la Platycnémie chez l'homme et chez les anthropoides. Paris 1888.

2. Chijs, J. A. van der, Dagh-Register gehouden int Casteel Batavia vant passerende daer ter plaetse als over geheel Nederlandts-India anno 1653. Batavia, s'Hage 1888.
3. Jahres-Sitzung des allerhöchst bestätigten Comités zur Organisirung eines Museums der angewandten Wissenschaften zu Moskau. 15. Jahresfeier. Moskau 1888. Russisch. Gesch. d. Hrn. N. Gondatti.
4. Die Republik Chile und ihre Bedeutung für die europäische Auswanderung. Geographisch-statistische Angaben über das Land und über neue Colonien in Araukanien. Officielle Publikation der General-Agentur für Colonisation der Chilenischen Regierung in Europa. Leipzig 1888. Gesch. d. Hrn. Dr. Albarracin.
5. Sammlung von Vorträgen, gehalten im Mannheimer Alterthumsverein. Mannheim 1885.
6. Jahrbücher für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. 53. Jahrgang. Schwerin 1888.
7. Virchow, Rudolf, Die Mumien der Könige im Museum von Bulaq. Sitzungsberichte der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1888. Nr. 34. Gesch. d. Verf.
8. Petersen, Henry, Vognfundene i Dejbjerg Prästegaardsmose ved Ringkjöbing 1881 og 1883. Et Bidrag til Oplysning om den forromerske Jernalder i Danmark. Kjöbenhavn 1888. 5 Tafeln. Gesch. d. Verf.
9. Bastian, A., Allerlei aus Volks- und Menschenkunde. Zwei Bände, 3 und 18 Tafeln. Berlin 1888. Gesch. d. Verf.
10. Derselbe, Bunte Bilder für die Spielstunden des Denkens auf 20 Tafeln. Entnommen dem Werk: Allerlei aus Volks- und Menschenkunde. Berlin 1888. Gesch. d. Verf.
11. Pilling, James Constantine, Bibliography of the Siouan Languages. Washington 1887. Gesch. d. Verf.
12. Borsari, Ferdinando, La letteratura degl'indigeni americani. Napoli, 1888, 8°. Gesch. d. Verf.
13. Verwaltungs-Bericht über das Märkische Provinzial-Museum für die Zeit vom 1. April 1887 bis 31. März 1888. Berlin 1888. Sep.-Abdr. 8°. Gesch. d. Magistrats.
14. Gruber, Wenzel, Verzeichniss der (von ihm) 1844—1887 veröffentlichten Schriften. St. Petersburg 1887, 4°.
15. Lorenzeni, R., La grotta Nicolucci presso Sorrento. Parma 1888, 8°.
16. Festschrift der XIX. allgemeinen Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft, gewidmet von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande. Bonn 1888, 8°.
17. Plan der Castra Bonnensia. Bonn, v. J. (1888) Imp. fol.
18. Mummenthey, K., Erstes Verzeichniss der Stein- und Erd-Denkmäler des Süderlandes unbestimmten Alters, aufgestellt im Auftrage des Vereins für Orts- und Heimathkunde im Süderlande. Hagen 1888, 8°.
19. Mies, Joseph, Ein neuer Schädelträger und Schädelmesser. Jena 1888, 8°. Gesch. d. Verf.
20. Bapst, Germain, Mémoire sur la provenance de l'étain dans la haute antiquité. L'âge du cuivre pur, l'invention du bronze, les pays producteurs de l'étain. Bruxelles 1888. Gesch. d. Verf.
21. Führer durch die Sammlungen des Reichs-Postmuseums in Berlin, Leipzigerstrasse 15. Berlin 1888.

Sitzung vom 17. November 1888.

Stellvertretender Vorsitzender: Hr. **Virchow.**

(1) Unser Vorsitzender, Hr. Reiss, ist wohlbehalten in Alexandrien eingetroffen und nach Cairo weitergereist.

Die Gesellschaft hat wiederum den Tod eines ihrer fleissigsten Mitglieder zu beklagen. Der Fabrikbesitzer J. C. Schultze ist am 14. November gestorben. Ihm und seiner entschlossenen Frau verdanken wir wiederholte Berichte aus Oberitalien, so namentlich über die prähistorischen Funde aus einer Höhle von Mentone (Verh. 1882, S. 510. 1883, S. 401) und über die aus Früchten der Wassernuss gefertigten Rosenkränze vom Lago Maggiore (Verh. 1884. S. 452).

Als neues Mitglied wurde aufgenommen das Provinzialmuseum zu Halle a. S.

(2) Hr. Bartels theilt aus einem Briefe des Hrn. M. Quedenfeldt, Tunis, 4. November, mit, dass der Reisende seit 8 Tagen beschäftigt ist, die Bevölkerung dieser Stadt zu studiren, namentlich die Zuzügler, unter denen fast alle Rassen und Typen des nordwestlichen Afrika vertreten sind. Speciell sind daselbst massenweise Marokkaner, und zwar fast sämmtlich Schlöh, Berber der südlichen Gruppe, die als besonders zuverlässig gelten und als öffentliche und Privatwächter fungiren.

(3) Hr. Virchow berichtet über das erfreuliche Fortschreiten der Vorarbeiten für ein

deutsches Museum der Trachten und Geräthe.

Schon seit einer Reihe von Jahren erfreut sich die Hauptstadt des schwedischen Reiches eines in seiner Ausbildung einzigen Museums. Hr. Arthur Hazelius hat mit seltener Umsicht und unermüdlicher Thätigkeit aus den kleinsten Anfängen eine öffentliche Anstalt entwickelt, welche die hauptsächlichen Eigenthümlichkeiten des socialen Lebens in den einzelnen Provinzen seines langgestreckten Vaterlandes in den Rahmen ihrer besonderen architektonischen und landschaftlichen Umgrenzung zur Anschauung bringt. Man sieht Nachbildungen der Leute selbst in ihrer Tracht und ihrem Schmuck, aufgestellt inmitten ihres Zimmers oder ihrer Gegend, umgeben von dem Mobiliar und Geräth, welches sie in Gebrauch haben. Die Bedeutung derartiger Gesammtdarstellungen für das Verständniss, nicht nur der gegenwärtigen, sondern auch früherer Perioden der localen Culturentwickelung, wurde allen denen klar, welche den prähistorischen Congress in Stockholm im Jahre 1874 besuchten, und die Erinnerung daran, sowie die Kenntniss der fortschreitenden Vergrösserung des „Nordischen Museums" wurde uns erneuert durch zahlreiche, in prächtigster Weise illustrirte Publikationen des erfahrenen Begründers dieser Anstalt.

Der Vorstand unserer Gesellschaft hat schon vor länger als 10 Jahren den Gedanken aufgenommen, etwas Aehnliches auch in Berlin hergestellt zu sehen. In den Eingaben, welche derselbe an den vorgesetzten Minister wegen Erbauung eines besonderen ethnologischen Museums richtete, ist auch dieser Gedanke ausgeführt worden, damals in der Hoffnung, dass das neue Gebäude für eine

solche, ich darf vielleicht sagen, sociologische Abtheilung Raum haben werde. Jetzt, nachdem das neue Museum für Völkerkunde erbaut und in Benutzung genommen ist, zeigt sich, dass die damaligen Raumberechnungen das thatsächliche Bedürfniss unterschätzt haben. Das Museum ist gefüllt, ohne dass gerade für die nationale Seite der Ethnographie Platz vorhanden ist. Unter diesen Umständen bleibt nichts Anderes übrig, als die Errichtung einer neuen Sammlung, ausserhalb des gegenwärtigen Museums. In den Vorbesprechungen, welche zu diesem Zwecke stattgefunden haben, ist man sich auch darüber klar geworden, dass der Anfang durch private Thätigkeit gemacht werden müsse, nicht nur weil auf diesem Wege eine Reihe von activen Persönlichkeiten am leichtesten zur Mitwirkung herangezogen werden kann, sondern auch desshalb, weil zunächst an einer Reihe von praktischen Beispielen den Behörden und dem Volke die Wichtigkeit und Ausführbarkeit des Unternehmens dargethan werden muss. Inwieweit später die Sorge für die Sammlung und namentlich für die weitere Ausgestaltung derselben in die Hände des Staates zu legen wäre, muss der Zukunft vorbehalten werden. Die in jeder Weise entgegenkommende Auffassung des Hrn. Cultusministers lässt uns zunächst wenigstens hoffen, dass es möglich sein werde, in einem staatlichen Gebäude Räume für die ersten Aufstellungen zu erhalten.

Als erster Anfang dazu ist eine Sammlung des alten Inventars mönchguter Familien veranstaltet und für die nächste Zeit in einem der Räume des Panopticum aufgestellt worden. Hr. Castan, der sich persönlich in hohem Maasse für die Angelegenheit interessirt, ist uns in freundlichster Weise hülfreich gewesen. Die Sammlung selbst ist mit überraschendem Erfolge durch Hrn. Ulrich Jahn zusammengebracht worden, der auf seinen Reisen zur Ermittelung der pommerschen Sagen schon seit Jahren dem gesammten Hauswesen seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Es ist ihm gelungen, in Mönchgut, obwohl dasselbe seit einiger Zeit besuchte Badeorte besitzt und daher schon stark geplündert ist, eine überraschende Fülle von Erzeugnissen der Hausindustrie aufzufinden und dieselben, darunter vielleicht manches letzte Stück, zu erwerben. Somit würde die Errichtung eines mönchguter Zimmers wahrscheinlich die erste Probe des neuen Unternehmens werden.

So wenig bis jetzt über diese Angelegenheit durch uns bekannt geworden ist, so sind doch allerlei Nachrichten darüber in die Presse gelangt. Sie haben gezeigt, dass der von uns vertretene Gedanke unerwartete Sympathie findet. Auch sonst ist uns von so vielen Seiten werthvolle Unterstützung zugesagt, dass wir nicht zweifeln, es werde möglich sein, im Laufe des kommenden Jahres mehrere Zimmer im alten Provinzialstyl herzustellen. Natürlich werden wir dabei vielfach auf die Hülfe der Bewohner der einzelnen Landestheile angewiesen sein. Aber wir vertrauen der stets bereiten Theilnahme unserer Landsleute, da es sich darum handelt, der künftigen Zeit noch einige unverfälschte Bilder des nationalen Lebens, wie es sich aus dem Mittelalter heraus bis in unsere Tage erhalten hat, jetzt jedoch im schnellen Hinschwinden begriffen ist, in Originalstücken zu bewahren.

(4) Das correspondirende Mitglied, Hr. J. R. Aspelin berichtet in einem an Hrn. Virchow gerichteten Schreiben, d. d. Kamadampfer Bielowetz, 26. October, über eine Expedition zur Erforschung der

tshudischen Inschriften am oberen Jenisei.

Von dem Finnischen Alterthumsvereine, der, wie bekannt (Verh. 1887. S. 530), im Sommer 1887 eine Expedition nach dem oberen Jenisei zum Sammeln der dor-

tigen, seit den Zeiten **Messerschmidt's** und **Strahlenberg's** bekannten „runenähnlichen" Inschriften ausrüstete, wurde im vorigen Winter ein Ausschuss zur Berathung der Frage gewählt, ob das von der Expedition gesammelte Material publicirt, oder vorher eine Fortsetzung der Materialsammlung durch eine neue Expedition beschlossen werden solle. Leider trafen die unter dem 8. Sept. 1887 aus Minusinsk abgesendeten Sammlungen der Expedition erst Mitte April 1888 in Helsingfors ein, und der Ausschuss konnte erst dann Kenntniss davon nehmen. Da es bekannt war, dass, ausser den Inschriften, welche die vorjährige Expedition von einer Felswand und von 9 aufgerichteten Steinen copirt hatte, noch gegen 15 ähnliche, früher bekannt gewordene oder unlängst entdeckte Monumente vorhanden sind, die wegen ungünstiger Naturverhältnisse, unvollständiger Ortsbestimmungen und Mangel an Zeit von der Expedition nicht aufgefunden waren, so war der Ausschuss, der aus den Professoren **Krohn**, **Donner**, **Freudenthal** und den Doctoren **Grotenfelt** und **Schwindt** nebst den beiden Theilnehmern der Expedition, **Aspelin** und **Appelgren**, bestand, einstimmig der Meinung, dass eine möglichst ausgiebige Vermehrung des Textmaterials durch eine neue Expedition die Bedeutung der späteren Publikation auch in Hinsicht der Dechiffrirung wesentlich erhöhen werde. Demgemäss werde eine neue Expedition, bestehend aus Professor **Aspelin** und Student **Vuori** als Zeichner, ausgerüstet. Sie ging am 13. Juni von Helsingfors ab. Die Reise ging über Tomsk nach Barnaul und dann, von dem Wege nach Semipalatinsk abweichend, den Tscharuschfluss aufwärts, von dessen linker Seite, in der Nähe des sogen. „Poperetsnei rutzei" (Querbach), G. **Spassky** im Jahre 1818 eine Felsinschrift publicirt hatte. Dieser Bach war aber den Anwohnern des Flusses nicht bekannt, jedoch wurden bei dem Dorfe Kedralá einige alte, in den Felsen eingehauene Bockfiguren gefunden und abgebildet. Von den Quellen des Tscharuschflusses, wo das Kalmuckengebiet anfängt, gelangte die Expedition zu dem letzten russischen Dorfe Ongudai, wo der Wagen am 21. Juli zurückgelassen und die Reise zu Pferd über den Altai fortgesetzt wurde. Bei dem Quellensee des Tschuluschmanflusses Djulgol, der selbst 7920 russische Fuss hoch liegt, ging die Expedition über das hohe Grenzgebirge Saptschal (10 560 Fuss) auf Pfaden, die man nur nach der Ueberschreitung als passirbar erkennen kann, und die Flüsse Tschuj und Kemtschik herab in das sojotische Gebiet Mongoliens (von den Chinesen Uranhai genannt, zum Unterschiede von dem Gebiete der Mongolen = Halhaa). Auf diesem Wege durch den Altai und in Mongolien, wo der Reisende sehr oft bunte, von den kalmuckischen und sojotischen Schamanisten in Bündeln von 10 und 100 aufgehängte Bänder nebst Häuten oder Hautriemen und Köpfen geopferter Thiere an heiligen Bäumen, an den Ufern der heiligen Flüsse, z. B. der Katunja, an aufgeworfenen Steinhügeln auf Gipfeln der Gebirge und in dem sojotischen Gebiete besonders bei und in den, aus dünnen Baumstämmen auf Steppen und Bergen aufgerichteten Schamanenjurten beobachten kann, wurden von der Expedition nur sculpirte steinerne Statuen und verschiedene Gräberformen abgebildet.

An dem rechten Ufer des Kemtschik, 90 Werst von dessen Ausfluss in den Ulukem, wie der Jenisei hier genannt wird, wurden am 2. und 3. August die ersten, aus 170 Buchstaben bestehenden Inschriften auf einer Felswand des Berges Kajabaschi copirt. Sie waren zum Theil 3—4 Decimeter tief mit zugewachsener Erde bedeckt und wurden vor der Copirung vollständig blossgelegt. Von hier ging die Expedition den Ulukem aufwärts. Unweit von dessen Nebenfluss Tschakul wurden nicht weniger als 9 aufgerichtete, mit Inschriften versehene Steine in Gruppen von 4 und 5, die älteren nur in der Nähe von Grabhügeln, gefunden und

copirt. Die Steine werden von den Sojoten angebetet, was auch in unserer Gegenwart geschah; ja, fünf davon wurden nur durch die Energie eines minusinskischen Tataren entdeckt, weil die Sojoten, welche wohl dunkel von den Steinen sprachen, sich fürchteten, bestraft zu werden, wenn sie uns die Steine zeigten. Diese wurden am folgenden Tage von 4 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags — einer Zeit, da die Sojoten sich wenig bewegten — copirt, unter steter Furcht vor den Bewohnern der zahlreichen Jurten, die in einer Entfernung von 5 Werst über die Steppe sichtbar waren; glücklicher Weise wurde die Arbeit jedoch nur von einem Hirten bemerkt, obgleich mehrere Wege die Steppe durchkreuzten. An den Nebenflüssen des Ulukem, Kulikem und Elegesta, an letzterem 145 Werst von der Mündung des Kemtschik aufwärts, wurden ebenfalls auf oder bei Gräbern aufgerichtete Steine mit Inschriften entdeckt und copirt.

Da die Expedition keinen Begleiter zu den Quellenflüssen des Ulukem, wo ähnliche Steine sein sollten, bekommen konnte, fuhr sie den 15. August auf einem Balkenfloss den Jenisei herab durch die sajanischen Gebirge bis Minusinsk, 550 Werst in 4 Tagen (die Nächte wurden am Ufer zugebracht), um die auf der nördlichen Seite des Gebirges befindlichen, im vorigen Sommer aber nicht aufgefundenen Inschriften aufzusuchen. Bei Ausflügen von Minusinsk aus wurde indessen nur eine kurze, jedoch ganz neue Inschrift an einem Grabsteine am Tubaflusse gefunden. Bald nachher ergab sich eine Gelegenheit, in Gesellschaft eines bekannten Kaufmanns aus Minusinsk gerade nach den Quellflüssen des Ulukem zu gehen. Am 29. August trat die Expedition die mühsame Reise über die sajanischen Gebirge an und war bereits den 6. September beschäftigt mit dem Copiren der ersten Inschriften auf einem aufgerichteten Steine am Ujug, einem Nebenfluss des Beikem. Den folgenden Tag wurden Inschriften nebst eingehauenen Thierfiguren copirt von einem Grabsteine auf einer, von dem Berge Arschaŋ umgebenen Steppe, ebenfalls am Ujug. Auf derselben Steppe befindet sich der grösste, mir bekannte steinerne Grabhügel, 95 *m* im Durchmesser und 3—6 *m* hoch. Die Sojoten benutzen diesen Hügel als Heiligthum. Auf der Mitte stehen zwei Schamanenjurten; in der einen befindet sich auf dem Altar ein aus Holz roh ausgehauenes Gottesbild mit Bart (den die Sojoten selbst nicht haben), umgeben von etwa 16 ausgeschnittenen Thierchen, u. a. einem Kameel; in der anderen Jurte steht auf dem Altar, wie gewöhnlich in solchen Jurten, ein Kasten mit Farben verziert. Vor den Eingängen hängen Schnüre mit den traditionellen bunten Bändern, oder stehen, wie auch hier und da auf dem Hügel, Reihen von niedrigen Pfeilern, die aus losen Steinen des Hügels errichtet sind. Ein grosses Fest wird hier im Juni gefeiert. — Am Turan, dem Nebenflusse des Ujug, wurde ein dritter Stein mit Inschriften und Thierfiguren copirt, und auf der Reise den Ulukem abwärts Inschriften von einem Grabsteine an dem Bach Harasu, gegenüber der Mündung der Elegesta, und auf der linken Seite des Ulukem, beim Berge Ottochtasch.

Erst den 24. September fand die Expedition Gelegenheit, die Rückreise nach Minusinsk anzutreten, und zwar auf einem Holzfloss, das unterwegs zweimal in Gefahr kam, gegen Felsen zerschlagen zu werden, und das endlich den 30. September bei dem ersten russischen Dorfe Osnatschennaja auf dem Grunde stehen blieb. In Fischerböten und später mit Pferden die Reise fortsetzend, langte die Expedition den folgenden Tag wieder in Minusinsk an.

Nach einem Ausfluge zu dem Tubaflusse, wo eine neuentdeckte Felsinschrift copirt wurde, reiste die Expedition von Minusinsk ab, fand aber noch am Uibat zwei Grabsteine mit Inschriften: den einen, früher von Castrén erwähnt, den

anderen in einer grossen Felsenhöhle am Weissen Jus mit einer, in schwarzer Farbe gemalten Inschrift von derselben Art. Die Ernte der diesjährigen Expedition betrug somit 22 Inschriften, ausser den anderen Sammlungen. Unter diesem Jagen nach Inschriften war indessen der letzte Dampfer von Tomsk am 30. September abgegangen und die Expedition war gezwungen, während einer Woche die Reise von Tomsk nach Tjumen (1510 Werst) mit Pferden zu machen, um von dort aus mit der Eisenbahn einen der von Perm noch abgehenden Dampfer zu erreichen.

Die bisher bekannten 41 Inschriften sind sämmtlich entdeckt an dem oberen Jenisei und dessen Nebenflüssen, von der südlichen Grenze des Kreises Atschinsk bis zu den Quellen des Flusses, wie auch an den, in den Ob gehenden, jedoch dem Jeniseigebiet benachbarten Nebenflüssen des Weissen und Schwarzen Jus, und, was als eine Ausnahme betrachtet werden kann, an dem ebenfalls in den Ob fallenden Tscharuschfluss am Altai. 32 von diesen Inschriften sind von den Expeditionen des Finnischen Alterthumsvereins im Original angetroffen und zur Publication mechanisch copirt. Künftige Forschungen werden festzustellen haben, ob die Grenze der Inschriften sich vielleicht noch südlicher über die sajanischen Gebirge hinaus ausdehnen lässt. Bis jetzt sind die Bergketten Tanuola und Saptschal als Grenzen dieser Culturerscheinung gegen Süden zu betrachten.

Die gleichmässige Verbreitung der Inschriften über ein in archäologischer Hinsicht übrigens verwandtes Gebiet scheint den Gedanken an eine Zufälligkeit des Vorkommens derselben auszuschliessen. Die Steppengräber, auf und bei welchen Steine mit Inschriften aufgerichtet sind, unterscheiden sich in keiner Weise von den allgemeinen; Steine kommen vor nicht nur bei den steinernen Grabhügeln, sondern auch auf den rectangulären Gräbern, die nur durch Wandsteine bezeichnet sind. Die Thiere, — Hirsch (Cervus elaphus), Renthier, Wildschwein, — die man neben den Inschriften abgebildet findet, leben noch in den sajanischen Bergen. Auch provinzielle Eigenthümlichkeiten lassen sich bemerken. In einzelnen von den 17 auf der mongolischen Seite gefundenen Inschriften kommen 4 oder 5 Buchstabenformen vor, die auf der nördlichen Seite der sajanischen Bergkette nicht angetroffen sind, und die aufgerichteten Steine von Elegesta an aufwärts — nicht nur die mit Inschriften versehenen — zeigen eine besondere Ausstattung, die anderswo nicht vorgekommen ist. Ungeachtet dieser Beweise, dass die seltsame Schrift nicht eine für diese Gegenden fremde Cultur repräsentirt, und der einfachen archäologischen Regel, dass eine fertige Form höchst wahrscheinlich dort einheimisch ist, wo sie im Verhältniss zu anderen Gegenden allgemein vorkommt, scheint es mir doch unzweifelhaft, dass die Schrift eine Entwickelungsgeschichte gehabt haben muss, die sie in Verbindung mit den Culturheerden im südwestlichen Asien bringt. Einige von den Buchstaben kommen zwar als roh eingehauene Hausmarken auf den Grabsteinen vor, die Aehnlichkeit ist aber, nach meiner Ansicht, entweder nur zufällig oder es sind diese Hausmarken vielmehr aus der entwickelten Schrift entlehnt. Inschriften, die merkbar auf verschiedene Entwickelungsstadien der Schrift hindeuten könnten, sind bisher nicht vorgekommen; auch ist wohl kaum zu erwarten, dass man eine unentwickelte Schrift sogleich zu monumentalen Zwecken brauchen sollte.

Mit Ausnahme, wie es scheint, der Felsinschriften am Kajabaschi, gehen alle Inschriften von der Rechten zur Linken und auf den aufgerichteten Steinen von Unten nach Oben in einer oder mehreren Linien; nur auf einem Steine sind 5 horizontale Linien vorgekommen. Uebrigens sind die Inschriften von

sehr wechselnder Länge; die kürzesten enthalten nur 13, 19, 30, 44, die längsten 240, 290 bis 380 Buchstaben.

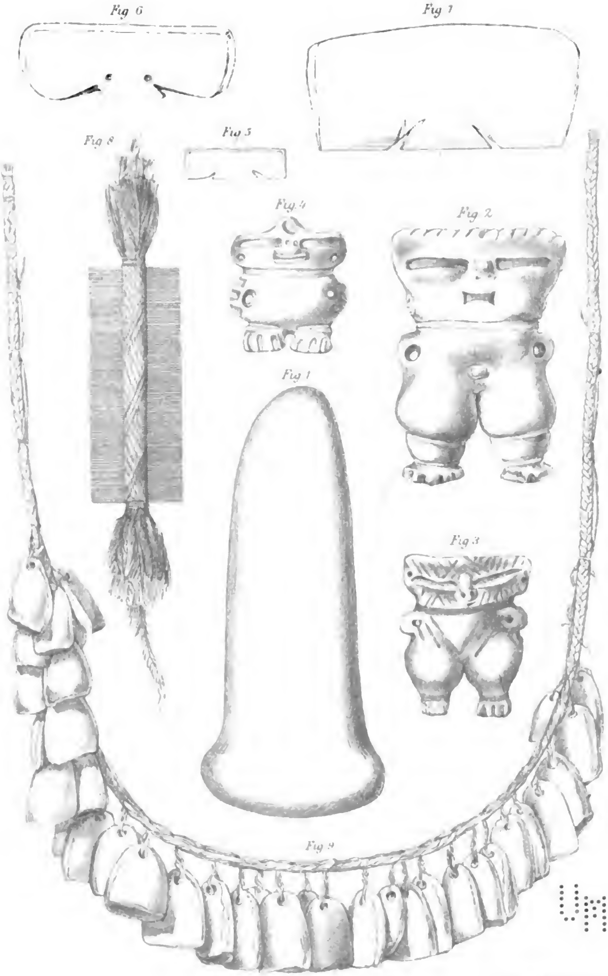
Zu Ausgrabungen der in Zusammenhang mit den Inschriften stehenden Gräber hat die Expedition auch in diesem Sommer keine Zeit gehabt; solches wurde auch auf der mongolischen Seite von der jetzigen sojotischen Bevölkerung nicht gestattet, — obgleich sie selbst ihre Todten nicht beerdigen, sondern in Steppen und Bergen aussetzen. Die Gräber auf jener Seite sind fast ausschliesslich steinerne Hügel, bisweilen nur rectanguläre Umzäunungen, deren Wandsteine ein wenig über der Fläche der Steppe sichtbar sind. In den letzteren steht der aufgerichtete Stein in der Mitte des Rechtecks, bei den Hügeln auf der östlichen Seite 2—3 *m* von der Mitte entfernt. Uebrigens kommen aufgerichtete Steine bei den Gräbern südlich von den sajanischen Bergen nur ausnahmsweise vor, während sie im Minusinskischen Kreis, so zu sagen, wälderartig die Steppen bezeichnen können.

Das Reisen auf der mongolischen Seite kann übrigens mit Gefahren verbunden sein. Die Sojoten sind als geschickte Diebe, besonders als Pferdediebe bekannt. Sie kennen die Lagerplätze und folgen den Reisenden nach. Bei dem Nachtlager wird deswegen immer Wacht gehalten. In einer Nacht, da der Wächter ohne mein Vorwissen sich mit den Pferden aus der Umgebung des Zeltes entfernt hatte, wurden uns der ganze Mundvorrath und ein Reisesack mit allen mitgebrachten Kleidern, ferner ein bedeutender Theil der Reisekasse (etwa 550 Rubel) und ein Notizbuch von der Reise des vorigen Sommers nebst verschiedenen anderen Effekten gestohlen. Bei einer anderen Gelegenheit, da der Wächter gegen Morgen sich bereits bei dem Feuer gelagert hatte, wurden die Pferde gestohlen: mit einem zufälligerweise zurückgebliebenen Pferde gelang es jedoch einem kalmuckischen Begleiter der Expedition, den Spuren zu folgen und die Pferde wieder zu erlangen. Der frühere Diebstahl ist officiell gemeldet und man versicherte, dass die strengsten Maassregeln getroffen sind, um das Verlorene wieder aufzufinden, und dass in jedem Fall der Expedition ein voller Geldersatz zu Theil werden wird.

Zu einer wissenschaftlich genügenden Publication des gesammelten Textmaterials scheint mir indessen noch eine Untersuchung der mit Schriftdenkmälern versehenen Gräber nöthig. Eine dritte Expedition muss deswegen in Aussicht genommen werden. Auch ist zu hoffen, dass das Textmaterial noch zu bereichern ist. Auf der Rückreise hörte ich in Tomsk, dass eine Copie solcher Inschriften auf einem aufgerichteten Stein am Huakem, dem linken Quellflusse des Ulukem, bei dem Brande in Irkutsk 1879 zerstört wurde; auch bekam ich Nachrichten, wenngleich ungenügende, von drei neuen Inschriften an den Nebenflüssen Ujuq und Sisterlik. Zu bemerken ist auch, dass keine von den 7 Inschriften, die Pallas, Spassky und Klaprot publicirt haben, bisher wiedergefunden ist. In den alten publicirten Copien kann man die einzelnen Buchstaben nur zum Theil unterscheiden und erkennen. —

Der Vorsitzende erinnert an frühere Mittheilungen des Hrn. Ujfalvy und die von Hrn. R. Hartmann gegebene Deutung der Thierfiguren (Verhandl. 1877. S. 494).

(5) Hr. Paul Telge zeigt den von ihm aus Hunderten von Bruchstücken restaurirten Originalkessel aus dem I. Sakrauer Funde des Hrn. Grempler, sowie zwei Beschläge eines Holzkästchen von ebendaher.


Fig. 6
Fig. 7
Fig. 8
Fig. 5
Fig. 4
Fig. 2
Fig. 1
Fig. 3
Fig. 9

(6) Hr. R. Forrer schreibt aus Strassburg, 12. November über die

gekrümmten Bronzenadeln von der Kulpa.

Hr. Deschmann beschreibt in den Verhandl. S. 246—47 merkwürdige Bronzenadeln, zusammen gefunden mit Tènefibeln. Von Schläfenringen kann unmöglich die Rede sein, dagegen ist die Uebereinstimmung eine überaus frappante zwischen den räthselhaften gebogenen Bronzenadeln, wie sie Hr. von Tröltsch vom Hohenhöwen und Schreiber dieses vom Zürichsee in den Verhandlungen nachgewiesen haben. Mit diesen noch räthselhaften Geräthen stimmen die von Herrn Deschmann erwähnten, sowohl was Grösse als charakteristische Form (d. h. besonders die Biegungen, ohne die nebensächlichen ornamentalen Weiterausbildungen) anbetrifft, vollständig überein und haben wir daher in diesen eher eine Parallele aus der Tènezeit zu jenen bronzezeitlichen Fundstücken zu erblicken.

(7) Hr. Dr. J. Graterol y Morles überbringt von Hrn. A. Ernst in Carácas eine Kiste mit

prähistorischen und ethnographischen Gegenständen aus Venezuela.
(Hierzu Taf. VIII.)

Hr. Ernst schreibt darüber in einem Briefe aus Carácas, 17. Juli:

„Das Kistchen enthält 12 verschiedene Gegenstände. Von alten Sachen zunächst ein schweres Instrument aus Stein, in Form einer Axt (Fig. 1), aber jedenfalls nichts weiter als ein Würdezeichen. Denn so, wie die Keule sich in mancherlei Formen zum Würdezeichen entwickelt hat, glaube ich ein Gleiches auch von der Steinaxt annehmen zu dürfen. Das übersandte Stück stammt aus dem Staate Zamora, also der Gegend, die man früher Barinas nannte und die durch ihren Tabak berühmt war.

„Ferner finden Sie 4 Thonfiguren (Fig. 2—4), ähnlich denjenigen, welche ich im XXI. Bande des „Globus" (S. 125) beschrieben und abgebildet habe. Dieselben sind von verschiedener Grösse und stammen aus einem sogenannten *santuario*, d. h. einer alten Begräbnisshöhle bei Niquivao in Trujillo.

„Denselben Ursprung haben die Klangplatten aus Serpentin (Fig. 5—7); einige derselben sind sehr klein und dünn. Unser Museum besitzt eine beträchtliche Menge und auch einen Serpentinblock, von dem man durch Agavefasern und aufgestreuten Sand dergleichen Platten und Plättchen abgesägt hatte. Die Sache geht ganz gut; ich selbst habe in Zeit einer Stunde eine Platte von 3 Zoll Länge und ½ Zoll Breite auf diese Weise von demselben Blocke abgesägt. Wollen Sie gefälligst beachten, dass die dünneren Platten nach Einlegen in Wasser transparent werden.

„Die beiden Proben rothen Farbestoffes sind die *parisa* der Guagiros, die ich in meinen Ethnographischen Mittheilungen aus Venezuela (Verh. 1886. S. 524) besprochen habe.

„Der Kamm (Fig. 8) gehört zu den ebendaselbst S. 526 von mir beschriebenen.

„Das Halsband (Fig. 9) besteht aus einer mir nicht bekannten Samenschale.

„Feuerzeug aus Bambus (Fig. 10) mit Ameisenzunder (S. 535 der citirten Abhandlung)." —

Der Vorsitzende spricht Hrn. Ernst den freundlichsten Dank der Gesellschaft aus.

(8) Hr. Virchow zeigt ein Stück

Knochenbreccie aus einer asturischen Höhle.

Hr. Prof. Th. Flathe in Meissen hat mir unter dem 6. d. M. ein grösseres Stück einer Knochenbreccie übersandt, das er während seines diesjährigen Sommeraufenthaltes in Asturien aus einer dortigen Höhle erhalten hat. Da er darin ein Anzeichen prähistorischer Bewohnung vermuthet, so hat er das Stück zur Prüfung hierher gesendet.

In der That hat dasselbe viel Aehnlichkeit mit den Knochenbreccien anderer prähistorischer Höhlen, an denen Nordspanien reich ist. Wir besitzen derartige aus der Cueva de Dima in Biscaya durch die Güte des Hrn. F. Jagor (Verh. 1873. S. 61), welche noch einen besonderen Werth dadurch erlangt haben, dass der ältere Lartet die darin befindlichen Thierreste bestimmt hat. Es wurden keine Reste des Renthieres gefunden, wohl aber solche des Edelhirsches, des Steinbockes, des Pferdes, des Bibers u. s. w. Ueber einige andere baskische Höhlen mit prähistorischem Inhalt vergleiche man Cartailhac (Ages préhist. de l'Espagne et du Portugal. Paris 1886. p. 38).

Das vorliegende Stück enthält in einer sehr harten, schwärzlichgrauen Grundmasse zahlreiche Knochen- und Gesteinsfragmente eingebacken. Die ersteren sind sichtlich schon in zertrümmertem Zustande in die Breccie gekommen, denn man bemerkt an den vorwiegend kurzen Bruchstücken deutlich gekrümmte Sprungflächen von schmutzig grauer Färbung, während alle frischen Bruchflächen weiss aussehen. Allem Anschein nach handelt es sich vorzugsweise um Bruchstücke von langen Röhrenknochen und Rippen, doch fehlen auch kleine Knochen nicht. Irgend ein Stück aufzufinden, das bestimmt dem Menschen angehört, ist mir nicht gelungen; gerade die grösseren Röhrenknochen scheinen vorzugsweise einer Hirschart anzugehören. Ebenso wenig habe ich einen weiter bearbeiteten Knochen gesehen. dagegen zeigen nicht wenige der Bruchstücke theils longitudinelle, theils quer- und schräggerichtete, gekrümmte Bruchflächen, wie sie beim Zerschlagen von Knochen zu Stande kommen.

Auch die eingesprengten Steine, unter denen grünlichgrauer Quarzit hervortritt, haben scharfkantige Bruchflächen, welche sehr an künstliches Zerschlagen erinnern. Indess fehlen auch hier physiognomische Stücke.

Endlich sieht man in der Grundmasse noch eine Reihe schwarzer oder bräunlicher Einlagerungen, welche zweifellos Kohlenstücke sind. Einzelne sind durch Infiltration von aussen her fest geworden; andere dagegen sind noch so mürbe, dass sie beim Andrücken eines spitzigen Instrumentes ein schwarzes, stark abfärbendes, in eine Reihe faserig aussehender Theilchen zerfallendes Pulver bilden, welches mikroskopisch scharfkantige, meist längliche, schmale, ganz schwarze, nur hier und da hellbraune Partikelchen zeigt. Manche der schwarzen Einlagerungen sind eckig, einzelne auch rund, wie von verbranntem Strauch.

Die eigentliche Grundmasse besitzt grosse Härte und es ist daher ohne Zertrümmerung nicht möglich, die Knochen u. s. f. auszulösen. An einzelnen Stellen ist die Masse ganz dicht und fast homogen, an anderen grobblasig. Nach der einen Seite des Stückes hin wird die Zusammensetzung gleichmässiger, die Farbe grau, die Einlagerungen spärlicher.

Dass die Höhle einstmals von Menschen besucht, vielleicht auch bewohnt wurde, ist daher anzunehmen. Auch spricht das ganze Aussehen der Breccie für ein hohes Alter. Indess wird es nöthig sein, erst weitere Untersuchungen abzuwarten, ehe ein chronologisches Urtheil gefällt wird.

(9) Der praktische Arzt Hr. Schumann berichtet in einem Briefe an Herrn Virchow aus Löcknitz bei Stettin vom 16. Mai über

alte Gräber und Burgwälle in Vorpommern.

Die Gräber der neolithischen Periode finden sich bei uns theils in grossen megalithischen Steinbetten, theils auch als freie Skeletgräber ohne Steinbetten (z. B. Schöningsburg i. P.). Ein derartiges Grab wurde vor einiger Zeit in der Nähe von Brüssow (Kr. Prenzlau) gefunden. Neben zwei Skeletten fanden sich dort Gefässe mit sehr schönen, eingestochenen, neolithischen Ornamenten. Die Skelette waren, wie gewöhnlich, von den Arbeitern zertrümmert und konnte ich nur Bruchstücke des Schädels retten, auch die Gefässe sind erhalten. —

Es ist mir gelungen, den ersten vorslavischen Burgwall in Pommern zu entdecken. Derselbe, im Volksmunde mit „Burgwall“ bezeichnet, ist rings fast vollständig von Wasser umgeben und bildet ein grosses Gräberfeld. Es sind auf demselben bis jetzt 15 Hügel mit Steinkisten und Bronzebeigaben constatirt. Zwischen diesen Hügeln liegt eine grosse Menge von Flachgräbern in Steinsatz, nach Art der Urnenfriedhöfe. Bau und Inhalt der Gräber schliessen sich eng an die Lausitzer, z. B. an die von Haaso, Chöne, Starzeddel (Jentsch, Gymn.-Progr.), an. Ich bin seit vorigem Jahre damit beschäftigt, das Feld systematisch zu durchgraben und habe bis jetzt 15 Gräber dieser Art geöffnet. Die aus denselben gewonnenen Gefässe sind zum Theil sehr schön und zeigen exquisit Lausitzer Typus, dessen Vorkommen Sie ja längst für Pommern (Zarnekow, Verh. d. Berl. Ges. 1874. 14. März) nachgewiesen haben.

Diese Flachgräber haben starken Steinsatz, Deckel mit übergreifendem Rand und concentrischen Kreisen auf der Oberfläche, in der Form ähnlich, wie bei Behla. Urnenfriedhöfe Taf. II. Nr. 13; ich glaube, diese Form kommt auch in Posen vor. Ferner schüsselförmige Näpfe als Deckel mit 1—4fach facettirtem Innenrand, der Form nach, wie bei Undset, Erstes Auftreten d. Eisens XXI. Fig. 21. In Bezug auf die Facetten der Innenseite gleichen sie denen auf Taf. XVIII. Fig. 4. Ferner Teller mit erhabenen concentrischen Kreisen auf der Innenseite des Bodens.

Der Boden der Gefässe, von denen sich oft mehrere zwischen dem Steinsatz vorfinden, ist nach innen gewölbt. Auf der Oberfläche des Burgwalls fanden sich spärliche Reste von slavischen Scherben mit Wellenlinien. Dieses Gräberfeld scheint die älteste Form der Urnenfriedhöfe in Pommern zu repräsentiren. Beigaben sind sehr selten, denn ich habe an Metall noch keine erhalten. Ich habe über jedes Grab genaue Protokolle aufgenommen. —

Ein ferneres Gräberfeld befindet sich bei Löcknitz auf märkischem Gebiet. Auch dieses grabe ich systematisch seit 1886 durch. Dasselbe ist wesentlich jünger. Es gleicht dem von Radekow (Günther's Phot. Album Section III. Taf. 18). Es finden sich zahlreiche Beigaben aus Eisen und Bronze, z. B. Schwanenhalsnadeln von Eisen mit Bronzeknopf, Gürtelhaken von Eisen, Messer, Knochenkamm mit Eisennieten, aber noch keine Waffen und Fibeln. Im Allgemeinen steht es dem Gräberfeld von Bienenwalde in Brandenburg (Undset S. 200) nahe, ebenso wie dem von Sülldorf in Schleswig-Holstein (vgl. Mestorf, Urnenfriedhöfe S. 56). Aus diesem Gräberfelde habe ich etwa 30 Gräber untersucht.

(10) Hr. Virchow spricht, unter Vorlegung verschiedener Schädel, über das

Os Incae und verwandte Bildungen.

Hr. Schumann hatte in seiner Mittheilung über die Steinkistengräber bei Blumberg an der Randow (Verh. S. 264) auch eines, in einem solchen Grabe gefundenen Schädels gedacht, an welchem ein Schaltknochen des Hinterhauptes entwickelt ist. Er hat mir diesen, allerdings sehr defekten Schädel zugesendet mit der Anfrage, ob sich an demselben ein Os Incae befinde. Ich bemerke, ehe ich diese Frage beantworte, dass es fraglich ist, ob es sich dort um neolithische oder um Gräber der Bronzezeit handelt; charakteristische Beigaben sind nicht zu Tage gekommen.

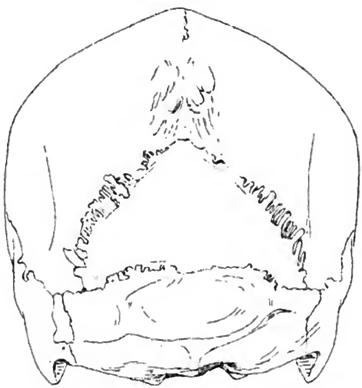
Die Gesichtspunkte für die Beurtheilung des Os Incae und seiner verwandten Bildungen am Hinterhaupt habe ich in meiner Abhandlung „Ueber einige Merkmale niederer Menschenrassen am Schädel." Berlin 1875. S. 71 angegeben. Nur das eigentliche Os Incae s. epactale verdankt seine Entstehung der Persistenz der Sutura transversa occipitis, einer Naht, die in der gewöhnlichen Entwickelung schon lange vor dem Schlusse des Fötallebens geschlossen wird, und deren Offenbleiben demnach eine weit in das Intrauterinleben zurückreichende Hemmung anzeigt. Diese Naht hat einen ganz bestimmten Platz und muss daher von anderen Quernähten der Hinterhauptsschuppe streng geschieden werden. Wie ich früher nachgewiesen habe, „trifft das äussere Ende (der wahren Sutura transversa) jedesmal auf die Stelle, wo der hintere untere Winkel des Seitenwandbeins und der hintere obere Winkel des Warzentheils vom Schläfenbein mit den äusseren Winkeln der beiden Abschnitte der Hinterhauptsschuppe zusammenstossen, also auf die Stelle der seitlichen hinteren Fontanelle (Fonticulus Casserii). Die Quernaht erscheint als eine directe Verlängerung der Schuppennaht des Schläfenbeins, und sie bildet in dieser Verlängerung fast ein Kreuz mit der Lambdanaht." Das ist gerade an Peruanerschädeln sehr gut zu sehen, nur giebt es sowohl an ihnen, als an anderen Schädeln mit persistenter Quernaht eine besondere Varietät, indem nehmlich die Lambdanaht in ihrem untersten Abschnitte, kurz über dem Kreuzungspunkt, sich mehr querstellt und mit der Quernaht eine fortlaufende Linie bildet, gegen welche der obere längere Theil der Lambdanaht fast unter einen rechten Winkel, und zwar ein gutes Stück nach innen von dem eigentlichen Kreuzungspunkte, sich ansetzt. Oder, anders ausgedrückt: die Kreuzung wird gleichsam in zwei Hälften, eine vordere und eine hintere, zerlegt und beide rücken ein Stück auseinander. Das

Figur 1.



Beständige ist demnach, dass die Sutura squamosa sich über die Seitenfontanelle hinweg direkt in die Quernaht fortsetzt, gleichviel ob der Ansatz der Lambdanaht dadurch verschoben wird oder nicht. Dies zeigen die auf Taf. IV meiner Abhandlung abgebildeten Schädel, unter denen sich 3 peruanische befinden, sehr gut. Ich habe aber von dem Hinterhaupt eines nordamerikanischen Ponka-Indianers noch eine besondere Zeichnung der Nähte mit auseinandergelegten Seitentheilen anfertigen lassen (Fig. 1), um zu zeigen, wie zweifelhaft es ist, welcher von beiden Nähten, der Lambdanaht oder der Quernaht, man die, beiden gemeinschaftliche Strecke kurz vor dem Beginn der Schuppennaht zurechnen soll. Der in der vollen Hinteransicht (geometrisch) gezeichnete Schädel eines Peruaners von Pachacamac (Fig. 2) lässt den rechtwinkligen Ansatz der Lambdanaht ganz deutlich erkennen. Er ist zugleich interessant dadurch, dass in der Mitte der Quernaht die Verwachsung begonnen hat.

Figur 2.



Ganz verschieden ist der Schädel aus dem Steinkistengrabe von Blumberg (Fig. 3). Hier zeigt der besondere Knochen nach unten eine eben solche, nur ganz schwach abgerundete Spitze, wie der Lambdawinkel nach oben. Er ist daher nach unten überhaupt durch keine Quernaht begrenzt, sondern durch zwei, unter spitzem Winkel auf einander stossende, nebenbei stark gezackte Nähte, welche sich jederseits an einen Schenkel der Lambdanaht, und zwar über deren Mitte, inseriren. Auf der rechten Seite liegt dicht unterhalb der Insertionsstelle ein grösserer Worm'scher Knochen in der Lambdanaht, der sowohl gegen das Parietale; als gegen die Squama occipitalis einspringt und durch 2 Längsspalten in 3 Abschnitte getrennt wird. Diese neue Abweichung gehört an sich nicht zu der in Frage stehenden Anomalie, obwohl sie causal damit zusammenhängen dürfte. Der grosse,

Figur 3.

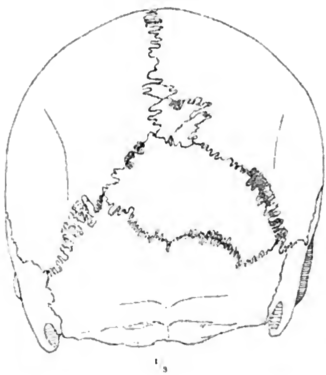


60 *mm* breite und 55 *mm* hohe Specialknochen entspricht genau dem als **Os quadratum** (hinterer Fontanellknochen) bezeichneten Gebilde (a. a. O. S. 76. Taf. V. Fig. 4).

Diese Form ist nicht bloss der Gestalt nach zu trennen von dem **Os triquetrum s. apicis** (a. a. O. S. 77. Taf. V. Fig. 3), bei welchem freilich auch eine Quernaht (Sut. transversa mendosa) vorhanden ist, aber die seitlichen Insertionen derselben hoch oben an die Schenkel der Lambdanaht erfolgen, sondern sie ist auch genetisch anders aufzufassen, — ein Unterschied, der hier nicht weiter verfolgt werden soll.

Dagegen möchte ich einen anderen Schädel vorlegen, der zur Anschauung bringen soll, wie sonderbare Combinationen in der Zusammenfügung der ursprünglich getrennten Stücke am Hinterhaupt zu Stande kommen. Es ist einer der Schädel, welche ich von meiner Reise nach Aegypten, und zwar aus dem grossen Gräberfelde am Fusse der Pyramide von Hawara im Fayum, mitgebracht habe (Fig. 4). Hier findet sich ein grosser, durch eine schiefe Naht nach unten begrenzter Knochen, der übrigens viel von einem Os Incae an sich hat. Aber bei genauer Betrachtung sieht man, dass die Naht nur auf der rechten Seite an das fonticuläre Kreuz, links dagegen über der Mitte des Lambdaschenkels sich inserirt, und dass sie, dem entsprechend, nur bis zur Mitte der rechten Hälfte mehr horizontal verläuft, dann aber in einem nach oben convexen Bogen ansteigt, darauf gegen die Mitte zunächst wieder sinkt, um zuletzt ganz steil zur Insertion aufzusteigen. Sie ist also in ihrer rechten Hälfte eine wirkliche Sutura transversa, in ihrer linken dagegen nur die Sut. intrasquamosa eines Os quadratum. Die gleichzeitig vorhandenen interparietalen Nahtknochen der Sagittalis mögen nur beiläufig erwähnt sein. —

Figur 4.



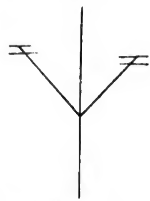
In Bezug auf den Schädel von Blumberg will ich noch kurz bemerken, dass die unteren Theile (Gesicht und Basis) mit der linken Schläfenschuppe und einem Stück der Hinterhauptsschuppe grösstentheils fehlen und dass überdies die ganze linke Seite zersplittert ist. Die Form ist ganz **weiblich**: keine ausgesprochenen Stirnwülste, die Stirn gerade und niedrig, die Höcker von kindlichem Aussehen, flach gewölbt, der hintere Theil der Stirn schnell umbiegend, lange Scheitelcurve mit langsamem hinterem Abfall. Hinterhaupt vorstehend, so dass das Os quadratum ganz schräg gestellt ist. Der untere Theil der Coronaria (rechts) synostotisch, zugleich leichte Stenokrotaphie mit schmaler Spitze der Ala sphen. Nasenansatz erhalten, kräftig, der Anfang des Rückens stark eingebogen. Grösste Länge 183, Breite in der rechten Hälfte 68 (somit $2 \times 68 = 136$), Ohrhöhe 112 *mm*. Also Längenbreitenindex 74,3, Ohrhöhenindex 61,2. Dies würde, vorausgesetzt, dass der so stark lädirte Schädel nicht noch posthum erhebliche Veränderungen der Durch-

messer erlitten hat, einen orthodolichocephalen Typus anzeigen, somit einen Typus, der sich mit der Voraussetzung einer neolithischen Abkunft vertragen würde.

(11) Herr W. von Schulenburg übersendet aus Brannenburg in Bayern, 20. October, folgende Mittheilungen:

1) Alter Wetterzeiger.

Auf einer Alm in Oberbayern fand ich einen Wetterzeiger alten Herkommens, der indessen nicht bloss auf den Almen bekannt ist. Almerin und „Schweizer" oder Senn nennen ihn Barometer. Zu demselben schneidet man, als weiches Holz, von einer jungen dürren Fichte[1]) (Feichtentaxenbüschel), Pinus Abies L., den Gipfeltrieb mit zwei Seitentrieben, etwa eine Handlänge unterhalb der beiden letzteren, aus. Nachdem man dann an der Aussenwand einer Almhütte[2]) zwei kleine Flächen glatt geschnitten hat, so weit von einander, als die Enden der beiden Seitentriebe von einander abstehen, befestigt man das Ganze mit dem Stück unterhalb der Seitentriebe an der Hauswand, so zwar, dass die drei Triebe frei beweglich sind und die Spitzen der beiden Seitentriebe vor den geglätteten Stellen sich befinden. Nun beobachtet man, wie weit bei Regenwetter der eine Seitentrieb (oder auch beide) sich niederbeugt und vermerkt die Senkung durch einen wagerechten Strich, ebenso wie weit er bei Sonne sich wieder hebt. Darnach sieht man. „Den Tag zuvor zeigt's an. Auf schön Wetter steigt's, bei schlecht Wetter geht's nunter. Darauf kann man sich verlassen. Anderthalb bis zwei Monat gehen sie ganz gut, dann kann man sich wieder andre suchen."



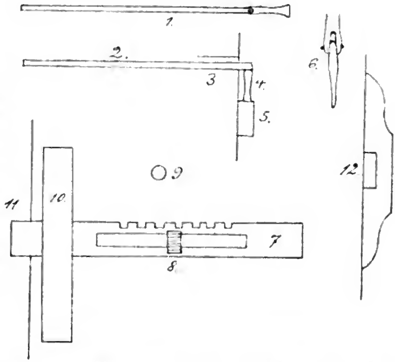
2) Almenschlösser.

Ebenfalls an Almenhütten findet man noch Holzschlösser sehr einfacher und gewiss sehr alter Art. Ein solches Schloss besteht aus einem länglich viereckigen Holzriegel, der, an den Seiten geschlossen, in seiner mittleren Länge einen Schlitz hat, während die obere Kante rechteckig über dem Schlitz ausgezackt ist. An der inneren Hauswand wird er, nach beiden Seiten verschiebbar, durch einen Holzpflock mit vorstehendem Kopfe festgehalten und durch die Oeffnung des Schliesshakens vor die Thüre geschoben. In die Einschnitte zwischen den Zacken passt ein eiserner Schlüssel. Derselbe besteht aus einem mehr als fusslangen Stiel, mit dessen einem Ende ein kürzeres Stück, der Bart, nach unten und oben beweglich, verbunden ist. Seitwärts neben der Thür führt von aussen ein Loch durch die Balken der Wand, das Schlüsselloch. Genau darunter, so tief wie der Bart lang ist, wird der ausgezackte Schlossriegel angebracht. Will man aufschliessen, so steckt man den Schlüssel von aussen durch das Wandloch; hierbei legt er sich gerade. Ist er hindurch, so fällt der Bart nach unten in einen der Einschnitte des Schlossriegels. Durch eine einfache Drehung des Schlüsselstiels

1) Die Kiefer (Pinus sylvestris), in weiten Strichen Norddeutschlands Fichte genannt, heisst hier Förche.

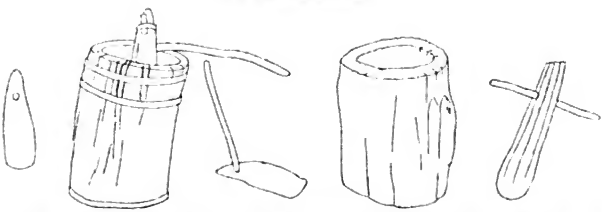
2) Blockhaus (aus Balken), gleich denen im Spreewald, wie man denn in Oberbayern noch alte Wohnhäuser ganz als Blockbau vorfindet.

1. der Schlüssel in gestreckter Lage. (Der Schlüssel beim Auf- und Zuschliessen.) 2. der Schlüsselgriff. 3. die Hauswand. 4. der Bart 5. der Schlossriegel. — 6. Befestigung des Bartes im Griff durch einen Stift. (Das Schloss.) 7. der Schlossriegel. 8. der Pflock. 9. das Schlüsselloch. 10. der Schliesshaken. 11. die Thür. — 12. Seitenansicht des Schliesshakens.



schiebt man den Schlossriegel von der Thür weg, zurück, und diese ist geöffnet; durch eine entgegengesetzte nach der Thür vor, und diese ist geschlossen. Die bedeutende Länge des Schlüsselstiels wird bedingt durch die Stärke der Hauswand.

3) Kornstampfen.



Die Zeichnungen zeigen zwei alte Kornstampfen aus Seedorf und Mödlich im Kreise Westpriegnitz und die dazu gehörigen Keulen. Ueber den Gebrauch vergl. meine Angaben in den Mitth. d. Anthr. Ges. in Wien, Bd. XVII, der neuen Folge VII. Bd. S. 54. Die Stampfen selbst, von denen eine im Märkischen Museum zu Berlin sich befindet, sind aus Baumklötzen hergestellt. Die „Keulen“ zum Stampfen sind zweifach. Die eine hat zwei Griffe zum Niederstossen; mit der anderen hammerförmigen, deren am Stiel sitzende Holzkeule im Umriss gewissen grossen Steinwerkzeugen aus vorgeschichtlicher Zeit ähnelt, schlug und schlägt man in der Stampfe nieder. Von etwas anderer Form waren (und sind?) Kornstampfen in Ost- und Westpreussen.

(12) Hr. v. Schulenburg schickt aus Berlin, 14. November, folgenden Bericht über

Hexentanz und Sternschlucken in Oberbayern.

Bei dem Orte Brannenburg in Oberbayern erhebt sich inselartig aus der Ebene ein aus Kalkfels bestehender, mit Fichten und Tannen bestandener Berg, genannt die

Biber. Nach der Ueberlieferung zeigte sich darin die Frau mit schwarzem Schleier und das Bibermandl, beide den Kindern erscheinend, die Thaubeeren suchten. Ferner die drei Biberfräulein, auch Meerfräulein genannt. Sie setzten sich ackernden Bauern auf den Pflug, gingen in die Wachinger Mühle und melkten die Kühe aus. Vom Müller verjagt, sagten sie das der Mühle drohende Schicksal voraus. Sie sind also die in Bayern so bekannten drei Schwestern. An der Südseite der Biber erhebt sich die St. Magdalenenkirche, ihr gegenüber, durch ein Thal geschieden, auf dem Gross-Brannenburger Berge die St. Margarethenkirche; weiterhin nördlich von beiden, im Orte Brannenburg selbst, die St. Annenkirche, und weiter oberhalb dieser die Kapelle Schwarzlack (= Schwarzlache). Von der Magdalenenkapelle führt eine Stiege mit Steinstufen an dem mit stubenartigen Höhlungen versehenen steilen Felsen hernieder, — noch jetzt ein geheiligter Weg. Hier erschien öfter ein schwarzer Hund und gleichzeitig wurden Eierschalen zu Gold. Die Margarethenkapelle soll nach der Kirche im nahen Tegerndorf die älteste der Gegend und im Heidenthum ein Wartthurm gewesen sein. Wo, berühmt durch ein älteres Bild der Mutter Gottes, die Kapelle Schwarzlack steht, war früher Sumpf. Dort fand man vordem jenes Bild auf einem Baumstöckl. In die Kirche nach Brannenburg gebracht, kehrte es immer wieder auf die alte Stätte zurück. Dann baute man ebenda die wunderthätige Kirche. Auch das Holz herum, sagt man, ist gesegnet, die Bäume wachsen schneller, als sonstwo. Im Thal des Förchenbach, zwischen St. Magdalenen und Margarethen, liegt die Wachinger Mühle. Den Bach schwamm einst eine Melksichte (Holzgefäss zum Melken) herab, die oben auf dem Wendelstein in ein unergründliches Wetterloch, das der Donner geschlagen, gefallen und so, wie man meint, innen durch den Berg heruntergekommen wäre. Weiter oben am Bach, sich an das linke Ufer vorschiebend, ist die Teufelsmauer, eine mauerartige Kalkfelsenwand. Der Teufel baute sie, um den Bach abzusperren, den Menschen zum Aergerniss. Anderthalb Stunden oberhalb kommt man zum Gasthaus Tatzelwurm, wo an den grossartigen Wasserfällen und ihren Gumpen der von Scheffel besungene Wurm hauste.

Zweihundert Schritt von der Wachingermühle (im Thale des Förchenbachs), an der Ableite des Gross-Brannenburger Berges, befindet sich ein berühmter Hexentanz. Hexentanz heissen auch hier gewisse, wissenschaftlich bekannte Bodenerscheinungen, die aus kreis- oder bogenförmigen, mehr oder minder blossliegenden erdigen Streifen an grasigen Leiten oder auf Bergwiesen bestehen. Der erwähnte besteht aus einem mehr als 2—3 Fuss breiten, bis auf ein Viertel geschlossenen, kreisrunden, fast gras-, aber nicht ganz pflanzenfreien Ringstreifen von 35 Schritt Durchmesser und ist weithin sichtbar, da die braune freiliegende Erde des Ringes sich scharf vom Rasen der Leite abzeichnet. Derselbe soll seit Menschengedenken bestehen, dürfte also immerhin ein Alter von 35—40 Jahren oder mehr haben. Früher glaubte man, die Hexen tanzten darauf. Jetzt weiss fast Niemand eine Erklärung, nur folgende drei waren vereinzelt noch im Volke zu finden:

1) Die Hasen träten, in der Paarungszeit sich jagend, solche Kreise aus.

2) Als einst die Gasselbuben vor den Fenstern Verlobung hatten (fensterlten), gedachte sie der Teufel in seine Gewalt zu bringen und suchte beim Herrgott die Erlaubniss nach. Ihm wurde gesagt, wann's Laub von den Bäumen wäre, könnte er sie kriegen. Aber auf den Eichen war auch im Winter noch Laub. Da kletterte der Teufel auf „den“ Eichbaum und hat ins Laub gebissen, denn er wollte es mit den Zähnen herunterreissen. Darum ist das Eichenlaub so ausgezackt. Die Gasselbuben aber tanzten unten herum und davon sind die Kreise um die Eichen.

3) Die „Wiederhitze“ soll die Ursache sein. Diese, wird angenommen, kommt von einem Baum, der die Hitze zu Boden wirft (zurückstrahlt). Als solche Bäume gelten Eiche (unterschieden in Kohl- und Haseleiche) und Buche. Weil ihre Blätter die Hitze nicht aufnähmen, brenne diese das Gras im Kreise nieder, soweit der Baum Schatten werfe. Deshalb taugen Eichen nicht am Acker, weil sie ihn ausbrennen. Im Herbste wachsen die Kreise wieder zu. In regnerischen Jahren erscheinen sie wenig. — So die Volksmeinung. Mir wurden Ende October dieses Jahres zwei Stellen gezeigt, wo im Sommer (nach dem Zeugniss verschiedener Leute) unter je einer Eiche ein ausgebrannter Grasring vom Umfange des Baumes gewesen sein sollte. Dass sie bereits verschwunden, wurde der sehr regnerischen Witterung dieses Jahres zugeschrieben. An der einen Stätte schienen Spuren von grasarmen Stellen sichtbar zu sein. Diese Ringe würden also in ihrer äusseren Erscheinung, ganz abgesehen von jener Volkserklärung, zu unterscheiden sein von dem Hexentanz an der Wachingermühle und den ihm gleichen. Panzer (Bayerische Sagen, II. 76) berichtet: „Im Donauthal bei Regensburg findet man oft auf wiesen und leiten ringförmige stellen, wo der graswuchs höher, dichter und dunkelgrüner steht, das volk schreibt sie den nächtlichen hexentänzen zu und nennt sie hexenringe.“

Ein solcher dunkler grüner, üppigerer Grasstreifen, wie ihn auch die Naturforscher bei Beschreibung der Hexenringe (in Verbindung mit gewissen chemischen Vorgängen im Erdboden) stets hervorheben, war am Hexentanz bei der Wachingermühle nicht sichtbar, ebensowenig an einem anderen, nur aus zwei Bogenstücken bestehenden Hexentanze, der in der Nähe bei Milbing an einer Leite auffällt. Pilze bemerkte ich im Ringe trotz der andauernd regnerischen Witterung nur einige Male ganz vereinzelt. Wissenschaftlich werden die Hexentänze erklärt aus dem „allseitig gleichmässig centrifugalen Wachsthum des Mycels (Pilzmuttergewebes), welches sich aus einer keimenden Pilzspore einmal entwickelte (vergl. Sorauer, Handbuch der Pflanzenkrankheiten. Berlin 1886. II. 270; Leunis-Frank, Synopsis der Pflanzenkunde. Hannover 1886. III. S. 291), während chemische Untersuchungen nachweisen, dass der Ring der Pilzwucherung den „organischen Stickstoff des Bodens“ der Grasnarbe entzieht.

Auf dem erwähnten grossen Hexentanz, wo er in seinem Ringe grasfrei war, fand ich, wie vielfach sonst an feuchten, grasfreien Stellen der Berghänge und dortigen Fahrwege, während des ganzen Jahres, von Mitte Mai an bis in die zweite Hälfte des October, wo andauernd trockenes Wetter herrschte, eine mir unbekannte (algenartige) Gallertmasse, die auch hier im Volke noch als „Sternschlucken“ gilt, wie ich sie früher in Schlesien Sternschnuppen (eine volksthümliche Bezeichnung, gegen die schon Humboldt im Kosmos Einspruch erhebt) nennen hörte. In Oberbayern sagt man: „Ein Stern hat sich geputzt“ oder „reisst ab“. Vereinzelt wurde die Masse als Auswurf der Erde und des Holzes, auch als Auswurf der Frösche bezeichnet (in Hinsicht auf ihren schleimigen Laich). Nach gütiger Bestimmung des Hrn. Dr. Wieler von der landwirthschaftlichen Hochschule zu Berlin ist es im vorliegenden Falle: Nostoc Vauch spec., für den sich bei Leunis-Frank (S. 219, 220) die deutschen Namen: Schleimling, Zitteralge, Zittertang finden, denen aber die volksthümlich altberechtigten Namen: Sternschlucke, Sternschnuppe zuzufügen wären.

(13) In einem Briefe aus Luckau, 16. November, meldet Hr. Behla:

„In den 1887 im Verlage von Rud. Petrenz erschienenen „Sagen der Graf-

schaft Ruppin" von K. E. Haase fand ich ausser den von mir genannten Rundwällen erwähnt den

Burgwall bei Teschendorf, Kr. Ruppin.

Derselbe ist an der Berlin-Strelitzer Chausse zwischen Löwenberg und Teschendorf gelegen, etwa 1 *km* von letzterem Ort entfernt; er ist jetzt geebnet. Vor ungefähr 70 Jahren waren darauf noch Mauerreste befindlich. Haase (in obiger Schrift S. 69—72) erwähnt daran sich knüpfende Sagen von der weissen Dame, von einem Schatz, dem Schlangenkönig und Wirbelwind.

In Bezug auf den Räuberberg bei Krenzlin (meine Rundwälle S. 129) bemerkt Haase des Weiteren, dass diese Anhöhe (früher Hünenwall genannt) zwischen Bechlin und Krenzlin, aber auf bechlinschem Grund und Boden sich befindet. Von ihm geht die Sage, dass darauf ein Raubschloss gestanden haben soll (vgl. Haase in obiger Schrift S. 75).

Von dem Wildberger Burgwall (meine Rundwälle S. 129) erzählt Haase Sagen von der verwünschten Princess und den weissen Bullen. Bronzene und namentlich eiserne Waffen und Geräthe hat man dort oft gefunden, zumal als die Brücke daselbst an der Chaussee massiv gebaut wurde. Besonders erzählen die Umwohner von Hufeisen, welche anders geformt und grösser waren, als sie jetzt bei den Pferden gebraucht werden, und fügen die Bemerkung hinzu, man habe die Eisen den Pferden verkehrt untergeschlagen, um die Verfolger zu täuschen (vgl. Haase S. 76—77).

Ueber die genauere Lage der Räuberkule bei Neu-Ruppin theilt Haase mit, dass sich im Park zu Genzrode, rechts vom Wege, der von Neu-Ruppin kommt, noch eine Vertiefung befindet (vgl. in obiger Schrift S. 21). Dazu eine Sage von einem gestohlenen Mädchen.

(14) Hr. H. Handelmann übersendet folgendes Schreiben aus Kiel, 24. October:

Die Zeitungen haben seiner Zeit einen Baumsargfund gemeldet, welcher im August d. J. aus einem Kegelgrab auf Nübel-Feld (Kirchspiel Jordkirch, Kreis Apenrade) erhoben und für das beabsichtigte Kreismuseum in Apenrade erworben wurde. Hr. Oberstabsarzt Dr. Meisner in Rendsburg, welcher auf einer Erholungsreise dahin kam, berichtete am 10. October über den

Baumsarg-Menschen des Bronzealters in Nübel.

Das Skelet ist zur Zeit ganz auseinandergenommen. Ich konnte nur die einzelnen Knochen messen, soweit sie messbar und nicht zerfallen waren. Sämmtliche Maasse sind am festen Maassstab in der Projection genommen.

Schädelmaasse.

Länge von der Glabella bis zum vorspringendsten Theile des Occiput	170 *cm*
Breite, grösste, ober- und hinterhalb der Ohröffnungen	138 „
„ von Ohr- zu Ohröffnung, von der Basis aus gesehen	110 „
Höhe vom Ohrloch bis zum Scheitel	100 „

Körpermaasse.

Schlüsselbein	13,5 *cm*
Oberarmbein	33 „
Elle	28,5 „
Oberschenkelbein	52 „
Schienbein	41 „

Der Gesichtsschädel war defekt, doch beide Kiefer mit sämmtlichen Zähnen erhalten. Der Unterkiefer hatte in den Winkeln eine Spannweite von 11,5 *cm* und ging nach vorn ziemlich schmal zu, wie man dies vielfach bei Engländern sieht.

Facit: Recht grosser Mensch mit kleinem dolichocephalem und chamaecephalem Schädel, schmalem und länglichem Gesicht, d. i. Friesentypus.

(15) Hr. H. Handelmann übermittelt unter dem 15. November folgende Bemerkungen des Lehrers Siebke in Bargteheide vom 14. November über die

Hochäcker bei Tarbek im Kreise Segeberg[1]).

I. Name und Grenze der Hochäcker. Die durch sog. Balken getrennten Stücke, über welche früher berichtet ist, werden in der „Beschreibung der aus den Tarbeker Pachtstücks-Ländereien gemachten Parcelen" (Flensburg, Serringhausensche Buchdruckerei 1777) „Up de Barg" genannt. Dieses Land wird im Osten durch die Ländereien „Mühlenkamp", im Süden durch die Lübecker Landstrasse, im Westen durch das Ackerland „Breden-Ende" und im Norden durch die Schmalenseeer Scheide, sowie durch die zur Halbhufe Hohlenhorst gehörigen Ländereien begrenzt.

II. Die Güte des Bodens. In dem genannten alten Schriftstück von 1777 ist „Up de Barg" als Heideland aufgeführt, und noch vor 60 Jahren war diese Fläche mit hohem Brahm und hoher Heide bewachsen. 1830—1840 sind die ersten, 1853—1856 die letzten Stücke urbar gemacht. Das Land war in den ersten Jahren nach der Urbarmachung so fruchtbar, dass man auf demselben mit sehr gutem Erfolge Raps baute. Bei Schätzung des Reinertrages ist $^1/_3$ in die 4., $^1/_3$ in die 5. und $^1/_3$ in die 7. Bodenklasse gesetzt. Mit dem Lande der 7. Klasse sind die sandigen Stellen an den Bergen gemeint.

III. Ergänzung zu Verh. 1882 S. 503. Als das Land urbar gemacht wurde, stiess man bei dem Pflügen auf viele Granitblöcke, die man später als Fundament- und Brunnensteine benutzte. Bei Bearbeitung des Bodens muss jetzt, weil die Bergkoppeln von Norden nach Süden gehen, die grösste Steilheit des hügeligen Terrains überwunden werden. Bei den alten Stücken war dies nicht der Fall, weil dieselben in der Richtung Südwest nach Nordost lagen und sich schräge an den Bergen entlang zogen. Ein Rest von einem Balken, der früher Stücke getrennt hat, liegt auf der Nordseite am Fusse des Grimmelsberges. Das Ueberbleibsel ist 6—7 Fuss breit und 130 Fuss lang.

Die Steinhaufen, welche auf den Balken lagen und abgesammelte Steine enthielten, waren fast alle mit einer Handbreit dicken Erdschicht bedeckt und mit Moos bewachsen. Einige Haufen enthielten 5 Fuder Steine.

IV. Die anliegenden Länder von „Up de Barg". In Bezug auf die Ländereien, welche die alten Stücke begrenzten, ist zu bemerken, dass das fruchtbare ebene Terrain „Mühlenkamp" in der Beschreibung von 1777 als Ackerland angeführt ist. Dasselbe hat nach Aussage alter Leute von jeher dem Ackerbau gedient. Die meisten Ländereien, welche zu der Halbhufe Hohlenhorst gehören, sind längst urbar gewesen. Was das anliegende Land der Schmalenseeer Feldmark betrifft, so ist nach Aussage alter Landwirthe anzunehmen, dass alles Land, was zwischen dem Wege nach der Hohlenhorst und der Tarbeker Scheide liegt, den Ländereien „Up de Barg" gleichzustellen ist. Auch auf der nördlichen Fläche

1) Verh. der Berl. anthrop. Gesellschaft 1880, S. 135—36 und 1882, S. 503.

des hügeligen Ackerlandes „Breden-Ende" fand man, als diese Fläche 1862—1863 urbar gemacht wurde, sowohl die durch Balken getrennten Stücke, als auch die grossen Felsblöcke vor.

V. Trappenkamp. Westlich und südwestlich von dem Dorfe Tarbek, ¼ Stunde von diesem Orte entfernt, liegt ein flaches Feld, das in der alten Beschreibung von 1777 den Namen „Trabbenkamp", jetzt „Trappenkamp" führt. Der grösste Theil dieses Feldes ist vor 1830 urbar gemacht. Bei dem Urbarmachen traf man durch Balken geschiedene Stücke, welche in der Richtung von Norden nach Süden lagen.

VI. Die Gönnebeker Heide. Auf der Ostseite der Gönnebeker Heide, die von der Königl. Regierung für militärische Zwecke gekauft ist, sieht man noch jetzt gegen 75 Stücke, welche durch Balken von einander getrennt sind. Die Stücke sind 47—200 Fuss, die Balken 5 Fuss breit. Stücke und Balken gehen von Norden nach Süden. Ihre Läge beträgt ungefähr 120 Ruthen.

VII. Unterschiede zwischen „Up de Barg" und den unter V und VI genannten Ländereien. „Up de Barg" ist hügelig und, abgesehen von den Sandflächen, fruchtbar. „Trappenkamp" und die Gönnebeker Heide sind eben und von geringer Qualität des Bodens. Die Stücke „Up de Barg" lagen von Südwest nach Nordost, die Stücke auf dem „Trappenkamp" und in der Gönnebeker Heide gingen und gehen von Norden nach Süden. Die Stücke „Up de Barg" waren nicht so breit, als die Stücke der in Punkt V und VI erwähnten Ländereien. Auf dem „Trappenkamp" und in der Gönnebeker Heide fehlen die grossen Granitblöcke und die Hünengräberreihen.

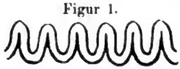
(16) Hr. Voss überreicht ein Manuskript des Hrn. A. H. Fassel in Teplitz über

ein Skeletgrab und eine alte Schanze bei Teplitz, Böhmen.

1) Ein Skeletgrab in Schönau bei Teplitz, im Juli 1888 aufgefunnden.

In Schönau bei der Gasanstalt wurde ein neuer Gasometer gebaut. Die Stelle liegt unmittelbar neben der Fabrik, 100 Schritte von der Strasse entfernt, an der zum Sandberg aufsteigenden Lehne. Bei der Aushebung des Grundes zum neuen Gasometer stiessen die Arbeiter in der Tiefe von 2,5 *m* auf ein Skeletgrab. Das Skelet hatte an beiden Armen schlingenförmige Kettenarmbänder aus Bronze (Fig. 1), welche stark mit Patina überzogen waren. Ausserdem wurden gefunden 2 Fibeln von Bronze, deren Bügel aus aneinandergereihten Kugeln gebildet ist. Leider konnte ich diese Objecte bloss zur Ansicht bekommen, aber nicht erwerben, da sie Herr Dr. Stradal, der Besitzer des Grundes, requirirte. Das Skelet wurde bei Seite geworfen und der halb versteinerte Schädel muthwilligerweise zerschlagen. Ich hoffe jedoch, wenn es mir die Zeit erlauben wird, das Skelet, welches von kolossaler Körperentwickelung ist, sammt dem Schädel zum grössten Theile wieder zusammenzustellen. Nach der Aussage der Arbeiter lag die Leiche in gekrümmter Stellung auf der Seite, mit dem Gesichte nach unten gekehrt. Unter dem Kopfe lag ein grosser Porphyrstein. Die Leiche war mit dem Kopfe nach Norden gerichtet. Das ganze aufgedeckte Terrain war mit schwarzer Erde aufgeschüttet, und zwar so, dass man das einzelne Grab von der neben angrenzenden Erde kaum unterscheiden konnte. Die Aufschüttungsschicht vertiefte sich in der Richtung von Nord nach Süd von 1 *m* bis zu 3 *m* Höhe je nach der Gestaltung der Berglehne. In dem aufgedeckten Complex, welcher eine Runde von 15 *m* Durchmesser bildete, lagen

Figur 1.



allerhand Steinblöcke, die nicht aus der Nähe stammten. So konnte ich unter anderem bemerken: Basalt, Schiefer, Sandstein, Granit, Porphyr, Kiesel, Jaspis, Gneiss u. a. Die Vermuthung liegt nahe, dass sich hier in der gegen Süden abfallenden Vertiefung, im stehengebliebenen Land, noch mehrere derartige Gräber befinden. Bei der mit Erlaubniss des dortigen Inspectors von mir selbst vorgenommenen weiteren Grabung an der Stelle, wo das Skelet lag, fand ich noch mehrere Bruchstücke des einen, von den Arbeitern zerrissenen Armbandes, eine längliche Walze von Bronze (Fig. 2) und mehrere verwitterte Menschenknochen. Reste von Thongefässen konnte ich nicht auffinden. Die Bronzen sind ganz identisch mit den vor mehreren Jahren auf dem $^1/_4$ Stunde von hier entfernten Hühnerberg gefundenen. Letztere, auf dem Besitz des Fürsten Clary gefunden, befinden sich in dessen Sammlung.

Figur 2.



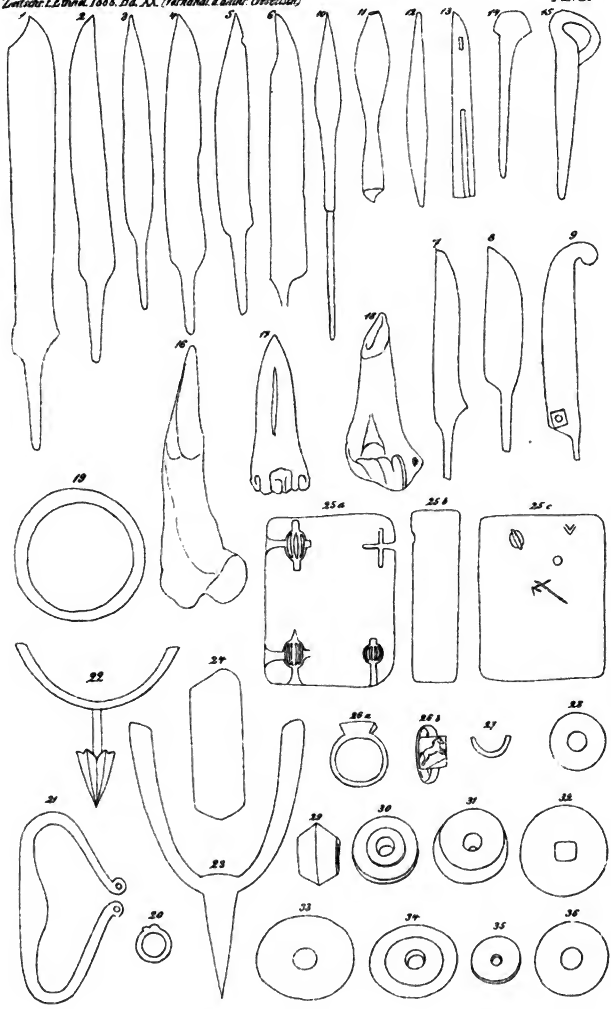
2) Ein Opferhügel bei Sobrusan mit angrenzendem Urnenfeld und in Verbindung mit der dort befindlichen „Schwedenschanze“.
(Hierzu Taf. IX—X[1].)

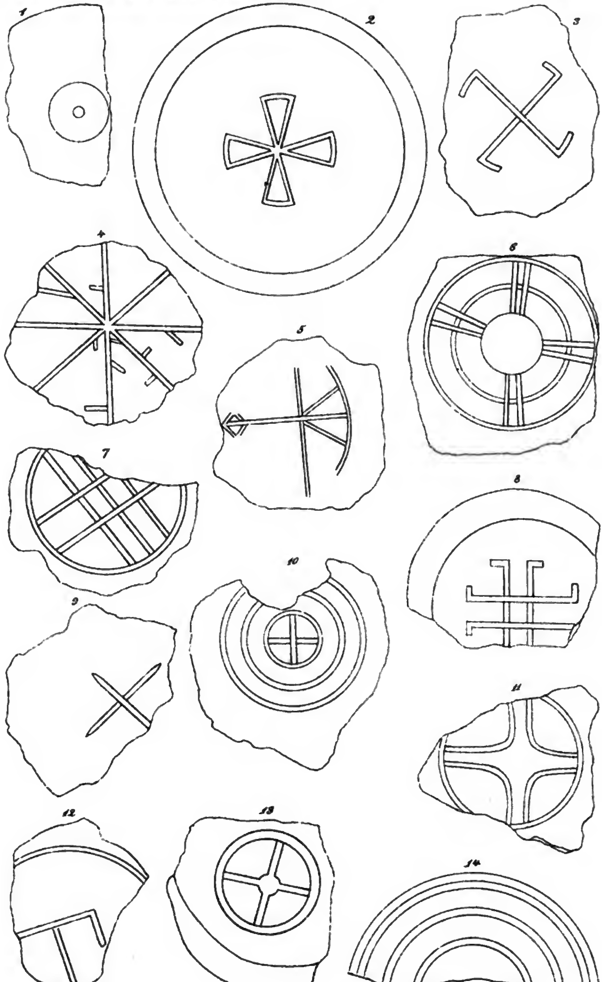
Sobrusan liegt $1^1/_2$ Stunde südwestlich von Teplitz entfernt im reizenden Bielathal. Bevor man an diese Ortschaft gelangt, und zwar in der Richtung nordöstlich 5 Minuten von Sobrusan, kommt man an der sogenannten „Schweden- oder Türkenschanze“ vorbei. Alle in dortiger Gegend vorkommenden Begräbnissstätten vorhistorischer Zeit sehen die Bewohner als schwedische und türkische Schlachtfelder an. Diese Schanze, ein Denkmal von wahrer Riesenarbeit, wurde, wie deutlich ersichtlich ist, durch Menschenhand aufgeführt und stammt aus einer viel älteren Zeit: sie kann mit Bestimmtheit den in der Nähe hinterlassenen heidnischen Denkmälern, den frühesten Höhenansiedelungen (Befestigungen), zugerechnet werden. Ich führe hier zum Vergleich die Teufelsmauer (Feuermauer) bei Liessnitz, den Radelstein bei Bilin und den Hradischt an. Alle zeigen auf ihren Höhen eine abgedachte Ebene, welche den damaligen Völkern als Zufluchtsort bei Feindesgefahr diente und wo dieselben in Friedenszeiten ihre religiösen Gebräuche und Opfermale verrichteten. Hier standen auch ihre Wohnungen (Estrichhütten).

Die Türkenschanze umfasst einen grossen Flächenraum. Der Kegel misst an Höhe 40 *m*, die darauf befindliche Hochfläche misst an 12 Strich und wird gegenwärtig als Eigenthum des Grafen Waldstein (Dux) als Feld bebaut. Das aufgeschichtete Material besteht aus vulkanischem Gestein, wie es der von da $^1/_2$ Stunde gelegene Schellenkner Berg, welcher reich an Pflanzenresten ist, zeigt. Die rothe Erde mit dem Erdbrandschiefer und verbrannten, ziegelähnlich zusammengeschmolzenen Blöcken ist der ganzen Umgebung gegen 2 Meilen im Umkreis eigen. Ausser diesem Material, welches die Hauptmasse der Schanze bildet, kommen noch folgende ganz fremde, aus weiterer Umgebung dahin gebrachte Gesteinsmassen vor: gebrochene Kalksteine, Basaltklumpen, Phonolithplatten von grauer Farbe mit Sanidin vom Teplitzer Schlossberg, mehrere Phorphyrarten, Quader- und harter Sandstein, Gebirgsgneis, Granit, Syenit u. a. mehr.

Bei einer Grabung auf der Hochfläche fand ich die Aufschüttung bis auf den Urboden 4, auf einer anderen Stelle 2 und in einer von den dortigen Bewohnern gemachten Grube sogar 8 *m* tief. Unter der Aufschüttung kam ich auf grosse

1) Sämmtliche Figuren sind in halber natürlicher Grösse dargestellt, nur Fig. 22 und 23 in $^1/_3$.




1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14

löcke, wie sie bereits oben erwähnt sind, verbranntem Ziegel ähnlich, die vom Schellenkner Berg her hier zur Verwendung kamen, es sei denn, was als wahrscheinlich anzunehmen ist, dass hier schon früher ein Kegel aus solchem Gestein bestanden habe und nur durch das aufgetragene Material erhöht wurde. Der ringsum aufgetragene Wall dürfte einen Durchmesser bis zu 10 *m* haben. Ich konnte dies deutlich bei einem dort angebauten Hause ersehen.

Auf der Oberfläche, wo man nur immer hineingräbt, kommt man unter der Ackerkrume auf schwarze, staubige Erde, mit Urnenscherben, Thierknochen, Asche und Holzkohle gemischt, und kann man beim Umpflügen jedesmal die genannten Reste in Massen auffinden und oft manches Gute sammeln.

Die Urnenfragmente sind mit Wellen-, Strich-, Punkt- und anderen Ornamenten verziert und stammen von Gefässen, welche meistens verkehrt glockenförmig, weit ausgebaucht und in allen Grössen, vom kleinsten bis zum kesselförmigen Kolossalgefäss, vertreten sind. Auch kommen Thonperlen bis zu Walnussgrösse vor. Ich besitze deren 34 Stück, welche ich dort selbst gefunden habe. Ferner fand ich auch Estrichklumpen mit von Holzstäbchen hinterlassenen Rinnen (Reste von Lehmhütten) und einige Bruchstücke sehr charakteristischer Lanzenspitzen von Eisen. Die Erde der Seitenböschung birgt mitunter bis 0,5 *m* hohe Aschenschichten von weisser, röthlicher und pechschwarzer Farbe, viele Urnenscherben, Knochen, Holzkohlen und verbrannte Strohreste. Wie ich mir von den Ortsbewohnern sagen liess, wurden auf der Oberfläche wiederholt Bronze- und Eisengegenstände ausgeackert und einige ganze Urnen gefunden; die letzteren wurden von den Arbeitern aus Unverstand zerschlagen. Unter den Thierresten sind hauptsächlich vertreten: Pferd, Rind, Schwein, Schaf, Ziege, Hund, Katze und einige kleinere Nagethiere.

Vor mehreren Jahren wurde auf der östlichen Seite der Schanze an den Niederungen der Böschung, in der Richtung vom Dorfe Wschechlab gegen Sobrusan zu, ein breiter Fahrweg hergestellt, welcher die Schanze streifte. Bei diesen Arbeiten fand man ein Menschengerippe und 9 ganze Urnen. Die Gefässe wurden von den Arbeitern ganz einfach für alte Töpfe gehalten und zerschlagen. Der dortige herrschaftliche Schaffer kam bei der Umpflügung der Schanze ebenfalls in den Besitz einiger Bronzen (darunter ein Schwert). Aus Unwissenheit gab er dieselben unter das alte Metall zum Verkauf.

Sehr bemerkenswerth ist, wie mir der dortige Gemeindesecretär Hr. Hermann mittheilt, dass man vor 2 Jahren westlich von der Schanze auf der angrenzenden Wiese beim Ziehen eines tiefen Wassergrabens auf ein Steinpflaster stiess. Vielleicht wird mir später nach weiteren Forschungen vergönnt sein, mehr über die Schanze zu berichten.

Ich gehe nun zu dem, von mir seit dem Jahre 1886 zur Abgrabung in Angriff genommenen, aber noch nicht ganz abgetragenen kleinen Opferhügel über. Derselbe grenzt südöstlich an die Schanze, durch einen Hohlweg von derselben getrennt. In seiner Nähe befindet sich das jetzige Sobrusaner Försterhaus. Meine Aufmerksamkeit wurde zuerst auf diese Oertlichkeit dadurch gelenkt, dass ich beim Vorübergehen auf dem Hügel ein Schachtloch mit ausgeworfenem Material bemerkte. Man hatte hier ohne Erfolg auf Kohle geteuft und die Oeffnung wieder zugeworfen. Da die Erde zur Ausfüllung nicht zureichte, liess man ein 3 *m* tiefes Loch offen liegen. In demselben konnte man die aufgetragenen Schichten erkennen, und nach weiteren Untersuchungen fand ich auf dem Hügel ringsumher ausgestossene Maulwurfshaufen, mit Gräbererde und Urnenresten vermischt. In Folge dessen beschloss ich hier planmässige Grabungen anzustellen. Ein Gesuch

an die dortige Gemeinde um Erlaubniss zur Abgrabung des Hügels, welcher sonst nur als Hutweide benutzt wird, wurde von der Gemeindevertretung auf das Entgegenkommendste bewilligt.

Der Hügel hatte einen Umfang von etwa 130 *m*; der höchste Punkt in der Mitte lag etwa 12 *m* hoch. Ich unternahm die Ausgrabung vom Mittelpunkte aus schneckenförmig der Niederung zu. Der Anfang war sehr leicht, weil ich das Material in das leere Schachtloch stürzen konnte und somit hinlänglich Platz gewann, um ringsum einen freien Raum zu schaffen. Ich konnte die Schichten bis auf den gewachsenen Boden gründlich verfolgen. Die aufgetragene Erde bot 3 verschiedene Altersschichten. Die oberste, mit fettem schwarzem Boden, 0,25 *m* hoch, barg viele Eisengeräthschaften und Knochen, seltener Gefässreste. Die Mittelschicht, sehr reich an Anticaglien, zumeist Knochenresten und Urnenstücken mit sehr verschiedenen zierlichen und einfachen Ornamenten. Das Material derselben bestand aus Geröll und Erdbrandschiefer: in dieser Schicht fanden sich viele Thonperlen und Steingeräthschaften, auf welche ich weiter unten zurückkommen werde. Die dritte, unterste Schicht enthielt als Material zumeist schwarze, pulverige Erde und Asche, mit Holzkohle und Strohtheilchen gemischt. Auch fand ich einige verkohlte Gerstenkörner. Die Stärke dieser Schicht war 1 — 1,5 *m*. Mitunter kamen handhohe Lagen vor, gestampftem rothem Ziegel ähnlich. Eine andere Lage enthielt eine schwefelgelbe fette Masse, stellenweise wie mit gelöschten Weisskalkbrocken gemischt.

Die Fundgegenstände in den drei Schichten sind folgende:

In der oberen Schicht kamen Gegenstände von Eisen vor: über hundert verschieden geformte Messer (Taf. IX. Fig. 1—9), welche alle im Gebrauch gewesen waren, einige sehr charakteristische Sporen, Lanzen (Taf. IX. Fig. 10—12), Gürtelschnallen, Hafteln und über 200 Stück andere Eisengeräthschaften. Ausserdem Thierknochen, Zähne und Gefässfragmente mit Strich-, Punkt-, Wellen-, Dreizack- und einem herzförmigen Kranzornament u. s. w.

In der Mittelschicht: 153 Bein-Instrumente, als Pfriemen (Taf. IX. Fig. 16—18), Nadeln, Dolche, Schnitzer, Schaber und andere bearbeitete Splitter. Ein Pfriemen, wie es scheint, mit einem geschnitzten Menschenkopf verziert, ferner ein bearbeiteter vierkantiger Röhrenknochen, fein polirt, vielleicht als Schlittschuh benutzt. Ein langes Beinrohr, an beiden Enden fein abgesägt und polirt: eine halbe runde Kugel, den jetzigen Billardkugeln ähnlich, mit Bohrloch im Centrum. Mehrere Geräthschaften aus Dachschiefer, unter ihnen breite, vierkantige und flache Meissel (Taf. IX. Fig. 24), roh behauen, mit ausgeschliffener Mulde, Wetzsteine (aus Sandstein) und mehrere Bruchstücke und Splitter von Steinwerkzeugen. Ferner die Bruchstücke einer zerschlagenen Kalksteintafel. Diese Bruchstücke haben eine rundwulstige Kante und zeigen verschiedene Eingravirungen. So auf einem Stück ein Zeichen, welches einer römischen VI ähnlich ist, ein zweites Stück wie ein lateinisches W, ein drittes Stück mit erhöhten staffelförmigen Kanten. Ausserdem eine Gussform (Taf. IX. Fig. 25, *a—c*) von Kalkstein im länglichen Viereck mit 4 eirunden gerippten Vertiefungen und eben so viel Gusslöchern, welche auf der Rückseite (*c*) ein verkehrt stehendes ∧ zeigt. Dieselbe dürfte zum Giessen von Glasperlen Verwendung gefunden haben. Sodann mehrere Bruchstücke von Handmühlen und Getreidequetschern, einen 15 *cm* langen, abgeglätteten Phonolith, in der Mitte eingezogen, vielleicht als Schlagwaffe benutzt. Ausserdem die Ecke einer weichen Sandsteinplatte, oben fein bearbeitet, mit zwei nebeneinander eingelassenen Längsfurchen; eine Basaltplatte mit zwei kugelrunden Löchern (als Form gebraucht?); eine schöne runde Perle aus Serpentin (Taf. IX.

Fig. 28) in Wallnussgrösse, fein polirt, — die einzige von dort aus Stein. Ferner viele Rollsteine, rund und ovalrund (glatt); sie dürften jedenfalls zum Glätten der Urnen verwendet worden sein, wie man solche noch heute zu gleichem Zweck in den Töpferwerkstätten antreffen kann; ferner viele Feuersteinsplitter (Messer), von Farbe weiss, grau und schwarz; mehrere Stückchen Carneol und Achat; mehrere Granitklumpen mit abgeschliffenen Flächen, ein halber Fingerreifen aus Bernstein (Taf. IX. Fig. 27), eine Streitaxt (Basalt) u. s. w.

Von Eisen: zwei schöne Sporen, der eine (Taf. IX. Fig. 23) mit langem, pfeilförmigem Stachel, der zweite (Taf. IX. Fig. 22) mit einem eichelartigen Knopf, letzterer mit vertieften Rinnen; ein pfriemenartiges Instrument (Taf. IX. Fig. 13) mit aufgenieteter Feder und rundem Bohrloch hinter der Schneide; 8 Stück kleine und grössere Klammern (Taf. IX. Fig. 21), viele Nägel (Taf. IX. Fig. 14 und 15) in verschiedenen plumpen Formen, mehrere Pfriemen (Taf. IX. Fig. 12), Lanzen, ein eiserner Fingerreif (Taf. IX. Fig. 20), rundwulstig, an den kleinen Finger passend, sodann ein Stück, in der Form einer Sichel ähnlich, vorne mit niedergebogenem Schlangenkopf u. s. w.

Von Silber: ein 6 *cm* langer gepresster Stift.

Von Bronze: das Bruchstück einer Münze, gänzlich verwischt, an dem äusseren Rande ein Bohrloch; ein Plattenring (Fingerring), mit einem auf der Platte eingravirten Ross (Taf. IX. Fig. 26 *a* und *b*). Der Reif selbst ist rundwulstig plattgedrückt und hat oben eine länglich viereckige Platte, neben welcher auf der linken Seite eine vertiefte Mulde eingefeilt ist, die sich auf der rechten Seite, aber weniger stark angedeutet, wiederholt. Die Platte zeigt ein Ross im Sprunge; Rumpf und Kopf desselben sind sehr vertieft gearbeitet, während Füsse, Schweif und Mähne nur durch eingeritzte Striche angedeutet sind. Mit den Hinterfüssen steht das Ross auf einem Querbalken hoch aufgebäumt, die Vorderfüsse mit gebogenen Knieen sind zum Sprunge gerichtet. Die Platte ist in der Quere angebracht, so auch die Eingravirung. Der Ring ist nur wenig mit Patina überzogen, die Ursache davon dürfte sein, dass er sich zwischen erdfreiem Schotter fand.

Von Thongegenständen enthielt die Mittelschicht: 72 Perlen (Taf. IX. Fig. 29—32, 35—36), zumeist braun, schwarz und grünlich glasirt, von der Grösse einer Erbse bis zur Grösse einer Wallnuss; manche waren ganz rund, andere elliptisch und noch andere walzenförmig, mehrere scharfkantig und mühlsteinartig geformt; ferner zwei nebeneinander gefundene Thonscheiben (Taf. IX. Fig. 33 und 34), kreisrund, mit Bohrloch in der Mitte, sonst roh bearbeitet. Aehnliche mit und ohne Bohrloch fand ich auch des Oefteren in den Gräbern von Hostomitz. Von Urnenfragmenten fanden sich gegen 70 verschiedenartig ornamentirte. Hauptsächlich vertreten war das Wellen-, Strich-, Punkt- und Dreizackornament. Einige Bruchstücke von massiven grossen Gefässen zeigen ein schönes, sehr primitiv gearbeitetes Kranz-Ornament von aneinander gereihten blattförmigen Dreiecken. Mit dieser Verzierung war auch ein kolossales Gefäss versehen, welches ich, wenn auch in Bruchstücken, noch vollständig auffand. Dasselbe misst an Höhe 28 *cm*, an Bauchweite 17 *cm*, ist von grobem, stark mit Glimmer gemischtem Thon gefertigt und auf der Drehscheibe gearbeitet. Ein zweites Stück (Bruchstück) von 18 *cm* Höhe, bloss zur Hälfte vorhanden, erinnert in der Form an die römischen Weinkrüge; das Ornament unter dem oberen Gefässrand besteht aus viermal übereinander angebrachten Nageleindrücken. Mehrere Bruchstücke zeigen unter dem Oberrand des Gefässes runde Bohrlöcher. Merkwürdig sind die Urnenböden (Taf. X), fast alle auf der Unterseite mit zum Theil erhabenen, zum Theil vertieften Figuren verziert. Man findet darunter: Sterne, Kreuze, Kreise, Räder

und buchstabenähnliche Zeichnungen. Von solchen Böden besitze ich gegen 80 verschieden gezeichnete. Sehr auffallend ist es, dass unter sämmtlichen Gefässresten bloss ein einziger Henkel vorkam. Demnach scheinen die Gefässe weder mit Henkel, noch mit Knäufen (Knoppen) versehen gewesen zu sein.

Von Thierknochen fanden sich Tausende von ganz kleinen Vogelknochen, zwei kolossale Hauer vom Wildschwein, viele Kerne von Büffel- und Ziegenhörnern. Mehrere Büffelhörner sind an ihrem, am Kopf angewachsenen Ende mit einem runden Einschnitt ringsherum versehen. Weiter fanden sich ganze Schädel vom Pferd und Rind, sowie Reste vom Schwein, Hund, Katze und einigen Nagern. Die Gelenkknochen und Kinnladen sind zumeist im oberen Dritttheil quer gebrochen. Von Menschenknochen konnte ich weiter nichts auffinden, als das nicht vollständige Skelet eines vielleicht 4jährigen Kindes. Vom Schädel war bloss die in zwei Theile gebrochene schwache Hirnschale vorhanden.

Die dritte und unterste Schicht barg Bruchstücke von plumpen, rauhen, mit der Hand geformten Gefässen, welche mit Finger- und Nageleindrücken verziert waren. Eiserne Geräthschaften fand ich keine, dagegen viele vom Feuer zusammengeschmolzene, stark verrostete, unscheinbare Eisenklumpen. Ausserdem aber fanden sich wohlerhaltene Eisenschlacken. Sodann blasige Glasschlacken mit himmelblauem und erbsengrünem Email. Bei einem derselben könnte man an ein vom Feuer zerschmolzenes Fläschchen denken.

Ferner fanden sich auch hier, wie in den oberen zwei Schichten, zahlreiche Thierreste, aber alle sind dem Brand ausgesetzt gewesen. Manche von ihnen sind derartig ausgeglüht, dass sie beim Aufwerfen einen metallischen Klang geben. Sie sind von Ansehen weiss, blaugrau und schwarz.

Ausser diesen fand ich auf der Grundschicht viele Bruchstücke von Steingeräthschaften, unter ihnen einen zierlichen Meissel von hellgrünem Serpentin.

Oestlich an den Hügel angrenzend befindet sich ein grosses Urnenfeld, jetzt als Feld bebaut, auf welchem überall Urnenscherben frei umherliegen.

(17) Hr. Voss übergiebt zur Veröffentlichung ein amtliches Verzeichniss nebst

vorchristlichen Denkmäler im

1.	2.	3.	4.	5.		6.	7.	8.			
				Ist das Denkmal				a)	b)	c)	d)
Laufende Nummer	Name der Feldmark	Name des Eigenthümers	Lage des Denkmals	noch vorhanden?	noch vollständig erhalten?	Liegt das Denkmal auf flachem Boden	Erstreckung des Denkmals.	Anzahl der Decksteine	Anzahl der stützenden Träger	Die Decksteine liegen auf den Trägern	Ungefähre Höhe der Träger über der Erde
1	Eimstorf	der Staat seit 1853 (olim Vick)	in der Steinhagen-Koppel, rechts am alten Postwege von Dahlenburg nach Lüneburg	ja	ja	ja	von Norden nach Süden	8	die Träger sind nicht sichtbar		

Die vielen Messer sammt einigen Lanzen, darunter eine lange pfeilförmige Wurflanze, sowie mehrere Gürtelschnallen und Sporen dürften die Oberschicht als einen Lagerplatz kriegerischer Völker kennzeichnen.

Die Mittelschicht mit ihren Schmucksachen ist viel älter. Die vielen Vogelknochen, sowie die zerhackten Thierknochen und Urnenscherben charakterisiren dieselbe als heidnischen Opferplatz.

Die unterste dritte Schicht mit den plumpen Gefässresten, Knochen und den zusammengebrannten fettigen Schichten und Steinfragmenten dürfte vielleicht eine Begräbnissstätte der keltischen Bojer gewesen sein.

Weitere Nachforschungen werden noch manches Interessante zu Tage fördern. Gegenwärtig arbeite ich schon an dem unteren Theile des Hügels und habe nur noch mit den Gegenständen zu thun, die von oben in die Tiefe gerollt sind. Nach Beendigung der Ausgrabungen auf dem Hügel werde ich das neben angrenzende Urnenfeld untersuchen und ich hoffe, dass auch da meine Wissbegierde durch Auffindung interessanter Gegenstände in reichem Maasse belohnt werde. —

Hr. Virchow: Die sogenannte Schwedenschanze gehört ihrem Inventar nach unzweifelhaft der slavischen Zeit an. Ob die dritte, unterste Schicht bis in die keltische Zeit zurückreicht, wie Hr. Fassel annimmt, lässt sich aus den spärlichen, fast durchweg durch Brand zerstörten Fundstücken, die überdies erst einer genaueren Prüfung unterzogen werden müssten, nicht ersehen. Das einzige, bestimmt bezeichnete Stück, der Serpentinmeissel, könnte allerdings einer älteren Zeit zugeschrieben werden, aber diese Zeit würde vielleicht als eine vorkeltische aufzufassen sein. Jedenfalls wäre es wünschenswerth, dass nicht bloss dieses Stück genauer untersucht und beschrieben, sondern dass überhaupt die unterste Schicht einer ausgiebigen Durchgrabung unterzogen würde. Unter den slavischen Sachen verdienen eine besondere Aufmerksamkeit die zahlreichen, mit Stempelabdrücken versehenen Topfböden, für deren Kenntniss sie eine gute Uebersicht gewähren; gerade diese Böden bezeugen am sichersten das Zeitalter der Ansiedelung.

Beschreibung der

Kreise Bleckede (Prov. Hannover).

9.	10. a)	10. b)	11.	12.	13.
Form der Steinsetzung um das Denkmal (rund, oval oder länglich viereckig?)	Sind noch andere Steine in besonderer Lage zum Denkmale vorhanden?	Ist das Denkmal an den Schmalseiten durch einen Stein geschlossen?	Grösse der Decksteine nach Fussen und Zollen	Länge und Breite des Denkmals nach Schritten	Sonstige Bemerkungen
die vorhandenen 15 Steine bilden eine länglich-viereckige Form	nein	nur an der südlichen Seite	die 3 grössten haben 7' Länge, $5^1/_2$' Breite und etwa 4' sichtbare Höhe; die 5 anderen 5' Länge, 3' Breite und $2^1/_2$' sichtbare Höhe	16 Schritte lang und 4 Schritte breit	Die Warnungstafel fehlt und ist die frühere Umwallung mangelhaft geworden.

1.	2.	3.	4.	5.		6.	7.	8.			
				Ist das Denkmal				a)	b)	c)	d)
Laufende Nummer	Name der Feldmark	Name des Eigenthümers	Lage des Denkmals	noch vorhanden?	noch vollständig erhalten?	Liegt das Denkmal auf flachem Boden?	Erstreckung des Denkmals	Anzahl der Decksteine	Anzahl der Stützen, den Träger	Die Decksteine liegen auf den Trägern	Ungefähre Höhe der Träger über der Erde
2	Siecke	der Staat seit 1854 (olim Harms)	links vom Wege von Siecke und Becklingen, in der südöstlichen Ecke des Birkenbusches	ja	nein	ja	von Norden nach Süden	2	nicht zu erkennen		
3	Derselbe	der Staat seit 1854 (olim Lütgens)	rechts vom Wege von Siecke nach Becklingen	ja	nein	ja	von Osten nach Westen	—	fehlen		
4	Derselbe	desgleichen	daselbst	ja	nein	ja	von Norden nach Süden	2	8 sichtbar	unvollständig auf	1—1½'
5	Lemgrabe	der Staat	rechts des Weges, welcher von der Dahlenburg-Bevensen'er Chaussee in den Wieback führt (jetzt dichter Föhren-Bestand)	ja	nein	ja	desgl.	5	die Träger sind nicht sichtbar		
6	Derselbe	der Staat seit 1854 (olim Rabeler)	rechts des Weges, welcher von der Dahlenburg-Bevensen'er Chaussee in den Wieback führt (etwa 400 Schritte westlicher), jetzt dichter Föhren-Bestand	ja	nein	ja	desgl.	4	14	vollständig auf	1½'
7	Seedorf	der Staat seit 1854 (olim Michels)	südwestlich vom Dorfe	ja	nein	ja	desgl	—	8	—	1'

9.	10.		11.	12.	13.
	a)	b)			
Form der Steinsetzung um das Denkmal (rund, oval oder länglich viereckig?)	Sind noch andere Steine in besonderer Lage zum Denkmale vorhanden?	Ist das Denkmal an den Schmalseiten durch einen Stein geschlossen?	Grösse der Decksteine nach Fussen und Zollen	Länge und Breite des Denkmals nach Schritten	Sonstige Bemerkungen
18 grössere Steine bilden eine ovale Form	nein	nur an der südlichen Seite	der grösste 5½' lang und 2½' breit (die übrigen Dimensionen waren nicht zu messen)	17 Schritte lang und 5 Schritte breit	Das Denkmal ist umgraben und mit Birken umpflanzt. Die Warnungstafel fehlt.
die vorhandenen 7 grösseren Steine, von denen einer in 5 Stücke gesprengt ist, bilden eine ovale Form	nein	nein	—	12 Schritte lang und 7 Schritte breit	Die Warnungstafel fehlt. Die Denkmäler sind durch Steinsetzungen gesichert, welche die Grenze der erworbenen Bodenflächen bezeichnen.
etwa 9 grössere Steine bilden eine unbestimmte Form	am südlichen Ende in 5' Entfernung 2 grössere Steine	ja	der grösste ist 6' lang, 4' breit, 4' hoch	11 Schritte lang und 8 Schritte breit	
5 Umfassungssteine bilden eine länglich-viereckige Form	nein	ja	der grösste ist 7' lang, 6' breit und hat etwa 2½' sichtbare Höhe	12 Schritte lang und 4½ Schritte breit	Die Warnungstafel fehlt. Die Umwallung ist mit Birken bepflanzt.
14 grössere Steine bilden eine ovale Form	nein	ja	1) 9' lang, 6' breit, 5' hoch; 2) 10' lang, 3½' hoch, 2½' hoch (zerbrochen); 3) 8½' lang, 3' breit, 2' hoch; 4) 7' lang, 4' breit, 3' hoch	18 Schritte lang und 10 Schritte breit	Die Warnungstafel fehlt. Die Umwallung ist mit Birken bepflanzt.
die 35 vorhandenen Umfassungssteine bilden eine länglich-viereckige Form	nein	nein	—	40 Schritte breit und 9 Schritte lang	Die Warnungstafel fehlt.

1.	2.	3.	4.	5.		6.	7.	8.			
				Ist das Denkmal				a)	b)	c)	d)
Laufende Nummer	Name der Feldmark	Name des Eigenthümers	Lage des Denkmals	noch vorhanden?	noch vollständig erhalten?	Liegt das Denkmal auf flachem Boden?	Erstreckung des Denkmals	Anzahl der Decksteine	Anzahl der stützenden Träger	Die Decksteine liegen auf den Trägern	Ungefähre Höhe der Träger über der Erde
8	Seedorf	der Staat seit 1854 (olim Michels)	südwestlich vom Dorfe	ja	nein	ja	von Norden nach Süden	2	3 sichtbar	unvollständig auf	2′
9	Boitze	der Staat seit 1854 (olim Beusch)	in der Koppel „die grossen Steine“	ja	nein	ja	desgl.	2	12	vollständig auf	2½′
10	Dahlem	der Staat seit 1853 (olim Bohm)	südöstlich vom Dorfe, links am Wege von Dahlenburg nach Bleckede	ja	nein	ja	von Osten nach Westen	5	nicht zu erkennen		
11	Nahrendorf	der Staat seit 1854 (olim Wernecke)	rechts vom Wege von Nahrendorf nach Oldendorf, in der Koppel „gute Masch“	ja	nein	ja	von Norden nach Süden	4	2 sichtbar	der eine Deckstein liegt vollständig auf	1′
12	Derselbe	der Staat seit 1854 (olim Mayer)	im Acker östlich vom Herrenholze	ja	nein	ja	desgl.	1	8	unvollständig	—
13	Schieringen	der Staat	in dem Birkengehege, einem fiskalischen Forstorte	ja	nein	ja	von Osten nach Westen	—	—	—	—
14	Derselbe	desgleichen	desgleichen	ja	nein	ja	desgl.	—	—	—	—
15	Derselbe	desgleichen	in der Segge, einem fiskalischen Forstorte	ja	nein	ja	desgl.	—	—	—	—

9.	10.		11.	12.	13.
Form der Steinsetzung um das Denkmal (rund, oval oder länglich viereckig?)	a) Sind noch andere Steine in besonderer Lage zum Denkmale vorhanden?	b) Ist das Denkmal an den Schmalseiten durch einen Stein geschlossen?	Grösse der Decksteine nach Fussen und Zollen	Länge und Breite des Denkmals nach Schritten	Sonstige Bemerkungen
oval	nein	ja	1) 5' lang, 5' breit, $2^1/_2$' hoch; 2) 5' lang, 4' breit, $2^1/_2$' hoch	8 Schritte lang 4 „ breit	Die Warnungstafel fehlt.
etwa 50 Umfassungssteine, welche eine ovale Form bilden	nein	ja	1) 7' lang, $5^1/_2$' breit, $2^1/_2$' hoch; 2) 6' lang, 4' breit, die Höhe war nicht zu bestimmen wegen Ueberwucherung durch Buschwerk	70 Schritte lang 12 „ breit	Desgleichen.
7 grössere Steine bilden eine ovale Form	nein	nein	der grösste ist 8' lang, 5' breit, 3' hoch; der kleinste ist 5' lang, 3' breit, 2' hoch	14 Schritte lang 6 „ breit	Desgleichen.
etwa 12 Umfassungssteine bilden eine ovale Form	nein	nein	der grösste ist 9' lang, 5' breit und 3' hoch	13 Schritte lang 4 „ breit	Das Denkmal ist derartig mit Gestrüpp überwachsen, dass die Dimensionen der übrigen Decksteine nicht gemessen werden konnten. Pfahl und Warnungstafeln fehlen.
die 28 Umfassungssteine bilden eine länglich-viereckige Form	nein	nein	derselbe ist 6' lang, $5^1/_2$' breit, $3^1/_2$' hoch	32 Schritte lang 8 „ breit	Die Warnungstafel fehlt.
50 Steine bilden eine länglich-viereckige Form	—	—	—	70 Schritte lang 8 „ breit	Das Denkmal ist durchwühlt.
49 Steine bilden eine länglich-viereckige Form	—	—	—	60 Schritte lang 8 „ breit	Desgleichen.
13 Steine bilden eine länglich-viereckige Form	—	—	—	50 Schritte lang 7 „ breit	Desgleichen.

1.	2.	3.	4.	5.		6.	7.	8.			
				Ist das Denkmal				a)	b)	c)	d)
Laufende Nummer	Name der Feldmark	Name des Eigenthümers	Lage des Denkmals	noch vorhanden?	noch vollständig erhalten?	Liegt das Denkmal auf flachem Boden?	Erstreckung des Denkmals	Anzahl der Decksteine	Anzahl der stützenden Träger	Die Decksteine liegen auf den Trägern	Ungefähre Höhe der Träger über der Erde
16	Schieringen	der Staat	in der Segge, einem fiskalischen Forstorte	ja	nein	ja	von Osten nach Westen	—	—	—	—
17	Derselbe	desgleichen	desgleichen	ja	nein	ja	desgl.	—	—	—	—
18	Derselbe	desgleichen	desgleichen	Ein runder Grabhügel, etwa 40' Durchmesser an de							
19	Derselbe	desgleichen	im Birkengehege, einem fiskalischen Forstorte	Ein sogenannter Opferberg, gut erhalten, etwa 14' hoch							

(18) Hr. **Virchow** legt folgenden Brief des österreichischen Reichsraths-abgeordneten Dr. **Bloch** vor, betreffend eine Verhandlung in der April-Sitzung S. 130 über den

Zauber mit Menschenblut.

„Die Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft bringen in Heft 2 laufenden Jahrganges S. 130—140 einen Vortrag von Ulrich **Jahn** über den Blutzauber, in welchem über eine angeblich jüdische Geheimlehre des Blutzaubers Behauptungen, beziehungsweise Vermuthungen ausgesprochen werden, welche nicht bloss wissenschaftlich ungerechtfertigt, sondern auch in einer Zeit permanenten socialen Unfriedens, in der ein sprühender Funke genügt, den allerorts aufgehäuften Zündstoff in Flammen zu bringen, geradezu feuergefährlich genannt werden müssen. Speciell für meine Glaubensgenossen in Galizien und Ungarn können Aufstellungen und Hypothesen von dem Charakter und der Tragweite, wie die von Ulrich **Jahn** ausgesprochenen, zumal in Sitzungsberichten, welche unter Ihrer Redaktion erscheinen, früher oder später von unabsehbaren Folgen werden.

„Von glaubensgenössischer Seite ist man an mich herangetreten, dass ich Ihre gütige Aufmerksamkeit auf jene Publication lenken und gleichzeitig alle Bedenken mittheilen soll, welche in vielen Kreisen in Bezug auf die möglichen Folgen derselben laut werden. In der jüngsten Nummer (Nr. 45 vom 16. November) der von mir herausgegebenen „Oesterreichischen Wochenschrift" habe ich eine eingehende Besprechung, beziehungsweise Widerlegung der **Jahn**'schen Hypothesen publiciren lassen, welche ich Ihrer Einsichtnahme und Prüfung in der Zuversicht unterbreite,

9.	10.		11.	12.	13.
	a)	b)			
Form der Steinsetzung um das Denkmal (rund, oval oder länglich viereckig?)	Sind noch andere Steine in besonderer Lage zum Denkmale vorhanden?	Ist das Denkmal an den Schmalseiten durch einen Stein geschlossen?	Grösse der Decksteine nach Fussen und Zollen	Länge und Breite des Denkmals nach Schritten	Sonstige Bemerkungen
17 Steine bilden eine länglich-viereckige Form	ja, am östlichen Ende innerhalb der Einfassung 4 Steine	—	—	20 Schritte lang 6 „ breit	Das Denkmal ist durchwühlt.
43 Steine bilden eine länglich-viereckige Form	—	—	—	50 Schritte lang 6 „ breit	Die Steine sind kaum noch sichtbar und ist das Denkmal anscheinend durchforscht.

Basis und 6' hoch.

an der Basis etwa 50' und oben 21' Durchmesser haltend.

dass Sie, Herr Geheimrath, sowohl im wissenschaftlichen, als auch im Interesse einer viel angefeindeten und vielfach gefährdeten confessionellen Minorität gerne veranlassen werden, dass wenigstens die gefährlichsten Stellen in den Mittheilungen des Herrn Ulrich Jahn eine wissenschaftliche Berichtigung in der genannten Zeitschrift erfahren.“ —

Hr. Virchow bemerkt, dass er sich in der Zeit, wo der betreffende Vortrag gehalten wurde, in Aegypten befand und dass er auch an der Redaktion des Sitzungsberichtes nicht betheiligt war (vgl. S. 202). Er habe jedoch den Artikel der Oesterr. Wochenschrift Hrn. U. Jahn mitgetheilt und ihn um eine Richtigstellung seiner Auffassung ersucht. —

Hr. U. Jahn giebt, dem entsprechend, folgende Erklärung ab:

„In der Oesterreichischen Wochenschrift (Centralorgan für die gesammten Interessen des Judenthums. Eigenthümer Reichsrathsabgeordneter Dr. Bloch). V. Jahrg. Wien, 16. November 1888 Nr. 45 findet sich ein Leitartikel „Ueber den Zauber mit Menschenblut und anderen Theilen des menschlichen Körpers“, welcher gegen meinen gleichnamigen Vortrag, gehalten in der Gesellschaft und abgedruckt in unseren Verhandlungen, auf das Heftigste zu Felde zieht. Nur beim oberflächlichen Lesen meines Vortrags und beim Herausreissen einzelner Stellen ist es möglich, dass ein Artikel, wie der in Frage stehende, geschrieben werden konnte. Mein Vortrag hat weder mit dem Christenthum, noch mit dem Mosaismus irgend etwas

zu thun gehabt, sondern es lag mir lediglich daran, den Nachweis zu führen, wie dem Aberglauben, auch dem allersinnlosesten, Gesetze zu Grunde liegen, die mit ihrem realistischen Charakter in die primitivsten Urzeiten zurückreichen und von allen Völkern und unter allen Religionsformen, wenn auch unbewusst, befolgt werden.

„Um meine Behauptung zu beweisen, suchte ich die Richtigkeit derselben an dem ungeheuerlichsten aller Aberglauben, an dem Zauber mit Menschenblut und Theilen des menschlichen Körpers, darzulegen. Alles Material, was vorhanden ist, zu dem Zwecke zu benutzen, war unmöglich, sonst wäre aus dem Vortrag ein Buch geworden. So wählte ich von dem reichhaltigen Stoffe nur aus, was heute noch beinahe in jedem deutschen Dorfe zu finden ist, und ging dann auf den Aberglauben der Juden über, einmal um zu zeigen, wie derselbe sich dem Aberglauben jedes anderen Volkes analog entwickelt hat und wie verkehrt es ist, wenn christliche und jüdische Theologen den Juden eine Ausnahmestellung anweisen, indem sie jeden Aberglauben, der sich bei denselben findet, als ein von aussen her, von den „Heiden", in das jüdische Volk eingedrungenes Verderbniss ausgeben. Dann aber reizte es mich, eine oft und zumeist mit grosser Leidenschaft und Voreingenommenheit behandelte Frage, die bis zur Stunde grosse Aufregung in der Welt verursacht hat, von folkloristischem Standpunkte aus zu beleuchten.

„Was den Professor Rohling anbelangt, um dessen Person sich mehr oder weniger der ganze in Frage stehende Aufsatz in der Oesterr. Wochenschrift dreht, so gebe ich zu, dass mir R.'s Verlogenheit in ihrer ganzen Grösse noch nicht bekannt war und ich nicht wusste, dass die Schrift des famosen Rabbi Moldavo nur in R.'s Phantasie existirt, mithin das betreffende Citat besser unterblieben wäre. Entschieden verwahren muss ich mich aber gegen die Beschuldigung, als behauptete ich auf Grund dieses Citats eine mosaische Geheimlehre, welche den Blutdienst vorschreibt. Wenn ein abergläubischer Niedersachse, Schwabe, Pole, Russe, Italiener u. s. w., der sich, was seine Confession betrifft, zum evangelischen, bezw. katholischen Christenthum bekennt, Blutzauber betreibt und die Sache geheim hält und seinen Nachkommen als Geheimlehre überliefert, so ist damit doch keine evangelische, bezw. katholische Geheimlehre, welche den Blutdienst zum Gegenstande hat, behauptet. Ebenso ungerechtfertigt ist es aber, mir, weil ich nachgewiesen habe (und dass mir dieser Nachweis gelungen ist, wird wohl Niemand bestreiten können), dass auch abergläubische Angehörige des jüdischen Volkes, die sich zum Mosaismus bekennen, den Blutdienst kennen und als Geheimlehre vererben oder auf andere Personen übertragen, daraufhin den Vorwurf zu machen, ich behauptete eine mosaische Geheimlehre über den Blutdienst. Im Uebrigen glaube ich in meinem Vortrag in keiner Weise über die gestatteten Grenzen hinausgeschritten zu sein und kann nur eine Bestätigung hiervon darin finden, dass seiner Zeit aus der Versammlung heraus, trotz ihrer verschiedenartigen Zusammensetzung, auch nicht der mindeste Widerspruch erfolgt ist."

(19) Hr. A. Treichel übersendet aus Hoch-Paleschken, 14. November, folgende Mittheilung über

Lactation beim männlichen Geschlechte.

Der wochenbettlosen Lactation bei weiblichen Thieren, welche, wie bereits von weiblichen Ziegen erwähnt, zumal als volksthümlich gebräuchlich hervorgerufen, gar nicht so selten zu sein scheint und nicht nur bei allen unseren Hausthieren und beim Menschen (Kaffernfrauen), sondern auch bei wildlebenden Thieren beobachtet

wurde, steht die durch irgend welche Reizung hervorgerufene Lactation der Mammae beim männlichen Geschlechte zur Seite. Erwähnte ich unter den wildlebenden Thieren bereits den milchenden Rehbock (entnommen aus Annalen des Mekl. patriot. Vereins 1862. Nr. 42. S. 341), so ist ihm ähnlich für die Hausthiere ein milchender Ziegenbock zu erwähnen, den Prof. Dr. K. v. Maurer in München nach freundlicher Mittheilung vor etwa 50 Jahren im Stalle des Posthalters im Pfarrdorfe Inning, am nördlichen Ende des Ammersees, gesehen hatte und der, um ungläubige Menschen zu überzeugen, vor aller Augen gemolken wurde.

Ein anderer Nachtrag in ähnlicher Richtung, selbst beim Genus Homo, welchen mir ebenfalls Hr. Dr. v. Maurer mittheilte, ist der alten isländischen Flóamanna saga entlehnt, welche in der von Gudbrand Vigfússon und Theodor Möbius herausgegebenen Fornsögur (Leipzig 1860) gedruckt steht. Hier wird erzählt, wie ein isländischer Mann þorgils örrabeinsstjúpr als neubekehrter Christ nach Grönland hinüberfährt; dort wird ihm ein Sohn geboren, dessen Mutter aber kurz nach der Geburt des Kindes ermordet wird. Der Mann ist mit wenigen Genossen in ganz unwirthlicher Gegend, von allen menschlichen Wohnungen entfernt. Da greift er, um das Kind zu retten, zu einem verwunderlichen Mittel. Die Sage (c. 23. S. 145) lässt ihn sprechen: „Nun will ich zu dem Mittel greifen, mir die Brustwarze abzuschneiden!" und fügt dann hinzu: „und so geschah es; da kam zuerst Blut heraus, sodann Milch und Wasser; und er liess nicht eher nach, als bis Milch herauskam, und damit wurde der Knabe ernährt". Der Vorgang gehört dem Schlusse des 10. Jahrhunderts an, die Sage enthält mancherlei Wundergeschichten und kann somit auch in Bezug auf den in Frage stehenden Bericht nicht als schlechthin glaubhaft gelten; aber sie zeigt immerhin, was man zur Zeit der Aufzeichnung der Sage, d. h. etwa am Ende des 13. Jahrhunderts, auf Island für möglich hielt. Eine ausführlichere Redaktion derselben Sage (S. 176) sagt ähnlich: „Er lässt sich nun die Brustwarze abschneiden und es kommt da Blut heraus; dann lässt er das (Blut?) ausstreichen, und es kam da Milch und Wasser heraus, und er hörte nicht früher auf, als bis es zu Milch wurde, und davon nährte sich der Knabe." — Der Mediciner muss wissen, ob das beim Genus Homo möglich ist und dann steht im Jafalle der Vorgang auf durchaus ähnlichem Boden.

(20) Hr. Treichel schickt ferner einen Nachtrag zu seinen früheren Beiträgen, betreffend die

Schulzenzeichen und verwandte Communicationsmittel.

1) Hirschgeweih als Bock im Kreise Lauenburg, Pommern.

In Labehn, Kr. Lauenburg, wurde ein beim Torfstechen gefundenes, starkes Hirschgeweih (ebendaselbst etwa um 1858 im Moore ein Schwert und ein kupferner Kessel zu 6 Eimer Inhalt, so dass von einer Schlacht dort geredet wird) im Schulzenamte als sogenannter Bock gebraucht und mit angebundenem Zettel umhergetragen. Es maass etwa 2½ Fuss in der Länge und hatte noch Ansatz von der Rose und beide Enden mit Zacken. (Ruf. Carl Thomasius.)

2) Schlossthürmer zu Königsberg in Ostpreussen.

Der Königliche Schlossthürmer hatte Tag und Nacht die Feuerwache auf dem Schlossthurm und kündigte jede Feuersbrunst durch ein Zeichen mit der Trompete an. Dafür erhielt er von jeder der 3 Städte je 6 fl. jährlich — anfänglich je 2 fl. (G. Conrad, Der erste Kämmerei- und Salarien-Etat der Stadt Königsberg (von 1724), in Altpreuss. Mon.-Schrift 1888. Bd. XXV. S. 86 und 97.)

3) Klopftöne im Gefängniss von Chatham.

Die Gefängnissbehörden in Chatham in England, wo einige Dynamitarden sassen, haben die Entdeckung gemacht, dass diese im Zimmermannsschuppen mit einander auf geheimnissvolle Weise correspondirten. Diese Correspondenz soll auch nach auswärts vermittelt worden sein. Es scheint, dass die Sträflinge mit Hämmern beim Nageln der Kisten telegraphische Zeichen oder Buchstaben machten, welche Allen verständlich waren. Ein Telegraphist soll den Schlüssel dazu entdeckt haben.

4) Zeichen durch und bei Brieftauben.

Sehr interessant gestaltet sich die ausgedehnte Verwendung von Brieftauben bei dem italienischen Corps in Massauah, wo nicht nur Stationen in Digdigha, Galata, dem Brunnen Tata und anderen Orten mit der Haupttaubenstation in Massauah in Verbindung stehen, sondern wo auch auf weitere Entfernung entsandte Streifpatrouillen Körbe mit Tauben mitnehmen und durch sie ihre Meldungen rückwärts gelangen lassen. Jede solche Patrouille nimmt 3—4 Tauben in einem leichten Körbchen mit und schickt ihre Meldungen je nach Bedarf. Da die Entfernungen, wozu mehrere Tauben erforderlich, nicht sehr gross sind, kommen die Thierchen immer richtig an und man braucht für jede Meldung nur eine Taube in Freiheit zu setzen. Das Körbchen wird abwechselnd von den Soldaten getragen und Futter und Trinkwasser für die Tauben mitgeführt. Da die gewöhnliche Art der Verpackung der Depeschen in Federkielen zeitraubend ist, so begnügt man sich, bei gutem Wetter und bei minder wichtigen Meldungen ein kleines Papierblättchen einfach an die Schwanzfedern der Taube anzubinden. Auch hat man verabredete Zeichen für den Fall, dass eine Patrouille überrascht wird und keine Zeit zum Schreiben hat. Wenn z. B. mehrere Tauben gleichzeitig auf der Station eintreffen ohne Brief und mit einigen ausgerissenen Schwanzfedern, so bedeutet das, dass die Patrouille angegriffen ist. (Volks-Zeitung 1888. Nr. 92. 3. Blatt.)

(21) Hr. Treichel berichtet weiter über

westpreussische Burgwälle.

1) Der Burgwall von St. Johann, Kreis Pr.-Stargardt.

Kaum eine Viertelmeile von der Stadt Pr.-Stargardt entfernt und ganz nahe dem Bahnhofe, sowie dem vom Dorfe Saaben, dessen Namen L. Quandt (Balt. Stud. Jahrg. 16. S. 151) mit dem pomerellischen Herzoge Sambor in Verbindung bringt, zur Stadt führenden Landwege, sowie andererseits äusserst nahe der nur durch ihre Wiesen geschiedenen (Grossen) Ferse, liegt ein Burgwall, wie äusserst deutlich erkennbar, den ich deshalb den von St. Johann nenne, weil er auf Grund und Boden dieses Vorwerks der Stadt liegt, welches die allerdings nach dem nahen Conradstein verpachteten Pfarrhufen darstellt. Das Volk nennt ihn auch die Schwedenschanze, wenn es auch unwahrscheinlich ist, dass die Schweden einen so kleinen, wiewohl sicheren und erhöhten Raum zu ihrem Lager nahmen. Wenn nicht kreisrund, wenigstens am nördlichen Theile, so ist die längere Axe doch in der Richtung O. W. zu suchen. In seinem unverfälschten Bestande lag er südlich zu der Ferse und ihren Wiesen, östlich an einer durch ein Bächlein ausgehöhlten, schmalen Schlucht, und war im Norden und Westen dem freien Lande zugekehrt, hier also am meisten steilabwehrend gehalten. Eine in eine Vertiefung (V.) einmündende Bodenabstufung (B. A.) im Norden ist dennoch zu bemerken; möglicherweise gehörte Beides in das System der Vertheidigung. Ich maass im Auf-

stiege bei der Schlucht nur 35 Schritte, eben so viel bei dem natürlich zur bequemeren Abfuhr der Bodenfrüchte erst neuzeitlich in Windung angelegten Fahrwege. Der Umgang der halben Wallkrone an dieser Seite N. betrug 140 Schritte, der Durchmesser auf etwa $^{2}/_{3}$ des Ganzen 70 Schritte. Jetzt ist die Bahntrace auf dieser Stelle durchgelegt, so dass jeder Kundige das hohe Vergnügen geniesst, mitten durch einen Burgwall mit der Eisenbahn zu fahren. Die Vertiefung des Kessels an der tiefsten Stelle gegenüber der nördlichen Wallkrone beträgt etwa 3,50 *m*. Auf der anderen Seite ist der südliche Theil des Walles zu sehen, in jetzigem Zustande etwa 8 Fuss tiefer, in Form eines Parallelogramms, 50 Schritte lang, 10 Schritte breit, mit etwa 20 Fuss Abfall zu den Wiesen. Den Bogen der Zeichnung müsste man sich kürzer gespannt denken, um mit dem südlichen Vorstosse eine ersichtlich bessere Verbindung herstellen zu können. Der Unterschied der beiden Durchmesser (70 und 50 Schritte), also 20 Schritte, kommt auf die durch die Bahnanlage gestörte Verbindung beider Theile. Solche Breite mag leicht die hier zweigeleisige Bahnspur erreichen.

Figur 1.

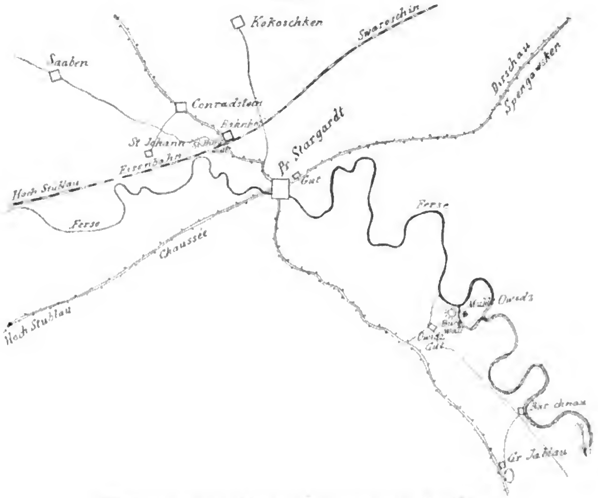


W. St. Wasserstation. B. H. Bahnhof. V. Vertiefung B. A. Bodenabstufung. A. W. Aufweg. St. Steinhaufe (Kapelle).

Diesen Burgwall, auch den Stargardter älteren Kindern wohl bekannt als Schwedenschanze, finde ich bei Dr. Lissauer in seinen prähistorischen Denkmälern für Westpreussen nicht angegeben. Sein Platz ist, wie der der meisten, in der Nähe der Ferse, auf der linken Seite des Flusses. Das vorher gemeldete Bächlein mit seinem munteren Rieseln wird unter dem Bahndamme, welcher die Schlucht abquert, fortgeführt und geht rechtsseitig neben einer, zum Bahnhofe gehörigen Wasserstation (W. St.) in die Ferse hinein. Der Wall, weil gegenwärtig mit Roggen bebaut, an der Oberfläche ununtersucht, besteht zumeist aus grandigem Kies mit vielen kleinen Steinen. An den Seiten der Krone konnte ich keine Funde feststellen: dem Landwirth ist nur der Tritt auf den eigenen, wenn auch besäeten Boden erlaubt, ja sogar nach Volksmeinung glückbringend.

Etwa 120 Schritte entfernt, unmittelbar an der Bahn, ist links ein mässiger Hügel (St.) von allerlei Gestein, sowohl Kopfsteinen, die im Feuer gewesen zu sein scheinen, als auch Ziegelsteinen, aber von der namentlich in der Breite ausgezeichneten Grösse des sogenannten Deutsch-Ordens-Formates. In dieser stark humosen Schutterde wuchern Pflanzen, wie Geranium pratense L., Malva Alcea L., Campanula Trachelium L. u. s. w. zu ungeahnter Höhe, bis über 1 *m*. Von dieser Stelle sind die Steine zu einem ganzen Fundament für eine Scheune entnommen, ohne dass die Abnahme irgendwie bemerklich wäre. Es wird diese Stelle als die Stätte einer alten Kirche oder Kapelle angegeben. Sie ist aber zu klein für den Raum einer solchen, wenn auch noch so beschränkt gedacht. Jedenfalls ist das Meiste davon unter der Bahnstrasse verschüttet, und nur was an Ziegeln und

Figur 2.



Situation der Burgwälle von St. Johann und Owidz-Gut.

Steinen als Ueberreste ausgebrochen, hat man daneben aufgehäuft. Fankodeiski in seinen Utrocone kosciole i kaplice (Untergegangene Kirchen und Kapellen) thut ihrer ebenfalls Erwähnung und nennt sie festgebaut, sowie ringsherum wie eine Festung mit Mauern und Wällen umgeben.

Von einigen Stargardtern habe ich hören müssen, dass es zwei Schwedenschanzen nebeneinander gegeben habe, über welche beide der Reihe nach jetzt die Bahn gehe. Gewiss aber hat diese frühere Kirche ebenfalls erhöht gelegen, ohne dass ihr Platz aber irgendwie zum Burgwalle in seiner frühesten Gestaltung gehörte. Nur so kann die Rede von zwei Schanzen entstanden sein, da ich auch nicht die leiseste Andeutung einer anderen in der Nähe auffinden konnte, und wird es sich wohl auf diese Stelle beziehen müssen, wenn Hr. Kaufmann Arndt mir bestätigte, bei ihrer Ausschachtung gelegentlich des Bahnbaues selbst folgende Funde und Wahrnehmungen gemacht zu haben: Sporen, Klingen von Schwertern, menschliche Schädel, Ziegelsteine grossen Formates, freigelegte Fundamente, Kellerräume. Ein ausgehöhlter Feldstein, mit Unrecht für einen Taufstein gehalten, wenn keine Fussbildung daran noch festzustellen, dürfte wohl als Kornquetscher anzusprechen gewesen sein.

Wie der Platz vor dem Bahnbau ausgesehen, ist für mich nicht mehr festzustellen, sowie auch nicht, ob er etwa vor Erbauung der untergegangenen Kirche als Neben- oder Vorburgwall gedient habe. Es verquicken sich zur Verdunkelung der ganzen Sachlage an dieser Stelle mit dem ursprünglichen Burgwall die Christianisirung, der deutsche Ritterorden, die polnische Zeit und damit neben dem Hussitenzuge die zahlreichen Schwedenkriege.

Es bleibt somit noch übrig, einige Blicke in die Geschichte zu thun. Da ist zuerst Stargard selbst, dessen Namen Stary grod „Alte Burg" bedeutet. Es lag nach Ueberlieferung und nach der Geschichte (Dr. Bernh. Stadié, Der landräthliche Kreis Stargard in Westpreussen in Altpr. Mon.-Schr. 1867. Bd. IV. S. 490 ff. und 585 ff.) vor 800 Jahren auf dem linken Ufer der Ferse (Verissa) als eine volkreiche Stadt, bis es, durch Wladislav II. nebst dem Orte Radzows (Radziejéwo) 1305 den Söhnen eines Grafen Swenza, Woiwoden von Danzig, Vorfahren derer von Puttkammer, geschenkt, von diesen, namentlich von dem „Kanzler" Peter Swenza (von Neuenburg), durch den Deutschen Orden käuflich erworben, und von diesem schon 1310 mit seinem Castell auf die rechte Seite der Ferse verlegt und neu erbaut wurde, wo es späterhin das Dorf Langendorf, in der Nähe des heutigen sogenannten Amtes, in sich aufnahm.

Der Name St. Johann für die jetzt nach Conradstein verpachteten Pfarrhufen ist wohl noch ein Andenken an den Ritterorden der Johanniter, welche nach den Tempelherren durch Fürst Grimislav um 1198 in diese Gegend gebracht wurden und, namentlich um Schöneck begütert, sich bald auch nach Stargard (2 Meilen entfernt) hin ausbreiteten. Von ihnen sagt der Chronist Simon Grunau (um 1524), indem er einer Schenkung durch Herzog Grimislav (1237) an sie Erwähnung thut, dass sie, hier der deutschen „Zunge" angehörig und darum für diese Gegend von grossem Verdienste, in dem damals noch links von der Ferse liegenden Stargardt dem heiligen Johannes dem Täufer eine Kirche unter dem Schutze der Burg Wissoka (1198) erbauten, hinzufügend: Mit irer sorgfeldigkeit und andacht goben sy den neuen christen auf Pommerellen einen sunderlichen trost. Durch die ganze Ordenszeit hat es bestanden und mit der Zeit hat sich auch wohl ein Dorf umher angesiedelt; denn Stadié (S. 609) sagt, dass, als die Schweden hier wiederum mit schrecklicher Wuth hausten und die umliegende Gegend mit ihren Baulichkeiten zerstörten, zu jener Zeit (1655) auch Kirche und Dorf St. Johann in Flammen aufging (und auch die Kapellen von St. Georg bei Stargardt und St. Jacob niedergeschossen wurden). 1702 sah man nach Fankodeiski nur noch kleine Ueberreste. Der vorgefundene Trümmerhaufe von Steinen wird also diese Stelle bezeichnen müssen. — Auch Conradstein wird frühzeitig erwähnt, aber verschieden genannt, zur Zeit des Deutschen Ordens (etwa um 1350) Kuntterstein, daraus (polonisirt?) um 1550 Kurschstein, daraus späterhin Kuczborowo, bis die Neuzeit es Conradstein benannte.

Nach dieser nöthig erscheinenden Abschweifung komme ich wieder auf unseren Burgwall zurück. Stadié, welcher meist der von L. Quandt in Balt. Stud. XVI. aufgestellten Districtseintheilung folgt, entwirft (S. 500 ff.) ein Bild der Landschaften des Kreisumfanges vor 800 Jahren, die er Burgbezirke nennt und denen er schon bestandene Burgen zuschreibt, als stumme Zeugen an die Sitze der Häuptlinge zur Zeit der Herzöge von Pomerellen erinnernd, welche Quandt „Burgställe" nennt, sowohl vor, als nach der Unterjochung der pomerellischen Wenden durch die Polen:

1. Lübschau bis zum Burgwall Gnosna (Jungfernberg, Kreis Berent). Möglicherweise gehört zu ihm der Burgwall von Zduny, den ich beschrieb.

2. Starigrod mit allem Lande zwischen Ferse und Wengermutze (Wangromantissa) und der Wildniss bei den Seen bei dem heutigen Ossiek und Czarnen und dem alten Schwetzer Wege (Dorf Wissoka).

3. Wissoka, das heute nicht mehr vorhanden, jedoch an der Ferse nicht weit von Kuczborowo gelegen haben muss.

4. Gordin, vom Schlosse nur noch wenige Trümmer. Es ist das spätere Gor-

zonzie an der Weichsel (S. 606), das heutige Gerdin(en), einstens Stadt (S. 492), das mit seinen Schwesterburgen Slance (Schlanz) und Garzeke (Garz) über die Weichsel in das Werder blickt, damals meistens noch Sumpf. Die Burgwälle sind meist noch erhalten.

5. Scossow, untergegangene Burg zwischen Borkau und Grabau, Kr. Stargardt. Noch heute erhebt sich auf halbem Wege dazwischen ein künstlich aufgeworfener Wall (im Forst Eichwalde), offenbar der Burgwall von Scossow, von Lissauer. Präh. Denkm. S. 192, nach Ossowski, Carte arch. p. 9. No. 31 (ed. 1880) erwähnt, von Stadié aber schon 1867 angeführt, der (S. 494) diese alte Burgwarte mit der Jagd in Verbindung bringt.

6. Rudno (Rauden). Lissauer und Ossowski (1880) sagen unter Liebenau: Auf einer Anhöhe an der Weichsel liegt ein Burgwall, dessen nördliche Seite beim Bau der Chaussee angeschnitten wurde. Stadié (1867) berichtet: „Südlich von Rauden, auf dem Wege nach Liebenau, links vom Wege, erhebt sich der sogen. Mühlenberg, welcher früher den Namen Schlossberg trug, an welchem zahlreiche Steine und gewaltige Fundamente, zum grössten Theile bereits überackert, anzeigen, dass hier eine Feste der Vergangenheit gestanden".

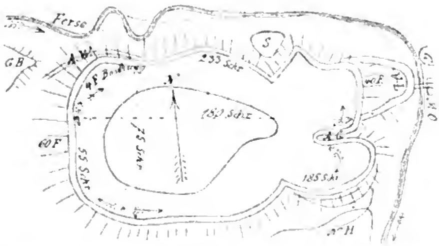
Mögen wir mit diesem Bilde, dessen Rahmen ich für spätere Rückgriffe in prähistorischer Beziehung schon jetzt feststellen wollte, auch zufrieden sein, so sahen wir doch, dass selbst darin noch nicht alle bekannten Burgwälle dieser Gegend Platz finden. Andererseits müssen wir uns noch die Bezirke Starigrod und Wissoka näher ansehen. Ist die Eintheilung der Burgbezirke, obschon richtig, doch wohl nicht vollständig, ist ferner auch die Annahme richtig, dass jeder Bezirk seine Wallburg hatte, was ich glaube, wie kann dann dieser unser Wall von St. Johann, den Stadié bei Kuczborowo, also dem heutigen Conradstein, angiebt, was in der Statistischen Darstellung des Kr. Pr.-Stargardt (1879. S. 9) gläubig nachgeschrieben wird, also jetzt noch ganz nahe dem Stargardter Bahnhofe und kaum eine Viertelmeile selbst von dem 1310 auf das rechte Ufer der Ferse verlegten neuen Stargard entfernt, der von Wissoka sein? muss er nicht viel eher der des wirklichen Starigrod sein, wenn jene beiden Gebiete auch noch so nahe bei einander lagen? Hier könnte vielleicht die angeführte Erzählung von zwei Schanzen helfend eintreten, wenn es mir nur gelungen wäre, eine zweite überhaupt so nahebei aufzufinden. Da muss denn eine andere Auffassung Platz greifen und kann ich wohl sagen, dass ich die Wissokaburg in dem Burgwalle des ebenfalls nur etwa ¾ Meile von der Stadt Stargardt entfernten Ortes Owidz gefunden zu haben glaube. Obschon er wegen seiner Ein- und Ausbuchtungen, wie wir sogleich sehen werden, einer neuerzeitlichen Befestigung ähnelt, wird der Urgrund dazu wohl in frühere Zeit zu setzen sein, wie man dergleichen Umwandlungen ja genugsam treffen kann. Stadié aber, der sonst, wie wir sahen, die Burgwälle als Zubehör der Bezirke gut aufführt, scheint den nahen von Owidz nicht gekannt zu haben, weil er über ihn schweigt, was freilich auch über die von Zduny, Waczmirs, Bordziechow u. s. w. geschieht. Auch Quandt scheint über die Abgrenzung von Wissoka und Starigrod nicht mit sich einig gewesen zu sein. Auch er verlangt einen eigenen Burgstall für Stargardt. Die Ortschaft Wissoka besteht heute nicht mehr.

2) Der Burgwall von Owidz-Gut, Kreis Pr.-Stargardt.

Der Burgwall von Owidz-Gut, auf dessen Territorium er liegt, ist etwa ¾ Meile von der Stadt Pr.-Stargardt entfernt. Sein Name im Volksmunde ist ebenfalls Schwedenschanze und auch sein Platz ist an den Lauf des Ferse-Flusses an-

gelehnt, wie es an deren gekrümmten und zum Theil recht hohen Ufern deren mehrere giebt, unter welchen der von Stocksmühle in diesen Verhandlungen bereits früher beschrieben wurde. Die Ferse bildet bei jenem Orte nehmlich durch Theilung und Vereinigung eine Insel, fast von der Gestalt einer Niere, welche in Figur 3 durch den sie in der Mitte durchschneidenden Hochrücken die Gestalt einer Bretzel annimmt. Auf der Insel liegt das Herrn Mühlenbesitzer F. Wiechert in Stargardt gehörige Mühlen-Etablissement, wozu auch der Raum der ganzen fruchtbaren Insel gehört; von hier aus begeht man die auf der rechten Seite der Ferse gelegene und unmittelbar anstossende Schwedenschanze am Besten,

Figur 3.



M. O. Mühle Owidz. G. Garten (Berg). A. G. Aufgang (Parowe?). S. Sumpf. V. L. Vorland. N. H. Nebenhöhe. G. B. Gegenberg. A. W. Aufweg.

indem man nur über die Schleuse zu gehen braucht. Nach Ossowski, Carte archéol. No. 34 ist der Burgwall auch bei Lissauer, Prähist. Denkm. von Westpreussen S. 192 aufgeführt. Heisst der Wall auch die Schwedenschanze und kann es wohl als ausgemacht gelten, dass die Schweden bei ihrem häufigen kriegerischen Auftreten in der Provinz und namentlich in jenem Kreise den vorgefundenen Wall von Neuem befestigten, so ist er doch jedenfalls schon zur slavischen Zeit da gewesen, wenn auch der Mangel an Scherben auf eine vorslavische Existenz nicht zu deuten scheint. Nach dem kurz vorher angeführten Aufsatze von Dr. Bernh. Stadié in Altpr. Mon.-Schr. 1867. Bd. IV. S. 501 wird für diesen Theil Pomerellens unter anderen Burgbezirken auch der von Wissoka aufgeführt. Dieser Platz, als Ortschaft nicht mehr vorhanden, soll auf der Feldmark des nordwestlich gelegenen Conradstein (Kuczborowo) zu suchen sein. Da aber an dieser Stelle kein anderer Wall, als der von St. Johann, übrig bleibt, der aber für das alte Starigrod festzuhalten ist, so könnte Wissoka leicht auf diesen hohen und gar nicht so kleinen Wall zu beziehen sein, wenn man nicht an einen noch mehr südlich und näher an Mewe gelegenen unter den dort häufigeren Wällen denken will. Wissoka halte ich für Höhenburg (abzuleiten von wisieć, hängen), als Signalburg. Auch die Weichsel heisst das „hängende Wasser", von dem starken Gefälle im oberen Laufe. (Brandstäter, Weichsel. Marienwerder 1855). Um des häufigen Zwecks willen wird natürlich nicht nur der Name selbst häufiger vorkommen, sondern auch, ähnlich den gewöhnlichen oder volksthümlichen Bezeichnungen, grodzisko, zamkowisko, sowie gard, neben den Wissulke und selbst Wissek, einen Leitstern für die Auffindung anderer Burgwälle abgeben. Im Pomerellischen Urkundenbuche, welches für Westpreussen die Zeit von 1140 bis 1315 umfasst, finden sich der Ortschaften

Wissoka (nebst dessen verschiedenster Schreibung) allein sechs (neben dem Wyszegrod bei Fordon in der Nähe von Bromberg), nehmlich die ehemalige Burg bei Schöneck, ein Dorf bei Zarnowitz, ein ehemaliges Dorf Vissoke Sedlisce (= Siedelung) bei Camin, zu Wittstock verdeutscht, ein Dorf bei Neustadt, eines bei Konitz, endlich ein untergegangenes Dorf bei Mewe. Da Wissoka im pomerellischen Urkundenbuche stets nur als Gegenstand von allerlei Schenkungen vorkommt, so ist seine genauere Lage überall nicht mehr recht zu ermitteln; die zunächst genannten Dörfer liegen sehr weit entfernt davon oder gehen geographisch zu sehr durcheinander; ein Castrum wird nicht genannt. Wissoka wird 1245 zuerst und 1283 im pomerellischen Urkundenbuche zuletzt erwähnt. An Stelle von Wissoka wird dann mit der Zeit Owidz, das im Ortsverzeichnisse des Urkundenbuches nicht vorkommt, getreten sein, und deutet schon sein Name auf eine friedlichere Beschäftigung, die wohl mit dem Fischreichthum der Ferse in Zusammenhang steht, da lowić = fangen, Wild, also jagen, oder Fische, also fischen bedeutet.

Die Gegenwart der Schweden aber ist geschichtlich verbürgt, da in dem schwedisch-polnischen Kriege (1626—30) ganz in der Nähe von Stargardt der grosse Schwedenkönig Gustav Adolf bei einem Sturme auf das polnische Lager bei Liebschau (16. August 1627) sich jene schwere Verwundung holte, durch welche er noch in der Schlacht bei Lützen an sein Pferd gefesselt wurde; sie werden also die alten Burgwälle, wie vielfach, so auch hier zu ihrer Vertheidigung als Lagerplätze benutzt und wohl auch, den Regeln des Geschützkampfes gemäss, weiter ausgebaut und befestigt haben. Auf diesen Zeitraum führe ich die augenscheinlich neuzeitlich defensiv eingerichtete Bildung der Schanze mit beiderseitigem Vorsprung und Einschnitt zurück, wogegen der ältere Wall bei dem Mangel von Schusswaffen schon mit einem einfachen Rund zufrieden sein konnte. Auch seine Lage erstreckt sich längsseitig von Osten nach Westen. Der Lauf der (Grossen) Ferse umgiebt ihn an zwei Seiten, welche dennoch abschüssigen Wall besitzen. Diese Steilheit ist an den beiden anderen Seiten sehr stark erhöht. Der Aufweg im Nordwesten ist neuzeitlich in Windung angelegt, um die auf dem Plateau gezogenen Früchte mittelst Wagen abbringen zu können. Ich fand das Innere mit Kartoffeln bestellt. Dasselbe hat jetzt bis zur Wallkrone nur 4 Fuss Böschung, mag aber mit der Zeit eingepflügt sein. Der Ausgang ist entweder eine später von der Natur gebildete Parowe oder ein künstlich (früher oder später) hergestellter Ein- und Ausweg, der, jetzt mit nicht gemeinen Pflanzen bestanden, im Herbste nach der Aberntung von Krone und Abhang aber doch einen Weg erkennen lassen soll. Der Längsdurchmesser zählte 180, der quere von Norden nach Süden am westlichen, breitesten Theile 75 Schritte. Unter Assistenz des Herrn Kaufmann Arndt und des Mühlen-Werkführers Hrn. Heinrich stellte ich als Umfang der Wallkrone 233 + 55 + 185 Schritte fest, also zusammen 473 Schrite. Für die älteste Befestigung wird weniger ein im Westen sich vom Gute Owidz aus entgegen streckender, aber entfernterer Bergrücken (G. B.) von Einfluss gewesen sein, als ein links von der Ferse in deren Inselbildung vorspringender, aus gewachsenem Lehmboden bestehender Bergkegel, jetzt Garten (G.) des Werkführers der Mühle Owidz (M. O.). Da der Inselraum, wie gesagt, in zwei Theile zerfällt, von welchen der zur Ferse gerichtete höher und abgegrenzt ist, so ist nach der ganzen Formation nicht ausgeschlossen, dass sich hier früher ein Gegenwall befunden hat, dessen Umrisse freilich durch Graben und Bauen gänzlich verwischt sind. Bei der neueren schwedischen Befestigung ist er gewiss mit in das System hineingezogen gewesen, wie offenbar auch der nördlich, zwischen Wall und Ferse gelegene, fast dreiseitig angelegte Sumpf (S.) mit dazu verwendet wurde. Das Innere ist ein

schwarzer, humusreicher Boden, auf welchem ich nichts von Bedeutung vorfand; freilich hatte ein Regenwetter die Farbe der im Sonnenschein sonst durch Glanz oder grössere Helle sich auszeichnenden Scherben, die einen Anhalt gewähren konnten, der unterscheidungslosen des Erdbodens gleich gemacht. Nach Aussage alter Leute wurden früher dort Pferdeknochen und Menschenschädel gefunden, also wohl Ueberbleibsel der Schweden, die hier wochenlang gelagert haben sollen. Ist durch sie eine grössere Aufschüttung geschehen, so fand jedenfalls die Entnahme der Erde von der Nebenhöhe (N. H.) im Südosten statt, die früher wohl mit dem Ausläufer des Walles zur Ferse hin nicht nur zusammen hing, sondern auch gleiches Niveau gehabt haben mag, da sämmtliche Höhen auf dieser Seite nicht zu hoch sind. Doch auch ohne diese Hypothese kann die Natur von vorn herein hier einen höheren Vorsprung geschaffen haben. Dazu bedenke man, dass wohl aus keinem anderen Grunde rechts der Ferse dieser in ihrer Nähe der einzige Wall ist in dem linksseitig weiter verzweigtem Systeme.

Die Höhe der Aussenböschung, im Westen am stärksten, beträgt hier etwa 60 Fuss, wogegen beim Aufstiege im Osten die Schrittzahl höchstens 50 Fuss ergab, so dass eine Ueberhöhung im Westen um 10—15 Fuss statthat. Der Kessel ist durch den Pflug stark eingeebnet, wiewohl als Mulde noch immer erkennbar. Im Norden mögen es vom Walle bis zur nächsten Stelle der Ferse 70 Fuss sein. Wo wir im Nordosten nach der Passage über den Fluss unseren Aufstieg nahmen, geschah es auf einer vorländigen, sich allmählich mehrenden Erhöhung (V. L.), deren Dasein zur pomerellischen Zeit ich fast leugnen möchte, da sie durch Hochwasser und abgespültes Land entstanden sein kann. Auch in dem, an Schnee und Wasser überreichen Frühjahre 1888 hatte das Hochwasser fast die ganze Insel überschwemmt und zwei Leutewohnungen fortgerissen.

3) Ein historischer Burgwall bei Czechoczin, Kreis Neustadt, nicht aufzufinden.

Dr. R. Prutz führt in seiner Geschichte des Kreises Neustadt bei der speciellen Ortsgeschichte (S. 186), auf Urkunden gestützt, das Folgende an: „Den in den Grenzen von Czechoczin liegenden Burgwall (Borgkwel) behält sich ausser den üblichen Hoheitsrechten der Deutsche Orden vor, als Conrad Zöllner von Rothenstein, Comthur zu Danzig, am 12. April 1370 das Gut Czechoczin an den getreuen Barnislaw giebt, nach Culmischem Rechte zu besetzen". Czechoczin, im Kreise Neustadt, an der von Rheda nach Putzig führenden Chaussee gelegen, und in seiner Ausdehnung an deren Rändern entlang als Fortsetzung von Rheda anzusehen, streift hart an den dort zu Thal fallenden Höhenzug der Putziger Kämpe.

Jene historische Hindeutung auf einen vorhandenen Burgwall kann als eine der wenigen ähnlicher Art gelten, die wir überkommen haben. Uebrigens ist aus der obigen Verplattung des Wortes Burgwall selbst unschwer zu entnehmen, wie leicht daraus der andere Ausdruck Borchelt hat entstehen können. So dankbar wir für jene Hindeutung sein können, so ist doch zu verwundern, dass der so bestimmt gemeldete Burgwall in Wirklichkeit sich bis jetzt durchaus nicht auffinden lassen will. Weder die Generalstabskarte giebt ihn an, noch haben mir befähigte Umwohner etwas über ihn sagen können, wenngleich ich bei der Befragung die volksthümlichen Bezeichnungen dafür anwendete. Vielleicht mag seine Stelle noch unerforscht und unentdeckt in den waldbestandenen Bergen schlummern.

Der bei Auffahrt in die Waldberge links der Chaussee liegende isolirte Berg soll nach Versicherung von Hrn. Dr. Taubner, der ihn darauf hin untersuchte, nichts

Bemerkenswerthes darbieten. Eine Anhöhe heisst der Schreiberberg, weil sich vor Zeiten dort ein Schreiber erhängt haben soll, verräth also nicht einmal im Namen eine an einen Burgwall anklingende Spur. Käme auch für die Zukunft nichts Bezügliches zum Vorschein, so bliebe nur die Annahme übrig, dass etwa Czechoczin in früherer Zeit sich über die Grenzen von Rekau und Schlatau (als Neugründungen) erstreckt habe und demgemäss der geschilderte und doch wieder nicht als Burgwall anzusprechende Berg im Gisdepka-Thale als der gesuchte Burgwall anzusehen sei. Doch steht dem andererseits entgegen, dass das zwischenliegende Rekau ebenfalls um 1392 vom Danziger Comthur verliehen (a. a. O. S. 206) und Schlatau zur Zeit des Deutschen Ordens als einen Dienst leistend angeführt wird, beide also nicht unter Czechoczin mit einbegriffen sein konnten. Auch Pelzau, um auch dessen fraglichen Burgwall aus der Liste der Zugehörigkeiten zu streichen, wird als Pellischow 1473 vom Orden verliehen.

(22) Hr. Taubner zu Neustadt in Westpreussen berichtet gleichfalls über

westpreussische Burgwälle.

Von den nachstehend beschriebenen 3 Burgwallanlagen sind die beiden ersten in den jüngst erschienenen bezüglichen Sammelwerken nicht aufgeführt; der Verfasser war durch die Güte des Hrn. Treichel-Hoch-Paleschken von dem Vorhandensein derselben benachrichtigt worden. Die letzte ist durch das Verdienst desselben Herrn in das Behla'sche Werk als Burgwall bei Zarnowitz aufgenommen worden.

1) Burgwallanlage bei Abbau Prissnau im Kreise Putzig.

Zwischen den Dörfern Kniewenbruch und Worle befindet sich längs des Rhedaflusses ein $^1/_2$ Meile langes und halb so breites, vielfach noch unwegsames Moor. Hart an seinem nördlichen Rande liegt in der Nähe von Dorf Worle der Abbau Prissnau und $^1/_2$ *km* von ihm in nördlicher Richtung eine burgwallartige Anlage. Ihr ganzer Habitus verweist dieselbe unzweifelhaft in eine feuerwaffenlose Zeit; eine daran haftende Sage oder besondere Bezeichnung scheint nicht vorhanden zu sein. Ein von Ost nach West vom hohen Thalrande in das Moor auf eine Länge von 300 *m* vorspringender Bergrücken von 30 *m* Breite und 15 *m* Höhe ist durch einen 4 *m* breiten und jetzt ebenso tiefen Quergraben getheilt in der Weise, dass die isolirte Hälfte eine Länge von etwa 100 *m* hat. Nach der Grabenseite zu ist eine Brustwehr von $^3/_4$ Mannshöhe noch vorhanden, die anderen drei Seiten fallen in sehr steiler Weise zu dem umgebenden Moore ab. Augenscheinlich erreichte der Graben früher das Niveau des Moores und auch die Brustwehr erstreckte sich etwas höher. Das Moor ringsum ist noch heute zu Fuss nicht passirbar; an der einen Seite der Befestigung ist ein in jüngerer Zeit aufgeschütteter Damm durch dasselbe vorhanden. Die Oberfläche der Befestigung ist mit niedrigem, zerstreut stehendem Buschwerk bedeckt; zwischen ihm fanden sich, namentlich nach der Mitte zu, reichlich bröcklige Ziegeltrümmer, sowie einige gut erhaltene, theils roth, theils grau gebrannte Scherben mit parallelem Bandornament, die, obwohl recht alterthümlich, doch entschieden jünger sind, als die Scherben von dem hier als Muster gelten könnenden Neustädter Burgwall. Eine ausgiebigere Grabung konnte wegen Mangel geeigneter Geräthschaften nicht vorgenommen werden, wäre dann aber leicht ausführbar. Ein grösserer verwitterter Granitblock von rundlicher Form befand sich ungefähr in der Mitte der Befestigung, wie ihn bei ähnlichen Anlagen Hr. Treichel öfter anführt. Erwähnt sei hier noch, dass $^1/_2$ Meile nördlich von

Figur 1.



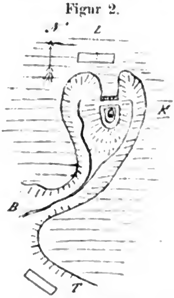
Ansicht von oben. Ansicht von der Seite.
F. L. Festland. M. Moor. B. Befestigung. Q. G. Quergraben. B. W. Brustwehr.

der Befestigung das Dorf Warschkau, durch einen directen Weg mit ihr verbunden, auf dem so zu nennenden hohen Festlande liegt, — eine Ortschaft, die aus rein sprachlichen Gründen Maroński (Die stammverwandtschaftlichen und politischen Beziehungen Pommerns zu Polen bis zum Ende der ersten polnischen Herrschaft im Jahr 1227. Neustädter Gymnasialprogramm 1866 S. 15 ff.) als schon in altpommerscher Zeit, vor dem Eindringen des eigentlichen Polenthums um das Jahr 1000 etwa, vorhanden gewesen anspricht

2) Der Schlossberg bei Tillau-Lubotzin.

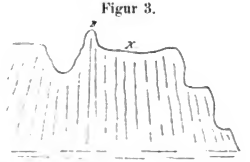
Einen Theil der westlichen Grenze des Putziger Kreises bildend, liegt in leicht nordöstlicher Richtung von der eben geschilderten Gegend der noch jetzt 1 Meile lange und ¼ Meile breite Zarnowitzer See. Seine steil ansteigenden Ufer erreichen die für norddeutsche Verhältnisse ansehnliche Höhe von 74—120 *m*. An seinem östlichen Rande liegen nacheinnnder von Norden nach Süden die Dörfer Lübkau, Kartoschin und Tillau. Die bei letztgenanntem Orte in das hohe Ufer hineingehende feuchte Schlucht birgt einen „Schlossberg". An diesen knüpft sich die gewöhnliche Sage von einem ehemals darauf vorhanden gewesenen Schloss und wird er noch vielfach mit einer gewissen Scheu angesehen. Auch hier hat man einen isolirt vorspringenden Bergrücken benutzt und ihn durch einen Quergraben getheilt derart, dass der auslaufende Theil 20 *m* Länge bei 10 *m* Breite hat. Nach dem Graben zu befindet sich eine Brustwehr über Mannshöhe. Von ihrer Krone bis zur Grabensohle sind 6 *m*, die grösste Breite des Grabens beträgt 4 *m*. Ausserdem

Figur 2.



Ansicht von oben.
L. Dorf Lubotzin. T. Dorf Tillau. B. Bach.
K. Kessel mit Brustwehr.

Figur 3.



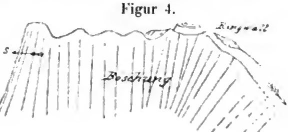
S Ansicht von der Seite.
S. sumpfiges Terrain. K. Kessel.
B. Brustwehr.

zeigt das Innere der Anlage noch eine leicht kesselförmige Aushöhlung. Die Bergseiten fallen bei der respectablen Höhe von 60 *m* namentlich zu beiden Seiten des Quergrabens sehr steil ab, die vom Graben am entferntesten liegende Seite dacht sich, einige Terrassen bildend, etwas sanfter ab und liegt der Gedanke nahe, dass die auf ihr vorhandenen horizontalen Plateaus zu der oberen kesselförmigen Oberfläche vom Gesichtspunkte der Benutzung aus noch hinzuzurechnen sind. Denselben terrassenförmigen Abfall mit Bildung kleinerer horizontaler Plateaus zeigt auch der Schlossberg bei Rekau im Kreise Putzig. Der Fuss des Berges ist von sumpfigem Terrain umgeben, aus dem jetzt ein Bach sich in den See ergiesst. In mässiger Tiefe liessen sich im Kessel Kohlenstücke constatiren. In geringer Entfernung in nördlicher Richtung von dem Berge auf dem hohen Festlande liegt das Dorf Lubotzin (nach Maroński liuba = Pinus pinea, währen tyl hintere Seite, Rücken bedeutet, also Tillau, — owo = das auf der hinteren, anderen Seite gelegene [Land]).

3) Der „Schlossberg" („die Wendenburg") bei Zarnowitz.

Ueberall in der Umgebung bekannt und vielfach förmlich gefürchtet ist ein geschlossener Ringwall von ovaler Form, 100 *m* lang und 80 breit. Er liegt auf einem etwa 1650 *m* winklig sich erstreckenden Bergausläufer von ähnlicher Höhe, wie der Tillauer Schlossberg, hart am östlichen Ufer des Zarnowitzer Sees zwischen den Dörfern Lübkau-Zarnowitz und Kartoschin. Zu drei Vierteln seines Umfanges ist er mit einem 3 *m* breiten und jetzt 2 *m* tiefen Graben umgeben, der nach dem See zu beiderseits offen ausläuft; der den Kessel einschliessende Wall selbst hat Mannshöhe, auf der dem See zugewendeten Seite fällt er sehr steil ab. An der östlichen Seite liegt auf eine Ausdehnung von 2 *m* als Kern des Walles eine aus Findlingen von Kopfgrösse bestehende Steinpackung ohne Bindemittel frei, nach Süden zu befindet sich innerhalb des Kessels eine kreisrunde ansehnliche Vertiefung, die auf eine brunnenartige Anlage zu deuten scheint. Der Wall liegt auf der Stelle des Bergrückens, wo dieser, die ursprünglich ostwestliche Richtung verlassend, ziemlich rechtwinklig nach Süden umbiegt; das nach Süden gerichtete Ende beträgt ungefähr $^2/_3$ des ganzen Bergrückens, der überall sehr steil zur Tiefe abfällt, bei der schon angedeuteten ebenfalls sehr ansehnlichen Höhe.

Figur 4.



Burgwall bei Zarnowitz.

Der Zarnowitzer Burgwall gehört augenscheinlich zu den complicirteren Anlagen, man dürfte ihn eher ein Burgwerk nennen. Einmal zeigt nehmlich der ostwestliche Theil des Bergrückens noch eine grössere Einsattelung, die nach allem ganz den Eindruck des Künstlichen macht, andererseits ist das nach Süden abgeknickte Ende des Bergrückens durch das Vorhandensein des Walles gerade an der Winkelspitze vom Festlande völlig abgeschlossen. Dieses letztere Ende zeigt ferner noch 3 in gleichen Zwischenräumen liegende Erhebungen, Vorwällen vergleichbar, und die südliche Endspitze ist noch mit einem 6 *m* hohen Gipfel gekrönt, der oben eine grössere horizontale Fläche trägt. Schon flachere Grabung innerhalb des Kessels und Revidirung der Maulwurfshügel förderte einige Scherben zu Tage, deren Brand und Bruch den aus der nordisch-arabischen Periode stammenden gleicht. Eine systematische Untersuchung der Anlage durch Tiefgrabung scheint bisher noch nicht stattgefunden zu haben, unterliegt jedoch keinen Schwierigkeiten.

Wie oben schon angedeutet, wird der Berg mit abergläubischer Scheu heute noch vielfach betrachtet. Auch auf ihm, erzählt die Sage, habe früher ein Schloss gestanden. Eine halbe Meile östlich vom Berge liegt in fruchtbarer Gegend das ansehnliche Dorf Krockow, früher Krekow genannt (vgl. auch Krakau), in Urkunden 1292 zuerst vorkommend, nach Maroński's Theorie aber schon in altpommerscher Zeit vorhanden. Etwas näher liegt das Dorf Zarnowitz selbst, wohl von Ziarno = Korn abzuleiten. Seine Geschichte dürfte zutreffende Schlüsse auf die Bedeutung des nach ihm heissenden Schlossberges gestatten. Urkundlich wird es zuerst 1215 erwähnt, 1235 wird in ihm ein Nonnenkloster gegründet vom Kloster Oliva aus, das selbst erst 1178 errichtet wurde, und da man die eigentliche Begründung der christlichen Kirche in Pomerellen erst um diese Zeit datiren kann, und die Maxime allbekannt ist, Wahrzeichen der neuen Lehre an Stellen zu errichten, wo der frühere Cultus seine Centren hatte, so wird der Zarnowitzer Burgwall ein solches wohl ebenfalls repräsentiren. Welche Bedeutung dieses Kloster einst hatte und wie nichts gespart wurde, es in jeder Beziehung in die Augen fallend zu machen, davon zeugen die noch heute vorhandenen Ruinen desselben, von denen es nach dem Ausspruch Sachverständiger sehr wünschenswerth wäre, dass man ihnen einen ausgiebigen Schutz gegen Wind und Wetter angedeihen liesse, zumal da einzelne Motive aus denselben selbst in kunstgeschichtlichen Werken Aufnahme gefunden haben, und ausserdem das, was an Kostbarkeiten in der mit ihrem hohen Schiff weithin sichtbaren jetzigen Zarnowitzer Kirche neben dem ehemaligen Kloster, die aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts stammt, noch vorhanden ist. Eine neue Chaussee macht Zarnowitz mit seinen so abwechselungsreichen verschiedenen Sehenswürdigkeiten und seinen sich tief in prähistorische Zeiten ersteckenden Residuen jetzt leicht erreichbar. —

Bei dieser Gelegenheit gebe ich einen kurzen Nachtrag zu meinen Mittheilungen über den

Landkartenstein (Verh. 1887. S. 422).

In Nr. 17 396, Jahrgang 1888 der „Danziger Zeitung“ ist ein Referat enthalten, in dem die „Reliefzeichnung“ auf dem seiner Zeit von mir als bearbeitet beschriebenen und in bestimmter Weise erklärten Steine auf dem Neustädter Schlossberge als durch Verwitterung entstanden hingestellt wird. Die relative Neuheit des einschlägigen Gegenstandes dürfte es nicht angezeigt erscheinen lassen, daraus eine Kontroverse auf dem Papier zu machen. Da ich indess Gelegenheit hatte, der Besichtigung, die jenem Referat die Grundlage gab, beizuwohnen, so weise ich darauf hin, dass damals der fragliche Stein wieder so weit zugeschüttet lag, dass wenig mehr davon zu Tage lag, als vor der vorher stattgehabten völligen Umgrabung. Es wurde von ihm gesagt: „Verwitterung befindet sich nur an einem kleinen Theile des Mantels, fast genau so weit, als der Stein vor der Auffindung frei lag“. Auf den vom Erdreich bedeckten Theilen des Mantels befinden sich nun auch speciell noch die angegebenen drei grösseren Mulden (Schalen), von denen zwei mit völlig glatter, die dritte, grösste mit theilweise treppenartiger Oberfläche versehen sind. Schliesslich dürfte man sich hier auch zu der Frage angeregt sehen: „Ist es der mikroskopischen Technik, die das Mineral ja auch in das Feld ihrer Thätigkeit gezogen hat, bisher gelungen, bei Defekten in Stein überzeugend zu sagen, ob hier eine Einwirkung chemischer oder mechanischer Agentien vorliege?“

(23) Hr. Virchow legt die erste Nummer einer neuen, in London erscheinenden armenischen Zeitschrift Le Haïasdan vor.

(24) Hr. Ed. Seler zeigt

mexikanische Stickereien mit Menschenhaar.

Hr. Dr. von Luschan legte in der vorigen Sitzung (S. 439) ein Paar Teppiche vor, in welche, neben der Wolle, Menschenhaar eingewebt war. Ich erlaube mir hier ein Taschentuch vorzuzeigen, welches ich von meiner Reise aus Mexiko mitbrachte und welches ausserordentlich fein ausgeführte Stickereien mit Menschenhaar enthält. Ich habe dasselbe in San Luis Potoú erworben, wo, wie mir erzählt wurde, seit langer Zeit solche Sachen gefertigt werden. Natürlicherweise ist das nie eine wirkliche Industrie gewesen. Nur einzelne Personen besitzen diese Fertigkeit, gegenwärtig in San Luis nur eine einzige Frau. Der Gegenstand der Stickerei ist ziemlich banal: das mexikanische Wappen, umgeben von Fahnen. Trommeln und anderem Kriegsgeräth. Die Stickerei selbst wirkt wie ein Holzschnitt; bewundernswerth ist namentlich die Kunst, mit der in den feinen Stoff die Haarenden verflochten sind, so dass auf der Unterseite kaum etwas zu sehen ist. Die Stickerin arbeitet an einem solchen Tuch zwei Monate und der Verkaufspreis beträgt 6 Dollar mexikanischer Währung (= etwa 19 Mk.).

(25) Hr. Fritsch schenkt der Gesellschaft photographische Erinnerungs-Blätter, Scenen aus dem letzten Bonner Congress darstellend. Dieselben sind mit dem von ihm erfundenen, veränderten Modell der Stirn'schen Geheimcamera (als Momentbilder) aufgenommen und nach den Negativen vergrössert worden. Hr. C. Günther hat die Negativen in Verwahrung und verkauft auf Wunsch beliebige Copien jener Blätter.

(26) Hr. Schwartz berichtet über einen

grossen Bronzefund von Mellenau in der Uckermark.

Der nordwestliche Theil der Uckermark ist in vielfacher Beziehung interessant. Es ist gerade der Landstrich, wo Hr. Schwartz vor mehr als 40 Jahren die Entdeckung machte, dass in Gebräuchen und Aberglauben noch aus der deutschen Heidenzeit der Name der Frick, der Gemahlin Wodans, fortlebe, und wo er bei einer Besichtigung der zu Boitzenburg gehörenden Wälder vor einigen Jahren sich von der Fülle der noch vorhandenen Hügel- und Steingräber überzeugte, die schon bei den früheren Wanderungen in der Gegend seine Aufmerksamkeit erregt hatten. Der erwähnte Fund ist daselbst im Frühjahr 1888 in Mellenau, dem Gute des Grafen Albrecht von Arnim, zufällig auf der Feldmark Arnimhain in einem 500 *m* nördlich und 1500 *m* westlich von dem Dorfe Legun gelegenen Holze. und zwar 1 *m* tief, in einem Moorloch beim Ausgraben desselben gemacht worden. Auf eine Einladung des Herrn Grafen begab sich Hr. Schwartz mit Hrn. Dr. Weigel nach Mellenau zur Besichtigung des Fundes. Derselbe stellt sich den grossen märkischen Funden von Lemmersdorf und Schwachenwalde würdig zur Seite. Er umfasst im Einzelnen folgende Gegenstände: 1) Drei kleine Goldspiralen aus einfachem Draht mit 7—9 Windungen. Das Uebrige ist von Bronze, nehmlich: 2) ein Celt, 16,4 *cm* lang, mit breiter, ausgeschweifter Schneide (7,7 *cm* breit) und ziemlich erhabenen Seitenkanten. 3) ein Flachcelt gewöhnlicher Form, 11,6 *cm* lang und an der Schneide 5,3 breit: am Bahnende defekt. 4) ein Meissel in Celtform mit kleinen Seitenkanten, 10,2 lang und 2,3 *cm* breit, am Bahnende defekt. 5) ein schwach

1) S. Zeitschrift XVII. 527 f

sichelförmiges Messer, ziemlich rohe Arbeit, mit einer Kante am Rücken, ohne Knopf. 6) eine Spule von Bronze (die eine Scheibe etwas defekt), 13,5 *cm* lang, die intakte Scheibe 8,1 im Durchmesser. 7) vier kragenförmige Colliers; gerippt, an den Enden etwas umgebogen, theilweise defekt, Durchmesser 13,8 *cm*. 8) drei grosse Nadeln mit flachem, getriebenem, scheibenförmigem Kopf; oben eine kleine Oehse, 20 *cm* lang. Grösster Durchmesser der Scheibe etwa 9 *cm*; z. Th. sehr defekt. 9) vier offene Armringe aus dickem, rundem, nach den Enden zu sich verjüngendem Bronzedraht. Grösster Durchmesser 10,9 *cm*. 10) kleiner, massiver, offener Armring, nach innen platt, nach aussen gewölbt, an den Enden sich etwas verjüngend. Grösster Durchmesser 5,8, grösste Stärke, der Oeffnung gegenüber, 1,3 *cm*. 11) zwei Zierstücke (Brustschmuck?), aus zwei Scheibenspiralen bestehend, die, ähnlich einem Pince-nez, durch einen Bügel verbunden sind. Grösste Länge 16,1, Breite 6,6 *cm*. 12) zwei Bruchstücke eines Gürtels aus dünnem, getriebenem Bronzeblech, breit 4,2 *cm*. 13) Fragment eines ähnlichen Zierstückes aus dünnem, getriebenem Bronzeblech, an einer Seite defekt, an der anderen öhsenartig umgebogen. 14) Ring (Armring?) aus Bronzedraht; an den Enden erst flach gehämmert und dann öhsenartig umgebogen. Grösster Durchmesser 9,6 *cm*. 15) Acht kleine runde scheibenförmige Platten mit Oehsen zum Einhängen; in der Mitte ein Knopf, von zwei concentrisch-erhabenen Kreisen umgeben (an 5 Stücken von zweien, an 3 von dreien), wahrscheinlich ein Halsschmuck. 16) Eine 18,5 *cm* lange, aus einem 0,6 breiten Bronzestreifen gebildete Spirale, deren Durchmesser 0,9 *cm* beträgt. 17) sieben kleine cylindrische Spiralen aus etwas breitem, flachem Bronzedraht mit einem Durchmesser von 0,5 *cm*. 18) kleine Armspirale von 8 Windungen. Grösster Durchmesser 4,1; nach innen flach, nach aussen etwas gewölbt. Breite des Bandes 0,5 *cm*. 19) vier Bruchstücke von Armbändern aus dünnem, 1,7 *cm* breitem Bronzeblech. 20) Eine grosse Menge von Bruchstücken von Armspiralen, bestehend aus einem 0,9 *cm* breiten, in der Mitte etwas verstärkten Bande; zwei von denselben in einander geschoben. 21) Desgleichen von einer Breite von 0,7 und mit kleinen scheibenförmigen Spiralen an den Enden verziert. Eine scheint zerbrochen gewesen zu sein und ist an dieser Stelle mit ganz feinem Bronzedraht umwickelt. 22) zwei in Röhren zusammengerollte Bruchstücke aus dünnem Bronzeblech. 23) vier kegelförmige Tutuli (5,9 *cm* hoch), unterer grösster Durchmesser 3,5 *cm*. Zwei mit Längsrippen verziert. Unten sehr defekt.

Fast sämmtliche Gegenstände sind also Frauenschmucksachen. Sie lagen in einem Gefäss aus bräunlichem, sehr mit Kies untermischtem, rauhem Thon. Der Rand desselben ist glatt und mit etwa 0,5 *cm* langen vertikalen Einkerbungen ringsherum verziert. Die Stelle war, als das betreffende Depot versenkt wurde, wahrscheinlich ein Wasserloch, eine Art Tümpel, wie er sich ja heutzutage noch fast bei jeder Niederlassung findet und namentlich für ein schnelles Verbergen und Wiederfinden unter Umständen geeigneter und auch sicherer ist, als das Vergraben eines Schatzes.

(27) Hr. Bartels legt photographische Aufnahmen des Hrn. Dr. Mies in Köln von 6 Schädeln vor, welche auf senkrecht stehenden Tafeln der Art aufgestellt werden können, dass man Schädelansichten von beiden Seiten und von vorn her gewinnt. (Vgl. Correspondenzblatt der deutschen anthropologischen Gesellschaft 1888. No. 10 und 11.)

(28) Hr. Virchow berichtet über Reiseergebnisse

auf dem Wege der Langobarden.

Während der letzten Sommerferien hatte eine Einladung von befreundeter Seite mich und einen Theil der Meinigen an den schönen Millstatter See im westlichen Kärnthen geführt. Die Grenzgebirge gegen Italien waren so nahe, dass ein alter Wunsch, die Pässe nach dem östlichen Winkel der transpadanischen Tiefebene einmal selbst zu sehen, in mir lebendig wurde. Schon auf meiner vorjährigen Herbstreise durch Südösterreich hatte ich in den Museen von Wien und Triest die merkwürdigen neuen Funde aus den Nekropolen des Küstenlandes kennen gelernt, darunter namentlich die von S. Lucia in Tolmein und von Caporetto, eben aus jener Gegend, wo älteste Alpenübergänge von Italien herüber liegen (Verh. 1887. S. 548). Nun war gerade Hr. Carlo de Marchesetti, der treffliche Direktor der Triester Museen, von Neuem in S. Lucia thätig und hatte mich freundlich eingeladen, Zeuge seiner Ausgrabungen an Ort und Stelle zu sein. So brachen wir denn am 28. August über Villach und Tarvis auf.

Von Tarvis aus hätten wir die schnelle, bequeme und höchst anziehende Fahrt über das Gebirge mit der Pontebba-Bahn machen können. Ich zog es jedoch vor, die fast in Vergessenheit gerathene Strasse über den Predil-Pass einzuschlagen. Wir gingen daher zu Wagen nach Raibl, das uns plötzlich mitten in das Gebirge mit einer, trotz des herannahenden Herbstes noch recht üppigen Alpenflora versetzte, erreichten von hier mit Leichtigkeit den hart unter dem gewaltigen Mangart (2678 *m*) gelegenen Predil mit seiner Passhöhe von 1162 *m*[1]), stiegen dann in steiler Abfahrt nach Flitsch herunter und erreichten hier den obersten Lauf des Isonzo, der sich durch gewaltige Lagen von altem Moränenschutt sein tiefes Bett gegraben hat. Immer am Ufer des tief unter der Strasse rauschenden Stromes führte uns die gut ausgebaute Strasse durch eine sehr wechselvolle Landschaft, deren kahle Felshöhen und fruchtbare Thalbuchten mich lebhaft an den südlichen Abstieg des Kaukasus auf der grusinischen Militärstrasse erinnerten. So gelangten wir am Mittage des 30. August nach Caporetto (in deutscher Benennung zu Karfreit umgewandelt), einem wohlhäbigen Flecken am obersten Ende einer breiteren Niederung, von der geradeaus gegen Südosten das hier sehr üppige Thal des Isonzo nach Tolmein zieht, während nach Nordwesten ein anderer Thalzug über eine niedrigere Wasserscheide zum nahen Natisone führt, der das vorliegende Gebirge gegen Südwesten durchbricht und bei Cividale in die lombardische Ebene hinaustritt, um sich später in den Isonzo zu ergiessen.

In Caporetto erwartete uns Hr. de Marchesetti mit seiner Familie. Wir erkletterten in glühender Mittagshitze den über dem Orte ansteigenden Gebirgsvorsprung und musterten auf dessen Höhe alte Steinwälle und Reste prähistorischer und römischer Ansiedelungen. Dann durchwanderten wir das prähistorische Gräberfeld, das sich unter dem Orte in breitem Zuge erstreckt. Gegen Abend brachen wir wieder auf und folgten dem Laufe des Isonzo, begleitet auf der linken Seite von den mächtigen Vorbergen des Krn (2246 *m*), auf der rechten von dem langen Rücken des Matajur (1642 *m*). Von der Höhe des letzteren überschaut man das ostlombardische Tiefland bis zum adriatischen Meere. Nach einigen Stunden waren wir in dem malerisch gelegenen Tolmein, einem der Asylplätze des flüchtigen Dante, und mit beginnender Nacht trafen wir in S. Lucia ein.

1) Eine recht gute Abbildung in der „Länderkunde des Erdteils Europa." Leipzig und Prag 1887. I. Oesterreich-Ungarn von Supan. S. 93; eine andere in „Die Oesterr.-Ung.-Monarchie". Geogr. stat. Handb. von Friedr. Umlauft. Wien und Pest. Lief. 2.

Bevor ich über diesen höchst merkwürdigen Platz weiter berichte, möchte ich einige Bemerkungen über die Bedeutung der eben skizzirten Strasse in früherer Zeit machen. Freilich nicht in prähistorischer Zeit; darauf werde ich später zurückkommen. Vielmehr ist es die Zeit der grossen Völkerwanderung, deren Züge, obwohl vielfach gerade gegen die julischen Alpen gerichtet, doch noch manche Aufklärung erfordern, da die Geschichtsschreiber über das Einzelne der Hergänge meist sehr schnell hinweggehen. Vorzugsweise ist es der Weg der Langobarden, den ich besprechen möchte, nicht bloss weil sie ein Volk unserer Gegenden waren, und zwar gerade dasjenige, mit dem die grosse Völkerbewegung im Osten ihren Abschluss fand, sondern auch, weil sie durch 2 Jahrhunderte eine beherrschende Stellung in Italien behauptet haben, und weil sie mit nur wenigen anderen germanischen Wanderstämmen den Vorzug geniessen, einen Geschichtsschreiber aus ihrer eigenen Mitte hervorgebracht zu haben. Paulus Diaconus, Warnefried's Sohn, ein Zeitgenosse Karl's des Grossen, hat in seiner Historia Langobardorum Alles gesammelt, was unter seinen Landsleuten noch an alten Wandersagen überliefert wurde. Das ist nun freilich ein buntes Gemisch von Dichtung und Wahrheit, aber es lässt sich daraus, zumal unter Heranziehung anderer Zeugnisse, doch ein gewisser Kern von Thatsächlichem auslösen. Diesen will ich zunächst herauszuschälen versuchen.

Am wenigsten verlässlich ist der erste Theil der volksthümlichen Ueberlieferung, welcher die Urheimath und die erste Wanderperiode des Volkes betrifft. Alle geschichtlichen Gründe sprechen dafür, dass im ersten nachchristlichen Jahrhundert die Langobarden am linken Ufer der Niederelbe in der heutigen Provinz Hannover sassen. Jac. Grimm (Geschichte der deutschen Sprache. 4. Auflage. Leipzig 1880. S. 475), nachdem er diese Gründe zusammengestellt hat, führt fort: „Mit diesem Wohnsitz trifft auch vollkommen überein die Lage des Bardangâ (Bardengauwi Pertz I. 184) im Lüneburgischen, dessen Name, wie der des Fleckens Bardanwîc, zugleich für die Barden d. i. Langobarden zeugt". Tacitus lässt (Annal. II. 7) sie in dem Kampfe der Cherusker gegen Marbod neben den Semnonen als Alliirte Armin's erscheinen. Ob sie jemals auf beiden Seiten der Unterelbe wohnten, wie Dahn (Vorgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Berlin 1881. I. S. 21) angiebt, ist mindestens sehr zweifelhaft. Nach dieser Zeit hören wir zum ersten Male wieder den Namen der Langobarden um die Zeit des grossen Markomannen-Krieges, wo 6000 Mann derselben mit Obiern über die Donau gingen und hier zurückgeschlagen wurden (Zeuss Die Deutschen und die Nachbarstämme. S. 471). Gleichviel, ob man dieses Ereigniss, wie es gewöhnlich geschieht, an den Schluss des Markomannenkrieges, etwa um 170 oder 174, oder mit Mommsen (Römische Geschichte Bd. V. 2. Aufl. S. 209) vor den Beginn desselben, bald nach 161 stellt, so ist diese Notiz doch um so mehr bemerkenswerth, als zu den Hülfsvölkern der Markomannen auch Vandalen gehörten, der Anfang einer Bewegung der nördlichen Germanen von der Elbe und Oder gegen die östliche Donau also schon im zweiten Jahrhundert erkennbar wird.

Diesen Weg hat auch die eigentliche Wanderung der Langobarden in ihrem Anfange, ungefähr um die zweite Hälfte des 4. Jahrhunderts (Grimm S. 476. E. v. Wietersheim, Gesch. der Völkerwanderung. Leipzig 1864. IV. S. 477) genommen. Paulus (Historia Langobardorum I. c. 1 et 2, in Monum. Germ. historica. Script. rerum langob. et ital. Saec. VI—IX. Hann. 1878. p. 48), der hier die Langobarden Winnili nennt, setzt ihre Heimath auf die Insel Scandinavia, fügt aber sogleich hinzu: haec insula, sicut retulerunt nobis qui eam lustraverunt, non tam in mari est posita, quam marinis fluctibus propter planitiem marginum terras ambien-

tibus circumfusa. Freiherr v. Hammerstein-Loxten (Der Bardengau. Hann. 1869. S. 52) giebt an, dass noch im 13. Jahrhundert die einzelnen Marschländer (Gaue) an der Niederelbe insulae genannt wurden. Mindestens wird man zugeben müssen, dass die Insel Scandinavia (Skatenauge) weder mit der skandinavischen Halbinsel, noch mit den dänischen Inseln etwas zu thun hat. Sehr bezeichnend ist die weitere Angabe des Paulus, dass der Auszug wegen Uebervölkerung erfolgte und dass nur der dritte Theil des Volkes, und zwar durch das Loos, dazu bestimmt wurde. So erklärt sich das Zurückbleiben eines genügend starken Grundstockes im Bardengau, der noch während des ganzen Mittelalters diesen Namen bewahrte.

Die ausziehende Schaar wäre nun nach der Volkssage (Paulus l. c. 7—10) zuerst nach Scoringa gelangt und dort auf ein Heer der Vandalen gestossen, welches sie besiegten; in Folge einer Hungersnoth hätten sie jedoch das Land wieder verlassen und seien nach Mauringa, von da nach Golanda, Anthaib, Banthaib und Vurgundaib gezogen (c. 11—13), überall nur einen kurzen Aufenthalt machend. Später seien sie zu den Amazonen und Vulgaren gekommen, bis sie endlich nach der Vernichtung der Ruger durch Odoaker das leergewordene Rugiland (ulteriorem Danubii ripam, quam a Norici finibus idem Danubius separat) in Besitz genommen hätten. Aber auch da seien sie nicht lange geblieben, vielmehr seien sie unter ihrem Könige Tato wiederum ausgezogen und hätten in campis patentibus, qui sermone barbarico feld appellantur (c. 20), gewohnt. Hier seien sie nach 3 Jahren in einen Kampf mit Herulern gerathen und hätten dieselben in einer glänzenden Schlacht vernichtet.

Damit befinden wir uns zum ersten Male wieder ausserhalb der blossen Sage, denn auch Procop (De bello gothico II. 14) berichtet von diesem Siege, der etwa 494 oder 495 gewonnen sein muss. Damals seien die Langobarden schon Christen (Arianer) gewesen.

Der frühere Wanderzug in seinen einzelnen Abschnitten bleibt allerdings ganz sagenhaft (K. Müllenhoff Deutsche Alterthumskunde II. S. 97). Nur soviel lässt sich erkennen, dass derselbe über ein Jahrhundert gedauert und ziemlich weit nach Osten abgebogen haben muss. Dahin weisen die Namen Mauringa (nach dem Geographen von Ravenna das Land im Osten der Niederelbe), Golanda (wahrscheinlich Gothenland), Anthaib und Banthaib (nach Schaffarik das Land der Anten und Wenden), Vurgundaib (das Land der Burgunder), Amazonen (Finnen) und Vulgaren (nach Zeuss S. 710 Hunnen). Dann erst kamen sie an dem linken Ufer der Donau an und besetzten Rugiland, von wo sie sich ostwärts in die Theiss-Ebene zogen. Dies geschah etwa 40 Jahre nach dem Tode Attila's (453) und der Vertreibung seiner Söhne, und stimmt recht gut mit der Angabe von der Besetzung Rugiland's durch die Langobarden, da die Vernichtung der Rugier durch Odoaker in das Jahr 487 fällt. Vor dieser Zeit müssen die Langobarden noch sehr viel nördlicher gesessen haben, da ihrer in dem grossen Zuge Attila's gegen Gallien nirgends gedacht wird. Von Rugiland aber sagt Paulus (c. 19): in ea, quia erat solo fertilis, aliquantis commorati sunt annis. Nachdem sie dann 3 Jahre im „Feld" gewohnt hatten, führten sie den erwähnten Krieg gegen die Heruler (c. 20).

Allein trotz ihres Sieges hatten sie auch im „Feld" nicht lange Ruhe. Schon im Jahre 526 (Zeuss S. 440, 474) zogen sie unter ihrem Könige Audoin über die Donau nach Pannonien, wo ihnen vom Kaiser Justinian Sitze neben den Gepiden eingeräumt wurden. Die nächste Zeit füllt der Beginn mörderischer Kämpfe mit den Gepiden, einem allem Anschein nach gothischen, von der Mündung der Weichsel hergezogenen Stamme, dessen König Ardarich nach Attila's Tode die siegreiche Empörung der germanischen Stämme geleitet hatte. Sie hatten seitdem

den Besitz des alten Hunnenlandes an der Theiss behauptet und mögen schon hier mit den Langobarden zusammengestossen sein. Indess der entscheidende Conflikt vollzog sich in Pannonien, dessen südlicher Theil von den Gepiden besetzt war. Schon im Jahre 551 erlitten diese durch die Langobarden, denen Hermunduren unter Amalafried zu Hülfe gezogen waren, eine schwere Niederlage; 566 erfolgte ihre völlige Vernichtung durch den jungen König Alboin und die mit ihm verbündeten Avaren. In dieser Schlacht fiel der Gepidenkönig Kunimund, aus dessen Schädel Alboin jene verhängnissvolle Trinkschale (scala nach Paulus c. 27) fertigen liess, die später seiner Gattin Rosimunda, der Tochter Kunimund's, den Grund zu seiner Ermordung lieferte.

Schon zwei Jahre nach dem Siege, 568, brach Alboin nach Italien auf, gereizt durch die Einladung des, mit dem Hofe von Byzanz zerfallenen Narses, der nach alter Weise italienische Früchte schickte, um die Vorzüge des Landes unmittelbar zur Anschauung zu bringen (Paulus II. c. 5). Vorher jedoch hatte Alboin seine „alten Freunde", die Sachsen, zur Theilnahme an dem Zuge aufgefordert, und es waren ihrer mehr als 20000 Mann mit Weibern und Kindern gekommen. Auch hatte er mit den Avaren einen Vertrag geschlossen, wonach er ihnen Pannonien überliess, den Langobarden jedoch für den Fall, dass sie zurückkehren müssten, den Besitz ihrer Aecker vorbehielt. Der Aufbruch erfolgte am 1. April (c. 6—7).

Von besonderem Interesse ist die Betheiligung der Sachsen. Paulus sagt ausdrücklich, dass Chlotar und Sigisbert, die Könige der Franken, in das Gebiet, aus welchem diese Sachsen ausgezogen waren, Suavos aliasque gentes gesetzt hätten. Es ist dies jener Schwabengau (Nordschwaben) am Ostrande des Harzes, auf welchen ich zu wiederholten Malen die Aufmerksamkeit der Gesellschaft gerichtet habe (Verh. 1886. S. 67, 566. 1887. S. 386, 399). Auch die Namen der aliae gentes, welche hier angesetzt wurden, haben sich in dem Hessengau, dem Frisonovelt und dem Nordthüringau bleibend erhalten, da diese Gegend die einzige an der Mittelelbe war, in welche die Slaven nicht dauernd eindringen konnten. Man ersieht aus dieser Nachweisung, dass die Heimath der Sachsen, welche mit den Langobarden den Zug nach Italien antraten, dem Bardengau benachbart war, und es erscheint daher nicht unwahrscheinlich, dass damals auch weiterer Nachschub aus dem Bardengau selbst zu den Stammesgenossen in Pannonien gestossen ist. Jedenfalls ist es klar, dass die letzteren noch in dieser Zeit Beziehungen zu ihrer alten Heimath bewahrt hatten. Ich will hier gleich der Vollständigkeit wegen anfügen, dass die genannten Sachsen nach der Eroberung von Oberitalien, dem Beispiele der Langobarden folgend, einen Raubzug nach Gallien unternahmen, aber von dem Patricier Mummulus zurückgeworfen wurden. Sie kehrten dann freilich nach Italien zurück, zogen aber sehr bald mit Weibern, Kindern und allem Hausrath zu Sigisbert, dem Könige der Franken, um mit seiner Unterstützung wieder in ihr Vaterland zu gelangen. Als Grund wird angeführt, dass sie sich der Herrschaft der Langobarden nicht unterwerfen wollten. König Sigisbert gestattete ihnen die Heimkehr, aber die Schwaben und die anderen neuen Bewohner, welche inzwischen das verlassene Gebiet besetzt hatten, wollten ihnen nur einen Theil ihres alten Besitzes zurückerstatten. Darüber entbrannte ein Kampf, in welchem 20000 Sachsen fielen; trotzdem setzte der Rest den Kampf fort und erst nach einer neuen schweren Niederlage fügte er sich in sein schweres Geschick (Paulus III. c. 5—7). Man sieht aus diesem Beispiele, dass der alte Geschichtsschreiber, obwohl er es mit den Zahlen nicht besonders genau nimmt, im Uebrigen mit den Ereignissen der späteren Zeit auch im Norden recht wohl vertraut war.

Kehren wir nach dieser kleinen Abschweifung zu den Langobarden in Pannonien

zurück. Ueber den Weg, den sie einschlugen, um Italien zu erreichen, ist nichts überliefert. Paulus (II. c. 7) sagt nur: Igitur Langobardi, relicta Pannonia, cum uxoribus et natis omnique supellectili Italiam properant possessuri. Man wird also den Weg auf andere Weise construiren müssen. Die römische Provinz Pannonia mit ihren Unterabtheilungen in ein oberes und unteres Land umfasste das grosse Gebiet zwischen Vindobona und Sirmium auf dem rechten Donau-Ufer, dessen nördlicher Theil früher von den keltischen Bojern bewohnt worden war. Schon sehr früh hatten die römischen Kaiser angefangen, fremde Stämme hier anzusiedeln. Claudius zog im Jahre 50 Quaden dahin, Marcus Aurelius verstärkte deren Zahl nach dem Markomannenkriege; Aurelian und Diocletian liessen Karper, Bastarner und Sarmaten zu; Constantin der Grosse nahm die asdingischen Vandalen daselbst auf (Kämmel, Die Anfänge deutschen Lebens in Oesterreich. Leipzig 1879. S. 114). Später brach Attila mit den Hunnen ein und machte von hier seinen grossen Zug nach Italien. Nach seinem Tode blieb das Land den Ostgothen (ebendas. S. 120), die schon im Jahre 404 von hier aus einen Einfall in Italien gemacht hatten. Die Wege nach Italien mussten also den Barbaren wohl bekannt sein. Waren doch schon in vorrömischer Zeit keltische Carner auf die Südabhänge der Alpen vorgedrungen und hatten das Land bis zur Adria besetzt[1]). In ihrem Gebiete gründeten die Römer 181 v. Chr. den grossen Waffen- und Handelsplatz Aquileja (Zeuss S. 249). Von hier ging die, wahrscheinlich von Augustus erbaute grosse Römerstrasse aus, welche die julischen Alpen in der Richtung des Birnbaumer Waldes überstieg und über Emona (Laibach), Celeja (Cilly) und Poetovio (Pettau) nach Ostpannonien führte, um hier mit einer nördlichen Abzweigung Carnuntum, mit einer südöstlichen Sirmium zu erreichen. Auf dieser Strasse zogen sowohl römische Heere, z. B. unter Septimius Severus, als auch Markomannen und Quaden 373 (Ammianus Marcellinus XXVIII. 6, 1) und bald nachher das westgothische Heer unter Alarich 402 (Müllner, Emona. Laibach 1879. S. 31) nach Italien. Sie musste hinreichend bequem sein, denn nach Strabon diente sie auch für den Wagenverkehr.

Gewiss liegt es sehr nahe, diese Strasse auch für den Einfall der Langobarden in Anspruch zu nehmen. Indess scheint dagegen eine sehr bestimmte Angabe des Paulus zu sprechen. Er sagt (II. c. 8): Igitur cum rex Alboin cum omni suo exercitu vulgique promiscui multitudine ad extremos Italiae fines pervenisset, montem qui in eisdem locis prominet ascendit, indeque, prout conspicere potuit, partem Italiae contemplatus est. Qui mons propter hanc, ut fertur, causam ex eo tempore mons Regius appellatus est. Ferunt, in hoc monte bisontes feras enutriri. Nec mirum, cum usque huc Pannonia pertingat[2]), quae horum animantium ferax est. Zu dem mons Regius macht Bethmann (Script. rer. Langob. p. 76, annot. 6) die Bemerkung: Monte Maggiore, quem ex archivi capitularis Forojuliensis fenestris

1) Unter den sprachlichen Concordanzen will ich nur 2 erwähnen. Tarvis in Kärnthen, an der alten Römerstrasse, hat sein Analogon in Tarvisium, heute Treviso; Freiherr von Czörnig (Die alten Völker Oberitaliens S. 143 Anm. 1) leitet letzteres von der Verpflanzung des Bergvolkes der Tarvisini (Cassiodor) her. Plinius, Hist. nat. III. c. 22 lässt den Fluss Silis (Sile bei Treviso) ex montibus Tarvisanis entspringen; c. 23 nennt er einen Stamm der Taurisani. Sollte dies eine einfache Umstellung der Buchstaben sein? — Der Sontius (Isonzo) findet seinen Namensverwandten in dem Flusse der Ambisontier, der Salzach, von welcher Zeuss (a. a. O. S. 242) nachweist, dass sie Isonza (Isonta) geheissen haben muss.

2) Pannonien im späteren Sinne reichte durch das Thal der Sau bis in die Nähe von Tarvis.

mihi monstravit canonicus de Orlandis, mense Aprili, nive coopertum, narravitque, totam inde conspici posse terram Friulanam, nominarique nunc etiam 'Monte del Re'. Dazu fügt Waitz den Zusatz: Nomen huic narrationi causam praebuisse, verisimile est. Was dieser Zusatz bedeuten soll, ist mir nicht klar. Ich habe schon vorher erwähnt, dass man vom Matajur aus die italienische Ebene bis nach Venedig übersehen kann; der ganz nahe, etwas nördlicher gelegene, obwohl ein Geringes niedrigere (1617 *m*) Monte Maggiore, der hart an die Ebene stösst, muss diese Aussicht in gleicher Weise bieten. Nun giebt es freilich in den julischen Alpen noch andere Berge, welche eine beherrschende Lage einnehmen, wie man vom adriatischen Meere aus sehr bequem sehen kann. Müllner (a. a. O. S. 192) erklärt, die Schilderung des Paulus passe vortrefflich auf die Hrušica im Birnbaumer Walde, welche er mit der Station ad Pirum summus Alpes des hierosolymitanischen Itinerars identificirt (S. 123); er hat hier in der Nähe ober Podkraj sogar eine Kuppe entdeckt, die den Namen Krališki vrh (Königsberg) trägt. Aber diese Strasse führte direkt nach Aquileja, und Alboin zog nicht dahin, sondern nach dem viel weiter nördlich gelegenen Forum Julii. Die Stelle des Paulus (II. c. 9) lautet: Indeque (d. h. nach der Besteigung des Berges) Alboin cum Venetiae fines, quae prima est Italiae provincia, sine aliquo obstaculo, hoc est civitatis vel potius castri Foroiulani terminos introisset, perpendere coepit etc. Siquidem omnis Italia, quae versus meridiem vel potius in eorum (?) extenditur, Tyrreni sive Adriatici maris fluctibus ambitur, ab occiduo vero et aquilone iugis Alpium ita circumcluditur, ut nisi per angustos meatus et per summa iuga montium non possit habere introitum: ab orientali vero parte, qua Pannoniae coniungitur, et largius patentem et planissimum habet ingressum. Es wird dann weiter erzählt, dass der König zum ersten Herzog der Stadt und des ganzen Gebietes den Marschall (marpahis, vergl. v. Hammerstein S. 60) Gisulf bestellt habe.

Man sollte meinen, dass diese Schilderung im Munde des Paulus, der selbst in Forum Julii geboren war und dessen Urgrossvater Leupchis den Zug aus Pannonien mitgemacht hatte (lib. IV. c. 37), ganz unverfänglich sein müsse[1]). Nichtsdestoweniger macht Bethmann (Script. p. 77. annot. 2) zu den Worten „castri Foroiulani" folgende Anmerkung: Castrum Julium erat Colonia Julia Carnia, sita paulo supra Osopum et Ragogna versus cacumen Alpium Juliarum. Quadraginta millibus passuum Italicorum inferius versus austrum sita est ad Natisonem civitas Forojulii, nunc Cividale del Friuli, Alboini tempore villa obscura, postea castro Juliensi jam diruto crescens et ducatus caput factum. Contrariam vero sententiam incolae hujus civitatis defendunt, in ea coloniam sitam fuisse contendentes. Nun lag Julium Carnicum, jetzt Zoglio, an den Quellen des Tagliamento an der Bergkette, welche die Gail und Drau auf der Südseite begleitet (Zeuss S. 249), also in nördlicher Richtung, in einer Gegend, welche niemals den Namen Pannonia, vielmehr vorzugsweise den Namen Carnia getragen hat. Es war dies die Strasse, welche nach Germanien führte. Paulus selbst berichtet (II. c. 13) von einer Reise des Fortunatus nach Tours, die er kurz vor der Ankunft der Langobarden in Italien unternahm: Qui sibi, ut in suis ipse carminibus refert, illuc properandi per fluenta Tiliamenti et Reunam perque Osupum et Alpem Juliam perque Aguntum castrum (Innichen) Dravumque et Byrrum fluvios ac Briones et Augustam civitatem (Augsburg) iter fuissse describit. Dass dies nicht die Strasse der aus Pannonien vor-

1) Freilich noch unverfänglicher ist der Satz in Andreae Bergomatis historia (Script. rerum Langob. p. 222): Igitur Langobardi introierunt Italia per Foroiulanorum terminum.

brechenden Langobarden sein konnte, liegt auf der Hand. Allem Anscheine nach waren diese Pässe übrigens damals in der Hand der Franken.

Aber ebenso wenig ist es wahrscheinlich, dass Alboin die Reichsstrasse nach Aquileja einschlug. Paulus (II. c. 10) erzählt freilich, dass bei der Invasion der Langobarden in Italien der Patriarch von Aquileja, aus Furcht vor der Barbarei der Eindringlinge, nach der Insel Grado geflohen sei und den ganzen Kirchenschatz dahin mitgenommen habe. Aber die Flucht würde ihm vielleicht nicht gelungen sein, wenn die Langobarden direkt auf Aquileja marschirt wären: jedenfalls würde Paulus davon gesprochen haben, wenn seine Landsleute die Trümmerstätte der alten und so berühmten Colonie zuerst besetzt hätten. Statt dessen lässt er den König zuerst auf den Berg steigen, von dem er weithin das Land überblicken konnte, und dann sofort Forum Julii in Besitz nehmen. War dies aber die Stelle des Eintritts in Italien, so kann der Zug wohl nur über den Predil-Pass und Caporetto erfolgt sein, denn von der Reichsstrasse über den Birnbaumer Wald und das Okra-Gebirge führte keine bekannte Seitenstrasse in das obere Thal des Natisone und nach Cividale. Auf die sonstige Möglichkeit eines solchen Zuges werde ich später zurückkommen.

Vielleicht lässt sich der Grund, warum die Reichsstrasse nicht gewählt wurde, erkennen. In der Zwischenzeit seit dem Zuge Attila's und der Invasion der Ostgothen, ungefähr gleichzeitig mit dem Auftreten der Avaren, erscheinen auch die Slaven von Osten her. Die Gebiete, welche noch heute von Slovenen bewohnt werden, insbesondere das jetzige Küstenland und die Gegend, durch welche die Reichsstrasse führte, namentlich ein grosser Theil von Krain, müssen zur Zeit der langobardischen Invasion schon zum grössten Theil von slavischen Schaaren besetzt gewesen sein. Ueberall erscheinen sie in Pannonien und im alten Noricum neben den Avaren: am Ende des 6. Jahrhunderts streiften ihre Räuberschaaren bis nach Istrien, und sogar im westlichen Kärnthen, auf der Strasse durch das Pusterthal nach Tirol, stiessen die Bayern auf ihre Vorposten. Von den Söhnen des Herzogs Gisulf, Taso und Cacco, erzählt Paulus (IV. c. 38): Hi suo tempore Sclavorum regionem quae Zellia (Cilly) appellatur usque ad locum qui Medaria (Windisch Matrei) dicitur possederunt, und er fügt hinzu: Unde usque ad tempora Ratchis ducis idem Sclavi pensionem Foroiulanis ducibus persolverunt. Die Geschichte der forojulanischen Herzöge ist voll von Berichten über wechselvolle Kämpfe mit krainischen und kärnthnerischen Slaven. Jedenfalls muss der Karst schon sehr früh in slavischen Händen gewesen sein.

Es findet sich übrigens noch eine Notiz vor, deren Quelle ich freilich nicht genauer zu prüfen im Stande war. Als nehmlich Attila nach seiner Niederlage in Gallien in sein Land zurückgekehrt war, bereitete er alsbald einen Feldzug gegen Italien vor. Nach C. Sigonius (Historiarum de occidentali imperio Lib. XIII. p. 325. Basil. 1579) ging er im Winter über die Donau, sammelte Hülfstruppen aus Pannonien und zog von da geraden Weges über die Julischen Alpen auf Aquileja (inde recto cursu ad fauces Alpium Juliarum accessit). Dieser Weg folgte offenbar der alten Reichsstrasse, denn am Isonzo traf er auf die vom Kaiser Valentinianus ihm entgegengestellte Schutzmacht und schlug sie. Die Belagerung von Aquileja dauerte Monate lang. Während dieser Zeit beschäftigte er einen Theil seines Heeres damit, nördlich in der Ebene einen Berg wallartig anzulegen. Die, wie es scheint, aus Otto von Freising entommene Schilderung lautet: ad exercendum in tanto ocio militem non longe ab Aquileja montem Utinum in modum aggeris struxit. Es ist dies der in Udine (15 *km* von Cividale) gelegene Hügel, auf dem 1517 ein Kastell errichtet wurde und von dem die Sage geht, Attila habe ihn aufschütten lassen, um von da aus den Brand von Aquileja zu beobachten. Nachdem

diese Stadt zerstört und der weitere Raubzug durch Oberitalien ausgeführt war, trat bekanntlich die überraschende und daher später einem Wunder zugeschriebene Wendung ein, dass Attila sich plötzlich zur Rückkehr entschloss. Hier heisst es (p. 330): Motis a Mincio castris, Noricum versus iter suscepit, ne per loca ruinis strata agrosque recenti adhuc igne fumantes atque ab omni genere alimentorum inopes exercitum pretiosa potius, quam necessaria praeda onustum reduceret. Dies geschah im Jahre 452. Ob seitdem die alte Reichsstrasse wiederhergestellt worden ist, könnte zweifelhaft erscheinen. Indess der nächste Einbruch in Italien (490), der der Ostgothen unter Theodorich, die bis dahin in Pannonien gesessen hatten, erfolgte wiederum über die Julischen Alpen und die Schlacht gegen Odoaker wurde, nach Ueberschreitung der Brücke über den Isonzo, wie man annimmt (l. c. p. 380), in der Gegend des heutigen Görz geschlagen.

Baron Hauser hat vor Kurzem die Römerstrassen Kärnthen's genauer dargestellt (Mitth. der Wiener anthropol. Gesellschaft. 1886. XVI. S. 61). Diejenige Strasse, welche uns vorzugsweise angeht, ist die von Virunum (Zollfeld) über Villach (Santicum) und Tarvis, von der zahlreiche Spuren noch jetzt existiren. Den Römerweg bei Tarvis bin ich erst neulich gegangen. Zweifelhaft ist der weitere Strassenzug nach Italien hin. Zwei der erfahrensten Localforscher, Ankershofen und Jabornegg, glauben, dass von Tarvis zwei Strassen ausgegangen seien, die eine über Pontafel, die andere über den Predil. Die grosse Autorität des Hrn. Mommsen (Corp. inscript. III. 2. p. 589) hat für eine einzige Strasse, die über Pontafel, entschieden. Die sehr zweifelhafte Station ad Silanos der Peutinger'schen Tafel, welche im Itiner. Antonini fehlt, wurde damit auf die Carnischen Alpen verwiesen. Mir fehlen die Materialien, um diese Frage im historischen Sinne zu entscheiden. Aber ich möchte bemerken, dass die Strasse ad Silanos weitab östlich von dem Tiliabinte (Tagliamento) der Peutinger'schen Tafel hinzieht, neben welchem Flusse Fortunatus seine Reiseroute angiebt; Silanos, Springbrunnen, dürfte vielleicht verschrieben sein statt Silvanos, Waldbewohner, wie in anderen Theilen der Alpen die Urbewohner genannt wurden (Jul. Jung, Römer und Romanen in den Alpenländern. Innsbruck 1877. S. 165. Anm. 2). Ganz besonders möchte ich betonen, dass die orographische Bildung stark für eine Strasse über den Predil spricht. Das Thal, welches sich von Villach nach Tarvis erstreckt, setzt sich in gerader Richtung und ohne nennenswerthe Steigung in das Gebirge hinein fort. Man erreicht Raibl auf einer fast ebenen Wegelinie (per largius patentem et planissimum ingressum); erst von da beginnt die Steigung, aber in einer so wenig schwierigen Weise, dass die Passhöhe in Kürze ohne alle Anstrengung erreicht wird. Schwieriger ist der Anstieg von der italienischen Seite her und es wäre allenfalls begreiflich, wenn hier keine eigentliche Heerstrasse von den Römern gebaut wäre. Indess bildet der Isonzo (Sontius) bis nahe an die Gegend der starken Steigung am Fusse des Predil eine so sichere Führungslinie, dass es wunderbar sein würde, wenn sein Thal nicht schon seit alter Zeit für den Uebergang über das Gebirge benutzt worden wäre[1]). Bis Caporetto ist das Thal unzweifelhaft sowohl in vorhistorischer, als in römischer Zeit bewohnt gewesen[2]).

1) F. Pichler (Vorgeschichtliche Studien zur kärntischen Orte-Bildung. Carinthia, 1886. S. 125 und 126) ist geneigt, schon die Armeen des Aemilius Scaurus (115 v. Chr.) und des Cn. Papirius Carbo (113 v. Chr.) über den Predil gehen zu lassen.

2) Nach Hrn. Marchesetti ist der mittelalterliche und noch jetzt der kirchliche Name von Flitsch Ampicium oder Ampletium, daher ital. Pless oder Plezzo, sloven. Bez oder Boveč. Hr. Marchesetti hält den Stamm für carnisch, vgl. Ampezzo. Dürfte man nicht auch an die 'Αμβιλικοὶ des Ptolemaeus (Zeuss S. 242) denken?

Meine Gründe sind, wie ich denke, nicht ganz schwache. Für den Wanderzug der Langobarden sind die beiden Endpunkte ganz sicher: sie kamen aus Pannonien und betraten Italien auf dem Gebiet von Forum Julii, nachdem ihr König Alboin kurz zuvor das venetianische Flachland vom Mons Regius aus gemustert hatte. Alles spricht dafür, dass sie von Pannonien aus zuerst die Reichsstrasse benutzt haben, wahrscheinlich über Poetovio hinaus bis Celeja. Dass sie jedoch bis Emona gekommen seien, ist nirgends zu ersehen. Wahrscheinlich war diese Stadt damals schon zerstört. Von Aquileja wissen wir bestimmt, dass es durch Attila gänzlich zerstört wurde und dass es noch zur Zeit des Einbruches von Theodorich ganz wüst war; ein Zug dahin konnte für die Langobarden nichts Verlockendes haben. Wären sie aber wirklich dahin gezogen, so hätten sie sich schwerlich nach Forum Julii zurückgewendet, sondern wären, wie Theodorich, in der Ebene vorwärts gegen Verona gerückt. War nun ferner, wie Sigonius angiebt, die Strasse über den Karst „verheert“ und, wie ich annehme, durch inzwischen eingerückte Slaven gesperrt, so erscheint als der gegebene Weg die Strasse über Virunum, Santicum und Tarvis. Im Thal der Save ist eine römische Strasse nicht bekannt. Um aber von Tarvis nach Forum Julii zu gelangen, war der Weg über den Predil der zunächst gebotene.

Ich will nicht verschweigen, dass sich dagegen ein natürlicher Grund anführen liesse. Wenn der Aufbruch aus Pannonien mit Anfang April geschah, so trifft die Zeit, wo der Predil-Pass überstiegen werden musste, in eine Periode, wo jetzt wenigstens noch überall Schnee liegt. Nach den Mittheilungen, welche ich an Ort und Stelle erhielt, ist der Sommerweg über den Pass häufig noch bis zum Juli nicht passirbar. Aber für die kalten Monate hat man einen Winterweg, der etwas weiter westlich im Thale fortgeht, und wenn derselbe auch in alter Zeit wenig geeignet sein mochte für Wagen, so war er vielleicht für Schlitten um so günstiger. Ueberdies wäre erst zu untersuchen, wie sich in dieser Beziehung die Strasse über Pontafel, die ich persönlich nicht kennen gelernt habe, verhält. Auch ist zu erwägen, dass damals das jetzt ganz kahle Gebirge noch reich bewaldet war, dass also die klimatischen Verhältnisse vielleicht weniger ungünstige waren.

Bethmann sagt, Forum Julii sei zur Zeit Alboin's eine „obscure“ Stadt gewesen. Aber es ist schon von Julius Caesar angelegt worden als „administrativer Hauptort“ der Gegend (Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie. Berlin 1878. S. 387). Daher sagt auch Plinius (Hist. nat. III. c. 23): Forojulienses cognomine Transpadani (im Gegensatze zu Julienses Carnicorum). Mag auch der Name Friaul (Friuli, zusammengezogen aus Forojulii) erst durch das langobardische Herzogthum in Gebrauch gekommen sein, so wird doch das nicht in Frage stehen, dass die Römer eine derartige Anlage, eine der wenigen im alten Venetien, welche besonders bezeugt sind, mit der Tendenz geschaffen haben, hier einen Platz für den Handel mit Noricum und für Unternehmungen gegen die transalpinischen Barbaren einzurichten. Paulus (II. c. 14) bemerkt, und zwar nach einer älteren Quelle (Script. Append. p. 188): Venetiae Aquileia civitas extitit caput; pro qua nunc Forum Julii, ita dictum quod Julius Caesar negotiationis forum ibi statuerat, habetur. Dieser Wechsel muss nach der Zerstörung von Aquileja durch Attila geschehen sein, jedoch wird man wohl kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass von Forum Julii aus auch schon vorher ein gangbarer Weg durch das Gebirge geführt hat, ja dass derselbe schon vor dem Bau der Reichsstrasse über den Birnbaumer Wald in Gebrauch gewesen ist.

Der Weg von Aquileja nach Castrum Julium (Zuglio) und Pontafel führte gewiss nicht über Forum Julii, sondern weit westlich davon im Zuge des Tagliamento. Kämmel (a. a. O. S. 66) sagt von ihm, die Anlage der norischen Linie

habe ungleich grössere Schwierigkeiten geboten, als die Anlage der pannonischen Strasse. Aber, wie schon vorher angeführt, um das Jahr 568 gab es auch erhebliche politische Schwierigkeiten. Schon in der letzten Zeit der römischen Herrschaft waren durch die zahlreichen Einbrüche der Barbaren von Osten her die noch freien Abschnitte von Noricum immer mehr beschränkt worden. Zur Zeit des h. Severinus erscheint Teurnia (Tiburnia) im äussersten Westen von Kärnthen als die metropolis Norici (Kämmel a. a. O. S. 113); obwohl schon vor dem Zusammenbrechen des römischen Reiches von gothischen Schaaren berannt, hat es sich doch bis zum Ende des 6. Jahrhunderts erhalten. Münzen von Justinian geben Zeugniss davon (ebendas. S. 134, 138).

An seiner Stelle steht jetzt die einsame Kirche St. Peter im Holz auf einem steilen Bergkegel im oberen Drauthal. Ich besuchte den Platz am 25. August mit Hrn. von Luschan. Der Berg ist jetzt ganz mit Wald bestanden und nur auf der Höhe um die Kirche und das Pfarrhaus ist eine kleine offene Stelle für Gartenanlagen. Am Pfarrhaus und an einer benachbarten Mauer sind alte Steine mit römischen Inschriften und bildlichen Darstellungen gesammelt. In weitem Umfange sieht man noch gegen Osten mächtige alte Mauern aus Bruchsteinen, aber mit Cement gefestigt, in Form von Bastionen. Am Fusse des Berges, auf der östlichen Seite, ist ein Gräberfeld aufgefunden worden, von dem noch einzelne grosse Steinplatten in den Häusern der Anwohner liegen. Die Urnen von da sind in das Museum von Klagenfurt gekommen, wo ausserdem zahlreiche römische Sachen, aber auch Gegenstände der Tène-Periode von St. Peter bewahrt werden (Verh. 1887. S. 553).

Zur Zeit des Langobarden-Zuges aber waren diese westlichen Gebiete nicht mehr frei. Schon seit 500 waren von Westen her Markomannen (Bayern) eingedrungen; gegen die Mitte des Jahrhunderts hatte der Frankenkönig Theodebert das Land in Besitz genommen und auch in Teurnia wurden „gallische“ Bischöfe eingesetzt. 552 verweigerten die Franken dem Narses den Durchmarsch nach Venetien (Kämmel S. 126, 135). Soll man nun annehmen, dass schon 16 Jahre später dem Alboin das gewährt worden ist, was man dem Narses verweigerte? Ich denke, dass die Summe dieser Erwägungen es einigermaassen erklärlich macht, dass die Langobarden einen Weg eingeschlagen haben, der ziemlich genau die Mitte zwischen der pannonischen und norischen Hauptstrasse oder, sagen wir, zwischen Slaven und Franken einhielt. Sollte sich trotzdem aus anderen Gründen herausstellen, dass der Predil-Pass nicht von ihnen gewählt wurde, so würde ich zunächst immer noch eher vermuthen, dass sie durch irgend einen Nebenweg von der pannonischen Heerstrasse westlich gegen das obere oder mittlere Isonzothal vorgedrungen sein könnten. Diese Frage, die ich übrigens noch berühren werde, mag der weiteren Localforschung überlassen bleiben. —

Ich will nun zunächst meinen eigenen Reisebericht wieder aufnehmen. Von S. Lucia aus gingen wir das Isonzothal wieder abwärts nach Görz, und von da mit der Eisenbahn über Cormons nach Udine. Letzteres ist mit Cividale (Forum Julii) durch eine Secundärbahn verbunden, jedoch erreicht man es auf ganz ebenem Wege in kaum 1½ Stunden Wagenfahrt. Die Gegend ist höchst anziehend. Das Friauler Land bildet eine grosse Bucht, welche nach Osten, Norden und zum Theil nach Westen durch hohe Gebirgszüge eingefasst ist, östlich durch die julischen, nördlich durch die carnischen, westlich durch die venetianischen Alpen. Diese Bucht führte schon in langobardischer Zeit und noch bis tief in das Mittelalter, wo sie den Herzögen von Kärnthen unterstand, den Namen Austria oder Austrasia und Forum Julii hiess davon Civitas Austriae s. Austrasiae. Noch in einer Urkunde von 1441 (abgedruckt von Eitelberger in dem Jahrbuch der

k. k. Central-Commission zur Erforschung der Baudenkmäler. Wien 1857. II. S. 256) nennen die Vertreter der Gemeinde dieselbe die Communitas civitatis Austriae. Diese Urkunde betrifft den Bau einer steinernen Brücke an Stelle der hölzernen, welche bis dahin über den Natisone geführt hatte. Der Fluss bricht hier in einer tiefen Schlucht durch die letzten Vorläufer des Gebirges; dicht oberhalb der Brücke, von welcher man eine herrliche Fernsicht geniesst, gerade an dem alten Kloster der Ursulinerinnen, früher Benediktinerinnen, bildet er einen breiten Fall. Die Stadt bedeckt eine unregelmässig ansteigende Fläche längs des rechten Ufers, und obwohl im Laufe der Jahrhunderte vielfach verändert, dürfte sie doch im Wesentlichen noch die alten Raumverhältnisse ziemlich bewahrt haben. Jedenfalls darf man annehmen, dass sie mehr, als die lombardischen Städte, den Charakter der langobardischen Zeit festgehalten hat. Namentlich unter den kirchlichen Gebäuden giebt es noch jetzt mehrere, welche, wie die Kirche S. Martino jenseits des Flusses mit dem Altar des Herzogs Pemmo, ganz oder, wie die Kapelle der h. Plectrudis in dem genannten Kloster, in einzelnen Theilen bis in die Zeit des forojulanischen Herzogthums zurückreichen. Dem entsprechend ist auch die Zahl alter Kunstwerke und sonstiger kirchlicher Inventarstücke eine verhältnissmässig grosse. Indess gerade diese Ueberlebsel tragen am wenigsten das Gepräge der Originalität; sie sind entstanden als Nachbildungen älterer Kunstwerke der byzantinisch-römischen Cultur, und bezeugen vielmehr den Verfall des Kunsthandwerkes unter den Barbaren, deren ungefügige Hand nur unvollkommen die Feinheiten des alten Styls wiederzugeben vermochte. Eitelberger (a. a. O. S. 236) sagt: „Die architektonische Technik ist wahrhaft kindisch, das Ornament ohne alles und jedes Verständniss der Form oder Bautradition, die Figuren ohne Proportion, selbst ohne die geringste handwerkliche Technik.“ Trotzdem erkennt er an, dass diese, meist dem 8. Jahrhunderte angehörenden Arbeiten eine grosse Bedeutung haben, da sie „die ersten Versuche deutscher Stämme auf dem Gebiete der bildenden Kunst sind“.

Ungleich näher an die Gewohnheiten des Volkes, wie sie in den ersten Zeiten nach der Einwanderung sich gestalteten, führen uns die Beigaben der Langobardengräber. Diese sind in einem recht gut gehaltenen Museo archeologico an der Porta Nuova gesammelt. Der Königliche Conservator, Graf Zorzi, hatte die grosse Freundlichkeit, uns nicht bloss in diesem Museum, sondern auch in den anderen Monumenten der Stadt als Führer zu dienen. Die hauptsächlichen Gräberfunde sind in den Jahren 1821—23 von dem Canonicus Michele della Torre gemacht worden, soviel ich erfahren konnte, in hügellosen Gräbern des linken Ufers. Daneben fehlen freilich auch keineswegs geschliffene Steine, namentlich Flachbeile, Bronzewaffen, zumal Paalstäbe[1]). Von den Fibeln sind viele am Ende des stark gebogenen Bügels zurückgebogen und endigen in einen Knopf, — also Formen, welche sich der Tène-Zeit anreihen. Endlich sah ich eiserne Waffen und Kriegsgeräth: Schwerter, Haumesser, Lanzenspitzen, Schildbuckel, Sporen u. s. f., sowie zahlreiche Schmucksachen, darunter prächtige Ohrgehänge, silberne Fibeln, Perlen aus Edelsteinen oder Halbedelsteinen. Die Funde reichen also bis weit in die prähistorische Periode zurück, jedoch sind die der historischen Zeit ungleich zahlreicher.

Unter den langobardischen Funden steht obenan ein auf der Piazza Paolo Dia-

1) Bei einem Besuche im Museo preistorico von Rom (17. April 1883) habe ich aus dem Thal des Natisone, bei Udine, zahlreiche flache Bronzeäxte mit endständigem Ausschnitt und hinterer Zuschärfung, sowie Armbrustfibeln notirt.

cono 1874 aufgefundenes Grab, das dem Herzog Gisulf zugeschrieben wird[1]). In diesem Grabe stand ein mächtiger, dem Anschein nach, römischer Steinsarkophag, dessen hohe Kiste aus einem einzigen, nur roh bearbeiteten Stein gehauen ist; dieselbe ist bedeckt mit einem grossen Steindeckel aus Marmor in Gestalt eines steilen Daches und auf der sonst rauhen Fläche der einen Dachseite sieht man eine kleine, vertiefte und geglättete, rechteckige Stelle, in welche mit sehr primitiven Buchstaben der Name CISUL eingeritzt ist. Nun ist zu erwähnen, dass Herzog Gisulf bei Gelegenheit eines Einfalls, welchen der Cacan der Avaren 610 in das Friaul unternahm, im Kampfe fiel. Paulus (Lib. IV. c. 37), der dieses Ereigniss beschreibt, sagt nichts darüber, wo die Schlacht stattfand. Er berichtet, dass der Cacan Venetiarum fines ingressus est; huic Gisulfus audacter occurrit, sed . . . . undique circumseptus, cum omnibus pene suis extinctus est. Dies muss demnach ausserhalb der Stadt, vielleicht sogar fern von derselben, geschehen sein. Die Wittwe des Gefallenen, Romilda, übergab nach, wie es scheint, kurzer Belagerung die Feste unter schimpflichen Bedingungen; die Stadt wurde geplündert und eingeäschert (ipsam urbem flammis concremantes), die Bewohner in die Gefangenschaft geschleppt und die Männer grossentheils getödtet. Als einer der Vorfahren des Paulus, Lopichis, sich nach Jahren durch die Flucht rettete, fand er das väterliche Haus ohne Dach und mit Gestrüpp bewachsen. Wann es unter solchen Umständen möglich gewesen sein sollte, die Leiche des Herzogs Gisulf in Forum Julii zu begraben, ist allerdings schwer einzusehen.

Indess, wenn man auch annimmt, dass die Inschrift gefälscht worden ist, das ist zweifellos, dass ein vornehmer Langobarde in dem Sarkophag beigesetzt worden ist. Dafür zeugt das Grabinventar, welches die Beigaben eines Kriegers und den Schmuck eines reichen Mannes erkennen lässt. Von den Gebeinen selbst ist nur wenig erhalten, namentlich nicht der Schädel. Dagegen lag neben Lanze, Schwert, Schildknauf von Eisen und Sporen von Silber auf der Brust ein prachtvolles goldenes, mit Edelsteinen besetztes und mit eingepressten Bildern verziertes Kreuz von der Art, welche ich sogleich beschreiben werde. Ferner fand sich eine goldene Fibula, ein goldener Ring mit einer Goldmünze des Tiberius und eine Phiole aus grünem Glase. —

Nächst dem Museum von Cividale ist wohl das an langobardischen Sachen reichste das Museo civico im Palazzo Bartolini von Udine, dessen verdienter Direktor, Prof. Pirona, leider nicht anwesend war und das sich wegen umfangreicher Restaurationsarbeiten in einem wenig übersichtlichen Zustande befand. Auch hier giebt es nicht wenige neolithische Stücke, namentlich kleine, grüne, polirte Flachcelte, sowie Bronzecelte aller Art, sowohl die platten, altitalischen Formen mit halbmondförmigem Ausschnitt am hinteren Ende, als auch sehr kleine Stücke mit flachgewölbter, weit ausgelegter Schneide, vorzugsweise aber Schaftcelte mit abgesetztem, plattem Stiel und mässig hohen Randleisten. Sie dürften mit den gleichfalls vorhandenen Bogenfibeln mit gekantetem Bügel gleichalterig sein. Die meisten Stücke, deren Herkunft ich ermitteln konnte, waren übrigens nicht von Udine selbst, sondern von höher gelegenen Plätzen, so von Cividale und Gemona[2]).

1) Die Schrift von A. Arboit, La tomba di Gisolfo. Udine 1874. habe ich leider nicht auftreiben können.

2) Dr. Torquato Taramelli, dessen Schrift (Di alcuni oggetti dell'epoca neolitica rinvenuti in Friuli. Udine) ich nur aus einer Besprechung im Archivio per l'antrop. e l'etnol. 1876. V. p 83 kenne, erwähnt aus dem Friaul ein 175 *mm* langes Beil (accetta) aus Jade von Cividale, ein anderes aus Chloromelanit von Cormons, einen Hammer aus porphyrähnlichem Diorit von Aquileja und einen wahrscheinlichen Pfahlbau mit Steingeräth in den Piscierelle bei S. Vito am Tagliamento.

In Venedig fand ich nichts von langobardischen Sachen, dagegen gab es deren in Verona. Das Museo civico im Palazzo Pompei enthält freilich, soviel ich sehen konnte, nur die charakteristischen Goldkreuze, in der Stadt selbst gefunden, aber sonst nichts Charakteristisches, man müsste denn eine silberne Fibula mit breitem Bügelblatt, dessen Ränder mit einigen Knöpfen besetzt sind, als langobardisch auffassen wollen. Leider sind aber an vielen Stücken bei einer früheren Ueberschwemmung der Etsch in dem ganz niedrig am linken Ufer gelegenen Gebäude die Etiquettes abgelöst worden und nur ein kleiner Theil derselben hat sich wieder ersetzen lassen. Gerade an dem Tage, wo wir das Museum besuchten, am 8. September, stieg der reissende Strom in Folge gewaltiger Gewitterregen so schnell, dass es fast schien, als ob er von Neuem seine Ufer überschreiten werde. Obwohl er namentlich in den oberen Theilen der Stadt grossen Schaden angerichtet hat, so ist doch das Museum verschont geblieben. Ich fühle mich aber doch gedrungen, die gefährdete Lage der wichtigen Sammlung, welche durch die erfolgreiche Thätigkeit des gegenwärtigen Direktors, des Cav. Stefano de Stefani, in schnellem Aufschwunge begriffen ist, hier öffentlich zu erwähnen. Es ist eine Pflicht der Behörde, hier bald schützend einzugreifen, damit nicht das Wasser wiederum im Innern des Gebäudes seine zerstörende Thätigkeit beginne, wie es in der zum Theil dachlosen Kirche S. Zeno Maggiore vor unseren Augen geschah, deren Bau jetzt gewöhnlich dem 13. Jahrhundert zugeschrieben wird, die aber schon zur Langobarden-Zeit existirte. Paulus (lib. IV. c. 23) beschreibt jene Gewitterzeit im November 585, wo das Wasser bis an die oberen Fenster der basilica beati Zenonis martyris extra muros stieg, jedoch nicht in das Innere eindrang (cf. Gregorii Magni dialog. III. c. 25. in Monum. Germ. etc. p. 534).

Auch in der Brera von Mailand fand ich wieder langobardische Goldkreuze, aber keine weiteren zuverlässigen Funde, namentlich keine Fibeln.

Die Kenntniss der langobardischen Gräber hat neuerlich einen grossen Fortschritt gemacht durch die Auffindung eines Fürstengrabes und eines Reihengräberfeldes bei Civezzano, östlich von Trient, welche durch Hrn. Franz Wieser (Das langobardische Fürstengrab und Reihengräberfeld von Civezzano. Innsbruck 1887) in vortrefflichster Weise beschrieben sind. Die von ihm citirte Abhandlung von C. und E. Calandra (Di una necropoli barbarica scoperta a Testona. Atti della Soc. di archeol. et bella arti per la provincia di Torino. 1883. IV. p. 34) ist mir nicht bekannt geworden. Nach diesen Ermittelungen lässt sich nicht verkennen, dass der Gesammtcharakter der langobardischen Grabbeigaben eine grosse Aehnlichkeit mit dem der sogenannten merowingischen Gräber darbietet. Dies gilt in erster Linie von der Kriegsausrüstung, die wesentlich aus Eisen ist: da finden wir das lange Schwert (spatha) und das kurze (skramasax), Wurfspeer und Pfeile, Schildbuckel, Beschläge und Griffspangen. Daran schliessen sich zahlreiche Schnallen und Riemenbeschläge, zum Theil mit Tauschirarbeit. Von Gefässen finde ich nur solche aus Bronze oder Holz erwähnt, dagegen keine aus Thon; vielleicht sind sie nur übersehen. Wieser beschreibt auch einen Armring und eine Scheere (sog. Schaafscheere) aus Eisen. —

Von ganz besonderer Bedeutung sind die mehrfach erwähnten Goldkreuze, die ich in Cividale, Udine, Verona und Mailand gefunden habe. Wieser, der ihnen mit Recht eine diagnostische Bedeutung beilegt, schildert ein besonders reich verziertes Stück von Civezzano und citirt andere Beispiele von Trient, Lavis, Cellore d'Illasi, Monza, Novara, Lodi vecchio, Varese, Benevent, Testona, Piacenza, Bolsena, Chiusi, Florenz (Museum). Dies ergiebt eine an sich sehr grosse Anzahl von Fundstellen, die sich über das ganze, jeweilig der langobardischen Herrschaft unterworfene Gebiet vertheilen; aber noch viel mehr bemerkenswerth ist es, dass

analoge Funde anderswo ganz fehlen oder doch höchst selten sind. Vielleicht das einzige verwandte Stück ist ein Kreuz von dünnem Goldblech von Schwabmünchen im Museum von Augsburg, welches Lindenschmit (Handbuch der deutschen Alterthumskunde. Braunschweig 1886. I. Taf. XXII. Fig. 7) abbildet und von welchem er wohl irrthümlicherweise annimmt, dass es früher auf einer Fibel befestigt gewesen sein möge. Wieser (S. 22) hält, gewiss mit mehr Recht, diese Kreuze, welche auf der Brust gefunden werden, für Gewandverzierungen. Sie bestehen in der Regel aus dünnem, entweder ganz glattem, oder mit eingepressten Zierrathen versehenen Goldblech, dessen 4 Arme geradlinig ausgeschnitten sind. Das Kreuz von Civezzano hat besonders kunstvolle Ornamente; das von Cividale (Gisulf) ist mit Edelsteinen besetzt. Da die Kreuze anscheinend der älteren Periode der Langobarden-Herrschaft angehören, so dürften sie wohl als arianische anzusehen sein.

An die Kreuze reiht sich ein anderes Schmuckstück an, welches sich in Civezzano nicht fand, welches aber gerade im Friaul recht häufig ist: die langobardische Fibula. Sie schliesst sich eng der merowingischen Fibula an; ich darf zur Vergleichung auf die Abbildungen in Lindenschmit's deutscher Alterthumskunde, namentlich auf die Tafeln XVI—XIX (spangenförmige Gewandnadeln) verweisen. Es sind verhältnissmässig grosse, meist silberne, zuweilen theilweise vergoldete Stücke, deren Bügel in Thier- (Schlangen-) Köpfe auslaufen, nach Art der skandinavischen Geräthe vielfache Verflechtungen von Bändern zeigen und am oberen Ende eine grosse Platte mit einem seitlichen Besatz von kleinen Knöpfchen tragen. Die tridentinischen Fibeln, welche Oberziner (I Reti in relazione cogli antichi abitatori d'Italia. Roma 1883. p. 130. Tav. XII. Fig. 1 e 4) abbildet und der etruskischen Periode zuschreibt, dürften auch wohl als langobardische anzusprechen sein.

Auch für die im Friaul häufigen Perlen, welche in allen möglichen Arten vorkommen, kann ich auf die merowingischen Formen verweisen. Auffallend war mir die Seltenheit von Bernstein; was ich davon sah, entsprach wesentlich römischen Mustern.

Es bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung, dass in allen diesen Dingen keine Erinnerung an die Gebräuche der Heimath erkennbar wird. Als die Langobarden gegen den Schluss des 4. Jahrhunderts von der Niederelbe auswanderten, herrschte dort fast allgemein der Leichenbrand; die Gräber jener Zeit werden sich nicht viel unterschieden haben von den nachbarlichen in Darzau, welche Hr. Hostmann in musterhafter Weise untersucht und beschrieben hat. Damals gab es längst Waffen und andere Geräthe von Eisen in Norddeutschland, aber sie blieben weit hinter der Vollendung der Kriegsrüstung zurück, mit welcher die Langobarden zwei Jahrhunderte später in das Gebiet von Forum Julii einrückten. Die Fibeln der Heimath trugen den nüchternen Charakter der römischen Provinzialfibeln; der Schmuck, obwohl ihm buntfarbige Perlen nicht fehlten, entsprach dem Zustande einer noch weit von den Culturländern entfernten, relativ wilden Bevölkerung. In Venetien erscheinen die Langobarden als Christen, ausgestattet mit mancherlei Besitzstücken, welche südliche und namentlich östliche Culturelemente in sich aufgenommen haben; selbst das Metall ist ornamentirt und zeigt die Spirale, das Flechtwerk, die gepunzten Dreiecke, die Thierfiguren, welche auch andere Wanderstämme in der Fremde angenommen hatten. Nach einer fast ununterbrochenen Reihe von Kämpfen mit den verschiedenartigsten Völkern ist die gesammte Kriegsrüstung vervollkommnet und der Bewaffnung der anderen Donaustämme gleichartig geworden.

Sicherlich hat sich diese Umgestaltung nicht auf einmal vollzogen. Manches mag schon in der ersten Zeit der Wanderung, vor der Zeit Attila's, ihnen bekannt geworden sein. In dem schlesischen Funde von Sackrau finden sich Stücke, welche dem späteren Besitz der Langobarden in Italien sehr nahe stehen. Aber die Hauptveränderung ist doch wohl erst eingetreten, als die Langobarden an der Donau anlangten und mit Römern und Byzantinern in unmittelbare Berührung kamen, also in Rugiland, im „Feld“ und namentlich in Pannonien. Hr. Wieser hat auf manche Analogien hingewiesen, welche die pannonischen Funde mit den langobardischen darbieten, insbesondere auf die Ergebnisse der Ausgrabungen, welche Herr Lipp in Keszthely und anderen Orten in der Umgebung des Platten-Sees veranstaltet hat (Ungarische Revue 1886. VI. S. 1. VII. 1887. S. 251, 314). Hier, in der Nähe der alten römischen Burg Mogentiana (der Name erinnert an Moguntiacum), lagen grosse Gräberfelder einer barbarischen Bevölkerung, meist Bestattungsgräber, zuweilen mit theilweiser, jedoch erst nachträglicher Verbrennung, nur ausnahmsweise Brandgräber mit Urnen. Letztere sind von den niederelbischen der Germanenzeit gänzlich verschieden; sie gleichen eher den Thongefässen unserer slavischen Burgwälle. Von den Münzen reicht keine über Valentinian II. (✝ 391) hinaus: mit Ausnahme eines Stückes von Tiberius und eines von Marcus Aurelius gehören alle dem 4. Jahrhundert an. Das war also lange vor der Zeit der Langobarden, die erst 526 in Pannonien einrückten; ja, es war noch vor den Ostgothen, die erst durch den Einbruch der Hunnen in das Land gedrängt wurden. Dass die Gräberfelder von Keszthely den Langobarden angehört haben könnten, ist also gänzlich ausgeschlossen; vielleicht hatte die Auswanderung von der Niederelbe noch nicht stattgefunden, als schon die Bevölkerung, von der die Gräberfelder am Plattensee stammen, vernichtet war. Eher würde es auf die Vandalen passen, die im Jahre 333 von Kaiser Constantin Sitze in Pannonien erhielten, indess würde erst festzustellen sein, ob sie gerade die Gegend am Plattensee erhielten, welche schon früher durch Diocletian Karpern, Sarmaten und Bastarnern eingeräumt war (Kämmel a. a. O. S. 114). Für unsere Untersuchung ist es an sich gleichgültig, welches Volk an dieser Stelle gesessen hat. Wichtig ist nur, dass die Gräber von Keszthely keine langobardischen sein können. Wenn trotzdem viele Analogien in Bezug auf die Grabbeigaben vorhanden sind, so geht daraus nur hervor, dass alle die Stämme, welche in schneller Aufeinanderfolge den pannonischen Boden erreichten, einer gleichen und sicherlich fremden Culturbewegung eingereiht wurden.

In der That erscheinen hier die ersten grossen „langobardischen“ oder „merowingischen“ Fibeln (Lipp Nr. 328, 332), hier die endlose Fülle von Gürtelschliessen und Schnallen aller Art, Perlen und Hängeschmuck, Ohr- und Armringe. Hier sehen wir die fortgeschrittenen Formen des Ornaments, theils in punzirter, theils in plastischer Ausführung, namentlich zahlreiche Thierfiguren, welche in die Geräthe eingepresst sind. Da ist nichts mehr von nordischem Brauch, als hier und da eine Provinzialfibel. Die Bronze zeigt regelmässig Zinkbeimischung, also römische Herkunft. Und so mögen auch die Langobarden, als sie, freilich erst nach den Hunnen, an den Ufern der Donau zeitweilige Sitze fanden, mehr und mehr die Erzeugnisse und Gewohnheiten der fremden Cultur in sich aufgenommen haben. Wenig mehr als 80 Jahre genügten also, um das Volk soweit zu erziehen, insbesondere seinen Führern soviel kriegerische und staatsmännische Erfahrung zu verschaffen, dass sie auf italischem Boden wirklich staatenbildend auftreten konnten.

Es würde ein lohnender Abschluss dieser Untersuchung sein, wenn ich auch über die anthropologischen Verhältnisse der Langobarden etwas Genaueres berichten könnte. Leider scheint auch nicht ein einziger, gut bestimmter Schädel

aus ihren Gräbern gerettet zu sein. Gelegentliche Bemerkungen des Paulus lassen keinen Zweifel darüber, dass die Langobarden stark von Körper, blondhaarig und im Ganzen hellfarbig gewesen sind. Auch schreibt die Ueberlieferung die, namentlich im alten Austrasien häufigen röthlichen Haare und blauen oder grauen Augen dem germanischen Blut zu. Tizian, der Maler dieser Rasse, ist im Lande geboren (Cadore). Freiherr v. Czörnig (Die alten Völker Oberitaliens S. 307) bezeichnet als Mittelpunkt der langobardischen Ansiedelung die Brianza, jenen durch Manzoni berühmt gewordenen Landstrich im Süden des Comer Sees; durch die grosse Glocke auf dem Brianzaberge seien die Vasallen der Langobardenfürsten zum Zuzuge gerufen worden. Und hier, namentlich im südöstlichen Theile gewahre man hellfarbige, blondhaarige und blauäugige Bewohner, die sich zugleich durch Charakter und Fleiss vortheilhaft auszeichneten.

Von der Osteologie der Langobarden hat uns auch die heimathliche Forschung wenig Kenntniss gebracht, da der Leichenbrand eben nichts zur Bestimmung übrig gelassen hat. Wir wissen sowohl über die Urnenfelder, als die Hügelgräber des Bardengaus Einiges und ich war vor einiger Zeit in der Lage, über Schädelreste aus solchen Hügeln zu berichten (Verh. 1887. S. 44). Leider musste ich mich damals gegen die Auffassung des so eifrigen Gräberforschers, des Freiherrn von Stoltzenberg-Luttmersen, dass die Hügelgräber den Langobarden gehört haben möchten, aussprechen. Neuerlich haben wir durch denselben Herrn Schädel aus dem Stadtgraben von Bardowiek erhalten (Verh. 1887. S. 614), über welche noch nicht weiter berichtet ist. Obwohl es selbstverständlich nicht auszumachen ist, ob diese, wahrscheinlich mittelalterlichen Schädel Leuten des Bardengaues angehört haben, so will ich doch kurz die Zahlen der besser erhaltenen Exemplare angeben, da unter den wenigen Schädeln auch solche von Weibern und sehr alten Personen vorkommen, — ein Umstand, der allerdings für die Indigenität der Leute spricht:

Schädel von Bardowiek	1 ♂	2 ♀	3 ♂	4 ♂? alt	5 ♀
Grösste Länge	192	—	190	185	184
„ Breite	143 t	—	137 t	141? t	146 t
Gerade Höhe	131	—	134	135	—
Ohrhöhe	110	106	109	106	111
Stirnbreite	98	97	97	92	92
Nase, Höhe	52	43	—	48	—
„ Breite	25	28	—	23	—
Indices.					
Längenbreitenindex	74,5	—	72,1	76,2	79,3
Längenhöhenindex	68,2	—	70,5	73,0	—
Ohrhöhenindex	57,2	—	57,3	57,2	60,3
Nasenindex	48,0	65,1	—	47,9	—

Es handelt sich demnach um eine etwas gemischte Bevölkerung, in der übrigens die Weiber die am meisten abweichenden Elemente darstellen. Die Hyperplatyrrhinie von Nr. 2 und die fast in die Brachycephalie übergehende Mesocephalie von Nr. 5 bilden starke Gegensätze gegen die Dolichocephalie oder die ihr wenigstens nahe stehende Mesocephalie und die Mesorrhinie der Männer. Der Höhenindex der Frauenschädel ist nicht zu bestimmen, nur bei Nr. 5 zeigt der Ohrindex

eine mit der Kürze des Schädels zunehmende Höhe an. Von den Männern sind zwei orthocephal, während einer einen ausgemacht chamaecephalen Index (68,2) zeigt, sich also den friesischen Verhältnissen nähert.

Bei dieser Gelegenheit will ich übrigens daran erinnern, dass ich der Gesellschaft Gräberschädel der römischen Kaiserzeit aus dem alten Schwabengau, von Westeregeln, vorgelegt habe (Verhandl. 1886. S. 661. 1887. S. 215). Es wurde daselbst eine Silbermünze des Kaisers Gordianus († 244) gefunden nebst sehr charakteristischen Bronzefibeln der römischen Provinzialfabrikation, aber die sämmtlichen 3 Schädel waren brachycephal. Wegen der Vergleichung, die ich damals mit den Schädeln aus den sogenannten Römergräbern in Meklenburg anstellte, darf ich auf die frühere Mittheilung verweisen, jedoch will ich hervorheben, dass es noch immer unmöglich ist, eine auch nur bescheidene Darstellung der Craniologie unserer Nachbargebiete für die Periode nach der neolithischen Zeit zu geben. —

Kehren wir nun noch einmal in das Thal des Isonzo zurück, den wir bei S. Lucia verlassen hatten. Unterhalb von Tolmein verengt sich das Thal des Isonzo, der hier immer noch die Richtung gegen SSO. einhält, sehr schnell; zu beiden Seiten nähern sich die Gebirgszüge dem Flusse und sehr bald, hinter Modréa, schiebt sich ein steiler Querriegel vor, der sich gegen Süden unmittelbar an den Plateauabfall des Berglandes von Idria (Karst) anlehnt. Der Isonzo umgeht diesen Querriegel zunächst mit einer nach Westen gerichteten Biegung, drängt sich dann durch eine ganz schmale und tiefe Felsspalte und gelangt schliesslich in eine enge, unwegsame Gebirgsschlucht, welche erst weiter nach unten, in der Richtung auf Görz, die Fahrstrasse von Tolmein aufnimmt. Gerade am Ende der eben gedachten Felsspalte mündet von Osten her die, in einer ähnlichen Felsspalte den Querriegel durchschneidende Idria in den Isonzo. Sie kommt durch ein langgestrecktes Gebirgsthal von der Höhe des Karstes herab; ihre Quellen liegen oben am Ternovaner Wald, ganz nahe an dem Orte Heidenschaft, einer der alten Stationen an der pannonischen Heerstrasse. In ihrem Verlaufe passirt sie zunächst die Stadt Idria, weiter unten den Ort Idria pri Bači. Ihr Wasser ist wärmer, als das des Isonzo, auf den die Bezeichnung des Fluvius frigidus der alten Autoren sehr gut passen würde; die Wasserbecken, welche sie bildet, eignen sich daher vorzugsweise zum Baden. Auch nährt sie andere Fischarten, als der Isonzo, namentlich eine Art von Lachsforellen, die, wie auch bei unserer Anwesenheit, nur nach grossen Regenfällen, wenn das Wasser sehr trübe geworden ist, gefangen werden.

Gerade in dem Winkel zwischen der Idria und dem Isonzo liegt auf der Höhe des Querriegels der kleine, aber sehr alte Ort S. Lucia. Ueber die Felsspalte des Isonzo führte seit Alters eine Brücke und der Ort hiess daher früher ad pontem S. Mauri, später, nachdem der h. Maurus seine Stelle an die h. Lucia hatte abtreten müssen, ad pontem S. Luciae oder kurzweg ad pontem (slav. na most). Der Rand des Querrückens steigt nördlich über dem Dorfe noch weiter an und trägt hier ein Paar niedrige Anhöhen, welche den Namen Myriše tragen; letzterer soll nach Angabe des slovenischen Ortsgeistlichen, Hrn. Carli, schon in der Gründungsurkunde der Kirche vorkommen. Müllner (Emona S. 17, 96, 113, 133) verzeichnet zahlreiche Plätze an der pannonischen Heerstrasse, welche den Namen mirke, na mircah, morišče tragen; er leitet sie von myr. Mauer, ab. In der That trägt auch der zweite Hügel von S. Lucia Mauerwerk, nach der Angabe des Hrn. Szombathy die Reste eines römischen Castells und anderer Bauten, von welchen bereits einige Grundmauern, Canäle, zwei Bronzefibeln und zahlreiche Münzen bekannt sind; dagegen scheint der erste (westliche) Hügel der prähistorischen Zeit anzugehören.

An den zweiten schliesst sich ein grosser, wenigstens in seiner Höhe anscheinend künstlicher Wall an, der in langem halbmondförmigem Zuge, mit der Concavität gegen die Niederung von Tolmein gerichtet, das Idriathal gegen das mittlere Isonzothal abgrenzt.

Wir wurden in feierlicher Weise empfangen. Der Podestà, der Pfarrer und dessen Vikar, der Lehrer und verschiedene andere Honoratioren erwarteten uns auf dem kleinen Dorfplatze und sprachen zu uns freundliche Begrüssungsworte. Abends brachte uns der Gesangverein unter Leitung des Lehrers eine Serenade, bei der slovenische Lieder in schwungvoller Weise vorgetragen wurden. Am nächsten Morgen begaben wir uns zu den Ausgrabungen, welche schon seit einiger Zeit wieder im Gange waren. Hr. de Marchesetti, der ein ganzes Zimmer mit den Ergebnissen dieser letzten Ausgrabungen gefüllt hatte, trug sich mit der Hoffnung, das 2000. Grab in unserer Gegenwart öffnen zu können, aber der Himmel wollte es nicht. In der zweiten Nacht erhob sich ein furchtbares Gewitter mit gewaltigen Regengüssen, welches auch den ganzen folgenden Tag andauerte und uns zur Abreise nöthigte. Immerhin genügte der Aufenthalt, um uns einen Ueberblick des Gesammtverhältnisses zu geben.

Das Hauptgräberfeld erstreckt sich längs des linken Ufers der Idria bis fast zum Ufer des Isonzo über einen, anfangs sanft geneigten, später steil ansteigenden Abhang am Fusse des erwähnten Hochrückens. Es ist eine sehr fruchtbare, mit grünen Matten, Gemüse- und Maisfeldern und Obstbäumen besetzte Fläche, auf welcher irgend welche Anzeichen der Gräber nicht sichtbar sind. Man überblickt von der Terrasse unter sich eine Strecke der Idria-Schlucht, darüber das Dorf mit dem Kirchlein und dem Doppelhügel Myrišče, dahinter das Isonzothal gegen Modréa und zur Rechten davon und im Hintergrunde die schnell in die Höhe wachsenden Züge der julischen Alpen. Gerade über gegen Norden steht der mit Schneeflächen besetzte Krn, — ein höchst malerisches und mannichfaltiges Bild.

Die Gräber sind durchweg Brandgräber und gehören nach der jetzt in Deutschland gebräuchlichen Terminologie in der Hauptsache der Hallstatt-Periode an. Wenn die bedeckende Erde abgehoben ist, so sieht man in geringer Tiefe dicht gedrängt die Köpfe der Gräber erscheinen, bald sehr grosse, flache Platten, bald dicke, unregelmässige Steine. Unter diesen stehen die Aschengefässe, meist thönerne, jedoch nur vereinzelt umsetzt von Steinen, nirgends in eigentlichen Steinkisten. Hr. de Marchesetti hat dafür die sehr wahrscheinliche Erklärung gefunden, dass man Löcher in die Erde gemacht, die Urnen dahinein gestellt und dann mit Steinplatten gedeckt habe. Ein grosser Theil der Steine ist nicht an Ort und Stelle geworben, sondern bei Modréa gebrochen. Die einzelnen Gräber stehen in geringer Entfernung von einander, zuweilen reihenweis, jedoch meist unregelmässig. Nur an einer Stelle kam eine grössere Anhäufung von Steinen zu Tage, so dass ich Hrn. de Marchesetti bat, das Ganze blosslegen zu lassen. In der That erwies es sich als ein mächtiger Kegel. Seine volle Blosslegung wurde durch die sinkende Nacht unterbrochen; nachher begann dann das Unwetter, welches jede weitere Arbeit am nächsten Tage unterbrach. Hr. de Marchesetti war aber so freundlich, mir unter dem 5. September folgenden Bericht zu senden, dessen Veröffentlichung er mir, wie ich hoffe, verzeihen wird, da er wesentlich dazu beitragen wird, den Mitgliedern unserer Gesellschaft eine Vorstellung von der Natur dieser Gräber zu geben:

„Der Steinhaufen zog sich in einer Länge von 6 *m* und einer Breite von 5 *m* weiter (und noch sind wir eigentlich nicht am Ende desselben angelangt) und bestand aus mehreren Gräbern, die ohne Ordnung unter grösseren oder kleineren Blöcken

gefunden wurden. Der Kern desselben war jedoch eine 1,75 *m* lange, 1,42 *m* breite dicke Platte (jedoch nicht im Centrum des Hügels), die wieder 5 Gräber deckte. Von den herumliegenden, unter dem Steinhaufen verdeckten Gräbern gehörten 11 Erwachsenen, 10 Kindern an. Zwischen den über diesen Gräbern liegenden Steinen konnte man keine Scheidung machen, so dass es den Anschein hatte, als seien die Steine alle auf einmal zusammengehäuft worden. Unter der Steinplatte befund sich in der Mitte ein grosses Grab eines älteren starken Individuums, dessen Reste in einem sehr grossen bronzenen Ossuarium beigesetzt waren. Diese Urne, über 1 *m* hoch, hatte eine enge Mündung und erweiterte sich bauchig. Sie enthielt eine andere grosse Bronzesitula, in der wieder ein zierliches Glasgefäss (ciotola ad alto manico) mit wellenförmigen gelben und blauen Streifen lag. Das Grab enthielt überdies 14 Schlangenfibeln, wovon 2 wunderbar mit Bernstein geschmückt, eine Gürtelplatte, Ring. u. s. w. Die vier anderen unter der Platte liegenden Gräber waren kleiner; eines enthielt einen Topf und eine Schale, ein anderes Metatarsalknochen vom Ochsen. Am Boden des Ossuariums fand sich noch das Skelet eines kleinen Fleischfressers (Putarius?). — Hinsichtlich der grossen Verschiedenheit der gefundenen Objecte kann ich durchaus nicht die Meinung theilen, dass man später eingesetzte Gräber zwischen älteren vor sich habe, — wenigstens nach den jetzigen Ausgrabungen. Es müssten denn bei der Dichtigkeit der Gräber doch wohl mehr zerstörte sein, als dies der Fall ist. Schon in meinem ersten Berichte habe ich mich dagegen verwahrt (p. 39) und die späteren Ausgrabungen haben mich hierin noch bestärkt. Ich glaube, dass man bisher zu viel in Betreff der Succession der einzelnen Formen theoretisirt hat, und dass in Folge des neuen, bei genaueren Grabungen reichlich gewonnenen Materials bald manche alte Ansichten modificirt werden müssen."

Weiteres giebt ein Brief vom 22. October:

„Ich habe S. Lucia am 12. September verlassen, nachdem ich 887 Gräber geöffnet, bezw. die Zahl von 2111 erreicht habe. In den letzten Tagen kam nichts Besonderes zum Vorschein, obwohl ich die Untersuchung des Steinhaufens noch weiter fortsetzte. Im Ganzen erreichte derselbe eine Länge von über 10 *m* und eine Breite von 4—5 *m*. Darunter fand man 41 Gräber, 25 von Erwachsenen und 16 von Kindern. Ausser dem reichen, bereits geschilderten Grabe mit der grossen Urne, Situla, Glasgefäss, Bernsteinfibeln u. s. w. (der vermuthete Putarius erwies sich bei näherer Untersuchung als ein einfacher Maulwurf), hatten von den Erwachsenen ebenfalls 2 ein grosses Ossuarium, aber aus Thon; bei den übrigen waren die Ueberreste in der blossen Erde beigesetzt worden. Von sonstigen Beigaben fand man an Thongefässen 10 mit kleinen Henkeln (pentolini ad orechiette), 3 Schüsseln, 3 Gefässe mit hohem Henkel (ciotoli ad alto manico), einen cylindrischen und einen situlaförmigen Topf. Von Bronzen einen Gürtel, 5 Haarnadeln (spilloni a globetti), eine halbmondförmige und eine Pauken-Fibel. Zwei Erwachsene, sowie die Kinder (mit Ausnahme eines einzigen, das einige Topfscherben besass), waren ohne jede Beigabe."

Im Grunde der einzelnen Gräber, unter den Urnen, liegen stets Kohlen, Asche, Reste gebrannter Knochen und einzelne angebrannte Schmuckstücke im Gemenge, dagegen auf dieser, offenbar von dem Leichenbrande her zunächst in das Erdloch hineingeschütteten Schicht Metallgegenstände, die nirgends die Wirkung von Feuer zeigen. Eigentliche Ossuarien sind selten; die Mehrzahl der Urnen enthält nur kleinere Thon- und zuweilen Glasgefässe, sowie die Schmucksachen. Die gebrannten Menschenknochen sind vor der Einbringung zerschlagen worden, müssen aber sehr unvollständig gebrannt gewesen sein, da sie ihrer Mehrzahl

nach gänzlich zergangen sind. Hier und da findet sich auch ein Thierknochen. Die kleineren Gefässe im Innern der Urnen sind zum Theil leer; eines davon war sogar mit klarem Wasser gefüllt.

Ueber die Beschaffenheit der einzelnen Fundstücke habe ich im vorigen Jahre (Verh. 1887. S. 547) nach meinem Besuch des Triester und des Wiener Museums und nach den Berichten der HHrn. de Marchesetti und Szombathy einige Details gegeben. Ich will mich auch hier auf wenige Punkte beschränken: das interessanteste Stück der diesjährigen, bis zu meiner Ankunft gemachten Funde war wohl ein gewaltiger, hoher Bronzeeimer, der am Boden eine Kohlenschicht, darauf eine bronzene Situla und in dieser ein herrliches Glasgefäss, nach Art eines Alabastron gebändert, sowie eine kleine Bronzeschale enthielt. Dann gab es auch wieder Urnen aus Thon, die mit eingedrückten Bleiplättchen in mäanderartigen Bändern besetzt waren, sowie zahlreiche, meist schalenförmige Gefässe mit Bronzepinnen (borchie). Eine terrinenförmige Urne, welche Buckel auf dem Oberbauch und aufgerichtete Hörner trug, entsprach ganz einer, von mir in Zaborowo aufgefundenen Form; ebenso gab es zierliche Thonpokale, welche mit breiten rothen und schwarzen Bändern bemalt waren, wie sie vorzugsweise von Este bekannt sind. Die kleinen Beigefässe im Innern der Urnen sind meist schwarz und gleichen in hohem Maasse den Beigefässen unseres lausitzer Typus. Hr. de Marchesetti schenkte mir eine, von mir ausgelöste kleine Henkelschale, welche sicherlich jedes lausitzer Auge erfreuen wird. Die Metallsachen bestanden fast sämmtlich aus Bronze; Eisen war nur spärlich gefunden, jedoch in einigen, recht guten Stücken. Ich erwähne davon speciell ein Stück, welches mir lebhaft die von Hrn. Handelmann (Verh. 1884. S. 31. J. Mestorf, Vorgesch. Alterth. aus Schleswig-Holstein. 1885. Taf. LI. Fig. 623—624) beschriebenen holsteinischen Eisenmesser mit Bronzegriff in die Erinnerung brachte; der Bronzegriff zeigt hier die Gestalt eines Delphinkopfes und die kurze Eisenklinge ist artikulirt, so dass sie nach Art eines Taschenmessers eingeschlagen werden konnte. Die Zahl der Bronzefibeln ist fast unendlich. Von den einfachen Bogenfibeln (ad arco semplice) befanden sich im Triester Museum bis zum Juli v. J. schon 140 Stück; seitdem sind zahlreiche neue gesammelt worden, darunter auch solche mit Anhängseln (Pincetten, Ringen, Klingelknöpfen). Eine Fibel mit plattem, sichelförmigem Bogen gleicht der von mir in Koban gefundenen Kinderfibel (Das Gräberfeld von Koban im Kaukasus. Taf. I. Fig. 1). Aber auch zahlreiche spätere Formen, zum Theil in deutlichen Uebergängen, sind zu Tage gekommen, so namentlich Uebergänge von der Certosaform zur Armbrustfibel. Ein derartiges Stück zeigte grosse Aehnlichkeit mit den vorher (S. 524) erwähnten Fibeln von Westeregeln. Auch kleine Paukenfibeln, sowie prächtige Zweirollenfibeln, auf welche Hr. Grempler bei Gelegenheit des Sackrauer Fundes die Aufmerksamkeit gelenkt hat, waren vorhanden. Von letzteren erwähne ich ein, wahrscheinlich ursprünglich der Dreirollenform angehöriges kleines Stück, das auf dem Bügel einen springenden Hund zeigt, der nach einem Vogel greift; die Nadel ist beweglich angesetzt. Ich bemerke dabei, dass Hr. Marchesetti entschieden in Abrede stellt, wie es auch in seinem, vorher mitgetheilten Briefe angedeutet ist, dass die verschiedenen Formen etwa besonderen Abtheilungen des Gräberfeldes angehört hätten; nach seiner gewiss zuverlässigen Angabe, welche übrigens durch die des Hrn. Szombathy bestätigt wird, kommen die abweichendsten Formen in ganz benachbarten Gräbern vor. Sehr merkwürdig ist ferner eine Art von Gabel mit zwei langen Spitzen, einem kurzen Stiel und einem terminalen Ringe, an der die eine Spitze durch eine Knochenscheide gedeckt ist. Zahlreich sind Knotennadeln, sowie Ohrringe in

Form platter, geriefter Bänder mit feinen Enden zum Einhängen. Waffen fehlen fast ganz.

Diese kurze Aufzählung, welche weit davon entfernt ist, vollständig zu sein, wird doch genügen, um von Neuem zu zeigen, wie zahlreich die Beziehungen sind, welche sich an dieses Gräberfeld nach Norden hin knüpfen, nicht bloss nach Krain hinein (Watsch, Margarethen), sondern bis in unsere Gegenden. Aber nicht minder innig sind die Verbindungen nach Süden, insbesondere nach Este und Bologna. Es ist aber Hrn. Marchesetti gelungen, in einer Beziehung, die vielleicht am wenigsten erwartet wurde, nehmlich in Betreff des Thongeräthes, noch viel weiter nach Süden reichende Anklänge aufzufinden. Er schrieb mir darüber unter dem 26. Juni:

„In S. Lucia fand ich, ausser einem neuen, gut erhaltenen, doppelhenkligen Reifeneimer (Cista a cordoni), mehreren schönen, bereiften Kelchen und verzierten Töpfen, eine Neuigkeit, nehmlich eine apulische, bemalte Vase in Form einer Oinochoë, ähnlich denen aus Rudice und Gnathia. Dieser Fund ist um so interessanter, als bisher, so viel mir wenigstens bekannt ist, die istrischen Nekropolen von Vermo und den Pizzughi bei Parenza die nördlichsten Punkte dieser aus Süditalien importirten Töpfe waren, welche die uralten Handelsbeziehungen zwischen der apulischen Küste (in omnes terras Histrias, Illyricum etc. vela demittit. Florus) und unserem Lande bezeugen, — Handelsbeziehungen, die vielleicht aus ethnischer Affinität der beiden illyrischen Völker entstanden.“

Es bedarf wohl keiner Erwähnung, dass es sich hier um Beziehungen handelt, welche lange vor der Ankunft der Römer in diesem Gebiet vollständig ausgebildet waren, dass daher die Existenz eines römischen Castells auf der Myrišče höchstens die Bedeutung hat, zu beweisen, wie gut die alten Prähistoriker ihre festen Plätze zu wählen verstanden. Die Lage des Ortes deutet darauf hin, dass ein alter Verkehrsweg das Thal der Idria hinaufgegangen sein muss. Bei Idria di Bača hat Hr. Szombathy (Mitth. der Wiener anthropol. Gesellsch. 1887. Bd. 17. Sitz.-Ber. S. 26) ein Gräberfeld gefunden, das in die Tène-Zeit reicht (Verh. 1887. S. 548). Unter den dortigen Fundstücken ist ein Bronzehelm mit etruskischer Inschrift. Möglicherweise hat dieser Weg mit der später von den Römern gebauten pannonischen Strasse, die gewiss auch an schon existirende Wege anknüpfte, Verbindung gehabt. Die Römerstrasse ging durch das Thal der Wippach (des Fl. frigidus der Peutinger'schen Tafel) hinauf; an der Stelle der Station Fluvio frigido erstand der neuere Ort Heidenschaft, über welchem nach Norden ein prähistorischer Gradišče liegt (Müllner, Emona S. 131). Wie die Uebergänge über das Gebirge von da ins Thal der Idria beschaffen waren, vermag ich nicht zu beurtheilen; ich möchte nur bemerken, dass, wenn die Langobarden nicht über den Predil gegangen sein sollten, das Idriathal den einzigen Zugang von der pannonischen Strasse ins Thal des Isonzo und in demselben aufwärts über Caporetto in das Thal des Natisone dargeboten haben würde, — ein, gegenüber dem Predil, ungemein langer und beschwerlicher: aber immerhin möglicher Weg.

Was Caporetto betrifft, so habe ich schon erwähnt (S. 508), dass es daselbst ausser dem, in der Niederung am Isonzo gelegenen, grossen prähistorischen Gräberfelde Reste einer alten Befestigung giebt. Der Gebirgszug, welcher den Isonzo auf seinem rechten Ufer begleitet, endigt hart über dem Ort in einem steil abfallenden, fast kegelförmigen Vorsprung, auf dem jetzt ein kleines Kirchlein steht. Rings um dasselbe erstreckt sich ein winziges Plateau, das mit zahlreichen, mauerartigen Zügen überdeckt ist. Ich hatte dabei eine lebhafte Erinnerung an den Abhang des Berges von Bunarbaschi in der Troas, der auch im ersten

Anblick die Fundamente zahlreicher Gebäude und Mauern zeigt, aber bei genauerer Betrachtung nur die aufgerichteten Schichtenköpfe des natürlichen Gesteins erkennen lässt. (Ich spreche natürlich nicht von der Akropolis von Bunarbaschi.) Auf dem Vorberge über Caporetto treten in der That natürliche Steinzüge auch mauerartig vor, aber ich habe mich überzeugt, dass zwischen denselben überall schwarze Culturerde steckt, in welcher Knochen und rohe Topfscherben zerstreut liegen. Bei genauerem Zusehen lässt sich auch eine äussere Wallmauer aus grossen Gesteinsblöcken ohne Mörtel, wenn auch nicht mehr continuirlich, verfolgen, und auf der Fläche selbst treten kleinere Vierecke hervor. Innerhalb dieser trifft man Brocken von angebranntem Lehm. Hr. Marchesetti, der auch charakteristische Topfscherben gefunden hat, schliesst daher, dass hier auf einer prähistorischen Befestigung eine römische errichtet worden sei.

Was das Gräberfeld in der Niederung betrifft, so stimmt dasselbe in der Hauptsache mit dem von S. Lucia überein; als ich die Funde von dort im Triester Museum musterte, glaubte ich nur noch mehr Vergleichungspunkte mit nördlichen Funden zu erkennen (Verh. 1887. S. 548). Ich will dabei bemerken, dass die von mir damals erwähnte Perle „mit einem rohen Menschengesicht“ die Spitze eines Idols gebildet zu haben scheint, wie ich mich in diesem Frühjahr bei einem erneuten Besuch des Museums überzeugte. Ueber seine diesjährigen Ausgrabungen in Caporetto theilte mir Hr. Marchesetti mit, dass er eine Riesensitula aus Bronze von 70 *cm* Höhe, eine schöne Suite von Brillen-, Knopf- und Nachenfibeln, — von letzteren gleichfalls Riesenexemplare, — zahlreiche Haarnadeln, Hals-, Arm-, Finger- und Ohrringe u. s. w. gewonnen habe. Ich selbst hatte keine Gelegenheit, hier einer Ausgrabung beizuwohnen. —

Hält man diese wichtigen Funde mit denen in Krain zusammen, so kann über die chronologische Stellung derselben kein Zweifel bleiben. Sie gehören der Zeit vor dem Einbruche der Kelten an. Nachdem jetzt die Funde der Tène-Periode in Südösterreich überall zu Tage treten und auch in Ober- und Mittelitalien die gallischen Gräber aus ihrer bisherigen Verborgenheit auftauchen, können wir sicher aussagen, dass das Noricum der Römer mit den Gräbern der Hallstattzeit nichts zu thun hatte, dass vielmehr die keltische Eisenzeit die weitere Entwickelung der so fruchtbaren Bronzecultur der Alpenländer unterbrochen hat. Als dann endlich germanische und mongolische Wanderstämme die Kelten zerdrückten und die Römer zurückwarfen, und als die letzten von ihnen, die Langobarden, ihre Herrschaft im Friaul und in der Lombardei für Jahrhunderte begründeten, da ward sehr bald jede Erinnerung an die prähistorische Zeit verwischt. Und doch besteht, wie ich glaube gezeigt zu haben, ein gewisser Zusammenhang. Die Wege der Wanderstämme nach Italien und speciell der Weg der Langobarden, wahrscheinlich auch die Wege der norischen Kelten, sind dieselben gewesen, auf welchen schon die Prähistoriker ihre vielleicht friedlicheren Verkehrsbeziehungen nach dem Norden eröffnet und auf welchen später die Römer ihre Heerstrassen gebaut haben.

Wenn ich damit diese Mittheilungen über die julischen Alpen schliesse, so möchte ich zunächst dem unermüdlich thätigen Erforscher der Gräberfelder im Litorale, Hrn. de Marchesetti, noch ausdrücklich meinen wärmsten Dank aussprechen für die reiche Belehrung und für die gastliche Aufnahme, welche er mir bereitet hat. Möge es ihm noch recht lange beschieden sein, gleiche Erfolge auf dem grossen Arbeitsgebiet, welches er erschlossen hat, zu erringen! —

Sodann will ich noch einen kleinen Anhang hinzufügen in Betreff eines der prähistorischen Gebiete, an welchen der Südabhang der Alpen so reich ist. Schon

seit längerer Zeit war mir bekannt, dass, vorzugsweise durch die Forschungen des Cav. Stefano de Stefani, auf den Vorbergen über Verona höchst merkwürdige Funde der Steinzeit gemacht worden sind. Im Museo civico von Verona befindet sich eine sehr reiche Sammlung dieser Fundstücke und es knüpft sich für uns noch das besondere Interesse an dieselben, dass sie in dem „Lande der Cimbern“ zusammengebracht worden sind. Hr. de Stefani hat eine zusammenhängende Darstellung nebst einer Fundkarte veröffentlicht (Notizie storiche delle scoperte paletnologiche fatte nel comune di Breonio-Veronese. Atti della R. Accad. dei Lincei 1886). Es handelt sich darnach um dasjenige Stück Landes, welches sich im Norden von Verona neben dem linken Ufer der Etsch bis hoch gegen Süd-Tirol (die Gegend von Ala) hinauferstreckt. Es ist das Land der XIII. Comuni. Die Bewohner betrachten sich noch heutigen Tages als Nachkommen der Cimbern und in ihrer Sprache sind zahlreiche Reste nichtitalischer Worte erhalten. So heisst eine der für die nachfolgende Darstellung vorzugsweise in Betracht kommenden Höhlen Cà de pér, was Hr. de Stefani mit „Höhle des Bären“ übersetzt. Ich darf dabei wohl daran erinnern, dass in unserem Plattdeutsch auch der Eber (lat. aper) mit Bĕr bezeichnet wird. Die Frage nach dem Verbleib der von Marius zersprengten Cimbern und ihre Beziehungen zu den Tredici Comuni ist so oft verhandelt worden, dass ich auf diese langwierige Erörterung hier nicht eingehen möchte. Aber ich will nicht verschweigen, dass der Name Breonio mich sehr lebhaft an ein altes Alpenvolk erinnerte, dessen Stellung immer etwas dunkel geblieben ist. Noch Paulus (Lib. II. c. 13, lib. IV. c. 4) gedenkt ein paar Mal der Briones; Breones, Breonenses werden noch viel später wiederholt erwähnt (Zeuss S. 586). Man identificirt sie in der Regel mit den Breuni der älteren Autoren, deren Sitze nördlich vom Brenner ab gesucht werden. Immerhin scheint es, auch nach historischen Quellen, wahrscheinlich, dass Breuni auch an der Etsch sassen, und dann wäre der Sprung nach Breonio (und nach der Brianza?) nicht gar gross. Dabei ist noch zu erwähnen, dass die jetzige Gemeinde Breonio bei der neuen Verwaltungseintheilung gewisse Bestandtheile, die früher zu der Gemeinde Erbezzo gehörten, in sich aufgenommen hat, namentlich die Ortschaften S. Anna d'Alfaedo und Faedo, und dass gerade die Bewohner dieser Orte sich als Abkömmlinge der Cimbern betrachten, während die Bewohner von Breonio im engeren Sinne des Wortes gallischen Ursprunges sein sollen. Auf diese Weise liesse sich vielleicht zwischen Cimbern und Breonen vermitteln.

Die Aufmerksamkeit auf dieses, auch archäologisch höchst merkwürdige Gebiet ist schon am Ende des vorigen Jahrhunderts durch Arbeiten von Marco Pezzo (Dei Cimbri veronesi e vicentini. Verona 1763. Nuovissimi illustrati monumenti di Cimbri nei monti veronesi, vicentini e di Trento. Verona 1785) gelenkt worden, welche alte Gräberfunde in der Nähe von S. Anna del Faedo, namentlich bei Pursteli, schildern. Spätere Autoren, namentlich Agost. dal Pozzo (Memorie istoriche dei sette Comuni Vicentini. Vicenza 1820), haben alte Ansiedelungen, namentlich bei einem der ältesten Dörfer im Distrikt von Rotzo, einer der Sette Comuni, an einem „Bostel“[1]) genannten Platze beschrieben. Hr. de Stefani entdeckte eine ähnliche alte Ansiedelung 1881 in der Nähe des Berges Loffa (lateinisch Leupha), der sich mitten in dem Gebiete von Breonio erhebt. Die bis zum Jahre 1884 fort-

1) Das Wort Bostel wird nach Angabe des Hrn. de Stefani, dem ich diese historischen Anführungen entnehme, durch casa, ripostiglio o stalla erklärt Ob es mit Pursteli (Burgstal?) identisch ist, kann ich nicht ersehen; jedenfalls ist unser altmärkisches Borstel, dessen Gräberfeld in die römische Zeit reicht, dem Klange nach sehr ähnlich.

gesetzten Ausgrabungen brachten ein sehr buntes Material zu Tage, welches alle Zeiträume von der Steinzeit bis zur gallischen Periode umfasst (Stefan. de Stefani, Sopra gli scavi fatti nelle antichissima capanne di pietra del Monte Loffa a Sant'Anna del Faedo. Verona 1885). Für heute will ich nur erwähnen, dass unter den geschlagenen Steinen eine bis dahin in Italien ganz unbekannte Form hervortrat, nehmlich eine Art grobgemuschelter Werkzeuge von höchst seltsamer und mannichfaltiger Gestalt, ausgezeichnet durch weit hervortretende Spitzen und dazwischen liegende Ausbuchtungen (p. 23. Tav. II. Fig. 5, 8, 11, 12 e 17). Ich komme sogleich darauf zurück, will aber noch besonders hervorheben, dass auch eines der merkwürdigsten geschäfteten Werkzeuge aufgefunden wurde, nehmlich ein gestielter Feuerstein mit convexer, sägeförmiger Schneide, der in einen groben Handgriff, bestehend aus dem Schenkelkopf eines Cerviden, mit seinem Stiel eingelassen war (p. 24. Tav. III. Fig. 1).

Neuerlich folgten Entdeckungen weiterer Fundstätten von gezackten Feuersteinen an benachbarten Orten (de Stefani, Stazione litica a Giare nel Comune di Prun. Bullet. di Paletn. Ital. XIV. 1888. p. 47. Intorno alle scoperte fatte nella Grotta dei Camerini. ibid. p. 81). Diese, zum Theil der reinen Steinzeit angehörigen Plätze lagen, wie die früheren am Cà-de-pér und andere, meist unter vortretenden Schichten der Felswände oder in wirklichen Grotten und Höhlen. Sie ergaben eine Fülle der bizarrsten Gestalten des Steingeräthes, und zwar durchweg geschlagene oder grobgemuschelte Stücke. Von der bekannteren Form der Aexte giebt es da eine Menge von Weiterbildungen zu gröberen, gestielten Stücken von dreieckiger Gestalt, dann zu länger gestielten mit seitlichen Spitzen, zu dreieckigen und fünfeckigen mit ausgebuchteten Rändern, endlich zu einfachen oder gestielten halbmondförmigen mit kammartig gezähntem Rande, kreuz- und sternförmigen u. s. w.

Nirgends in Italien oder den Nachbarländern sind ähnliche Formen gefunden worden. Am meisten ähnlich sind die aus Yucatan, von denen unser Museum eine so schöne Sammlung besitzt (Voss, Verhandl. 1880. S. 237). Hr. Pigorini (Atti della R. Acc. dei Lincei 1885. Vol. I), der ähnliche Funde von Honduras und New-Jersey anführt, fühlte sich deshalb veranlasst, die Frage aufzuwerfen, ob nicht in jener ältesten Zeit nähere Beziehungen zwischen den Völkern der alten und der neuen Welt existirt haben möchten. Hr. de Mortillet machte den entgegengesetzten Schluss: er erklärte die Stücke von Breonio einfach für Fälschungen, und blieb hartnäckig bei dieser Meinung stehen, trotz aller Proteste und Untersuchungen der Italiener. Ihm ist Hr. Th. Wilson (Les silex de Bréonio. Assoc. franc. 1886) beigetreten, der bei einem Besuche der Gegend einen bestimmten Mann ermittelt zu haben glaubt, von dem die Fälschungen ausgingen.

Als ich in Verona war, traf gerade Hr. Castelfranco aus Mailand ein und Hr. Pigorini wurde am folgenden Tage aus Rom erwartet. Die Herren beabsichtigten, demnächst mit Hrn. de Stefani nach Breonio aufzubrechen, um an Ort und Stelle nochmals eine sorgfältige Prüfung der Fundstellen vorzunehmen. Es war für mich eine ausserordentlich schwere Entsagung, die Einladung zu diesem Ausfluge ablehnen zu müssen. Meine Zeit war sehr knapp bemessen, die Gewitterregen hatten in erneuter Stärke begonnen, die Eisenbahnen waren schon hier und da unterbrochen und die Excursion konnte eine ganze Woche in Anspruch nehmen. Hr. de Stefani tröstete mich über meine Abwesenheit, indem er mir in einer Karte aus S. Anna d'Alfaedo vom 18. September ein „glänzendes Resultat meldete, welches die Authenticität seiner früheren Untersuchungen bestätigte, auch in Bezug auf die sonderbaren und eigenthümlichen Formen". Non siamo ne mistificati, ne mistificatori, come sospettava il de Mortillet. Presenti alli scavi erano

anche due altri professori e tutte le autorità del paese, non esclusi i R. R. Carabinieri. Fù esteso un verbale legalizzato che verrà quanto prima stampato e diffuso col mezzo del Bullettino di Paletnologia[1]).

So dürfte die Streitfrage über die Authenticität dieser Stücke wohl definitiv erledigt sein. Ich selbst habe nach Ansicht der reichen Sammlung des Veroneser Museums und in Anbetracht der Technik, welche sich derjenigen der Pfeilspitzen aus Feuerstein, Obsidian u. s. w. nahe anschliesst, nicht daran gezweifelt, dass die Stücke von Breonio ächt seien. Ich verweise wegen der Vergleichung auf meine Mittheilungen (Verh. 1876. S. 12) über gezackte Pfeilspitzen aus Muschelbergen am Strande von Coronél, Chile, die ich der Güte des Hrn. Peipers verdanke. Es bedurfte nur eines kleinen Schrittes vorwärts, um von solchen Pfeilspitzen zu den allerdings sehr bizarren Geräthen zu gelangen, wie sie in Breonio und in Yucatan gefunden werden, von denen sicherlich ein grosser Theil keinen anderen Zweck hatte, als zum Schmuck zu dienen. Eine Bevölkerung, welche Feuerstein bearbeitete und ihn reichlich zur Hand hatte, konnte sehr leicht zu einer solchen Fabrikation kommen, zumal in einer Gegend, welche für mildere Formen des Lebens wenig Gelegenheit bot. Wie Hr. Nicolis (de Stefani, Notizie storiche p. 13) nachweist, sind die Schichten des Kalkes und der unteren Kreide, insbesondere der sogenannte marmo maiolica, reiche Lagerstätten des Feuersteins im Gebiet von Breonio. Man wird die locale Herstellung der gezackten Feuersteingeräthe daher wohl als eine Thatsache hinnehmen müssen, wenn dieselbe auch der Schulmeinung widerstreitet, dass der Weg der menschlichen Cultur auch schon in der Steinzeit ein für alle Orte und Völker gleichmässiger gewesen sei.

Es giebt übrigens auch in Italien eine Analogie für die gezackten Feuersteine. Vor mehreren Jahren beschrieb ich (Verh. 1882. S. 510, vgl. 1883. S. 401) Funde von Knochengeräth, welche Hr. C. J. Schultze in einer der Höhlen von Mentone gemacht hatte. Unter den zu Hängeschmuck verarbeiteten Stücken befinden sich einzelne (daselbst Fig. 4, 6, 7), welche (in Wirklichkeit noch mehr, als in der Zeichnung) den Veroneser Feuersteinen ähneln. Möglicherweise ist der Gebrauch, solche Feuersteingeräthe anzufertigen, von einer älteren Knochenbearbeitung ausgegangen. Darauf könnte auch das Vorkommen ähnlicher Silexgeräthe in den Höhlen von Mnikow bei Krakau hindeuten (Pigorini, Rendic. Acc. dei Lincei 1887. p. 66).

Dass diese locale Fabrikation etwas mit den Cimbern zu thun gehabt hat, ist eine unhaltbare Voraussetzung. Die Cimbern waren kein Steinvolk mehr, als sie mit den Römern zusammentrafen. Sollten wirklich zersprengte Schaaren von ihnen in das Gebirge von Breonio gedrängt worden sein, so würden ihnen höchstens solche Gräber und Wohnplätze zugeschrieben werden können, welche in die Bronze- und Eisenzeit reichen. Die Steinfunde gehören sicherlich einem Volke an, von dessen Existenz die Geschichte nichts meldet, einem Volke, zu dessen Zeit auch die nahen Pfahlbauten des Garda-Sees, die von Peschiera, noch nicht existirten. Wollten wir sie mit Chierici Pelasger nennen, so würde dieser Name wohl nur denen gefallen, welche mehr an Namen, als an Sachen hängen.

(29) Hr. Bastian macht Mittheilungen über Erwerbung einer peruanischen Alterthumssammlung, die l[illegible] als 12 Jahre Gegenstand der Verhandlungen

1) Nachträglich geht mir auch der Wortlaut des im Bullettino di Paletn. ital. XIV No. 9 e 10) so eben publicirten Protokolls zu.

gewesen ist, der altberühmten Sammlung der Gebrüder Centeno in Cuzco, aus dem Nachlass ihrer Mutter Donna Anna Maria Centeno.

Bei den vielerlei Schwierigkeiten, die aus verschiedenen Hinsichten entgegenstanden, sind lange Zeit alle Bemühungen gescheitert, aber die Aufnahme dieser Sammlung in die im Museum für Völkerkunde bereits aus Peru vorhandenen musste als eine so unbedingt nothwendige gelten, dass man nicht nachlassen durfte, die auf ihren Ankauf gerichteten Versuche stets zu erneuern, und schliesslich sind sie jetzt von Erfolg gekrönt worden.

Diese Sammlung, aus dem Centrum des weiten Inka-Reiches stammend (wie es von den Entdeckern angetroffen wurde), aus der Residenzstadt der Inka selbst, gewährt einen Einblick in den, für die dem Herrscherstamm eigenthümliche Cultur gültigen Typus, nach welchem nun die Repräsentanten der zur Entdeckungszeit unterworfenen Reiche (aus deren Funden sich die sog. peruanischen Alterthumssammlungen in den Museen vorwiegend zusammensetzen) ihre richtigen Abschätzungs-Verhältnisse erhalten können. Das wird fernerhin den Gegenstand weiterer Detail-Untersuchungen zu bilden haben, aber ein merkwürdiges Resultat lässt sich aus dem ersten Eindruck schon verzeichnen, dass hier nehmlich ein Hochlands-Typus hervortritt, der sich in, früher nur vermuthungsweise angenommenen, Eigenthümlichkeiten ausspricht, und, unter Bestätigung dieser, eine Reihe weiterer Folgerungen einleiten wird, durch die systematische Durchforschung des jetzt im Museum vereinigten Materials.

Die Sammlung wird voraussichtlich bereits nächstens zur Aufstellung kommen und dann der Besichtigung zugänglich gemacht werden.

(30) Eingegangene Schriften.

1. Das altperuanische Reich und sein Verkehrswesen. Ergänzungsheft des Archivs für Post und Telegraphie. Berlin 1888.
2. Grossi, Dr. Vincenzo, Folk-Lore Peruviano. Torino 1888.
3. Derselbe, Teocalli e Piramidi. Torino 1888.
4. Derselbe, Le Mumie. Torino 1888.
5. de Armas, Juan Ignacio, La Zoologia de Colón y de los Primeros Exploradores de America. Habana 1888.
6. Wesch, Dr. Cárlos, Les Civilisations antiques de l'Amérique. Leipzig 1888.
7. Uebersicht über die Amerikanischen Sammlungen des K. Museums für Völkerkunde. Berlin 1888.
8. Veröffentlichungen aus dem Königlichen Museum für Völkerkunde, October. Berlin 1888.
9. Bastian, A., Die Culturländer des alten Amerika. Nachträge und Ergänzungen aus den Sammlungen des Ethnologischen Museums. III. Band, II. Abtheilung. Berlin 1888.
10. Phillips, Jr. Henry, First contribution to the study of Folk-Lore of Philadelphia and its vicinity. Amer. Phil. Soc. 16. 2. 1888.
11. de Magalhães, M. le Général Couto, Contes Indiens du Brésil trad. par Emile Allain. Rio de Janeiro 1888.
12. Beiträge zur Ethnographie von Amerika, aus dem Internationalen Archiv für Ethnographie. Leiden 1888.
13. von Humboldt, Alexander, nach einem Bilde in Quito 1802.
14. Indianer-Typen aus Ecuador und Colombia. 28 Lichtdruck-Bilder, den Mitgliedern des VII. Internationalen Amerikanisten-Congresses gewidmet von A. Stübel und W. Reiss. Berlin 1888.

Nr. 1—14 vom Amerikanisten-Congress.

15. Bovallius, Carl, Nicaraguan Antiquities. Stockholm 1886. Gesch. d. Verf.
16. Joest, Wilhelm, Waffe, Signalrohr oder Tabakspfeife? Berlin 1888. Gesch. d. Verf.
17. Archivos do Museu Nacional do Rio de Janeiro. Vol. VII. Rio 1887. Gesch. d. Hrn. L. Netto.
18. Archives de la Société Américaine de France. Nouvelle Série, Tome IV. Partie I. et II. Paris 1888.
19. Our Forest children and what we want to do with them. Christmas Number 1887 — Summer Number 1888.
20. Lewis, T. H., Incised Boulders in the Upper Minnesota Valley. — Ancient Rock Inscriptions in Eastern Dakota. — Notice of some recently discovered Effigy Mounds. — Effigy Mounds in Minnesota. — The „Monumental Tortoise", Mounds of „de-coo-dah". — The „old Fort" Earthworks of Greenup County, Kentucky. St. Paul 1887.
21. Hale, Horatio, The Origin of Languages, and the Antiquity of Speaking Man. Cambridge 1886. — The Development of Language. Toronto 1888.
22. Bamps, A., La Céramique Américaine. Copenhague 1884. — D'Antiquités Americaines. Bruxelles 1883. — Le Calendrier Aztéque. Louvain 1886. — Tomebamba. Louvain 1887. — Les Antiquités équatoriennes 1888.
23. Anales del Museo Nacional. República de Costa Rica. Tomo I. Anno de 1887. San José 1888.
24. Hamy, Decades Americanae. Mémoires d'Archéologie et d'Ethnographie Américaines I—III. Paris 1884—1887.
25. Schnellenbach, E., Entwurf einer ältesten Grammatik des Ompiluch und Ari nebst den Nachweisen ihrer Spuren in den jüngeren Sprachen. Berlin 1888.
26. Soler, M., America precolombiana, ensayo ethnológico dedicado a la Sociedad de ciencias y artes. Montevideo 1887.
27. Netto, Ladisláu, Conférence faite au Muséum National en présence de L. L. M. M. Impériales. Rio de Janeiro 1885.
28. Membres de la Septiéme Session du Congrés international des Americanistes. Berlin 1888. Tirace du 4. Octobre.
29. Rink, Henry, Dialectes de la Langue Esquimaude. Copenhague 1884.
30. Derselbe, The Eskimo Dialects as serving to determine the relationship between the Eskimo tribes. London 1885.
31. Derselbe, Om de Eskimoiske Dialekter, som bitrag til bedommelsen af Sporgsmaalet om Eskimoernes Herkomst og Vandringer. Kjöbenhavn 1885.
32. Derselbe, The Eskimo tribes, their distribution and characteristics, especially in regard to language with a comparative Vocabulary and a Sketch-Map. Copenhagen and London 1887.
33. Grasserie, Raoul, Etudes de grammaire comparée. De la conjugaison objective. Paris 1888.
34. Clarke, Hyde, The Khita and Khita-Peruvian Epoch: Khita. Hamath, Hittite, Canaanite, Etruscan, Peruvian, Mexican etc. London 1877.
35. Dabry de Thiersant, P., de l'origine des Indiens du Nouveau-Monde et de leur civilisation. Paris 1883.
36. Baxter, Sylvester, The old new world, an account of the explorations of the Hemenway south-western archaeological expedition in 1887—88, under the Direction of Frank Hamilton Cushing. Salem. Mass. 1888.

Sitzung vom 15. December 1888.

Stellvertretender Vorsitzender Hr. **Virchow.**

(1) Hr. Virchow erstattet den

Verwaltungsbericht für das Jahr 1888.

Die Abwesenheit unseres Vorsitzenden stellt mir auch diesmal die Aufgabe, den vorgeschriebenen Verwaltungsbericht vorzutragen.

Es war ein schlimmes Jahr, welches nicht leicht aus der Erinnerung der Menschen schwinden wird. Zwei Kaiser hat die Nation zu betrauern, gerade diejenigen, denen die so lange ersehnte Wiederaufrichtung des deutschen Reiches zu danken ist. Die Mitglieder unserer Gesellschaft empfinden den Verlust doppelt schwer, denn mit jedem der beiden Kaiser ist uns ein verständnissvoller Gönner, ein stets bereiter Helfer dahingeschieden. Es war kurze Zeit nach dem Frankfurter Frieden, als die Gesellschaft ihren Vorstand ermächtigte, bei der Königlichen Staatsregierung diejenigen Maassregeln zu beantragen, welche erforderlich seien, um eine zeitgemässe Entwickelung der ethnologischen, anthropologischen und prähistorischen Studien zu ermöglichen. Der Vorstand legte in seiner Eingabe dar, wie es absolut nothwendig sei, zwei der bis dahin bestehenden Abtheilungen des Kunstmuseums, die vaterländische und die ethnologische, aus dem Verbande der eigentlichen Kunstabtheilungen und damit auch aus dem Museumsgebäude ausscheiden zu lassen und für dieselben ein eigenes Haus zu erbauen, in welchem auch die Anthropologie und die Urgeschichte und, als Helferin auf allen diesen Gebieten, unsere Gesellschaft, eine Heimath finden könnten. Unsere Eingabe datirte vom 2. Juli 1873; der Allerhöchste Erlass, welcher in Erfüllung unserer Wünsche die leitenden Gesichtspunkte für den zu begründenden Neubau feststellte, ist vom 12. December desselben Jahres (Vgl. Verhandlungen 1886, S. 707). Freilich hat es noch manches Jahr gedauert, ehe das Gebäude fertig wurde, aber auch in dieser Zwischenzeit haben wir uns vielfacher Beweise der Königlichen Huld zu erfreuen gehabt. Die Sachverständigen-Commission für beide Abtheilungen wurde regelmässig aus Mitgliedern unserer Gesellschaft gebildet. Als im Jahre 1880 die deutsche anthropologische Gesellschaft in unserer Stadt tagte, war es nur durch die Hülfe der Königlichen Staatsregierung möglich, jene erste grosse Ausstellung der prähistorischen Alterthümer Deutschlands zusammenzubringen, welche einen so grossen Einfluss auf die Feststellung der prähistorischen Grundlagen und auf die Entwickelung der deutschen Alterthumskunde überhaupt ausgeübt hat. Die Betheiligung fast aller Staatssammlungen der verschiedensten deutschen Länder wäre ohne die Gunst des Kaisers wohl nicht zu erlangen gewesen. Und noch mehr, das beträchtliche Deficit, welches am Schlusse der Rechnungslegung hervortrat, würde uns mit endlosen Schwierigkeiten belastet haben, wenn der Allerhöchste Dispositionsfonds nicht in ausgiebiger Weise ausgeholfen hätte. Gerade bei dieser Generalversammlung war es auch, wo der Kron-

prinz mit seiner Gemahlin unseren Bestrebungen zum ersten Male in förmlicher Weise seine Anerkennung zu erkennen gab. Er übernahm das Protektorat der Ausstellung und eröffnete dieselbe, er erschien persönlich in der ersten Sitzung und besuchte uns nachher bei der Ausgrabung auf dem Römerberg bei Potsdam (Verh. 1880, S. 360). Sein weitausschauender und in so durchgebildetem Sinne historischer Geist wusste die Bedeutung unserer Forschungen sowohl für die allgemeine Culturgeschichte, als für die Entfaltung unserer besonderen Geschichte voll zu würdigen. Seine Stellung als Protektor der Museen gab ihm, wie noch neulich der Herr Generaldirektor der Museen in seiner tief empfundenen Gedächtnissrede ausgeführt hat, immer neue Gelegenheit, seine Theilnahme für die Erweiterung der Sammlungen auch praktisch zu bethätigen, und noch in seiner öffentlichen Rede, mit der er am 18. December 1886 dieses neue Haus der Wissenschaft und dem Volke eröffnete, bezeugte er das ernste Verständniss für die Wege und die Mittel, auf und mit denen die Forschung weiter zu führen sei.

Gewiss, wir haben viel verloren, und es ist unmöglich, dass unsere Gesellschaft die Erinnerung daran jemals vergessen kann. Sorgen wir dafür, dass der Eifer in der Verfolgung jener hohen Ziele, welche uns die Anerkennung der beiden Kaiser gewonnen hatte, niemals in unserer Gesellschaft untergehe! Ist das doch die einzige Form des Dankes, die wir dem Gedächtniss der hohen Herrscher als wissenschaftliche Gesellschaft darbringen können. Die Continuität in der Verfolgung der traditionellen Aufgaben, durch welche die Hohenzollern ihre einzige Stellung unter den Herrscherfamilien Europas gewonnen haben, bürgt uns dafür, dass uns auch fernerhin Schutz und Förderung gewährt werden wird. Als ein sichtbares Zeichen dafür dürfen wir das hochherzige Geschenk Seiner Majestät des jetzt regierenden Kaisers und Königs betrachten, das grosse ägyptische Denkmäler-Werk von Lepsius, welches jetzt die grösste Zierde unserer Bibliothek bildet.

So treten wir denn in das neue Jahr mit der Absicht, die Arbeiten, die wir nun schon seit 19 Jahren unter mancherlei Ehren und unter harten Mühen fortgeführt haben, mit Beharrlichkeit zu verfolgen, und zugleich mit der Zuversicht, dass uns die so nothwendige und so oft gewährte Unterstützung des Staates und unserer vielen Freunde im In- und Auslande nicht fehlen werde. Wir sind nun in das neue Haus eingezogen, unsere Thätigkeit wird mit dem Museum für Völkerkunde in nächste Beziehung gesetzt sein, und wir werden uns bemühen, ein nützliches Glied in dieser grossen und vielgestaltigen Organisation zu werden.

Freilich sind uns auch innere Krisen nicht erspart geblieben. Unser Vorsitzender, Hr. W. Reiss, der es verstanden hat, die neuen Verhältnisse in glatter Weise ihrer Ordnung entgegenzuführen, ist schon seit Monaten durch sein Augenleiden genöthigt gewesen, unseren Sitzungen fern zu bleiben. Möge ihm und seiner trefflichen Gemahlin die jetzige Reise in Aegypten alle die Wohlthaten bringen, die wir ersehnen! Demnächst hat unser geschäftsführender Secretär, Hr. Olshausen, den schon lange angekündigten Vorsatz ausgeführt, wegen dringender anderweitiger Aufgaben, die er sich gesteckt hat, sein Amt niederzulegen. Wir haben seinen Entschluss nicht ändern können, und es bleibt mir nur die Pflicht, ihm für seine treuen und wichtigen Dienste unsern innigen Dank auszusprechen. Er hat insbesondere unsere Bibliothek kräftig entwickelt und unseren auswärtigen Verkehr in gedeihlichster Weise umgestaltet und erweitert. Ich persönlich bin ihm für seine lange, stets bereite Hülfe tief verpflichtet. Noch in letzter Zeit, während meiner Abwesenheit in Aegypten und Griechenland, hat er die gesammten Redaktionsgeschäfte in meiner Vertretung geführt.

Endlich hat das Bedürfniss, unsere finanziellen Mittel zu erweitern, nach jahrelangem Schwanken und Zögern zu dem, am Ende des vorigen Jahres gefassten Beschluss geführt, die Jahresbeiträge der Mitglieder von 15 Mk. auf 20 Mk. zu erhöhen. Wir waren darauf gefasst, dass dieser Beschluss uns Mitglieder entführen werde, aber wir hegten auch die Hoffnung, dass trotzdem das Ergebniss ein günstiges sein werde. Soweit sich bis jetzt übersehen lässt, hat uns diese Hoffnung nicht getäuscht. Der Bericht des Herrn Schatzmeisters wird zeigen, dass wir mit einem grösseren Ueberschuss, als jemals vorher, in das neue Jahr eintreten. Freilich ist der Ueberschuss nicht genügend, die noch ausstehenden Rechnungen, namentlich die der Verlagshandlung, zu decken, aber wir dürfen doch mit grösserer Zuversicht erwarten, dass die laufenden Beiträge der Mitglieder, wenn der Staatszuschuss uns in gleichem oder, wie wir gern hoffen möchten, in erhöhtem Betrage wieder gewährt wird, es uns ermöglichen werden, ohne Zurückgreifen auf unsern kleinen Reservefonds, die Ausgaben des neuen Jahres zu bestreiten.

Die Zahl unserer ordentlichen Mitglieder betrug am Schlusse des vorigen Jahres 610, darunter 2 lebenslängliche. Neu aufgenommen sind 42, darunter ein lebenslängliches Mitglied. Ausgeschieden sind 66, darunter durch den Tod 6. Es verbleiben daher im Ganzen 586, gegen das Vorjahr 24 weniger. So schmerzlich diese Abnahme ist, so muss doch in Erwägung gezogen werden, dass bei dem häufigen Wechsel in den äusseren Verhältnissen der Mitglieder in jedem Jahre eine nicht ganz kleine Zahl von Austrittserklärungen, so im Jahre 1887 allein 25, vorgekommen ist. Versuchen wir, durch erhöhte Leistungen die Theilnahme an unserer Thätigkeit um so mehr zu beleben.

In dem Bestande unserer Ehrenmitglieder ist keine Veränderung eingetreten. Der Kaiser von Brasilien hat mir bei Gelegenheit des Amerikanisten-Congresses durch seinen Delegirten, Hrn. Lad. Netto, in besonders huldvoller Weise die Fortdauer seiner freundlichen Gesinnungen ausdrücken lassen. Unser ältestes Ehrenmitglied, Hr. Schott, hat auf unsere Adresse zu seinem Dienstjubiläum uns die Versicherung gegeben, dass er noch immer mit gleicher Theilnahme unseren Verhandlungen folge. Hr. Schliemann, in dessen Gesellschaft ich im Frühjahre so genussreiche Reisen in Aegypten und im Peloponnes ausführen konnte, hält die Gesellschaft von allen seinen Unternehmungen in Kenntniss und vermehrt durch neue Schenkungen die auf seinen Namen eingetragenen Sammlungen des Museums für Völkerkunde. Hr. Lindenschmit hat nach wiedergewonnener Gesundheit seine bedeutende Thätigkeit an dem römisch-germanischen Centralmuseum wieder aufgenommen.

Von unseren correspondirenden Mitgliedern, deren Zahl am Schlusse des Vorjahres 101 betrug, haben wir 4 durch den Tod verloren: die Herren Hayden, Bessels, Miklucho-Maclay und ganz neuerlich v. Lenhossek, dessen Tod am letzten 2. December erfolgt ist. Sie alle waren Männer, die ihr Leben in harter Arbeit, stets dem Dienste der Wissenschaft zugethan, dahingebracht hatten. Nur einem von ihnen, Hrn. v. Lenhossek, war das freundliche Geschick beschieden, in einer gesicherten Lebensstellung die Ziele seiner Thätigkeit zu einem befriedigenden Abschlusse gebracht zu haben. Inzwischen sind 3 neue Mitglieder gewählt worden, so dass die Zahl unserer Correspondenten im Augenblick 100 beträgt. Mehrere von ihnen, so die Herren Hamy, L. Netto und v. Ihering, hatten wir bei Gelegenheit des Amerikanisten-Congresses das Vergnügen, unter uns zu sehen. Von andern erhielten wir werthvolle Zuschriften mit wissenschaftlichen Mittheilungen, so von den Herren Aspelin, Ernst, v. Fellenberg, V. Gross, Baron Müller, Philippi, Rütimeyer. Andere sandten uns Ge-

schenke mancherlei Art: ich erwähne darunter mit besonderem Dank das grosse kaukasische Werk des Hrn. Chantre.

Unsere Sitzungen sind etwas unregelmässiger gehalten worden, als in früheren Jahren; zweimal mussten dieselben wegen des Todes der Kaiser aufgehoben, bezw. verlegt werden. Die Zahl der vollständigen Sitzungen ist die statutenmässig vorgeschriebene gewesen. Trotz dieser Beschränkung haben unsere Veröffentlichungen wieder eine Ausdehnung erlangt, welche eine nicht unbeträchtliche Ueberschreitung des vorhandenen Raumes vermuthen lässt. Das 5. Heft wird in Kurzem in den Händen der Mitglieder sein. Das letzte Heft, welches die December-Sitzung und die Register bringen muss, kann bekanntlich in der Regel erst im Februar ausgegeben werden. Da mit dem Abschlusse dieses Bandes, des zwanzigsten unserer Zeitschrift, ein natürlicher Abschnitt gegeben ist, so beschäftigt sich der Vorstand, im Einvernehmen mit der Verlagshandlung, damit, einen General-Index für sämmtliche 20 Bände herstellen zu lassen, der zugleich die bis jetzt fehlenden Indices für die ersten Jahrgänge unserer Verhandlungen und für sämmtliche Jahrgänge des Textes und der Besprechungen der Zeitschrift bringen soll. Die Nothwendigkeit, endlich einmal das ungeheure und zugleich so wichtige Material unserer Veröffentlichungen bequem zugänglich zu machen, ist in höchstem Maasse fühlbar; selbst diejenigen, welche von Anfang an der Gesellschaft angehört und an ihren Arbeiten theilgenommen haben, sind nur mit Aufwendung von viel Zeit und Mühe im Stande, die gesuchten Notizen aufzufinden. Aber die grosse Mannichfaltigkeit und Verschiedenartigkeit des Stoffes erschwert die Auswahl der Bearbeiter, und wir sind noch nicht in der Lage, eine bestimmte Person bezeichnen zu können, die mit der Ausführung betraut werden soll.

Grössere anthropologische Excursionen sind in diesem Jahre nicht veranstaltet worden. Abgesehen davon, dass die Betheiligung der zum Reisen geneigten Mitglieder an verschiedenen Provincial-Versammlungen und an der deutschen Generalversammlung, sowie der internationale Amerikanisten-Congress genügende Beschäftigung boten, hat die allgemeine Landestrauer, welche alle Verhältnisse durchdrang, derartige Unternehmungen gehindert. So ist namentlich ein geplanter Besuch der sächsischen Provincial-Sammlung in Halle, trotz grossen Entgegenkommens der leitenden Persönlichkeiten, auf spätere Zeiten verschoben worden.

Die innere Thätigkeit der Gesellschaft wurde wesentlich gefördert durch die rege und fortdauernde Theilnahme, welche wir dem Herrn Cultusminister zu verdanken haben. Der Staatszuschuss, welchen wir seit einer Reihe von Jahren erhalten haben, und welcher letzthin in recht fühlbarer Weise herabgesetzt war, ist in diesem Jahre wiederum erhöht worden, wenn auch nicht bis zu seiner früheren Höhe, so doch in einem Betrage, welcher uns ermöglicht hat, unsere Veröffentlichungen in reicher und würdiger Weise auszustatten. Von nennenswerthen Ankäufen haben wir allerdings Abstand nehmen müssen. Unsere Bibliothek ist durch Schenkungen des Staats um wichtige Stücke vermehrt worden. Die Berichte über die Erforschung der Provinzial-Alterthümer sind uns durch das Ministerium vorgelegt und in ihren Hauptergebnissen von uns veröffentlicht worden. Obwohl noch viel zu einer Vollständigkeit in der Darlegung der neuen Funde fehlt, so wird doch durch unsere Mittheilungen mehr und mehr die Ueberzeugung verbreitet, dass die grössere Oeffentlichkeit, welche wir den Localforschern verbürgen können, für die Gesammtkenntniss von wesentlicher Bedeutung ist. Der Herr Minister hat es sich überdies angelegen sein lassen, die Methoden der Untersuchung und die Sammlung der Funde durch besondere Anweisungen und Beleh-

rungen zu fördern. Dahin gehört mit in erster Reihe das in seinem Auftrage bearbeitete und freigebig nach allen Seiten vertheilte Merkbuch (Verh. S. 272).

Die weitere Consequenz wird das Eingreifen der Gesetzgebung in die Ordnung dieser Verhältnisse sein müssen. Aber die Schwierigkeit, gerade auf diesem Gebiete das öffentliche und das Privatrecht in eine, mit den heutigen Rechtsbegriffen vereinbare Formel zu bringen, ist uns selbst schon entgegengetreten. Auf der Generalversammlung der deutschen Geschichtsvereine zu Mainz im vorigen Jahre (Verh. 1887. S. 715) war es noch gelungen, in Bezug auf die Methode des Vorgehens einen, an die Vorbilder der westlichen Nachbarvölker anschliessenden Antrag zur Annahme zu bringen. Indess hatten sich daran weitergehende Resolutionen geknüpft, welche wesentlich die Schwächung der staatlichen Centralmuseen gegenüber den Territorialmuseen zum Zweck hatten. Unsere Gesellschaft hat, nachdem eingehende Erörterungen des Vorstandes und Ausschusses vorangegangen waren, diesen Resolutionen entgegentreten zu müssen geglaubt (Verh. S. 83). Allein ehe noch diese Differenz geschlichtet ist, hat sich eine neue Schwierigkeit erhoben. Der Generalsekretär der deutschen Gesellschaft hat auf der Generalversammlung in Bonn die Aufmerksamkeit auf die §§ 928 und 990 des eben publicirten Entwurfs zu dem deutschen Civilgesetzbuche gelenkt, welche zum Theil eine wesentliche Verschlechterung gegenüber dem heute geltenden Recht bringen, jedenfalls aber dem Verschleppen der Alterthümer starken Vorschub leisten würden. Ein berufener Jurist hat Abänderungsvorschläge formulirt und es ist die aktive Theilnahme der deutschen anthropologischen Gesellschaft aufgerufen worden. Demgemäss hat unser Vorstand mit dem Ausschuss Berathungen über die Angelegenheit gepflogen und es wird im Laufe des nächsten Jahres Bericht über die Ergebnisse zu erstatten sein. Eile scheint nicht gerade geboten zu sein, da man das Erscheinen des bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich im besten Falle erst über Jahr und Tag erwarten darf.

Es ist hier wohl der Ort, daran zu erinnern, dass wir der Bildung von Provinzial-, Bezirks- und Kreis-Vereinen nicht nur niemals entgegengetreten sind, sondern dass wir sie im Gegentheil bewillkommnet und nach Kräften unterstützt haben. Denn wir gingen von der Auffassung aus, dass gerade in der heutigen Zeit fast allgemeiner Bodenumwälzung eine verschärfte Localaufsicht im Lande dringend erforderlich sei, damit nicht unwiederbringliche Verluste an dem Bestande und der Kenntniss der Denkmäler und an den Fundstücken einträten. Unsere Annahme ist nicht getäuscht worden: selbst so kleine Localvereine, wie der von Genthin, der von Lenzen (Westpriegnitz), der niederlausitzische haben ihre Thätigkeit in voller Harmonie mit uns und mit bestem Erfolge geübt. Schwieriger ist das Verhältniss in Bezug auf die Local- oder, wie der Mainzer Beschluss besagt, auf die Territorial-Sammlungen. Wir gehen nicht so weit, wie, im Anschluss an die Mainzer Resolution, einige Landräthe, vielleicht auch Bezirksregierungen thun, dass wir die Anlegung von Kreismuseen anrathen; ja, es erscheint fraglich, ob die Vertreter der Mainzer Resolution selbst so weit zu gehen beabsichtigt haben. Denn während sie nur den Gegensatz der Territorial-Sammlungen zu den Central-Sammlungen im Auge hatten, würde sich hier ein neuer Gegensatz zwischen Kreis- und Provinzial-Sammlungen ergeben. Ein solcher Krieg Aller gegen Alle wäre an sich nicht wünschenswerth, zumal in einer Angelegenheit, wo vielmehr ein Zusammenwirken nöthig ist. Man erwäge ausserdem den Zustand, der sich ergeben würde, wenn jemand, der sich durch eigenen Augenschein von der Beschaffenheit der Local-Culturen ein Urtheil bilden möchte, genöthigt würde, alle diese Kreis- und Stadt-, Bezirks- und Provinzial-Sammlungen zu be-

reisen. Nur wenige haben Zeit und Geld, um solche Studienreisen zu unternehmen, und wie wenig wäre damit dem vergleichenden Studium, dieser wichtigsten Quelle der fortschreitenden Erkenntniss, gedient, wenn fast jede Möglichkeit einer unmittelbaren Gegenüberstellung der Objekte abgeschnitten würde! Und was würde denn schliesslich dem Centralmuseum bleiben? worin würde es überhaupt noch seine centrale Stellung darthun können?

Ein Blick auf unsere preussischen Verhältnisse genügt, um eine erfahrungsgemäss richtige Antwort zu finden. Nachdem die Stadt Berlin ein besonderes „märkisches Provinzial-Museum" gegründet hat, zeigte sich überall in der Provinz Brandenburg ein grosses Interesse, die vorhandenen Localsammlungen dahin abzugeben. Nicht nur städtische und Gymnasialsammlungen, sondern auch zahlreiche Privatsammlungen wurden von dem Märkischen Museum unter entgegenkommender Zustimmung der Besitzer annektirt. Denn man hatte sich überzeugt, dass die rechten Männer für die Conservirung dieser kleinen Sammlungen immer nur zeitweise vorhanden sind, und dass nach ihrem Abgange die Sammlungen verkommen, ja nicht selten ganz verschwinden. So ist das märkische Museum schnell gewachsen und zu einer sehenswerthen Provinzialsammlung geworden. Damit ist aber dem Königlichen Museum selbst das nächste Gebiet streitig geworden, und obwohl sich in der Praxis immer noch ein gewisser Ausgleich angebahnt hat, so würde doch mit einer principiellen Bevorzugung des Provinzial-Museums ein relativer Abschluss der Sammlungsthätigkeit des Central-Museums gerade innerhalb der nächsten und natürlichsten Gebietsgrenzen ausgesprochen sein. Das kann unmöglich die Aufgabe der Gegenwart sein. Irgend eine praktikable Form des Ausgleiches muss gefunden werden und diese kann nach Menschengedenken nur darin bestehen, dass dem Central-Museum eine gewisse Bevorzugung zu Theil wird. Wir befinden uns in dieser Beziehung, wie wir anzunehmen Grund haben, in voller Uebereinstimmung mit der Königlichen Staatsregierung, und wir geben uns der Hoffnung hin, dass auch die verschiedenen Localforscher sich davon überzeugen werden, dass es für sie selbst und die von ihnen unternommenen Forschungen von grösstem Nutzen ist, dass typische Stücke aller Richtungen der prähistorischen Cultur in dem Central-Museum vereinigt werden. Für die Territorial-Sammlungen wird es auch bei einer solchen Anordnung an reichem Stoff zur Erweiterung ihrer Sammlungen nicht mangeln.

Es verhält sich mit den Sammlungen nicht anders, als mit den Publikationen. Wir begrüssen mit Freude die rege literarische Thätigkeit, welche in so vielen unserer Provinzen aufgelebt ist und welche eine Fülle, zum Theil prächtig ausgestatteter Publikationen hervorgebracht hat. In Kiel, Hannover, Halle, Trier, Bonn, Breslau, Posen, Stettin, Danzig und Königsberg sind höchst werthvolle Arbeiten geliefert worden. Aber den Hauptanstoss zu dieser Bewegung hat doch die anthropologische Gesellschaft gegeben. Indem sie den vielen Localstudien einen sammelnden und reflektirenden Mittelpunkt schuf, hat sie überall den Wetteifer und die Nachahmung entzündet: sie hat den einzelnen Beobachtern eine erweiterte Publicität geboten und das Zusammenwirken vieler Einzelner zur Lösung neuer Fragen ermöglicht; sie hat endlich die Aufnahme neuer Erfahrungen in den Kreis des allgemeinen Wissens vermittelt. Auch die beste Localpublication ist nicht im Stande, das Gleiche herbeizuführen. Man muss nur wissen, wie beschränkt der Kreis der Abnehmer derartiger Schriften ist, um es schätzen zu lernen, dass ihnen die Hülfe weit verbreiteter Organe zur Seite steht. In Augenblicken der Verstimmung über Einzelvorgänge unliebsamer Art mag das vergessen werden; wir vertrauen aber der Zeit mit ihrem mildernden und ausgleichenden Einfluss, dass

die Verstimmungen verschwinden werden, wie sie gekommen sind. In dem Streben nach dem gemeinsamen Ziel wissenschaftlicher Aufklärung des Dunkels der Vergangenheit werden diese zeitweiligen Gegensätze ihre Lösung finden.

Ein lehrreiches Beispiel dafür bieten die Verhandlungen unserer Gesellschaft mit der Generalverwaltung der Königlichen Museen über die Aufnahme unserer Gesellschaft in das Museum für Völkerkunde. Gewiss war es schwierig, — und es ist das in früheren Verwaltungsberichten mehrfach hervorgehoben. — eine Vermittelung zu finden zwischen den Ansprüchen unserer Gesellschaft auf Bewahrung ihrer Selbständigkeit und namentlich eines eigenen Besitzes einer- und den Forderungen des Museums auf Einordnung in das straffe Gefüge einer Königlichen Anstalt andererseits. Guter, ja bester Wille auf beiden Seiten hat endlich doch zu einer Form der Vereinbarung geführt, welche vielleicht nicht die denkbar beste, aber doch eine beiderseits annehmbare ist. Eine ehrliche Probe wird zeigen, wie weit die Voraussetzungen zutreffen, und wo etwa die bessernde Hand wird angesetzt werden müssen. Der Vertrag ist am 7. April (S. 114) von der Gesellschaft angenommen worden; ebenso die provisorischen Vereinbarungen wegen der Benutzung der Bibliothek und der Besuche Seitens der Mitglieder am 30. Juni (S. 271). Wir halten seitdem unsere Sitzungen in der Aula des Museums und sind zunächst in den Besitz zweier Räume im dritten Stockwerk des Museums getreten. Der eine dieser Räume, welcher für die Bibliothek und das Archiv bestimmt ist, konnte soweit eingerichtet werden, dass die Benutzung schon jetzt möglich ist. Der zweite, für anthropologische Arbeiten bestimmt, wird demnächst mit Mobiliar ausgestattet werden. Ein dritter, der die anthropologischen Sammlungen der Gesellschaft aufnehmen soll, ist noch ohne Schränke und von dem für die anthropologische Schausammlung bestimmten Raume nicht getrennt. Beides wird jedoch nach der uns gewordenen Zusage, wenigstens theilweise, in nächster Zeit geschehen, und es wird dann in dem Maasse, als Raum geschaffen wird, die Ueberführung der Sammlungen aus dem Pathologischen Institut, wo sie bisher Aufnahme gegefunden hatten, bewerkstelligt werden. Auch ein Kellerraum für Vorräthe und gröbere Arbeiten ist uns gewährt worden. Somit dürfen wir von ganzem Herzen dem Hrn. Cultusminister, dem Hrn. Generaldirektor der Museen und den beiden Direktoren der Abtheilungen des Museums für Völkerkunde unseren warmen Dank aussprechen und unsererseits das Versprechen ertheilen, nach Kräften dahin wirken zu wollen, dass die Gemeinsamkeit des Hauses uns auch die Gemeinsamkeit der Ziele stets vor Augen führen wird. Da nach der Theilung der Sammlungen in eine ethnologische und eine prähistorische Abtheilung und der Einsetzung zweier Direktorate auch eine doppelte Sachverständigen-Commission eingesetzt und Mitglieder unserer Gesellschaft in diese sehr verantwortlichen und zugleich einflussreichen Commissionen eingeführt worden sind, so wird es an Gelegenheit zu erspriesslichem Zusammenwirken nicht fehlen.

Es wird am natürlichsten sein, hier von unseren eigenen Sammlungen zu sprechen:

1) Die Bibliothek ist, soweit die Bücher gebunden sind, vollständig geordnet und es ist ein Zettelkatalog derselben angefertigt worden. Diese mühevolle Thätigkeit ist durch unser bewährtes Mitglied, Hrn. C. Künne, besorgt worden, dem ich dafur unser Aller Dank in herzlichster Weise ausspreche. Obwohl dieser treffliche Mann, der uns in nächster Zeit für einige Monate verlassen will, sich bisher noch weigert, das Amt eines Bibliothekars förmlich zu übernehmen, so werden wir doch nicht umhinkönnen, ihm diese Bitte immer wieder von Neuem vorzutragen, indem wir ihm zu seiner Erleichterung jede mögliche Hülfe anbieten. — Die Zahl

der bloss brochirten, namentlich kleineren Schriften unserer Bibliothek ist sehr beträchtlich; sie werden, wenn irgend möglich, noch in diesem Jahre gebunden oder doch in geeigneter Weise befestigt werden. Die Zahl der selbständigen, schon gebundenen Werke beträgt 726, die der Bände von Zeitschriften 1372. Der Zuwachs an Büchern in diesem Jahre beläuft sich auf 164 Stück.

2) Die photographische Sammlung, welche gleichfalls in die neuen Räume übergeführt ist, enthält

2421	Einzelblätter,
298	Blätter des Neuhauss-Album,
1330	„ „ Damman-Album,
4049	Stück.

Die der Gesellschaft gehörenden Negative, über welche im vorigen Jahr (1887. S. 718) zum Theil berichtet wurde, sind jetzt gleichfalls im Bibliotheksaale aufbewahrt.

3) Die ethnographische und archäologische Sammlung wird, soweit es sich nicht um besondere Studienobjekte handelt, demnächst in den Besitz des Museums für Völkerkunde übergeführt werden.

4) Die anthropologische Sammlung, welche bis auf die an die Schausammlung abzugebenden Stücke der Gesellschaft verbleibt, wird, wie schon erwähnt, nach Maassgabe der Einrichtungen in dem neuen Saale aufgestellt werden. Neue Schädel sind uns geschenkt worden durch Hrn. Vater aus Spandau, durch Hrn. Arthur Bässler aus Siam und von den Tenimber-Inseln. Verhandlungen mit der Neu-Guinea-Compagnie wegen Erwerbung von Schädeln aus Kaiser Wilhelms-Land, sowie mit dem Königlichen Museum über peruanische, durch Hrn. Sokoloski uns geschenkte Schädel schweben noch.

Ueber die Benutzung der Bibliothek und der photographischen Sammlung ist in Vorberathungen des Vorstandes und des Ausschusses das Erforderliche geordnet worden. Die ausgearbeiteten Reglements werden demnächst der Gesellschaft vorgelegt worden. Es ist darin versucht worden, die nöthigen Schutzbestimmungen für diesen werthvollen Besitz aufzustellen und zugleich eine liberale Benutzung zu ermöglichen. —

Nachdem durch die Einführung der Gesellschaft in das Museum für Völkerkunde der praktische Anfang zur Entfaltung des einen noch fehlenden Stückes in der Organisation der gewaltigen Anstalt, der Anthropologie, gemacht worden ist, lag der Gedanke nahe, auch noch eine andere Seite der Museumsthätigkeit in Angriff zu nehmen. Schon in der letzten Sitzung (S. 463) habe ich berichtet, dass ein Comité zusammengetreten ist zur Gründung eines deutschen Museums der Trachten und Geräthe, und ich habe einige vorläufige Schritte besprochen, welche wir in dieser Richtung unternommen haben. Der Gedanke selbst ist ein ziemlich alter. Schon in einem Berichte vom 24. Mai 1878, welchen der Vorstand an den damaligen Cultusminister in Betreff der räumlichen Ausdehnung des zu erbauenden ethnologischen Museums richtete, findet sich folgender Passus:

> „Derselbe Gesichtspunkt (wie für die fremden Völker) ergiebt sich, worauf wir schon früher hingewiesen haben, für unser eigenes Volk. Wir denken, dass, nachdem namentlich in Stockholm das Nationalmuseum sich in so lehrreicher und erhebender Weise entwickelt hat, Deutschland nicht zögern solle, in dem ethnologischen Museum eine besondere nationale Abtheilung herzustellen, wo das, was der Provinzialgebrauch noch bis jetzt erhalten hat, in vollerem Zusammenhange, ebenso in Nachbildungen der Menschen, der Häuser und Hauptgeräthe, gesammelt werden

müsste. Der Schwarzwald und das bayerische Gebirge, Franken und Westfalen, der Spreewald und Litthauen, um nur Einzelnes zu nennen, bieten noch jetzt die Möglichkeit für solche Sammlungen. Wenige Menschenalter weiter werden wahrscheinlich auch diese Besonderheiten verwischt haben."

Leider hat sich alsbald nach der Eröffnung des neuen Museums für Völkerkunde gezeigt, dass kaum noch Platz für unsere Gesellschaft, geschweige denn für eine besondere Abtheilung für Trachten und Geräthe, vorhanden war. Unsere Schätzung, die 1878 recht hoch gegriffen erschien, erwies sich 10 Jahre später als zu niedrig. Es blieb daher nichts übrig, als einen neuen Platz, ausserhalb der vorhandenen Museen, zu suchen, und ich darf mittheilen, dass der Herr Cultusminister mir vor wenigen Tagen einen solchen Platz angeboten hat. Auf das Einzelne einzugehen, wird später mehr an der Zeit sein. Nur das will ich mittheilen, dass das Comité beschlossen hat, thatkräftig, jedoch mit Vorsicht, vorzugehen und zunächst einige Provinzialtypen von Haus- und Zimmereinrichtungen älterer Zeit zur Aufstellung zu bringen. Der energischen und erfolgreichen Hülfe des Hrn. Ulrich Jahn dabei muss ich mit besonderer Anerkennung gedenken. Die grosse Erfahrung des Hrn. Louis Castan, der inzwischen sein Panopticum in neuen Räumen auf das Prächtigste hergerichtet hat, ist uns auch für unser Trachten-Museum gesichert.

Mein Bericht dehnt sich bei der Fülle des Materials mehr, als gewöhnlich, aus. Ich beschränke mich daher darauf, unsere Beziehungen zu fremden Gesellschaften nur in einigen Hauptpunkten zu erwähnen. Das Verhältniss zu der deutschen anthropologischen Gesellschaft ist in unveränderter Form und in gleicher Innigkeit aufrecht erhalten worden, obwohl uns keine statutarische Pflicht mehr obliegt. Das Correspondenzblatt der Gesellschaft geht unseren Mitgliedern, die als solche auch Mitglieder der deutschen Gesellschaft sind, regelmässig zu; dieselben werden auf diese Weise schon in den Besitz der stenographischen Aufzeichnungen aus der letzten Generalversammlung in Bonn gelangt sein. Schon früher (S. 397) ist mitgetheilt worden, dass die nächstjährige Generalversammlung in Wien abgehalten werden soll. Bereits bei der Gründung der deutschen Gesellschaft war angenommen worden, dass dieselbe auch die Deutschen Oesterreichs umfassen solle. Das war kurz vor dem Kriege von 1870. Nach dem Kriege machten sich jedoch separatistische Bestrebungen geltend, es wurde eine besondere Wiener anthropologische Gesellschaft gegründet, und wir haben eine Zeit lang ein getrenntes Leben geführt. Aber der Wunsch nach einer näheren Verbindung erwachte doch bald wieder und, wie ich gern hervorhebe, diesmal in österreichischen Kreisen. Im Jahre 1881 hielten wir Deutsche unsere Generalversammlung in Regensburg und fuhren von da direkt zu der österreichischen Generalversammlung nach Salzburg, wo wir zahlreicher waren, als die Oesterreicher. Nunmehr ist auf den wiederholten Antrag des Präsidenten der Wiener Gesellschaft, Freiherrn von Andrian, der schon im vorigen Jahre vorbereitete (Verh. 1887. S. 715) Beschluss gefasst worden, eine gemeinsame Versammlung in Wien abzuhalten. Mögen unsere Mitglieder an dieser so erwünschten Vereinigung recht zahlreich sich betheiligen! Ich kann mittheilen, dass die Versammlung, welche sich des hohen Schutzes des Kronprinzen Rudolf erfreut, wie gewöhnlich, Anfang August abgehalten werden soll. Alle Zeichen deuten auf einen schönen Verlauf der Versammlung.

Inzwischen mehren sich mit jedem Jahre die anthropologischen Gesellschaften. Erst vor Kurzem ist uns die Anzeige von der Gründung einer russischen anthropologischen Gesellschaft in Petersburg zugegangen. In dem gleichen

Maasse, als die Gesellschaften sich vermehren, vervielfältigen sich auch die internationalen Beziehungen. Ein schönes Beispiel dafür hat der vor wenigen Wochen in Berlin abgehaltene internationale Amerikanisten-Congress geliefert, der nicht nur zahlreiche Betheiligung aus Südamerika, sondern zum ersten Male auch die so wichtigen Anschlüsse nordamerikanischer Forscher gefunden hat. Die Briefe, welche seitdem von fremden Theilnehmern eingegangen sind, bezeugen die Befriedigung, mit welcher die Veranstaltungen und Einrichtungen unserer Stadt aufgenommen wurden. Der in der Vorbereitung begriffene Bericht über die Verhandlungen wird Zeugniss ablegen von der Reichhaltigkeit der Materien, welche erörtert wurden.

Daran schliesst sich wohl am nächsten die Erwähnung des neuen internationalen Archivs für Ethnographie unter der Redaktion des Hrn. Schmeltz in Leiden. Die reiche Ausstattung dieser Zeitschrift sichert ihr einen hervorragenden Platz unter den periodischen ethnographischen Schriften.

Im Anschlusse an die bevorstehende grosse Ausstellung in Paris ist von dortigen Forschern auch der Gedanke wieder aufgenommen worden, im nächsten Jahre den so lange schlummernden internationalen Congress für prähistorische Archäologie und Anthropologie wieder zu erwecken. Eine Feststellung ist bis jetzt noch nicht erfolgt. —

Unsere speciellen auswärtigen Beziehungen sind sorgfältig gepflegt und ausgedehnt worden. Die erstaunliche Bereicherung der Sammlungen des Museums für Völkerkunde giebt ein glänzendes Zeugniss für die Umsicht und Hingebung unserer Reisenden und unserer Landsleute in der Fremde. Das ethnologische Comité, welches Hr. Bastian in das Leben gerufen hat, ist auch in diesem Jahre sehr glücklich gewesen. Capit. Jacobsen, der vielerprobte Agent desselben, hat unter schwerster Schädigung seiner Gesundheit die Inselwelt des indischen Archipels durchzogen und überall die seltensten Sammlungen zusammengebracht. Unter der vorzugsweisen Betheiligung des Hrn. v. Kaufmann ist unter ähnlichen Formen ein Orient-Comité zusammengetreten, das unter Leitung der Herren Humann und von Luschan sehr glückliche Ausgrabungen in West-Kurdistan veranstaltet hat.

Aus dem centralen Südamerika hat Hr. K. von den Steinen, von der mit Hrn. P. Ehrenreich unternommenen zweiten Schingú-Expedition, eine ganz überraschend reiche Beute heimgebracht. Hr. Seler hat wenig besuchte Gegenden von Mexiko durchforscht. Unsere correspondirenden Mitglieder, Ernst (Carácas), Philippi (S. José, Chilé), v. Ihering (Brasilien), sowie unsere alten Freunde Boas (New-York) und Spitzly (Paramaribo) haben ethnographische Gegenstände und Berichte über neue Forschungen in verschiedenen Theilen Amerikas eingesendet. — Aus Ostasien sind durch Hrn. Schadenberg von den Philippinen, durch die Herren Langen und Bässler aus dem indischen Archipel interessante Zuschickungen erfolgt. Die Neu-Guinea-Compagnie hat uns anthropologische Sammlungen angeboten und Hr. Finsch hat aus dem grossen Schatz seiner Reisen neue Aufschlüsse geliefert. — Von einigen Unternehmungen, bei welchen die Rudolf Virchow-Stiftung betheiligt ist, werde ich nachher sprechen.

In Afrika, das jetzt weitaus voransteht in der Aufmerksamkeit unserer Nation, sind durch aufregende politische Ereignisse, deren Schauplatz sich täglich mehr erweitert, die wissenschaftlichen Interessen fast ganz in den Hintergrund gedrängt. Das Geschick von Emin Pascha, unserem alten Gönner, und von Stanley, das noch immer unentschieden ist, beschäftigt die Theilnahme mehr, als alle Thätigkeit unserer Reisenden. Und doch würde es undankbar sein, wenn wir nicht des

unermüdlichen Zintgraff in Kamerun und des geschickten L. Wolf in Togo gedenken wollten. Ich selbst habe Einiges von der Reise nach Aegypten und Nubien berichtet, die ich in Gesellschaft des Hrn. Schliemann und theilweise unter der trefflichen Führung unseres Freundes Schweinfurth unternommen habe. Aus Aegypten war auch die einzige anthropologische Karawane, die wir in diesem Jahre in Berlin sahen, bestehend aus einem Haufen sog. Beduinen aus der Nähe der Pyramiden von Gizeh. Ueber das Geistesleben der Kaffern hat uns der Missionar Kropf anziehende Aufschlüsse gegeben. —

Aus unserem heimischen Forschungsgebiet möchte ich zum Schlusse nur zwei Punkte kurz hervorheben. Einerseits die Möglichkeit, dass endlich eine natürliche Lagerstätte des Jadeits im Bergell aufgefunden ist, — eine Frage von höchstem Interesse, über welche die nächste Zukunft entscheiden wird. Andererseits den glücklichen Fortgang der Forschungen über das alte deutsche Haus, welche, im Anschlusse an die früheren Untersuchungen der Herren Meitzen und R. Henning, auf erneute Anregung jetzt an vielen Orten in Angriff genommen ist und für welche es mir, was ich mit besonderem Danke anerkenne, besonders in der Schweiz gelungen ist, eifrige Helfer zu finden. —

(2) Der Schatzmeister Hr. R. Ritter erstattet den Bericht über

die Rechnung des Jahres 1888.

Bestand am Schlusse des Jahres 1887 einschliesslich des Staatszuschusses für das I. Quartal		589	Mk.	— Pf.
Einnahmen:				
Beiträge der Mitglieder	11 867 Mk.			
Staatszuschuss für das Rechnungsjahr 1888—89	1 800 „			
		13 667	Mk.	— Pf.
Zinsen		292	„	— „
Für 2 lebenslängliche Mitglieder		600	„	— „
Aussergewöhnliche Einnahmen		48	„	80 „
Summa		15 196	Mk.	80 Pf.
Ausgaben:				
Localmiethe		660	Mk.	— Pf.
An die deutsche anthropologische Gesellschaft		1 650	„	— „
Drucksachen		3 351	„	25 „
Porti		1 191	„	99 „
Buchbinderlohn		659	„	90 „
Schreibmaterialien u. s. w.		309	„	65 „
Remunerationen		357	„	85 „
Ankäufe		182	„	— „
Tafeln, Zinkographien, Mehrkosten für Druck der Verhandlungen		3 706	„	— „
Ankauf von Consols		600	„	— „
Summa		12 668	Mk.	64 Pf.
Bleibt Bestand		2 528	Mk.	16 Pf.

Ausserdem besitzt die Gesellschaft einen Reservefonds, bestehend aus

Preussischen $3\frac{1}{2}$ pCt. Consols	6000 Mk.
„ 4 „ „	1200 „
Berlin-Anhalter 4 pCt. Prioritäten	1000 „
Summa nominell	8200 Mk.

Der Vorsitzende theilt mit, dass der Ausschuss die Rechnungen geprüft und unter dem 7. December Decharge ertheilt hat.

Derselbe macht ferner darauf aufmerksam, dass der Ueberschuss wahrscheinlich nicht ausreichen werde, die Mehrkosten für Druck und Herstellung der Abbildungen, über welche erst im nächsten Jahre die Rechnung zu erwarten steht, zu decken. Eine weitere Vermehrung der Einnahmen sei also dringend zu wünschen.

Es ist angeordnet worden, dass aus den Beiträgen der lebenslänglichen Mitglieder ein besonderer, nicht angreifbarer (eiserner) Fonds gebildet und aus dem Reservefonds ausgesondert werde.

(3) Hr. Virchow erstattet Bericht über die

Rechnung der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1888.

Nach dem vorjährigen Bericht (Verh. 1887. S. 719) betrug das bei der Reichsbank deponirte Kapital der Stiftung nominell

an 4 pCt. Consols	80 900 Mk.
an $3^1/_2$ pCt. Consols.	3 000 „
im Ganzen	83 900 Mk.
Dazu sind getreten, aus den Ersparnissen neu angekauft, 4 pCt. Consols.	4 000 „
Der gegenwärtige Bestand an Effekten beträgt also	87 900 Mk.

Dazu kam eine, von dem verstorbenen Dr. Emil Riebeck der Stiftung geschenkte Forderung an das Museum für Völkerkunde im Betrage von 2000 Mk. Im Einverständniss mit der Direktion der ethnologischen Abtheilung des Museums ist im Laufe dieses Jahres ein Credit in gleicher Höhe für eine hinterindische Expedition bereit gestellt worden, der, soviel wir wissen, noch nicht in Anspruch genommen ist. Es wird daher dem nächstjährigen Bericht vorbehalten bleiben müssen, über die etwaige Verwendung der Summe oder die Einziehung des Credits nähere Auskunft zu ertheilen.

Der flüssige Bestand am Schlusse 1887 betrug	6130 Mk.	30 Pf.
Dazu sind getreten an Zinsen für das Jahr 1888	3548 „	40 „
Zusammen	9678 Mk.	70 Pf.

Die Ausgaben des Jahres 1888 waren folgende:

1) Für den Ankauf von 4000 Mk. 4 pCt. Consols	4285 Mk.	30 Pf.		
2) Reichsbankspesen	15 „	— „		
3) Fracht für eine ägyptische Sendung .	202 „	— „		
4) Für Ausgrabungen in Transkaukasien an Dr. W. Belck	300 „	20 „		
5) Für ein römisches Skelet aus Andernach	110 „	— „		
6) Für Gorillaköpfe	90 „	— „		
7) Für Ausgrabungen bei Rössen, Provinz Sachsen, an Hrn. Nagel . . .	400 „	— „		
Zusammen			5402 Mk	50 Pf.
bleibt flüssiger Bestand am Schlusse 1888			4276 Mk.	20 Pf.

Da es erforderlich erscheint, entsprechend dem sinkenden Zinsfusse, den Capitalbestand der Stiftung zu erhöhen, so wird auch im kommenden Jahre ein Theil der flüssigen Mittel zum Ankauf von Staatspapieren benutzt werden. Ausser-

dem sind bestimmte Verabredungen wegen weiterer Ausgrabungen in Transkaukasien getroffen; auch dürften demnächst Transporte von da zu erwarten stehen.

(4) Als neue Mitglieder sind angemeldet:
Hr. Stabsarzt Dr. Funcke, Berlin.
„ Rector Franz Schulz, Berlin.
„ Dr. Max Uhle, Direktorial-Assistent am königl. Museum für Völkerkunde, Berlin.

Das langjährige correspondirende Mitglied. Prof. Joseph von Lenhossék, ist am 2. December zu Budapest gestorben. Mit ihm ist einer der fleissigsten und genauesten anthropologischen Forscher dahingeschieden, dessen Studien vorzugsweise der Anthropologie Ungarns zugewendet waren und dessen Untersuchungen über die deformirten Köpfe der prähistorischen Zeit als mustergültige Leistungen fortleben werden. Eingedenk der wichtigen Cultureinflüsse, welche er aus Deutschland empfangen hatte, war er uns ein besonders warmer, persönlicher Freund.

Ausserdem haben wir eines unserer treuesten und in jeder Richtung anhänglichsten ordentlichen Mitglieder, den praktischen Arzt Dr. Simonsohn zu Friedrichsfelde, verloren.

Hr. M. Quedenfeldt schreibt unter dem 10. December 1888 aus Tunis: „Ich denke nach dem Fest einen Abstecher nach der „heiligen" Stadt Keruân zu machen und dann nach Tripolitanien zu gehen."

(5) Hr. von Luschan hat am 3. December von der Münchener philosophischen Fakultät, nach Vertheidigung zahlreicher anthropologischer und archäologischer Thesen, den Grad des Dr. philos. empfangen.

(6) Das Auswärtige Amt übersendet unter dem 7. December im Auftrage des Herrn Reichskanzlers Negative photographischer Aufnahmen, auch Kopf- und Fussmessungen, welche Dr. Zintgraff im nordöstlichen Hinterlande des Schutzgebietes von Kamerun hergestellt hat. Näheres in einer folgenden Sitzung.

(7) Hr. Karl von den Steinen übersendet einen Bericht des Hrn. Paul Ehrenreich aus Pará, 6. November, über seine

Reise auf dem Araguay.

Heute früh sind wir ἄσμενοι ἐκ θανάτοιο glücklich hier eingetroffen. Der Araguay mit den Schrecknissen seiner Cachoeiras [1]), aus denen wir am 27. September nur wie durch ein Wunder vom sicheren Untergang gerettet worden sind, liegt wie ein schlimmer Traum hinter uns.

Einem genaueren Studium konnten nur die Carajá unterzogen werden. Von ihnen liegen vor: ein reiches linguistisches Material, vollständige ethnologische Sammlung nebst Photographien, 20 Körpermessungen, 2 vollständige Skelette und 2 weitere Schädel mit Skelettheilen.

Die Carajá sind sicher keine Kariben, mit denen sie Nichts gemein haben. Sie besitzen namentlich auch keine Hängematten; das, was so genannt wird, ist mehr eine Art Umhang, in den sich der am Boden Schlafende einhüllt. Nach

1) Stromschnellen.

Karl's[1]) Mittheilung erinnern sie in vieler Beziehung an die Cadiuéos[2]), einige Aeusserlichkeiten haben sie mit den Trumai[3]) gemeinsam, z. B. Zubinden des Praeputium mit einem Baumwollfaden und die eigenthümlichen Federhauben. Ihre Sprache ist höchst schwierig und komplicirt und theilt sich in eine besondere Männer- und Weibersprache. Das Studium wird durch die äusserst undeutliche Sprechweise sehr erschwert. Ihre Grammatik ist trotz der vielen Notizen mir noch höchst dunkel. Die oberen Carajá sind von sehr übereinstimmendem Typus, sämmtlich Hypsidolichocephalen stärksten Grades. Die unteren oder Chambioa sind erheblich mit Cayapóblut vermischt durch die Aufnahme gefangener Cayapó in den Stamm; letztere sind Chamaebrachycephalen höchsten Grades, sodass eine Mischung beider Extreme zum Ausdruck kommt.

Unter den Ueberlieferungen der Carajá, die ich aus dem Munde des sehr intelligenten Häuptlings Pedro Manco aufzuzeichnen Gelegenheit hatte, sind drei ganz besonders bemerkenswerth: 1. eine Amazonensage, die vielleicht einiges Licht auf die Orellana'sche Erzählung zu werfen geeignet ist; 2. eine sehr originelle Sintfluthsage; 3. ein Märchen, in dem menschenfressende Affen mit Pfeilschleudern erwähnt werden (Tupistamm!). Es gelang, ein Instrument letzterer Art später bei den Chambioa aufzufinden; seine Form ist die am Schingú übliche, nur roher gearbeitet, die Pfeile mit runden Holzspitzen. Es dient jetzt nur mehr als Sportswaffe. Die werthvollsten Stücke der ethnologischen Sammlung sind 4 prachtvolle Tanzanzüge, Fische darstellend, deren Erwerb der ausserordentlichen Gewandtheit und Umsicht Karls zu verdanken ist, der es verstand, die durch den Aberglauben der Indianer bereiteten Schwierigkeiten zu überwinden. Es sind dieselben Dinge, deren Castelnau Erwähnung that, dessen Exemplar jedoch im Tocantins verloren ging. Sie dürften bisher in keinem Museum sich finden. Ich besitze ausführliche Mittheilungen über diese Tänze und die abergläubischen Gebräuche dabei. Ausserdem besitze ich eine schöne Cuyenmaske mit Wachsnase, sowie mehrere Palmfasertanzanzüge der Chambioa, Fische, Delphine und Käfer darstellend. Letztere sind indess nicht gut erhalten; sie waren von den Wilden bereits als unbrauchbar fortgeworfen und wurden von mir im nahen Walde gefunden.

Uebrigens haben uns die gefürchteten Chambioa recht gut aufgenommen. Freilich waren wir gut bewaffnet und hatten ausserdem das Glück, den berüchtigten Häuptling Roque im ersten Dorfe nicht anzutreffen. Dieser raffinirteste und schurkischste Indianer des Araguay hätte uns die Sache sehr erschwert; wir trafen den würdigen alten Herrn später, von seinem Streifzug heimkehrend, an dem Ufer seinen Booten vorauseilend, im riesigen, aus Stroh geflochtenen Cylinderhut und mit der unförmlichen Carajápfeife.

So interessant und ergebnissreich auch unser Besuch bei den Chambioa war, so habe ich doch sehr bedauert, nicht die zahmen oberen Carajá mehr ausnützen zu können. Der Dampfer liess dazu keine Zeit.

Der dritte grosse Carajástamm der Javahé auf der Insel Bananal ist noch von keinem Europäer besucht; es wäre dies dringend zu wünschen. Ebenso hinsichtlich des Tupistamms der Tapirapé, die, wie es scheint, noch uralte Einrichtungen haben.

---

1) Unser bester Diener von der Schingú-Expedition, den Ehrenreich bei sich behalten hat, vorzüglicher Sammler.

2) im südlichen Mato Grosso.

3) am oberen Schingú.

Von den Cayapó wurden 6 Katechisirte photographirt, gemessen, besonders aber reiches linguistisches Material mit grammatikalischen Notizen gesammelt. Ebenso 5 mehr oder weniger gut erhaltene Schädel.

Die Cayapó des linken Ufers zählen zu ihrer Nation noch Guritiré, Kradahó, Uschikrín, Karakatí oder Gaviões (Sperber), sowie am rechten Ufer die Apinagês. Die Kürze der Zeit und absoluter Mangel an Geld und Lebensmitteln, deren Beschaffung hier äusserst schwierig ist, machten einen Besuch der Cayapó und Apinagês unmöglich, doch gelang es, von den Cayapó einige Gegenstände zu erwerben.

Neue Vocabularien wurden ferner gesammelt von Chavantes, Cherentes und Gujajaras (reinem Tupistamm).

Am untern Tocantins leben noch wenig bekannte Tupistämme: die Tapirháua, Jacundá und die jetzt zahmen Anambé, die aber bis auf vier von den Pocken dahingerafft sind. Vom Häuptling der letzteren wurde ein Vocabular aufgenommen, sowie einige interessante Pfeile erworben.

Nun die Apiacá[1]). Es leben deren 30—40 bei den Ansiedlern des untern Tocantins zerstreut, in völlig civilisirtem Zustande. Ich sah während unseres 1½ tägigen Aufenthaltes in Praia grande zwei Männer und in Mocayuba ein Weib. Ein weiterer Mann wurde von Karl gesehen und examinirt. Wir verdanken ihnen wichtige Mittheilungen. Die Apiacá, wie sie sich selbst nennen, sind ächte Kariben und gleichen völlig den ersten Bakaïrí. Ihre Sprache steht zwischen dem Bakaïrí und Galibí in der Mitte. Ihre ursprüngliche Ansiedelung lag, wie es scheint, zwischen Schingú und Tapajoz, nicht weit von den Suyá, von denen sie vertrieben wurden. Der Name Suyá wurde genannt, ohne dass darnach gefragt wurde! Dieselben wurden auch mit ihren Lippenpflöcken genau beschrieben. Die Leute zogen fort in ein Dorf, das 23 Tagereisen nach Westen von dem mittleren Yuruna gelegen haben soll (wohl Irrthum oder Missverständniss, v. d. St.); von dort sind sie in diese Gegenden gekommen. Das Dorf der Wilden soll jetzt 10 Tagereisen von Patõs landeinwärts nach Westen liegen. Sie erklärten sich bereit, uns dorthin zu begleiten, jedoch erst im Monat Mai, wenn die Wasser sich verlaufen. Jetzt sei es schon zu spät, auch seien sie mit den Roçaarbeiten beschäftigt.

Es war vorläufig also Nichts zu machen; auch waren unsere Geldmittel vollständig erschöpft durch die enormen Kosten der Cachoeirafahrt. Wir mussten die Leute in Mocayuba zurücklassen und erst in Pará Geld holen, um sie abzulohnen. Ich muss deshalb Mitte dieses Monats dorthin zurück, wo auch Karl mit der Hälfte

---

1) Von diesen Apiacá am unteren Tocantins war uns aus der Literatur ein Verzeichniss von etwa einem Dutzend Wörter bekannt geworden, das eine nahe Beziehung zu den Bakaïri am oberen Schingú verrieth. Ihre Untersuchung war in Folge dessen eine wichtige Aufgabe Ehrenreich's, da sie Aussicht bot, das erste Zwischenglied zwischen den Kariben des centralen Continents und denen der Guyanas zu liefern, womit ein werthvolles Beweisstück für meine Hypothese, dass die Kariben ursprünglich dem Quellgebiet des Tapajoz und Schingú entstammen, erbracht worden wäre. Unsere Voraussetzung hat sich bestätigt und wir gewinnen durch die obige Notiz Ehrenreich's ein bestimmtes geschichtliches Beispiel, wie ein weit im Süden des Amazonas ansässiger Karibenstamm, vertrieben durch die Angriffe eines Gês-Stammes — unserer, Lippenpflöcke tragender Suyá vom oberen Schingú, — nach Norden bis in die Nähe des Amazonenstromes verschlagen worden ist.

v. d. Steinen.

der Sammlung noch liegt. Für die Apiacá-Untersuchung ist aber der November zu spät. Weiteres also vorbehalten!

Diese Reise hat mich in der Meinung bestärkt, dass nichts thörichter ist, als nach festen Reiseplänen zu reisen. Wäre ich nur bis zu den Chambioa gegangen und nach Goyaz zurückgekehrt, so hätte ich Cayapó, Javahé und Tapirapé besuchen können und hätte die kolossalen Kosten der Reise hinab gespart, abgesehen von der ausgestandenen Lebensgefahr. Die Cachoeirafahrt von S. Maria bis Pará hat 2400 Milreis verschlungen; meine Reisekasse, mit 1800 Milreis dabei betheiligt, ist an den Rand des Abgrunds gebracht! Dem Piloten allein 300 Milreis. Ende des Monats nach Manaos. Hier Pockenepidemie! —

In einem Briefe an Hrn. Virchow, Para, 6. Nov., macht Hr. Ehrenreich folgende weitere Angaben:

„Die ethnologische Sammlung wird gegen Ende des Monats an das königliche Museum abgehen, die anthropologische beabsichtige ich als Geschenk der Gesellschaft zu überweisen, wenn letztere die Spesen für Fracht und Verpackung übernimmt. Es sind 4 Carajá-Schädel mit 2 vollständigen Skeletten (doch fehlen bei einem einige Fingerknochen, die trotz eifrigen Suchens nicht mehr aufzufinden waren), sowie 4 Cayapó-Schädel nebst einigen charakteristischen Knochen. Die Skelette dazu waren leider so zerstört, dass ihre Mitnahme nicht lohnte. Diese beiden Schädelserien sind besonders dadurch von Interesse, dass sie fast diametral entgegengesetzte Typen repräsentiren. Die Carajá sind stark hypsidolichocephal, die Cayapó eben so entschieden chamaebrachycephal. Näheres über die Ausgrabung derselben werde ich zum Abdruck in der Zeitschrift später mittheilen. Da zur Zeit aus dem Innern Brasiliens nur äusserst wenige derartige Reste bekannt geworden sind, werden sie Ihnen, wie ich glaube, um so interessanter sein. Ich bleibe hier noch bis Ende dieses Monats, um dann nach Manaos weiter zu gehen. Mitte nächsten Jahres komme ich, wenn alles gut geht, nach Europa zurück.

(8) Hr. V. Gross in Neuveville schenkt eine photographische Ansicht des, unserem verstorbenen Freunde Desor in Nizza gesetzten Grabmonuments.

(9) Das correspondirende Mitglied, Hr. L. Rütimeyer schickt in einem Briefe d. d. Basel, 23. November, nachstehende Abhandlung

zu der Frage über das Torfschwein und das Torfrind.

An der Hand der ihm unterstellten Sammlung hat Herr Prof. Nehring in einer Anzahl von Notizen seine Ansicht ausgesprochen, dass den von mir bei Anlass der Untersuchung der Thierreste aus den schweizerischen Pfahlbauten mit obigen Namen bezeichneten Thierformen keinerlei Merkmale von besonderen Rassen oder gar Species zukämen, sondern dass dieselben lediglich als verkümmerte Formen der mit ihnen gleichzeitig und an gleichem Ort vorkommenden wilden Thier-Arten, und zwar des europäischen Wildschweines und des Ur-Ochsen (Bos primigenius), zu betrachten seien.

Der Antheil, den ich seit Jahrzehnten an der Aufhellung der Geschichte sowohl des Schweines als des Rindes, und zwar von deren fossilen Formen bis zum Uebergange einzelner unter die Herrschaft der Menschen, genommen habe,

1) Sitzungsberichte der Gesellsch. naturf. Freunde zu Berlin 1888. Nr. 2. Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellsch. vom 28. April 1888. Ebendas. Sitz. vom 26. Mai 1888. Deutsche landwirthschaftliche Presse, Jahrg. XV. Nr. 61.

mag es rechtfertigen, wenn ich diesen Aeusserungen des Herrn Prof. Nehring einige Einwendungen entgegensetze. Nicht dass es sich darum handeln könnte, die mit Zuratheziehung der Mehrzahl der grossen naturhistorischen Museen Europas gesammelten und in einer Anzahl von umfassenden Arbeiten niedergelegten Beläge für meine Anschauungen zu wiederholen, da sich dies nicht auf eine kurze Notiz würde einschränken lassen. Hierfür verweise ich auf die den Fachgenossen wohl bekannte Literatur. Lediglich ist mir angelegen, zu betonen, aus welchen Gründen meine Ansichten über diesen Gegenstand von denjenigen des Hrn. Nehring abweichen, da es doch wünschenswerth erscheint, dass in Fragen, welche so viele Vorsicht und Umsicht erheischen, wie diejenige nach der Herkunft unserer Hausthiere, die einzelnen Mitarbeiter nicht nach gar zu sehr verschiedenen Methoden handeln.

Für beide der von Hrn. Prof. Nehring neuerdings zur Sprache gebrachten Thiere halte ich zwar die Frage nach ihrer Ableitung von wilden Arten keineswegs für abgeschlossen, und jede, mit hinlänglicher Umsicht beobachtete Thatsache, welche darauf Licht werfen kann, muss also als eine Förderug der Aufgabe erscheinen. Allein ich fürchte, dass die von Hrn. Nehring zur Stütze seiner Ansicht angewendete Methode nicht geeignet sein könne, dem Problem zuverlässige Anhaltspunkte zuzuführen.

In neuen Fluss kam nach den zerstreuten älteren Arbeiten, auf die ich nicht zurückgreife, die Frage nach der Stammquelle einer Anzahl unserer Hausthiere bekanntlich durch die Aufdeckung der nordischen Kökkenmödding's und die auf dem Fusse folgende Entdeckung der schweizerischen Pfahlbauten. In kurzer Zeit wurden namentlich aus den letzteren erstaunliche Massen von Knochenresten zu Tage gefördert, welche sowohl über die Jagd- als über die Hausthiere einer bisher in dem grössten Theil von Europa unbekannt gebliebenen und offenbar lange Zeit andauernden Periode von Menschendasein Licht warfen. Unmittelbar daran schloss sich die Aufdeckung der italienischen Terramaren und Hand in Hand ging damit die Untersuchung der belgischen, französischen und schweizerischen Höhlen. In merkwürdig kurzer Frist war über die Lebensweise des vorhistorischen Menschen in Europa eine erstaunliche Fülle von Material angehäuft, das bezüglich der mit ihm gleichzeitigen Thierwelt namentlich deshalb von Interesse war, weil es sowohl die Verhältnisse vor der Erziehung von Hausthieren durch den Menschen, als auch, und vornehmlich für Süd-Europa, die ersten Stadien des Zusammenlebens mit Hausthieren kennen zu lehren schien.

Ohne Zweifel war die Ausbeute für die letztere Periode von Menschengeschichte in den zahlreichen Seen der Schweiz massenhafter als irgendwo. Eine der überraschendsten Thatsachen bestand dabei darin, dass schon in den Niederlassungen, die keine Werkzeuge von Metall aufwiesen, mindestens drei Hausthiere, Rind, Schwein, Hund, in überaus starker Vertretung an's Licht kamen, deren wichtigste Eigenschaft darin bestand, dass sie, im Gegensatz zu den Hausthieren späterer Epochen, über einen grossen Bezirk von Südeuropa hin eine durchaus unerwartete Constanz im Bau und ein so scharf gezeichnetes Gepräge zeigten, dass kein Schluss berechtigter erschien, als dass diese Thiere nicht etwa als die Ergebnisse von Erstlingsversuchen von Züchtung, sondern nur als reife Erfolge einer alten Einwirkung von Seiten des Menschen gelten könnten. Für die Schweiz wurden diese Thiere vor der Hand mit Rücksicht auf ihren Fundort mit den einfachen Titeln Torfhund, Torfschwein, Torfrind bezeichnet. Etwas geringere Einförmigkeit zeigte sich bei dem Schaf und bei der Ziege, welche beide auch meistentheils in geringerer Zahl auftraten, als die obengenannten.

Für den Hund und das Rind konnte irgend ein Zweifel, ob sie in den Pfahl-

bauten zum Wild oder zu den Hausthieren gehören möchten, niemals aufkommen, da sie von den mit ihnen aufgefundenen, unzweifelhaft wilden Arten desselben Geschlechts viel zu sehr verschieden waren, und überdies ihre Ueberreste keinerlei Merkmale wilder Thiere an sich trugen. Ueber ihre wilden Stammformen erlaubte ich mir auch keinerlei andere Vermuthung, als die, dass diese nicht etwa im Wolf oder im Urochsen, den einzigen mit ihnen vorgefundenen wilden Vertretern desselben Genus, gesucht werden könnten, obgleich für einige andere und zwar gleichzeitige Formen von Rind die Herleitung vom Urochsen, der ja auch als offenbares Wildthier fast in keinem Pfahlbau fehlte, ausser Zweifel stand.

Anders verhielt es sich mit dem Torfschwein, da dasselbe zwar nicht etwa an Grösse, aber an Kräftigkeit des Knochen- und Zahnbaues (trotz der geringen Entwicklung des nicht molaren Theiles) in den älteren Pfahlbauten sich dem Wildschwein oft ebenbürtig zeigte. Für dieses Thier hat daher mein Urtheil, das noch heut zu Tage nicht zur vollständigen Ruhe gekommen ist, im Verlauf der Zeit nach mehreren Richtungen allerlei Wandlungen durchgemacht, um so mehr, als ich schon früher auf die grosse Variabilität wilder Schweine, mindestens in Ostasien, aufmerksam gemacht hatte. In Bezug auf die Frage, ob es zur Zeit der ältesten Pfahlbauten als Wild gelebt haben möchte, konnte ich mich dabei mindestens der Uebereinstimmung mit einem sehr sorgfältigen und behutsamen Mitarbeiter, dem Begründer der nunmehr Hrn. Prof. Nehring unterstellten Sammlung, Hrn. von Nathusius, getrösten, der sich seinerseits darüber dahin äusserte, „dass es überhaupt für jeden, der nach historischem Sinn und objectiver Anschauung strebe, vorweg wahrscheinlich sei, dass Fragen der Art nicht durch Einen Beobachter, und nicht schnell, wenn überhaupt, zum Abschluss kommen."[1])

Immerhin hat nach und nach auch bei mir, wie ich dies schon bei mehreren Anlässen geäussert habe, die Anschauung die Oberhand gewonnen, dass es sich doch für das Torfschwein nur um eine besondere und unter dem Einfluss des Menschen stehende Rasse handeln könne, deren vorragende Eigenthümlichkeiten aber auf die Mitwirkung einer vom europäischen Wildschwein verschiedenen Stammart schliessen liessen.

Zunächst fand ich, in Uebereinstimmung mit Hrn. von Nathusius, diese Eigenthümlichkeiten grösstentheils wieder in dem zahmen Schwein Asiens, dem seit Buffon so genannten Siamschwein, dessen wilde Quelle ich endlich nach wiederholter Durchsuchung der an asiatischen Schweinen reichsten Museen (Leiden, Amsterdam, Lyon, London, Oxford u. s. w.) in dem, über einen guten Theil von Ostasien verbreiteten Sus vittatus zu finden glaubte.

Das Endresultat, über welches hinaus ich einstweilen noch nicht gelangt bin, ging somit dahin, dass, wie ich es in meiner letzten Aeusserung über diesen Gegenstand[2]) formulirte, „Formen von Schweinen, die dem Gepräge von Sus vittatus näher stehen, als demjenigen von Sus Scrofa, über einen ungeheuren Raum, von den Inseln des Stillen Oceans bis Westafrika, und über ebenso ausgedehnte Zeiträume, vom europäischen bis zu dem pacifischen Steinalter, zerstreut zu sein scheinen; bald mit dem deutlichen Gepräge zahmer Thiere, bald mit Abzeichen von wilder

1) Vorstudien zur Geschichte der Hausthiere S. 147.

2) Verhandl. d. naturf. Gesellsch. in Basel VI. 3. (Einige weitere Beiträge über das zahme Schwein und das Hausrind S. 32.). Zu dem daselbst abgebildeten Schädel des zahmen Schweines von Cochinchina kann ich nunmehr vollkommen ähnliche Formen fügen, die in verwildertem Zustande auf Sumatra, also einem hauptsächlichen Wohnorte von Sus vittatus, leben.

Lebensart, aber in solchem Fall meist bis auf das Gebiss in verkümmerter Gestalt, von geringer Körpergrösse, als ob Thieren gleich, die unter schlimmen Verhältnissen für sich selbst zu sorgen gehabt hätten." „Dies scheint also einen nicht unwesentlichen Beitrag zu der Vermuthung von Nathusius zu liefern, dass in dem westlichen Theil der alten Welt Sus Scrofa, in dem östlichen Sus vittatus die Quelle bildete, aus welcher sich Cultur oder andere neue Lebensverhältnisse die zahlreichen Modificationen schafften, die heut zu Tage über das ursprüngliche Bild von geographischer Differenzirung des Genus Sus eine vom Menschen herrührende Saat ausstreuten; und Alles spricht dafür, dass diese Aussaat im Osten früher begonnen habe, als im Westen. Trotz der ungeheuren Ausdehnung und Raschheit des Menschenverkehrs darf es also nicht verwundern, wenn die Spuren von Export von Osten her sich über grössere Räume ausdehnen und verwischter erscheinen, als diejenigen der Verbreitung der westlichen Stammform."

Dieser Anschauung bin ich seit 10 Jahren treu geblieben. Nicht etwa weil ich dem Gegenstand keine Aufmerksamkeit mehr zugewendet hätte; denn fort und fort floss mir, bald über den einen, bald über den anderen Theil der Frage Material zu, das ich allerdings noch nicht für fernere Publicationen zureichend fand. Ueberdies sind bekanntlich seither die Arbeiten des Hrn. Prof. Theoph. Studer in Bern, dem dann nachträglich noch ein fast ebenso riesiges Material über Pfahlbauthiere aus der westlichen Schweiz zufloss, wie mir vorwiegend aus der Mittel- und Ostschweiz, nach jeglicher Richtung, und namentlich auch bezüglich des Torfschweines, zu demselben Ergebniss gelangt, wie die meinen. Namentlich führten ihn seine eigenen Anschauungen über die auf der ost-asiatischen Inselwelt bald im zahmen, bald im halbwilden bis wilden Zustand verbreiteten Rassen von Schwein zu den nämlichen Schlussfolgerungen bezüglich der Beziehungen des Torfschweines zu dem europäischen Wildschweine und zu den so zahlreichen Formen von Schweinen in Ost-Asien[1]).

Von allen Seiten[2]) mehrten sich also die Beläge zu Gunsten der Anschauung, dass, so gut wie in Asien (und vielleicht auch in Afrika), so auch in Süd- und Ost-Europa die alten Völker, die sich mit einem Hausthierstand zu umgeben wussten, mindestens ihr Schwein ursprünglich aus ostasiatischem Stamm, also aus dem Gebiet bezogen, das von vornherein in Bezug auf Mannichfaltigkeit der Erscheinung dieses Thieres, selbst in unzweifelhaft wilder Form, als eine Art von Mutterstätte und Ausbreitungsquelle für das Genus Sus erscheint; während das auf relativ kleinen Raum, an der Peripherie des gesammten Wohnbezirkes des Genus Sus, eingeschränkte, sogenannte europäische Wildschwein relativ sehr spät und allem Anschein nach nur nordwärts der Alpen in den Dienst des Menschen trat.

Dem gegenüber stellt in der oben genannten Notiz Herr Prof. Nehring die Ansicht auf, dass das Torfschwein (und folgerichtig müsste dies bis zu einem gewissen Grade auf das romanische, auf das ungarische, ja auf viel weiter abliegende Rassen von Schweinen ausgedehnt werden) lediglich als ein durch primitive Domesticirung verkümmerter Abkömmling des europäischen Wildschweines anzusehen sei. Als Belag werden Messungen an drei, aus Sauparken stammenden Schweinen neben

---

1) Th. Studer, Die Thierwelt in den Pfahlbauten des Bielersees 1883. S. 52—69, 94.

2) Auf die Ergebnisse der italienischen Mitarbeiter an dieser Frage hier einzugehen, würde zu weit führen. Sie gingen mit den in der Schweiz und in Deutschland erzielten mindestens so weit einig, dass sie die Ableitung des Torfschweins vom europäischen Wildschwein abwiesen.

einige der von mir und von Prof. Theod. Studer ermittelten Maasse an Ueberresten aus schweizerischen Pfahlbauten gestellt.

Ganz abgesehen von der Dürftigkeit und Ungleichwerthigkeit des von Hrn. Prof. Nehring benutzten Materials im Vergleich mit demjenigen, das den bisherigen Arbeiten über diese Frage zu Grunde lag, ist ohne Zweifel zuzugeben, dass Verkümmerung, deren Folgen schon Hr. von Nathusius mit grosser Sorgfalt untersucht hatte, am Knochengerüste grosse Abweichungen von der normalen Beschaffenheit zu erzielen vermag. Die zoologischen Gärten füllen ja leider die Sammlungen immer mehr mit so unzuverlässigen und krankhaften Gegenständen.

Auf eine Prüfung der von Hrn. Prof. Nehring an den drei von ihm benutzten Schädeln ermittelten Millimeter-Angaben hier einzugehen, würde daher schon deshalb zu keinem erklecklichen Ziele führen können, weil ja von vorn herein die von Hrn. Prof. Studer und mir gelieferten Maassangaben nur als eine sehr fragmentäre Aushülfe zum Ausdruck von Verhältnissen betrachtet wurden, die sich aus Anschauungen von ganz anderem Umfang ergaben. Auch mag durchaus zugegeben werden, dass ja gelegentlich aus solchen verkümmerten Schädeln von sogenannten Wildschweinen einzelne Maasse bis auf Millimeter denjenigen am Torfschweine ähnlich ausfallen mögen, trotzdem die Objecte in toto sehr verschieden bleiben können. Ich habe Thiergartenschädel von sogenannten Wildschweinen genug vor mir, die trotz allerlei Uebereinstimmung in einzelnen Maassen mit dem Torfschwein nichts gemein haben[1]).

Weit mehr aber, als solche Aehnlichkeiten in einzelnen Dimensionen, fallen wohl noch einige andere Gesichtspunkte in's Gewicht. Einmal der geographische, von welchem Hr. Nehring vollständig abzusehen scheint, es sei denn, dass er die bisher von allen Bearbeitern dieses Gegenstandes zugestandenen Beziehungen des Torfschweins zu den romanischen, den ungarischen, den asiatischen Hausschweinen auch in Abrede stelle. Ferner der historische, insofern hiernach die Züchtung von Hausschweinen in dem relativ kleinen und nach bisheriger Annahme relativ spät von Völkern mit grossem Viehstand besetzten Wohnbezirk des europäischen Wildschweins angehoben hätte. Endlich ein morphologischer, insofern nach bisheriger Erfahrung Verkümmerung sicher allerlei individuelle Veränderungen schaffen kann, aber wohl niemals im Stande sein wird, Rassen von geographisch und historisch so ausdauernder Selbständigkeit zu schaffen, wie etwa das Torfschwein, das Torfrind u. s. f., deren am meisten auffallende Eigenthümlichkeit darin besteht, dass sie über ausgedehnte Gebiete hin am massenhaftesten, am reinsten und gleichförmigsten, wie etwas Fertiges und nicht erst Beginnendes, gerade in den ältesten Zeiten auftreten, und dass ihre besonderen Merkmale erst mit der Zeit, bei dem sichtlichen Auftreten von Rivalen, sich abschwächen, ohne sich überdies bis auf den heutigen Tag in einzelnen Bezirken verloren zu haben.

Nicht minder bestimmt, als über das Schwein der älteren schweizerischen Pfahlbauten, glaube ich mich über das sogenannte Torfrind aussprechen zu dürfen, an welchem ebenfalls (a. a. O.) von Hrn. Prof. Nehring der Versuch gemacht wurde, es als ein Verkümmerungsproduct, und zwar von Bos primigenius, hinzustellen[2]). Da die geographischen, die historischen, die anatomischen Gesichts-

---

1) Von einer kleinen Auswahl von trefflichen und aus den ersten Stadien der Ausbeutung der Pfahlbauten stammenden Belagstücken über die Beziehungen zwischen Torfschwein und Wildschwein in der Baseler Sammlung sind Gypsabgüsse aus Basel zu beziehen.

2) Hr. Prof. Nehring schreibt mir mit Unrecht dieselbe Ansicht zu. Die von ihm

punkte, die hier in Rücksicht fallen, die nämlichen sind, wie bei dem Torfschwein, so kann ich mich bezüglich des Rindes sehr kurz fassen. Vorerst ist zu betonen, dass das Torfrind in den ältesten praehistorischen Vorkommnissen, Pfahlbauten, Gräberfunden, Höhlen u. s. w. mit noch viel schärfer ausgesprochener Verschiedenheit von dem gleichzeitig noch im Wildzustande lebenden Bos primigenius[1]), und mit noch einheitlicherem Gepräge über einen grossen Theil von Europa verbreitet auftritt, als selbst das Torfschwein. Messungen an Kümmerern des Urochsen sind nun freilich schwerlich zu erwarten. Aber auch ohne solche halte ich den Versuch, Bos brachyceros und primigenius zusammenzuwerfen, wenn auch für weniger bedenklich, als den vor einiger Zeit von anderer Seite gemachten, den Bison mit in den Stammbaum zahmen Rindviehes aufzunehmen, so doch für verfehlt, da mir ganz andere Formen von Rind mindestens eben so nahe Beziehungen zum Torfrind zu haben scheinen, als der Urochs. Eine Verständigung über diesen Punkt wird indessen schwierig sein, so lange als Hr. Prof. Nehring von gewissen anatomischen Begriffen, die mir für Besprechung des Schädelbaues von Rindern unentbehrlich scheinen, einen vollkommen andern Gebrauch macht, als denjenigen, den ich allen meinen Arbeiten über fossile und lebende Rinder zu Grunde gelegt habe[2]). Immerhin muss ich mich noch heut zu Tage ausser Stande erklären, eine wilde Stammform für das Torfrind namhaft zu machen, so wenig als ich es vermag, für ein noch viel weiter verbreitetes Hausthier, für das zahme Rind von ganz Alt-Asien und Alt-Afrika, den sogenannten Bos indicus, eine nicht unbedeutsame Parallele zum Siam-Schwein, sei es eine noch im wilden Zustand lebende, sei es eine fossil gewordene bestimmte Species als directe Wurzel mit Sicherheit aufzuweisen. Höchstens möchte ich wagen, die im Verlauf meiner Arbeiten über diesen Gegenstand immer stärker gewordene Vermuthung hier zu wiederholen, dass auch für dieses Hausthier, so gut wie für das Schwein, eine Quelle weit eher in dem seit der Tertiärzeit an Rindern aller Art und zudem bis auf den heutigen

---

citirte Stelle äussert Verdacht gegen und nicht für eine solche Ableitung. Ich glaube mich über diesen Punkt stets durchaus zweifelnd verhalten zu haben. Unter vielen Aeusserungen hierüber begnüge ich mich, auf eine einzige (Natürliche Geschichte des Rindes. Zürich 1867. S. 162 u. f.) zurückzuweisen: „Ganz anders als Bos frontosus verhält sich Brachyceros. Von den ersten Spuren seines Auftretens an bildet er eine wohl ausgeprägte Rasse, welche sich sowohl durch allgemeine Statur, als durch die Details der Schädelbildung von dem gleichzeitig zahmen Primigenius auf das Schärfste unterscheidet. Es lassen sich innerhalb des Umfanges des Genus Bos wenige Beispiele von Thieren aufführen, welche, nicht nur innerhalb eines gemeinsamen grösseren Verbreitungsbezirkes, sondern an den meisten Localitäten mit und neben einander lebend, so grelle Unterschiede böten, wie die mächtigen, dem Urstamm an Grösse und Bewaffnung wenig nachgebenden Primigenius-Rinder von Robenhausen und die zwerghaften kleinhörnigen Thiere von Biel, Ueberlingen, Wismar, Penzin, Olmütz, Marzobotto. Gerade an Stellen, wo er zuerst erscheint, also in einer Periode und an Orten, wo auch die Primigenius Rasse in reinster Form auftritt, sind die Eigenthümlichkeiten des Brachyceros am schärfsten ausgeprägt."

1) Ich habe schon vor langer Zeit darauf aufmerksam gemacht, dass an manchen Orten das Torfrind als Hausthier in ältere Perioden hinaufzureichen scheint, als die Zähmung des Primigenius-Rindes. S. Versuch einer natürl. Geschichte des Rindes 1867. S. 162. Ferner Mittheil. der Antiquar. Gesellsch. in Zürich XIV. 1. 1861. S. 63.

2) So Stirnwulst, dessen Entwickelung nach dem Ausspruch von Hrn. Nehring im umgekehrten Verhältniss stehen soll zur Grösse der Hörner. Unter diesem Namen verstehe ich die ursprüngliche Parietal- und Interparietalzone, die bei verschiedenen Gruppen der Familie der Rinder überaus verschieden gestaltet ist, aber bei Taurina mit den Lufthöhlen des Schädels und also auch der Stärke der Hörner vollkommen Schritt hält.

Tag an Rindern allerbeweglichster Form so reichen Asien zu finden sein werde, als in dem auch bezüglich dieser Thierfamilie so ärmlich ausgerüsteten Nord-Europa[1]).

Nach beiden Richtungen, sowohl für das Torfschwein als für das Torfrind, muss ich daher die Befürchtung aussprechen, dass sich doch die Hrn. Prof. Nehring unterstellte Sammlung als eine für Lösung so weitgehender Fragen zu knappe Basis erweisen dürfte. An den ferneren Hausthieren des Steinalters, wie Torfhund, Torfschaf u. s. f., wird übrigens der Versuch, sie von europäischen Wildthieren abzuleiten, noch aus anderen Gründen wohl Halt machen müssen.

(10) Hr. Olshausen macht Mittheilung von

zwei Inschriften an Häusern in der Schweiz.

Im Anschluss an die Discussion über das von Hrn. R. Virchow aufgefundene alte Bauernhaus zu Marpach bei Heimenschwand, Kanton Bern (S. 314), und an die wiederholt hervorgehobene Möglichkeit nachträglicher Veränderungen an diesem Hause, erlaube ich mir, eine Inschrift zu Ihrer Kenntniss zu bringen, die sich nach gefälliger Mittheilung meines Freundes, Hrn. S. Gerber in Bern, an einem Hause rechts an der Strasse von Thun nach Oberhofen, gerade gegenüber dem Schloss la Chatreuse des Hrn. v. Rougemont, befindet; sie lautet:

Dies Haus steht in Gottes Gwalt
Ist vorne neu und hinten alt.
Hätti der Herr das Geld ind graue
Hätt' er's ganz neu lasse baue.

Das Haus trägt auf der neugebauten Seite die Jahreszahl 1841.

Warum der Mann Ursache hatte, sich vor der höheren Ausgabe eines Neubaues zu scheuen, darüber erhalten wir Auskunft durch eine zweite Inschrift an einem Hausen zu Weissenburg im Simmenthal, Kanton Bern:

We nid Hass und Verbunst (Missgunst) brönnti wie Füür
So wäri das Holz ind halb so thür.

Dies Haus soll sehr alt sein.

(11) Hr. E. Handtmann übersendet aus Lenzen a. d. Elbe, 4. December, folgenden Bericht über

Alterthumsforschungen in Lenzen und Umgegend, Kreis Westpriegnitz.

Das Jahr 1888 ist für unsern kleinen Bezirk äusserst unheilvoll und wenig ertragreich gewesen. Wohl hat dasselbe mir persönlich Gelegenheit gegeben, zu erfahren und wiederum kund zu thun, dass, wie ich im Juni 1886 beim anthropologischen Festmahl in Lenzen schon betonte, uns der Eifer für die Urgeschichte

---

1) Auch über diesen, wie mir scheint, nicht unwichtigen Gesichtspunkt, muss ich mich begnügen, auf meine Arbeiten über fossile und lebende Rinder zu verweisen. An seither gesammeltem Material aus weit zerstreuten Quellen fehlt es mir keineswegs. Doch schien es mir bisher für eine neue Publication nicht reif genug. Eine sehr beachtenswerthe Untersuchung, deren Ergebnisse mit meinen Anhaltspunkten durchaus übereinstimmen, und welche wiederum zeigt, wie sehr Umsicht und Vorsicht in solchen Dingen erforderlich ist, ist inzwischen von P. Kuleschow über das kalmückische Rind bekannt geworden. Lediglich hat mir Hr. Kuleschow, offenbar aus Versehen (S. 16), die Ansicht zugeschrieben, dass alle zahmen Rinderrassen ausschliesslich vom Urochsen abstammen. Seit mehr als 25 Jahren habe ich das ja immer bestritten, worüber ich auf viele Stellen meiner früheren Arbeiten verweisen kann, z. B. Natürliche Geschichte des Rindes S. 115, 122, 129, 130, 164, 169 u. s. f.

die Herzen gleichzeitig zu warmer gegenseitiger Freundschaft erregt habe und halte: so, in noch viel grösserem Maasse, haben Sie, hochverehrte Herren, kräftige Specialhandreichung im März d. J. mir durch Hrn. Olshausen geboten, als es galt, meinen 400 von Eis-, Wasser- und Feuersnoth bedrängten Unglücksgenossen über die erste Zeit des Elends fortzuhelfen. Herzlichen Dank Ihnen nochmals für Ihre liebevolle Aufhülfe dazumal!

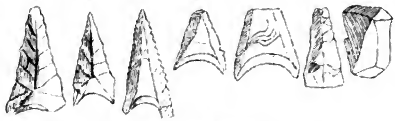
1. Die unselige Elbhochflut hat mir auch eine grosse Alterthumsfreude zerstört. Im November 1887 traf nahe bei Schloss Eldenburg auf einem Ackerstücke, welches wiederholt Scherben, slavische und vorslavische, Spinnwirtel und Thonperlen geliefert hatte, ein Arbeiter beim Tiefpflügen auf Rollsteine und grosse Scherben in 1 bis $1\frac{1}{2}$ *m* Tiefe. Eine von mir und Hrn. Lehrer Dahms vorgenommene Untersuchung ergab, dass leider in Steinpackung gänzlich zerdrückte Urnen, sehr gross und sehr stark, Form und Zeichnung der Darzauer Funde, Provinz Hannover, tragend, da waren. 16 Stellen konnten wir aufdecken. In einer sehr grossen, auch zertrümmerten Urne, deren mittlerer Durchmesser durch Zusammenlegen der Scherben sich als etwa 70 *cm* betragend herausstellte, fand ich ein wohlerhaltenes Webegewicht, wie solche in den letzten Jahren bei Tangermünde namentlich gefunden worden sind. Dieses ist glücklich erhalten. Ebenso fand sich neben einer Urne in der Steinsetzung ein noch drei Zähne enthaltender unterer Hirschkiefer, fast schwarz und sehr mürbe. Schliesslich kam ich zur glücklichen Secunde, als gerade das Pflugeisen eine frei in der Erde stehende Urne zertrümmerte. Ich sammelte die Scherben. Das Gefäss, nur Sand und Brandasche enthaltend, aus schwarzgrauem, feingeschlämmtem Thon, schön geglättet, Handarbeit, Terrinenform, erwies sich als 40 *cm* hoch, grösste Bauchweite 60 *cm*, verziert auf dieser mit drei Knöpfen. Mit unsäglicher Mühe hatte ich im Laufe des Winters dieses Gefäss fast wiederhergestellt und wollte dasselbe an das Museum für Völkerkunde einschicken. Da zertrümmerten die Elbwogen mein Wohnhaus und begruben mit so vielen anderen meiner Sachen und meiner Alterthümer auch diese Urne. Drei nochmals gerettete Scherben werde ich gelegentlich einliefern.

2. Aus Zapel bei Korstädt sind an Hrn. Amtsrichter Rabe-Lenzen zwei starke Bronze-Armringe mit Strichverzierungen eingeliefert worden und in dessen Besitz geblieben. Der eine Ring federt noch gut.

3. Hr. Oberprediger Paschke fand nahe dem Marienberge grosse einfache Urnen, darin Trümmer eines bis zu 7 *cm* sich verbreiternden Bronzeschmuckes — vielleicht Gürtelhaken — mit concentrischen Kreiseinzeichnungen. Derselbe erwarb aus Lanz ein Artefact aus Bronze, welches ein Schlüssel zu sein scheint, und die vordere Hälfte eines Steinhammers.

4. In Wustrow ist von Herrn Paschke eine schöne Bronzeschnalle, von mir ein Stück eines Bronzemessers gefunden. Ebenso von Paschke eine ganz an Darzau erinnernde Bronzeschnalle auf dem Höhbeck.

5. Interessante Feuerstein-Gebilde lieferte der Höhbeck. So ein treffliches krummes — sogenanntes rügensches — Messer (Paschke). Vornehmlich erfreuten uns Funde äusserst feiner Pfeilspitzen, wie solche in gleicher Vollkommenheit wohl nur das Museum zu Stralsund darbietet. Ich selbst fand die in beifolgender Zeichnung wiedergegebenen 6 Spitzen. Nr. 1 völlig calcinirt, muthmaasslich in starkem Brande; Nr. 2 fast schwarz; Nr. 3 weiss, trefflich gezähnt: Nr. 7 ein wunderliches Gebilde, sieht aus, als wäre es als feiner Meissel oder Schaber benutzt. Alle 4 Seiten sind haarscharf. Diese 7 Stücke stammen vom Höhbeck auf dem linken Elbufer. Ich besitze ausserdem noch eine, der Nr. 3 ähnliche, weisse und eine, der Nr. 2 ähnliche, schwarze Spitze aus Breetz und aus Beckern



Natürliche Grösse.

Fig. 1 4 *mm*, Fig. 2 5 *mm*, Fig. 3 3 *mm* stark, d. i. Stärke der Mittelrippe. — Fig. 4 3 *mm*, Fig. 5 2 *mm* stark, d. i. Stärke des Mitteldreiecks, von wo aus die Seiten sich scharf abschrägen. — Fig. 6 5 *mm* stark, d. i. Stärke der Mittelrippe: Rand und Zahnung sehr grob. — Fig. 7 obere Erhebung 3 *mm*; untere 1 *mm*.

bei Lenzen, auf dem rechten Elbufer vor 3 Jahren gefunden. Auch sammelten wir eine Anzahl angefangener Feuersteinspitzen. Fast scheint dort am Höhbeck eine Fabrikstätte gewesen zu sein.

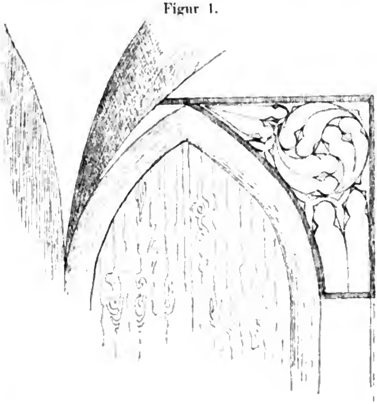
(12) Hr. Karl Altrichter schickt aus Wusterhausen a. Dosse, 10. December, nachstehende Abhandlung über

Triquetrum und Gemme.

I. Triquetrum.

Bei den Erneuerungs- und Wiederherstellungsarbeiten im Dom zu Havelberg ist durch den Küster Aue daselbst durch Abwaschen alter Tüncherarbeit eine zeichnerische Verzierung von anscheinend sehr hohem Alter blosgelegt worden.

Figur 1.



Der spitzbogige Eingang aus dem Kreuzgange am Dom in das ehemalige Refektorium ist, soweit das linksseitig aus der Wand heraustretende Kreuzgewölbe nicht daran hindert, mit einer rechtwinklig gebrochenen Linie von etwa 3 Finger Breite in braunrother Farbe umzogen. Ein braunrother Streifen von derselben Breite umrahmt die rechte Hälfte des Thürbogens; eine gleiche, horizontale Linie verbindet diese beiden Linien. Der von dieser Figur umschlossene Raum ist an seiner breitesten Stelle mit einem Kreise ausgefüllt, dessen Fläche, wie Fig. 1 ergiebt, mit einer Arabeske geziert ist, während die nun noch freibleibenden Flächen Linienzusammenstellungen beleben, welche scheinbar Variationen des im Kreise durchgeführten

Hauptthemas bilden: die Gestalt einer doppelten Fischblase. Alle Zeichnungen sind in derselben braunrothen Farbe ausgeführt.

Auf Befragen wurde mir hinsichtlich der Bedeutung dieser Zeichnung die Erläuterung: „dieselbe stelle ein Fischblasenmuster dar."

Sowohl die alten Steinmetzen als die Künstler, denen es oblag, öde Mauerflächen, wenn gerade nicht mit Wandgemälden zu bedecken, so doch mindestens durch einfachere Malereien zu beleben, pflegten in den einfachsten Vorwürfen einen Gedanken unter einem Bilde zum Ausdruck zu bringen. Dieses Gebrauchthum fand in der Gothik eine so vielseitige Pflege, dass heut die Versuchung nahe liegt, überall da Symbolik zu wittern, wo kaum ein Grund zu ihrer Anwendung vorliegt. Deshalb ist mindestens Vorsicht bei der Untersuchung auffallender Erscheinungen anzuwenden. In wieweit im vorliegenden Falle die Annahme bewusster Symbolik ihre Berechtigung hat, wird die Untersuchung lehren.

Zunächst muss ich allerdings bei der dreimal im Kreise in Zwillingsform vorkommenden Fischblase einen Augenblick verweilen. Nichts liegt näher, als dass in einem Dome die Kirche als geistige Gemeinschaft und was mit derselben zusammenhängt, in Werken der Plastik und Malerei symbolisirt ist. Der Fisch ist das Symbol für Christus oder das Christenthum. Gleichwohl kann ich mir nicht denken, dass das Symbol noch wieder symbolisirt, für den Fisch dessen Blase gesetzt sei. Dann müsste es auch gestattet sein, für das Hufeisen, welches symbolisch Baldur und sein heiliges Pferd darstellt, einen Hufnagel zu setzen. Ein solches Verfahren müsste geradezu einer verständigen Symbolik das Ende bereiten. Die Fischblasengestalt, auf die ich unten zurückkomme, hat kaum einige Bedeutung in diesem Bilde und ist lediglich ein Spiel des Zufalls. Um zur Auflösung des augenscheinlichen Symbols zu gelangen, muss meines Bedünkens die Entzifferung mit dem Mittelpunkt der Mittelfigur beginnen. Dort erscheint ein lichtes gleichseitiges Dreieck, an dessen 3 Seiten, wie eine nach aussen gerichtete Anschwellung, vielleicht zur Verzierung, vielleicht zur Verdeckung des Grundgedankens, flache, d. i. sehr stumpfwinklige Dreiecke angesetzt sind. Von den drei Ecken des gleichseitigen Dreiecks gehen, beinahe in der Krümmung eines Halbkreises, Linien nach der Peripherie des umgebenden Kreises und verlaufen in diese ganz unmerklich.

Das ist das eigentliche Symbol, alles übrige Zuthat und vielleicht bestimmt, den Kern zu verschleiern. Die Fischblasen sind, wenn man das Liniengewirr genauer studirt, durch Verzierungen entstanden, welche, nachdem alle Flächen der Länge nach getheilt worden sind, sowohl dem Dreieck, wie erwähnt, als auch allen Linien an bestimmten Stellen in Gestalt verkleinerter Dreiecke angeheftet sind.

Die Auflösung dieses Symbols scheint mir nicht so schwierig. Das gleichseitige Dreieck, sonst wohl zum Ueberfluss mit einem Menschenauge versehen, um mehr die Allwissenheit Gottes zur Darstellung zu bringen, stellt das Ewige als Kraft, stellt Gott bildlich dar. Er offenbart sich in dreierlei Gestalt und ist doch immer derselbe, wie die von den Ecken ausgehenden gekrümmten Linien andeuten. Diese 3 Linien, als Vater, Sohn und Heiliger Geist gedacht, laufen zurück in den Kreis, das Symbol der Ewigkeit in der Bedeutung von Unendlichkeit. Das sind bildlich die Worte: „Eins von Ewigkeit zu Ewigkeit" ausgedrückt.

Hat man sich so eine Art Grundlage hergestellt, so findet sich leicht dazu die übertragene Bedeutung, diejenige, welche der Künstler in Bezug auf die Stiftsherren und die Bestimmung des Raumes, in den man durch diese Thür trat, gesetzt wissen wollte. Das Dreieck, das Symbol des Sehens, spricht von dem allsehenden Auge Gottes; die drei geschwungenen Linien von einem Mittelpunkt her, das

Symbol unendlicher Bewegung, deutet auf die Allgegenwart Gottes, die ihm ermöglicht, alles zu hören; der Kreis, bis zu dessen Grenzen diese Eigenschaft hinreicht, das Symbol des Umfassenden, des Wissenden (auch der Zauberer zieht einen Kreis, von dessen Mitte er zu wirken anfängt). lässt die Allwissenheit Gottes erkennen. Der Künstler will mit dieser Verzierung den zu den Freuden der Tafel Eilenden einen Mahnung zukommen lassen: Gottes nicht vergessen, der alles sieht, alles hört und alles weiss.

Dass nun in der That ein Symbol vorliegt, bezeugt der Umstand, dass an dieser Stelle, rechts oben vom Beschauer, das Bild und zwar nur ein einziges Mal vorkommt. Wäre dasselbe Bild zur Rechten und zur Linken desselben Eingangs angebracht. eine Bedeutung und gerade diese konnte es nicht mehr haben.

Ferner aber ist nicht zu übersehen, dass dies Triquetrum dadurch recht augenfällig gemacht ist, dass durch seine Umrahmung mit grosser Umständlichkeit auf den Mangel an Raum auf der andern Seite hingewiesen ist. Unwillkürlich, durch das scheinbar Unschöne gereizt, muss das Auge sich der Zeichnung zuwenden.

Wenn das vorliegende Triquetrum durchaus der geschichtlichen Zeit (Frühgothik) angehört, so findet durch dasselbe doch die Meinung der Forscher eine bedeutende Unterstützung, welche in den vorgeschichtlichen Triquetren einen Hinweis auf religiöse Vorstellungen, namentlich nach der Richtung irgend welcher Dreiheit göttlicher Kräfteentwickelung zu finden glauben. und ferner lehrt dasselbe, dass eine uralte Vorstellung, wie sonst öfter, in die christliche Symbolik übernommen worden ist.

II. Die Havelberger Gemme.

Vor Jahren fand in unmittelbarer Nähe des Havelberger Domes der jetzige Färbermeister Mertens zu Wusterhausen einen blauen Stein, der ihm deshalb besonders gefiel, weil derselbe durchscheinend war und auf der einen Seite eingeschliffene Figuren zeigte, die jedoch wegen ihrer ausserordentlichen Kleinheit undeutlich erschienen. Im Uebrigen hatte der Stein eine Gestalt, als ob er einem Siegelringe angehört habe. —

Figur 2.



Dieser Stein wurde mir zur Untersuchung anvertraut und gebe ich deren Ergebniss dahin bekannt. Härte, Glanz, Bruch, Lichtdurchlässigkeit weisen auf Glasmasse, die Farbe ist dunkelblau, gegen das Licht gehalten. lichtblau. ohne dass noch eine andere Farbe sich geltend machte. Die Dicke beträgt etwa 4 *mm*, der Durchmesser auf der unteren Seite 20, bezw. 25 *mm*, auf der oberen Seite 12 bezw. 15 *mm*. Die untere Seite macht den Eindruck einer Gussfläche mit mehreren punktartigen Vertiefungen, geplatzten und dann zusammengelaufenen Bläschen, und zeigt an der einen Seite einen zarten Wulst, als ob die Masse, ziemlich dickflüssig geworden. mit einem Stempel gegen eine Unterlage gepresst, seitwärts unter dem runden Stempel hervorgequollen wäre.

Die obere Seite ist scheinbar geschliffen und mit einer vertieften Haarlinie gegen den unregelmässig abfallenden Rand abgeschlossen. Innerhalb dieser Ellipse sind 3 menschliche Figuren erkennbar, zwischen denen ein gehörntes Thier schreitet. Dasselbe wird von einem Manne in wallendem Gewande und einem nackten

Manne, welcher in der freien Hand eine an der Spitze beblätterte Ruthe und um das Haupt einen Kranz trägt, geführt, während der dritte in einem faltenreichen Gewand den ersteren beiden zu folgen scheint. — Vor dem Hornvieh scheint ein niedriger Altar zu stehen, auf dem symbolisch ewiges Feuer in Gestalt eines mit sprühenden Flammen geschmückten Donnerkeils brennt. Mit blossem Auge betrachtet, möchten die Figuren dieser Gruppe eingeschliffen erscheinen, doch spricht bei der Kleinheit der Figuren die äusserst zarte Behandlung der faltenreichen Gewänder dagegen. Unter der Lupe bei durchfallendem Licht offenbart sich aber das äusserst feinblasige Gefüge des Gusses, namentlich in der Fusspartie der Gruppe. Dazu kommt, — schon bei unbewehrtem Auge sichtbar, — dass der abfallende Rand, der an keiner Stelle Schleifspuren zeigt, wellenartige Hervorquellungen mit äusserst feinpunktirt-blasiger Oberschicht, so dass die Masse hier nicht einmal fettglänzend, sondern stumpf erscheint, bemerken lässt. Endlich machen sich, wenn man die dargestellte Gruppe unter der Lupe hat, um sie zu zeichnen, an den Vorderfüssen des männlichen Thieres, an dem einen Hinterbein desselben und am Schwanz Defekte geltend, welche nicht durch Bruch entstanden sein können, weil ihre Flächen nicht muschelartig und spiegelnd, sondern wieder feinblasig und fast stumpf erscheinen.

Es ist aber noch ein Zeichen dafür vorhanden, dass nicht etwas Ursprüngliches, sondern der Abdruck eines antiken Kunstwerkes vorliegt, nehmlich die Darstellung selbst. Es ist zweifellos ein von dem Priester und einem Tempeldiener geführtes Opferthier, — seine geringe Höhe lässt es bedenklich erscheinen, einen Stier anzunehmen, wiewohl die Kopfform dafür spricht, — und im Hintergrunde der Opfernde dargestellt. Vom künstlerischen Standpunkte aus denkt man sich das Licht als von links her einfallend. Deshalb erscheint es gerechtfertigt, eine solche Gruppe, in welcher der Opferaltar mit dem ewigen Feuer dargestellt ist, sich nach links hin, dem Lichte zu, sich wenden zu lassen, nicht nach rechts, wie die vorliegende Glaspaste es zeigt. Legt man einen Abdruck dieses Steines vor sich hin, so erscheint alles folgerichtig. Der Priester fasst mit der rechten Hand das Horn des Opfers und zieht mit der linken sein Gewand etwas von rechts nach links, damit das Thier es nicht besudele; der Diener hält in der Rechten die Ruthe zum Antreiben und mit der Linken nur leicht des Thieres Horn; vor der Gruppe aber steht dort, woher das Licht kommt, der Altar mit dem lohenden Brande.

Es ist hier augenscheinlich mit einem Glasflusse ein Abdruck einer ächten antiken Kamee hergestellt und zwar, indem man die Kamee zur Aufnahme der Glasmasse mit einem nach oben geöffneten Rande versah, in der ausgesprochenen Absicht, diesem Abdruck die Gestalt eines für einen Siegelring bestimmten Steines zu geben.

Wie kommt nun diese augenscheinlich in vorchristlicher Zeit in Italien oder in einer römischen Provinz hergestellte Nachahmung nach Havelberg und zwar auf das rechte Havelufer in unmittelbarer Nähe des Domes?

Es ist erwiesen, dass ein grosser Theil der in Deutschland und sonstigen ausserrömischen Gegenden ohne Begleitung anderweitiger römischer Alterthümer gefundenen Münzen mit den Bildern verschiedener römischer Kaiser nicht zum Umlauf innerhalb des römischen Reiches bestimmte Goldstücke darstellt, sondern Abgüsse in Edelmetall mit den Bildnissen gewisser Kaiser, und zwar, wie aus anderweitigen, begleitenden Umständen geschlossen wird, als Tauschmittel für barbarische Völker an Stelle römischen Geldes. Etwas Aehnliches besteht noch heute mit Bezug auf die sogenannten Maria Theresia-Thaler, welche bei den Völkern der

Sahara und des Sudan als Zahl-, bezw. Tauschmittel von bestimmtem Rechenwerth begehrt werden und immer wieder zu diesem Zwecke hergestellt werden müssen. Aehnlich so werden barbarische Völker Verlangen nach einem Schmuck getragen haben, den sie wiederholt an den Händen der überall siegreichen Römer bemerken mussten, nach deren steingeschmückten Ringen. Steine an sich hatten schon die Bedeutung des Glückes, wie aus altdeutschen Märchen und abergläubischen Vorstellungen noch heute ersichtlich; wie viel mehr mussten nicht Steine glückbringend sein, welche die mancherlei eingeschnittenen wunderbaren Figuren der römischen Steine hatten. Nicht der Ring, sondern der Stein desselben hatte in den Augen der Barbaren überirdische Kraft.

Warum sollte sich in Italien oder Gallien nicht ein besonderer Gewerbebetrieb zur Herstellung solcher Steine ausgebildet haben? Jedenfalls war das Giessen der Nachbildungen mehr gewinnbringend, als das Schleifen.

Als demnächst das weströmische Reich zerfallen war und die alte Cultur unter der Fluth der noch rohen Sieger begraben schien, wird weit im Norden und Nordosten noch lange das Bedürfniss nach bunten Steinen bestanden haben, ohne dass Jemand da war, der es befriedigte. Man wird endlich mit dem, was man gelegentlich in den Werkstätten des Römerreiches erschaut und erlauscht, angefangen haben, eine neue Kunst zu üben, Steine zu schleifen; und so werden, indem man Glaspasten oder ächte Steine zum Muster nahm, mechanisch jene wunderbaren Figuren [1]) auf Stein gebracht sein, die in der Bezeichnung „Alsentypus" zusammengefasst werden. Beweise dafür habe ich nicht, wohl aber eine ähnliche Erscheinung auf anderem Gebiet, das ich schon einmal berührte. Stehen unsere alten Brakteaten, hinsichtlich ihrer technischen Ausführung zu den gegossenen römischen Pseudomünzen, nicht in demselben Verhältnisse, wie die alsentypischen Gemmen zu den römischen Glaspasten, und werden diese Brakteaten nicht aus einem ähnlichen Bedürfnisse — wie oben angeführt — entsprungen sein, wie diese Gemmen?

Die Erzeugnisse dieser neuen Industrie, welche vielleicht noch innerhalb der Grenzen des alten römischen Reiches ihren Anfang nahm, gelangten auch nach der Küste der Nordsee und so zu den Brizanern und Wilzen, zu deren Gebiet auch die Havelberger Gegend gehörte. Die hier vorliegende Gemme lief dort vielleicht um, lange bevor an die wunderbaren Gebilde des Alsentypus zu denken war.

Da kam das Christenthum und sog alles in sich auf, was es an Begriffen und Vorstellungen vorfand, um es dann, in die ihm eigene Form umgegossen, dem Volke zurückzugeben. So werden auch die Priester mit Gewalt und List jene kraftverleihenden Steine an sich gebracht und als nunmehrige Besitzer ihre Siegerkraft durch die Steine auf die damit geschmückten Messbücher u. s. w. übertragen haben, — in der Vorstellung der Bekehrten; ja sie werden, namentlich bei den, als das Neuere am meisten beliebten Gemmen des Alsentypus, nicht verfehlt haben, das Zeichen des Sieges, das Kreuz, oder einen fünf- oder sechsstrahligen Stern einzukratzen, zum Zeichen endgültiger Unterwerfung der bisher den Steinen innewohnenden Kraft heidnischer Götter.

Die rechte Kraft hatten trotz der Kreuzchen die Steine aber nicht mehr. Die

1) Die sogenannten Schwerter, den Flügel u. s. w halte ich für die Umrisslinien oder deren Theile von Gegenständen, für die den Barbaren die rechte Vorstellung fehlte, so dass eben zur Noth erkennbare menschliche Figuren mit allerlei bedeutungslosen Auswüchsen entstanden.

bekehrten Wenden erhoben sich zum Oefteren, eroberten Havelberg, verwüsteten den Dom und richteten heidnischen Gottesdienst wieder ein.

Ob sie die christlichen Messbücher geschont haben? Vor allem werden sie die Steine herausgerissen, sich dann darum geschlagen und beim Kampf dieselben in Verlust gebracht haben. Viele Jahrhunderte später, nachdem das Erdreich um den Dom her bald flach, bald tief durchwühlt und wieder überschüttet worden, ist dann so ein kleines blaues Steinchen wieder zu Tage gekommen und gefunden worden.

(13) Hr. Schumann in Löcknitz berichtet über

Armringe von Gold und Bronze aus dem Randowthal.

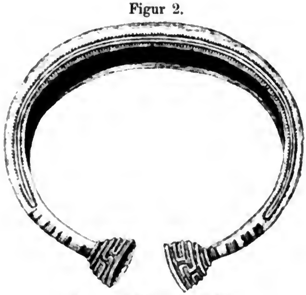
Von dem Dorfe Bagemühl, dem Fundorte des Steindepôtfundes, zieht sich im Randowbruch, näher dem linken Ufer, eine sandige Landzunge hin, die bei Menkin ihr Ende findet. Auf dieser Landzunge, die von beiden Ufern durch Bruchland geschieden ist, liegt der Burgwall von Wolschow (vergl. Schumann, Burgwälle des Randowthals. Balt. Stud. XXXVII.) Dicht neben dieser Landzunge wurde beim Torfstechen vor einiger Zeit ein Armring von Bronze gefunden. Derselbe, Fig. 1, hat ungefähr 150 *mm* im Durchmesser und ist hohl gegossen. Ornamentirt ist derselbe durch quer stehende Wülstchen und concentrische Kreise, ebenfalls durch Guss hergestellt. Der Armring gehört zu einer Art von Ringen, die in Pommern häufig vorkommen und die man der jüngeren nordischen Bronzeperiode zuzurechnen pflegt. Undset (Eisen, S. 371) nimmt an, dass dieselben Nachahmungen durch Guss seien, denen getriebene Armringe der Hallstattcultur als Modelle zu Grunde gelegen haben. Aus Pommern kennen wir derartige Ringe aus Jasenitz (Günther's Phot. Album, Sect. III, Taf. 9), aus Ramsberg bei Camin (ebendas. Sect. II, Taf. 13) und einer Reihe anderer Orte.

Figur 1.



1/3 der natürlichen Grösse.

Figur 2.



2/3 der natürlichen Grösse.

Die Landzuge selbst, auf der auch der ziemlich grosse Menkiner See liegt, ist zum Theil mit Unterholz bestanden, zum Theil wurde dieselbe in Feldcultur genommen. Bei Gelegenheit von Drainagearbeiten wurde ein goldener Armring gefunden (Fig. 2). Ob derselbe aus einem Grabe stammte oder Einzelfund gewesen war, liess sich nicht mehr ermitteln.

Der Armring ist aus Goldblech hohl getrieben. An beiden Enden läuft derselbe in kleine Schälchen aus. Die Wandungen sind etwa 0,5 *mm* stark. Die Ornamentirung ist eine sehr zierliche, zum Theil getrieben, zum Theil eingepunzt. Die Schälchen sind verziert durch einen erhabenen Wulst in Mäanderform, der von innen nach aussen getrieben ist. Obenauf ist derselbe mit einer feinen Strichelung versehen, von aussen durch Punzirung hervor gebracht. Der Hals hat quer eingepunzte Linien, die zu je vier in vier Gruppen stehen, die äusseren durch quer abstehende, gleichfalls eingeschlagene kleine Dreiecke besetzt. Der Haupttheil des Ringes zeigt oben 3 Linien, von denen die äusseren verbunden und mit kleinen eingepuntzten Dreiecken besetzt sind.

Unter den 7 goldenen Armringen des Stettiner Museums befinden sich 5, welche dem unsrigen ähneln.

3 Armringe aus Haseleu bei Daber (Nr. 842) sind ebenso, wie der aus Menkin, aus Goldblech hohl getrieben, doch haben die Schälchen circuläre, nicht mäandrische Wülste mit feiner Strichelung, auch der Hals ist einfacher ornamentirt, indem quere und >förmige Strichgruppen wechseln; der Haupttheil des Ringes ist ohne Verzierung.

1 Armring aus Bartow bei Jarmen (Nr. 1088) ist kleiner, ebenfalls hohl getrieben, die kleinen Schälchen ohne getriebene Wülste, nur mit circulären eingepunzten Linien verziert; der Hals hat ebenfalls eingepunzte Querlinien.

1 Armring von Lauenburg zeigt gleichfalls Endschälchen, doch ist derselbe massiv mit starkwandigen Schälchen, ähnlich dem Ringe bei Montelius, Antiquités suédoises Nr. 241 und Mestorf, Alterthümer aus Schleswig-Holstein Taf. XXX, Fig. 322, nur an der Innenseite etwas concav.

2 gleiche Ringe aus Bronze besitzen wir aus dem Bronzefund von Hökendorf. Die Ringe mit starkwandigen Endschälchen sind hier aus Bronzeguss hergestellt, der eine an der Innenseite eben, der andere concav. Die Verzierungen sind eingepunzt. Daneben fanden sich geschlossene Armringe, eine Plattenfibel (jüngere östliche Form nach Sophus Müller), Schmalmeissel von Bronze, Ringe, Pincetten und Gussklumpen.

Die Annahme liegt nahe, dass diese durch Guss hergestellten Ringe, da sie neben jüngeren nordischen Bronzen und Gussmaterial gefunden wurden, inländische Arbeit seien, während die getriebenen Goldringe vielleicht auf einen Import aus dem Süden hinweisen.

Beide Ringe befinden sich im Besitz des Hrn. Geheimrath von Winterfeld-Menkin.

(14) Hr. H. Jentsch in Guben schickt unter dem 14. December nachstehenden Bericht über

Alterthümer aus den Provinzen Sachsen und Brandenburg.

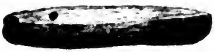
I. Syenithammer von Adersleben, Provinz Sachsen.

Im Bodegebiet ist nördlich vom Dorfe Adersleben, Kreis Oschersleben, an dem Abhange, welcher die Bode auf ihrer Ostseite begleitet, und dem auf der Höhe der Fussweg nach Deesdorf folgt, in der herausspringenden sogen. Grossen Ecke, einer Flussinsel gegenüber, in einem Steinbruche ein durchbohrter Syenitkeil von schlanker Form und sehr beträchtlichen Dimensionen gefunden worden. (Fig. 1.) Derselbe ist 33 *cm* lang; das Bahnende ist fast viereckig, nicht völlig eben, sondern scheinbar eine Sprengfläche. Die seitliche Begrenzung lässt die

natürliche Form des verarbeiteten Steinstückes vielfach erkennen, obwohl die Oberfläche im Ganzen geglättet ist. Die Breite der nur wenig vorgewölbten, vorzüglich erhaltenen Schneide beträgt 4,5 *cm*. Die ihr parallel gehende Durchbohrung ist 5,5 *cm* vom Bahnende entfernt; sie verläuft konisch: bei einer Länge von 6 *cm* verengt sie sich von 2,8 zu 2 *cm*. Das Gewicht beträgt 2750 *g*.

Zugleich mit diesem Stücke sind Scherben von ziemlich weiten, kräftigen Gefässen ausgegraben worden, deren tiefe Furchen vielfach noch eine weisse Füllung zeigen (Verh. 1883. S. 450 f.). Die Henkel sind klein, stark, nicht eingezapft, sondern fest angedrückt. Erhalten sind nur zwei Bodenstücke, ein glatt aufliegender, massiver Standfuss von 6 *cm* Durchmesser und ein unten ausgehöhlter. Die Färbung ist grauschwarz, bei einem flachen tellerartigen Stücke hellroth, die Oberfläche glatt. Bei einem grossen Bruchstücke ist die Aussen- und Innenseite

1.



1/3

2.



1/3

3.



1/2

(Fig. 2) durch eingerissene geometrische Figuren verziert. Bei einem anderen sind zwischen zwei flüchtig gezogene, annähernd parallele Linien schräge Tupfen eingedrückt; ein dritter ist nur durch eine Reihe von Nagelkerben verziert. Am auffallendsten ist ein kleiner Scherben, welcher dicht neben einander zwei Gruppen grätenartig gescheitelter Einstiche von etwa 5 *mm* Länge zeigt; dieselben scheinen mit einem Stempel eingepresst zu sein (Fig. 3). Von Thonsachen ist ausserdem ein konischer Spinnwirtel von 2 *cm* Höhe, dessen ziemlich weit ausgehöhlte Grundfläche einen Durchmesser von 4 *cm* hat, sowie eine doppelkonische Perle von 2 *cm* Höhe erhalten.

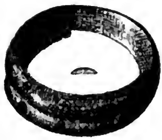
An derselben Stelle sind auch erheblich jüngere Gefässreste ausgegraben worden, hartgebrannt, mit wagerechten Furchen, verdicktem Rande, mit einem Stempelbande verziert, dazu Henkel mit ein oder zwei, in der Längsrichtung verlaufenden Austiefungen.

Sämmtliche Gegenstände sind von Hrn. stud. jur. Nägeli der Gubener Gymnasialsammlung geschenkt worden.

II. Verzierter Bronzespiralring von Zauchel, Kr. Sorau N.-L.

Bei Zauchel unweit Pförten ist in einem Acker, in dessen Nähe ein Urnenfeld mit Steinsatz liegt, ein bronzener Armring von 6 *cm* Durchmesser und 146 *gr* Gewicht frei im Sande gefunden worden. Er besteht aus $1^1/_4$ Spiralwindungen, die sich nach den beiden Enden hin erheblich verjüngen (Fig. 4a). Die beiden Eckstückchen sind vom Finder abgefeilt worden. Der Ring hat D-förmigen Querschnitt. Das 1,60 *cm* hohe Mittelstück (Fig. 4b) zeigt drei Punktkreise oder Sonnen in Abständen von 3 *cm*. Dem Rande parallel verlaufen auf jeder Seite zwei nur 2 *mm* von einander entfernte Längsfurchen. An diese lehnt sich ein einfaches

4a.



$^1/_2$.{

4b.



Ornament in der Art an, dass auf jeder Seite, zur Hälfte zwischen Rand und Aussenfurche, zur Hälfte zwischen dieser und der inneren Längsfurche, feine Kerbe (11, 13, 16, 18 an Zahl) eingeschnitten sind. Die Anordnung ist derartig, dass auf derselben Strecke des Ringes jenen mehr nach aussen stehenden Einschnitten der einen Seite auf der anderen die weiter nach innen gerückten entsprechen.

Eine ähnliche Abwechselung besteht in der Begrenzung des Mittelstückes. Die doppelten Längsfurchen hören beiderseits auf, und statt ihrer sind 11 vom Rande aus bis in die Mitte der ausgewölbten Oberfläche des Ringes reichende Querstriche eingeschnitten. Von hier an wird der Reif beiderseits schmaler. Es folgt, an jeder Seite von Randverzierungen der beschriebenen Art eingeschlossen, je eine Strecke, die mit zwei Punktkreisen verziert ist. Auch diese Strecken werden nach dem Ende hin durch je eine Gruppe von 9 längeren Querstrichen abgegrenzt, welche hier bereits über die Mitte des Reifens hinübergreifen. In den beiden Endstücken endlich sind die Furchen nur noch auf der Aussenseite des an dem stärkeren Ringtheil anliegenden Stückes angebracht, und nur ein Punktkreis ist dicht neben den erwähnten längeren Strichgruppen eingeschlagen. Den Beschluss bilden Querstriche, welche anfangs bis zur Hälfte, am Ende über die ganze Breite hinlaufen. Auf der einen Seite ist in der Mitte des Endstückes noch der undeutliche Eindruck eines zweiten Punktkreises zu sehen.

Die Patina ist grünschwarz. Das Stück federt jetzt nicht mehr. Durch die eingeschlagenen Kreise erinnert der Ring an die Zilmsdorfer und Sommerfelder Armspiralen der Hallstattzeit, auf denen die Punktkreise allerdings anders gruppirt sind. Er ist angeblich in Privatbesitz übergegangen.

III. Slavische Funde.

Nördlich von Driesen, Kreis Friedeberg, sind bei Salzkotten und zwar unmittelbar an der Ostbahn — nördlich von der Mündung der Neuen Netze (des Kanals) in die Alte Netze, südlich vom Eisenbahnübergang — auf einer Strecke von 1000 Schritt Länge und 120 Schritt Breite slavische Reste gefunden worden. Der Boden zeigt von einer rundwallähnlichen Erhebung keine Spur; gegenwärtig ist er völlig eingeebnet. Die Culturschicht, welche mit Asche und Gefässbruchstücken durchsetzt ist, hat nur eine Stärke von 1 *dm*; darunter befindet sich eine $^1/_2$ *m* dicke Humuslage, unter dieser weisser Sand. Die Scherben haben ausgelegte, kantig abgestrichene Ränder; einzelne sind mit wagerechten Reihen senkrecht unter einander gruppirter scharfer Punkteinstiche verziert; die Mehrzahl zeigt wagerechte Einfurchungen in grösserem oder geringerem Abstande. Die ebenda ausgegrabenen Knochen sind mürbe und haben torfbraune Farbe; mehrfach kommen Kiefer des Schweins vor. Metallgeräth ist bis jetzt nicht gewonnen worden, dagegen ein beschädigter, gleichfalls stark gebräunter, durchbohrter Hammer aus Hirschhorn (Fig. 5). Derselbe ist vom Bohrloch bis zu der stumpfen Spitze 12,7 *cm* lang. Dieser Theil ist 4,5 *cm* breit, schnabel- oder leistenförmig. Nach dem Bahnende hin sind die natürlichen Furchen und Perlen des Geweihs noch er-

kennbar. Das Geräth kann, nach der Abnutzung zu schliessen, ebensowohl im häuslichen Gebrauch, wie beim Ackerbau, Verwendung gefunden haben (Verh. 1882, S. 127).

5.



$^1/_3$

Die ganze Anlage erinnert an die nördlich von Wierigsdorf, Kreis Luckau, gelegene Scherbenstelle (Verhandl. 1882, S. 262). Ist die Hacke als Ackergeräth anzusehen, so würde man bei der Driesener Fundstelle wohl auf eine ständige Bevölkerung zu schliessen haben.

20—50 Schritt von derselben entfernt finden sich Pfahlsetzungen im Boden: doch steht nicht fest, ob sie nicht vielleicht einer erheblich späteren Zeit angehören. In einer Entfernung von 400 Schritt liegt ein bereits angegrabenes Urnenfeld.

Die oben beschriebenen Fundstücke aus dem slavischen Felde, welches Hrn. Schwand zu Salzkotten gehört, sind durch Hrn. Kaufmann Fr. Starke zu Frankfurt a. O. der Gubener Gymnasialsammlung übergeben worden. —

Aus Mittheilungen über Rundwälle, die mir zumeist im Laufe dieses Jahres zugegangen sind, reihe ich hier diejenigen an, welche, zum Theil bereits in die Literatur eingeführt, in dem Behla'schen Verzeichnisse vermisst werden:

1. den Rundwall von Sohrenbohm, 20 Minuten vom Ostseestrande entfernt, fast südlich von Bauerhufen, Kreis Köslin, gelegen (Verhandl. 1872, S. 219). Er ist jetzt zum grössten Theile abgetragen; ich fand in ihm Scherben zum Theil mit der Wellenlinie, auch einen formlosen Theil eines Eisengeräthes. Jene ersteren habe ich vor 10 Jahren nach Stettin gesandt.

2. den Rundwall am Kämitzsee, Kreis Colberg (Baltische Studien XXXIV, S. 328 ff. Jahresbericht für Geschichtswissenschaft 1885 II, S. 137).

3. im Königreich Sachsen: zwischen Demitz und Schmölln;

4. und 5. zwei bei Nechen;

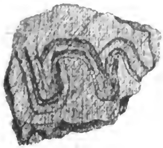
6. bei Kopschin (3.—6. Ueber Berg und Thal III. 1880, Nr. 1—3, S. 178 ff.).

7. bei Elster, am Wege nach Grün auf einer Felsenhöhe, welche bei Anlage der Chaussee zum grössten Theile abgesprengt worden ist: ich fand 1885 in der Nähe höchst spärliche Scherbenreste.

IV. Mittelalterliche Funde.

Einer jüngeren Zeit gehören diejenigen mittelalterlichen Scherben an, welche in dem Dorfe Biberteich, Kr. West-Sternberg (S. 437), am Südende, ausgegraben werden. Die Gubener Gymnasialsammlung besitzt eine grössere Zahl derselben. Den Zusammenhang mit der älteren Zeit vergegenwärtigen diejenigen, welche die Wellenlinien eingefurcht zeigen (Fig. 6). Unverkennbare Aehnlichkeit mit den, von Hrn. L. Zapf zu Münchberg i. B. aus den Waldstein-Ruinen mitgetheilten (Beiträge z. Anthropologie u. Urgeschichte Bayerns V, 1884, S. 9, m. Abbild., diese Verhandl. 1883, S. 253) erkennt man in denjenigen Stücken, bei welchen die Wellenlinie entweder auf der Seitenwand (Fig. 7) oder auf dem breiten Rande (Fig. 8) erhaben aufgetragen ist. Den Uebergang zu einer jüngeren Periode endlich bilden die Reste von Bügeltöpfen (Fig. 9), von denen eine grössere Zahl aus dem Mittelalter das Provinzialmuseum zu Halle aufbewahrt. Die Henkelränder unseres Exemplares sind durch Fingereindrücke gekräuselt. Derselben jüngeren Periode gehören die mit Bändern eingestempelter Figuren verzierten Gefässe an. Theils handelt es sich bei diesen um untereinander gruppirte Punkteindrücke,

6.



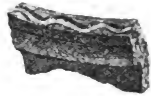
1/2

7.



1/2

8.



1/2

9.



1/2

10.



1/2

11.



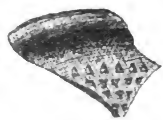
1/2

12.



1/2

13.



1/2

(Fig. 10), theils um zusammengesetztere Formen, bei welchen der heraustretende Thon durch senkrechte Striche von einander getrennte Pfeilspitzen bildet (Fig. 11). (Vergl. Lausitz. Magazin Bd. 45, 1869, S. 254, Taf. 1, diese Verhdl. 1879, S. 244. Bericht von Frl. E. Lemke, 1885, S. 88, Nr. 5, ferner die Lübbinchener Pfahlbaufunde, Guben. Gymn.-Programm 1886, S. 24; Casopis, Olmütz, 1887. S. 13.)

Von neueren Gubener Funden gehören derselben Periode die im Baugrunde Kleine Crossenerstrasse 8, am Abhange des Osterberges, nahe der Lubst, ausgegrabenen Töpfe und Bruchstücke an. Ein henkelloser, 17 *cm* hoher Topf mit profilirter Randleiste und geriefelter Wandung, in welche der Boden nachträglich eingesetzt zu sein scheint, zeigt die in einfachen seichten Curven breit eingedrückte Wellenlinie (Fig. 12), ein anderer Reihen dreieckiger Stempel (Fig. 13); sie vergegenwärtigen wohl die Zeit des Ueberganges aus der slavisch-vorgeschichtlichen Periode in die frühgeschichtliche der Regermanisation. Einfacher ist die Herstellung der auf dem Terrain der Brunsch'schen Ziegelei zu Sommerfeld gefundenen Töpfe (Verh. 1888, S. 433); die der Gubener Gymnasialsammlung zugeführten Exemplare gleichen in Form und Grösse dem bei Wirchenblatt, Kr. Guben, gewonnenen (Verhdl. 1885, S. 150), unterscheiden sich aber von ihm durch die meist röthliche Färbung und das Fehlen der Verzierung: die Seitenwand ist im oberen Theile nur geriefelt. Anscheinend sind es Reste einer Töpferwerkstatt.

(15) Hr. A. Treichel, Hoch-Paleschken, schreibt über

Reisig-, auch Steinhäufung bei Ermordeten oder Selbstmördern.

Im Anschlusse an das, was Frl. E. Lemke auf S. 288 der Verhandlungen über einen alten Volksgebrauch „zum Gedächtnisse", unter Zuziehung des Andenken-

Holzes bei Preuss. Mark. geschrieben hat, verfehle ich nicht, auf eine durchaus ähnliche, wenn auch jetzt wohl untergegangene, so doch noch in der letzten Generation gebräuchliche Thatsache aus dem östlichen, also Westpreussen nahe gelegenen Theile Pommerns aufmerksam zu machen, welche ich in meinem Volksthüml. bes. aus Westpreussen VII. (Altpreuss. Mon.-Schr. Bd. XXIV. S. 605 unter Strauch) bereits früher berührte. Es heisst dort: Hat sich Jemand das Leben genommen und ist deshalb nicht auf dem Kirchhofe, sondern an dem Orte seiner That begraben, so musste nach einem für Ostpommern bis weit über die westpreussische Grenze hinaus gültigen Gebrauche ein Jeder, der vorüberging und darum wusste, etwas aufnehmen und auf die Grabstelle legen. War diese im Walde, so wurde ein Zweig oder ein Stück Strauch darauf geworfen, wodurch mit der Zeit eine starke Anhäufung davon entstand; ebenso war's auf freiem Felde, am Wege oder bei Fusssteigen, wo man einen Stein als Gegenstand erwählte. Thut man das nicht, so wird man nach dem Glauben der Leute Nachts von dem Selbstmörder verfolgt, hat vor ihm keine Ruhe oder wähnt sich von ihm geholt. So erzählte mir's mein Vetter Eldor Thomasius von einem gewissen Pahnke im Walde von Stresow, Kr. Lauenburg in Pommern. Es deutet das weniger auf Nichtachtung, zumal da der Vorübergehende in den meisten Fällen wohl kaum den Selbstmörder kennen dürfte, als auf Versagung der Ruhe durch Unterlassung einer allgemeinen Pflicht. Obschon der Selbstmörder nicht gekannt ist, geschah es, und deshalb muss die Sitte eine durchgehende gewesen sein, so dass ein Jeder wusste, sobald er an einen Reisighaufen kam, es sei gerade dort etwas vorgefallen, wovon ihm bekannt war, dass es seine Pflicht sei, an seinem Theile durch Zuwurf eines Zweiges einfach zur Ruhe des Selbstmörders beizutragen. Ich will also meinen, dass von den drei Fragen des Frl. E. Lemke es sich hier wohl um die zweite handeln müsse, um die angestrebte Sühne, sowie die Beihülfe dazu.

Im Grossen klingt an den obigen Gebrauch die Bitte des schiffbrüchigen Tarentiners Archytas an den Schiffer an, seinen Leichnam mit Sand zu bestreuen. Vergl. Horaz Od. I. 28.

licebit
injecto ter pulvere curras.

Ist es auch meist schrecklich, dass die Nacht des Todes Allen bevorsteht, so kann es doch selbst Gegenstand der Sehnsucht sein, nur erst selbst zu ruhen. So arm ist das Leben. Den bezüglichen Aberglauben berührt Achilles Tatius p. 116. Jacobs: Man sagt, dass die Seelen Ertrunkener nicht zum Hades hinabsteigen, sondern über dem Wasser schweben, ἀλλ' αὐτοῦ περὶ τὸ ὕδωρ ἔχειν τὴν πλάνην.

Aus dem Jahrb. f. Mekl. Gesch. Jahrg. 37. S. 63. schöpfte ich dann noch den Beitrag aus dem Leben der Wenden, dass sie die Gräber mit Reisern belegten, woher auch das Werfen von Aesten und Zweigen auf die Gräber von Erschlagenen entstammen soll.

Als Parallele dazu weise ich auf die altgermanische Volkssitte hin, die sich an einen Grabhügel nahe der altheidnischen Opfer- und Gerichtsstätte Bannebach in Oberhessen (vgl. Vortrag des Pfarrer Kolbe im Geschichtsverein in Marburg nach Corr.-Bl. 1887. S. 72) anknüpft, dass nehmlich, wer von den Bewohnern der benachbarten Orte im Frühlinge zuerst an jenem Grabmal (Lüppertsgrab) vorüberkam, stets einen grünen Zweig darauf zu stecken pflegte. Handelt es sich auch gerade nicht um das Werfen von Zweigen auf die blosse Stelle des geschehenen Selbstmordes oder Mordes, so ist die Thatsache selbst doch gar so ähnlich, dass wir bei dem geschilderten slavischen Gebrauche in Verbindung mit

dem aus Marburg laut gewordenen und auch sonst durch Geschichte und Sage bezeugten altgermanischen Volksgebrauche ein drittes als Ursprungsquelle anzunehmen gezwungen sind, wofür sich in der That die vom Dichter Horaz beigebrachte Vision vom Schiffer und Archytas ergiebt. An das eingetretene Unglück des Schiffbruches mahnt die slavische Sitte der Fürsorge für nicht durch ruhiges Ableben Verstorbene nur noch viel mehr, wogegen es beim germanischen Brauche noch gar nicht feststeht, ob der Mord, das zwangsweise Lebenlassen, dabei eine entscheidende Rolle spielt. Ebenso ist verschieden das germanische Hineinstecken der Zweige um die germanische, wahrscheinlich doch gewisse Stelle des Abgelebten.

Trotzdem oder besser eben deshalb erfordert die Sache weitere Beobachtungen und Unterlagen in beiden Lagern.

(16) Hr. M. von Prollius berichtet unter dem 7. über eine Besprechung des Rufes

Jodute.

Zu der Mittheilung des Hrn. A. Treichel in den Verhandlungen S. 165 über den Nothschrei „Jodute" gestatte ich mir die Bemerkung, dass auch Lisch in den Meklenburgischen Jahrbüchern Bd. 6. S. 190 darüber spricht, ohne eine Erklärung des Wortes zu finden. Möglicherweise ist dies die Stelle, die Hrn. Treichel als in den Baltischen Studien vorkommend vorschwebt.

(17) Hr. Friedrich Tewes berichtigt in einem Schreiben aus Hannover, 16. November, eine missverstandene Stelle in seinem Berichte über die

Varus-Schlacht.

In den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie vom 26. Mai befindet sich ein Auszug meines Dienstreise-Berichtes vom vorigen Jahre, welcher mich (S. 207, Nr. 13) zum Anhänger der Mommsen'schen Hypothese stempelt. Ich soll nehmlich, trotzdem ich bezüglich der Herkunft der in Barenau befindlichen Münzen anderer Ansicht bin, die Hypothese, dass die Schlacht in jener Gegend stattgefunden hat, für die am meisten berechtigte halten. Das ist nicht richtig. Ich sage in meinem Berichte vielmehr, nachdem ich vorher betont, dass alle Hypothesen bezüglich der Kriegsschauplätze der Jahre 9, 15 und 16 n. Chr. vor der Hand auf sehr schwachen Füssen ständen: „immerhin erscheint es nicht sehr unwahrscheinlich, dass die Kämpfe des Jahres 15 in der Gegend zwischen Barenau und Engter, bezw. im Dievenmoore stattgefunden haben, da das dortige Terrain sich wohl mit dem von Tacitus geschilderten in Verbindung bringen lässt und auch die Richtung des besprochenen Bohlweges (bei Damme-Hunteburg) darauf bezogen werden kann."

(18) Hr. Dr. Lotz bespricht in einem Briefe an Hrn. Virchow aus Sachsenhausen (Frankfurt a. M.) unter dem 12. December den

Weg der Langobarden.

Aus dem Export, dem Organ des von Dr. Jannasch dirigirten Centralvereins, Nr. 48 ersah ich, dass Sie einen Vortrag über die Langobarden und ihren Zug gehalten haben. Ich erlaube mir, da ich mich viel mit Lokalstudien und urkundlichen Studien hierüber beschäftigt habe, einige Ihnen wohl noch unbekannte Beiträge einzusenden.

Wie die Meisten unter den Asipitten, durch deren Land sie Paulus (I. cap. 11) ziehen lässt, die Chatten verstehen, so findet sich im Chattenland eine Sage, die höchst merkwürdig ist. Westlich von Kassel liegt der Landsberg mit Ringwall und späteren (?) Mauerresten. Dr. Landau forschte in den 30er Jahren dort und schrieb in der Zeitschrift für Hessische Geschichte, Kassel 1840 S. 4: „Die Bauern erzählten die Sage, hier habe in alten Zeiten ein grosses Volk gelagert, Leoparden habe es geheissen.“

Von da führt in die römische Taunenserprovinz und zu ihren (damals) guten Strassen die (noch im Mittelalter sehr besuchte) Richtung Wabern, Kirchhain, Arnsburg bei Lich, Pfahlgraben. Auf diesem Zuge hinter der merkwürdigen unvollendeten Volksfeste[1]) „Dreihäuser Hof“, NO. von Allenburg, wurde der Königsschatz von grossen goldenen Regenbogenschüsselchen 1880 aus der Tiefe gehoben bei Masdorf. Die Masse der Münzen war so gewaltig, dass sie nur den Schatz eines Volkes, nicht einer Person, gebildet haben kann.

In Süd-Tirol, wo ich mich viel herumgetrieben, giebt es heute noch eine vallis Langobardorum = das Lehmthal (il Leno aus Leimbach = Lehmbach entstanden; verwälscht 1830—1850), Terragmuol bei Ruffreid = Rovredo. Das Refugium Langobardorum „Fagitana“ (Paul. Diacon. III. 31) im Paneid = Piné bei Persen = Pergine (letzte Mauerrestchen) zeigten mir die Bauern und nannten es ihre alta burga („alta“ im Sinne von „alt“ = vecchio, nicht „hoch“): neben dran Grill, Erla, Wald (Weiler) und Vigo, das sie noch Wiek, wie in Bardewiek, aussprachen.

Monte Maggiore. Ich war selbst oft da unten. Ich weiss, dass die Meisten darunter den Monte Maggiore bei Abbazia in Istrien verstehen. Mir schien es unmöglich zu stimmen. „Einen grossen Theil Italiens“ kann man nach Paul. Diacon. II. 8 von da übersehen. Wer da oben stand, weiss, dass dies unmöglich. Der Monte Maggiore zwischen Flitsch und Glamaun (heute Gemona) ist wahrscheinlicher. Von ihm aus sieht man Venedig und die Adria. Ich habe gleichen klaren Blick auf beide von noch weit entfernteren Bergen, z. B. bei dem Langobarden-(noch heute) Dorf Zabre = Sauris bei Ampezzo di Carnia gehabt. Uebrigens ist in ganz Friaul, sobald man nach einem hohen Berge fragt, die erste Rede, „ob man die Adria sehen kann oder nicht.“ — Also ist es gar nicht unwahrscheinlich, dass man Alboin auch sofort sagte: „Von da aus kannst du das ganze Land überblicken.“

Dort unten ist eine grosse Anzahl von Namen deutsch; auch in Süd-Tirol. So heisst im Thal der Brent (bei den Römern Medoacus major) ein Ort (jetzt Bad) Runsingen; die Wälschen accomodiren sich den Namen zu Roncegno. Die letzten langobardischen deutschen Bauern zählt Don Tecini 1828 noch auf in Ober-Runsingen mit 40 Personen. Diese aber, die den Urnamen vergessen haben, nennen, Roncegno germanisirend, denselben Rundschein. —

So steckt das Friaul, welches Gisulf (Paul. Diacon. II. 9) mit „den stärksten Fahren der Langobarden besetzte“, voll deutscher Namen und Gebräuche. Die Leute, Burgen und Gebräuche machten auf mich stets einen gänzlich germanischen Eindruck. Das friaulische Italienisch machte auf mich stets den Eindruck des germanischen Kehlkopfes; haben sie doch selbst noch germanische Sprachreste, z. B. den Frosch nennen sie noch crot, den Ton = Klockenton, Glong; die Tanne la dan; die Spule = la spuele etc. Dass Attimis = Attems, Venzone = Peitschendorf.

---

1) „Der Dreihäuser Hof von Vilmar“ — Hess. Archiv. „Die Röderburg und der Hof bei Dreihausen“ von Zöppritz, II. Jahresbericht des Oberhess. Vereins für Geschichte. Giessen 1881. Wohl römisch.

Tolmezzo = Schönfeld (noch anno 1600) hiess, ist bekannt[1]). Das Land war voller deutscher Ortsnamen: „Burg Spengenberg = Spilimbergo; Neunzell = Nonzello; Schönberg = Solimbergo“ u. s. w. Wie ich es für unmöglich halte, dass so ein massiger Adel kleiner Wäppner oder Edelknechte sich entwickeln konnte ohne deutsches Volk, so fand ich es bestätigt, dass nicht bloss der hohe und niedere Adel in Friaul deutsch war, sondern auch die Masse der Pfahlbürger und Bauern in dem Reisebericht des Stefan Fürer von Heimendorf über seine Palästinafahrt 1566: er zieht den Tagliamento hinauf „an Spielberg, das die Wälschen Spilimbergo nennen, vorüber, ein feines Stättlein; und über Clemaun nach Weissendorf (Venzone) in einem engen fruchtbaren Thal, in dem ein schönes deutsches Volk wohnt“, — während er richtig bei Pontebba noch Slaventhum trifft! —

Es lässt sich das auch nicht anders annehmen, wenn man weiss, mit welchem Stolz Bischof Liutprand von Cremona 996 zu Byzanz noch sein Langobardenthum wider „die Wälschen Hunde“ betont, wenn man weiss, dass noch 1102, de Cividale in der Urkunde von „Nos Egino et Ilmingart“, letztere erklärt: „sed ego Ilmingart (volo) natione mea lege vivere Langobardorum,“ wenn man weiss, dass selbst in Capodistria am 14. Januar 932 die ganze Commune deutsche (Audebert, Amelger, Giselberg u. a.) Namen trägt, dass ferner (Urkunde de Nogaredo = einst Nuhrdorf bei Cormons anno 1600) noch Ausdrücke „ausgegeben in licovo sot la linda“ — „vertrunken im Leihkauf unter der Linde“, und andere mehr im Jahre 1600 in heute ganz wälschen Gemeinden auftreten.

Von Pannonien, zu dem zur Zeit Trajans halb Istrien und halb Krain, zur Zeit von Odoaker aber beide ganz gehörten, führten die verschiedensten Strassen nach Italien. Ich bin da unten viel herumgelaufen und stehe mit Bauern, Schulmeistern und Professoren in Verkehr. Ich wage es zu sagen, dass ich nicht glaube, dass die Langobarden über den Predil stiegen. Kamen sie, wie wahrscheinlich[2]), über Laibach (Hauptstadt) und Oberlaibach, so zogen sie wohl durch den Birnbaumer Wald über Heidenschaft nach Görz zur damaligen Grenze Italiens. —

Hr. Virchow verweist auf seinen inzwischen gedruckt vorliegenden Bericht (S. 508), und bemerkt Folgendes:

Der Anfang der Wandersage der Langobarden bei Paulus Diaconus ist voll von Dunkelheiten und Missverständnissen. Der Name der von ihm genannten Assipitti erinnert, wie schon Jac. Grimm (Deutsche Mythologie S. 373) bemerkt, an die Usipetes (Usipi s. Usipii), die allerdings zu den Chatten gestellt werden müssen. Auch könnte man die Σουῆβοι Λαγγοβάρδοι des Ptolemaeus heranziehen, welche bis zum Rheine sitzen sollten. Zeuss (Die Deutschen S. 95, 109) hebt hervor, dass sie mit den Eroberern Italiens nicht verwechselt werden dürfen, welche vielmehr von Ptolemaeus als Λακκοβάρδοι bezeichnet würden. Aber auch diesen Unterschied leugnet Jac. Grimm (S. 475), indem er die Angabe des Ptolemaeus für einen „Misgrif“ erklärt. Obwohl später im Markomannen-Kriege Langobarden und Obier (Ubier) neben einander an der Donau erscheinen, so wird man doch wohl der Versuchung widerstehen müssen, den Auszug der Langobarden über

1) Die deutschen Namen werden noch heute gebraucht, aber nur von Holzhändlern und Fuhrleuten aus Kärnten (Carinthia, 1871. S. 239). Virchow.

2) Eine Hauptstrasse der Römer führte aber auch südlich von den beiden Laibachs an den Savus = Sau herauf und hinüber nach Görz und Aglei = Aquileja.

Hessen zu leiten. Auch die keltischen Regenbogenschüsselchen können dazu nicht verführen. Paulus lässt die Assipitti sich den Langobarden entgegenstellen, als sie in das Land Mauringa eindringen wollten; damit setzt er sie zweifellos nach Osten, wo unverkennbar die meisten der in der Wandersage angegebenen Namen vertreten sind. Die Langobarden in Südtirol aber kamen von Verona.

(19) Hr. Virchow bespricht die

Frage des Alexander-Grabes.

In der October-Sitzung (S. 396) theilte ich mit, dass man in Alexandrien bei Sidi Gabr auf einen Sarkophag gestossen sei, den man für den des grossen Alexander hielt. Nach einem Briefe des Hrn. E. Brugsch-Bey vom 26. November steckt der Sarkophag noch 9 *m* tief in der Erde; er selbst hatte ihn bis dahin nicht gesehen, glaubte auch, dass der Sarg oder die Leiche Alexanders anderswo zu suchen sei.

Inzwischen ist mir eine gelehrte, anonym erschienene kleine Schrift (Le tombeau d'Alexandre le Grand. Etude par Alex. M. Z. Alexandrie 1888) zugegangen, welche die Stelle des Grabes an der Hand historischer und archäologischer Thatsachen festzustellen sucht. Der Verf., Hr. Alex. Max de Zogheb, ein Syrier in Alexandrien, zeigt zunächst, dass nach der historischen Ueberlieferung der einbalsamirte Körper Alexanders in einen goldenen Sarg gelegt wurde und 2 Jahre nach dem Tode (324 v. Chr.) von Babylon über Damaskus nach Aegypten geführt werden sollte, um nach der Vorschrift Alexanders in dem Tempel des Jupiter Ammon oder nach der Absicht des Ptolemaeus in Memphis beigesetzt zu werden. Perdiccas, der dieses verhindern wollte, schickte seinen General Polemon nach Syrien, der aber geschlagen wurde, und als er demnächst selbst in Aegypten einfiel, wurde auch er besiegt und getödtet. Der von Hamdi-Bey 1887 in Sidon (Seyda) ausgegrabene Sarkophag hat mit Alexander nichts zu thun, vielmehr wurde die Leiche des letzteren nach dem Zeugniss von Plutarch, Diodor, Strabon, Quintus Curtius in Alexandrien beigesetzt. Ptolemaeus IX. Kokkes (Alexander I., 89 v. Chr.) nahm den goldenen Sarg weg und ersetzte ihn durch einen gläsernen; noch Strabon bezeugt, dass die Leiche und der Glassarg zu seiner Zeit vorhanden waren. Damit stimmt, dass sowohl Julius Caesar, als Octavian die Leiche betrachteten, und dass noch zur Zeit von Alexander Severus (223—35 n. Chr.) das Grab vorhanden war. Nach dem Verf. lag dasselbe im Bruchium, dem reichsten und glänzendsten Stadttheil von Alexandrien, wo sich auch die Bibliothek, das Museum und die Mausoleen der königlichen Familie befanden. Hier gab es einen Ort, welchen die Griechen Soma (Körper) nannten und der Verf. meint, dass damit das Grab Alexander's bezeichnet sei. Unter Aurelian (275) wurde das Bruchium zerstört, aber Achilles Tatius, ein Autor des 5. Jahrhunderts, beschreibt die Lage des Soma in einer Strasse, welche senkrecht auf die kanopische Strasse (die heutige Strasse von Rosette) stiess. Nerutsos-Bey (Institut Egypt. 1875. Jan. et Mai) hat darüber genaue Untersuchungen angestellt, und Mahmud-Bey el-Falaki kam zu dem Schlusse, dass die Soma-Strasse ziemlich genau mit derjenigen zusammenfiel, welche gegenwärtig von dem Thor Moharem Bey zur Meeresküste führt: das Soma habe dort gelegen, wo jetzt ein grosser Schutthügel links von der Strasse (in der Richtung von der Küste her) den Namen Kom-el-Demas führt. Am Fusse dieses Hügels liegt die Moschee des Propheten Daniel, welche jetzt das Grab von Said Pascha umschliesst, über grossen Katakomben der heidnischen Zeit. Nach

Mahmud Bey erscheine es sogar wahrscheinlich, dass man um mancher zusammentreffender Züge willen die Personen von Daniel und Iskander verwechselt habe. Die Ptolemaeer hatten ihre Gräber dem des grossen Königs angeschlossen und nur das sei zweifelhaft, ob auch Kleopatra und Marcus Antonius hier beigesetzt seien. Auf den gleichen Platz waren auch die Absichten des Hrn. Schliemann gerichtet, welche an dem Widerspruch der geistlichen Behörden scheiterten. Alle die Sarkophage, welche man in neuerer Zeit in der Umgegend von Alexandrien, so bei Khadra (Eleusis), Ramleh (Nikopolis), Mex und Gabari, gefunden hat, gehören der ersten christlichen Zeit an. Dagegen stiess man 1878—79 unter der Todtenkapelle der Moschee des Propheten Daniel auf eine verborgene Krypta, von der grössere Gänge in den Felsen führten, welche Monumente enthielten. Aber man schloss den Zugang sofort und gebot Schweigen über die Entdeckung. Ein kurzer Versuch, welcher von der Verwaltung des Museums in Bulaq unternommen wurde, durch Ausgrabungen die Stelle wiederzufinden, missglückte, und es bleibt der Zukunft vorbehalten, das Grab des gewaltigen Eroberers aufzudecken.

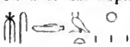
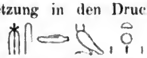
Soweit der Verfasser, dessen Angaben vielleicht in Einzelheiten nicht ganz correkt sein mögen, der aber im Grossen und Ganzen das wirkliche Verhältniss ziemlich getreu geschildert haben dürfte.

(20) Hr. Virchow macht, im Anschlusse an seinen letzten Bericht (S. 417), weitere Mittheilung über

altägyptische Augenschminke.

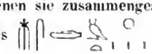
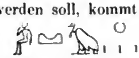
Einer der competentesten Aegyptologen, Hr. Georg Ebers, hat die sehr grosse Freundlichkeit gehabt, mir in eingehender Weise über Stem und Augensalbe Belehrung zugehen zu lassen. Mit seiner gütigen Erlaubniss theile ich seine Briefe darüber mit:

1. Ein Schreiben aus Wiesbaden vom 3. November lautet:

„Was Brugsch über das koptische CTHU als Nachfolger eines altägyptischen Wortes sagt, das  mes̱tem-t geschrieben ward, ist zutreffend. Es ist gewiss das Stimmi des Plinius und bedeutet in jedem Falle eine Augensalbe, ja mit ziemlicher Sicherheit Stibium oder Antimon. In dem nach mir benannten grossen Leipziger Papyrus (wie Sie wissen, ein Handbuch der Medizin) ist ein umfänglicher Abschnitt den Augenkrankheiten gewidmet, und eben diesen werde ich vor Ostern mit voller Uebersetzung in den Druck geben können. Schon jetzt möchte ich bemerken, dass das  mes̱tem-t bereits im alten Reiche vorkommt und dass eine berühmte Darstellung von Beni-Hassan aus der XII. Dynastie Semiten (ʿAmu) zeigt, die unter Führung ihres Häuptlinges Àbša dem Gaufürsten des Nomos Meḥ nichts bringen, als Augensalbe  mes̱tem-t. Bemerken Sie wohl, dass diese Substanz — wie auch sonst — nicht nur mit dem Kügelchen, — wie im Papyrus Ebers, — sondern  mit dem Kügelchen, dem Determinativ für mineralische Substanzen und dazu auch mit dem Auge  determinirt wird, woraus für sich hervorgeht, dass damit eine für das Auge bestimmte Drogue gemeint sei. Ferner lehrt unser Bild, dass das mes̱tem = stibium schon vor dem Einfall der Hyksos (XII. Dyn.) von Asiaten (ʿAmu) in das Nilthal eingeführt wurde.

„Im Papyrus Ebers wird es gegen verschiedene Augenleiden vorgeschlagen. Diese werden Sie durch meine Arbeit kennen lernen. Hier will ich nur bemerken, dass zwei Arten des Stibium (mesṭem) vorkommen, die mir grosses Kopfzerbrechen gekostet haben. Die erstere wird genannt  ṭ'ai (determ. mit dem Phallus) und mesṭem-t, was nur bedeuten kann: das Männliche des mesṭem-t oder Stibium. Was kann das sein? Die zweite wird geschrieben  χepr mesṭem-t und kann bedeuten: der Käfer des mesṭem-t (Stibium) oder das Gewordene oder Produkt des mesṭem-t. Hier sehe ich schon eher Licht; denn könnte dies Produkt nicht recht wohl das Antimonoxyd = Stibium oxydatum album sein? Ein tüchtiger Pharmakolog, den ich zu Rathe zog, brachte mich auf diese Idee. Gegenüber dem „Männlichen vom Antimon“ und dem „Käfer“ war er rathlos.“

2. Ein zweites Schreiben aus Wiesbaden vom 12. November enthält Folgendes:

„Wegen des Stibium hatte ich etwas zu erwähnen unterlassen. In meinem Papyrus wird eine Augensalbe empfohlen, die von einem Semiten (ʿAmu) aus Kepni (Gebal-Byblos?) stammen soll. Das Stibium wird in diesem Recept  geschrieben, was sich seṭum-t lesen lässt, und dies könnte sich mit dem koptischen **ⲥⲥⲟⲏⲙ, ⲥⲟⲏⲙ, ⲥⲧⲏⲙ** decken. Aber es kann auch für eine syllabare Schreibung des mesṭem-t, von dem ich Ihnen schrieb, gehalten werden, und das glaube ich, weil es mit Gewichtsangaben: $^1/_4$, $^1/_{16}$, $^1/_{32}$, $^1/_{64}$ Drachme, angegeben wird, während diejenige Gruppe, welche für Augensalbe im Allgemeinen gebraucht wird,  stem, kopt. **ⲥⲟⲏⲙ** nie als einzelne Drogue mit Beigabe des Maasses vorkommt. Das mesṭem-t ist das Stibium und Antimon, während das  nur „Augensalbe“ ist, deren Bereitung der Papyrus in verschiedener Weise vorschlägt. Unter den Droguen, aus denen sie zusammengesetzt werden soll, kommt natürlich das mesṭem-t vor, mag es  oder  geschrieben sein.  stem wird auch verbaliter gebraucht, und bedeutet dann ganz einfach „salben“. Hinter mehreren Recepten steht „stem mert“ àm“, d. h. salben die Augen damit. Es werden stem- Salben für die 3 Jahreszeiten des ägyptischen Jahres angegeben, um die Schmerzen vom Auge abzuhalten und um das Gesicht zu öffnen; doch ist stem keine einzelne Drogue, und das Zusammengesetztsein gehört zu seinem Wesen so gut, wie zu unserer „Mixtur“, obgleich die Grundbedeutung des Wortes nicht auf mischen, sondern auf salben zurückgeht. Mesṭem-t ist dagegen nie gemischt, sondern eine neben anderen verschriebene mineralische Substanz, die wahrscheinlich in Stückchen vorkam, früh aus dem Osten eingeführt ward und wohl auch gefälscht worden ist, weil mesṭem-t maʿat d. i. ächtes mesṭem-t vorgeschlagen wird.

„So ist also das Wurzelwort stem Salbe und Augensalbe im Allgemeinen später mit der Bedeutung von Stibium, Antimon belegt werden, das den Hauptbestandtheil der Augensalbe bildete, während Mesṭem-t, in dem vielleicht die gleiche Wurzel steckt, sicher benutzt ward, um das Antimon und Stibium zu benennen. Dann hat sich (eine in der Entwickelung der ägyptischen Sprache nicht seltene Begebenheit) die „Salbe“ und „salben“ im Allgemeinen bezeichnende Wurzel auf die Bedeutung,

die ihr doch wohl ursprünglich innewohnte, gleichsam besonnen, und auf der demotischen und koptischen Sprachstufe sehen wir Stem wieder das Mineral bezeichnen, welches die Hauptsubstanz in den am Nil besonders häufig gebrauchten Salben, d. i. den Augensalben war. Im Koptischen heisst ⲤⲦⲎⲘ (stem) nur noch Stibium, während es seine Grundbedeutung des Salbens völlig verlor, und es für „Salbe und salben" keine Bezeichnung in dieser Sprache giebt, die sich auf das alte stem zurückführen liesse. Um den Vorgang klar zu machen, möcht' ich Sie an unsere „Touche" erinnern. Als sie von China und Japan kam, wurde sie „touche" genannt, was ja das Berühren der Fläche durch den Pinsel, den Farbenauftrag ganz allgemein bedeutet: doch bald kam es dahin, dass „touche" und „Tusche" eben nur noch die schwarze chinesische Farbe bedeutete. Wie schon die deutsche Schreibung beweist, ging die ursprüngliche Bedeutung unter dem Volke völlig verloren. Der Wurzel stem liegt vielleicht die Bedeutung Antimon zu Grunde, wie Tusche durch Volksetymologie aus einem ähnlich klingenden chinesischen Worte entstanden sein könnte.

„Also: in älterer Zeit bedeutet stem salben und Salbe, besonders für die Augen ganz im Allgemeinen. Es bildet sich aus dieser Wurzel das erwähnte mesṭem-t, welches schon sehr früh den Hauptbestandtheil der Augensalbe, das Stibium, bezeichnet. Später wird stem, die Salbe im Allgemeinen, benutzt, um ihren Hauptbestandtheil, das Stibium, zu bezeichnen, und zwar so entschieden, dass es das alte mesṭem-t = stibium ganz aus der Sprache verdrängt.

„Unter der 18. Dyn., der Zeit der Schreibung des Pap. Ebers, spätestens um 1500 v. Chr., ist stem Salbe und Augensalbe im Allgemeinen, mesṭem-t nur die Drogue, das in genau zu messenden Dosen verschriebene Medicament Stibium." — [1])

---

1) Zu dem Gesagten fügt Hr. Prof. G. Ebers in einem neuen Briefe aus Wiesbaden, 7. Januar 1889, das Folgende: „Dass wirklich ächtes Antimon eingeführt ward, dafür scheint mir doch der Umstand zu sprechen, dass die einwandernde 'Amufamilie im alten Reiche (Beni-Hassan) kein anderes Geschenk bringt, als das mit dem Auge determinirte mesṭem, um die Gunst des Nomarchen zu erkaufen. Es musste hochgeschätzt worden sein, sonst hätte der verstorbene Würdenträger seine Einführung kaum in seiner Gruft verewigt. Uebrigens konnte das, was wir bisher für Antimon hielten, Bleivitriol bedeuten, und zwar führt mich darauf die Analyse ägyptischer Augensalbe durch den Nachfolger Liebigs, Hrn. Prof. A. von Baeyer in München. Ich hatte demselben schwarzes Pulver übergeben, das sich in kleinen Ledertäschchen befand, die an Mumien zu Achmîm in Oberägypten gefunden worden sind. Ihr Besitzer, Hr. Architekt Hasselmann in München, hatte die Freundlichkeit, sie mir auf einige Zeit zu überlassen; sie enthielten noch den Holzstift, mit dem die Augen gefärbt worden waren, und eine ziemliche Menge schwarzen Pulvers. Hr. Prof. A. von Baeyer unterzog dies auf meine Bitte einer Analyse, und dieselbe ergab folgendes Resultat, welches ich mit den eigenen Worten des gelehrten Chemikers mittheile:

„Das schwarze Pulver aus den Ledertäschchen besteht hauptsächlich aus Kohle und Schwefelblei. Daneben findet sich etwas Eisen, Spuren von Kalk, Magnesia und Sand, welche Bestandtheile wohl als zufällige Verunreinigungen anzusehen sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das Pulver durch Glühen von Kohle mit schwefelsaurem Blei erhalten worden. Ich habe diese beiden Ingredienzien durch Glühen in ein ganz ähnliches Pulver verwandelt, welches genau dieselben Eigenschaften zeigte. Es fragt sich nur: Wie kamen die alten Aegypter zu schwefelsaurem Blei? Diese Substanz findet sich in der Natur als Bleivitriol, ich weiss aber nicht, ob dies Mineral in Aegypten vorkommt. Uebrigens wär' es auch denkbar, dass sie es künstlich bereitet hätten. Blei — das sie doch wohl gehabt haben — giebt beim Erhitzen an der Luft Bleiglätte (Lithargyrum). Dies löst sich in Essig auf, und auf Zusatz von Alaun erhält man dann schwefelsaures Blei als Niederschlag. Die Beimengung von Sand und Eisen macht es mir aber wahr-

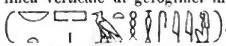
Soweit Hr. Ebers, dem ich für seine werthvollen Angaben meinen besten Dank sage.

Leider macht die thatsächliche Aufklärung über die Zusammensetzung des Stem oder Mestem keine gleich erfolgreichen Schritte vorwärts, wie die literarische. Ich hatte mich, um weiteres Material zu sammeln, an eines der eifrigsten Mitglieder des Amerikanisten-Congresses, Hrn. Dr. Vincenzo Grossi, gewendet, dessen Beziehungen, namentlich in Turin, Aussicht eröffneten, einigen Erfolg zu erzielen. In der That ist es diesem Herrn gelungen, 3 Proben zu erhalten; er hat mir dieselben nebst folgendem Schreiben aus Pollone, 5. December, zugehen lassen:

„Ella avrà la bontà di scusarmi se ho tardato fin qui ad inviarle alcuni campioni del belletto (Augenschminke) nero, di cui le dame eleganti dell'antico Egitto servivansi per far apparire più grandi e più brillanti le loro pupille.

I tre pacchetti qui inclusi sono tutto quello che m'è stato possibile trovare nei vasetti egiziani di profumeria e toeletta che si conservano oggidì nel Re. Museo Egizio di Torino. Ho pure scritto al Sig. Kminek-Szedlo, conservatore del Museo egiziano di Bologna, e mi fu risposto che le ricerche in proposito riescirono infruttuose. Ignoro se a Firenze e a Roma esistano vasetti consimili, contenenti ancora qualche residuo del belletto in questione; ma non mancherò di scrivere per questo a'miei colleghi di laggiù, e se mi sarà dato di ottenerne qualche po' di risultato, sarà mia premura e dovere di renderla avvisata.

Ecco intanto la descrizione dei tre vasetti summentovati:

α) La polvere del pacchetto No. 1 proviene da un vasetto di alabastro orientale, alto m. 0,079, recante, in una linea verticale di geroglifici incisi, la leggenda: la signora di casa Ta-ḥesi . Il vasetto porta il No. 99, e si trova nel tavolino XVII della galleria, piano superiore. (Cf. Catalogo delle Antichità egizie del R. Museo di Torino, parte prima, p. 443, No. 3254; (e tav. I, n. 63). Torino, 1882.)

β) La polvere del pacchetto No. 2 proviene da un altro vasetto di alabastro orientale, con manico ad arco e con orecchie formate da un grazioso nodo, rotto nell' orlo. Porta il No. 116, e si trova nello stesso tavolino della medesima galleria. Il vasetto è alto m. 0,089. (Cf. ibid., p. 444, No. 3271).

γ) La polvere del pacchetto No. 3 proviene pure da un terzo vasetto di alabastro orientale, alto m. 0,058, con bocca stretta e ventre rigonfio. Porta il No. 138, e si trova nello stesso tavolino della medesima galleria. Aggiunga che il Catologo precitato (p. 446, No. 3293) nota come detto vasetto abbia „ancora nell'interno tracce d'antimonio". Con quanta ragione, è quello che dirà l'analisi!

Difficile, per non dire impossibile, dare un giudizio esatto dell'epoca a cui appartengono i tre vasetti in questione; il nostro Catalogo non ne fa menzione: ciò

scheinlicher, dass das „Bleivitriol" zur Bereitung des Pulvers gedient hat. Von Stibium keine Spur." — Soweit Hr. Prof. A. von Baeyer. Ich füge hinzu, dass es allerdings sowohl Blei als Alaun im alten Aegypten gab. Das letztere hiess ṭeḥt-t (koptisch ⲦⲀϨⲦ) und kommt auch unter den Medicamenten des Papyrus Ebers vor. Wie reichlich man im alten Aegypten Alaun besass, beweist die Erzählung des Herodot (II, 180), der König Amasis habe für den Bau des neuen Tempels zu Delphi 1000 Talente, d. i. etwa 800 Centner Alaun (στυπτηρία) gesteuert. Ich möchte Sie noch darauf aufmerksam machen, dass die auffallende Grösse und die beinahe aufdringliche Macht der Augen in den jetzt zu Berlin ausgestellten antiken Portraits des Herrn Graf aus dem Fayûm sich leicht erklärt, wenn man bedenkt, dass die Originale dieser schönen Bildnisse gefärbte Augenränder hatten.

nullameno, anche a giudizio del mio illustre Maestro, Prof. Francesco Rossi, Vice-direttore del Re. Museo Egizio, mi pare che si possano con qualche approssimazione attribuire alla XIX. dinastia circa; non certo prima."

Hr. Salkowski hat auch diesmal die übersandten Proben einer chemischen Untersuchung unterzogen. Dabei hat sich ergeben, dass in allen 3 Proben als Hauptbestandtheil Schwefelblei, als Nebenbestandtheil kohlensaurer Kalk und Eisen nachzuweisen waren. Antimon fehlt.

Im Ganzen sind nunmehr 6 Proben aus altägyptischen Gräbern zur Untersuchung gelangt: ausser diesen 3 aus dem Turiner Museum und einer aus dem Berliner Museum, eine aus dem Museum von Bulaq und eine, welche ich direkt aus Theben mitgebracht hatte. Keine von allen diesen enthielt Antimon: einmal war es Mangan, in allen übrigen Fällen Schwefelblei.

Wie ich in der Oktober-Sitzung gezeigt habe, ist das Ergebniss in Beziehung auf die jetzt gebräuchliche Augenschminke überall dasselbe: in Indien, Syrien, Aegypten und Marokko spricht man von Antimon, aber in Wirklichkeit gebraucht man Schwefelblei. Aus Alexandrien sind mir in den letzten Tagen neue Proben von dem heutigen Kohl zugegangen, über welche ich das nächste Mal berichten werde.

Als ausgemacht darf aber schon jetzt gelten, dass auch im alten Aegypten dieselbe Fälschung, welche unter den modernen Bevölkerungen gebräuchlich, ja, man darf sagen, herrschend ist, vorwaltete. Für das, was ich eigentlich suchte, die Entdeckung der Heimath des alten Antimonhandels, ist durch alle diese Untersuchungen kaum eine Andeutung gewonnen.

(21) Von den Herren A. Langen und Arthur Bässler ist eine ganze Reihe werthvoller Mittheilungen aus dem indischen Archipel an Hrn. Virchow eingegangen. Dieselben werden nach weiterer Bearbeitung in einer folgenden Sitzung vorgelegt werden.

Hr. Virchow beschränkt sich vorläufig auf eine kurze Besprechung von zwei, durch Hrn. Bässler eingeschickten

Siamesen-Schädeln.

In einem Briefe aus Batavia vom 15. Mai meldete mir Hr. Bässler, der im Begriff stand, eine grössere Reise zur Durchforschung der östlichen Inseln des indischen Archipels anzutreten, dass er 2 Schädel aus Bangkok an mich abgesandt habe. Er habe dieselben durch einen Priester von dem Orte, wo die Leichen von Geiern und Hunden zerfleischt werden, erlangt; nach der Versicherung dieses Mannes seien es Siamesenschädel.

Diese sehr erwünschte Gabe ist vor einiger Zeit angelangt. Es war jedoch nothwendig, die Schädel erst einer Maceration zu unterwerfen, da sie noch mancherlei Weichtheile an sich trugen. Jetzt, wo sie ordnungsmässig hergestellt vor uns stehen, können sie als vorzüglich erhaltene Specimina des siamesischen Typus bezeichnet werden. Beide stammen von Männern, welche offenbar zu kräftigster Entwickelung gelangt waren. Sie zeigen, bei aller individuellen Verschiedenheit, doch dieselbe Grundform: sie sind gross, hypsibrachycephal mit vorzugsweiser Verkürzung des Hinterhaupts, chamaeprosop, platyrrhin, aber leptostaphylin und daher nur mittelmässig prognath.

Die tabellarische Uebersicht der gefundenen Zahlen wird dies erläutern:

Männerschädel aus Siam	1	2
I. Maasszahlen.		
Capacität	1535	1510
Grösste Länge	182	174
„ Breite	151p	150p
Gerade Höhe	143	146
Ohrhöhe	125	124
Hinterhauptslänge	42	41
Entfernung des Foramen magnum von der Nasenwurzel	103	100
Horizontalumfang	528	509
Stirnbreite	96	101
Gesichtshöhe A	126	114
„ B	72 (84)	71 (82)
Gesichtsbreite a	140	140
„ b	106	99
„ c	101	108
Orbita, Höhe	31	32
„ Breite	41	39
Nase, Höhe	51	51
„ Breite	31	29
Gaumen, Länge	57	52
„ Breite	42	39
II. Berechnete Indices.		
Längenbreitenindex	83,0	86,2
Längenhöhenindex	78,6	83,9
Ohrhöhenindex	68,7	71,3
Hinterhauptsindex	23,0	23,5
Gesichtsindex	90,0	81,4
Orbitalindex	75,5	82,0
Nasenindex	54,3	56,8
Gaumenindex	73,6	75,0

Eine kurze Beschreibung mag die Hauptmerkmale noch mehr erkennbar machen:

1) Schädel eines Mannes in der Kraft der Jahre. Derselbe hat eine Capacität von 1535 *ccm* und ein Gewicht von 1032 *g*, ist also recht gross und ungewöhnlich schwer. Dem entsprechend sind alle Knochen, namentlich die Muskel- und Sehnenansätze stark entwickelt, am meisten am Hinterkopf. Dicht über der linken Schläfenlinie eine grössere flache Exostose. Ebenso zeigt der Annulus tympanicus jederseits an seinem unteren Umfange unregelmässige, wulstige Verdickungen (auriculare Exostose). Auch um den hinteren Umfang des Foramen magnum occip. sind die Ränder sehr dick, aufgetrieben und wulstig. Die Nähte offen, die Alae sphenoideales breit. Die Stirn breit (Minimalmaass 96 *mm*), am Nasenfort-

satz und den Orbitalrändern gleichmässig vorgewölbt, schwache Glabella, wenig ausgeprägte Tubera. Die Scheitelcurve stark gekrümmt, kurz, das Hinterhaupt schnell abfallend. Protuberantia occip. ext. sehr stark, doppelt. Grosses Hinterhauptsloch mehr gerundet und eng, 31 *mm* lang, 28 breit, Index 90,3.

Das Gesicht sehr kräftig und gross; trotzdem steht der Index (90) wegen der Grösse des Jochbogen-Durchmessers (140 *mm*) noch innerhalb der Chamaeprosopie. Durch die Form der Nase und der Kieferfortsätze, auch der Augenhöhlen hat es etwas Affenartiges. Die Wangenbeine sind gross und treten sowohl durch die Stärke der Tuberositas inferior, als durch die Dicke des Orbitalrandes stark vor. Die Augenhöhlen sind breit und niedrig, in der Richtung nach oben und aussen stark ausgeweitet, der obere Rand nach aussen etwas eckig. Die Nase ist platyrrhin (Index 54,3), mit weiter Apertur, von der aus sich ohne scharfen Absatz die schräg gestellten Alveolarfortsätze heraberstrecken. Der knöcherne Theil der Nase ist oben ganz schmal und stark eingebogen. Kiefer gross, Zähne sehr vollständig und gross, besonders die Schneidezähne. Gaumen lang, die Seitentheile der Zahncurve fast parallel.

2) Verhältnissmässig leichter Schädel eines älteren Mannes mit sehr zahlreichen Synostosen, auch der Gesichtsknochen. Fast alle Nähte des Schädeldaches zeigen den Beginn von Verwachsungen; besonders stark sind dieselben an den Schläfen, von welchen die rechte eine deutliche stenokrotaphische Grube hat. Auch die Nasenbeine sind verschmolzen und die Nähte der Wangenbeine sowohl vorn (Sut. zygom. maxill.), als hinten (Sut. zygom. temp.) verknöchert. Die Sutura naso-maxillaris zeigt den Anfang einer Verschmelzung. Die Schläfenschuppe etwas unregelmässig, indem oberhalb der hinteren Seitenfontanellen jederseits ein spitziger Fortsatz weit über das Parietale nach hinten herüberreicht. Auch hier am unteren Umfange des Annulus tympanicus Verdickungen.

Der Schädel hat trotz seiner grossen Kürze eine beträchtliche Capacität (1510 *ccm*). Er ist hyperbrachycephal (Index 86,2) und hyperhypsicephal (Index 83,9). Dafür fehlt aber der Hinterkopf fast ganz: die Schuppe ist ganz steil und der Hinterhauptsindex beträgt nur 23,5, d. h. die horizontale Länge des Hinterhaupts erreicht nicht $^1/_4$ der Gesammtlänge des Schädels. Die Stirn ist breit (101 *mm*), mit sehr starken Wülsten am Nasenfortsatz und Orbitalrande. An der Mittellinie, oberhalb der Tuberallinie, eine starke Knochennarbe. Auch am Hinterhaupt kräftige Wülste. Das Foramen magnum eng und rundlich-oval, 32 *mm* lang, 28 breit, Index 87,5. Neben dem rechten Processus condyloides ein starker, weit vortretender Processus paracondyloideus; links an derselben Stelle eine niedrigere, höckrige Anschwellung.

Das Gesicht chamaeprosop (Index 81,4), mit sehr vorstehenden Jochbogen und Wangenbeinen. Letztere sind im Ganzen sehr kräftig, zeigen aber ausserdem zwischen Orbitalrand und For. infraorbitale starke, unebene Knochenwülste und sehr grosse Tuberositäten unten. Die Augenhöhlen etwas höher, mesokonch (Index 82). Sehr abweichend erscheint die Nase, welche ausser der medialen Synostose an der Wurzel eine starke Einbiegung und leichte Abflachung zeigt; im unteren Theil ist der Rücken vortretend und gerundet. Links tritt am Rande der sehr weiten Apertur ein scheinbares Schaltstück zwischen Nasenbein und Oberkiefer hervor, von dreieckiger Gestalt, die breite Basis über den Rand der Apertur vorgeschoben. An den unteren Rand des Naseneinganges setzen sich die schrägen Alveolarfortsätze fast ohne Grenze an, so dass der affenartige Eindruck dieser

Gegend noch verstärkt wird. Zähne gross, fast ganz unversehrt, die Zahncurve leicht hufeisenförmig. Gaumen etwas kürzer. —

Die zahlreichen Anomalien dieses Schädels sind vielleicht zu einem grösseren Theil traumatischen Ursprunges. Die Narbe am Stirnbein lässt über ihre Entstehung keinen Zweifel, aber auch die ungewöhnlichen Synostosen der Nasen- und der Wangenbeine, zusammengehalten mit der Existenz eines naso-maxillaren Schaltknochens (Fraktur?) und grosser infraorbitaler Hyperostosen, scheinen darauf zu deuten, dass der Mann im Faustkampf oder sonstwie schwere Verletzungen erlitten hat.

Dass die steile Beschaffenheit des Hinterhaupts durch äusseren Druck hervorgebracht ist, möchte ich nicht behaupten. Barnard Davis (Thesaurus craniorum p. 176), der an eine künstliche Deformation der Siamesen-Schädel dachte, erhielt auf seine Nachfrage negativen Bescheid. In der That fehlen deutliche Zeichen von Deformation.

Wegen des Processus paracondyloideus verweise ich auf einen, von demselben Autor (p. 175. No. 7) beschriebenen Schädel, wo ein Proc. paramastoideus mit Anchylosis atlantico-occipitalis bestand. Es ist leider aus der Beschreibung nicht deutlich zu ersehen, ob in diesem Falle Caries vorhergegangen war: immerhin ist die Analogie mit unserem Schädel bemerkenswerth.

Jedenfalls ist die Gabe des Hrn. Bässler um so mehr dankenswerth, als die Zahl der nach Europa gelangten siamesischen Schädel noch ziemlich klein ist.

(22) Hr. Taubner übersendet aus Neustadt in Westpreussen unter dem 13. einen

Gypsabdruck der Fläche des Landkartensteins.

Er bezieht sich auf seine Bemerkungen in der vorigen Sitzung (S. 505).

(23) Hr. v. Kaufmann legt, unter dem Vorbehalt, demnächst über von ihm im vorigen Herbst auf seiner Reise im Mäanderthal in Klein-Asien gemachte Beobachtungen zu berichten, ein kleines, sehr schönes Beil aus dunkelgrünem Gestein aus Ephesus und eine Kinderklapper aus röthlichem, weissbemaltem Thon, die er bei seiner Ausgrabung im Theater von Tralles fand, vor.

(24) Hr. Virchow zeigt

Gräberfunde von Radewege und Butzow bei Brandenburg a. H.

Am 27. October machte ich, einer freundlichen Einladung des verdienten Localforschers, Hrn. Stimming, folgend, einen Ausflug nach Brandenburg a. Havel, um von einigen der in dortiger Gegend so zahlreichen und von dem genannten Herrn so vortrefflich erforschten Gräberfelder persönliche Kenntniss zu nehmen. Was mich in den Ergebnissen der bisherigen Forschung vorzugsweise interessirt hatte, war das Vorkommen von Gräberfeldern der verschiedensten Perioden in nächster Nähe neben einander und die ersichtliche Verwandtschaft der archäologischen Beigaben, namentlich der keramischen, welche in hohem Grade den Gedanken nahe legten, dass hier ein fest angesiedeltes Volk, je nach den fortschreitenden Aenderungen der allgemeinen Culturbedingungen, durch eine Reihe von Perioden hindurch seine Wohnsitze behauptet und nach und nach neue Cultureinflüsse in sich aufgenommen habe.

Die überwiegende Mehrzahl dieser Gräberfelder gehört der Zeit des Leichen-

brandes an, so dass unmittelbare Anhaltspunkte für die Beurtheilung des physischen Charakters der Bevölkerung nicht vorliegen. Darüber kann jedoch kein Zweifel sein, dass diese Nekropolen von einer vorslavischen Bevölkerung herrühren, und da die archäologischen Zeichen bis zur Völkerwanderungszeit reichen, so wird man kaum anstehen können, auch die Nekropolen germanischen, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach, suevischen Stämmen zuzuschreiben. Ob in den Orts-, Berg- und Flussnamen oder in den Volkssagen noch irgend welche Anknüpfungen an diese germanische Vorzeit übrig geblieben sind, lasse ich dahingestellt, da die Regermanisirung neue Colonisten aus den westlichen Gebieten von Norddeutschland und den Niederlanden hierher führte und diese auch ihre heimischen Namen mitbrachten. Radewege, Saaringen, Grüningen weisen auf derartige Colonisation, und ich benutze auch diese Gelegenheit, darauf aufmerksam zu machen, wie wichtig es wäre, wenn die Localforscher Alles, was noch an urkundlichem Material aus dem Privatbesitz, aus Kirchenbüchern und den Archiven der Städte, sowie an historischen Nachrichten aufzubringen ist, sammelten und Untersuchungen über den Bau der alten Häuser und der Kirchen, die Anlage der Orte und die Flureintheilung hinzufügten. Gerade eine Stadt mit so beglaubigter Geschichte, wie Brandenburg, die zugleich eine Fülle geeigneter Kräfte besitzt, welche für derartige Forschungen vorbereitet sind, könnte sehr nützlich auf die Richtung der Arbeiten in weitem Umkreise einwirken.

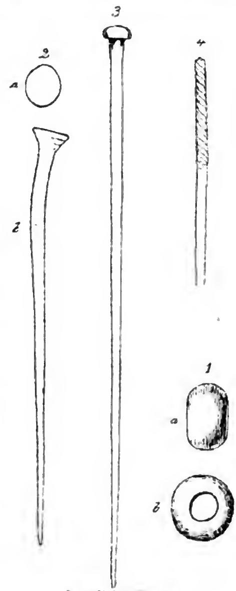
Die grosse Mehrzahl der Ortsnamen ist hier unverkennbar slavisch. Aber bis jetzt sind slavische Funde nur ganz vereinzelt gemacht worden. Sicherlich bleibt hier noch manche Entdeckung vorbehalten. Wenn man erwägt, dass die Slaven mindestens ein halbes Jahrtausend ziemlich ungestört im Lande gesessen haben, so lässt sich nicht annehmen, dass ihre Gräber in dem Maasse verschwunden oder so selten gewesen sein sollten, als es nach dem bis jetzt aufbewahrten Material den Anschein haben könnte. Nicht einmal die Reste slavischer Ansiedelungen und Befestigungen sind bis jetzt in nächster Nähe genügend festgestellt worden; der nächste, wohl constatirte Burgwall ist der von Ketzin, weiter östlich am rechten Havel-Ufer, über den ich früher mit Hrn. E. Krause berichtet habe (Verh. 1884. S. 47). Erst in den letzten Jahren ist man in der Stadt Brandenburg selbst auf einzelne Stellen gestossen, wo die Erde slavische Scherben enthält. Einige Skeletgräber aus wendischer Zeit hat Hr. Stimming (a. a. O. Anhang Taf. 71) bei Rietz im Kreise Zauche-Belzig aufgefunden. Das ist Alles.

Hr. Stimming führte mich von der Stadt aus gerade nördlich, längs des Ufers des langen Beetz-Sees zu einem, für unsere Gegend nicht unerheblichen Höhenzuge, der sich gerade am Nordende des Sees quer von Westen nach Osten hinzieht. Man hat von da einen trefflichen Ueberblick über eine bunte Folge zusammenhängender Seen, von welchen die ganze Gegend durchzogen ist, und über eine Fülle von Ortschaften, unter denen die alte Hauptstadt der Mark Brandenburg mit ihren Thürmen und ihrem Marienberg stattlich hervorragt. Der Höhenzug selbst ist fast ganz kahl. Nur in seiner Mitte erstreckt sich eine Einsattelung quer von Norden nach Süden herüber, in welcher ein loser Kiefernbestand sich angesetzt hat. Gegen Westen von dieser Einsattelung trägt der Berg den Namen „Mühlenberg“ und zwischen seinem Fusse und dem See liegt hier das Dorf Radewege mit einem westfälischen oder kattischen Namen; die östliche Höhe heisst der „Hasselberg“, und zwischen seinem Fusse und dem nächsten (Butzower) See treffen wir ein Dorf mit wendischem Namen, Butzow. Beide Höhen sind mit Gräberfeldern der Brandzeit dicht besetzt, aber die Gräber sind unter sich verschieden.

Auf der Uebersichtskarte, welche Hr. Stimming der grossen, von ihm und Hrn. Voss herausgegebenen Arbeit (Vorgeschichtliche Alterthümer aus der Mark Brandenburg. 1887) vorgestellt hat, ist das Gräberfeld des Mühlenberges mit III. 6—11, das des Hasselberges mit VI. 1—7 bezeichnet, d. h. das erstere, das von Radewege, ist von Hrn. Voss der älteren Tène-Periode, das zweite, das von Butzow, der Völkerwanderungszeit zugerechnet. Dabei ist jedoch zu erwähnen, dass auf der Westseite von Radewege noch ein anderes Gräberfeld explorirt ist, welches Hr. Voss der Uebergangszeit von der Hallstatt-Periode zuweist, und ebenso östlich von Butzow auf dem Mosesberg ein viertes, das er der älteren Tène-Periode zuschreibt, während ein fünftes, dicht dahinter, der jüngeren Tène-Periode angehören soll. Hr. Stimming ist nicht durchweg mit dieser Eintheilung einverstanden, aber auch er war auf die Nothwendigkeit, selbst ganz nahe gelegene Nekropolen von einander zu trennen, durch seine Grabungen aufmerksam geworden.

Ich bekenne, dass es mir Anfangs nicht recht gelingen wollte, die Grenze zwischen den beiden Nekropolen des Hasselberges und des Mühlenberges deutlich zu erkennen. Früher mag es äusserliche Kennzeichen von diagnostischer Bedeutung gegeben haben, aber die Umfassungssteine sind längst ausgeraubt und die früher umgepflügte Oberfläche lässt überhaupt nicht mehr Gräberstellen erkennen. Herr Stimming und sein wohl geübter Sohn, ein junger Mediciner, wussten mit grosser Sicherheit mit einer langen eisernen Sonde die Urnen aufzufinden, und bei ihrer oberflächlichen Lage genügten meist wenige Spatenstiche, die Oberfläche derselben blosszulegen. Der sehr lockere Sandboden gestattete auch in bequemer Weise die Umgrabung, so dass in kurzer Zeit eine Anzahl gut erhaltener Urnen gehoben werden konnte.

Die Ausbeute an Beigaben war leider recht dürftig. Obwohl ich persönlich bei der Mehrzahl der Urnen den Inhalt an gebrannten und zerschlagenen Gebeinen entleerte, so gelang es mir doch nur ganz vereinzelt, archäologische Stücke aufzufinden. Dabei zeigten sich in den Urnen vom Hasselberge (Butzow) ausser Eisenstücken, unter denen Theile einer Fibula erkennbar waren, Stücke von Knochenkämmen (Voss und Stimming, Abth. VI. Taf. 1. Fig. 5. Taf. 5. Fig. 31 b), in denen vom Mühlenberg (Radewege) eine grosse, dicke, runde Bronzeperle (Fig. 1) auf einem Draht (Ohrring?) und eine Anzahl von Bronzenadeln (Fig. 2—4). Dieser Gegensatz schien die Meinung des Herrn Stimming zu bestätigen, dass wegen des ausschliesslichen Vorkommens von Bronze die Nekropole des Mühlenberges vor die Tène-Zeit zurückzurücken sei. Sonderbarerweise ist in dem Atlas keine einzige Bronzenadel von Radewege abgebildet, welche mit den von uns gefundenen genau übereinstimmt. Am nächsten kommt vielleicht die Nadel in Abth. III. Taf. 12. Grab 13, vom Mosesberg bei

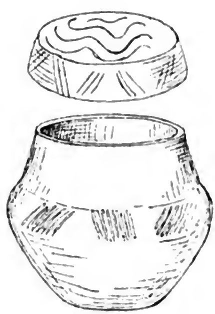


Natürliche Grösse.

Figur 5.



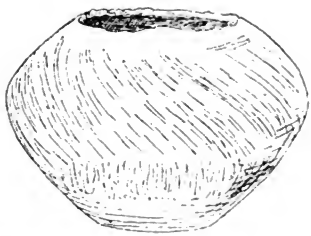
Figur 6.



Figur 7.



Figur 8.



$^1/_4$ der natürlichen Grösse.

Butzow, aber auch sie ist, wie fast alle Nadeln, welche von Radewege abgebildet sind, schlangenförmig gebogen. Die von uns gefundenen waren, abgesehen von der einfachen Biegung von Fig. 2b, ganz gerade; sie lassen sich einigermaassen mit den, Abth. III. Taf. 3. Fig. 4B. von Klein Kreutz, gleichfalls aus der älteren Tène-Zeit, abgebildeten vergleichen. Sie sind sämmtlich nicht sehr lang, bald etwas dicker, bald dünner, am stumpfen Ende öfters feingedreht (Fig. 4), und mit einem platten (Fig. 2) oder halbkugligen (Fig. 3) Knopf versehen. In letzterer Beziehung nähern sie sich den Nadeln aus dem Gräberfelde auf dem Gallberge bei Fohrde (Abth. V. Taf. 7. Grab 20b und c S. und Taf. 8. Grab 22, g, h S.), nur dass diese (einfach) gebogen und mit kleineren Knöpfen versehen sind.

Recht auffallend ist es, dass sich in den Urnen des Hasselberges häufig Urnenharz fand, in denen des Mühlberges dagegen keines. Hr. Voss (a. a. O. S. 27) rechnet das Vorkommen von Harz wesentlich der römischen Zeit zu. Wir fanden es jedoch gerade in den Urnen des Hasselberges (Butzow). Uebrigens

konnte Hr. Salkowski, obwohl er sich an die Vorschriften des Hrn. Heintzel hielt, kein Extrakt mit deutlichem Juchtengeruch gewinnen.

Was das Thongeschirr angeht, so würde ich mir noch heute nicht getrauen, jedes einzelne Stück chronologisch zu classificiren. Die Herren Stimming Vater und Sohn haben ihren Blick für die Verschiedenheiten so geschärft, dass sie ohne Bedenken die Scheidung vornahmen. Ich habe eine Anzahl dieser Gefässe, welche mir Hr. Stimming für unser Museum überlassen hat, zur Stelle bringen lassen und der unmittelbare Anblick wird mehr als alle Beschreibung darthun, wie viel Aehnlichkeiten in Farbe, Material und Behandlung hier bestehen. Insbesondere sind sie alle aus freier Hand hergestellt und nur mässig gebrannt. Jedenfalls würde eine sehr grosse Uebung dazu gehören, bei den einzelnen Stücken eine einigermaassen sichere Diagnose vorzunehmen.

Die älteren Gefässe von Radewege sind mehr von schlanker, höherer Gestalt mit deutlich abgesetztem, wenngleich weitem Halse; sie haben häufig grosse Henkel und gewöhnlich Deckschalen und sind vielfach mit linearen Furchen am oberen Bauchtheil verziert. Indess fehlen die Henkel auch nicht selten oder sie sind sehr klein, höchstens zum Durchziehen eines Strickes geeignet (Fig. 5). Sehr charakteristisch ist ein henkelloser Topf (Fig. 6) mit linearen Strichfurchen und einem flachen Deckel, gleich dem Untersatz eines Blumentopfes, aber sowohl an den Seiten als auf der Fläche ornamentirt.

Die jüngeren Gefässe von Butzow (Hasselberg) sind meist niedriger, bauchiger, zuweilen ganz ohne Hals und Deckel, statt dessen mit einem flachen Stein gedeckt oder verkehrt in die Erde gestellt. Statt der Henkel besitzen sie öfter Knöpfe oder platte Vorsprünge. Ein solches Gefäss (Fig. 7) zeigt deren je 3 in einer senkrechten Linie an 3 verschiedenen Stellen. Die Ornamente sind mannichfaltiger und besonders häufig am Unterbauch angebracht. Aber sie sind zuweilen recht roh und erinnern an primitive Entwickelungszeiten. So ist ein sehr weites, fast kugliges Gefäss (Fig. 8) am Oberbauch mit langen schrägen Einritzungen, die aber sehr unregelmässig stehen, überdeckt, während darunter eine stark gerauhte Zone folgt, die erst nahe am Boden durch einen glatten Abschnitt begrenzt wird. Besonders zahlreich sind henkellose breite Näpfe, jedoch mit ausgelegtem und ornamentirtem Bauche. Meist ist ihre Oberfläche geglättet und das Ganze von gutem Aussehen Die Ornamente bestehen häufig aus breiten gewundenen und schräg gestellten Einfurchungen, andermal aus horizontalen oder senkrechten Strichen, rundlichen Tupfen und zusammengesetzten Bändern.

Diese Verschiedenheiten treten natürlich deutlicher hervor, wenn man eine grössere Zahl von Gefässen zur Vergleichung neben einander stellt, aber bei der Mannichfaltigkeit in der Ausführung der einzelnen Gefässe trifft man in jeder der Gruppen doch auch recht nahe Verwandte. Am meisten tritt dies hervor zwischen den Gefässen vom Mühlenberg und den nächsten, den Bronzegräbern zugerechneten Gefässen vom schwarzen Berge bei Radewege, welche gleichfalls Deckel und Henkel zu besitzen pflegen (Voss und Stimming, Abth. II. Taf. 1 und 2). Aber auch der Gebrauch, gewisse Abschnitte des Gefässes zu „rauhen", läuft durch alle Perioden. Wie er sich schon in den Gefässen vom schwarzen Berge (a. a. O. Taf. 1. Fig. 1) vorfindet, so begegnen wir ihm am Mühlenberge (Abth. III. Taf. 8. Fig. 10. Taf. 9. Fig. 12. Taf. 10. Fig. 20) und auch am Hasselberge (Abth. IV. Taf. 2. Fig. 7), höchstens mit dem Unterschiede, dass am Hasselberge meist nur eine kleinere oder grössere Zone des Unterbauches gerauht ist, während sich an den beiden anderen Fundorten die matte Fläche über das ganze

Gefäss ausdehnt. Die Mode hat also gewechselt, aber die Technik im Grossen ist dieselbe geblieben.

Am ausgeprägtesten ist vielleicht der Wandel darin gewesen, dass man am Mühlenberge nicht nur grössere Steinsetzungen um die Urnen aufführte, sondern auch neben die Aschenurne noch eine gewisse Zahl kleinerer Beigefässe niederlegte. Im Hasselberge fanden wir fast regelmässig nur einzelne Urnen ohne nennenswerthe Steinpackung. Aber auch dieser Unterschied erwies sich nicht als constant, namentlich stiessen wir auch auf dem Mühlberge auf solitäre Aschenurnen. Man sieht deutlich, wie die Ceremonie der Bestattung allmählich vereinfacht ward. Vielleicht hängt dies damit zusammen, dass die Bevölkerung im Ganzen in ihrem Besitz und Wohlstande zurückkam, oder dass wenigstens die ängstliche Sorge der früheren Geschlechter nicht mehr beobachtet wurde. Aber darin blieb man fest, dass man mit grosser Beharrlichkeit den Leichenbrand beibehielt. In letzerer Beziehung möchte ich noch erwähnen, dass eine bestimmte Ordnung der einzelnen Knochentheile, wie sie an anderen Orten festgestellt ist, sich in den Ossuarien des Hasselberges nicht erkennen liess. Schädelstücke, die an sich ungewöhnlich selten waren, lagen gelegentlich ganz unten; Zähne fehlten fast gänzlich. Die Kinderknochen waren in besonderen kleineren Gefässen untergebracht.

Es erscheint mir zweifelhaft, ob es möglich sein wird, die Eintheilung in eine römische und in eine Völkerwanderungs-Periode für alle Gegenden Deutschlands als ein Maass des gleichen Urtheils festzuhalten. Im Osten hatte die Völkerwanderung längst begonnen, als im Westen und Südwesten die römische Herrschaft noch ganz sicher war. Wo zweifellos östliche Cultureinflüsse hervortreten, da wird man ja eine Scheidung machen müssen, aber selbst im Westen vermischen sich diese so früh mit (west-) römischen, dass beide sich nicht auseinanderhalten lassen, und es will mir scheinen, als ob es bei uns noch weniger möglich sein wird, diese Scheidung durchzuführen. Die sogenannte Völkerwanderung hat auf unserem Boden so grosse Verschiebungen gebracht, dass die Nekropolen der festansässigen Bevölkerung nur gewaltsam mit ihr in Beziehung gebracht werden können.

(25) Hr. E. Friedel übersendet folgende Mittheilung:

Kein heiliger Bielbogsweg.

Der verstorbene Stadtarchivar von Berlin, Ernst Fidicin, hat an mehreren Stellen, u. a. in dem von ihm im Auftrage des Berliner Magistrats verfassten Grundbuch der Stadtgemeinde Berlin, I. Abth., Berlin 1872, S. 31, einen Theil der Müller-Strasse und der Tegeler Chaussee (alte Heerstrasse nach Ruppin) als „den Heiligen Bilbug'schen Weg“ bezeichnet und darin eine Beziehung auf den vermeintlichen slavischen „Weissen Gott“, den Lichtgott, Bilbug, Bielbog, Bjilbogk, gesehen. Der anerkannten Autorität Fidicin's folgend, habe ich diesen sogenannten „Heiligen Bielbogsweg“ zweimal aufgenommen, I. in meinem Buch: „Vorgeschichtliche Funde aus Berlin und Umgegend“, Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin. Heft XVII. Berlin 1880, S. 23 u. 111; II. im Bericht über die XI. Allg. Vers. der Deutschen Anthrop. Ges. zu Berlin im August 1880, S. 43. Diese Erwähnungen sind in andere, besonders slavische Schriften übergegangen. In der That wäre der von Fidicin in Umlauf gesetzte Name ein starkes Beweisstück für die Existenz eines Weissen Gottes in der Slavischen Mythologie, dessen ursprüngliche Existenz in derselben von besonnenen Mythologen und Slavisten mit guten Gründen geleugnet wird. Zweifellos verehrte man einen Schwarzen Gott,

Czernebog, als Repräsentanten des Uebels und des Bösen, wie noch jetzt viele Naturvölker, um es kurz auszudrücken, Teufelsanbeter sind, ohne sich um das gütige Höchste Wesen zu kümmern. Aehnlich die Urslaven, und lediglich vermöge einer naheliegenden philosophischen Abstraktion hat man später gefolgert, dass einem Schwarzen Gott mit Nothwendigkeit ein Weisser Gott, dem Czernebog ein Bjelbog, an die Seite gestellt werden müsse.

Die Behauptung E. Fidicin's beruht nun auf zwei im Berliner Magistrats-Archiv verwahrten Grenzprotocollen von 1603, welche die Beschreitung der Grenzen, beziehentlich die Grenzvermalung zwischen einerseits dem Churfürstlichen Amt zu Spandow, andrerseits der Gemeinde Berlin, beziehungsweise dem Berliner Kämmereigut Reinickendorf betreffen; es ist sonderbar, wie Fidicin sich hier verlesen konnte, denn, wenn auch in flüchtiger Schrift, steht hier zweimal deutlich erwähnt „Der Heilige Blutsweg", wie mir der jetzige Stadtarchivar Dr. Clauswitz bestätigt. Aus diesem Heiligen Blutsweg hat Fidicin einen Heiligen Bilbutsweg und hieraus seinen unglücklichen Heiligen Bilbugsweg gemacht, von dem ich wünsche, dass er nunmehr der Vergessenheit anheimfallen möge. Gemeint ist mit dem Heiligen Blutsweg der Wallfahrtsweg zum Heiligen Blut in Wilsnack. Das heilige Wunderblut in der unbedeutenden Westpriegnitzischen Stadt wurde von 1383—1553 verehrt; im Jahre 1602, als jene Grenzprotocolle bei Berlin aufgenommen wurden, musste also die Pilgerstrasse von Berlin nach Wilsnack noch frisch im Gedächtniss sein. Dergleichen Wallfahrtswege sind aus der Mark Brandenburg mehrere bekannt. So heisst der Weg, der von Bismark in der Altmark nach der ehemaligen, jetzt wüsten Wallfahrtskirche zum Heiligen Kreuz führte, wo die sogen. goldene Bismark'sche Laus gezeigt worden sein soll (Temme, die Volkssagen der Altmark, Berlin 1839, S. 28), noch jetzt „die Heilige Strasse". Ausführlich habe ich alle diese Dinge behandelt im 27. Heft der Schriften des Vereins für die Geschichte der Stadt Berlin in dem Aufsatz: „Der Heilige Blutsweg und die Grenzen der Jungfernhaide bei Berlin".

(26) Hr. E. Friedel bespricht den sogenannten

Riesenring von Gross-Buchholz, Kreis West-Priegnitz.

Es ist dies einer jener bronzenen Ringe, über deren Gebrauch vielfach gestritten worden ist, die hohl und in der Mitte innen ringsum aufgeschlitzt sind, so dass man in das Innere sehen kann, und die an den zugeneigten Enden aus einander klaffen. Der vorliegende Ring, Märk. Mus. Kat. B. II, Nr. 16 864, 61 *cm* im grössten Umkreis messend und 9,5 *cm* hoch, scheint durch keinen der nicht sehr zahlreichen verwahrten Ringe an Grösse übertroffen zu werden. Er ist aus einer ansehnlichen schlichten Erzplatte durch Treiben ohne Verzierung hergestellt, wobei dahin gestellt sein mag, ob die Erzplatte selbst etwa gegossen worden ist. Eisenrostspuren zeigen, dass der Ring, der beim Chausseebau in 60 *cm* Tiefe, angeblich ohne sonstige bemerkenswerthe Spuren, gefunden ward, mit einem eisernen verrosteten Gegenstande zusammengelegen hat.

Der Vortragende erwähnt, dass unser Dichter Goethe dieser Ringe gedenkt (er hatte die in der Sammlung zu Bonn befindlichen, aus Köstritz in Sachsen stammenden 2 Stücke im Auge), sie für Klang-Instrumente (cochleae) hielt, mit denen man bei Gewittern geläutet habe, und sie Metallarbeitern aus Steiermark, die, durch Attila bedrängt, in der Gegend von Nürnberg sich niedergelassen, zuzuschreiben geneigt war. Der Vortragende setzt sie viele Jahrhunderte früher in

die Zeit der Hallstatt-Kultur und hält den vorliegenden Ring, trotz seiner gewaltigen Grösse, für einen Fussring, wie er dies bereits in einer Gelegenheitsabhandlung „Der Riesen-Ring von Gross-Buchholz, Festschrift zur Haupt-Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine vom 10. bis 12. September 1888 zu Posen" (Berlin 1888 bei Mittler & Sohn) ausgesprochen habe. Bei indischen Völkern käme es jetzt noch vor, dass einzelne Personen bis zu 40 Pfund an Metallringen und anderen Schmuckgegenständen aus Erz am Leibe trügen.

Unter Verweisung auf jene Schrift bemerkt Hr. Friedel, dass die Funde solcher Ringe von Schonen in Schweden bis nach Nieder-Bayern gehen, am häufigsten aber in den nordöstlichen Provinzen Preussens vorkommen. —

Hr. Bastian: Betreffs dieser Ringe hat sich bereits mehrfach Gelegenheit geboten, mit meinem Collegen Dr. Voss von der Prähistorischen Abtheilung zu sprechen. da sie ethnologisch bekannte Objecte waren, die als Zwangringe an den Knöcheln getragen werden, mit Einfügungen in der Höhlung zum Klötern. Bis zu welchem Gewicht solche Belastungen den Beinen angefügt wurden, um selbst das Gehen zu erschweren, ist bei den Frauen an der afrikanischen Westküste beobachtet worden. wo solcher Schmuck denn gerade zur Gunstbezeugung dient. —

Hr. Virchow bemerkt, dass derartige grosse Fussringe ihm aus der Weichsel-Gegend zugekommen sind, welche sich in seiner Sammlung befinden.

(27) Hr. Friedel zeigt den

Sammelfund von Bronze aus Murchin in Neu-Vorpommern.

Das Hänge-Schmuckgefäss mit 9 Arm-Ringen, alles aus Erz, ist etwa im Jahre 1835 auf dem Rittergute Murchin bei Anclam, jedoch schon auf dem linken Peene-Ufer, also in Schwedisch-Pommern oder Neu-Vorpommern liegend, ausgegraben. Nach Mittheilung des Sohnes des ursprünglichen Besitzers, Rittergutsbesitzers von Homeyer, ist die Fundstelle eine Modergrube an der „Weidentrift". Daneben liegt ein kleiner Höhenrücken, der Hopselberg genannt, auf welchem der genannte Herr später eine ausgeackerte Feuerstein-Streitaxt gefunden hat. Die Ringe lagen sauber eingeschichtet innerhalb der Figur 1 abgebildeten ampelartigen Bronzeschale, welche mit einer Platte, zweifelhaft ob aus gleichem Metall, geschlossen war. „Die Platte war aber so dünn und zerbrechlich, dass sie an der Luft zerfiel" (Schriftl. Mitth. des Hrn. von Homeyer-Murchin).

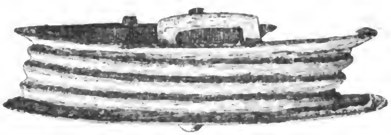
Diese Bronzeschale, deren Seitenansicht Fig. 1a wiedergiebt, ist mit 2 rechteckigen Oehsen versehen gewesen, von denen eine erst nach der Zeit der Auffindung abgeschlagen wurde; auch ist das Fundstück leider später in der Wandung anderweitig bedeutend verletzt worden, so dass jetzt ein ziemlich grosses Stück fehlt. Durch die 2 Oehsen wird ein Holzschieber gegangen sein, welcher den Deckel fest aufdrückte.

Das Gefäss ist aussen sauber ciselirt und das Vertiefte mit einer Masse, die sich zum Theil noch erhalten hat, zur Verzierung ausgelegt. In der Mitte des Bodens endigt die Verzierung in eine Art Wagenrad mit 7 vertieften Speichen, dessen Nabe wie ein Nabel hervortritt; dazu ist der ganze Boden etwas nach aussen gewölbt, so dass das Gefäss nicht sicher stehen kann. Dasselbe ist deutlich gegossen, innen rauh und unverziert, da wo aussen der Nabel hervortritt, innen entsprechend vertieft.

Figur 1.



Figur 1 a.



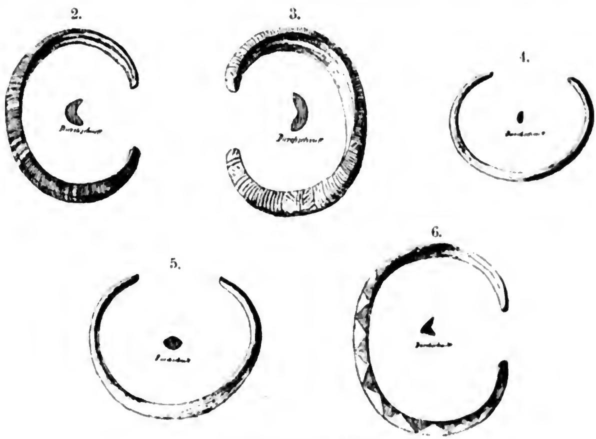
½ der natürlichen Grösse.

Diese Art von Gefässen, die als Schmuckverwahrsam aufzufassen sind, wie der Inhalt deutlich zeigt, steht artistisch in der Mitte zwischen den eigentlichen Schmuckdosen mit flachem Boden, von denen das Märk. Mus. unter B II, Nr. 11103, eine vom Mönchswerder bei Feldberg in Meklenburg-Strelitz besitzt (Inhalt 5 goldene Ringe, vgl. Beschreibung und Abbildung in diesen Verhandl. Jahrg. 1880, S. 308 ff.), und den viel tieferen, unten rundlich bauchigen Hänge-Ampeln, welche gewöhnlich mit schönen mäandrischen Wellenornamenten verziert sind.

Zu beachten ist, dass das Bronzehängegefäss zwischen den Fusspunkten der abgebrochenen Oehse deutlich Eisenrostspuren zeigt, so dass man fast auf die Vermuthung kommen möchte, die dünne Deckplatte, deren — für Bronze doch sehr auffällige — Vergänglichkeit Hr. von Homeyer besonders betont, sei eisern gewesen. Unterstützt wird diese Muthmaassung dadurch, dass der Ring Nr. 6 ebenfalls im Innern eine deutliche Eisenrostspur aufweist. Es würde dies allerdings ein Novum sein, da man gewohnt ist, diese ciselirten Hängegefässe dem „bel age du bronze", unter Ausschluss jeder Spur von Eisen oder Stahl, zuzuweisen. Indessen hat uns die sogen. Bronzekultur in den letzten Jahren, wo man die Fundstücke auch auf scheinbare Kleinigkeiten genau prüft, so viele Ueber-

raschungen in Form des Vorkommens von Eisenspuren gezeigt, dass diese neue Erweiterung des Eisenspurenkreises doch vielleicht nicht ganz überraschend kommt.

Der erwähnte Ring Nr. 6 ist auch sonst sehr auffallend: er ist ungleichkantig. Die Unterseite ganz platt, unverziert und platt gerieben, so dass sie sich, auf einem anderen Gegenstande aufliegend, gescheuert haben muss. Ring 6, beziehentl. seine Unterseite, muss für diese Befestigungsweise schon bestimmt gewesen sein, da auf der platten und glatten Seite niemals Verzierungen gewesen sind; wohl aber findet man dergleichen (schraffirte rechtwinklige Dreiecke) auf der gewölbten oberen Ringseite. Von den übrigen Ringen sind fünf schlangenhautartig, linear verziert



$^1/_2$ der natürlichen Grösse.

(vergl. Fig. 2 und 3) und wie Fig. 6 innen etwas ausgehöhlt: drei glatt und innen nicht ausgehöhlt: Fig. 5 hat sogar, wie der Durchschnitt zeigt, im Innern dieselbe Wölbung, wie aussen. Der Ring, Fig. 4, ist auffallend klein und kann wohl nur einen Kinderarm oder ein Kinderhandgelenk umschlossen haben.

Bereits Bekmann, Beschreibung der Chur- und Mark-Brandenburg I. 1751, S. 389 flg., bildet mehrere Bronze-Hängevasen mit Wellenmäander-Verzierungen wohl kenntlich ab. Eine in Charlottenburg 1733 ausgegrabene wurde (S. 390) von einem hausirenden Juden für eine Kleinigkeit erworben und als altes Erz in Klumpen geschlagen.

Sehr ähnlich dem Murchiner Gefäss ist das Hängegefäss bei Worsaae, Nordiske Oldsager, 1859, Nr. 283, nur dass es um eine Wandung höher und der Bodennabel mehr hervorragend erscheint. Fig. 281 stellt eines der mehr ampelartigen Hängegefässe mit Wellenmäander dar. Ein solches Hängebecken, alterthümlicher stylisirt, stellt Montelius, The National Historical Museum in Stockholm, transl. by Derby, 1887, p. 36, Nr. 58, dar; eine der Bronzebüchsen mit gleichem Verschluss p. 26, Fig. 46. Wilhelm Giesebrecht, Sechs Gefässe aus der Vorzeit des

Luitigerlandes, Balt. Stud. XI., 1845, S. 22 flg. bildet mehrere zu den Bronzehängeampeln gehörige Gefässe mit Seevogel-, Schlangen- oder Wellenmäander-Verzierung aus Neuvorpommern ab und versetzt sie, ohne stichhaltige Gründe, in die slavische Zeit. Ludwig Giesebrecht, Zwei alterthümliche Bronzen mit Keilbildern, Baltische Studien, XII, 1846, S. 27 flg., beschreibt ein unserm Hängegefässe ähnliches Stück von Parchim in Meklenburg; Duflos verbreitet sich S. 146 über die Harzmasse, mit welcher die vertieften Ornamente des Güstrower Schwebegefässes, welches in Breslau verwahrt wird, ausgefüllt seien. Lisch beschreibt, Mekl. Jahrb. X., 1845, S. 280, das Parchimer Hängegefäss, welches u. a. einen goldenen Armring, wie den bekannten von Peccatel, enthielt und zwischen der Ampel-Form und der Form unseres Gefässes vermittelt. Aehnlich das daselbst XIV, 1849, S. 320, beschriebene Bronzehängegefäss, 2 Bronzebuckel enthaltend, ähnlich ferner XXX, 1865, S. 146, wohlriechendes Harz enthaltend; ähnlich 2 in einander gestülpte „Hängedosen" von Klues bei Güstrow (XXXII, 1868, S. 126). Die Hängeschmuckdose von Kritzemow bei Rostock, 2 bronzene Arm- und Handringe enthaltend, in einem Torfmoor ausgegraben (XXXVII, 1872, S. 199 flg.) ähnelt dem Murchiner Gefäss am meisten. Die Hängeampel S. 205 von Düssin bei Brahlsdorf mit Schlangenmäandern gehört in die Klasse der grossen Hängekessel oder Hänge-Urnen. Ueber die Technik, vergl. den lichtvollen Aufsatz Olshausen's: „Technik alter Bronzen," I. Die Hängegefässe, in unseren Verhandl. 1885, S. 410—420. —

7.



$^1/_2$

Aus demselben Torfmoor stammt auch ein Bronzemesser, roh gegossen, auf der einen Seite platt, mit Gusszapfen und sonstigen vom Guss herrührenden Unebenheiten, die Schneide scharf; am Griffende ein Ringloch zum Aufhängen oder Anbinden des Messers, dessen Klinge auffallend an die Knopfsicheln erinnert, in deren Zeitkreis auch der Fund einzureihen ist. Im Torfmoor zu Murchin bei Anclam in Neu-Vorpommern 1885 gefunden und dem vorher genannten Besitzer gehörig. Die Länge beträgt 16 *cm*. Im Uebrigen vergl. Figur 7. —

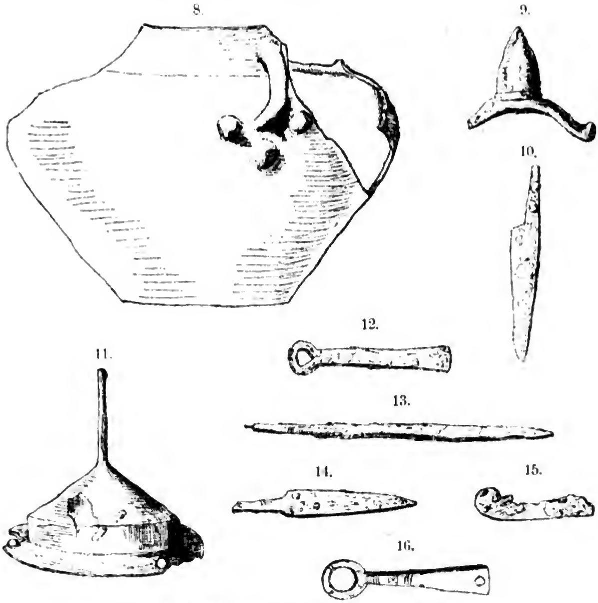
Hr. Virchow erinnert in Betreff der Hängeschalen an seine Besprechung in den Verhandl. 1884, S. 498 und an die dort gegebene Erörterung über die Form des Sterns, welcher die Mitte der Verzierung einnimmt.

(28) Hr. Friedel erörtert weiter einen

Grabfund von Südende-Lankwitz

an der Anhaltischen Eisenbahn bei Berlin.

Der Kaufmann G. S. Herpich lud die Direction des Märkischen Museums zu einer Ausgrabung in der Nähe seines zu Südende-Lankwitz, Kreis Teltow, südlich von Berlin, belegenen Landhauses ein. Auf dem an Steglitz angrenzenden Villen-Terrain Südende, zu Dorf Lankwitz gehörig, SW. von der neuen Haltestelle an der Berlin-Anhalter Bahn, auf der westlichen Seite des Villenterrains der Lessing-Strasse, nördlich von und ganz nahe der Kreuzung mit der Calandrelli-Strasse, fanden sich Reste zertrümmerter, spätgermanischer Bestattungsurnen, zum Theil mit Leichenbrand, ebenso hie und da kohlige Stellen und einzelne kleine Urnenscherben. Die Urnen selbst waren im denaturirten sandig-steinigen obern Diluvial-Mergel in



Figur 8—15 $^1/_4$, Figur 16 $^1/_2$ der natürlichen Grösse.

Abständen von etwa 1 *m* beigesetzt, umstellt mit kleinen Steinen. Ob eine schützende Decklage von Steinen vorhanden war, ist nicht mehr festzustellen, da in Folge von Beackerung und Spatenkultur schon früher die im obersten Erdreich liegenden, der Landwirthschaft hinderlichen Steine entfernt worden sind, wobei auch manche Gefässe ganz oder wenigstens in ihren oberen Theilen zerstört sein mögen. Die Graburnen standen hier überhaupt nur 75 *cm* unter der Bodendecke.

Zwischen 2 Urnen lag mit der Spitze nach oben, muthmaasslich als einziger Rest eines im Wesentlichen hölzernen Schildes ein schöner Schildbuckel mit langem Dorn, Fig. 11. Die eine Urne mit zierlichem Henkel und 3 Buckelknöpfen, Fig. 1, erscheint im Sinne eines Bronzegefässes ausgeführt. Darin lagen 2 langgestielte Eisenmesser und ein Eisenbruchstück (Stiel, Pfriem oder dergl.). Fig. 10, 13 und 14, ein vorzüglich erhaltener Riemenbeschlag Fig. 16, ein Feuerstahl Fig. 12, ein Messergriff Fig. 15 und ein Sporn mit kegelförmigem Stachel Fig. 9, alles von Eisen. Die zweite Urne ist schlicht und unverziert. Im Herbst fortgesetzte Ausgrabungen haben leider nur ergeben, dass das etwa dem 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr. angehörige Urnenfeld schon vor längerer Zeit allmählich gänzlich verwüstet worden sein muss. Die Beigaben sind nicht im Leichenbrande gewesen.

vielmehr unversehrt mit vergraben worden. Vgl. Märk. Mus. Cat. B. II. 16 891 bis 16 902.

(29) Hr. Friedel legte schliesslich ein dem Märkischen Museum gehöriges, angeblich auf der schleswigschen Ostsee-Insel Fehmarn gefundenes

nacktes männliches Figürchen (Kat. B. II. Nr. 17 007)

mit Dorn am Fussende zum Aufstecken, aus gelblichem, messingähnlichem, aber beim Reiben nicht übelriechendem Erz vor und verbreitete sich über ähnliche Funde und die grosse Schwierigkeit, diese Figürchen, die von der zweifellos etruskischen und römischen Antike bis ins romanische und gothische Mittelalter hinein, ja noch später vorkommen und wegen ihrer rohen Formen die Deutung erschweren, sowohl nach ihrer Zweckbestimmung, wie nach der chronologischen Seite zu deuten und festzustellen. —

Hr. Mönch bemerkte, dass ihm ein Paar ähnlicher Figürchen, eine rohe und eine klassisch und besser geformte, aus dem Anhaltischen Museum zu Gross-Kühnau bei Dessau, und ein zweites ähnliches Paar, seiner Erinnerung nach von Rügen stammend, aus dem neuvorpommerschen Provinzial-Museum in Stralsund bekannt sei. —

Hr. Virchow hält es für sehr schwierig, die Bedeutung derartiger Figuren richtig zu erkennen, da aus sehr verschiedenen Zeiten rohe Metallfiguren erhalten sind, die sich oft sehr ähnlich sehen, obwohl sie durch lange Zeiträume von einander getrennt sind. So hat neuerlich Hr. Helbig (Notizie degli scavi 1888, Aprile) sehr rohe Bronzefigürchen beschrieben, die in Rom an der Via Portuense in grösserer Zahl gefunden wurden. Andererseits existirt eine kleine Abhandlung des früheren Strelitzischen Ministers Freiherrn v. Hammerstein (Echte Wendische Götzen. Jahrb. des Vereins für mekl. Geschichte und Alterthumskunde. 1872. Bd. 37, S. 172), in welcher eine Reihe von Bronzefiguren beschrieben und abgebildet ist, die nach Fundort, Tracht und sonstigem Aussehen für slavische angesehen werden. Es dürfte sich empfehlen, Analysen der Bronze vornehmen zu lassen, um auf diesem Wege vielleicht weitere Anhaltspunkte für die Chronologie zu gewinnen. —

Hr. Olshausen hält die Figur von Fehmarn für einen modernen oder mittelalterlichen Messer- oder Gabelgriff. Er weist hin auf eine andere, ebenfalls obscöne Figur der früheren Winding'schen Sammlung in Schleswig, jetzt im Kieler Museum, abgebildet im Kieler Alterthumsbericht 12 (1847) Taf. 4, die ein Weib darstellt, welches, sein aufgehobenes Gewand mit dem Munde festhaltend, Scham und Unterleib entblösst. Sie wurde nach S. 53 gefunden auf Sylt in nicht urbar gemachtem Boden, nicht tief unter der Oberfläche, und zwar nach Bericht 23, 44 (laut Angabe des bekannten Sammlers C. P. Hansen in Keitum) auf Morsum Heide. Im Bericht 13, 75 berichtet er über dieselbe: „Sie war augenscheinlich bestimmt, irgend wo aufgesteckt oder eingeschoben zu werden, und erinnert sehr an jene sonderbaren Gebilde aus Stein und Holz, die man in verschiedenen Kirchen und sonst in Kunstkammern findet und auf die Idololatrie der Tempelritter, auf wunderliche Ideen der Baumeister und dergl. zurückzuführen pflegt; was dieser Art in Kirchen vorkommt, soll auch im spätern, wie im frühern Mittelalter in den Häusern der Wohlhabenden vorgekommen sein. Ueberall in diesen Dingen aber

Geheimnisse zu suchen, scheint tadelhaft und so wenig zulässig, als bei den Figuren, die man heut zu Tage auf den Putztischen unserer Damen findet." —

Dass die Figur in unbeackertem Boden lag, beweist nichts für ihr Alter: die Heide wird viel begangen und ein Gegenstand kann somit leicht bis zu geringer Tiefe eindringen. Frl. Mestorf hat das Stück in ihrem Bilderatlas „Vorgeschichtliche Alterthümer aus Schleswig-Holstein" nicht aufgenommen, vermuthlich, weil sie es eben auch für verhältnissmässig jung hält. Wenigstens erwähnt Hr. Handelmann es in seinem Führer durch das Kieler Museum in der Abtheilung „Christliche Zeit" Kiel 1878 S. 22—23. —

Hr. Friedel: Es erscheint hiernach zweckmässig, die Nachforschungen fortzusetzen und werde ich zunächst mit Gross-Kühnau und Stralsund in Verbindung treten, um alsdann in der Januar-Sitzung 1889 weiter zu berichten.

(30) Hr. W. Schwartz zeigt

ethnographische Gegenstände von den Mandingo und Kru.

Dieselben sind Geschenke eines Verwandten, eines Hrn. Güssefeld, welcher ein paar Jahre in Liberia gelebt und dieselben von den benachbarten Negerstämmen der Mandingo und Kru gesammelt hat. Nachstehendes Verzeichniss ist mit dem betreffenden Herrn aufgenommen worden:

1) Ein grosses, 87 *cm* langes Kriegshorn (Horn einer wilden Kuh).

2) Ein kleines Kriegshorn aus Holz der Wyhleute (eines Stammes der Mandingo). Muss in Wasser gelegt werden, damit die beiden Stücke, aus denen es besteht, sich zusammenziehen.

3) Ein grosses eisernes Schwert (59 *cm* lang und 7 *cm* breit) mit ledernem Gehänge und hölzerner, mit Leder überzogener Scheide und geschnitztem Holzgriff. Wird auf der linken Seite getragen. Arbeit der Eingeborenen vom Stamm der Jovia-Leute, die zu den Kru gehören.

4) Eine Kriegskappe (Fig. 1) mit 3 Bügeln von spanischem Rohr und 2 büschelartigen Klappen an der Seite, aus Raphia-Bast, aus dem Jovia-Lande.

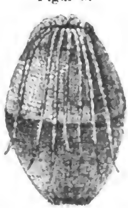
Figur 1.



Figur 2.



Figur 3.



5) Eine eiserne Kriegsrassel vom Kru-Stamm, in Form einer 19 *cm* langen, geöffneten Schote, in der eine Kugel rollt, an einem Lederriemen um den Hals oder auf der Brust zu tragen. (Oefter werden 3—4 solcher durch Ketten verbunden.)

6, 7) Zwei 32 *cm* lange Dolche von Eisen mit langen, feinen Spitzen. Die Scheiden, wie bei dem erwähnten Schwert, nur am Ende mit haifischlederner Spitze. Vom Mandingo-Stamm.

8) Ein grosser, aus Pflanzenfasern geflochtener Hut (Fig. 2), der, in Form einer Lampenglocke, „doppelwandig" gearbeitet ist. Die Oeffnung oben ist mit

langen puschelartigen Bastenden besetzt. Der Zwischenraum zwischen den beiden Wänden wird gewöhnlich als Tasche zum Aufbewahren von Tabak, Medicinblättern u. dgl. benutzt. Soll der Hut als Kriegskappe dienen, so werden die Stricke auf dem Scheitel in einen Knoten zu einer Art von Helmkegel (aber kugelartig) verflochten. Fig. 3 zeigt den Hut mit „ausgezogenem" Futter.

9) Drei Oberarmringe von Elfenbein.

10) Ein kleiner durchbohrter Fangzahn eines Leoparden. Darf nur von freien Negern (am Handgelenk oder Finger) getragen werden. In einer Kette wird er als Kinderschmuck auch um Hals, Leib oder Fuss getragen.

11) Eine Perlenschnur von kleinen, weissen Samenkapseln eines Strauches.

12) Ein durchbohrter Zahn vom kleinen liberianischen Hippopotamus, gehörte, wie die folgenden 3 Stücke, zum Behang eines Medicinmannes.

13) Ein kleiner Elephantenzahn, äusserlich mit Medicin beschmiert und auch im Uebrigen als Medicinbehälter dienend. Ebenso ward

14) die ausgehöhlte Haut eines Schuppenthieres benutzt (44 *cm* mit Schwanz lang).

15) Ein Strang in Leder genähter Kauries (um die Hüfte zu tragen).

16, 17) Zwei kolorirte kleine Kappen (auf dem Hinterkopf zu tragen) mit Puscheln, vom Mandingo-Stamm (Arbeit der Männer).

18) Eine desgl. mit schwarzem Rande, von Acca an der Goldküste.

19) Eine Querpfeife aus Bambusrohr.

20) Eine grosse eiserne Harpune zum Fischfang (20 *cm* lang mit 2 grossen Widerhaken), vom Kru-Stamm.

21) Eine grosse Holzschüssel (aus einem Stück), 26 *cm* im Durchmesser und 12 *cm* hoch, auf der Aussenseite mit ringsherum laufenden Verzierungen.

22) Nussartige Früchte, welche, durchbohrt und aufgezogen, am Handgelenk oder um den Hals getragen werden.

(31) Hr. W. Schwartz bemerkt zu Hrn. Georg von Bunsens Bericht über das „Zusammenleben der Brautleute auf Probe" als einer noch in Yorkshire üblichen Sitte (Verh. 1887, S. 376), dass

der Kiltgang im alten Griechenland

stellenweise auch noch in historischer Zeit üblich gewesen sei. Man pflege nur bei der wissenschaftlichen Betrachtung der betreffenden Zustände weniger auf dies und ähnliches zu achten, da man meist nur die ethisch mehr entwickelten Verhältnisse in den Städten, wie Athen, Sparta u. s. w., im Auge habe. Jenes Moment trete aber selbst bei Homer hervor, wenn es vom Zeus heisst, als ihn Hera auf dem Ida überrascht (Jl. XIV. 294 ff.):

ὡς δ' ἴδεν, ὥς μιν ἔρως πυκινὰς φρένας ἀμφεκάλυψεν,
οἷον ὅτε πρῶτόν περ ἐμισγέσθην φιλότητι
εἰς εὐνὴν φοιτῶντε, φίλους λήθοντε τοκῆας.

Man habe eben ursprünglich den Göttern beigelegt, was man selbst so getrieben. Später freilich, als die Sitte durch die ganze Kulturentwickelung zum Theil abgekommen, habe man sich umgekehrt dort, wo sie geblieben, auf das Vorbild der Götter berufen. Das beweise die Bemerkung des Scholiasten zu jener Stelle, indem sie zugleich für das lokale Fortleben des Gebrauchs Zeugniss ablege. Er sagt nehmlich: *φασὶ τὸν Δία ἐν Σάμῳ λάθρα τῶν γονέων ἀποπαρθενεῦσαι τὴν Ἥραν, ὅθεν Σάμιοι μνηστεύοντες τὰς κόρας λάθρα συγκοιμίζουσιν, εἶτα παρρησίᾳ ποιοῦσι τοὺς γάμους.* Schon C. A. Böttiger mache, wo er in seiner Kunstgeschichte

1836. II. S. 241 Anm. die Stelle berühre, dazu die Bemerkung: „hier auf Samos hatten sie also die Probenächte der alten slavischen Völkerschaften, den Kiltgang der Schweizer und der Bergschotten. s. Meiners, Grundriss der Geschichte der Menschheit S. 203." Uebrigens lebte die betreffende Vorstellung von den Göttern auch noch anderweitig auf dem Festlande in mimischen, dahin schlagenden Darstellungen ohne Anstoss fort. Am Kithäron z. B., wie Böttiger selbst weiterhin anführt, fand eine solche mimische Darstellung statt, nach der Zeus die Hera heimlich entführt, die Amme die Entführte an der Grotte sucht, aber vom Berggott Kithäron abgewiesen wird.

Gerade das griechische Leben zeigt so fast alle primitiven Formen der Eheschliessung in den, den Kulturverhältnissen entsprechenden natürlichen Entwickelungsformen, zuerst also den sinnlichen Standpunkt im Kiltgang, bezw. im Raube des Mädchens, welcher in Sparta ja noch lange in der Form der Eheschliessung nachvibrirte, dann das Kaufen desselben, da es spinnen, weben und nähen, Kleider, Vieh und überhaupt das Haus in Ordnung halten konnte, während allmählich in den städtischen Verhältnissen die Eltern mehr die Initiative zur Verheirathung ergreifen, um die Töchter unterzubringen, und zuletzt so das umgekehrte Verhältniss entsteht, dass sie selbige ausstatten. Wenn man gewöhnlich die Kindererzeugung in den Vordergrund stelle, so sei das zunächst dabei gleichsam mehr ein allgemein staatliches, als ein individuelles Prinzip zum Handeln in den einzelnen Fällen.

(32) Hr. von Binzer berichtet über

Ausgrabungen im Dassendorfer Busch im Kreise Herzogthum Lauenburg.

Bei Gelegenheit des von mir am 19. Februar 1887 in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrages über die Hünengräber im Sachsenwalde und dessen nächster Umgebung habe ich in Betreff der beiden im Tiefensohl und Dassendorfer Busch belegenen grossen Begräbnisscentren darauf hingewiesen, dass die zu denselben gehörigen Hünengräber in fünf, nach deren Durchmessern zu bildende Grössenklassen zerfallen, und ich habe dabei die Vermuthung ausgesprochen, dass sich in diesen Grössenunterschieden gewisse Abstufungen wiederspiegeln, in welchen die dort Bestatteten zu ihren Lebzeiten unter einander gestanden haben, und dass die innere Einrichtung und Ausstattung der Hügel Ungleichheiten aufweisen würde, die in gewissem Maasse mit den äusseren Unterschieden korrespondiren.

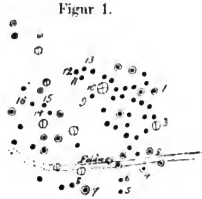
Einige zur Beantwortung dieser Fragen erforderliche Ausgrabungen, die unter der wohlwollenden Förderung des Herrn Virchow bereits im vorigen Jahre in dem einen dieser beiden Centren, im Dassendorfer Busch, von mir vorgenommen worden sind, bestätigen, durch die dabei gewonnenen Resultate, die von mir gehegten Vermuthungen, meiner Ansicht nach, zur Genüge.

Die erzielten Resultate hätten noch weit bessere sein müssen, wenn nicht, wie dies fast überall in der dortigen Gegend der Fall ist, die meisten Hügel entweder bereits früher durchsucht oder behufs Entnahme von Steinen beschädigt worden wären. Bereits vor etwa 30 Jahren ist das Hügelfeld im Dassendorfer Busch durch tiefes Umpflügen für die Besamung mit Kiefern, welche seitdem zu einem dichten Holzbestande herangewachsen sind, vorbereitet worden, und dabei ist, nach Aussage einiger dabei betheiligt gewesenen Bauern, eine Anzahl flachliegender Steinkisten von den Pflügen erreicht und dann grösstentheils ausgehoben und zerstört worden, wobei in der Regel auch Urnenscherben zum Vorschein

gekommen sind. Es handelte sich dabei stets nur um die kleinsten Hügel, da die grösseren mit dem Pfluge zu schwer zu passiren waren; aber in allen Fällen standen, nach den übereinstimmenden Aussagen der Bauern, die Steinkisten in der Mitte der Hügel und enthielten entweder zertrümmerte Urnen oder lediglich Knochenreste.

Gleiche Resultate haben die von mir vorgenommenen Ausgrabungen aufzuweisen. Die geöffneten Hügel der geringsten Ordnung, deren Durchmesser 7 bis 9 *m* oder etwas darüber beträgt, erheben sich nur wenig, in flacher Wölbung, über der Bodenfläche: es fanden sich in denselben meistens nur noch die Ueberreste einer, aus flachen oder rundlichen Steinen aufgebaut gewesenen, kleinen Steinkiste, zwischen denen Urnenscherben und Knochentrümmer oder auch nur diese letzteren zerstreut lagen. Es war dies der Fall bei den Hügeln 11, 12, 13 und 14 der beigegebenen Situationsskizze (Fig. 1), ausserdem aber bei einer Anzahl zwar untersuchter, aber auf der Karte nicht besonders bezeichneter Hügel der geringsten Klasse, in denen nur noch sehr schwache Spuren ihrer ehemaligen Bestimmung entdeckt wurden.

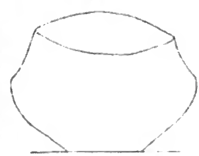
Figur 1.



Von vollständig erhaltenen Steinkisten fanden sich in dieser Klasse nur zwei, und zwar in den Hügeln 15 und 9. In dem ersteren stand in der Mitte eine roh aufgesetzte Steinkiste, aus wenigen platten, grösstentheils aber rundlichen Steinen bestehend, ohne Urnen, aber mit Knochenresten; Deckelsteine waren nicht vorhanden und dem Anscheine nach waren solche auch nicht vorhanden gewesen.

In Hügel 9 fand sich gleichfalls in der Mitte des flachgewölbten Hügels eine mit etwas mehr Sorgfalt, aber doch gleichfalls roh ausgeführte Steinkiste aus ziemlich grossen Feldsteinen, mit nach innen gekehrten Spaltflächen. Deckelsteine fehlten, ebenso Unterlagsplatten, aber es war eine ungewöhnlich grosse Urne (Fig. 2) vorhanden, die zwar verschiedentlich geborsten, aber doch so gut erhalten war, dass sie vollständig hat wiederhergestellt werden können. Zog schon die ungewöhnliche Grösse der Urne die Aufmerksamkeit auf sich, so war dies noch mehr der Fall in Beziehung auf die ungewöhnlich reichliche Knochenmenge; es scheint, als ob die Ueberreste zweier Leichen hier vorliegen.

Figur 2.



1/10

Der Mangel einer oberen Steindecke, sowie der Unterlagsplatten scheint den Grabhügeln geringster Ordnung gemeinschaftlich zu sein, denn in keinem dieser Hügel habe ich die Spuren von solchen gefunden, selbst dort nicht, wo die Steinkisten zwar völlig eingedrückt waren, aber das ganze Steinmaterial noch vorhanden war. In den Hügeln der höheren Ordnungen fehlen die Deckelsteine und Unterlagsplatten, soweit meine Beobachtung reicht, niemals.

Eine nicht geringe Anzahl der kleineren Hügel war übrigens ihres sämmtlichen Steinmaterials beraubt, und nur noch einzelne Urnenscherben verriethen ihre ehemalige Bestimmung. Nicht wenige Hügel waren der Untersuchung dadurch entzogen, dass sie dicht mit jungen Kiefern besteckt waren, welche fortzunehmen mir nicht gestattet wurde.

Mehr Mühe und Sorgfalt, als auf die Hügel der geringsten Klasse, ist auf die grösseren Hügel verwendet worden, unter denen sich besonders Hügel 1 auszeichnet. Derselbe gehört zur zweiten Grössenklasse, indem er einen Durchmesser von 11 *m* hat; ich habe bereits früher einige Mittheilungen über denselben gemacht. Im Innern des ziemlich hoch gewölbten Hügels lag zu ebener Erde ein mit peinlicher Genauigkeit aus schweren Feldsteinen hergestellter Kranz von 3 *m* Halbmesser; die Steine, 49 an der Zahl, waren so dicht aneinander gefügt, dass man mit dem Spaten nicht in die Fugen eindringen konnte. In der Mitte dieses Kranzes hatte ein Steinkegel gestanden, dessen Spuren wohl noch sichtbar waren, von dessen Grösse man sich aber keine Vorstellung mehr machen konnte, da fast sämmtliche Steine, aus denen er bestanden hatte, fortgenommen waren. Einige wenige Scherben zeigten an, dass derselbe eine Urne, vielleicht mehrere, enthalten haben musste.

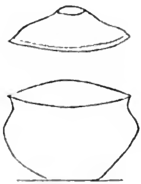
Steinkränze, wie ihn Hügel 1 aufzuweisen hat, habe ich im Dassendorfer Busch nicht mehr gefunden, wol aber die Spuren von solchen, bei Hügel 3 und bei dem, allerdings ziemlich weit abgelegenen Hügel 17. Der an verschiedenen Stellen, nahe am Rande, aufgewühlte Mantel zeigte an, dass auch diese beiden Hügel in ihrem Innern einen Steinkranz geborgen hatten. Auch an anderen Stellen des Sachsenwaldes ist das Gleiche nachzuweisen.

Zunächst, die Hügel 2 und 4 übergehend, wende ich mich zu Hügel 6. Derselbe ist auf der Karte als Hügel geringster Ordnung eingetragen, er gehört aber zu der zweiten Ordnung, da er über 10 *m* im Durchmesser hat; bei der Zeichnung der Karte ist dies versehen worden.

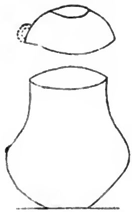
In diesem Hügel fand sich, genau in der Mitte des ziemlich flach abgewölbten Erdaufwurfs, eine mit Sorgfalt ausgeführte, auf mehreren Unterlagsplatten errichtete viereckige Steinkiste aus Feldsteinen, deren Spaltflächen nach innen gerichtet waren; die Kiste war mit schweren Deckelsteinen, ohne Spaltflächen, gedeckt, und in derselben waren, dicht neben einander, zwei Urnen untergebracht, die indessen durch das Gewicht der schweren Deckelsteine beide eingedrückt und ziemlich arg zertrümmert worden waren. Ausserdem hatten sie durch die Wurzeln einer unmittelbar daneben stehenden Buche sehr gelitten, jedoch ist von beiden so viel erhalten geblieben, dass man die Formen erkennen kann. Die Urne Fig. 3 hat die gewöhnliche Kesselform, die Urne Fig. 4 dagegen Krugform; beide waren mit thönernen Deckeln versehen, von denen der zu Fig. 3 gehörige die Form einer sehr flachen Schale, der andere die Form eines Napfes hat; ersterer ist zum grössten Theil durch die bereits erwähnten Buchenwurzeln in so feine Theile zerlegt worden, dass nichts als ein grobes Pulver zurückblieb, als die Stücke getrocknet worden waren. Der zu Fig. 4 gehörige Deckel ist vollständig erhalten. Diese Urne enthält feinere Knochen, als die erste Urne, und es mag ja wohl sein, dass hier eine männliche und eine weibliche Leiche ihre Grabstätte gefunden haben. Oben auf den Knochenresten der Urne Fig. 3 lag eine roh gearbeitete Bronzenadel ohne Verzierungen. Andere Steinpackungen, als die, welche zu der erwähnten Kiste gehörten, waren hier nicht mehr vorhanden, wohl aber die Spuren eines Steinkranzes.

Hügel 7 und 8, von denen der letztere auch wohl der zweiten Klasse, mit dem Durchmesser von 10 bis 12 *m*, zuzurechnen ist, sind insofern merkwürdig, als beide genau in der Mitte und zu ebner Erde einen aus 30, bezw. 32 ziemlich grossen, zum Theil mittelst Spaltung roh zugerichteten Steinen zusammengesetzten kleinen Steinhügel enthielten. Beide Hügel waren mit ausserordentlichem Geschick so dicht gepackt, dass sie einen überraschend geringen Raum, im Ver-

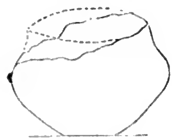
Figur 3.



Figur 4.



Figur 5.



$^{1}/_{10}$ der natürlichen Grösse.

hältniss zu der verwendeten Steinmasse, einnahmen, und die Fugen waren so gering, dass kaum einige Erdtheile zwischen die Steine hatten eindringen können. Die Spaltungen waren offenbar vorgenommen worden, um die dichte Packung zu ermöglichen.

Diese Art von Hügeln wird es sein, hinsichtlich derer man verschiedentlich angenommen hat, sie wären, wenn keine Urnen in denselben zu finden waren, als Denkmäler für Verstorbene oder Gefallene, deren Leichen man nicht hatte habhaft werden können, errichtet worden. Es mag sein, dass es derartige Hügel giebt, was ich übrigens bezweifle; diese beiden Hügel gehören aber nicht zu der Kategorie, denn in beiden fanden sich beim Graben Bruchstücke von Urnen, im Hügel 7 allerdings nur zwei, in 8 aber mehrere, die ich aufbewahrt habe. Offenbar hatte man die Urnen bei einer früheren, anscheinend schon vor langer Zeit ausgeführten Ausgrabung fortgenommen, einzelne Bruchstücke aber in der Erde verkramt.

Hügel, wie diese, kamen übrigens in dortiger Gegend mehrfach vor; die Steinhügel im Innern enthalten nicht das Geringste, und auch unter denselben ist nichts zu finden, aber im oberen Theile des Mantels finden sich, ziemlich flachliegend, eine oder zwei Urnen oder Urnenscherben.

Eine mit gleich grossem Geschick ausgeführte Steinpackung fand sich im Hügel 10, indessen diente diese als Umhüllung für eine Urne, welche ziemlich fein gearbeitet ist, aber nichts anderes als Knochenreste enthalten hat. Die Steinpackung bestand aus einer Anzahl von Feldsteinen von meist länglicher Form und häufigen Spaltflächen; sie waren dergestalt um die Urne herum aufgebaut, dass sie dieselbe vollständig, wie mit einem nach oben spitz zulaufenden Gewölbe, einhüllten. Fast sämmtliche längliche Steine standen aufrecht und waren so äusserst geschickt — natürlich ohne Mörtel — geordnet, dass sie einen festen Steinhut bildeten, auch nachdem bereits die Erde auf allen Seiten entfernt worden war. Decksteine waren hier natürlich nicht nöthig und auch nicht einmal anzubringen, da die kleine Pyramide in sich selbst ihren Abschluss fand. Es war dies der geschickteste und sinnreichste Feldsteinbau, den ich jemals gefunden habe.

Lebhaftes Interesse erweckt auch eine im Hügel 16 gefundene Steinpackung, aber nicht etwa wegen der Kunstfertigkeit, mit welcher sie ausgeführt ist, sondern weil ihr Zweck völlig räthselhaft ist.

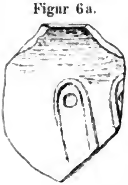
Durch den etwa 8 *m* im Durchmesser haltenden, flach gewölbten Hügel war in der Quere, in west-östlicher Richtung, ein, aus meistentheils kleinen, die Grösse einer Kegelkugel nicht überschreitenden Feldsteinen bestehendes, mehrschichtiges

Steinpflaster gelegt, dessen Umrisse an die Gestalt eines auf die Seite gelegten Vogels erinnerten, mit deutlich ausgeprägtem Rumpf, Hals und Kopf; aber weder zwischen den Steinen, noch in dem Erdmantel des Hügels, noch unter dem Steinpflaster fand sich irgend eine Spur von einer Urne, von Kohlen oder sonstigen Gegenständen. Es war mir die Form dieses Pflasters hauptsächlich aus dem Grunde auffallend, weil auch an anderen Stellen bereits derartige Formen gefunden worden sind, u. a. in dem ungewöhnlich grossen Hügel auf dem Köppelsberge bei Hasenthal in Lauenburg, der eine grosse Anzahl Urnen geliefert und ähnliche Pflasterungen, wie in Hügel 16, jedoch in grossen Dimensionen, aufzuweisen hatte. Zufällig bin ich zugegen gewesen, als eine am Rande des Hügels befindliche derartige Pflasterung aufgenommen wurde, in deren Rumpf eine Urne stand, in welcher eine Bronzenadel und eine Pincette aus dem gleichen Metall gefunden wurde.

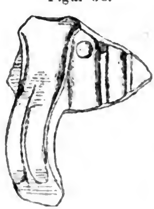
Zum Schluss komme ich zu den Hügeln 2 und 4.

Dieselben gehören der Grösse, d. h. dem Durchmesser nach, nicht zu den obersten Klassen der Hügelgräber, aber sie sind ziemlich hoch gewölbt, haben einen Durchmesser von 12,00 *m* und eine Höhe von 1,25 *m*. Hügel 4 war bereits beraubt, so dass nur noch einige Scherben in der noch offenen Grube gefunden wurden. Dieselben waren aus demselben Thon gefertigt, wie die Urnen des Hügels 2, und zeigten auch Aehnlichkeit in der Behandlung, waren offenbar in derselben Höhe über dem gewachsenen Boden gefunden, wie die Urnen in Hügel 2, und so kann man unbedenklich die beiden Hügel als einer und derselben, und zwar der vornehmsten Klasse angehörig betrachten. Als dorthin gehörig kennzeichnet sie ihr Inhalt. Der Hügel 2 enthielt in einer Höhe von etwa 35 *cm* über dem gewachsenen Boden vier dicht nebeneinander stehende Urnen, auf eben so vielen platten Steinen stehend. Eine aus derben Feldsteinen errichtete viereckige Steinkiste, mit nach innen gewendeten Spaltflächen, umschloss diese vier Urnen gemeinschaftlich. Sie war mit zwei grossen Steinen von bedeutender Schwere gedeckt, aber dieselben waren, eben in Folge ihrer Schwere und der ungleichen Vertheilung des Gewichts, seitwärts verschoben und hatten die ganze Steinkiste umgerissen, dabei aber auch die vier Urnen in zahllose kleine Scherben zerdrückt, so dass es nicht möglich gewesen ist, auch nur eine einzige Urne wiederherzustellen. Aber die wenigen geretteten Scherben lassen erkennen, dass hier eine bessere, vollkommenere Arbeit vorliegt, wie denn auch das Material ein feineres ist, als dasjenige, aus welchem die übrigen Urnen gefertigt zu sein pflegen. Offenbar ist eine Urne an zwei Seiten mit einer Zeichnung versehen gewesen, die ein Gesicht hat darstellen sollen (Fig. 6a und b). Dieselbe gehört also entweder einer späteren Zeit an, als die übrigen Urnen, oder es sind hier die Leichenreste hervorragender Personen beigesetzt, bei deren Bestattung ein grösserer Aufwand nöthig befunden worden ist. Zwischen den Knochenresten fand sich eine mit Verzierungen versehene Bronzenadel und unter der einen Urne, unmittelbar auf der Unterlagsplatte, einiges Eisen, beinahe völlig von Rost verzehrt.

Figur 6a.



Figur 6b.



$^1/_3$ der natürlichen Grösse.

Auf jeden Fall bergen die grossen Begräbnisscentren viel Verschiedenartiges und sehr viel Beachtenswerthes.

(33) Hierauf wird nach § 20 der Statuten zur Wahl des Vorstandes der Gesellschaft für das Jahr 1889 geschritten.

Durch Acclamation werden gewählt:

Hr. R. Virchow als Vorsitzender,
die Herren W. Reiss und Beyrich als dessen Stellvertreter,
die Herren R. Hartmann, Voss und Bartels als Schriftführer,
Hr. Ritter als Schatzmeister.

(34) Eingegangene Schriften.

1. Rink, Henry, Eskimoiske eventyr og sagn oversatte efter de indefödte fortaelleres opskrifter og meddelelser. Kjöbenhavn 1866—1871.
2. Derselbe, Le recenti esplorazioni Danesi nella Groenlandia (1876—1877). Studi e considerazioni. Parte I. Christiania 1888.
3. Hansen, Sören, Lagoa Santa Racen. En anthropologisk undersögelse af jordfundne menneskelevninger fra brasilianske huler. Med et tillaeg om det jordfundne menneske fra Pontimelo, Rio de Arrecifes, la Plata. Med indledende bemaerkninger om menneskelevninger i Brasiliens huler og i de Lundske samlinger af Chr. Fr. Lütken. Kjöbenhavn. o. D.
4. Barberena, Don S. J., Diario oficial. Republica de Salvador — Centro-America. Sábado 7—11. 1888.
5. Lovisato, Domenico, Appunti etnografici con accenni geologici sulla Terra del Fuoco. Torino 1884.
6. Mies, Abbildungen von sechs Schädeln mit erklärendem Text, um die Hauptgruppen der Längenbreiten- und Längenhöhen-Indices gemäss der internationalen Frankfurter Verständigung zu verschaulichen, auf drei Tafeln, aus welchen ein von links, vorne und rechts drei verschiedene Ansichten zeigendes Bild hergestellt werden kann. München 1888. (Deutsch und Volapüko.) Gesch. d. Verf.
7. Derselbe, Abbildungen von sechs Schädeln mit erklärendem Text, um die Hauptgruppen der Längenbreiten- und Längenhöhen-Indices gemäss der internationalen Frankfurter Verständigung zu veranschaulichen, in Form von vier zerlegbaren Modellen. München 1888. (Deutsch und Volapüko.) Gesch. d. Verf.
8. Nehring, Einfluss der Domestication auf die Grösse der Thiere, namentlich über Grössenunterschiede zwischen wilden und zahmen Grunzochsen. Berlin 1888. Gesch. d. Verf.
9. Hoffmann und Schultes, Noms indigènes d'un choix de plantes du Japon et de la Chine. Paris 1853. Gesch. d. Hrn. Dr. Bartels.
10. Junker von Langegg, Ferd. Adalb., El Dorado. Geschichte der Entdeckungsreisen nach dem Goldlande El Dorado im XVI. und XVII. Jahrhundert. Leipzig 1888. Gesch. d. Verf.
11. Sergi, G. e Moschen, L., Crani della Papuasia. Florenz 1888. Gesch. d. Verf.
12. Grempler, Der II. und III. Fund von Sackrau. Namens des Vereins-Museums schlesischer Alterthümer in Breslau unter Subvention der Provinzialverwaltung bearbeitet und herausgegeben. mit freundlicher Unterstützung des Hrn. A. Langenhan. Berlin 1888. Gesch. d. Verf.
13. Hoernes, Moriz, Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain. Wien 1888. Gesch. d. Verf.

14. Severo, Ricardo, Les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal de M. Émile Cartailhac. Porto 1888. Gesch. d. Verf.
15. Brinton, Daniel, The language of palaeolithic man. Philadelphia 1888. Gesch. d. Verf.
16. Gross, Victor, La paléoethnologie en Suisse. Paris 1888. Gesch. d. Verf.
17. Joest, Wilhelm, Ein Besuch beim Könige von Birma. Köln 1882. Gesch. d. Verf.
18. Keller, Ferdinand, Pfahlbauten. Sechster Bericht. Zürich 1866. Gesch. d. Hrn. Virchow.
19. Regalia, E., Orbita e obliquità dell'occhio Mongolico. Firenze 1888. Gesch. d. Verf.
20. Treichel, A., Das Beutnerrecht von Gemel, Kr. Schlochau. Hoch-Paleschken 1888. Gesch. d. Verf.
21. Nehring, A., Ueber den Charakter der Quartärfauna von Thiede bei Braunschweig. Stuttgart 1888. Gesch. d. Verf.
22. Derselbe, Vorläufige Entgegnung auf Wollemann's Abhandlung über die Diluvialsteppe. Berlin 1888. Gesch. v. Verf.
23. Pitt Rivers, Excavations in Cranborne Chase, near Rushmore, on the borders of Dorset and Wilts. 2 Vol. 1887—1888. Gesch. d. Verf.

Chronologisches Inhaltsverzeichniss

der

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Autoren-Verzeichniss.

Sach-Register.

A.

B.

C.

H.

N.

Z.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Filmed by Preservation 1985